

AUGUST KAHRER  
VORM. J. STIFT  
BUCHBINDEREI  
INNSBRUCK

IGL  $\frac{Z}{D} \frac{6}{6}$



# SÜDOST- FORSCHUNGEN

IM AUFTRAG

DES DEUTSCHEN AUSLANDSWISSENSCHAFTLICHEN IN-  
STITUTS (BERLIN) UND DES SÜDOSTINSTITUTES MÜNCHEN

geleitet und herausgegeben von

FRITZ VALJAVEC

REDAKTIONSAUSSCHUSS

EQREM ÇABEJ (Rom), ERICH GIERACH (München),  
FRITZ MACHATSCHKEK (München), JOSEF MATL (Graz),  
FRIEDRICH MÜLLER (Hermannstadt), KARL ALEXANDER  
VON MÜLLER (München), WILHELM SCHÜSSLER (Berlin),  
HAROLD STEINACKER (Innsbruck)

VI. Jahrgang

1941

---

VERLAG VON S. HIRZEL IN LEIPZIG C 1

UB INNSBRUCK



(11519/6)

**FORSCHUNGEN**  
**-SUBOT-**

BEI DER UNIVERSITÄT ZÜRICH  
VERÖFFENTLICHT VON  
RUDOLF M. ROHRER

HEFT X VALLA

BRUNN  
VERLAG  
BRUNN  
BRUNN

VI. Jahrgang

1911

GEDRUCKT BEI RUDOLF M. ROHRER IN BRÜNN

VERLAG VON RUDOLF M. ROHRER IN BRÜNN

# Inhaltsverzeichnis

	<b>I. Aufsätze</b>	Seite
ANDRUSJAK MYKOLA:	Der westukrainische Stamm der Lemken. . . . .	536—575
BONOMI EUGEN:	Die Pest im Ofner Bergland . . . .	498—535
CSÁSZÁR ELEMÉR †:	Deutsche Elemente in der ungarischen Dichtung des 18. Jahrhunderts . . . .	103—166
EIS GERHARD:	Zur Paracelsusnachfolge im Sudetenraum . . . . .	440—462
EISNER JAN:	Die vor- und frühgeschichtliche Forschung auf dem Gebiete der Slowakei und der ehemaligen Karpatenukraine in den Jahren 1918 bis 1938 . . . .	353—380
FITTBOKEN GOTTFRIED †:	Stephan Ludwig Roths Kolonisationsversuch im zeitgeschichtlichen Zusammenhang . . . . .	283—352
HÄCKEL ERNST:	Der Hausbesitz im alten Pest (Fortsetzung) . . . . .	381—407
HORED T KURT:	Zur siebenbürgischen Burgenforschung	576—614
MALASCHOFKY ALFRED:	Beiträge zur Siedlungsgeographie der Slowakei . . . . .	167—203
MOSER HUGO:	Schrifttum über das Deutschtum in Sathmar einschließlich Marmarosch und Bihar . . . . .	204—233
POLITOWA-DENEWA WENA:	Die Entwicklung des bulgarischen Zeitschriftenwesens von ihren Anfängen bis 1878 . . . . .	408—439
VALJAVEC FRITZ:	Der Werdegang der deutschen Südostforschung und ihr gegenwärtiger Stand	1— 37
VERNADSKY GEORGE:	Flavius Ardabur Aspar. . . . .	38— 73
WEINELT HERBERT:	Deutsche mittelalterliche Stadtanlagen in der Slowakei (Schluß) . . . . .	463—497
WIJK NICOLAAS VAN †:	Zur sprachlichen und stilistischen Würdigung der altkirchenslawischen Vita Constantini . . . . .	74—102

## II. Kleine Mitteilungen

BONOMI EUGEN:	Der Nachwächter im Ofner Bergland	273—277
BONOMI EUGEN:	Kirchtagsnamen und Kirchtagsspeisen im Ofner Bergland. . . . .	655—657
ÇABEJ EQREM:	Der albanische Dichter Gjergj Fishta (1871—1940) . . . . .	635—647
FITTBOKEN GOTTFRIED †:	Ein Besuch der Hohen Tatra vor hundert Jahren. . . . .	627—635

## IV

	Seite
GASSAUER RUDOLF:	Beiträge zur Kulturgeschichte der Bukowina . . . . . 234—248
GERHARDT DIETRICH:	Zur Frage des Krimgotischen . . . . . 277—278
HAHN JOSEF:	Nachtrag zu einem Aufsatz D. Tschizewskijs . . . . . 278—279
KLIMA HELMUT:	Die Union der Siebenbürger Rumänen und der Wiener Staatsrat im theresianischen Zeitalter . . . . . 249—256
LOISCH JOHANN:	Zipser Ortsnamen aus Wiener Archiven . . . . . 264—273
MOSER HUGO:	Fränkische Ortsnecknamen und Neckverse aus Südosteuropa (einschließlich Galizien) . . . . . 647—654
MÜLLER FRIEDRICH:	Die Rolle und Wirkung der deutschen Kultur in Osteuropa . . . . . 615—622
TSCIŻEWSKIJ D.:	Die Trubarschen Drucke an der Universitätsbibliothek Halle a. d. S. . . . . 622
ZIMMERMANN HANS BERNHARD:	Matthias Rath, der Begründer des magyarischen Zeitungswesens (1749—1840) . . . . . 256—263
ZIMMERMANN BERNHARD:	Der Ödenburger Musikverein im Jahre 1835 . . . . . 623—627

### III. Nachrichten

D. DR. OSKAR NETOLICZKA † (1865—1940). Nachruf von OSKAR WITTSTOCK . . . . .	724—725
Kurze Notizen über den Tod von HEINRICH MARCZALI, FERDINAND ŠIŠIĆ, RUDOLF VÁRI, CYRILL HORVÁT, JANKO BARLE, PAUL TELEKY, AUGUST ŽIGON, GOTTFRIED FITTBOGEN, METHOD DOLENC von F. V. . . . .	725—726
Wissenschaftliche Nachrichten des Jahres 1941. . . . .	726—727

### IV. Bücher- und Zeitschriftenschau

Verfasser und Titel der Bücher (alphabetisch nach Verfassern geordnet) bzw. Titel der Zeitschriften. — Übersetzte Buchtitel sind mit * versehen.	
A Budapesti Királyi Magyar Pázmány Péter Tudományegyetem Német Intézetének, Irodalomtudományi Evkönyve (*Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Königl. Ung. Péter Pázmány Universität Budapest). Bd. V (1939) . . . . .	683
Academia Română (*Denkschriften der Rumänischen Akademie). Seria III, Tom. XXI. . . . .	697—699
A felvidéki magyarság husz éve (*20 Jahre des Madjarentums in der Slowakei). 1918—1938 . . . . .	681
ANTONOVYČ M.: *Geschichte der Ukraine. I. Lieferung: Die Fürstenzeit . . . . .	720—722
BAKÓ ELEMÉR: *Phonetische Studien . . . . .	689—690
BAKOŠ MIKULÁŠ: *Entwicklung des slowakischen Verses. . . . .	675—676
BĂLCESCU N.: *Werke. Bd. I, 1—2 . . . . .	703
Balkanske zemlje (*Die Balkanländer). Jg. I (1939) u. Jg. II (1940) . . . . .	660

	Seite
BARLAY MAGDA: *Zur Wirtschafts- und Siedlungsgeographie von Baja	688—689
BERNATZIK H. A.: Albanien. Das Land der Schkipetaren . . . . .	718
BUSCH-ZANTNER RICHARD: Albanien. Neues Land im Imperium . . . . .	717—718
BÜKY IRÉN: *Alois Degré als Erzähler . . . . .	690—691
CARTOJAN N.: *Geschichte der altrumänischen Literatur. Bd. I. . . . .	700—701
Časopis za zgodovino in narodopisje (*Zeitschrift für Geschichte und Ethnographie). Jg. 35 (1940) . . . . .	709—710
CEHAK G.: Sportliche Eignungsuntersuchungen an Rassen. . . . .	667
Český časopis historický (*Tschechische Historische Zeitschrift). Jg. 45 (1939) u. Jg. 46 (1940): . . . . .	671—672
CSÓKA J. LAJOS: *Adam Kollár und die Schulreform Maria Theresias . . . . .	694—695
Debreceni Szemle (*Debreciner Rundschau). Jg. 1938 . . . . .	684
DINKLAGE KARL: Zur ältesten Besiedlungsgeschichte des Egerlandes . . . . .	672—673
DOBOS FERENC: *Zur Geographie des Passes von Gyimes . . . . .	687
DOMOKOS PÁL PÉTER: *Das handschriftliche Liederbuch von Johann Zemlény, 17. Jh. . . . .	690
DUJČEV IVAN: *Das katholische Erzbistum Sofia im 17. Jh. Forschungen und Dokumente. (Materialien zur Geschichte der Stadt, Sofia, 10. Bd.) . . . . .	713—717
Elan. Organ des Verbandes der slowakischen Schriftsteller . . . . .	674
EMBER ÖDÖN: *Die Literatur über den Ursprung der Szekler und deren Einfluß auf die nationalen Volksbestrebungen . . . . .	689
Emlékkönyv Domanovszky Sándor születése hatvanadik fordulójának ünnepére (*Gedenkbuch zum 60. Geburtstag v. A. D.) . . . . .	681—682
Emlékkönyv Pap Károly főiskolai (akadémiai és egyetemi) tanári működésének harmincadik évfordulójára (*Gedenkbuch zur 30jäh- rigen Hochschullehrtätigkeit (als Akademie- und Universitäts- professor) von Karl Pap) . . . . .	682—683
ESPENSCHIED R.: Zur Erbgeschichte von Bevölkerungen . . . . .	667
Etnologija (Zeitschrift der Ethnologischen Gesellschaft in Skoplje). Jg. I (1940) . . . . .	703—704
FALLENBÜCHL FERENC: *Die Gefangenen-auslösenden Trinitarier-Mönche in Ungarn . . . . .	694
FALUS LILLA: *Der Weltkrieg in der madjarischen Romanliteratur . . . . .	691—692
FERRARI R. P.: Italienischer Brief. . . . .	718
FRANZ G.: Die bevölkerungsgeschichtlichen Folgen des Dreißigjährigen Krieges. Forsch. u. Fortschr. 16 (1940) . . . . .	665
FRANZ L.: Jäger, Bauern, Händler . . . . .	662
GALAMB SÁNDOR: *Geschichte des madjarischen Dramas von 1867—1896. Bd. I . . . . .	691
Geografski Vestnik (*Geographische Rundschau). Jg. XVI (1940) . . . . .	708—709
GESMEY BORBÁLA: Les débuts des études françaises en Hongrie (1789 bis 1830). Essai de bibliographie . . . . .	696
GIURESCU CONSTANTIN C. (Hrsg.): *Reden König Carol I. I (1866—1886), II (1887—1914). . . . .	702
Glasnik skopskog naučnog društva (*Zeitschrift der wissenschaftlichen Gesellschaft in Skoplje). Bd. 19 . . . . .	704
GOSCHEW IV.: *Die heiligen Brüder Kyrillos u. Methodios. . . . .	713
GRUENBERG L.: Die deutsche Südostgrenze . . . . .	663

## VI

	Seite
HANTOS JULIUS: *Skizzen zur Geographie Fünfkirchens . . . . .	685—686
HARCOS-HESZ: Die Wichtigkeit der gesundheitlichen Untersuchungen .	697
HELBOK ADOLF: Deutsche Geschichte auf rassischer Grundlage . . .	666
HORAK KARL: Burgenländische Volksschauspiele . . . . .	668
HRUSKA A.: Parodontose in Albanien . . . . .	718
Hrvatski Geografski Glasnik (*Kroatische Geogr. Zeitschr.). Bd. 8—10 .	705—708
HÜLLE WERNER: Westausbreitung und Wehranlagen der Slawen in Mitteldeutschland. Mannus-Bücherei, Bd. 68 . . . . .	662—663
IVÁNYI BÉLA: *Archivum Gyömröense gentis comitum Teleki de Szék	684—685
IVÁNYI BÉLA: *Baron Andreas Máriássy, Feldzeugmeister, Ritter des Maria-Theresia-Ordens. 1757—1846 . . . . .	695—696
IVIĆ A.: *Leopold Ranke und das serbisch-österreichische Verhältnis während des ersten serbischen Aufstandes . . . . .	705
JÁNOSSY DÉNES: *Die Kossuth-Emigration in England und Amerika 1851—1852. I. Bd. . . . .	696—697
JORDAN AL.: Les relations culturelles entre les Roumains et les Slaves du sud . . . . .	702
JOVANOVIĆ SLOBODAN: *Karadjordje und seine Wojwoden . . . . .	705
KOCH KATALIN: *Die englische Literatur im Spiegel der madjarischen Presse (1850—1867) . . . . .	691
KÖRNER I.: Bericht über rassenkundliche Untersuchungen in Lakonien als Beitrag zu einer Rassenkunde Griechenlands . . . . .	723
KRISTÓF GYÖRGY: *Geschichte der siebenbürgisch-madjarischen Provinz- journalistik bis zum Ausgleich . . . . .	696
LAHR EUGEN: Französische Kriegszielpropaganda am Ende des Weltkrieges	665
LAKATOS ISTVÁN: *Die Musiker namens Ruzitska in Siebenbürgen . . .	697
L'Europa Orientale. Jg. XX (1940) . . . . .	660—661
Ljubljana. Zusammengestellt und herausgegeben von France Stelè . .	710
LOVAS REZSŐ: *Gabriel Báthory und die Sachsen . . . . .	694
LÜCK KURT (Hrsg.): Deutsche Gestalter und Ordner im Osten . . .	663
LUPAŞ J.: *Siebenbürgische Geschichtsdokumente. Bd. 1, 1599—1699 .	699—700
MARINESCU C.: A propos d'une biographie de Jacques Basilicos l'Héra- clide, récemment découverte . . . . .	702
MARINESCU C.: Jacques Basilicos „Le Despote“, prince de Moldavie (1561 bis 1563), écrivain militaire . . . . .	702
MOŠIN VLADIMIR: *Akten aus den Archiven des Heiligen Berges . . .	704—705
MRÁZ ANDREJ: *Die „Christliche Schule“ von Gavlovič . . . . .	678—680
„Muzeum“. Bd. XLI. Klausenburg 1936 . . . . .	683—684
NAGY JENŐ: *Der Fachwortschatz für die Volkshandarbeit in Magyarvalkó	690
NEUSTUPNÝ JIŘI: *Der Bronzeschatz am Drewnik in der Zips . . . .	680
Numismatické zprávy (*Numismatische Nachrichten. Zeitschrift für Sammler von Münzen und Medaillen). Prag, IV.—VI. (1937—1939)	671
OPOLCZER JULIA: *Zur Siedlungsgeographie von Sankt Andrea . . .	688
OSUSKÝ S. ŠT.: *Die erste slowakische Philosophiegeschichte . . . .	676—678
PÁLINKÁS LÁSZLO: *Die Graner Kunstdenkmäler des 18. Jh.s . . . .	697
Památky archaeologické (*Archäologische Denkmäler, Urgeschichtliche Reihe). Jg. 6—8 . . . . .	669—670
PÉCSI ANNA: *Die Entwicklung der siebenbürgischen fürstlichen Kanzlei und ihr Urkundenwesen bis 1571 . . . . .	692

	Seite
POPESCU-SPINENI MARIN — NOE CONSTANTIN: Die Rumänen in Bulgarien . . . . .	713
PREXL MARIA: Wortgeographie des mittleren Böhmerwaldes (Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern, Heft 7)	672
Protektoratsheft der Zeitschrift: Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit, herausg. von M. JAHN, XVI (1940), Heft 6—7 . . . . .	670—671
Reichsgau Sudetenland, Reichsprotektorat Böhmen-Mähren. Bd. 1, Heft 1 . . . . .	672
REMPEL HANS: Deutsche Bauernleistung am Schwarzen Meer. Bevölkerung und Wirtschaft 1825 . . . . .	723
Revue Internationale des Études Balkaniques. Jg. II (1936), Bd. 3 u. 4	658—660
SAUSER G.: Die Ötztaler. Anthropologie und Anatomie einer Tiroler Talschaft . . . . .	668—669
Sbornik Tränski kraj (*Sammelwerk des Gebietes von Trän) . . . . .	711—712
Sbornik Velehradský (*Welehrader Sammelschrift). N. F. XI (1940). . . . .	671
SCHWIDETZKY I.: Beiträge zur Rassengeschichte Südosteuropas. I . . . . .	666—667
Slavjanski vesti (*Slawische Mitteilungen). Jg. 5 (1940) . . . . .	712—713
SOMMER ERICH FRANZ: Die Einigungsbestrebungen der Deutschen im Vorkriegsrußland 1905—1914 (Deutsche Schriften zur Landes- und Volksforschung, Bd. 6). . . . .	722—723
STÖKL GÜNTHER: Die deutsch-slavishe Südostgrenze des Reiches im 16. Jh. . . . .	664
STROH FRANZ: Baiern und Markomannen? . . . . .	668
SVÉDA PÁL: *Das Geschichtswerk Farkas Bethlen (1526—1571) . . . . .	692
SVOBODA B. V.: *Die Pardubitzer Gegend in der Urzeit . . . . .	673
SWRAKOFF G.: Wirtschaftsstruktur und Außenhandel Bulgariens. (Heft 62 der Kieler Vorträge, gehalten im Institut für Weltwirtschaft an der Universität Kiel, herausg. v. Dr. Andreas Predöhl) . . . . .	717
SZABÓ GÉZA: Geschichte des ungarischen Coetus an der Universität Wittenberg 1555—1613. Bibliothek des Protestantismus im mittleren Donaauraum, herausg. von Michael Bucsay. Bd. 2 . . . . .	692—694
SZABÓ ISTVÁN: *Das Ugotschaer Komitat. Bd. I der Reihe „Magyarság és Nemzetiség“ . . . . .	687—688
UNGUREANU GH.: *Aus dem Leben von Jon Creangă . . . . .	700
VAN WIJK N.: Die älteste kirchenslavische Übersetzung der Homilie: ΕΙΣ ΤΟΝ ΕΥΑΓΓΕΛΙΣΜΟΝ ΤΗΣ ΥΠΕΡΑΓΙΑΣ ΘΕΟΤΟΚΟΥ . . . . .	661—662
VARSIK BRANISLAV: Die slowakisch-magyarische ethnische Grenze in den letzten zwei Jahrhunderten . . . . .	674
VAŠICA JOSEF: *Slawischer Gottesdienst in den tschechischen Ländern Vasi Szemle (*Eisenburger Rundschau) IV (1939) . . . . .	684
VISKI KÁROLY: *Ethnische Gruppen und Gebiete. Bd. I, Heft 8, des „A Magyar nyelvtudomány kézikönyve“ . . . . .	689
ZATSCHKE HEINZ (Hrsg.): Die Reichsuniversität in Prag . . . . .	673
ZECK HANS F.: Die deutsche Wirtschaft und Südosteuropa . . . . .	665—666
ZEISS H.: Die Geomedizin des Ostraumes. Grenzmärk. Forsch., 1 (1939)	666
Z mynuloho (*Aus der Vergangenheit. Sammelschrift). Bd. II (als Arbeiten des Ukrainischen Wissenschaftlichen Instituts in Warschau 1939) . . . . .	719—720
ZOLNAI BÉLA: Mots d'origine hongrois en français . . . . .	690

## Mitarbeiter vom Jahrgang VI (1941)

- ANDRUSJAK MYKOLA, Dr. (Berlin)  
ANGYAL ANDREAS, Dr. (Florenz)  
AUBELE FRANZ, Dr. (München)  
BEYER H. J., Dozent, Dr. (Prag)  
BONOMI EUGEN von, Assistent, Dr. (Budapest)  
ÇABEJ EQREM, Direktor, Dr. (Rom)  
CSÁSZÁR ELEMÉR †, Univ.-Prof. (Budapest)  
• DUZINCHEVICI GHEORGHE, Dr. (Hermannstadt)  
EIS GERHARD, Dozent, Dr. (Marienberg/S.)  
EISNER JAN, Univ.-Prof., Dr. (Prag)  
FITTBOKEN GOTTFRIED †, Dr. (Berlin)  
GASSAUER RUDOLF, Dr. (Eisenstadt)  
GERHARDT DIETRICH, Dr. (Braunschweig)  
GRIMM HANS, Univ.-Assistent, Dr. (Breslau)  
GÜNDISCH GUSTAV, Archivar, Dr. (Hermannstadt)  
HÄCKEL ERNST, Dr. (Budapest)  
HAHN JOSEF, Assistent, Dr. (München)  
HILLE FRANZ, Dr. (Agram)  
HORED T KURT, Univ.-Assistent, Dr. (Hermannstadt)  
KLIMA HELMUT, Dr. (Neppendorf-Turnișor, Rumänien)  
LOISCH JOHANN, Professor (Budapest)  
MALASCHOFKY ALFRED, Dozent, Dr. (München)  
MOSER HUGO, Dr. (Stuttgart)  
MÜLLER-LANGENTHAL FRIEDRICH, Bischofsvikar (Hermannstadt)  
POLITOWA-DENEWA WENA, Dr. (Sofia)  
SCHWARTZ MICHAEL, Lektor, Dr. (Berlin)  
TSCHYŻEWSKYJ DMYTRO, Professor, Dr. (Halle a. d. S.)  
VAKARELSKI HRISTO, Museumsdirektor, Dr. (Skopje)  
VALJAVEC FRITZ, Dr. habil. (München-Berlin)  
VAN WIJK NICOLAAS †, Univ.-Prof. (Leiden)  
VERNADSKY GEORGE, Professor (New-Haven, USA.)  
WEINELT HERBERT, Dozent, Dr. (Königsberg, Pr.)  
WITTSTOCK OSKAR, Professor (Kronstadt)  
ZIMMERMANN HANS BERNHARD, Dr. (Graz)

# Der Werdegang der deutschen Südostforschung und ihr gegenwärtiger Stand

## Zur Geschichte und Methodik

Von FRITZ VALJAVEC (München)

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Südosten ist in Deutschland ebenso alt wie das wissenschaftliche Leben überhaupt. Schon die deutschen Klosterannalen des 9. und 10. Jh.s beschäftigten sich mit Südosteuropa verhältnismäßig eingehend und bewahrten geschichtliche Nachrichten, die später, als im Südosten selbst der Anfang einer nationalen Geschichtswissenschaft zustande kam, von dieser mitherrangezogen werden mußten. Das älteste ungarische Geschichtswerk, die *Gesta Ungarorum*, übernahm so manche wichtige Nachricht gerade aus deutschen Geschichtsquellen<sup>1)</sup>. Das ganze Mittelalter hindurch blieb eine beachtenswerte wissenschaftliche Anteilnahme in Deutschland am Südosten erhalten, die sich freilich bis zum Ausgang des Mittelalters fast nur auf historischer Ebene äußern konnte. Erst die Belebung der wissenschaftlichen Studien in Deutschland durch den Humanismus ermöglichte eine Differenzierung dieses Interesses. Nun kam zur Geschichte vor allem auch eine Berücksichtigung volks- und landeskundlicher Gegebenheiten. Die älteste Landeskunde, die wir über Ungarn überhaupt besitzen, stammt vom österreichischen Geschichtsschreiber WOLFGANG LAZIUS (1514—1565)<sup>2)</sup>. Diese Schlüsselstellung im Beschreiten neuer wissenschaftlicher Wege, auch wenn es sich um Völker und Länder des Südostens handelt, ist der deutschen Forschung bis zur Gegenwart erhalten geblieben und ein besonderer Ruhmes-titel deutscher Südostforschung. Wenn auch die Kenntnisse beispielsweise über Ungarn im 16. und 17. Jh. verhältnismäßig primitiv blieben und wenn auch die einzelnen Schriftsteller die Abschnitte ihrer Werke über Südosteuropa lange Zeit eintönig abschrieben<sup>3)</sup>, so entsprach das nur allgemein geltender Gepflogenheit und ist daher nicht als Besonderheit anzusehen. Wohl aber muß darauf hingewiesen werden, daß beispielsweise auch im 17. Jh. die Beschäftigung etwa mit Ungarn auch in diesem Zeitraum zu beachtenswerten wissenschaftlichen Ergebnissen führte. Ein Ham-

<sup>1)</sup> Vgl. darüber die Forschungsergebnisse von VALENTIN HÓMAN, *A magyar történetírás első Korszaka* (Die erste Epoche der ungarischen Geschichtsschreibung). Hóman Bálint munkái (Die Arbeiten Valentin H.s). (II), Budapest 1938, S. 263.

<sup>2)</sup> *Des Khünigreichs Hungern . . . grundtliche / vnd Wahrhaftige Chorographica beschreybung*. Wien MDLVI.

<sup>3)</sup> Vgl. JOSEF TROSTLER, *Ungarns Eintritt in das literarhistorische Bewußtsein Deutschlands*: DUHBI II (1930), S. 23 ff., 108 ff.; III (1931), S. 21 ff., 108 ff., 219 ff.; V (1933), S. 63 ff.

burger Arzt hat im 17. Jh. als erster auf die finnisch-madjarische Sprachverwandtschaft aufmerksam gemacht und damit seiner Zeit mehr als 100 Jahre vorausgeeilt. Die älteste münzkundliche Arbeit (über Ungarn stammt von einem Deutschen, dem Lübecker Geistlichen JAKOB V. MELLE<sup>4)</sup> (geb. 1659)<sup>5)</sup>. Bereits in der ältesten deutschen wissenschaftlichen Zeitschrift, den Leipziger Acta eruditorum, wurden wissenschaftliche Neuerscheinungen aus und über Südosteuropa ziemlich regelmäßig besprochen<sup>6)</sup>. Auch in den wissenschaftlichen Nachschlagebüchern wurde Südosteuropa annähernd systematisch berücksichtigt. So beispielsweise in MENCKENS Compendiösem Gelehrten-Lexicon, das später von JÖCHER erfolgreich weiter ausgebaut worden ist<sup>7)</sup>.

Zusammenfassend darf man über das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation sagen, daß die deutschen Gelehrtenkreise bereits damals von einer regen Anteilnahme am Südosten bestimmt gewesen sind und darin von keinem anderen Land übertroffen wurden<sup>8)</sup>. Diese wissenschaftliche Anteilnahme ist jedoch durch eine bedeutsame räumliche Einschränkung gekennzeichnet. Das Interesse am Südosten war räumlich verhältnismäßig scharf umgrenzt. Man interessierte sich nur für solche südosteuropäischen Landschaften, die zum abendländischen Kulturbereich gehörten, d. h. Länder, mit denen man sich geistig und — in erster Linie — religiös verbunden fühlte. Praktisch wurden also vor allem die heutige Slowakei, Ungarn, Kroatien und die slowenischen Gebiete (die damals als binnendeutsch empfunden wurden) berücksichtigt.

Während gerade im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation die geistige Anteilnahme auch am Südosten stark durch das religiöse Moment bestimmt wurde, änderte sich das etwa seit dem ausgehenden 17. Jh. mit dem stärker werdenden Einfluß rationalistischer Strömungen, die später ihre endgültige Formgebung in der Aufklärung fanden<sup>9)</sup>. Erst das Zeitalter des Rationalismus und der Aufklärung brachte eine gewissermaßen Laizierung des bis dahin vorwiegend religiös bestimmten Interesses mit sich. Dadurch aber wurden die bis dahin bestehenden räumlichen und geistigen Schranken weitgehend aufgehoben. Jetzt griff die Anteilnahme über die

<sup>4)</sup> Vgl. VALJAVEC, Kultureinfluß, I, S. 448.

<sup>5)</sup> Vgl. auch Acta Eruditorum 1699, 266—269.

<sup>6)</sup> Vgl. die ebenda angeführten Beispiele.

<sup>7)</sup> LEO VERÖ, Czwithtinger és az Allgemeines Gelehrten-Lexikon (Cz. u. das A. G.-L.): EPHK XXXI (1907), S. 412—416.

<sup>8)</sup> Sehr gut zeigt sich das übrigens auch im Interesse, das die Erforschung des Südostdeutschtums im Reich schon im 16. und 17. Jh. fand. Vgl. darüber GIDEON PETZ, Zur Geschichte der Erforschung des ungarländischen Deutschtums: DUHBI II (1930), S. 81 ff., 183 ff., 276 ff.; III (1931), S. 92 ff., 181 ff.

<sup>9)</sup> Vgl. VALJAVEC, Der deutsche Kultureinfluß, I, S. 281 ff.

Grenzen des Abendlandes hinaus, die gerade im Südosten gleichzeitig auch Grenzen des religiösen Bekenntnisses gewesen sind, und damit erst waren die geistigen Voraussetzungen gegeben, in stärkerem Maße sowohl den ostkirchlichen Kulturbereich als auch die Welt des Islams geistig zu berücksichtigen. Im Zeitalter der Aufklärung ergibt sich überhaupt zum ersten Male eine engere Fühlungnahme des Abendlandes mit den außereuropäischen Kulturkreisen, besonders den ostasiatischen. Das bis dahin im ganzen unproblematische Selbstbewußtsein der abendländischen Kultur beginnt seit der Zeit zu schwinden und ist der Auftakt zu einer kommenden inneren Krise. Vorerst freilich brachte diese Entwicklung Vorteile mit sich, besonders einen großartigen Aufschwung der Kulturwissenschaften, die auch der wissenschaftlichen Anteilnahme an Südosteuropa ein unvergleichlich besseres Rüstzeug als bisher verliehen.

Ich möchte hier ausdrücklich bemerken, daß in diesem Zusammenhang nicht der vielfältigen wissenschaftlichen Anregungen zu gedenken ist, die vom Reich nach Südosteuropa gelangten, sondern daß uns nur die wissenschaftliche Beschäftigung im Reich mit südosteuropäischen Fragen angeht. Auch die Tätigkeit südostdeutscher Gelehrter, vor allem etwa in der Zips und in Siebenbürgen, ist in diesem Rahmen nicht von Belang, obschon sie der wissenschaftlichen Anteilnahme im Reich am Südosten äußerst förderlich gewesen ist.

Beispiele für diese anregende Wirkung südostdeutscher Gelehrter ließen sich in großer Zahl erbringen. Ich beschränke mich hier auf einen besonders kennzeichnenden Fall. Mit dem ausgehenden 18. Jh. wurde das Interesse der Siebenbürger Sachsen an ihrer Vergangenheit in einem stärkeren Maße als bisher wach, wobei auch politische Gegebenheiten des josephinischen Jahrzehnts eine nicht unwesentliche Rolle spielten. Durch dieses verstärkte Interesse der Sachsen an ihrer eigenen Geschichte wurde der berühmte Göttinger Geschichtsforscher AUGUST LUDWIG SCHLÖZER (1735—1809) zu seinen Studien über die Geschichte der Siebenbürger Sachsen veranlaßt, die nicht nur die erste modern-methodische Untersuchung über die Vergangenheit eines südostdeutschen Siedlungsgebietes darstellt<sup>10)</sup>, sondern darüber hinaus auch deswegen beachtenswert ist, weil Schlözer auch ansonsten nicht nur auf Fragen ost-, sondern auch Fragen südosteuropäischer Geschichte sein Augenmerk richtete. Vor allem seine „Nordische Geschichte“ muß in diesem Zusammenhang an erster Stelle erwähnt werden, da sie gerade auch für die Volksgeschichte des Südostens viele

<sup>10)</sup> FRIEDRICH TEUTSCH, A. L. Schlözers Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, AVSL XXVII (1897), S. 263 ff.; VALJAVEC, Der deutsche Kultureinfluß, I, S. 282 ff. Dazu auch RÖDERICH GOOSS, Die Siebenbürger Sachsen in der Planung deutscher Südostpolitik. Wien 1940, S. 429.

fruchtbare Gesichtspunkte äußerte, die freilich nur zu lange keine entsprechende Berücksichtigung gefunden haben<sup>11)</sup>.

Schlözers Tätigkeit war aber nicht allein für die südosteuropäische Geschichtsforschung von Wichtigkeit, auch seine sprachwissenschaftlichen Anregungen sind von großer Bedeutung gewesen. Der Sprachforscher SAMUEL GYARMATHI (1751—1830), dessen Tätigkeit überhaupt erst den Auftakt zu einer eigentlichen vergleichenden ungarischen Sprachwissenschaft darstellt, ist wesentlich durch Anregungen und Hinweise Schlözers bestimmt, der ihm auch entsprechende Sprachproben aus seiner Bücherei vermittelte<sup>12)</sup>.

Das volksgeschichtliche Interesse Schlözers an Südosteuropa stand aber nicht vereinzelt da. Auch andere deutsche Geschichtsforscher der Zeit beschritten ähnliche Wege. In einem stärkeren Maße noch als Schlözer hat THUNMANN die Erforschung balkanischer Volksgeschichte gefördert<sup>13)</sup>.

Die eigentlichen geschichtlichen Untersuchungen herrschten in diesem Zeitraum freilich vor. LUDWIG ALBRECHT GEBHARDI (1735—1802) verdanken wir eine breit angelegte ungarische Geschichte<sup>14)</sup>, die auch die Nebenländer der ungarischen Krone berücksichtigte und auf die südosteuropäische Geschichtsschreibung in manchem Betracht von fruchtbarer Wirkung gewesen ist<sup>15)</sup>. Eine umfangreiche Kirchengeschichte wurde von einem sächsischen Geistlichen um die Mitte des 18. Jh.s vorbereitet<sup>16)</sup>. Alle diese Arbeiten, von denen hier nur ein kleiner Bruchteil Erwähnung finden kann, erklären sich aus einer starken wissenschaftlichen Anteilnahme an den Problemen der südeuropäischen Länder. Sie spiegelt sich vielleicht noch deutlicher darin, daß die wissenschaftlichen Zeitschriften des Reiches so gut wie ausnahmslos Aufsätze und vor allem Besprechungen von und über Südosteuropa brachten und dadurch naturgemäß sehr starke wissenschaftliche Zusammenhänge erzielten, die im Reich die Kenntnisse über den Südosten förderten und im Südosten eine Befruchtung vor allem der wissenschaftlichen Methode und Gesichtspunkte mit sich brachte.

<sup>11)</sup> Über die Bedeutung von Schlözers „Nordischer Geschichte“ vgl. VALJAVEC, Der deutsche Kultureinfluß, I, S. 446 ff.

<sup>12)</sup> Vgl. die Nachweise bei VALJAVEC, Ein Brief Schlözers an Gyarmathi über die ungarische Sprachvergleichung, DUHBl III (1931), S. 333 ff.

<sup>13)</sup> Durch seine „Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker“. Leipzig 1774.

<sup>14)</sup> Geschichte des Reiches Hungarn und der damit verbundenen Staaten. Leipzig 1778—1781.

<sup>15)</sup> So wurde beispielsweise der serbische Geschichtsschreiber JOWAN RAJITSCH (1726—1801) durch GEBHARDI bei der Abfassung seiner „Kratka istorija srpska“ (Kurze serbische Geschichte) beeinflusst. Vgl. F. ILEŠIĆ, Jovana Rajića „Kratka istorija srpska (1793) i njen izvor (J. R.s „Kurze serbische Geschichte“ [1793] und seine Quelle): Prilozi IV (1924), S. 92—104.

<sup>16)</sup> Vgl. Universal-Lexicon. Leipzig-Halle 1746, XLIX, S. 1379.

Wenn auch, wie schon oben bemerkt, die historischen Interessen bei einer Berücksichtigung der südosteuropäischen Verhältnisse damals überwogen, so trat immerhin auch schon in diesem Zeitraum das landes- und volkskundliche Interesse fortschreitend stärker in Erscheinung. Wir verdanken diesem neben einer Reihe wertvoller Reisebeschreibungen, auf die in diesem Zusammenhang jedoch nicht näher eingegangen zu werden braucht, vor allem mehrere wertvolle landeskundliche Darstellungen wie beispielsweise die des Baron FRIEDR. WILH. TAUBE über Slawonien<sup>17)</sup> und das grundlegende Werk FRANZ JOSEF SULZERS (gest. 1791) über die Moldau und Walachei<sup>18)</sup>.

Nicht weniger wichtig war es aber, daß schon im Zeitalter der Aufklärung auch die Anteilnahme an den südosteuropäischen Volkssprachen wach wurde. Man möchte meinen, daß die stark universale Ausrichtung der aufklärerischen Ziele dem Sinn für die Volkssprachen nachteilig gewesen wäre. Da aber andererseits die Aufklärung durch Erziehung und Belehrung gerade auch der breiteren Volksmassen wirken zu müssen glaubte, war es naheliegend, daß sie zu diesem Zweck sich auch der im Südosten bis dahin weitgehend vernachlässigten Volkssprachen und Volksliteraturen annahm. So kommt es, daß die Aufklärung in den Teilen Südosteuropas, wo sie überhaupt eine Wirkung entfalten konnte, auf die Ausbildung der Volkssprachen in sprachwissenschaftlicher und literarischer Hinsicht das größte Gewicht legen mußte. So läßt es sich verstehen, daß beispielsweise die Werke von DOSITEJ OBRADOWITSCH auch in Deutschland auf Interesse stießen<sup>19)</sup> und daß der Göttinger Orientalist EICHHORN schon 1805 an Ludwig SCHEDIUS in Pest mit der Bitte herantrat, für ein Sammelwerk eine ungarische Literaturgeschichte zu verfassen<sup>20)</sup>, die die älteste ungarische Literaturgeschichte gewesen wäre, wenn sich Schedius zu ihrer Abfassung hätte entschließen können<sup>21)</sup>. Wir können auch an diesem Beispiel wieder ersehen, wie die deutsche Anteilnahme am Südosten der dortigen kulturellen Entwicklung vielfach vorausgeeilt ist.

Aber auch noch in einer anderen Hinsicht wurde Südosteuropa im Laufe des 18. Jh.s bedeutsamer. Jetzt erst wird dieser Raumabschnitt für andere

<sup>17)</sup> Historisch-geographische [Beschreibung des Königreiches Slavonien und des Herzogtums Syrmien. Wien 1777, 3 Teile.

<sup>18)</sup> Geschichte des transalpinischen Dacien. Wien 1781/82, 3 Bde.

<sup>19)</sup> Der älteste Hinweis auf seine schriftstellerische Wirksamkeit erschien in der Jenaer Literatur-Zeitung 1785, S. 55, 56.

<sup>20)</sup> VALJAVEC, Briefe deutscher Gelehrter und Schriftsteller an Ludwig Schedius. Jb. des Graf-Klebelberg-Kuno-Instituts für Ungarische Geschichtsforschung III (1933), S. 260, 282 ff.

<sup>21)</sup> Die ungarische Literaturgeschichte PÁPAYS erschien erst 1808 (A magyar irodalom története [Kenntnis der madjarischen Literatur]).

Teile Europas politisch wichtiger. Bis dahin war die Auseinandersetzung mit der türkischen Gefahr — wenigstens in Mitteleuropa — das einzige politische Motiv gewesen, das vor allem im 16. Jh. große Bedeutung erlangt hatte. Seit Beginn des 18. Jh.s wurde aber die Schwäche des osmanischen Reiches immer offenkundiger und das Schicksal, besonders der europäischen Türkei, für die Länder Europas von immer größerer Wichtigkeit, gerade auch für Deutschland durch die wesentlichen Belange, die Österreich im Südosten zu wahren hatte. Dieses zunehmende politische Interesse Österreichs an der europäischen Türkei fand auf verschiedenartigste Weise auch wissenschaftlichen Ausdruck.

Aus politischen Motiven läßt es sich z. B. erklären, daß man in der Monarchie historische Arbeiten über die ehemaligen Nebenländer der ungarischen Krone Bosnien, Dalmatien, Serbien, Muntenien und die Moldau förderte, weil man sich die Möglichkeit versprach, historische und staatsrechtliche Ansprüche auf diese Länder geltend zu machen. Mehrere Arbeiten des Historikers GEORG PRAY (1723—1801) sind stark von diesem Gesichtspunkt angeregt. In noch größerem Maße dürfte die Tätigkeit des Historikers JOHANN CHRISTIAN V. ENGEL, einem gebürtigen Zipser Sachsen (1770 bis 1814), bestimmt gewesen sein<sup>22)</sup>.

Das verstärkte politische Interesse Österreichs an gewissen Teilen der europäischen Türkei führte aber auch noch in einer anderen Hinsicht zu einer Belebung der wissenschaftlichen Beschäftigung in Österreich mit Südosteuropa. Der seit der zweiten Hälfte des 18. Jh.s einsetzende Ausbau der österreichischen konsularischen Vertretungen in Südosteuropa (den Anfang machte 1782 die Errichtung einer Konsularagentie in Bukarest)<sup>23)</sup> brachte es mit sich, daß die Gelegenheiten zum besseren Kennenlernen der Länder sich häuften und daß man auch in Österreich selbst größeren Wert auf landes- und sprachkundige Personen als bisher legte. Welche wissenschaftliche Bedeutung dies haben konnte, können wir daraus ermessen, daß der berühmte österreichische Orientalist JOSEF FREIHERR VON HAMMER-PURGSTALL (1774—1856) seine Laufbahn als österreichischer Dolmetscher in Konstantinopel begann und als solcher den Grundstock zu seiner später so bedeutsamen wissenschaftlichen Tätigkeit legen konnte.

Trotz dieser wertvollen Ansätze zu einer stärkeren und vor allem systematischeren Erforschung der europäischen Türkei muß aber doch

<sup>22)</sup> Vgl. die Aufzählung seiner Werke bei Wurzbach.

<sup>23)</sup> Vgl. JOHANN CHRISTIAN V. ENGEL, Geschichte der Moldau und Walachey. Fortsetzung der Allgemeinen Welthistorie, 49. Jg., 4. Bd., 2. Abth. Halle 1804, S. 44 ff. Ferner JON NISTOR, Corespondența diplomatică și rapoarte consulare Austriace (1782—1797). Diplom. Briefwechsel und österr. Konsularberichte (1782—1797). Bukarest 1922 (Documente Hurmuzaki XIX/1), S. 1 ff.

gesagt werden, daß die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Balkan in diesem Zeitraum noch verhältnismäßig gering gewesen ist. Seine Einbeziehung ging nur etappenweise vor sich und gewann vor allem einen stärkeren Anstoß durch den serbischen Freiheitskampf, der dieses Volk stärker in das Blickfeld des europäischen und besonders auch des deutschen Interesses stellte. Der serbische Aufstand gegen die Türken seit 1804 ist vom Standpunkt des europäischen Interesses an Südosteuropa deswegen so bedeutsam gewesen, weil mit ihm der Emanzipationsvorgang der christlichen Balkanvölker eingeleitet wurde, so daß die serbischen Ereignisse besonders nach 1815 als grundsätzlich wichtig, weil symptomatisch, angesehen wurden. Bei der Beschäftigung LEOPOLD V. RANKES läßt sich diese Verbindung deutlich beobachten.

Es ist kein Zufall, daß das stärkere Bekanntwerden des Serbentums in Deutschland zusammenfällt mit dem Zeitalter der Romantik. Die europäische Bedeutung, die das serbische Volkslied erlangte und ohne die deutsche Vermittlung wohl kaum erlangt hätte, ließ sich nur denken unter den geistigen Voraussetzungen, die das romantische Zeitalter geschaffen hatte. Das Interesse von Persönlichkeiten wie JAKOB GRIMM<sup>24)</sup> und GOETHE<sup>25)</sup> für die serbische Volksdichtung war daher von größter Bedeutung. Nicht verkannt soll aber werden, daß ohne die Wiener Vermittlung jene hoch bedeutsamen Zusammenhänge, die wesentlich dazu beitrugen, dem Serbentum den Eintritt in das geistige Bewußtsein des Abendlandes zu ermöglichen, wohl nicht zustande gekommen wären. Das entscheidende Verdienst, die „Türe“ nach dem Westen geöffnet zu haben, kommt dem Wiener Slawisten BARTHOLOMÄUS KOPITAR (1780—1844) zu.

Kopitars wissenschaftliches Schaffen, das untrennbar mit dem deutschen Geistesleben verknüpft ist, galt in erster Linie den slawistischen Problemen Südosteuropas. Er ist nicht der Begründer der mitteleuropäischen Slawistik. Eine großartige Begründung erfährt diese vielmehr durch JOSEPH DOBROWSKY (1753—1829), der als Vater der Slawistik schlechtweg bezeichnet werden kann. Auch Kopitar ist wissenschaftlich durch ihn entscheidend geformt worden<sup>26)</sup>. Kopitars Wirken fällt in ein Zeitalter, das die denkbar günstigsten Arbeitsbedingungen für die Slawistik aufwies. Einerseits waren schon wesentliche Grundlagen geschaffen, andererseits bestand

<sup>24)</sup> Vgl. jetzt MAX VASMER, B. Kopitars Briefwechsel mit Jakob Grimm. Berlin 1938.

<sup>25)</sup> MILAN ČURČIN, Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur. Leipzig 1905, S. 40 ff., 121 ff.

<sup>26)</sup> Obschon nicht verkannt werden soll, daß seine erste große slawistische Leistung, die Grammatik der slowenischen Sprache (Laibach 1808) unabhängig von Dobrowsky entstanden ist.

aber noch die Möglichkeit freier und großzügigster Entfaltung. Für einen kühnen, wissenschaftlich entsprechend vorgebildeten Geist ergaben sich beste Arbeitsmöglichkeiten. Von den Möglichkeiten, die sich ihm wissenschaftlich boten, machte Kopitar regen Gebrauch. Die Beziehungen zwischen der deutschen Wissenschaft und Südosteuropa sind gerade durch seine Tätigkeit auf das fruchtbarste beeinflußt worden. Nicht nur daß er KARAD-SCHITSCH und damit das serbische Volkslied eigentlich erst „entdeckte“<sup>27)</sup>, nicht nur, daß er Ranke in die Probleme des europäischen Südostens einführte und das Zustandekommen der „serbischen Revolution“, jenes so anziehenden Meisterwerkes Rankescher Geschichtskunst, bewirkte<sup>28)</sup>. Das sind alles Nebensächlichkeiten, gemessen an seinem eigenen wissenschaftlichen Werk.

Kopitar war ein richtiger „romantischer“ Geist. Seine Stärke lag nicht in systematischen, zusammenfassenden Darstellungen, sondern in erster Linie darin, daß er die Problemstellungen der Slawistik, soweit sie den Südosten betrafen, erkannte, herausarbeitete und damit gewissermaßen diese Themen der Slawistik aufstellte, die bis heute größtenteils ihre fruchtbare Wirkung und Geltung nicht verloren haben<sup>29)</sup>.

Die Tätigkeit Kopitars ist aber hier auch in einem anderen Betracht zu erwähnen. Er legte den Grund zu einer slawistischen Schule in Wien und trug dadurch entscheidend dazu bei, daß die slawistischen Studien in Deutschland Eingang fanden. Wenn er auch nie als akademischer Lehrer tätig war, so bewirkte doch seine persönliche Art, daß von ihm die mannigfachsten Anregungen ausgingen. Durch seinen Schüler FRANZ VON MIKLOSICH (1813—1891), der seit 1849 als außerordentlicher, von 1850 an als ordentlicher Professor für Slawistik an der Universität Wien wirkte<sup>30)</sup>, blieb Wien der Mittelpunkt slawistischer Studien für Jahrzehnte. Neben Wien darf aber auch Prag als Ausgangsposition slawistischer Forschung nicht übersehen werden. Noch früher als in der Kaiserstadt hatte sich hier aus dem Wirken von Persönlichkeiten wie P. J. ŠAFÁRIK und W. HANKA eine slawistische Richtung ergeben, die besonders in slawischen Ländern nachhaltig wirkte. Hanka besaß übrigens als Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften in Böhmen schon vor 1848 das Recht zur Abhaltung von

<sup>27)</sup> Vgl. VACLAV BURIAN, Kopitar kot inspirator in propagator prvih Vukovih Zbirk narodni pesni (K. als Anreger und Verbreiter der ersten Volksliedsammlungen Wuks). ČZN XXVIII (1933), S. 1—17.

<sup>28)</sup> Vgl. VALJAVEC, Ranke und der Südosten. Mitteilungen der Deutschen Akademie, 1935, 4 ff.

<sup>29)</sup> Vgl. VASMER, a. a. O.

<sup>30)</sup> Bereits 1850 hatte MIKLOSICH auch einen Ruf nach Breslau erhalten, dem er jedoch nicht Folge leistete. Archiv des österreichischen Unterrichtsministeriums, Wien. CUM. Min.-Prot.-Unterricht, 1850, S. 162.

Vorträgen an der Universität<sup>31)</sup>. Seine Bitte, daß ihm eine Professur für die „altslawische Sprache“ an der Prager Universität verliehen werden möge (1849), hatte jedoch keinen Erfolg<sup>32)</sup>.

Aber auch unabhängig von der Persönlichkeit Kopitars darf festgestellt werden, daß die Slawistik in Deutschland lange Zeit, bis gegen Ausgang des 19. Jh.s eine führende Stellung, verglichen mit dem slawistischen Betrieb anderer Länder, einnahm. Obschon das slowenische und vor allem auch tschechische Element unter den in Deutschland wirkenden Slawisten stark vertreten war, ist es doch entscheidend, daß gerade deutsche Hochschulen zum Mittelpunkt slawistischer Studien wurden. Wir dürfen daher auch diese Männer — obschon mit Einschränkungen, die sich aus ihrer Volkszugehörigkeit ergeben — als deutsche Forscher betrachten. Gewiß hat sich eine Persönlichkeit wie Kopitar nie zum Deutschtum bekannt. Schon in seiner Jugendzeit äußerte er sich über deutsche Gelehrte mißgünstig<sup>33)</sup>. Aber das darf einen nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß er mit der deutschen Kultur auf das engste verbunden war, daß sein Schaffen ohne diese Verbindung in der Form gar nicht möglich gewesen wäre, so daß er als Wissenschaftler zur deutschen Forschung zu zählen ist.

Für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Südosteuropa waren die slawistischen Studien in Deutschland von entscheidender Bedeutung, die darin zu sehen ist, daß sie zwar nicht gerade erst die Beschäftigung mit dem Südosten (und natürlich auch Osteuropa) in streng wissenschaftliche Bahnen lenkten, wohl aber den Gang der Südostforschungen jahrzehntelang auf das stärkste beeinflussten. Die Beschäftigung mit den Volkstümern des Südostens gewann dadurch erst eine feste, wenn auch naturgemäß etwas einseitige<sup>34)</sup> Grundlage. Um so bedeutsamer ist es wohl daher, daß in den slawischen Ländern selbst die Entwicklung der Slawistik nur zögernd erfolgte. Im Fürstentum Serbien — um ein Beispiel aus dem Südosten herauszugreifen — mußte der große serbische Sprachforscher VUK STEFANOVIĆ KARADŽIĆ fern von seiner Heimat wirken, die ihn jahrzehntelang befehdete<sup>35)</sup>. Wie zögernd sich nur im damaligen Serbien die slawistischen Studien entfalten konnten, geht auch aus dem Umstand hervor, daß erst 1852 am

<sup>31)</sup> Archiv des österreichischen Unterrichtsministeriums, Wien. CUM., 1849, S. 130.

<sup>32)</sup> Ebenda und 1850—1852.

<sup>33)</sup> Vgl. u. a. FRANCÉ KIDRIČ, Zoisova korespondenca (Briefwechsel von Zois), 1808/09. Laibach 1939, S. 193. KOPITAR an ZOIS, 14. April 1809: „So sind die Deutschen: duo verba cum sciunt, statim libellum faciunt“. usw.

<sup>34)</sup> Da die nichtslawischen Völker Südosteuropas in diesem Rahmen keine Berücksichtigung finden konnten.

<sup>35)</sup> VALJAVEC, Kultureinfluß, I, S. 435.

Belgrader Lyzeum ein Lehrstuhl für „Theorie der Philologie“ (Teorija slovesnosti) errichtet wurde<sup>36</sup>).

Aber nicht nur mit der Einwirkung von slawischen Professuren an den Universitäten eilte Deutschland den meisten Ländern voraus. Auch die Schaffung der slawistischen Fachzeitschriften ist von Deutschland ausgegangen. Wenn wir von DOBROWSKYS „Slavin“, der 1806 zu Prag erschien, und „Slovanka“ (ebenda, 1814/15) absehen wollen, so waren die „Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft“ (1843 ff.) die erste deutsche slawistische Zeitschrift, die vom damaligen Privatdozenten für slawische Philologie an der Universität Berlin, J. P. JORDAN, herausgegeben wurde. Kurze Zeit darauf, 1851, erschien der erste Band von MIKLOSICHS „Slavischer Bibliothek“<sup>37</sup>), die dieser gemeinsam mit dem Wiener Historiker JOSEF FIEDLER leitete, der eigentlich als Begründer der modernen südosteuropäischen Geschichtsforschung in Wien angesehen werden darf. 1856 begannen die „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, keltischen und slawischen Sprachen“ zu erscheinen<sup>38</sup>), die von A. KUHN und A. SCHLEICHER, unter den reichsdeutschen Slawisten der Anfangszeit der Bedeutendste<sup>39</sup>), herausgegeben wurde. Eine weitere slawistische Zeitschrift (Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst, Wissenschaft, 1862 ff.) hat SMOLER herausgegeben. Aber alle diese Unternehmungen vermochten sich nicht für längere Zeit zu halten. Das Verdienst, ein slawistisches Organ geschaffen zu haben, das überdies fast für zwei Generationen die einschlägige Fachzeitschrift von internationaler Geltung gewesen ist, kommt dem großen Slawisten WRATOSLAW VON JAGIĆ (1838—1923) zu. Sein „Archiv für slavische Philologie“ (1876 ff.) ist viele Jahrzehnte hindurch der unumstrittene Mittelpunkt slawistischer Forschung gewesen. Wenn auch die Zahl der nichtdeutschen Mitarbeiter am Archiv immer überwog und wenn auch die Zeitschrift nur einen Teil ihres Raumes den südostslawischen Fragen zur Verfügung stellen konnte, so war mit ihr praktisch ein publizistischer Mittelpunkt für die Slawistik in Deutschland geschaffen worden, der gerade auch der Beschäftigung mit Südosteuropa im allgemeinen zugute

<sup>36</sup>) JOVAN BOŠKOVIĆ, Nauka o jeziku i nezin zadatak sa pregledom glavnih rezultata filologije i nauke o jeziku u nas: Glasnik Srpskog Učenog Društva XII (1871), S. 234.

<sup>37</sup>) Bd. 2 erschien 1858.

<sup>38</sup>) Dümmler, Berlin.

<sup>39</sup>) Vgl. über ihn THEODOR BENFEY, Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland seit dem Anfange des 19. Jh.s mit einem Rückblick auf die früheren Zeiten. München 1869, S. 677, 678. — Sch. beschäftigte sich neben allgemeinen sprachwissenschaftlichen eingehend auch mit den slawischen Fragen. So veröffentlichte er bereits 1852 seine „Formenlehre der kirchenslawischen Sprache“. Bonn 1852.

gekommen ist und eine Fülle wechselseitiger wissenschaftlicher Beziehungen ergab.

Nicht übersehen soll aber werden, daß nicht nur die Slawistik eine wesentliche Grundlage für die deutsche Südosteuropaforschung im 19. Jh. schuf, sondern daß auch andere Wissenschaftszweige eine ähnliche, obschon nicht so bedeutsame Funktion aufzuweisen vermochten. Vor allem muß in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung der Byzantinologie, Romanistik und Deutschkunde eingegangen werden. Von besonderer Wichtigkeit ist gerade die Byzantinologie, da ihr Arbeitsgebiet mit dem südosteuropäischen Raum weitgehend zusammenfällt.

Die byzantinischen Forschungen in Deutschland können auf eine ehrenvolle Vergangenheit zurückblicken. An sich in Deutschland auch schon vorher gepflegt, sind sie gerade hier psychologisch stark angeregt worden durch den griechischen Freiheitskampf und die philhellenische Bewegung, die ja in Deutschland einen ungewöhnlich starken Widerhall gefunden hatte. Günstig wirkte sich ferner auf die Beschäftigung mit der mittelgriechischen Zeitspanne das enge Verhältnis aus, das zwischen Bayern und Griechenland mehrere Jahrzehnte hindurch bestand und dazu führte, daß die griechischen Studien in München besondere Aufmerksamkeit und Pflege fanden. So erklärte sich auch, daß gerade München wie kaum ein anderer geistiger Mittelpunkt der deutschen Länder zum Zentrum der Byzantinologie in Deutschland werden konnte, daß hier KARL KRUMBACHER<sup>40)</sup> schon 1892 mit der Herausgabe der Byzantinischen Zeitschrift beginnen konnte, die bis heute recht eigentlich der publizistische Mittelpunkt mittelgriechischer Forschungen mit internationaler Geltung geblieben ist<sup>41)</sup>. Die Initiative Krumbachers ist um so höher anzuschlagen, als erst durch die Schaffung dieser Zeitschrift „die Byzantinistik zu einem selbständigen modernen Wissenschaftsfach“ erhoben wurde<sup>42)</sup>, so daß sich daraus immer wieder stärkste Befruchtung der deutschen südosteuropäischen Forschungen ergeben mußte.

Die Bedeutung der Byzantinologie für die Entfaltung der Südosteuropaforschung in Deutschland kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Systematisch und großzügig aufgefaßt mußte sie zu einer Berücksichtigung des ganzen Balkans und der beiden rumänischen Fürstentümer führen. Sie war und ist imstande, die Probleme der Südosteuropakunde gewissermaßen „von der anderen Seite“ her aufzurollen und damit immerhin denkbare

<sup>40)</sup> Über ihn vgl. FRANZ DÖLGER, Die Leistung der deutschen Wissenschaft für die Erforschung des Balkans im letzten Jahrhundert. Mitteilungen der Deutschen Akademie, 1940, S. 170.

<sup>41)</sup> Zwei Jahre nach der Begründung der BZ begann eine ähnliche russische Fachzeitschrift (Vizantijskij Vremennik) zu erscheinen (1894 ff.).

<sup>42)</sup> DÖLGER, a. a. O., S. 170.

„Einseitigkeiten“ einer mitteleuropäischen Betrachtung dieses Bereiches vorteilhaft auszugleichen. Freilich ist für die Byzantinologie der „Südosten“ eben Nordwesten ihres Untersuchungsgebietes, woraus sich eine nicht unerhebliche Akzentverschiebung ergibt.

Auch die Romanistik besann sich in Deutschland früh der Arbeitsaufgaben, die das Ostromanentum stellte. Kein geringerer als der Begründer der romanischen Philologie, FRIEDRICH DIEZ (1794—1876), war der erste, der wissenschaftlich den romanischen Charakter der rumänischen Sprache herausstellte, was wichtig war, wenn man bedenkt, daß bis weit in das 19. Jh. hinein diese Tatsache nicht allgemeine Anerkennung gefunden hatte und daß man namentlich auf madjarischer Seite noch längere Zeit glaubte, dies in Zweifel ziehen zu können. Die deutsche Romanistik hat in der Folgezeit den ostromanischen Problemen immer weitgehende Beachtung geschenkt. Man kann wohl sagen, daß für die Erforschung der rumänischen Sprache außerhalb Rumäniens nirgends so viel geleistet wurde wie gerade von der deutschen Romanistik. Gerade auch in Österreich hat die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Problemen der rumänischen Sprache und des rumänischen Volkstums verhältnismäßig früh eingesetzt. Schon 1849 bestand beispielsweise am Czernowitzer Obergymnasium eine „Lehrkanzel der romanischen Sprache“<sup>43</sup>). Mindestens seit 1850 gab es ferner an der philosophischen Lehranstalt zu Czernowitz eine „Lehrkanzel der romanischen Sprache und Literatur“<sup>44</sup>). Leider ist für die romanistischen Arbeiten über den Südosten in Deutschland früher nicht das Zentrum vorhanden gewesen, das für die Byzantinologie schon Jahrzehnte vorher geschaffen worden war. Gewisse Ansätze haben sich nach dieser Richtung in Leipzig bereits Ausgang des 19. Jh.s ergeben, als von GUSTAV WEIGAND (1860—1930) mit ausschließlicher Unterstützung der rumänischen Regierung ein Rumänisches Seminar an der Universität Leipzig gegründet wurde<sup>45</sup>). Das Leipziger Seminar ist jahrzehntelang sehr rührig gewesen. Es gab u. a. eigene „Jahresberichte des Leipziger Rumänischen Instituts“ heraus, vermochte jedoch nicht die rumänischen Studien Deutschlands in Leipzig zu zentralisieren. Die Tätigkeit von Persönlichkeiten wie MATTHIAS FRIEDWAGNER (1860 bis 1940) in Czernowitz (1900—1911) und Frankfurt/M. (1911 ff.)<sup>46</sup>) und GUSTAV MEYER-LÜBKE (1861—1936), der besonders in Wien und Bonn eine fruchtbare Tätigkeit entfaltete<sup>47</sup>) und in Wien auch mit der Herausgabe

<sup>43</sup>) Archiv des österreichischen Unterrichtsministeriums, Wien. CUM. Min.-Prot.-Unterr., 1850, S. 8.

<sup>44</sup>) Ebenda, 1850, S. 81.

<sup>45</sup>) Vgl. LVSOEu I, Heft 1 (1937), S. 78.

<sup>46</sup>) Vgl. Sieb Vjschr., LXIII (1940), S. 152.

<sup>47</sup>) Vgl. SEXTIL PUȘCARIU, Dacoromania, IX (1936—1938), S. 1—14.

einer eigenen Zeitschrift begann (Mitteilungen des Rumänischen Instituts zu Wien, 1914), die aber infolge des Kriegsausbruchs sowie seiner Berufung nach Bonn (1916) leider nicht fortgesetzt werden konnte.

Die Leistungen der deutschen Romanistik für die rumänische Sprachwissenschaft sind hier nicht im einzelnen zu behandeln. Wesentlich ist in unserem Zusammenhang allein die Tatsache, daß sie nach dieser Richtung hin schlechtweg bestimmend sind. Auch von rumänischer Seite ist dieser Sachverhalt anerkannt worden. Die Tatsache, daß das Rumänische Seminar in Leipzig von 1893—1916 allein vom rumänischen Staat erhalten wurde, spricht für dessen Anerkennung der in Deutschland geleisteten Arbeit. Ich darf schließlich noch besonders auf die Tätigkeit des Berliner Romanisten ERNST GAMILLSCHEG hinweisen, der zum Leiter des neu errichteten Deutschen Wissenschaftlichen Instituts in Bukarest ernannt wurde (1940)<sup>48</sup>.

Die Germanistik dagegen hat jahrzehntelang ihre Südostaufgaben nicht in dem notwendigen Ausmaß erkannt. So groß die Anteilnahme gerade der deutschen Germanistik im Zeitalter der Romantik an den Zusammenhängen mit dem Südosten gewesen ist — man denke nur an das Interesse einer Persönlichkeit wie JAKOB GRIMM<sup>49</sup> — erlahmte diese in der Folgezeit. Die Tätigkeit eines KARL JULIUS SCHRÖER (1825—1900) ist durchaus vereinzelt und erklärt sich nur aus seiner südostdeutschen Herkunft.

Erst die ungarländische Germanistik erkannte die sprach- und literaturwissenschaftlichen Aufgaben im Südosten Europas<sup>50</sup>. Die konkreten literaturwissenschaftlichen Fragen sind zuerst von GUSTAV HEINRICH (1845 bis 1922) wahrgenommen worden. In sprachwissenschaftlicher Hinsicht beginnt mit GIDEON PETZ (1863) die systematische Erforschung der südostdeutschen Mundarten.

Das aber alles wären bloße Ansätze geblieben, wenn nicht eine Persönlichkeit gekommen wäre, die die Brücke zum Reich schlug, und dafür sorgte, daß die Südostaufgaben der Deutschkunde beim Binnendeutschtum eingehendste Berücksichtigung fänden, die dafür Gewähr leistete, daß die bahnbrechende Tätigkeit der ungarländischen Germanistik für das Gesamtdeutschtum fruchtbar gemacht wurde. JAKOB BLEYER (1874—1933) kommt

<sup>48</sup>) Sieb Vjschr., LXIII (1940), S. 155.

<sup>49</sup>) Über die Zusammenhänge zwischen der deutschen Germanistik und dem Südosten in diesem Zeitabschnitt vgl. die grundlegende Arbeit von JAKOB BLEYER, *Hazánk és a német philologia a XIX. század elején* (Ungarn und die deutsche Philologie zu Beginn des 19. Jh.s). Budapest 1910.

<sup>50</sup>) Über die Entwicklung der Germanistik in Ungarn vgl. den guten, in manchem freilich bereits überholten Überblick von GIDEON PETZ und JAKOB BLEYER, *Deutsche Philologie . . . ergänzende Einzelheiten*, ferner bei VALJAVEC, *Der deutsche Kultureinfluß in Ungarn*. DUHBI V (1933), S. 5 ff. — Dort auch Belege für das Folgende.

das Verdienst zu, die Selbstbesinnung der deutschen Germanistik entscheidend beeinflußt zu haben, soweit diese den Südosten betraf. Nicht nur, daß er in seinen Arbeiten entscheidende Abschnitte deutsch-ungarischer Beziehungen darstellte. Auch in methodischer Hinsicht verdanken wir seiner Tätigkeit grundlegende Erkenntnisse über die Aufgaben der deutschen Germanistik in Südosteuropa<sup>51</sup>).

Schon früh suchte Bleyer, dessen wissenschaftliche Tätigkeit durch einen großen Schülerkreis von besonders fruchtbarer Wirkung sein sollte, eine enge Zusammenarbeit mit den Germanisten im Reich herbeizuführen<sup>52</sup>).

Jedenfalls ist es weitgehend ein Verdienst Jakob Bleyers, dann aber auch einer Reihe reichsdeutscher Stellen, die auf seine Anregungen eingingen, daß die deutsche Germanistik wieder dem Südosten ihr Augenmerk zuwandte wie einst in den Tagen JAKOB GRIMMS. Freilich wäre es falsch, in den ganzen Aufschwung germanistischer Forschung, soweit sie den Südosten betrifft, nur eine Wirkung der Tätigkeit Bleyers sehen zu wollen. Vieles und Entscheidendes ist unabhängig von seinem Wirken zur Entfaltung und Reife gelangt.

Als wesentliche Tatsache ist in diesem Zusammenhang jedenfalls festzuhalten, daß die Entwicklung slawistischer, byzantinologischer, romanistischer und deutschkundlicher Studien in Deutschland die Möglichkeiten und Aufgaben der deutschen Südostforschung überhaupt erst einmal schärfer umrissen haben und daß sie vor allem für das Zustandekommen eines methodisch einwandfreien Rüstzeuges Sorge trugen. Störend war jedoch, daß diese einzelnen Forschungszweige untereinander nicht die richtige Fühlungnahme besaßen, daß jede für sich arbeitete und dadurch nicht die nötige und auch mögliche Gesamtwirkung zu erzielen vermochte. Es soll jedoch nicht verkannt werden, daß diese Mängel in der Verschiedenheit der

<sup>51</sup>) In diesem Betracht sind besonders wichtig folgende Aufsätze: Von der Erforschung des deutschen Kultureinflusses im südöstlichen Europa. Deutsche Rundschau, 1926 (Novemberheft). Über geistige Rezeption und nationales Schrifttum. Ungarische Literatur und deutscher Einfluß. Ermatinger Festschrift, 1932 (S.-A.). Aufgaben der Deutschtumsforschung im altungarischen Raume. DUHBl, V (1933), S. 238 ff. Deutsche Rundschau, DUHBl., 1933. Ermatinger Festschrift, 1933, und grundsätzliche Besprechungen in den DUHBl, III (1931), S. 349/50, 353; IV (1932), S. 263—265.

<sup>52</sup>) Aufschlußreich ist in diesem Betracht u. a. seine Verbindung mit dem Prager Germanisten AUGUST SAUER. Vgl. SAUERS Brief an BLEYER vom 26. Juni 1918, Veröffentlicht DUHBl. II (1930), S. 353 f. — Besonders hervorgehoben zu werden verdient in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, daß BLEYER auch die südostdeutschen Aufgaben der Germanistik nicht allein auf das sprach- und literaturwissenschaftliche Moment beschränkt wissen wollte und daß er gerade auch mit Nachdruck die Erforschung der deutschen Kulturleistung in Südosteuropa als erster gefordert hat.

Interessengebiete begründet waren und daher schlechtweg unvermeidbar gewesen sind.

Entscheidend wirkte sich vor allem der Umstand aus, daß man Südosteuropa bis in die jüngste Vergangenheit hinein viel zu wenig als einen auch nur einigermaßen einheitlichen Forschungsbereich auffaßte und daß überhaupt von einem einheitlichen Südosteuropabegriff nur wenig die Rede sein konnte. Man muß vor allem berücksichtigen, daß erst im Laufe der letzten Jahrzehnte Südosteuropa als Raumeinheit aufgefaßt wurde. Vorher waren andere Bezeichnungen gebräuchlich, die für die Stellung Südosteuropas zum Abendland sehr kennzeichnend sind und wohl noch eine eingehendere Untersuchung verdienten<sup>53</sup>). Die wichtige Frage kann an dieser Stelle nur gestreift werden.

Auf die Raumbezeichnungen des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, deren Behandlung recht umständlich ist, möchte ich aus diesem Grunde nicht eingehen und nur die Entwicklung etwa seit dem vorigen Jahrhundert berücksichtigen.

Bis weit in die Hälfte des 19. Jh.s war die Bezeichnung „Europäische Türkei“ der einzig umfassende Sammelbegriff für Südosteuropa. Man verstand darunter meistens auch Griechenland, auch nachdem es bereits selbständig geworden war, sowie die rumänischen Fürstentümer<sup>54</sup>).

Mit der fortschreitenden Verdrängung der Türken aus Europa, die vor allem seit 1878 offenkundig wurde, war es notwendig, den alten Begriff durch einen neuen, zutreffenderen zu ersetzen. Die Bezeichnung „Balkan“ löste jetzt den Ausdruck „Europäische Türkei“ ab<sup>55</sup>). Andere Ausdrücke, die vorübergehend auftraten — der französische Publizist CYPRIEN ROBERT prägte so den Ausdruck „péninsule Greco-Slave“<sup>56</sup>) — vermochten sich nicht einzubürgern und waren bald vergessen. Bis in die Gegenwart hinein blieb er eine allgemein verwendete Raumbezeichnung. Der Begriff Balkan umfaßte jedoch nur einen Teil des Südostens. Seine Unzulänglichkeit zeigt sich besonders deutlich darin, daß das rumänische Altreich (Moldau und Walachei) geographisch nicht dazu gehört, obschon die gesamte geschichtliche Entwicklung weitgehende Zusammenhänge bekundet. Aber auch abgesehen von dieser Schwierigkeit der Abgrenzung ist zu bedenken, daß man es in Rumänien ablehnt, zum balkanischen Bereich gerechnet zu werden. Auch das gesamte Karpatenbecken stellte einen vom Balkan unabhängigen

<sup>53</sup>) Vorarbeiten über diesen Gegenstand fehlen noch so gut wie gänzlich. Einiges zu diesem Fragenbereich bietet auch OTTO MAULL, *Einheit und Gliederung Südosteuropas*, LVSOEu I/4 (1937), S. 3—20.

<sup>54</sup>) Diese Abgrenzung finden wir auch in dem grundlegenden Werke von AMI BOUÉ, *La Turquie d'Europe*. Paris 1840, 4 Bde.

<sup>55</sup>) Ich finde sie u. a. schon 1847 in der rumän. Zt. *Фодѣ Сѣтѣскѣ IX* (Jassy 1847), S. 86.

<sup>56</sup>) *Les Slaves de Turquie*. Paris 1844, I, S. 1 u. ö.

Raum dar. Solange die österreichisch-ungarische Monarchie bestand, verursachte dies weiter keine Schwierigkeiten. Die Gebiete der Monarchie gehörten einfach zu Mitteleuropa und alles übrige, weiter südöstlich gelegene, stellte den Balkan dar. Anders wurde das mit dem Zerfall der Monarchie. Jetzt war es notwendig, für die Nachfolgestaaten einen neuen Sammelbegriff zu finden. Bis in die Gegenwart hinein, hat man zwar immer wieder Bemühungen unternommen, um der Raumbezeichnung Balkan Geltung zu verschaffen. Besonders die Gründung des Belgrader Balkaninstituts (1934) sowie die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift (*Revue Internationale des Études Balkaniques* 1934—1938) gaben diesem Raumbegriff noch einmal einen neuen Aufschwung<sup>57</sup>). Auch in Deutschland haben einzelne Forscher diesen Bestrebungen, die auf die Schaffung einer eigenen Balkanistik hielten, aber im Grunde nicht den deutschen Arbeitsinteressen entsprachen, Unterstützung geliehen. Trotzdem sind diese Bestrebungen heute im Abnehmen begriffen. Der Begriff Balkan wird vielleicht nicht völlig verdrängt werden, aber im besten Fall nur eine untergeordnete Raumbezeichnung darstellen. Und dies aus zwei Gründen. Der Raumbegriff aller europäischen Länder, die vom deutschen Reich aus südöstlich gelegen sind, muß umfassend sein. Er muß nicht nur das rumänische Altreich, sondern auch das gesamte Karpatenbecken umfassen. Diese Voraussetzung vermag aber die balkanische Abgrenzung nicht zu bieten. Sie ist daher für uns arbeitstechnisch im hohen Grade unzweckmäßig. Dazu kommt jedoch noch ein anderer Umstand. Vom Westen oder etwa vom Südosten her selbst betrachtet, ist die Verwendung des Begriffes Balkan entschieden besser zu vertreten. Schwierigkeiten ergeben sich freilich auch in diesem Fall<sup>58</sup>). Diese Schwierigkeiten erklären es auch, daß der Raumbegriff Balkan seit etwa 1918 immer weniger verwendet wurde und daß auch eine rückläufige Bewegung der letzten zehn Jahre, die wohl nicht ganz ohne Zusammenhang mit politischen Bestrebungen (Balkanbund) gewesen ist, daran auf die Dauer nichts zu ändern vermocht hat.

Als neuer Ausdruck trat nach 1918 besonders die Bezeichnung „Donauraum“ in Erscheinung. Von Anfang an ergab sich aber die nicht unerhebliche Schwierigkeit, daß dieser Begriff sich stark mit dem balkanischen Bereich

<sup>57</sup>) Vgl. etwa den Bericht in *LVSÖEu*, I, Heft 3 (1937), S. 82—84.

<sup>58</sup>) Ich möchte allein auf die Tatsache hinweisen, daß für die Türkenzeit Südosteuropas (besonders für das 16.—17. Jh.) die Nordgrenze des Balkans überhaupt keine Funktion besitzt, d. h. als solche überhaupt nicht in Erscheinung tritt. Die Zusammenhänge zwischen „Osmanischer Reichsgeschichte und balkanischer Volksgeschichte“, auf die *GEORG STADTMÜLLER* in seinem Aufsatz gleichen Namens hingewiesen hat (*LVSÖEu*, III (1939), S. 1—24) bleiben beispielsweise einseitig, wenn man nicht auch das Karpatenbecken einbezieht. Auch in diesem Falle ist also die umfassendere Abgrenzung zu wählen.

überschnitt, da die Zugehörigkeit Bulgariens und erheblicher Teile Südslawiens sowohl zum Donaauraum wie zum Balkan feststand. Neben der Bezeichnung Donaauraum versuchte man auch für das Karpatenbecken eine gemeinsame Landschaftsbezeichnung zu schaffen, die solange nicht notwendig war, als sie ein einheitliches Gebilde, das ungarische Königreich in seiner Ausdehnung bis 1918, umfaßte. Man versuchte vor allem den Begriff „pannonischer Raum“, „ungarischer Raum“ oder „altungarischer Raum“ einzuführen<sup>59</sup>).

Die gleichen Wandlungen und Schwierigkeiten spiegeln sich in den Bezeichnungen für das Deutschtum des Südostens wider. Der Ausdruck „Deutschungar“, der schon 1641 zur ersten Male Erwähnung findet<sup>60</sup>), konnte sich nie recht einbürgern, weil er nur eine politische Einheit berücksichtigte<sup>61</sup>). Nach 1918, dem Zusammenbruch des ungarischen Staates, wurde dieser Ausdruck als Sammelbegriff erst recht hinfällig. Schon vorher hatte R. F. KAINDL (1866—1930) versucht, den Begriff „Karpatendeutschum“ als Sammelbezeichnung einzuführen, die sich jedoch gleichfalls nicht einbürgern konnte und in den Jahren nach dem Weltkriege allmählich durch den Begriff „Südostdeuschum“ ersetzt wurde<sup>62</sup>). Damit war eine Bezeichnung geschaffen, die den Vorteil bot, daß sie als „neutraler“ geographischer Begriff umfassend genug war, um das gesamte Deutschtum des in Frage stehenden Bereichs einzubeziehen und außerdem mit dem Begriff Südosteuropa korrespondierte.

Der Begriff Südosteuropa selbst wurde zuerst von Geographen verwendet. Soviel ich sehe, ist er in die Wissenschaft von einem Deutschen, dem österreichischen Konsul für das östliche Griechenland, J. G. VON HAHN, eingeführt worden<sup>63</sup>). In einer 1861 erschienenen Arbeit, führte Hahn den Begriff „Südosthalbinsel“ ein, wozu er noch folgendes bemerkte: „Der Verfasser (Hahn) begreift unter diesem Namen das ganze Dreieck, in welches Europa gegen Südosten ausläuft, weil alle bisher versuchten Gesamtbezeichnungen mehr oder weniger begründete Einsprache erfahren haben“<sup>64</sup>). Vereinzelt wurde die Bezeichnung in der Folge in Deutschland sowie anderswo

<sup>59</sup>) Den Begriff „altungarischer Raum“ hat vor allem JAKOB BLEYER verwendet.

<sup>60</sup>) DAVID FRÖHLICH verwendet ihn schon im Titel seines Werkes: „Der uralte Deutsch-Ungarische Zipserische und Siebenbürgische Landsmann.“ Leutschau 1641.

<sup>61</sup>) Über die Entwicklung des Begriffes vgl. den Aufsatz von BÉLA PUKÁNSZKY, Deutschungar, DUHBL. III (1931), S. 81 ff.

<sup>62</sup>) Er kommt vereinzelt freilich auch schon vor dem Weltkrieg vor. Einer der frühesten Erwähnungen stellen meines Wissens die „Südostdeutschen Betrachtungen“ von ARMAND FREIHERR VON DUMREICHER (Leipzig 1893) dar.

<sup>63</sup>) Auch MAULL, a. a. O., S. 3, hält HAHN für den Schöpfer dieses Begriffes.

<sup>64</sup>) J. G. VON HAHN, Reise von Belgrad nach Saloniki. Wien 1861, S. 2.

aufgegriffen. Merkwürdigerweise treffen wir den Ausdruck „südöstliche Länder“ auch bei russischen Schriftstellern an<sup>65)</sup>, ein Beweis, daß sie sich bei der Betrachtung südosteuropäischer Verhältnisse von Gesichtspunkten der kontinentalen Mitte leiten ließen. Größere Geltung erlangte der Begriff aber erst durch THEOBALD FISCHER, der ihn seit 1893 als Raumbezeichnung durch seine landeskundlichen Arbeiten einführte<sup>66)</sup>. Erst seit 1918 hat sich der Begriff Südosteuropa in weiteren Kreisen durchgesetzt. Seit etwa 1933 ist er von allgemeiner Geltung. Damit hatte endlich die umfassendste, wissenschaftlich am besten fundierte, geographische Bezeichnung für diesen Teil des Kontinents den Sieg über andere Abgrenzungen davongetragen, die weniger umfassend und daher unvollkommener waren, ohne diese freilich bis jetzt gänzlich verdrängen zu können.

Ich bin auf die Schwankungen der südosteuropäischen Raumbezeichnungen an dieser Stelle deswegen so ausführlich eingegangen, weil sie am deutlichsten die Schwierigkeiten zeigen, mit denen eine Südosteuropaforschung, ganz allgemein schon rein begrifflich gesehen, zu kämpfen hatte. Es dürfte klar sein, daß erst mit der Einführung des Begriffes „Südosteuropa“ eine Südosteuropaforschung in vollem Umfang möglich wurde und daß vorher nur Teilarbeiten geleistet werden konnten, die freilich sehr wertvoll sein mochten.

Gerade in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg ist sehr viel für den Aufbau der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Südosteuropa in den deutschen Ländern geschehen. Die wissenschaftliche Erforschung Bosniens und der Herzegowina, die vom österreichischen Staat nach Kräften gefördert wurde, bedeutete stets zugleich eine Auseinandersetzung mit den Problemen des Balkans. Sehr wesentlich war daher, daß unter der österreichischen Herrschaft die wissenschaftliche Beschäftigung mit Bosnien und der Herzegowina sehr rege gewesen ist. 1904 wurde das unter Leitung von Prof. CARL PATSCH stehende Bosnisch-Herzegowinische Institut für Balkanforschung in Sarajewo gegründet, das eine rege Tätigkeit entfaltete, die sich nicht nur auf Bosnien und die Herzegowina erstreckte, als Folge des Umsturzes jedoch 1918 aufgelöst wurde<sup>67)</sup>.

Noch in die vorangehende Zeit fällt die Errichtung einer Balkankommission der Wiener Akademie der Wissenschaften (1897), die aus zwei von einander unabhängigen Abteilungen bestand, von denen die eine „die historisch-archäologische und philologisch-ethnographische Erforschung ein-

<sup>65)</sup> Vgl. u. a. NIL POPOV, *Srbija i Rusija od kočine krajine do Sv. Andrejevske kupštine*. Belgrad 1870, S. 5.

<sup>66)</sup> Vgl. darüber MAULL, a. a. O., S. 3 ff. DERS., *Länderkunde von Südosteuropa*. Leipzig-Wien 1929, S. 299 ff.

<sup>67)</sup> CARL PATSCH, *LVSÖEu*, III (1939), S. 248 f.

zelter Gebiete der Balkanhalbinsel“ erstrebte, während sich die andere den linguistischen Fragen widmete. In der Folgezeit entfaltete vor allem die linguistische Abteilung eine systematische Tätigkeit, die historisch-archäologische Abteilung dagegen ist weniger erfolgreich gewesen<sup>68</sup>). Zur Arbeit der Balkankommission, die nach 1918 stark an Bedeutung verlor, gesellte sich in Wien während des Weltkrieges das „Forschungsinstitut für Osten und Orient“, das 1916 gegründet und von RUDOLF GEYER und HANS ÜBERSBERGER geleitet worden ist, und auch noch in der Nachkriegszeit tätig war<sup>69</sup>). Ein weiterer Schritt zur Ausgestaltung der Südostarbeit in Wien wäre an sich die Errichtung eines Instituts für Balkankunde an der Universität gewesen (1921). Vorstand des Instituts wurde CARL PATSCH, der 1921 den Lehrstuhl für slawische Geschichte und Altertumskunde erhalten hatte. Das Fehlen entsprechender Mittel hat dieser Forschungsstelle die Entfaltung einer umfassenden Tätigkeit nicht gestattet. Sie wurde 1935 aufgelöst. Dadurch war Wien aus der Südostarbeit organisatorisch ausgeschaltet. War schon in den vergangenen Jahrzehnten die wissenschaftliche Beschäftigung mit Südostproblemen in Wien sehr gesunken und verglichen mit anderen Städten Deutschlands hier verhältnismäßig sogar sehr schwach gewesen, so trat seit 1918 ein ausgesprochener Tiefstand nach dieser Richtung hin ein, an dem die Tätigkeit einzelner nichts ändern konnte. Die deutsche Südostforschung hatte sich schon vorher nach anderen Städten verlagert.

Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß für eine stärkere Beschäftigung mit dem Südosten Europas gerade von Österreich aus der Zeit vor 1918 bemerkenswert nachhaltige Anregungen ausgingen. Deutlich wird dies u. a., wenn wir das Verhältnis der deutschen Geschichtsforschung zu den Problemen des Südostens betrachten. In der Zeit nach 1867 bzw. 1871 trat für die deutschen Historiker der Südosten immer mehr in den Hintergrund. In Österreich war dieser Rückgang nie so stark gewesen wie im wilhelminischen Deutschland. In Österreich machten sich auch die ersten Anzeichen einer Wendung zum Südosten bemerkbar. Ich denke dabei neben R. F. KAINDL, der ursprünglich in Czernowitz, seit dem Weltkrieg in Graz wirkte, besonders an HAROLD STEINACKER, dem Sohn EDMUND STEINACKERS, des politischen Erweckers der Deutschen im Karpatenbecken. Die politische Problematik des Südostens, die ihm durch das Wirken des Vaters eindringlich nahetrat, veranlaßte ihn schon vor 1914 zu einer breitangelegten Auseinandersetzung mit vor allem ungarischen Geschichtsproblemen. Obschon die Ungunst der damaligen Verhältnisse Steinackers Tätigkeit nicht günstig beeinflusste, so ist sie doch in der Folgezeit von richtungweisender Bedeutung gewesen.

<sup>68</sup>) PATSCH, a. a. O., S. 248.

<sup>69</sup>) PATSCH, a. a. O., S. 249.

Dazu konnte es aber erst kommen, nachdem in Deutschland Arbeits- und Forschungsstellen geschaffen worden waren. Gerade die Fehlschläge der vorangehenden Zeit hatten gezeigt, daß eine zersplitterte, individuelle Arbeit nicht zum Ziele führen könne und daß daher eigens eingerichtete Arbeitsmittelpunkte zu schaffen wären. Aus dieser Einsicht heraus erklären sich die Bestrebungen während des Weltkrieges, in Städten des Deutschen Reiches — München bzw. Leipzig — Südostinstitute zu gründen. In München sind diese Bestrebungen zuerst — bereits 1915<sup>70)</sup> — laut geworden, ohne hier jedoch vorerst Erfolg zu haben. In Leipzig dagegen kam es zur Gründung eines Südosteuropa- und Islam-Instituts (1917), das aber nie eine entsprechende Tätigkeit zu entfalten vermochte und — nach WEIGANDS Bemerkung — „in Wirklichkeit gar nicht existierte“<sup>71)</sup>. Schon 1922 wurde es in ein Osteuropa- und Islam-Institut umgewandelt und 1932 in Osteuropa-Institut umbenannt, „auf diese Weise schon rein äußerlich in seinen Zielen abgebogen, mehrmals erneut von Krisen erschüttert und schließlich im Juni 1932 überhaupt aufgelöst“<sup>72)</sup>. Damit war der erste organisatorische Ansatz einer Südostarbeit in Leipzig „eigentlich schon seit Kriegsende zum Scheitern gekommen“<sup>73)</sup>.

Während sich in Leipzig ein ebenso verhängnisvolles Schwanken der organisatorischen Arbeitsgrundlagen für die Südosteuropaforschung ergab, wie in Wien, ist ein dritter Ansatzpunkt, der gleichfalls noch im Weltkrieg zustande kam, zu einer besseren Entfaltung gelangt. 1917 wurde von ROBERT GRAGGER (1887—1926), nachdem er ein Extraordinariat für ungarische Sprache und Literatur an der Universität erhalten hatte, ein Ungarisches Institut in Berlin gegründet<sup>74)</sup>. Besonders wichtig ist es gewesen, daß das Berliner Institut eine Wirksamkeit von Dauer zu entfalten vermochte und nicht das Schicksal ähnlicher Arbeitsstätten erlitt, die meistens schon nach einigen Jahren aus Mangel an Interesse eingingen. Dadurch konnte gerade in Berlin eine Kontinuität für Teilgebiete der Südosteuropaforschung entstehen, die sehr ins Gewicht fiel und der Reichshauptstadt wertvolle Arbeitsmöglichkeiten sicherte, die an sich freilich über den Rahmen des Ungarischen Instituts hinauswuchsen. Das gilt z. B. für die Südosteuropäische Arbeitsgemeinschaft, die 1929 in Berlin erwähnt wird<sup>75)</sup>, aber nicht von Dauer gewesen ist.

<sup>70)</sup> Vgl. den Aufsatz von Dr. ADOLF DIRR, Das Balkan- und Vorderasien-Institut in München. Süddeutsche Monatshefte. Dezember 1915, S. 309 ff.

<sup>71)</sup> LVSOEu, I, Heft 1 (1937), S. 79.

<sup>72)</sup> Ebenda, S. 80.

<sup>73)</sup> Ebenda.

<sup>74)</sup> Vgl. JULIUS V. FARKAS, Das Ungarische Institut und seine geschichtliche Aufgabe. UJb, XVII (1937), S. 27 ff.

<sup>75)</sup> Erwähnt im Titel der Arbeit von KONRAD SCHÜNEMANN, Die Entstehung

Ganz allgemein ist für die Zeit nach 1918 eine starke Abnahme in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Südosteuropa zu verzeichnen. Abgesehen davon, daß viele wissenschaftliche Arbeitsstätten ihre Tätigkeit einstellten, fiel es schwer ins Gewicht, daß unter der Ungunst der politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten die meisten Fäden abrissen und daß die Schwächung der deutschen Position in Mitteleuropa sich auch auf das Verhältnis zum Südosten auswirkte, ohne daß die Wissenschaft dabei eine Ausnahme gemacht hätte. Man muß sich vergegenwärtigen, was allein der Verlust der Universität Czernowitz für die Beziehungen zum Südosten darstellte, die fast ein halbes Jahrhundert hindurch die östlichste und südöstlichste deutsche Universität zugleich gewesen ist und für vielfältigste Zusammenhänge zwischen der deutschen und südosteuropäischen Wissenschaft in hervorragender Weise gesorgt hat. Die schwierige Lage, die nach 1918 in diesem Betracht entstand, hatte jedoch auch das eine Gute, daß sie den unbefriedigenden Zustand, der in der geistigen Auseinandersetzung mit Südosteuropa bestand, klarer, ungeschminkter vor Augen führte als das vorher der Fall gewesen war, daß eine Reihe unerheblicher oder nicht entsprechend lebensfähiger Arbeitsansätze beseitigt wurde und einem grundsätzlichen Neuaufbau einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Südosteuropa Platz machte.

Ermöglicht wurde diese Wandlung der Südostarbeit durch das neue Verhältnis, das das deutsche Volk nach dem Weltkrieg zu Ost- und Südosteuropa allgemein gefunden hat, sowie dadurch, daß man sich der räumlichen Verbundenheit mit diesen Teilen Europas stärker bewußt wurde als bisher und daß auch die nach 1918 erstarkende Anteilnahme für das Auslandsdeutschum gerade das Deutschum des Südostens stärker in das Blickfeld des Mutterlandes rückte, woraus sich auch mannigfaltige wissenschaftliche Anregungen ergaben. War vor 1918 das wissenschaftliche Verhältnis für das Deutschum gerade des Südostens nur sehr gering, so wurde das nach dem Krieg anders. Eine gründliche Erforschung der südostdeutschen Vergangenheit setzte ein, die sich auf die Dauer von Vorteil auch für die deutsche Südosteuropaforschung allgemein erwies.

Wenn nach 1918 die deutsche Südosteuropaforschung ihre eigentliche Formung erfuhr und gleichzeitig eine Bedeutung errang, die ihr einen wichtigen Platz sicherte, so ging das vor allem auf die zwei Umstände zurück, die von besonderer Bedeutung sein sollten, der Schaffung wissenschaftlicher Forschungsanstalten für Südosteuropa und die Gründung von einschlägigen Fachzeitschriften.

---

des Städtewesens in Südosteuropa, I. Breslau-Oppeln (1929). — Einer gefälligen Auskunft von Herrn Prof. A. BRACKMANN, Berlin, zufolge bestand das Unternehmen bereits 1929 nicht mehr.

Mit der Errichtung von Instituten, die sich mit dem Südosten beschäftigten, war bereits vor 1918 begonnen worden. Das bereits erwähnte Institut in Sarajewo, die Balkankommission bei der Wiener Akademie der Wissenschaften, das 1917 gegründete Institut in Leipzig sowie das Ungarische Institut zu Berlin zeigen, daß man bereits damals versuchte, der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Südosteuropa einen festeren Rahmen als vorher zu verleihen. Aber erst im Zeitraum, der auf 1918 folgte, schuf man umfassendere Arbeitsstätten, die endlich die Grundlagen der deutschen Südostforschung sicherstellten. Ein wichtiger Abschnitt in dieser Entwicklung war vor allem die Gründung der Deutschen Akademie im Jahre 1925, die schon früh ihr Augenmerk im besonderen Grade dem Südosten zuwandte. 1928 erfolgte die Gründung des Instituts für Mittel- und Südosteuropäische Wirtschaftsforschung in Leipzig, das in wirtschaftskundlicher Hinsicht viel geleistet hat<sup>76</sup>).

1930 wurde dann in München das Südostinstitut gegründet, nachdem schon vorher, im Weltkrieg, versucht worden war, in München ein Institut für Südosteuropa zu errichten. Mit der im Jahre 1930 erfolgten Gründung war somit das erste eigentliche deutsche Südostinstitut von Dauer errichtet worden. 1932 kam es zur Gründung der „Südostdeutschen Forschungsgemeinschaft“ in Wien, die selbst keine eigene wissenschaftliche Tätigkeit entfalten, sondern für die Verbindung mit volksdeutschen Wissenschaftlern im Südosten Sorge tragen sollte. 1935 errichtete die Deutsche Akademie einen Südostausschuß, der eine wichtige Tätigkeit entfaltete und zur Vertiefung der wissenschaftlichen Zusammenhänge mit Südosteuropa wesentlich beitrug. Wichtig ist vor allem gewesen, daß damit die Querverbindungen unter den deutschen Südostforschern gefördert wurden, die vorher fast ganz vernachlässigt worden waren<sup>77</sup>). Die Südosteuropaforschung war durch das Vorhandensein des Instituts sowie des Ausschusses der Deutschen Akademie stark nach München konzentriert. 1936 erfolgte dann die Gründung des Leipziger Südosteuropa-Instituts, durch die die Leipziger Südosteuropaforschung wieder eine stärkere Anregung erhielt. Während bis dahin die deutsche Südostforschung sich vor allem in München vereinigte, war damit ein zu begrüßender Ausgleich insofern geschaffen, als der Möglichkeit einer einseitigen Zentralisierung vorgebeugt wurde. Aus dem gleichen Grund ist daher auch die Errichtung des Südostdeutschen Instituts in Graz von Vorteil gewesen, das vom Anfang an eine wichtige Rolle zu spielen berufen war, da Graz seiner räumlichen Lage nach für die Südosteuropaforschung geeignet ist.

<sup>76</sup>) Vgl. LVSÖEu, I, Heft 4 (1937), S. 97 ff.

<sup>77</sup>) Vgl. den Bericht von GERHARD GESEMANN, LVSÖEu, I, Heft 2 (1937), S. 77 ff., wo die Gründung des Ausschusses „in seiner heutigen Form“ auf 1936 angesetzt ist.

Damit waren endlich die wissenschaftlichen Arbeitsstätten geschaffen, die der deutschen Südostforschung den organisatorischen Rahmen boten und eine Kontinuität der Arbeit gewährleisteten, die in der vorangehenden Zeit eben doch gefehlt hatten. An Persönlichkeiten, die sich dem Südosten wissenschaftlich widmeten, hatte es auch früher nicht gefehlt. Aber die auf diese Weise zustande gekommenen Arbeitsansätze waren meistens nur an die Einzelpersonlichkeiten gebunden. An größere Arbeitsvorhaben, die über die Schaffenskraft eines Menschen hinausgegangen wären, konnte mangels entsprechender Mittel nicht gedacht werden.

Jetzt aber wurden Forschungsanstalten errichtet, die von einer nachhaltigeren Anteilnahme getragen waren und daher auch einen ganz anderen Arbeitsumfang zu erzielen imstande waren. Deutlich zeigt sich das in ihrer Publikationstätigkeit, vor allem in der Herausgabe von Fachzeitschriften über den Südosten.

Wissenschaftliche Zeitschriften über den Südosten hat es zwar auch schon in der vorangehenden Zeit gegeben. Aber es ist kennzeichnend für die früher übliche Zersplitterung auf diesem Arbeitsgebiet, daß nur fachlich oder regional eng umgrenzte Zeitschriften erschienen. Wenn wir von den slawistischen Organen absehen, machten den Anfang Zeitschriften, die in Deutschland über Ungarn herauskamen<sup>78)</sup>, aber nie richtig bodenständig werden konnten. Die „Vierteljahresschrift aus und für Ungarn“ (1843), die EMMERICH HENZLMANN herausgab, ist in unserem Zusammenhang nicht von Belang, da es sich nicht um ein Organ wissenschaftlichen Charakters handelte. Das gleiche gilt auch für das „Jahrbuch des deutschen Elementes in Ungarn“ (1846) von KARL MARIA KERTBENYS (BENKERT) (1824—1882)<sup>79)</sup> und der „Ungarischen Revue“ (1869) von MANSVET RIEDL. Erst die „Literarischen Berichte aus Ungarn“ (1877 ff.)<sup>80)</sup>, die der Zipser Sachse PAUL HUNFALVY (urspr. Hundsdörfer) (1810—1891) leitete, waren als wissenschaftliche Zeitschrift anzusprechen. Leider vermochten sie sich nicht lange zu halten. Sie wurden mit Mitteln der Ungarischen Akademie der Wissenschaft herausgegeben und nur — aus Gründen der Kulturwerbung — gewissermaßen künstlich am Leben erhalten<sup>81)</sup>. Das Interesse an Ungarn war bei deutschen Forschern auch damals nicht gering. Daran lag es nicht,

<sup>78)</sup> Vgl. für das Folgende FARKAS, Deutsche Zeitschriften der Ungarnkunde. UJb XI (1931), S. 1 ff.

<sup>79)</sup> Vgl. über ihn MARTHA DETRICH, Kertbeny Károly élete és műfordótói munkássága (Das Leben von Karl Károly und seine Tätigkeit als Übersetzer). Szegedin 1936.

<sup>80)</sup> Von 1881 an „Ungarische Revue“ genannt, die vom dritten Jahrgang an von GUSTAV HEINRICH, vom 12. von seinem Bruder KARL HEINRICH geleitet wurde.

<sup>81)</sup> Auch FARKAS, a. a. O., S. 10, stellt fest, daß „der ausländische Interessentenkreis beschränkt blieb“.

wenn die Zeitschrift in Deutschland nicht recht Fuß fassen konnte. Entscheidend war vielmehr, daß ihre Gestaltung zu wenig auf die ausländische Leserschaft zugeschnitten war. Sie war eine ungarische Zeitschrift, die in deutscher Sprache erschien. Entschieden besser ist die „Ungarische Rundschau“ geraten, die GUSTAV HEINRICH von 1912—1916 herausgab. Allein schon der Umstand, daß die Zeitschrift einen merklichen germanistischen Einschlag hatte, sicherte ihr, besonders in Deutschland, eine größere Anteilnahme. Der Weltkrieg bereitete dann diesem wertvollen Unternehmen ein Ende. Erst die „Ungarischen Jahrbücher“, die zuerst ROBERT GRAGGER und dann JULIUS V. FARKAS leitete, vermochten ein Organ der Ungarnkunde in Deutschland zu schaffen, das Geltung von Dauer erzielte.

Neben diesen Organen, die sich auf Ungarn beschränkten<sup>82)</sup>, sind auch Zeitschriften erschienen, die für andere Länder bzw. Arbeitsbereiche bestimmt waren. Abgesehen von den Fachzeitschriften, die ich bereits weiter oben behandelte, erwähne ich etwa noch die „Romanische Revue“, die CORNELIUS DIACONOVICI seit 1885 herausgab, die aber nach einigen Jahrgängen wieder einging. Das politische und propagandistische Moment mußte in ihr naturgemäß überwiegen. Ihre — im übrigen recht erhebliche — Bedeutung lag dementsprechend auf politischem Gebiet.

Von großem Vorteil war das Entstehen eines Zeitschriftenwesens über einzelne südostdeutsche Siedlungsgebiete<sup>83)</sup>, die im einzelnen auf die Südostforschung von sehr anregender Wirkung gewesen, freilich nur zum Teil als binnendeutsche Organe aufzufassen sind.

Den Anfang machte 1928 die Zeitschrift „Karpatenland“, die der Erforschung der Slowakei gewidmet war. Ein wichtiger Wendepunkt in dem Ausbau eines deutschen Zeitschriftenwesens über den Südosten bedeutet das Erscheinen der Deutsch-Ungarischen Heimatblätter seit 1929, die sich nicht nur mit dem Deutschtum in Ungarn, sondern auch mit deutsch-ungarischen Beziehungen allgemein beschäftigten<sup>84)</sup>, aber nicht in unseren Rahmen gehören, da sie in Ungarn erschienen.

Schließlich müssen in diesem Zusammenhang auch noch die seit 1931 erscheinenden „Mitteilungen des Ungarischen Historischen Instituts“ in Wien<sup>85)</sup> erwähnt werden, die jedoch nicht als eigentliche deutsche Zeitschrift bezeichnet werden kann.

<sup>82)</sup> Doch berücksichtigen die UJb auch die Nachbarländer.

<sup>83)</sup> Vgl. darüber VALJAVEC, Wege und Wandlungen deutscher Südostforschung. SODF, I (1936), S. 7.

<sup>84)</sup> BLEYER, der die Zeitschrift herausgab, wollte sie im Laufe der Zeit zu einem umfassenden Organ für das Deutschtum des Südostens ausbauen, woran ihn aber die politischen Umstände und dann auch sein früher Tod im Dezember des Jahres 1933 hinderten.

<sup>85)</sup> Seit 1933 „Jahrbuch des Graf-Klebelsberg-Kuno-Instituts für Ungarische Geschichtsforschung in Wien“.

So wertvoll und wichtig diese Zeitschriften aber auch waren, vermochten sie nicht den entstehenden Notwendigkeiten eines verstärkten wissenschaftlichen Südosteinsatzes in vollem Umfang Rechnung zu tragen. Namentlich wirkte es sich unangenehm aus, daß die deutsche Südostforschung keine Zeitschriften besaß, die sich allgemein mit dem Südosten beschäftigt hätten, was eine Zersplitterung und Isolierung der Kräfte naturgemäß begünstigte. Auch der Umstand, daß die anderen deutschen Zeitschriften Aufsätzen über Südosteuropa bereitwillig Platz einräumten, vermochte an diesem Mißstand nichts zu ändern. Man kann aus dem damaligen Zustand ganz allgemein die Lehre ziehen, daß ohne das Vorhandensein ausgesprochener Südostzeitschriften eine deutsche Südostforschung überhaupt nicht möglich ist. Damals waren bereits zahlreiche Kräfte im Reich vorhanden, aber sie besaßen nirgends einen richtigen Sammelpunkt und vermochten nicht die richtige Wirkung zu erlangen.

Erst in dem Zeitraum seit 1933 sind in Deutschland umfassende Fachzeitschriften für Südosteuropa zustande gekommen. Wenn 1936 die Südostdeutschen Forschungen begründet wurden, so lag damals die Schaffung eines derartigen Organs gewissermaßen schon in der Luft. Trotzdem ist es ein großes Verdienst des Münchner Südostinstituts gewesen, da es sich zuerst zur Herausgabe einer derartigen Zeitschrift entschloß, die unter den damaligen Umständen doch ein entschiedenes Wagnis bedeutete. Dem Umfang und Themenkreis nach beschränkten die „Südostdeutschen Forschungen“<sup>86)</sup> den Weg des etappenweisen, planmäßigen Aufbaus. Aus verhältnismäßig bescheidenen Anfängen heraus ging man an die Schaffung eines Südostorgans von zentraler Geltung. Bereits 1935, als ich der damaligen Institutsleitung den Plan unterbreitete, die „Südostdeutschen Forschungen“ herauszugeben, war ich entschlossen, eine Zeitschrift zu schaffen, die sich den ganzen südosteuropäischen Bereich als Arbeitsgebiet nehmen müsse. Auf den ersten Anhieb war das aber nicht zu erreichen. Die Zahl der binnendeutschen wie auch ausländischen Mitarbeiter war vorerst so gering, daß ein großes, umfassendes Organ anfänglich schon aus diesem Grunde nicht hätte bestehen können. Die persönlichen Verbindungen mußten erst in mühevoller Kleinarbeit geschaffen werden. Erst als Folge jahrelanger Bemühungen kam ein Mitarbeiterstab zustande, der allen wissenschaftlichen Anforderungen genügte und über die Aufrechterhaltung eines umfangreichen Aufsatz- und Miszellenteiles hinaus eine systematische Berichterstattung über die wissenschaftlichen Neuerscheinungen aus dem Gebiete der einschlägigen Fachliteratur ermöglichte.

Mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten des Anfangs, beschränkte sich die Zeitschrift anfänglich mehr auf das Südostdeutschtum und auf die

<sup>86)</sup> Vom 5. Jahrgang (1940) wurden sie umbenannt in Südost-Forschungen.

Beziehungen zwischen Deutschland und Südosteuropa. Diese Einschränkung, die aus rein arbeitstechnischen Gründen vorgenommen wurde, war jedoch nur als vorübergehende Maßnahme gedacht. Wesentlich war, daß zuerst überhaupt eine Ausgangsstellung gewonnen worden war, die zum Aufrollen der gesamten Südostfragen im gleichen Maße geeignet ist, wie das etwa auch die Byzantinologie sein mag. Ich habe mich aber damals noch aus einem anderen Grund entschlossen, die Zeitschrift mehr von der deutschkundlichen Seite auszubauen: Für eine deutsche Südostforschung schien es mir am naheliegendsten, von einer deutschen Fragestellung auszugehen. Die Würde der deutschen Forschung gebot dies meines Erachtens ebenso sehr wie die Erwägung, daß ein geradezu ängstliches Vermeiden deutscher Fragenbereiche seitens der deutschen Forschung nur geeignet sein müßte, eine gewisse Unklarheit außerhalb der Reichsgrenzen zu nähren. So schritt ich an den Ausbau des Unternehmens von dieser Seite. Die erreichten Ergebnisse sprechen für die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges. Seit 1937 schon dehnte ich das Arbeitsgebiet der Zeitschrift auf den ganzen Donaauraum aus und bezog seit 1938 in fortschreitendem Maße auch den balkanischen Bereich in das Untersuchungsfeld ein. Diesem planmäßigen Ausbau der Zeitschrift wurde mit dem 5. Jahrgang auch dadurch äußerlicher Ausdruck verliehen, daß der Titel „Südostdeutsche Forschungen“ auf „Südost-Forschungen“ abgeändert wurde. Damit kam der Abschluß einer vom Anfang an eingeschlagenen Richtung systematischen Aufbaues auch äußerlich zum Ausdruck.

Dieser war mit um so größeren Schwierigkeiten verbunden, als seit 1937 eine Reihe neuer Zeitschriften herauskam, was unter anderem eine Verknappung der Mitarbeiter hervorrief, die es auch schon vorher nicht gerade im Übermaß gegeben hatte.

Von den seit 1937 neuerscheinenden Zeitschriften hebe ich folgende hervor: *Auslandsdeutsche Volksforschung* (Stuttgart, seit 1937<sup>87</sup>); *Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung* (Berlin, seit 1937); *Leipziger Vierteljahresschrift für Südosteuropa* (Leipzig, seit 1937). Das Erscheinen dieser Zeitschriften bewirkte gerade auch für die deutsche Südostforschung einen erfreulichen Aufschwung und einen friedlichen, fruchtbaren Wettbewerb, der eine wertvolle Steigerung der gesamten Kräfte bewirkte.

So wichtig die „*Auslandsdeutsche Volksforschung*“ und das „*Deutsche Archiv für Landes- und Volksforschung*“ auch gerade für den Südostabschnitt waren, konnten und wollten sie ausgesprochene Südostzeitschriften nicht ersetzen. Es war daher vom Standpunkt der deutschen

---

<sup>87</sup>) Seit 1939 Titel abgeändert in „*Deutsche Volksforschung*“, Jahrgang 1937/38, wurde von HANS JOACHIM BEYER geleitet, der diese für die deutsche Volksforschung so wichtige Zeitschrift aufgebaut hatte.

Südostforschung besonders erfreulich, daß jetzt neben den Südostdeutschen Forschungen eine zweite deutsche Südostzeitschrift, die Leipziger Vierteljahresschrift für Südosteuropa, geschaffen worden war. Eine einzige Südostzeitschrift wäre für den Aufgabenbereich der Forschung nicht ausreichend gewesen. Die Leipziger Initiative, ein zweites Organ ins Leben zu rufen, war daher in besonderem Maße begrüßenswert. Eine gewisse Arbeitsteilung gegenüber den „Südostdeutschen Forschungen“ ergab sich von vornherein, da die Leipziger Vierteljahresschrift mehr den Balkan und auch die gesamte — also auch asiatische — Türkei berücksichtigte, sich mehr auf kürzere Aufsätze, mitunter auch von aktuellem Charakter, verlegte und neben Wirtschaftskundlichem vor allem auch den Naturwissenschaften einen breiten Platz einräumte. Die „Südost-Forschungen“ dagegen sehen den Schwerpunkt ihrer Aufgaben im Donaauraum, bringen auch umfangreichere Abhandlungen und behandeln vor allem Fragen aus dem Gebiete der Kulturwissenschaft und der allgemeinen Landeskunde. Ferner richteten die „Südost-Forschungen“ ihr Augenmerk vor allem auf den Ausbau eines umfassenden, nach Möglichkeit erschöpfenden Besprechungsteiles, der alle einschlägigen wissenschaftlichen Neuerscheinungen über Südosteuropa erfaßt, ohne Rücksicht auf die Sprache, in der sie verfaßt sind, während die Leipziger Vierteljahresschrift auf den Besprechungsteil geringeres Gewicht legt.

Mit diesen beiden Zeitschriften besitzt die deutsche Südostforschung die publizistischen Grundlagen, die ihr eine gedeihliche weitere Entfaltung ermöglichen. Das Vorhandensein dieser beiden deutschen Organe ist um so wichtiger, als sie nicht nur für den deutschen Geltungsbereich vorhanden sind, sondern naturgemäß auch, vor allem in Südosteuropa selbst, eine wichtige Aufgabe besitzen. Südosteuropa selbst besitzt keine Zeitschriften, die der Südosteuropaforschung im notwendigen umfassenden Ausmaß dienen würden. Zwar gründete 1935 das Belgrader Balkaninstitut die „Revue Internationale des Études Balkaniques“, die die Voraussetzungen für die Schaffung einer zentralen südosteuropäischen Balkanzeitschrift an sich geboten hätte, jedoch nach dem 6. Band ihr Erscheinen einstellte. Andere Zeitschriften wie etwa die „Revue Historique Sud-Est Européen“ (die N. JORGA seit 1922 herausgab), das „Archivum Europae Centro-Orientalis“ (das unter Leitung von EMMERICH LUKINICH in Budapest seit 1935 herauskommt) ist fachlich oder regional begrenzt. Die Forschung der südosteuropäischen Länder ist also in ihren gegenseitigen Beziehungen auf die Vermittlungsrolle der deutschen Südosteuropaforschung angewiesen.

Diese ist — wie wir bereits weiter oben sahen — eigentlich erst nach 1933 zur vollen Entfaltung gelangt und ist durch die Schaffung geeigneter Forschungsanstalten und Fachzeitschriften imstande, ihre Stellungen im

erforderlichen Maße auszubauen. Erst von diesem Zeitraum an gerechnet, kann man von einer Südostforschung sprechen, wenn man darunter eine bewußte und planmäßig geschaffene Einheit versteht.

Wir sind damit bei der Gegenwart angelangt, die uns in diesem Zusammenhang nicht weiter angeht. Wohl aber drängt sich in diesem Zusammenhang eine Reihe methodischer Fragen auf, die wir gerade im Anschluß an unseren historischen Überblick aufwerfen dürfen und vielleicht auch teilweise beantworten können.

## II.

Südosteuropaforschung im heutigen Sinn gibt es eigentlich erst seit etwa einem Jahrzehnt, als Ausdruck eines neuen, ich möchte sagen, konkreteren Verhältnisses zu Südosteuropa, das wir früher, in diesem Ausmaß, nie besessen haben. Unser wissenschaftliches Verhältnis zum Südosten ist aber nichts „Neues“, sondern nur organische Weiterentwicklung einer Anteilnahme, die auf einen Zeitraum von fast einem Jahrtausend zurückblicken kann. Wie wird die weitere Entwicklung verlaufen?

Um sich darüber Rechenschaft ablegen zu können, muß man sich im klaren sein, inwieweit Südostforschung überhaupt einen einheitlichen Wissenschaftszweig darstellen kann. Es dürfte ohne weiteres einleuchten, daß Südosteuropakunde nie in diesem Sinne eine Einheit bedeuten wird. Es wäre wohl falsch, sie mit Arbeitsgebieten wie etwa Anglistik zu vergleichen, wo es sich um ein Fach mit eindeutiger sprachwissenschaftlicher Grundlage handelt, die sich zwar nach der einen oder anderen Seite hin — vor allem landeskundlich — zu erweitern vermag, ihr unverrückbares Zentrum jedoch immer in der Philologie besitzt.

Demgegenüber ist Südosteuropakunde gewissermaßen eine methodische „complexio oppositorum“, sie umfaßt Geographie, Kulturkunde (im weitesten Sinn), Geschichte in allen Verzweigungen, Wirtschaftswissenschaft, Soziologie und Volks- und Landeskunde im umfassenden Sinn des Wortes. Sie beruht auf einem Zusammenspiel dieser einzelnen — sich teilweise überschneidenden — Wissenschaftszweige, die dementsprechend auch von einem festen Mittelpunkt überblickt werden müssen. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Südosteuropa erfordert daher eine größere Vielseitigkeit. Als „reiner“ Historiker etwa oder Geograph kommt man nicht zum Ziel. Ebensowenig wird es in der Zukunft möglich sein, durch eine Verschmelzung der einzelnen hergebrachten Wissenschaften gewissermaßen ein „neues“, regional abgegrenztes Fach zu schaffen. Am Nebeneinanderbestehen der einzelnen Wissenschaftszweige wird sich auch in Zukunft nichts oder nur wenig ändern können. Südosteuropakunde wird daher immer nur eine Summe bestimmter regionaler Interessenbereiche sein, die eine Querverbindung zu

den einzelnen hergebrachten Wissenschaften in einer bestimmten regionalen Ausrichtung darstellt. Nach wie vor wird immer nur ein bestimmtes allgemeines Fach Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Südosteuropa sein dürfen. In stärkerem Maße als bei anderen Spezialbereichen wird der Südostforscher aber die Nachbarfächer berücksichtigen müssen, ohne jedoch der Notwendigkeit enthoben zu sein, von einer bestimmten Richtung auszugehen, mit der er sich zuerst vertraut machen muß und wo er sich zu bewähren hat. Er wird ausgehen können etwa von der Geographie oder Geschichte, ohne sich jedoch einseitig festzulegen. Aus diesem Umstand ergibt sich eine Mehrbelastung für den einzelnen Südostforscher, die nicht unterschätzt werden sollte. Da die Möglichkeit zu genauen fachlichen Abgrenzungen fehlt, ist die Arbeitsaufgabe für den einzelnen naturgemäß größer, ergibt aber darüber hinaus auch in methodischer Hinsicht einen labilen Zustand, der auch nicht als Vorteil aufgefaßt werden kann. Die Schwierigkeiten werden noch dadurch vergrößert, daß alles im Flusse ist und daß sich bisher eine festigende Tradition nicht herausgebildet hat.

Die Erörterung grundsätzlicher arbeitstechnischer Fragen ist daher von besonderer Wichtigkeit und dringend geboten.

In der Erörterung der Aufgaben, die der Südostforschung gestellt sind, kann man häufig die Ansicht hören, daß diese oder jene Stadt, etwa Wien, Leipzig oder München der Mittelpunkt für Südosteuropa wäre. Demgegenüber ist die Tatsache festzuhalten, die sich aus unserem geschichtlichen Überblick ohne Schwierigkeit gewinnen läßt, daß von einem derartigen Südostzentrum nicht gut gesprochen werden kann, soweit sich dies auf Fragen der Forschung bezieht. Wien hat wissenschaftlich für den Südosten im 18. und 19. Jh. eine große Rolle gespielt, diese aber nach 1867 verloren. Nach 1867 ist die Führung in Südostfragen auf wissenschaftliche Mittelpunkte des Altreiches übergegangen, wobei etwa bis 1918 viel in Leipzig getan worden ist. Etwa seit 1925, mit der Gründung der Deutschen Akademie und dann mit dem Entstehen des Südostinstituts ist München zu einem Mittelpunkt der Südostforschung geworden. Seit 1936, bedingt vor allem durch die Schaffung des Leipziger Südosteuropa-Instituts, hat sich dann wieder eine begrüßenswerte Dezentralisierung der deutschen Südostforschung ergeben. Heute arbeitet wissenschaftlich über den Südosten vor allem München, Leipzig, Wien und Graz. Aber auch die Reichshauptstadt ist berufen, in diesem Betracht eine wichtige Rolle zu spielen, die ihrer politischen und kulturellen Bedeutung entspricht. Die Voraussetzungen dafür sind in der Hauptsache geschaffen worden durch die 1940 erfolgte Gründung des Deutschen Auslandswissenschaftlichen Instituts, das auch eine Abteilung für Südosteuropa enthält, wo die Tätigkeit bereits in vollem

Gänge ist und durch eine Reihe arbeitstechnischer Verbesserungen Schwierigkeiten beseitigen wird, die bisher hemmend gewirkt haben. Sicher ist jedenfalls, daß für die Berliner Südostarbeit ihr Wirken im Mittelpunkt des Deutschen Reiches eine konkrete Verpflichtung bedeutet. Berlin kann auch auf dem Gebiet der Südostforschung nicht übergangen werden. Es ist an dieser Stelle nicht unsere Aufgabe, die Leistung der einzelnen Forschungsstellen für Südosteuropa im Reich abzuwägen, doch steht fest, daß auf Grund des erzielten Arbeitsumfanges an den einzelnen Orten eines jedenfalls gesagt werden darf. So groß auch die Leistung der einzelnen Institute ist, hat sich gezeigt, daß sie von vornherein bestimmte Sachgebiete in den Vordergrund ihrer Arbeit gestellt haben, wodurch einer Doppelarbeit in den meisten Fällen entgegengetreten wurde. Während sich beispielsweise Wien überwiegend mit volksdeutschen Fragestellungen beschäftigt, hat sich Leipzig mehr dem Balkan und wirtschaftswissenschaftlichen Fragestellungen zugewandt. In München wiederum wurde gerade dem Donauraum und kulturwissenschaftlichen Fragenbereichen besondere Aufmerksamkeit zuteil. Für die einzelnen Forschungsstellen ergibt sich demnach ein Übergewicht auf bestimmten Sachgebieten, das sich gegenseitig die Waage hält.

Wir sind damit bei der Frage der Arbeitsplanung angelangt. Sie ist wichtig, aber nicht das Vordringlichste. Die entscheidende Aufgabe, vor der gerade die deutsche Südostforschung gestellt ist, besteht in einer Steigerung der Arbeitsleistung, um den erhöhten Anforderungen zu genügen. Gewiß ist die Notwendigkeit einer Arbeits- und Aufgabenteilung gegeben, die eine sorgfältige Planung wünschenswert erscheinen ließe. Diese muß sich aber, wenn sie sich in der Praxis bewähren will, aus der geleisteten Arbeit ergeben. Eine derartige Planung und Abgrenzung muß naturgemäß möglichst konkret sein. Das aber setzt voraus, daß man das Arbeitsfeld genau zu überblicken imstande ist. Soweit sind wir heute leider noch nicht. Teilweise müssen die Voraussetzungen zur möglichst restlosen Erfassung der Fragenbereiche erst erarbeitet werden. Die „natürlichen“ Abgrenzungsmöglichkeiten werden zutage treten, wenn die Forschung soweit gediehen sein wird, daß wir das Gefüge der Aufgaben bis in die Einzelheiten erkennen.

Auch schon bis dahin wird man eine mittelbare, aber nicht weniger wirkungsvolle Arbeitsplanung erreichen können. Die Aufgaben, die die Zeitumstände stellen, ermöglichen eine Planung, die zwar nicht anmaßend und allgemein auftritt, dafür aber eine schrittweise Flurbereinigung bedeutet. Eine weitere vorbereitende Sicherung ist die Vermeidung von Doppelarbeit und Überschneidungen. Werden diese beiden Notwendigkeiten — konkrete Berücksichtigung der laufenden Arbeitsaufgaben und Verhütung von Überschneidungen — beachtet, so ist der Arbeitsgang als solcher vor Schäden gesichert. Das weitere wird sich finden.

Es darf aber auch schon heute nicht übersehen werden, daß jede Planung nur dann erfolgreich sein kann, wenn sie gliedert, wenn sie die gegebenen Einschnitte und Zusammenhänge erkennt und berücksichtigt. Im Vordergrund der Planungsaufgabe steht daher die Abgrenzung und Konkretisierung der einzelnen Arbeitsrichtungen und -vorgänge.

Schon bisher hat sich gezeigt, daß eine derartige Planung und Abgrenzung nicht nach gebietsmäßigen Gesichtspunkten durchgeführt werden darf. Gebietsmäßige Arbeitsteilungen mögen zwar bequem sein, sind aber auf die Dauer nicht aufrechtzuerhalten. Im Rahmen eines theoretisch angenommenen Abgrenzungsverfahrens wäre es beispielsweise möglich, der einen Stelle etwa die Slowakei und einer anderen Ungarn als Arbeitsgebiet zuzuweisen, obwohl eine genaue Abgrenzung zwischen diesen beiden Ländern überhaupt nicht möglich ist. Gleiche, teilweise sogar noch größere Schwierigkeiten bestehen auch in den übrigen Teilen Südosteuropas. Man denke etwa an die Abgrenzungsschwierigkeiten auf gebietsmäßiger Grundlage zwischen Bulgarien und Südslawien oder Rumänien und Ungarn (Siebenbürgen!).

Abgrenzungen werden immer nur nach inneren Gesichtspunkten durchführbar sein. Sie müssen parallel laufen der Entfaltung deutscher Südostforschung, die sich im Zuge ihrer weiteren Entwicklung wohl weiter differenzieren wird, um den ständig steigenden arbeitsmäßigen und methodischen Anforderungen Genüge leisten zu können.

Daraus ergibt sich, daß es weniger auf eine bloße „Abgrenzung“ ankommt als vielmehr auf eine differenzierte Gliederung der einzelnen Arbeitsrichtungen. Ich sehe vor allem drei große Arbeitsbereiche: Kulturwissenschaft, Volksforschung und Landeskunde und Wirtschaftswissenschaft, die sich selbstverständlich wieder in einzelnen Arbeitsrichtungen aufgliedern. Die Naturwissenschaften sind in diesem Rahmen wohl überhaupt nicht zu berücksichtigen, obschon eine starre Grenze keineswegs gezogen werden kann.

Man wird sich auch dabei immer der Tatsache bewußt sein müssen, daß die deutsche Südostforschung eine wissenschaftliche Doppelstellung hat, einerseits ein Glied der deutschen Wissenschaft darstellt und andererseits auch in engstem Verhältnis zur Wissenschaft der einzelnen südosteuropäischen Länder stehen muß. Aus dieser arbeitstechnisch nicht immer einfachen „Doppelstellung“ ergibt sich auch, daß die Forschungen über den Südosten nur zum Teil ausgesprochene landeskundliche Zielsetzungen vertreten können und zum anderen Teil „innervölkische“ Arbeitsaufgaben verfolgen müssen. Der deutsche Historiker, der sich mit Südosteuropa beschäftigt, muß teilweise einerseits für die deutsche Geschichtsforschung arbeiten, die ja am Südosten in vielfacher Weise interessiert ist und andererseits wiederum innerhalb des südosteuropäischen Geschichtsbereiches ver-

haftet bleiben. Eine Arbeit, die sich etwa mit der österreichischen Zeit der kleinen Walachei (1719—1737) beschäftigt, behandelt gleichzeitig einen Abschnitt deutscher wie rumänischer Geschichte, während dagegen eine Untersuchung über die sozialen Verhältnisse der kleinen Walachei nur in den Bereich der rumänischen Geschichte gehört. Starre Trennungslinien lassen sich hier nicht ziehen, so daß eine Teilung der Aufgaben auch aus diesem Grunde (abgesehen von technischen Schwierigkeiten anderer Art) nicht gut möglich erscheint.

Die Schwierigkeit bei dem Versuch, Grenzlinien zu ziehen, besteht aber auch noch in einem anderen Betracht. Südosteuropa ist keine starre, räumlich gleichbleibende Einheit. Daher bleiben auch die räumlichen Grenzen der Südostforschung immer fließend und abhängig vor allem von den jeweiligen politischen Gegebenheiten. Das ehemalige „Burgenland“ gehörte vor 1920 zum Südosten, aber nicht mehr in der Folgezeit. Eine Veränderung der politischen Grenzen kann daher auch den Umfang des Raumbereiches beeinflussen<sup>88</sup>). Eine konstante Gegebenheit des südosteuropäischen Bereiches stellt gewissermaßen den Mittelpunkt des Raumes dar. Die Zugehörigkeit der Randgebiete ist starken Veränderungen unterworfen. Man nehme beispielsweise Slowenien, das vor 1918 zu Mitteleuropa gehörte, heute jedoch — trotz stärkster Bindungen zur europäischen Mitte — dennoch im Zusammenhang mit Südosteuropa behandelt werden muß. Noch aufschlußreicher ist das bessarabische Beispiel. Bessarabien gehörte durch seine Zugehörigkeit zum Fürstentum Moldau bis 1812 zu Südosteuropa. Durch die damals erfolgte Einverleibung in das russische Reich ist es für die folgenden Jahrzehnte im wesentlichen Osteuropa zuzurechnen. 1856 kam Südbessarabien als Folge des Pariser Friedens wieder an die Moldau und damit gebietlich zu Südosteuropa. 1878 gelangte Bessarabien wieder an Rußland und scheidet damit aus dem südosteuropäischen Bereich aus, dem es 1918 durch die politischen Änderungen wieder zugeordnet wird und 1940 wieder verlorengeht. Ich führe dieses verwickelte Beispiel deswegen an, um zu zeigen, daß hier fortwährende Veränderungen der politischen Grenzen auch ständige Verschiebungen der Raumgrenzen Südosteuropas an einem wichtigen Abschnitt nach sich zogen.

Aus dem Gesagten ergibt sich jedenfalls, daß Südosteuropa nicht durch exakte Raumgrenzen bestimmbar ist. Wir haben also mit dem Vorhandensein von Übergangslandschaften zu rechnen, die noch in wechselndem Grade von der Forschung berücksichtigt werden müssen, ohne jedoch im gleichen Maße bearbeitet zu werden wie wesenhafte Gebiete des Südostens. Derartige Übergangsgebiete sind Slowenien, die Slowakei, Bessarabien usw.

<sup>88</sup>) Auf die räumliche Abgrenzung Südosteuropas und die sich daraus ergebenden Fragen werde ich demnächst an anderer Stelle zurückkommen.

Aber nicht nur in räumlicher Hinsicht gilt es, starre Festlegungen zu vermeiden. Es ist beispielsweise gerade auch für die deutsche Südostforschung notwendig, sich darüber im klaren zu sein, daß Südosteuropa nicht nur enge Beziehungen zu den Ländern des Abendlandes unterhalten hat, sondern auch zu anderen angrenzenden Raumeinheiten Beziehungen unterhielt, die nicht außer acht gelassen werden dürfen, wenn man den Gegebenheiten der Wirklichkeit Rechnung tragen will. Es müssen daher auch die Beziehungen des Südostens zu den vorderasiatischen Ländern, besonders zu Kleinasien und zu den südrussischen Gebieten entsprechend beachtet werden. Im Laufe eines jahrhundertelangen Angleichungsvorganges hat sich Südosteuropa dem okzidentalischen Lebensbereich eingliedert. Das darf uns aber nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß dies in früheren Zeiten, bevor dieser Prozeß zum Abschluß gelangte, anders war und daß bis etwa in das 19. Jh. durch die Zugehörigkeit zum byzantinischen Kulturkreis andere Raumbindungen bestanden.

Damit sind wir bereits bei konkreteren Arbeitsaufgaben und -forderungen unseres Forschungsgebietes angelangt.

Es kann an dieser Stelle nicht einmal versucht werden, ein Programm für die Südostforschung zu entwerfen. Abgesehen davon, daß auch das Gebiet der südosteuropäischen Forschung viel zu differenziert ist, als daß dies ein einzelner versuchen könnte, ohne anmaßend zu sein, ist die Tatsache entscheidend, daß für unsere weitere Arbeit nicht in allen Einzelheiten feste Marschrouten abgesteckt werden können. Wohl aber ist es an dieser Stelle vielleicht nicht zwecklos, Betrachtungen darüber anzustellen, welche Zwecke eigentlich von der deutschen Südostforschung verfolgt werden.

Schon weiter oben habe ich auf eine gewisse Schwierigkeit unserer wissenschaftlichen Arbeit hingewiesen, die darin besteht, daß wir als Teil der deutschen Wissenschaft gleichzeitig engste Verbindung mit der Forschung der betreffenden südosteuropäischen Länder aufrechterhalten müssen, daß wir also eigene Volksforschung und zugleich Auslandswissenschaft betreiben. Entscheidend ist natürlich für die auf den Südosten ausgerichtete Forschung, daß ihre Daseinsberechtigung aus ganz bestimmten Aufgaben hervorgeht, die ihr als deutsches Forschungsgebiet gestellt sind.

Ganz allgemein formuliert darf man die Aufgabe der deutschen Südosteuropaforschung als zweifach bezeichnen: Einerseits die Bearbeitung von Fragenbereichen, die für die deutsche Forschung wichtig, sich also im besonderen grade aus ihren Aufgaben ergeben, andererseits die Berücksichtigung und Verwertung aller auslandskundlichen Arbeitsergebnisse, die die südosteuropäische Forschung erarbeitet hat. Die deutsche Südosteuropaforschung hat somit ein umfassendes Bild von diesem Bereich unseres Erd-

teiles zu vermitteln und bei ihrer Arbeit dem besonderen Anliegen einer deutschen Fragestellung Rechnung zu tragen. Unsere Aufgabe ist es also zunächst, den Wissensstoff über Südosteuropa gründlichst zu kennen, vor allem auch in Fühlungnahme mit den Arbeiten, die in Südosteuropa selbst und außerhalb dieses Bereiches erscheinen. Daraus ergibt sich zunächst als Grundlage für jede weitere Arbeit die Notwendigkeit einer entsprechenden bibliographischen Übersicht der einschlägigen Literatur. Besonders notwendig ist es, daß die gesamte wissenschaftliche Zeitschriftenliteratur in und über Südosteuropa laufend und sorgfältig verfolgt wird. Wenn man bedenkt, daß es sich dabei um insgesamt etwa 900 Periodika handelt, wird man die Größe allein dieser Aufgabe ermessen können. Eine Erfassung der Neuerscheinungen und der einschlägigen Fachzeitschriften ist bis vor wenigen Jahren nur uneinheitlich und unvollkommen erfolgt. Die Slawistik und Romanistik verzeichnete zwar in ihren Fachzeitschriften wenigstens die wichtigsten Neuerscheinungen und Fachorgane, wobei jedoch immer nur bestimmte, einschlägige Arbeitsgebiete Beachtung fanden, so daß der an sich so notwendige Zusammenhang nicht vorhanden war. Noch unangenehmer war es aber, daß auf den übrigen Fachgebieten die bibliographische Erfassung in jeder Hinsicht mangelhaft blieb. Die Werke aus dem Gebiete etwa der Geschichte und Geographie sind bei uns, soweit sie nicht in eines der oben bezeichneten Interessengebiete fielen, nur zum Teil bekannt und ausgewertet worden<sup>89)</sup>. Die Schäden, die sich daraus für die Dauer ergaben, liegen auf der Hand. Diese nur mangelhafte Erfassung der Neuerscheinungen über Südosteuropa sowie die Fülle einschlägiger Fachzeitschriften gelangt darin zum Ausdruck, daß eine umfassende, einheitliche Berichterstattung in Deutschland, aber auch im sonstigen Ausland fehlte<sup>90)</sup> und daß die betreffenden Bücher und Zeitschriften in Deutschland nur unvollständig vorhanden sind. Erst in den letzten Jahren ist man an die Schaffung von Spezialbüchereien über Südosteuropa herangegangen. Die älteste diesbezügliche Fachbücherei dürfte die des Ungarischen Instituts in Berlin sein,

<sup>89)</sup> Am besten war noch ganz allgemein die Erfassung der Literatur über Ungarn, während in Westeuropa lange Zeit die Balkanländer im Vordergrund des Interesses standen.

<sup>90)</sup> Seit 1938 arbeiten die „SODF“ am Zustandekommen einer derartigen umfassenden, obschon auswahlweisen Berichterstattung. Das bisher Erreichte vermag doch nicht als ausreichend bezeichnet zu werden. Wenn man jedoch berücksichtigt, wie sehr sich die wissenschaftliche Berichterstattung der „SODF“ von 1938 bis zum laufenden Jahrgang (1940) entwickelt hat, wenn man fernerhin bedenkt, daß der bisher erreichte Umfang weder von einer deutschen noch sonstigen ausländischen Zeitschrift erreicht worden ist, darf man im vorläufigen Ergebnis wohl die Voraussetzung für die Bewältigung der in diesem Betracht gestellten Aufgaben erblicken.

die seit 1917 aufgebaut wurde und gegenwärtig rund 40000 Bände umfaßt, während die Bibliothek des Münchener Südostinstituts, deren Aufbau erst 1935 in Angriff genommen wurde, 10000 Bände besitzt. Es ist natürlich klar, daß die einzelnen Großbüchereien Deutschlands, die Preußische und Bayerische Staatsbibliothek sowie die Nationalbibliothek in Wien, sehr ausgedehnte Bestände an südosteuropäischen Büchern besitzen. Ihre Auswertbarkeit ist jedoch durch den Umstand gehemmt, daß die Übersicht über diese Bestände fehlt und daß ferner die Südostbestände dieser genannten Büchereien lückenhaft sind. So sind die Bestände der Wiener Nationalbibliothek bis etwa 1918 verhältnismäßig reichhaltig<sup>91)</sup>, während die Literatur über den Südosten nach 1918 gerade hier nur sehr spärlich vertreten ist. Die Preußische und Bayerische Staatsbibliothek dagegen berücksichtigen besonders nach 1918 in zunehmendem Grade Südosteuropa stärker als das früher der Fall war. Der Ausbau südosteuropäischer Spezialbibliotheken im Reich ist daher als unerläßliche Voraussetzung für eine weitere gediegene wissenschaftliche Arbeit nach dieser Richtung anzusehen. Über die Schwierigkeiten, die sich gerade auch aus dieser Aufgabe ergeben, darf keine Unklarheit herrschen. Die Schwierigkeiten sind vor allem, wenn auch nicht ausschließlich finanzieller Natur. Sie müssen jedoch bewältigt werden, wenn der weiteren Forschung die entsprechenden Grundlagen geboten werden sollen.

Grundlagen zu erarbeiten gilt es aber auch noch in einer anderen Hinsicht. Es bestehen nicht nur Lücken und Hemmnisse äußerlicher Natur. Wir müssen — um nur einige Dinge anzuführen, die besonders auffallen — eine größere Klarheit über die landschaftlichen Einteilungen gewinnen, die vorerst noch zu sehr schwankend blieben. Gerade in einer Ländergruppe wie Südosteuropa, wo die politischen Grenzen — wenigstens bis jetzt — so schwankend geblieben sind, darf die politische Grenze bei landeskundlichen Einteilungen allein berücksichtigt werden. Es wird sich daher empfehlen, nach Möglichkeit politisch „neutrale“ Landschaftsbezeichnungen zu gebrauchen. Einer größeren Ordnung bedarf es ferner gerade auch auf dem Gebiet zeitlicher Abgrenzung. Die historischen Zäsuren der abendländischen Einteilung sind in Südosteuropa nicht ohne weiteres anzuwenden. Auch nicht die eines anderen Kulturkreises. Um nur eine Schwierigkeit anzudeuten, die sich aus diesem Sachverhalt ergibt, verweise ich auf das Problem einer Zeitgruppe zwischen Mittelalter und Neuzeit. Diese beiden Begriffe sind in Südosteuropa nur bedingt anzuwenden, nämlich nur soweit möglich, als es sich um Gebiete handelt, die kulturell zum Abendland gehörten<sup>92)</sup>. Ent-

<sup>91)</sup> Obschon auch für den Zeitraum vor 1918 vieles fehlt.

<sup>92)</sup> Wobei sich aber eine weitere Schwierigkeit dadurch ergibt, daß diese Kulturgrenze in manchen Zeitabschnitten nicht vertikal, sondern horizontal verläuft,

stehen schon daraus Probleme, deren Bewältigung dringend notwendig wäre, so gilt das erst recht für die Frage, wann in Südosteuropa das „Mittelalter“ endet. Gegenüber den mittel- und westeuropäischen Ländern ergeben sich dabei zeitliche Abweichungen, die erheblich sind. In Ungarn pflegt man beispielsweise den Beginn der Neuzeit mit 1526, dem Zusammenbruch des alten ungarischen Königreichs in der Schlacht bei Mohács anzusetzen. Daraus ergeben sich noch keine wesentlichen chronologischen Verschiebungen. Wie steht es aber mit der Zeitgrenze zwischen Mittelalter und Neuzeit in den rumänischen Fürstentümern? Gibt es dort überhaupt ein „Mittelalter“ in abendländischem Sinne? Ist das 16. und 17. Jh. der walachischen und moldauischen Entwicklung noch „Mittelalter“ oder schon „Neuzeit“? <sup>93)</sup>

Neben der Frage der Periodisierungen besteht für die Südosteuropaforschung noch ein anderer, ähnlicher Fragenkreis. Inwieweit sind in Südosteuropa die großen abendländischen Kultur- und Ideenströme vorhanden? Wo ist ihre Grenze und wie hat sich diese im Laufe der Entwicklung verändert? Bis weit in die Neuzeit hinein fiel im Südosten die Grenze des Abendlandes mit einer Religionsgrenze, der Grenze des katholischen und protestantischen Bekenntnisses, zusammen. Über diese Grenze haben die abendländischen Geistesströmungen bis etwa in das 18. Jh. nur mittelbar gewirkt. Aber schon im südosteuropäischen Übergangsgebiet, dem Karpatenbecken, haben sich die abendländischen Kulturformen häufig gewandelt. Der Humanismus nahm z. B. in Ungarn Formen an, die eine eigene, bodenständige Note darstellen <sup>94)</sup>. Die Reformation nahm in Ungarn gleichfalls einen eigenartigen Ablauf. Ich erinnere nur daran, daß es einen ungarischen Calvinismus im 16. und 17. Jh. streng genommen überhaupt nicht gab <sup>95)</sup>. Noch verwickelter wird die geistesgeschichtliche Situation Südosteuropas mit der „Verwestlichung“ des Balkans. Periphere Formen einer verspäteten Aufklärung tragen ebenso einmalige Züge wie etwa der weltanschauliche Liberalismus, der vom Liberalismus des Westens starke Abweichungen aufweist. Noch symptomatischer treten die Schwierigkeiten bei den romantischen Strömungen in Südosteuropa zutage. Gab es eine südosteuropäische Romantik oder handelt es sich nur um romantisierende Züge, wie sie vorübergehend etwa auch in den rumänischen Fürstentümern auftraten?

beispielsweise nicht linear abzustechen ist, da sie auch „Kulturinseln“ aufweist, die durch Volks- oder Sozialschichten getragen werden.

<sup>93)</sup> VALJAVEC, Kultureinfluß, I, S. 222.

<sup>94)</sup> Vor allem durch den Umstand, daß er in Ungarn fast kaum die bürgerlichen, sondern adelige Sozialformen als Grundlage für sein Wirken besaß. Ich gedenke auf diese Frage ausführlich in einem anderen Zusammenhang zurückzukommen.

<sup>95)</sup> Die Ergebnisse der Untersuchungen von EMMERICH RÉVÉSZ dürfen meines Erachtens nicht in Zweifel gezogen werden. Vgl. Szemontok a magyar „kálvinizmus“ credetének vizsgálatához, Száz LXVIII (1934), S. 257 ff.

Ich habe nur drei Fragenbereiche herausgegriffen. Schon sie zeigen die Fülle und Mannigfaltigkeit unserer Aufgaben. Sie sind noch nicht einmal richtig formuliert, geschweige denn gelöst. Sie werden auch nicht allein von uns zu bewältigen sein. Wir können darin nur Arbeitsvorhaben sehen, die ebenso uns wie die Forschung der südosteuropäischen Länder angehen. Vielleicht wird sich dabei gerade die Eigenart unserer Perspektive als vorteilhaft erweisen. Die Zusammenhänge des Gesamtproblems treten für uns vielleicht deutlicher hervor als für den Bearbeiter der Dinge im Südosten selbst, der uns dafür manches andere voraus hat.

Soll ich abschließend einer letzten Wahrnehmung Ausdruck verleihen, so wäre das die für den Stand unserer Aufgaben kennzeichnende Feststellung, daß sich alles noch im Fluß befindet, ohne daß wir an sich für eine planmäßige Lösung der vorhandenen Fragen Gewähr besäßen. Ich meine jedoch, daß allein schon die Erkenntnis der Aufgaben eine nicht zu unterschätzende Grundlage für die weiteren Arbeiten darstellt. Wir sind endlich so weit gekommen, daß wir die Aufgaben in vollem Umfang überblicken, wozu noch vor wenigen Jahren die arbeitsmäßigen Voraussetzungen fehlten. Wir haben damit jetzt wenigstens die Möglichkeit gewonnen, die vorhandenen Aufgaben im erforderlichen Umfang zu meistern. Es liegt an uns, ob wir uns dazu als fähig erweisen.

# Flavius Ardabur Aspar

Von GEORGE VERNADSKY (New Haven)

Das letzte Jahrhundert der römischen Geschichte darf man getrost als das Jahrhundert der Germanenherrschaft bezeichnen. Denn Germanen sind es, die im Besitz der höchsten Ämter tatsächlich das Heer und den Staat regieren. Um nicht Gestalten tieferen Ranges zu nennen, genügt es, auf die Franken Merobaudes und Arbogast, auf den Wandalen Stilicho, auf den Sweben Rikimer, auf den Burgunder Gundobad und auf den Goten Aspar zu verweisen.

BRUNNER, Deutsche Rechtsgeschichte, I<sup>2</sup>, 60.

## 1. Einführung

Unter der Regierung des AUGUSTUS begannen römische Generale mit der Verwendung germanischer Hilfstruppen in einigen ihrer Feldzüge. Später wurde dies die Regel, und von MARC AUREL an legten die Kaiser den Stämmen im eroberten Grenzgebiet die Verpflichtung auf, Mannschaftsergänzungen für das römische Heer zu stellen<sup>1</sup>). So mußten die Vandalen nach ihrer Niederlage durch AURELIAN im Jahre 271 als eine der Bedingungen des Friedensvertrages die Bestimmung annehmen, 2000 Reiter zum Dienst in der kaiserlichen Reiterei zu stellen<sup>2</sup>).

Wegen ihrer hohen kämpferischen Eigenschaften wurden germanische Truppen von den Römern sehr geschätzt. Bis zum Ende des 4. Jh.s spielten jedoch die Germanen nur eine untergeordnete Rolle im kaiserlichen Heer. Erst nach der allgemeinen Erhebung, die dem Einfall der Hunnen in Südrußland und ihren Sieg über die Goten (von etwa 370—376) folgte, änderte sich die Lage von Grund auf. Bedrängt durch die Hunnen betraten die Goten nun die Balkanprovinzen des Reiches. Anfangs wurden sie als Verbündete des Kaisers zugelassen; bald darauf erhoben sie sich wegen der schimpflichen Behandlung durch kaiserliche Agenten und vernichteten die

---

<sup>1</sup>) TH. MOMMSEN, Das römische Militärwesen seit Diocletian, Gesammelte Schriften, VI, S. 206—283; J. KULAKOVSKIJ, Istorija Vizantii, I (1940), S. 75 ff.; vgl. OTTO SEECK, Das deutsche Gefolgswesen auf römischem Boden, Zeitschrift der Savigny-Stiftung, Germanist. Abt., XVII (1896), S. 97—119; A. SCHENK GRAF VON STAUFFENBERG, Die Germanen im römischen Reiche, Welt als Geschichte (1935), S. 72—100; 2 (1936), S. 117—168; 3 (1937), S. 345—361.

<sup>2</sup>) DEXIPPUS, frg. 24, MÜLLER, Fragmenta Historicorum Graecorum (im folgenden zitiert FHG), III, S. 285.

Masse des kaiserlichen Heeres bei Adrianopel; Kaiser VALENS selbst fiel in der Schlacht (378).

Die Schlacht von Adrianopel muß als wichtigster Markstein in der Geschichte des Eindringens der Germanen in das Reich und die Wiederherstellung des Reiches durch die Einflößung neuen Blutes — hauptsächlich gotischer und alanischer Herkunft — in das kaiserliche Heer betrachtet werden. Kaiser THEODOSIUS I., der Nachfolger Valens', beschleunigte die Auflösung des Reiches; er tat es jedoch durch ein Kompromiß mit den „Barbaren“ und durch deren allgemeine Verwendung im kaiserlichen Dienst. Sagt doch PACATUS in seinem Panegyricus auf Theodosius I.: „Roms frühere Feinde stellten sich nun selbst unter den Befehl römischer Offiziere und folgten den Standarten, die sie vorher bekämpften. . . . Goten, Hunnen und Alanen traten ins (römische) Heer ein; jedes dieser Völker hielt Wache (an den Grenzen des Reiches) an seiner Stelle<sup>3)</sup>.“ Bald darauf wurden germanische und alanische Häuptlinge in führende Stellen im kaiserlichen Heere berufen.

Das Ganze endete in einer vollständigen Änderung der Organisation des Heeres und seiner Verwaltung. Das überlieferte römische und germanische Militärsystem wurde, jedes auf einer gänzlich verschiedenen Grundlage, aufgebaut. Auf der einen Seite haben wir den kaiserlichen Plan des regulären Heeres mit langfristiger Dienstpflicht, einheitlicher Einteilung in Legionen und allgemeiner Verpflichtung auf den Kaiser als Staatsoberhaupt. Auf der anderen Seite finden wir zahlreiche Häuptlinge, jeden als Führer einer Schar von Gefolgsleuten, die durch persönlichen Eid an ihn gebunden sind (Gefolgschaft). Zwischen einem Staatsheer und so vielen persönlichen oder Gefolgschaftsheeren besteht ein Unterschied. Die militärische Organisation der Alanen war ähnlich der der Germanen. In der Technik der Kriegsführung wurden die Germanen — genauer gesagt die Goten — von den Sarmaten beeinflusst.

Den Reformen THEODOSIUS' I. gemäß wurde das kaiserliche Heer allmählich nach germanischem Muster reorganisiert. Der allgemeine Rahmen des kaiserlichen Verteidigungssystems wurde nun durch eine Anzahl neuer militärischer Einheiten gestützt, ergänzt von zahlreichen privaten oder Garde-Truppen (*οὐκία*), ohne die kein bedeutenderer oströmischer General des 5. oder 6. Jh.s ins Feld ziehen konnte. Die römische Technik der Kriegsführung wechselte rasch, um den Anforderungen des Kampfes mit den sassanidischen und sarmatischen Reitern und Bogenschützen gerecht zu werden. Es ist bezeichnend, daß der große oströmische Geschichtsschreiber PROCOP (der Mitte des 6. Jh.s schrieb) es für nötig hielt, im Vorwort seiner

<sup>3)</sup> Latini Pacati Drepanii Panegyricus Theodosio Augusto dictus, 32 (ed. A. BAEHRENS, S. 300).

Geschichte den Soldaten seiner Zeit gegen die Verachtung einiger pedantischer Bewunderer des Klassizismus zu rechtfertigen, die den Hoplitens der alten Zeit allein ihrer Bewunderung für wert erachteten<sup>4)</sup>.

In gewisser Hinsicht machte die neue Technik der Kriegführung die Qualität der Truppen wichtiger als ihre Quantität. Sogar ein großer Infanterieverband war kein ebenbürtiger Gegner für eine kleine Schwadron Reiter, die gut geübt war in der Kunst des Bogenschießens. Eine Episode von der Belagerung Roms durch die Goten im Jahre 537, die Procop erzählt, mag als gutes Beispiel der neuen militärischen Taktik dienen. Die byzantinische Garnison in Rom wurde schwer bedrängt durch die erdrückende Macht der Goten, und eine Schwadron von 1600 Reitern — Hunnen und Alano-Slawen (Sclaveni und Antae) — wurde zu ihrer Befreiung geschickt. Die Ankunft dieses kleinen Truppenverbandes erwies sich als genügend, die Lage der Garnison zu erleichtern<sup>5)</sup>.

Um die Bedeutung der Veränderungen, die im kaiserlichen Heer während des 5. Jh.s vor sich gingen, richtig zu würdigen, ist es vielleicht am besten, nacheinander die Werke der bedeutenden Geschichtsschreiber des 4. bzw. des 6. Jh.s zu lesen, AMMIANUS MARCELLINUS und den oben erwähnten PROCOP. Das römische Heer nach der Darstellung des Ammianus Marcellinus ist noch das reguläre Heer der alten Zeit, dessen Masse sich aus schwerer Infanterie zusammensetzte. Die Legionen tun ihr Bestes, den überlieferten Ruhm ihrer Standarten aufrecht zu halten, trotz des wachsenden Druckes des Feindes an allen Grenzen. Es ist der Sonnenuntergang des Reiches, aber noch hat die Sonne Glanz. Das Reich scheint bis jetzt stark auf jenem Granitfelsen, dem kaiserlichen Heer, zu stehen, inmitten der verwirrenden Verhältnisse einer sich ändernden Welt. Wenn wir uns Procop nun zuwenden, befinden wir uns in einer Welt, die bereits verändert ist. Der Kaiser hat noch Truppen, die gegen seine Feinde kämpfen, aber sowohl Ausrüstung wie Geist der Truppen sind ganz verschieden. Wenn ein Oberbefehlshaber für einen Feldzug ernannt wird, muß er sich in erster Linie auf seine eigene Garde (*οὐκία*) verlassen und auf die Volkstümlichkeit seines Namens, der ihn gewöhnlich befähigte, weitere Anhänger zu werben. Die Garde eines Generals konnte zuweilen einen gewaltigen Umfang erreichen. Die Leibgarde des berühmten BELISAR zählte 7000 Mann. Goten, Alanen, Hunnen und Slawen waren unter den Gardisten Belisars. Außerdem wurden gewöhnlich Hilfstruppen der „verbündeten“ Goten oder anderer Völker aufgeboden, um die Streitmacht des Heeres zu vergrößern. Dadurch mußte das Reich seinen militärischen Schutz jetzt hauptsächlich Goten und Alanen anvertrauen.

<sup>4)</sup> PROCOPIUS, Kriegsgeschichte, ed. H. B. DEWING (die LOEB-Klassiker-Bücherei), I, S. 1, 6 ff.

<sup>5)</sup> PROCOPIUS, V, 27, S. 1—2.

## 2. Die Rolle der Alanen in der Geschichte des 5. Jahrhunderts

Die Rolle der Germanen in der allgemeinen Geschichte des 5. Jh.s ist von mehreren Gelehrten generationen sorgfältig durchforscht worden. Weniger Beachtung wurde den Alanen geschenkt, und doch war die Rolle, die sie in der Entwicklung der internationalen Politik des Zeitalters spielten, ebenso von größter Bedeutung.

Indem sie sich dem Hunneneinfall anschlossen, der das alanische Volk in mehrere einzelne Teile zersprengt hatte, handelten sie selten unabhängig, sondern meist in Anlehnung an die Hunnen oder irgendwelche Germanenvölker, wie die Goten und die Vandalen. Wahrscheinlich infolge dieser Tatsache haben sich weder zeitgenössische noch die meisten der späteren Geschichtsschreiber für alanische Politik als solche interessiert, und oft zählten sie die Alanen entweder zur hunnischen oder germanischen Gruppe. So betrachtet PROCOP, während er sich mit der Geschichte des Königreiches der Vandalen und der Alanen in Afrika befaßt, die Alanen als einen germanischen Stamm<sup>6)</sup>. Und in unserer Zeit nannte BRUNNER den oströmischen Staatsmann des 5. Jh.s ASPAR einen Goten, obgleich Aspars Vater ein Alane war und nur seine Mutter gotischen Ursprungs gewesen sein dürfte.

Um die politische Rolle der Alanen klarer zu machen, müssen wir die wichtigsten Tatsachen, die auf ihre Geschichte seit dem Hunneneinfall einwirkten, kurz skizzieren. Zu jener Zeit hatte sich die Hauptmasse der Alanen in der Gegend des unteren Don und des Schwarzen Meeres gesammelt; ebenso beherrschten die Alanen das nordkaukasische Gebiet; die alanischen Gruppen im Westen und Nordwesten des unteren Don standen unter ostgotischer Herrschaft. Es muß bemerkt werden, daß die Alanen die Herrschaft über einige der ostslawischen Stämme in diesen Teilen ausübten, bis zu einem gewissen Grade mit ihnen verschmolzen und so das Rückgrat des Stammes der Anten bildeten<sup>7)</sup>. Nach ihrer Niederlage durch die Hunnen (um 370) erkannten die Alanen die Überlegenheit der Hunnen an. Indem sie den Neuankömmlingen Platz machten, wanderte ein Teil der Alanen nach Süden und vereinigte sich mit jenem Teil ihres Volkes, der früher im nordkaukasischen Gebiet gewohnt hatte. Die Masse der Alanen unterstützte die Hunnen und griff die Ostgoten an, die sie nach langem Ringen besiegte. Ost- und Westgoten vermochten dem Angriff der Hunnen und Alanen nicht standzuhalten und wurden gezwungen, sich weiter nach Westen zurückzuziehen; sie fielen schließlich in die Balkanprovinzen des

<sup>6)</sup> PROCOP, III, 3, S. 1.

<sup>7)</sup> Vgl. G. VERNADSKY, On the Origins of the Antae, Journal of the American Oriental Society, 59 (1939), S. 56—66; DERS., Goten und Anten in Südrußland. Südostdeutsche Forschungen, 3 (1938), S. 265—279.

Reiches ein (s. oben, 1) und wurden später in Thracien, Illyrien und Pannonien angesiedelt.

Die Alanen besetzten an Stelle der Westgoten das Gebiet an der unteren Donau. Dieses Gebiet — schätzungsweise die Gegend von Bessarabien und Moldau — wurde von einigen Schriftstellern des 5. Jh.s Alania genannt<sup>8)</sup>. Ende des 4. Jh.s stieß ein Teil der Alanen weiter nach Westen vor, und machte für kurze Zeit in Pannonien an der mittleren Donau Halt, wo sie in enge Berührung mit den Nachfahren anderer sarmatischer Stämme, die dort im ersten nachchristlichen Jahrhundert gesiedelt hatten, ebenso wie mit den germanischen Völkerschichten der Sueven und Vandalen kamen. Im Jahre 406 vereinigten sich die Alanen Pannoniens mit den Vandalen und den Sueven bei deren Wanderung nach Gallien, und kamen nach Spanien. Von den Westgoten in Spanien besiegt, verschmolzen die Alanen mit den Vandalen und fielen schließlich zusammen mit den letzteren in Afrika ein (429).

So zog die alanische Ausdehnung einen riesigen Halbkreis über die römischen Länder am Mittelmeer, von der kaukasischen Gebirgskette im Osten nach Spanien und Karthago im Westen. Im mittleren Teil des Halbkreises — Pannonien, Gallien und Spanien — glückte es den Alanen nicht, den Boden lange zu behaupten. Aber sogar als ihr Hauptteil sich von Pannonien nach Gallien in Bewegung setzte, müssen einige kleine Gruppen von ihnen in Pannonien geblieben sein, die sich später mit der eingeborenen Bevölkerung vermischten. Dies trifft in gleicher Weise auf die folgenden Stufen ihrer Wanderung zu. Als ihre Wanderung ein Ende fand, waren ihre stärksten Gruppen — diese siedelten in Afrika, Südrußland bzw. am Nordkaukasus — nicht völlig voneinander getrennt, da es noch einzelne alanische Gruppen zwischen ihnen gab, so daß ein Alane, der von Pannonien nach Afrika durch Gallien und Spanien zog, erwarten konnte, auf seinem Weg eine Fülle von seinen Stammesgenossen zu finden, die ihm im Notfalle helfen konnten.

Auf diese Weise könnten die Alanen, die sich mit verschiedenen völkischen Gruppen vereint hatten — mit den Vandalen in Afrika, mit den Hunnen in Pannonien —, als Bindeglied zwischen diesen verschiedenen Gruppen gedient haben. Die Tatsache, daß es alanische Häuptlinge in Attilas Lager ebenso wie in Geiserichs Heer gab, darf nicht übersehen werden, wenn wir den Hintergrund der diplomatischen Annäherung zwischen Attila und Geiserich genau zu verstehen suchen. In gleicher Weise könnten die kaukasischen Alanen als Mittler zwischen Hunnen und Persern gedient haben, als die Herrscher dieser beiden Völker versuchten, eine Gleichschaltung ihrer vereinten Aktion gegen das Römische Reich zu erreichen.

<sup>8)</sup> J. KULAKOVSKIJ, *Alany* (Kiev, 1899), S. 22, 23.

Zur Abrundung des Bildes müssen wir auch die Tatsache in Betracht ziehen, daß sowohl alanische Häuptlinge wie Stammesgruppen der Alanen in den Dienst des römischen Reiches traten. Seit der Regierung GRATIANUS (378—383) gab es eine alanische Schwadron in der kaiserlichen Garde<sup>9)</sup>. Die Comites Alani als ständige Einheit unter dem Befehl des Magister Equitum sind im Verzeichnis der kaiserlichen Ämter anfangs des 5. Jh.s erwähnt<sup>10)</sup>. So gab es Alanen inner- und außerhalb des Reiches. In gewissem Sinne bildeten die Alanen den politischen Untergrund der Mittelmeerwelt des 5. Jh.s.

Das Ziel der gegenwärtigen Studie ist, die Politik des hervorragenden oströmischen Staatsmannes des 5. Jh.s, Aspar, sub specie Alanitatis zu untersuchen.

### 3. Aspars Herkunft und Aufstieg zur Macht

ASPAR gehörte zur zweiten Generation einer alanischen Familie im Dienste des Reiches<sup>11)</sup>. Sein Vater, ARDABUR, war einer der ersten Führer des byzantinischen Heeres unter Kaiser Theodosius II. Ardabur war, nach CANDIDUS ISAUROS<sup>12)</sup>, Alane von Geburt. Andererseits schreibt JORDANES ihm eine gotische Herkunft zu<sup>13)</sup>. Der Name klingt bestimmt iranisch. Nach BRACCI war Aspar durch seinen Vater Ardabur ein Abkömmling des HERMENRICUS, „König der Alanen“<sup>14)</sup>. Da Aspars dritter Sohn Hermenricus (ARMENRICH) genannt wurde, scheint es ganz wahrscheinlich, daß der Name in der Sippe war. Andererseits ist kein Alanenkönig unter dem Namen Hermenricus bekannt. In dieser Verbindung müssen wir an den berühmten Hermenricus oder ERMANARICH denken, den König der Ostgoten. In diesem Falle jedoch muß Aspar eher durch seine Mutter als durch seinen Vater ein Sproß Ermanarichs gewesen sein. Aspars Mutter war Tochter des PLINTA, oder PLINTHA, im Jahre 419 Konsul. Plinta wird gewöhnlich als Gote

<sup>9)</sup> Ebenda, S. 27.

<sup>10)</sup> Notitia Dignitatum, Occ., VI (ed. SEECK, S. 130); vgl. CLAUDIANUS, De IV Consulatu Honorii, S. 487 (Die LOEB-Klassiker-Bücherei, I, S. 322); De Bello Gothico, S. 583 (LOEB II, S. 168).

<sup>11)</sup> Über einen allgemeinen Abriß von Aspars Laufbahn s. TILLEMONT, Histoire des Empereurs, vol. 6 (1739), besonders S. 409—414; O. SEECK, Fl. Ardabur Aspar in Pauly-Wissowa, II.

<sup>12)</sup> FHG IV, S. 135.

<sup>13)</sup> JORDANIS, Getica, S. 239 (ed. MOMMSEN).

<sup>14)</sup> DOMENICO AUGUSTO BRACCI, Dissertazione sopra un clipeo votivo spettante alla famiglia Ardaburio (Lucca, 1771). Ich bedaure, daß dieses Buch für mich nicht erreichbar war, es wird zitiert von ODOBESCO, Le tresor de Petrossa (Paris, 1900), I, S. 160, 161.

betrachtet<sup>15</sup>); PRISCUS jedoch stellt fest, daß er skytischer Herkunft (Σκοθικοῦ γένους) war<sup>16</sup>). Der Ausdruck ist, so wie er von byzantinischen Schreibern des 5. und 6. Jh.s gebraucht wird, ziemlich unklar; er kann Leute alanischer, hunnischer oder slawischer Abstammung betreffen. So haben wir überhaupt keine Gewißheit, daß Plinta ein Gote war; jedoch dürfte seine Gemahlin (Aspars Großmutter) gotischer Abkunft gewesen sein.

Aspar sowie einige Mitglieder seiner Familie sind in einer Silberschüssel dargestellt worden, die bei der Übernahme des Konsulats durch Aspar (434) angefertigt worden war. Sie wird jetzt in Florenz in den Uffizien aufbewahrt<sup>17</sup>). Aspar ist auf einem *bisselium* sitzend dargestellt. Er trägt die Toga und hat in seiner Linken einen Stab mit den Bildern der zwei Kaiser — THEODOSIUS II. und VALENTINIAN III. In der Rechten hält er die *mappa* — Symbol der konsularischen Autorität, die bei öffentlichen Versammlungen getragen wurde.

Über ihm sind zwei Bilder in Münzenform — eines von seinem Vater ARDABUR und das andere von seinem Großvater PLINTA. Jeder von ihnen hat in der Linken den Konsulstab: Plinta war Konsul im Jahre 419, und Ardabur 427. Aspars ältester Sohn, Ardabur der Jüngere, steht an der Seite seines Vaters. Er ist dargestellt als Praetor trotz der Tatsache, daß er damals nur ein Knabe war. So weit man nach Aspars Bild urteilen kann, war er ein kräftiger Mann von großer Gestalt; er trug einen Bart und seine Züge waren eher slawisch als germanisch.

Aspars Aufstieg zur Macht wie zur politischen Tätigkeit, nachdem er mit fester Hand das Staatsruder übernommen hatte, kann nur im Zusammenhang mit seiner Herkunft verstanden werden. Als Nachkömmling bedeutender alanischer und gotischer Führer — selbst wenn wir ihn nicht als Sproß König ERMANARICHS betrachten würden — hatte er keine Schwierigkeiten, eine stattliche Anhängerschaft zu gewinnen. Sein eigenes Heer wird in den Quellen gewöhnlich gotisch genannt. Aber man kann sicher annehmen, daß es in Aspars „Gefolgschaft“ nicht nur Goten, sondern ebenso Alanen und Alano-Slawen (Anten) gab (s. unten 7, 9). Aspar hatte persönliche Beziehungen zu den meisten bedeutenden Führern dieser Völker. Er suchte diese Beziehungen durch Heiratsbände zu verstärken. Seine dritte Frau war eine Schwester des mächtigen THEODERICH STRABO und er verheiratete eine von seinen Nichten mit dem Sohne ARIOVINDS. Offensichtlich versuchte er seine Autorität in der alano-gotischen Umfassung des Reiches fest zu begründen. Vermutete Bestrebungen Aspars nach dem kaiserlichen Thron

<sup>15</sup>) OTTO SEECK, Geschichte des Unterganges der Antiken Welt, VI, S. 484 (zu S. 354, 1).

<sup>16</sup>) FHG IV, S. 71.

<sup>17</sup>) ODOBESCU, I, S. 160—162, 493.

wurden durch seine religiöse Bindung verhindert. Er war wie sein Vater Arianer.

Aspars erstes Erscheinen auf der geschichtlichen Bühne war die Folge einer dynastischen Krise in Westrom. Als Kaiser HONORIUS starb (423), weilte seine Schwester PLACIDIA mit ihrem Söhnchen, dem künftigen Kaiser VALENTINIAN III., in Konstantinopel. Da es unter den römischen Würdenträgern eine mächtige Gruppe gab, die gegen Placidia war, wählten sie diesen Augenblick, um ihren eigenen Kandidaten auf den Thron zu setzen — den *primicerius notariorum* JOHANN. Der oströmische Kaiser THEODOSIUS II. betrachtete Johann als Usurpator und sandte Truppen nach Italien, um an dessen Stelle Placidias Sohn Valentinian auf den Thron zu setzen. ASPARS Vater ARDABUR wurde mit dem Oberbefehl über das Expeditionsheer betraut und Aspar schloß sich ihm als einer seiner Unterführer an. Der Usurpator Johann vertraute nicht auf seine Macht und sandte einen seiner Offiziere, AETIUS — der um 440 der tatsächliche Herrscher Westroms werden sollte — zu RUGILA, dem Hunnenkhan in Pannonien. Rugila war der Vorgänger des berühmten Attila, mit dem Aetius später kämpfen mußte. Diesmal hatte Aetius die Aufgabe, Hilfe von den Hunnen zu erbitten. Rugila konnte über die Streitigkeiten im Reich nur erfreut sein, und war gerne bereit, 60 000 seiner Reiter zur Verteidigung Italiens gegen die oströmischen Truppen zu schicken. Angesichts der Tatsache, daß die Alanen eine wichtige Rolle im Hunnenreich spielten (s. oben, 2), spricht nichts gegen die Mutmaßung, daß alanische Abteilungen bei den von Rugila mit Aetius nach Italien gesandten Truppen waren. Es war klar, daß Ardabur und Aspar rasch handeln mußten, ehe es den Hunnen gelang Ravenna zu erreichen. Dem gemäß wurde beschlossen, daß Ardabur sich in Salona zur Fahrt nach Aquileia einschiffen sollte, während Aspar seine Reiter dorthin zu Lande führen würde. Ardaburs Flotte wurde jedoch durch einen Sturm zerstreut und an die Küste nahe bei Ravenna getrieben, wo er von Johanns Soldaten gefangen wurde. Die weiteren Entwicklungen sind hochbedeutsam. Johann behandelte seinen Gefangenen nicht nur freundlich (*φιλανθρωπως*), sondern trat sogar in Verhandlung mit ihm, um zu einem gegenseitigen Übereinkommen zu gelangen<sup>18</sup>). Offensichtlich hoffte er, Arbadur mit seinem Heer von Kaiser Theodosius zu trennen. Andererseits heuchelte Ardabur seine Bereitschaft zum Verhandeln, verbrüdete sich mit Johanns Unterführern und drängte sie, ihren Herrn zu verraten<sup>19</sup>). Obgleich kein direkter Beweis für den Erfolg vorliegt, könnte man annehmen, daß Ardaburs alano-gotische Beziehungen ihm bei der Herstellung des Kontaktes mit Johanns Unter-

<sup>18</sup>) PHILOSTORGIUS, XII, S. 13; MIGNE, Patrologia Graeca (in folgenden zitiert PG), S. 65, 621; vgl. OLYMPIOD, frg. S. 46 (FHG IV, S. 68).

<sup>19</sup>) PHILOSTORGIUS, I. c.

führung geholfen haben müßten. Wir haben gesehen (s. oben, 2), daß Männer alanischer Herkunft unter den Offizieren der römischen kaiserlichen Garde gewesen sind.

Als der Boden genügend vorbereitet war, sandte Ardabur eine geheime Botschaft nach Aquileia an seinen Sohn, so schnell wie möglich mit seinen Truppen zu kommen. Ein eingeborener Führer führte Aspar und seine Soldaten durch die Sümpfe, die die Stadt Ravenna umgeben, und Aspar war so imstande, die Stadt überraschend ohne ernsthaften Widerstand zu nehmen<sup>20</sup>). Johann wurde gefangengenommen und nach Aquileia geschickt, wo er unverzüglich hingerichtet wurde. Der Geschichtsschreiber COMES MARCELLINUS zieht folgendes Fazit aus der ganzen Geschichte: „Suprafatus Johannes dolo potius Ardaburis et Asparis magis quam virtute occiditur<sup>21</sup>).“

Erst nachdem Johanns Schicksal besiegelt war, erschien Aetius mit seinen Hunnen. Eine blutige, aber unentschiedene Schlacht wurde zwischen den Reitern des Aetius und Aspar geschlagen, der Verhandlungen folgten. Nun kann man wieder annehmen, daß es für Aspar nicht schwer war, unter seinen Leuten Zwischenhändler zu finden, weil, wie oben erwähnt, alanische Abteilungen im Hunnenheer gewesen sein dürften. Die Verhandlungen wurden binnen kurzem zu erfolgreichem Abschluß geführt. Aetius wurde begnadigt und zum comes ernannt. Die Hunnen erhielten eine bedeutende Entschädigung in Gold und zogen, ohne weitere Schwierigkeiten zu machen, ab<sup>22</sup>). Bald hernach erhoben sie jedoch Anspruch auf einige Distrikte an der unteren Save, die ihnen außer Sirmium zugestanden wurden<sup>23</sup>).

Für die erfolgreiche Durchführung des Feldzuges wurde Aspars Vater Ardabur zum Konsul ernannt (427). Wir wissen nicht, welche Art von Belohnung Aspar erhielt, aber der Aufstieg seiner ferneren Laufbahn muß durch die Beförderung seines Vaters und durch das Ansehen seiner eigenen Heldentaten jetzt völlig gesichert gewesen sein. Vier Jahre später wurde Aspar mit einer anderen wichtigen Aufgabe betraut, diesmal mit seiner vollen Verantwortlichkeit. Das war die afrikanische Expedition gegen die Vandalen. Die Vandalen und die Alanen hatten sich in Spanien vereint, und setzten im Jahre 429 von Spanien nach Afrika über. Ihre vereinigten Völker zählten etwa 80 000 Menschen, und sie konnten wahrscheinlich über 15 000 Krieger ins Feld stellen. Sie hatten einen hochbefähigten Führer, GEISERICH, „König der Vandalen und Alanen“, der nicht nur ein geschickter General, sondern ein ebenso schlauer Diplomat war<sup>24</sup>). Der römische Vizekönig in

<sup>20</sup>) SOCRATES, VII, S. 23 (PG 67, S. 789).

<sup>21</sup>) MARCELLINUS, sub a) S. 425, *Chronica Minora*, ed. MOMMSEN, II, S. 76.

<sup>22</sup>) PHILOSTORGIUS, XII, S. 14; PROSPER, sub. a) S. 425, *Chronica Minora*, I, S. 470—471.

<sup>23</sup>) PRISCUS, frg. 7, FHG IV, S. 76.

<sup>24</sup>) Vgl. GAUTIER, Geiserich (Frankfurt am Main, 1934).

Afrika, COMES BONIFACIUS, intrigierte zu jener Zeit gegen seine eigene Regierung und bot GEISERICH eine Teilung der römischen Besitzungen in Nordwestafrika an<sup>25</sup>).

Geiserich ergriff rasch die Gelegenheit als Vorwand für den Einfall nach Afrika; nach dem sicheren Übersetzen seiner Streitkräfte hatte er jedoch nicht die Absicht, sich mit dem Land innerhalb der drei numidischen Provinzen, die Bonifacius ihm bestimmt hatte, zu begnügen. Er beanspruchte die ganze Herrschaft für sich selbst. In diesem kritischen Zeitpunkt wandte sich die römische Regierung an den oströmischen Kaiser THEODOSIUS II. um Hilfe. Der letztere sandte eine starke Expeditionsmacht und beauftragte Aspar mit dem Oberbefehl. Nach PROCOP<sup>26</sup>) bestand Aspars Heer aus römischen und byzantinischen Truppen. Aspar forderte, nachdem er nach Afrika übersetzt hatte, ebenso den Oberbefehl über die Truppen des Bonifacius. Obgleich seine vereinten Streitkräfte wahrscheinlich stärker als die Geiserichs waren, kam Aspar nur mühsam vorwärts und vermied jede Entscheidungsschlacht. Die Quelle über die Entwicklung des Feldzuges ist unglücklicherweise knapp und unklar. Procop berichtet von einer vernichtenden Niederlage der Römer durch die Vandalen<sup>27</sup>). Jedoch ist seine Feststellung unglaubwürdig<sup>28</sup>). Procop stellt fest, daß nach seiner angeblichen Niederlage in der Schlacht „Aspar sich nach Hause begab“<sup>29</sup>). Dem widerspricht eine Nachricht im „Liber de promissionibus“<sup>30</sup>), laut der Aspar wenigstens bis zum Jahre 434, wo er Konsul wurde, in Afrika geblieben sei. Sicher scheint, daß außer den Konsuln des Jahres 434, ARIOVIND die Osthälfte des Reiches und Aspar die Westhälfte repräsentierte<sup>31</sup>). So war Aspars Konsulswürde eine Belohnung seitens des weströmischen Kaisers VALENTINIAN III. Aspar konnte kaum einen Lohn für sein militärisches Unternehmen beanspruchen, wenn es nicht sehr eindrucksvoll gewesen wäre; so muß man annehmen, daß ein diplomatischer Erfolg ihm das Amt des Konsuls verschaffte.

In dieser Verbindung muß Aspars alano-gotische Abstammung noch einmal ausdrücklich erwähnt werden. Wahrscheinlich beherrschte Aspar die gotische und alanische Sprache, und die Kenntnis von beiden muß für ihn, während seiner Verhandlungen mit den Boten des Königs der Vandalen und

<sup>25</sup>) Nach L. SCHMIDT, Die Ostgermanen<sup>2</sup> (München, 1934), S. 111, Anmerkung 1, „die angebliche Berufung durch Bonifacius gehört in das Reich der Legende“. Die Frage bedarf weiterer Klärung.

<sup>26</sup>) PROCOPIUS, III, S. 3, 35.

<sup>27</sup>) PROCOPIUS, wie in der vorhergehenden Fußnote.

<sup>28</sup>) GAUTIER, Geiserich, S. 201.

<sup>29</sup>) PROCOPIUS, III, S. 3, 36.

<sup>30</sup>) Liber de promissionibus, IV, S. 6, 9 (MIGNE, Patrologia Latina 51, S. 841).

<sup>31</sup>) ROSSI, Inscriptiones Christianae urbis Romae, I, S. 297.

Alanen, von großer Hilfe gewesen sein. Aspar muß besonders enge Beziehungen zu den alanischen Führern in Geiserichs Heer geschaffen haben<sup>32)</sup>. Seine Zugehörigkeit zum arianischen Glauben diente ihm als weiteres Band zu den Vandalen und den afrikanischen Alanen. PROCOPS Erzählung von der Gefangenschaft des künftigen Kaisers MARCIAN enthüllt den Grad des Ansehens, das Aspar im Lager Geiserichs genoß. Als Marcian, berichtet Procop<sup>33)</sup>, in der Schlacht gefangengenommen und zu Geiserich gebracht worden war, fragte ihn dieser, „wer er sei“. Marcian erwiderte, er sei ein vertrauter Ratgeber Aspars; eine solche Person nennen die Römer in ihrer Sprache domesticus. Und als Geiserich dies hörte und sich erinnerte, welch mächtigen Einfluß Aspar in Ostrom ausübe, ließ er Marcian frei.

Tatsache ist, daß Procop's Geschichte viel sorgfältiger ausgefeilt ist als oben, da er Marcians Rettung nicht nur Aspars Intervention zuschrieb, sondern ebenso in erster Linie einem Vorfall, den man als wichtiges Omen ansah. Procop berichtet, daß Marcian, als er mit anderen Gefangenen an den Hof des Königs gebracht wurde, unter freiem Himmel in Schlaf fiel. „Dann flog ein Adler herbei, der über ihn seine Schwingen ausbreitete, wie erzählt wird, und dadurch, daß er immer am gleichen Platz in der Luft blieb, warf er seinen Schatten allein auf Marcian. Und Geiserich, der von einem höheren Stockwerk das Ereignis sah, vermutete eine göttliche Kundgebung darin<sup>34)</sup>.“ Diese Erzählung von dem Adler, der Marcians Schlaf schützte, muß später, als Marcian Kaiser wurde, entstanden sein. Damals waren mehrere Versionen der Legende im Umlauf (s. unten, 5). So mag sie hier beiseite gelassen werden und die ganze Episode, wie sie von Procop geschildert wird, muß allein im Lichte der Haltung Geiserichs zu Aspar erklärt werden.

Während wir die Einzelheiten der Verhandlungen zwischen Geiserich und Aspar nicht kennen, ist das Endergebnis bekannt. Die Verhandlungen endeten in einem Vergleich zwischen Vandalen und Alanen<sup>35)</sup> einerseits und Rom andererseits. Geiserich behielt die Provinzen, die er bereits besetzt hatte, d. h. die drei Mauretanien und einen Teil von Numidien; Hippo wurde von den Römern wieder besetzt; Geiserich willigte in die Zahlung eines jährlichen Tributes an den Kaiser ein. Ebenso war er einverstanden, einen seiner Söhne, HONORICH, „als Geisel zur Bürgschaft des Übereinkommens“ zu entsenden. Das Datum des Vertrages zwischen Geiserich und Valentinian III.

<sup>32)</sup> Vgl. GAUTIER, Geiserich, S. 205.

<sup>33)</sup> PROCOPIUS, III, S. 4.

<sup>34)</sup> Ebenda, III, S. 4, 5.

<sup>35)</sup> PROSPER, sub. a) S. 435 (Chr. Min., I, S. 474); Isidori Historia Vandalorum, Chr. Min., II, S. 297; PROCOPIUS, III, S. 4, 13.

war nach PROSPER das Jahr 435<sup>36</sup>). Aber die ganzen Verhandlungen müssen um 434, dem Jahr des Konsulates Aspars, abgeschlossen gewesen sein.

In diesem Zusammenhang gibt es noch einen Punkt zur Erörterung. Procop berichtet, daß Geiserich den MARCIAN vor seiner Freilassung „durch Eid band, daß, wenn er wieder an der Macht sei, niemals gegen die Vandalen die Waffen ergreifen würde“<sup>37</sup>). Da, laut Procop, Geiserich den Marcian als vertrauten Ratgeber Aspars betrachtete, können wir annehmen, daß die Botschaft für Aspar bestimmt war. Ich halte es sogar für möglich, daß Marcian in seinem und in Aspars Namen den Schwur ablegte. Eine solche Annahme vorausgesetzt, werden uns einige der späteren Ereignisse viel klarer. Jedenfalls ist es offensichtlich, daß Freundschaft mit Vandalen und Alanen seit jener Zeit ein Grundpfeiler der Außenpolitik Aspars wurde.

#### 4. Aspars Tätigkeit um 440

FLAVIUS ARDABUR ASPAR war nach der Inschrift auf jener Silberschüssel vom Jahre 434 Aspars voller Name. Aspar war sein persönlicher Name und Ardabur das Patronymicum. Sein erster Name Flavius war der von den römischen Kaisern seit Flavius Vespasian gewählte Beiname. Der Name war also ein Programm. Sein Gebrauch durch Aspar ist von hoher Bedeutung; er zeigte seine Bereitwilligkeit, zu einem geeigneten Zeitpunkt auf die kaiserliche Krone Anspruch zu erheben. Sein arianischer Glaube schien jedoch ein unübersteigbares Hindernis. Er mußte vorsichtig handeln und erst den Boden vorbereiten. Auf jeden Fall war nichts zu machen, solange Theodosius II. noch lebte.

Im Jahre 441 wurde Aspar, zusammen mit einem General ANATOLIUS, mit dem Oberbefehl im Orient betraut, wo eine feindliche Koalition den Frieden des byzantinischen Grenzgebietes bedrohte. „Persae, Saraceni, Tyanni, Isauri, Hunni finibus suis egressi Romanorum sola vastaverunt“<sup>38</sup>). Wir müssen bemerken, daß das Reich gleichzeitig mit dem Feldzug im Osten ein zweites Heer gegen die Vandalen schicken mußte, da Geiserich eine neue Offensive gegen die Überreste der kaiserlichen Besitzungen in Afrika eröffnete. Da Aspar mit dem afrikanischen Kriegsschauplatz gut vertraut war, hätte man erwarten können, daß er noch einmal mit der Leitung des Feldzuges gegen die Vandalen betraut werden würde. Statt dessen wurde er aber an die persische Grenze geschickt. War der afrikanische Auftrag Aspar angeboten und von ihm abgelehnt worden? Dies scheint wahrschein-

<sup>36</sup>) Chr. Min., I, S. 474; vgl. E. STEIN, Geschichte des Spätromischen Reichs, I (1928), S. 480.

<sup>37</sup>) PROCOPIUS, III, S. 4, 10.

<sup>38</sup>) MARCELLINUS, sub. a) S. 441.

lich, besonders bei der Annahme, daß er Geiserich im oder um das Jahr 432 versprochen hatte, gegen die Vandalen und Alanen keinen Krieg mehr zu führen (s. oben, 3).

Hinsichtlich des persischen Kriegsschauplatzes müssen wir die Teilnahme der Hunnen nachdrücklich betonen, die COMES MARCELLINUS unter den Heeresmassen der feindlichen Koalition erwähnt.

Während der Hauptteil der Hunnen sich in Pannonien aufhielt — wo ATTILAS Hauptquartier aufgeschlagen wurde —, beherrschte ein anderer Teil der Hunnen das nordkaukasische Gebiet. Dieser Teil überschritt jetzt das kaukasische Gebirge in südlicher Richtung. Da um jene Zeit ein großer Teil der Alanen sich im Westteil des nordkaukasischen Gebietes niedergelassen hatte (s. oben, 2), müssen alanische Hilfsabteilungen unter den hunnischen Truppen, die nach Transkaukasien einfielen, gewesen sein.

Die Alanen beherrschten einen der wichtigsten Gebirgspässe nach Transkaukasien, der deshalb als Alanentor bekannt war (Dar-i-Alan, daher sein moderner Name: Daryal). Durch diesen Paß pflegten die Alanen nach Transkaukasien bei mehreren Gelegenheiten einzufallen, sogar vor Ankunft der Hunnen. So berichtet JOSEPH FLAVIUS von einem Alaneneinfall im Jahre 72. Ein weiterer Angriff fand im Jahre 133 statt, als ARRIAN propraetor in Cappadocien war<sup>39</sup>). PROCOP erwähnt in bezug auf die Ereignisse um die Mitte des 6. Jh.s einen vereinten Einfall der Alanen und sabirischen Hunnen in Transkaukasien<sup>40</sup>). Zu jener Zeit war die Macht der Hunnen unterhöhlt und es ist nur natürlich, daß die Alanen von Procop als eine unabhängige Gruppe erwähnt wurden. Die Lage war jedoch zu Aspars Zeiten anders. Der Oberbefehl über die nordkaukasischen Stämme gehörte den Hunnen; andere, kleinere Gruppen mochten in die Hunnenhorde als Ganzes eingeschlossen worden sein. Bei solchen Erwägungen scheint die Teilnahme der nordkaukasischen Alanen am Feldzug im Osten im Jahre 441 nicht unwahrscheinlich.

Charakteristisch für die allgemeine Entwicklung der internationalen Politik dieses Zeitalters war, daß die nordkaukasischen Hunnen auch an dem Feldzug von 441 teilnahmen. Zweifellos bestand enger Zusammenhang zwischen der nordkaukasischen Gruppe der Hunnen und dem Hauptstamm in Pannonien. Anscheinend weilte ATTILA zwischen 434 und 441 lange Zeit im nordkaukasischen Raume, um sein Ansehen bei diesem Teil der Hunnen zu festigen<sup>41</sup>). So kann es kaum einen Zweifel geben, daß die nordkaukasischen Hunnen Attila als ihren Oberherrn anerkannten. Dies ist von großer Bedeutung für das Verständnis von Attilas Politik. Die transkaukasische

<sup>39</sup>) KULAKOVSKIJ, Alany, S. 10, 12, 13.

<sup>40</sup>) PROCOPIUS, II, S. 29.

<sup>41</sup>) BURY, History of the Later Roman Empire, I (1923), S. 273.

Aktion der Hunnen war nur ein Teil von Attilas strategischem Plan. Sein Hauptangriff war auf die Balkanprovinzen des Reiches gerichtet. Während des transkaukasischen Feldzuges 441 griff er sie an. Die oströmischen Armeen leisteten einigen Widerstand, wurden aber durch Attilas Reiter leicht besiegt. Konstantinopel selbst war in Gefahr.

Unter solchen Umständen war es offensichtlich Aspars Aufgabe im Osten, den Feldzug zu einem raschen Abschluß zu bringen. Wieder einmal zeigte er seine diplomatischen Fähigkeiten durch den Abschluß eines Waffenstillstandes für ein Jahr. Wenn meiner Mutmaßung über die Anwesenheit alanischer Hilfsabteilungen Beachtung geschenkt werden könnte, könnten hierbei wieder alanische Führer als Unterhändler bei den Verhandlungen gedient haben.

Der Druck war so erleichtert, daß er nicht mehr wesentlich wurde. Einige oströmische Truppen konnten nun von der Ostfront weggenommen und auf den Balkan gesendet werden. Von den beiden Generalen kehrte ANATOLIUS nach Konstantinopel zurück; jedoch gibt es keinen Bericht über Aspars Rückkehr; er muß im Osten geblieben sein, um die Möglichkeit eines neuen persischen Angriffs zu verhindern. Inzwischen erreichten Attilas Reiter den thrakischen Chersones, und der Kaiser mußte um Frieden nachsuchen. Die Führung der Verhandlungen wurde ANATOLIUS anvertraut. Die Bedingungen waren hart für das Reich. Der Jahrestribut an die Hunnen sollte verdreifacht werden (2100 lbs. statt 700 lbs. Gold), und eine besondere Entschädigungssumme in der Höhe von 6000 lbs. Gold wurde vereinbart (443)<sup>42</sup>).

Auf die Dauer konnte sich aber der Kaiser vor der Gefahr eines neuen Hunnensturmes nicht sicher fühlen, selbst wenn er einen so hohen Preis für den Frieden zahlte. Attila war für den Augenblick zufrieden, aber neue Unternehmungen seinerseits waren innerhalb einiger Jahre zu erwarten. Im Jahre 446 spitzte sich die Lage wiederum zu. Aspar scheint für den Oberbefehl gegen die Hunnen im Falle eines neuen Krieges bestimmt worden zu sein. Er mußte daher seine eigenen Truppen (Gefolgschaft) verstärken und schlagfertig machen. In diesem Zusammenhang müssen wir uns der Ernennung seines ältesten Sohnes ARDABUR zum Konsul für das Jahr 447 zuwenden. Ardabur war zu dieser Zeit kaum 22 Jahre alt und seine Beförderung ist als Belohnung seines Vaters Aspar zu erklären, für seine in der Vergangenheit geleisteten und von ihm in Zukunft erwarteten Dienste.

Im Jahre 447 setzte Attila einen neuen Feldzug in Gang gegen die Balkanprovinzen des Reiches. Die Provinzen Moesia und Scythia mußten als erste den Anprall des Hunnensturmes aushalten. Nach den anscheinend vorher getroffenen Vereinbarungen schickte der Kaiser Aspar ins Feld; die

<sup>42</sup>) BURY, I, S. 275.

Masse seines Heeres wahrscheinlich bestand aus seinen eigenen Truppen<sup>43</sup>). Wir können annehmen, daß sein ältester Sohn Ardabur, Konsul dieses Jahres, aktiv an dem Feldzug teilnahm, da PRISCUS, der von Ardaburs späterer Tätigkeit in Syrien spricht (s. unten, 5) berichtet, daß er sich vorhin im Kampfe mit den Barbaren in Thrakien ausgezeichnet hatte<sup>44</sup>). Außer Aspar wurden zwei weitere Generale für den Feldzug bestimmt: ARIOVIND, der im Jahre 434 zusammen mit Aspar Konsul wurde, und ARNEGISCLUS, der Magister militum für Thrakien. Arnegisclus war „skythischer“ Abstammung. In diesem Falle könnte der geheimnisvolle Ausdruck „skythisch“ als „antisch“ entziffert werden. Des Arnegisclus' Sohn, dem wir später noch begegnen werden, trug den so typisch antischen Namen ANAGAST<sup>45</sup>). So müssen wir uns jetzt, außer mit Goten und Alanen zum ersten Male mit einem Anten befassen, d. h. einem Slawen oder Alano-Slawen im kaiserlichen Dienst<sup>46</sup>).

Das oströmische Heer scheint in zwei Gruppen geteilt gewesen zu sein. Eine von ihnen stand wahrscheinlich unter dem vereinten Oberbefehl von ASPAR und ARIOVIND. Es ist bezeichnend, daß NICEPHORUS CALLISTUS nur diese zwei Generale in seiner Kirchengeschichte erwähnt<sup>47</sup>) und den Namen ARNEGISCLUS wegläßt. Dies Heer war wohl geübt<sup>48</sup>). Arnegisclus befehligte in seiner Eigenschaft als Magister militum von Thrazien die thrazischen Provinzialtruppen, die die zweite Heeresgruppe bildeten. Beide Heeresgruppen wurden schließlich von den Hunnen geschlagen<sup>49</sup>), obwohl Aspars Sohn Ardabur in einer Anzahl von Scharmützeln siegreich war<sup>50</sup>). Die Umstände der Niederlage Aspars und Ariovinds sind nicht bekannt. Über Arnegisclus haben wir das Zeugnis des COMES MARCELLINUS: „Arnigisclus magister militiae in ripense Dacia iuxta Utum ammem (Vid River) ab Attila rege viriliter pugnans plurimis hostium interemptis occisus est“<sup>51</sup>).

Das Reich mußte einen neuen schmachvollen Friedensvertrag unterzeichnen, nach dessen Bestimmungen der Kaiser seine Oberhoheit über das Gebiet entlang dem rechten Donauufer von Singidunum östlich bis Novae

<sup>43</sup>) Ἀποστέλλει δὲ τὸν Ἀσπαρα σὺν τῇ ὑπ' αὐτὸν δυνάμει; (THEOPHANES ed. DE BOOR, S. 102).

<sup>44</sup>) PRISCUS, frg. 20, FHG IV, S. 100.

<sup>45</sup>) Vgl. die Namen der antischen Führer des 6. Jh.s wie ARDAGAST, KELAGAST, PEIRAGAST usw.

<sup>46</sup>) Möglicherweise war PLINTA, Konsul des Jahres 419, antischer Abstammung (s. oben, 3), aber es gibt dafür keinen Beweis.

<sup>47</sup>) NICEPHORUS CALLISTUS, XIV, S. 57 (PG).

<sup>48</sup>) ἀξιόμαχος ebenda.

<sup>49</sup>) THEOPHANES, S. 102, ed. DE BOOR.

<sup>50</sup>) PRISCUS, frg. 20, FHG IV, S. 100.

<sup>51</sup>) MARCELLINUS, sub a) S. 447; vgl. JORDANI, Romana, S. 331.

aufgeben mußte. Naissus (Niš) wurde Grenzstadt, die die Südausdehnung von Attilas Reich im Balkangebiet begrenzte (448)<sup>52</sup>).

### 5. Aspars Stellung unter der Regierung Marcians

Kaiser THEODOSIUS starb am 28. Juli 450. Kaum 50 Jahre alt (geb. am 10. April 401) verletzte er sich beim Sturze vom Pferde tödlich. Er hinterließ keine männlichen Nachkommen, aber die Nachfolge war bereits einige Zeit vor seinem Unfall geregelt worden. Die hunnische Katastrophe von 447/48 muß Theodosius und seine Ratgeber schmerzlich beeindruckt haben und nach dem Abschluß des Vertrages mit Attila mußten sie nicht nur an die Ordnung der Reichsfinanzen und militärischen Streitkräfte, sondern auch an die Sicherung des kaiserlichen Thrones denken.

Selbst wenn Aspar irgendwelche Maßnahmen versucht hätte, um die Krone zu tragen, muß er sich bald vergegenwärtigt haben, daß er es nur durch Preisgabe seines arianischen Glaubens hätte erreichen können. Die byzantinische Welt jener Zeit wurde erregt von hitzigen religiösen Gegensätzen, durch das Auftreten der „Häresie“ des NESTORIUS und EUTYCHES. Die monophysitische Lehre des letzteren gewann die Oberhand auf dem Konzil zu Ephesus im Jahre 449. Die Entscheidungen des Konzils stießen auf den starken Widerstand der orthodoxen Partei, die von THEODOSIUS' älterer Schwester AUGUSTA PULCHERIA geführt wurde. Keine von den oben genannten religiösen Gruppen wollte einen Arianer auf dem Throne dulden. Andererseits scheint Aspar mit ganzem Herzen dem Arianismus angehangen zu haben und war nicht bereit, den orthodoxen oder einen anderen Glauben anzunehmen. So war der einzige Weg, der ihm offen stand, einen politischen Kompromiß mit dem Haupt der orthodoxen Partei, Augusta Pulcheria, zu machen, indem er ihr einen Thronkandidaten vorschlug, dem er trauen konnte, und von dem er erwarten konnte, daß er seine führende Stellung anerkannte. Pulcheria war eine Frau von starkem Willen und Entschlußkraft; sie war fromm bis zur Bigotterie. Trotz ihrer Abneigung gegen den Arianismus und Aspar als Arianer muß sie eingesehen haben, daß jeder Versuch, Aspar völlig von der Führung auszuschalten zu heimischen Schwierigkeiten und möglicherweise sogar zu einem Bürgerkrieg führen würde.

Auf Grund dieser Überlegungen mußte Pulcheria Aspars Thronkandidaten billigen. Das war der frühere Domesticus seines Leibregimentes, Extribun MARCIAN. Pulcheria willigte sogar in die Heirat mit ihm ein. Zu dieser Tat entschloß sie sich nicht nur, um das Ansehen des künftigen Kaisers zu erhöhen, sondern ebensosehr, um die Vorherrschaft der Orthodoxie im Reiche zu sichern. Die Heirat sollte nur nominell sein, da sie bereits

<sup>52</sup>) BURY, I, S. 275, 276.

als junges Mädchen ein Keuschheitsgelübde abgelegt hatte. Theodosius selbst muß von Marcians Kandidatur gewußt haben, ebenso wie Pulcherias Billigung derselben. Unmittelbar nach seinem Unfall rief Theodosius, im Bewußtsein seines nahen Todes, Pulcheria zu sich „und sprach mit ihr über Marcian“. Dann wurden Marcian, Aspar und die Mitglieder des Senates zum sterbenden Kaiser gerufen „und Kaiser Theodosius sagte vor Aspar und den anderen Senatoren zu Marcian folgende Worte: „Es ist mir enthüllt worden, daß du nach mir Kaiser sein willst.“ Und nach wenigen Tagen starb Theodosius<sup>53</sup>).

Die Wahl MARCIANS erwies sich als glücklich. THEOPHANES nennt beim Rückblick auf Marcians Regierung diese Zeit ein goldenes Zeitalter (ταῖς χρυσῆς) des Reiches<sup>54</sup>). Marcian erleichterte den Druck der Steuern und brachte durch Regelung der Ausgaben die Reichsfinanzen in gute Ordnung. Er suchte auch die Einstellung der Tributzahlung an die Hunnen zu erreichen. Es war ein kühnes Unternehmen, selbst wenn er wußte, daß zu jener Zeit ATTILAS Aufmerksamkeit sich nach dem Westen wandte.

Während Marcian die Haltung des Ostrreiches gegenüber den Hunnen verstärkte, war er vorsichtig genug, sich nicht in die afrikanischen Schwierigkeiten hineinziehen zu lassen. GEISERICHS Politik wurde gegen Rom ständig aggressiver; im Jahre 455 setzten die Vandalen nach Italien über und plünderten die Stadt Rom selbst. Der weströmische Kaiser AVITUS bat Marcian flehentlich um Hilfe, aber letzterer beschränkte seine Aktion auf einen diplomatischen Protest. Wahrscheinlich betrachtete er sich durch den Eid, den er Geiserich früher geschworen hatte (s. 3, oben) als gebunden. Mehr Aufmerksamkeit zollte Marcian den syrischen und ägyptischen Reichsgrenzen. Aspars ältester Sohn, ARDABUR, wurde zum Magister militum für den Orient gewählt, und nach Syrien geschickt, um gegen die Araber Krieg zu führen (453). Er schlug sie bei Damaskus und zwang sie dadurch um Frieden nachzusuchen<sup>55</sup>). Nicht weniger erfolgreich war Marcians Politik hinsichtlich Transkaukasiens. Als der König von Iberia (Georgien), GOBAZES, den oströmischen Einfluß in seinem Land auszuschalten suchte, schickte Marcian Truppen nach Iberia und zwang den König zur Abdankung<sup>56</sup>).

Bis zu welchem Maße kann man die Richtung der Marcianschen Politik der Leitung Aspars zuschreiben? Natürlich konnte Aspars Einfluß nicht ausschließlich sein. Marcians Heirat mit Pulcheria muß sein Ansehen erhöht und ihn über die Parteien am Hofe gestellt haben. Bis zu ihrem Tode (453) muß Pulcheria in der Hauptstadt hohen Einfluß genossen haben, besonders

<sup>53</sup>) Chronicon Paschale, S. 590 (ed. DINDORF).

<sup>54</sup>) THEOPHANES, S. 108 (ed. DE BOOR).

<sup>55</sup>) PRISCUS, frg. 20, FHG IV, S. 100.

<sup>56</sup>) PRISCUS, frg. 26, FHG IV, S. 102.

in kirchlichen Angelegenheiten. Eine der ersten Handlungen von Marcians Regierung war die Versammlung eines Kirchenkonzils, um die Vorherrschaft der Orthodoxie über die Häresie zu sichern (451). Pulcheria nahm an den Vorkehrungen wie auch an den Arbeiten des Konzils tätigen Anteil<sup>57</sup>). Man kann annehmen, daß Aspar der erneuten Sicherung der Orthodoxie auf diesem Konzil kaum zugestimmt hat. Später widersetzte er sich der Erpressungspolitik gegen einige widerspenstige Bischöfe, die vom Patriarch GENNADIUS von Konstantinopel betrieben wurde<sup>58</sup>).

Bei Pulcherias Tode muß Marcian sich bereits ganz sicher auf dem Thron gefühlt haben. Pulcheria und Marcian selbst mochten wohl eingesehen haben, daß die Nation seine Thronbesteigung nicht Aspar oder irgendeinem anderen Ratgeber, sondern eher der göttlichen Vorsehung selbst zuschrieb. In dieser Beleuchtung kommen wir der Legende über das Omen von dem Adler, das vorher erwähnt wurde, näher (s. oben, 3). Es gibt zwei Versionen von dieser Legende. Nach der einen fand die Episode mit dem Adler, der Marcians Schlaf schützte, während des persischen Feldzuges im Jahre 441 statt<sup>59</sup>). Wir haben bereits gesehen (s. oben, 3), daß nach der anderen Version, das Omen in Afrika während Marcians Gefangenschaft geschehen war. Der Umlauf dieser Legende dürfte zur Hebung der Volkstümlichkeit Marcians beigetragen haben und galt teilweise als eine Warnung Aspars.

Während zu Beginn der Herrschaft Marcians Aspars ehrgeizige Bestrebungen durch Pulcheria gehemmt worden sein dürften, wurde sein Einfluß in der zweiten Regierungshälfte bis zu einem gewissen Grade durch den Erstminister EUPHERIUS, dem wenigstens im Jahre 456 die allgemeine Leitung der Geschäfte (τῶν πραγμάτων ἐπιτροπή) anvertraut worden war, beschränkt<sup>60</sup>). Aller Wahrscheinlichkeit nach war Euphemius ein Verwandter Marcians und nach ihm wurde wahrscheinlich Marcians einzige Tochter Euphemia genannt.

Nach allem kann man annehmen, daß Aspar einer der führenden oströmischen Staatsmänner unter der Regierung Marcians war. Zu Beginn der Regierung wurde er patricius und später wurde er amtlich als der erste Patricius bezeichnet (Primus patriciorum)<sup>61</sup>). Ungefähr zur gleichen Zeit wurde er zum Magister militum in praesenti ernannt<sup>62</sup>). Die Laufbahn seines ältesten Sohnes Ardabur, Patricius<sup>63</sup>) und seit 453 Magister Militum per

<sup>57</sup>) KULAKOVSKIJ, Istorija, I, S. 329—333.

<sup>58</sup>) THEOPHANES, ed. BOOR, S. 112.

<sup>59</sup>) THEOPHANES, ed. BOOR, S. 102.

<sup>60</sup>) PRISCUS, frg. 26, FHG IV, S. 102.

<sup>61</sup>) MARCELLINUS, sub. a) S. 471.

<sup>62</sup>) BURY, I, S. 315; vgl. Codex Justinianus, IV, S. 65, 31.

<sup>63</sup>) MANSI, Conc. Coll., VII, S. 516.

Orientem ist ebenso ein Zeugnis für Aspars hervorragende Stellung während der Regierung Marcians.

Trotz seines arianischen Bekenntnisses war Aspar imstande den Kaiser sogar auf dem Gebiete der kirchlichen Angelegenheiten zu beraten. Als Marcian eine dem Bischof THEODORET auferlegte Strafe aufhob, schrieb Theodoret diese Gunst Aspars Einfluß zu<sup>64</sup>).

## 6. Aspar, Leo und Zeno

Ein byzantinischer Geschichtsschreiber des 12. Jh.s, JOHANN ZONARAS, erzählt, daß manche Leute MARCIANS Tod (457) seiner Krankheit zuschrieben, während andere vermuteten, er sei von ASPAR vergiftet worden<sup>65</sup>). Es gibt keinen Hinweis auf die Vergiftung, weder in THEODOR LECTORS *Historia Ecclesiastica* noch in THEOPHANES' *Chronographie*<sup>66</sup>). Zonaras' Bericht ist trotzdem einiger Beachtung wert. Er gibt wahrscheinlich zeitgenössische Berichte wieder, die auf der Mutmaßung beruhen, daß Aspar trotz der ihm erwiesenen Ehren mit Marcian nicht ganz zufrieden war.

Wahrscheinlich war Aspar bis zu einem gewissen Grade von Marcian enttäuscht, aber er hatte keine Möglichkeit, das Experiment nach dessen Tod zu wiederholen. Da der Aufstieg zum Thron ihm noch wegen seiner religiösen Bindungen versperrt war, sah Aspar darauf, daß Marcians Nachfolger wieder einer seiner früheren Gehilfen sei. Diesmal war es der Tribun der *Mattiarii*<sup>67</sup>), LEO, dem Aspar auf den Thron half. Leo war von Geburt ein Thraker. Er war eine Zeitlang Mitglied der „Gefolgschaft“ Aspars gewesen, wo er das Amt des Schatzmeisters innehatte<sup>68</sup>).

Anscheinend entschloß sich Aspar, während er Leos Bestrebungen unterstützte, gewisse Sicherungen für seine und seiner Familie Interessen zu treffen. Nach Zonaras Bericht mußte Leo Aspar versprechen, daß einer der Söhne des letzteren zum Caesar gewählt würde, d. h. zum Thronerben<sup>69</sup>). Diese Feststellung Zonaras wurde von einigen modernen Geschichtsschreibern angezweifelt. KULAKOVSKIJ betrachtete sie nur als reine Bemühung, post factum den Ablauf der Ereignisse ebenso wie die inneren Beweggründe der an der Macht befindlichen Männer zu erklären<sup>70</sup>). Kulakovskijs Ansicht mag einleuchtend erscheinen, aber sie kann nicht genügend durch zeit-

<sup>64</sup>) THEODORET, *Epist.* 139, PG 83, S. 1361—1364.

<sup>65</sup>) ZONARAS, XIII, S. 25, 31 (ed. BÜTTNER-WOBST).

<sup>66</sup>) THEODOR LECTOR, I, S. 7 (PG 86, S. 169); THEOPHANES, S. 109.

<sup>67</sup>) Die *Mattiarii* sind eingetragen in der *Notitia Dign., Or.*, V, S. 47; VI, S. 42 (S. 13 und 17, ed. SEECK). Vgl. BURY, I, S. 314.

<sup>68</sup>) CANDIDUS ISAURUS, FHG IV, S. 135; CONSTANTINE PORPHYROGENITUS, *De Cerimoniis*, I, vgl. 91; THEOPHANES, S. 110. Vgl. BURY, I, S. 314, 315.

<sup>69</sup>) ZONARAS, XIII, S. 25, 34.

<sup>70</sup>) KULAKOVSKIJ, I, S. 331, Anmerkung 3.

genössische Berichte begründet werden. Ich persönlich sehe nicht ein, warum Spekulationen eines Geschichtsschreibers des 20. Jh.s als überzeugender betrachtet werden sollten wie die klare Feststellung eines Chronisten des 12. Jh.s. Zonaras war ein gewissenhafter und vertrauenswürdiger Geschichtsschreiber; seine Arbeit ist besonders wertvoll infolge der Tatsache, daß er auch Quellen benützt hatte, die für uns sonst unzugänglich sind<sup>71</sup>). Das scheint der Fall bei diesem besonderen Bericht gewesen zu sein. Wenn nicht, und bis ein unmittelbares Zeugnis für das Gegenteil gefunden wurde, können wir versuchsweise die Version des Zonaras annehmen.

Leo wurde am 7. Februar 457 zum Kaiser gekrönt<sup>72</sup>). Der Augenblick seiner Wahl wurde von KONSTANTIN PORPHYROGENITUS festgehalten in seinem Buch *De cerimoniis Aulae Byzantinae*<sup>73</sup>). Es kann kein Zweifel sein, daß im Anfang von Leos Regierung Aspar die Stellung eines tatsächlichen Mitherrschers des Reiches einnahm. Es ist bezeichnend, daß Papst LEO DER GROSSE in seinem Schreiben nach Konstantinopel in kirchlichen Angelegenheiten es für günstig hielt, sich an den Kaiser und an Aspar zu wenden; er nannte den letzteren „*vir magnificus patricius*“<sup>74</sup>). Trotz Aspars Arianismus bat der Papst um seine Hilfe im Kampf gegen die Häretiker des Ostens — jene, die sich dem Beschluß des Konzils von Chalcedon widersetzen. Da Aspar selbst keine Sympathien für dieses Konzil hatte (s. oben, 5), kann man von ihm kaum erwarten, daß er den Ratschlägen des Papstes mit besonderem Eifer Folge leistete. Tatsache ist, daß Aspar der Bemühung des Patriarchen GENNADIUS, die Opposition der widerspenstigen Bischöfe zu vernichten, Widerstand leistete<sup>75</sup>). Er überredete den Kaiser, wenigstens einen von ihnen, AMPHILOCHIUS von Sydon zu begnadigen<sup>76</sup>). Und wahrscheinlich ist die Veröffentlichung des Erlasses vom 13. August 457 Aspars Einfluß zuzuschreiben; der Erlaß ermächtigte, um der Menschlichkeit willen (*ἀνθρωπίνον*), die Häretiker, ihre Toten in richtigen Friedhöfen zu verbrennen<sup>77</sup>), ein Brauch, der vorher verboten gewesen war.

Wenn Aspars Ratschläge trotz seines Arianismus, vom Kaiser sogar in kirchlichen Angelegenheiten angenommen wurden, konnte seine Autorität in weltlichen Fragen nicht weniger stark sein. Anscheinend widmete Aspar

<sup>71</sup>) KRUMBACHER, *Geschichte der Byzant.* Lit.<sup>2</sup>, S. 371.

<sup>72</sup>) *Chronicon Paschale*, S. 592.

<sup>73</sup>) *De Cer.*, I, vgl. 91.

<sup>74</sup>) *S. Leonis Magni Epistolae*, 149 S., 150, 153 (Sept. 1, S. 457); MIGNE, *Patrologia Latina*, 54, S. 1120—1123. Es ist ein frühes Beispiel des Gebrauches des Titels *magnificus*, der frühere höchste Rang war der des *illustris*, während der Titel *magnificus* allgemein vor dem Jahre 460 nicht eingeführt war. Siehe BURY, I, S. 34, Anm. 3.

<sup>75</sup>) THEOPHANUS, S. 112.

<sup>76</sup>) ZACHARIAS RHETOR, S. 4, 7 (S. 32 der deutschen Übersetzung).

<sup>77</sup>) *Codex Justinianus*, I, S. 5, 9.

besondere Aufmerksamkeit der Heeresverwaltung. Während er ein eigenes privates Gefolge hatte, betrachtete er es in seiner Eigenschaft als *Magister militum in presenti* als ebenso notwendig, die regulären Heeresteile wieder aufzubauen. Offensichtlich ist Leos Erlaß, der den Soldaten die Selbstbeschäftigung mit Landwirtschaft und Handel verbietet, auf seine Initiative hin herausgegeben worden (458). Leos Anrede an Aspar lautete „Eure Hoheit“ (*magnitudo tua*). Er beauftragte ihn, darauf zu sehen, daß die Bestände jedes Regiments auf volle Stärke gebracht würden und die Soldaten, sich für den Krieg durch tägliche Übungen vorbereiteten<sup>78</sup>). Aspar, der sich nach Leo als der erste Mann des Reiches betrachtete, hielt es für seine Pflicht, für die Wohlfahrt der Bevölkerung der Hauptstadt beizusteuern und unternahm im Jahre 459 auf seine Privatkosten den Bau einer großen Zisterne in Konstantinopel<sup>79</sup>). Rasche Beförderung von Aspars Söhnen und Verwandten war eine Begleiterscheinung seiner gehobeneren Stellung im Reich. Im Jahre 459 wurde sein zweiter Sohn *Patricius* Konsul<sup>80</sup>). Im Jahre 461 wurde der Gatte von Aspars Nichte *DOGALAI FUS* (Sohn des *ARIOVIND*) ebenso Konsul und im Jahre 465 erhielt Aspars dritter Sohn *ARMENRICH* die gleiche Würde<sup>81</sup>).

Durch seine Familienbeziehungen und auch sonst war Aspar nun die führende Persönlichkeit der byzantinischen Hofgesellschaft. Seine wirkliche Macht zeigte seine Anhängerschaft (*οὐχία*), unter deren Mitgliedern Goten, Alanen und Slawen waren. Außer bei diesen waren die Goten vorherrschend in den kaiserlichen Garderegimentern, bekannt als die *scholae*. Zudem gab es eine starke Gotengruppe, die in Thrazien als *foederati* ansässig war. Der Führer dieser Gruppe war *THEODORICH STRABO*, Sohn des *TRIARIUS*. Seine Schwester war Aspars dritte Frau.

Von den Goten unterstützt, schien Aspars Macht nun fest begründet zu sein. Und doch war er nicht imstande, den letzten Schritt zu tun — entweder für sich selbst oder für einen seiner Söhne sich des Thrones zu bemächtigen. Das Ansehen des kaiserlichen Purpurs war auf seiten des Kaisers Leo. Alles hing von des letzteren Haltung ab. Es scheint, daß vom eigentlichen Beginn seiner Regierung an Leo Aspars Einmischung in seine Macht widerstrebte. Die Tatsache, daß Leo Aspar für seine Thronbesteigung

<sup>78</sup>) *Codex Justinianus*, IV, S. 65, 31; XII, S. 35, 15.

<sup>79</sup>) *MARCELLINUS*, S. 87.

<sup>80</sup>) Ebenda *BURY* (I, S. 317, Anm. 2) bezweifelt, daß *PATRICIUS* der Konsul des Ostens im Jahre 459, der Sohn *ASPARS Patricius* war, und versucht, ihn als *Patricius*, den *magister officiorum* zu identifizieren. Ich möchte eher Anstoß an *BURYS* Vermutung nehmen. Da Aspars ältester Sohn *ARDABUR* im Jahre 447 Konsul geworden war und sein dritter Sohn *Armenrich* im Jahre 465, scheint es beinahe sicher, daß *Patricius*, sein zweiter Sohn, in der Zwischenzeit, d. h. im Jahre 459, Konsul gewesen sein muß.

<sup>81</sup>) *MARCELLINUS*, S. 87—88.

Dank schuldete, machte die Dinge noch schlimmer. Im politischen Leben gibt es nicht mehr Dankbarkeit wie im privaten.

Leos Stellung war viel schwieriger als die Marcians. Des letzteren Heirat mit PULCHERIA verband ihn mit der Dynastie des THEODOSIUS und dies sicherte ihn gegen jegliche von außen kommenden Ansprüche. Leo dagegen, in Purpur gekleidet, schien es durch Aspars Verdienst zu sein. Nur schrittweise zeigte Leo den Wunsch, sich von der Bevormundung seines mächtigen Gehilfen zu befreien. Seine dem Arianismus Aspars entgegengesetzte Orthodoxie war für ihn vorteilhaft und offensichtlich war er sich dessen bewußt. Binnen kurzem begann eine Legende umzulaufen, nach der Leo kraft göttlicher Kundgebung zum Herrscher bestimmt worden war<sup>82</sup>). Man erzählte, daß Leo einmal lange vor seiner Thronbesteigung in den Wäldern der Umgebung Konstantinopels spazierenging und dabei einen blinden Mann traf, dem er seine Hilfe anbot und ihn durch Wälder und Sümpfe führte. Jener Mann war nicht nur blind, sondern auch ganz erschöpft von der schlimmen Lage und vom Durst und so suchte Leo verzweifelt nach Wasser. Er fand keines, aber in diesem Augenblick hörte man eine Stimme vom Himmel, die seine Aufmerksamkeit auf eine Quelle in der Nähe lenkte. Die Quelle war beinahe verloren im Gebüsch und bedeckt mit Schmutz, aber Leo fand sie, und dann verkündete eine Stimme — die sich als die der Muttergottes erwies — seine Erhebung auf den Thron, und befahl ihm, etwas Lehm von der Quelle zu nehmen und ihn auf die Augen des blinden Mannes zu legen. Sobald Leo das getan hatte, vermochte der Mann wieder zu sehen. Als Leo Kaiser wurde, ordnete er die Reinigung der Quelle und den Bau einer Kirche über ihr an. Sie wurde bekannt als Kirche der Mutter Gottes über der Quelle. Es ist klar, daß die Legende von der Quelle in kirchlichen Kreisen entstand und sie kann als Beweis von Leos Volkstümlichkeit in diesen Kreisen betrachtet werden.

Der erste ernste Zusammenstoß zwischen Leo und Aspar trat im Jahre 465 ein. In diesem Jahre brach ein großes Feuer in Konstantinopel aus. Mit großer Mühe gelang es Aspar, das Feuer einzuschränken und den betroffenen Leuten zu helfen<sup>83</sup>). Es scheint, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen jenem Feuer und der Ernennung eines neuen Stadtpräfekten bestand. Zwei Kandidaten traten für das Amt des Präfekten auf: VIVIANUS und TATIANUS. Dank eines Hinweises im Abriß des PHOTIUS aus dem Werk des CANDIDUS ISAURUS können wir annehmen, daß der eine von diesen beiden von Leo, der andere von Aspar unterstützt wurde<sup>84</sup>). Vermutlich war Tatianus der Günstling Leos, seit er ihn das Jahr zuvor als seinen

<sup>82</sup>) NICEPHORUS CALLISTUS, XV, S. 25 (PG 147, S. 72, 73).

<sup>83</sup>) CAND. ISAU., FHG IV, S. 135.

<sup>84</sup>) Ebenda.

Botschafter zu GEISERICH gesandt hatte (s. unten, 8). Das Ergebnis dieses Gegensatzes zwischen Leo und Aspar ist unbekannt, aber es ist klar, daß dieser Widerstand Aspars gegen Leos Wünsche den Kaiser schließlich zwang, sich nach irgendeinem Verbündeten gegen Aspar umzusehen.

Wegen Aspars enger Verbindung mit den Goten konnte Leo letzteren nicht trauen. Andererseits gab es keine feste Einheit eingeborener griechischer Truppen, auf die Leo sich stützen konnte. So schien der einzige Ausweg, eine andere nationale Gruppe von Soldaten ausfindig zu machen, die gegen die Goten eingesetzt werden konnte. Weder die Alanen noch die Anten konnten wegen ihrer damals engen Verbindung mit den Goten dazu gebraucht werden; überdies erkannten auch sie Aspar als ihren Führer an. Die einzige nationale Gruppe, auf die Aspar keinen Einfluß hatte, waren die Isaurier. Diese waren ein Stamm von wilden Bergbewohnern, deren Wohnsitze im südlichen Teil Kleinasiens in der Nähe von Cilicien lagen. Sie waren meist Räuber, aber tapfer und kriegerisch. Kaiser THEODOSIUS II. warb eine Schar von ihnen an während seines Krieges gegen ATTILA, 441—443, und sie erwiesen sich als große Hilfe bei der Verteidigung der Umgebung der Hauptstadt. Seitdem war ständig eine kleine Einheit isaurischer Soldaten in der kaiserlichen Garde.

An diese Leute wandte sich nun Leo um Beistand in seiner Lage. Er schuf eine neue Einheit in den Garden, die sog. excubitors, zu der ausschließlich Isaurier herangezogen wurden. Die neue Einheit bestand ursprünglich nur aus 300 Männern<sup>85</sup>). Schließlich wurde sie jedoch der Kern einer weit größeren isaurischen Einheit. Um sich die vollständige Kontrolle über die Isaurier zu wahren, gab Leo am 28. August 468 einen Erlaß heraus, laut dem es niemand gestattet war, sie für private Truppen anzuwerben<sup>86</sup>). Es gelang Leo, die Gunst des Führers der Isaurier, TARASIKODISSA (so genannt von CANDIDUS) zu erwerben. Tarasikodissa wurde getauft, nahm den Namen ZENO an und heiratete Leos Tochter ARIADNE (468)<sup>87</sup>). Im Jahr darauf wurde Zeno Konsul.

Mit Zenos Erhebung schien Aspars Macht erschüttert zu sein. Leo dünkte es Zeit zu sein, die Nichtorthodoxen von bestimmten öffentlichen Ämtern auszuschließen<sup>88</sup>). Bei Aspars Arianismus war der neue Erlaß für ihn deutlich als Warnung gemeint.

<sup>85</sup>) JOHN LYDUS, *De Magistratibus*, I, 16 (S. 134 ed. BEKKER).

<sup>86</sup>) Codex Justinianus, IX, S. 12, 10. Der Erlaß war als allgemeines Verbot, private Truppen zu halten, abgefaßt („Omnibus per civitates et agros habendi bucellarios vel Isauros armatosque servos licentiam volumus esse praeclusam“). In Wirklichkeit kam es auf die Isaurier an.

<sup>87</sup>) KULAKOVSKIJ, I, S. 352, Anm. 1.

<sup>88</sup>) Codex Justinianus, I, S. 4, 15 (März 31, 468). Der Erlaß bezog sich auf die Gerichtsbarkeit, war aber einer weitläufigeren Auslegung unterworfen.

## 7. Der Donaukrieg (466—469)

Während ein verwickeltes Ränkespiel am kaiserlichen Hofe im Gange war, entstand an der Donaugrenze des Reiches eine ernste Bedrohung. Das große Hunnenreich löste sich infolge ATTILAS Tod und der antihunnischen Erhebung in Pannonien, die mit der Niederlage und dem Tod von Attilas Sohn ELLAK endete (454), auf. Die Reste der hunnischen Scharen brachen unter Führung zweier anderer Söhne Attilas, DENGISICH und IRNAK, von Pannonien nach Scythia Minor an der unteren Donau auf, d. h. nach Moldau und Bessarabien. Unter dem Druck der Hunnen wurde eine alanische Schar gezwungen, von Bessarabien in die Dobrudscha zu wandern, am rechten Ufer der unteren Donau. Ebenso setzten einige hunnische Banden nach Süden über die Donau und erhielten Land zur Ansiedlung von der oströmischen Regierung.

Mit dem Abzug der Hunnen aus Pannonien ging die Herrschaft über den mittleren Donaauraum an die Ostgoten über. Ihren Mittelpunkt hatten sie um den Plattensee und dehnten sich nach Norden bis zur Mündung der Leitha und der Raab in die Donau aus. Jenseits der Donau nach Norden zu erstreckten sich die Wohnsitze anderer germanischer Stämme; der Rugier, Heruler, Skiren und Sueven. Nach Osten zu, zwischen Donau und Theiß lagen die Wohnsitze der abgesplitterten Teile der Alanen und anderer sarmatischer Stämme; das Tal der Theiß selbst war von den Gepiden besetzt. Eine ostgotische Gruppe trennte sich von der Hauptmasse ihres Volkes und wanderte nach Thrazien, wo sie als foederati angesiedelt wurden. Wie bereits erwähnt (s. oben, 6), wurden sie von Aspars Schwager THEODORICH STRABO geführt.

Zu Beginn von LEOS Regierung fiel das Heer der pannonischen Ostgoten in Illyrien ein; sie waren aber später bereit, es wieder zu räumen, unter der Bedingung, daß das Reich ihnen jährliche „Geschenke“ in Höhe von 300 Pfund Gold zahle. In Hinblick auf jene finanzielle Entschädigung nahmen sie es auf sich, die anderen Germanenstämme ebenso wie die Hunnen von Angriffen auf Gebiete des Reiches abzuhalten. Der jugendliche Sohn des Ostgotenkönigs THEODEMIR THEODORICH — der künftige Herrscher Italiens — wurde nach Konstantinopel als Geisel gesandt<sup>89</sup>). Da Aspar in engen Beziehungen mit der thrakischen Gruppe der Goten stand, traute er anscheinend den pannonischen Goten nicht. Um das Jahr 465 wurden die letzteren in einen erbitterten Kampf mit einem anderen Germanenstamm, den Skiren, verwickelt, und erbaten Hilfe von Byzanz. Aspar widersetzte sich der Einmischung in einen fernen Krieg zwischen zwei Germanenstämmen, aber Leo ging über seine Einwände hinweg, und be-

<sup>89</sup>) L. SCHMIDT, Die Ostgermanen<sup>3</sup> (1934), S. 273.

auftragte den Militärbefehlshaber von Illyrien, die Goten gegen die Skiren zu unterstützen<sup>90</sup>).

Der Ablauf der weiteren Ereignisse ist nicht klar. Unsere Hauptquelle ist PRISCUS, aber nur Fragmente seines Werkes sind uns zugänglich. Offensichtlich waren die Goten imstande, mit byzantinischer Hilfe die Skiren zu besiegen. Dadurch war das Gleichgewicht der Mächte im mittleren Donauraum gestört und ebenso verursachte dies bedeutende Rückwirkungen an der unteren Donau. Die Hunnen in Moldau und in Bessarabien glaubten nun die Lage reif für ihre Einmischung. DENGESICH und IRNAK schickten eine Gesandtschaft nach Konstantinopel und suchten um die Gründung von Handelsmärkten an der Donau, die ihren Kaufleuten offenstanden, nach<sup>91</sup>). Der Kaiser schlug die Erfüllung des hunnischen Ansuchens ab, worauf ein Zwist zwischen Dengisich und Irnak ausbrach. Jener bestand auf Eröffnung eines Feldzuges gegen das Reich, während dieser sich dem Plan widersetzte. Schließlich trennte sich Irnak von seinem Bruder, und führte seine Scharen ostwärts in die Krim und den Nordkaukasus. Dengisich schickte seinerseits noch einmal Gesandte nach Konstantinopel. Diesmal verlangte er, der Kaiser sollte seine Anhänger sowohl mit Land am rechten Donauufer als auch mit Geld versorgen. Der Kaiser weigerte sich wieder, und Dengisich fiel in Thrazien ein.

Anscheinend handelte Dengisich in enger Fühlung mit den pannonischen Goten; jedenfalls fielen letztere ebenso in Thrazien ein. Die gegen Goten und Hunnen ins Feld gesandten Heere kämpften unter dem Befehl von ANAGAST, BASILISCUS und OSTRYS<sup>92</sup>).

Anagast war der Sohn jenes ARNEGISCLUS, der in einer Schlacht gegen Attila im Jahre 449 fiel. Nach seinem Namen zu schließen war Anagast ein Ante, d. h. ein Alano-Slawe (s. oben, 4). Ostrys oder Ostrous, ein Angehöriger von Aspars Gefolge, war wahrscheinlich ein Alane. Nach USPENSKIJ ist sein Name von dem slawischen Adjektiv ostryj (kühn) abzuleiten<sup>93</sup>). Daher betrachtete Uspenskij ihn als einen Slawen. Ich möchte eher die Ableitung von Ostrys Namen von dem iranischen *stur* annehmen. *Stur* bedeutet auf ossetisch „groß“, „gewaltig“ (deutsch „groß“). Im Digorischen hat das Wort die Parallelformen *aestur*, *ustur*<sup>94</sup>). Basiliscus, Konsul des Jahres 465, war der Bruder von Leos Gattin, der Kaiserin VERINA. Zu Beginn dieses Feldzuges hatte er den Rang des Generalissimus inne (*στρατοπεδάρχης*).

<sup>90</sup>) PRISCUS, frg. 35.

<sup>91</sup>) Ebenda, frg. 36.

<sup>92</sup>) Ebenda, frg. 39.

<sup>93</sup>) F. L. USPENSKIJ, *Istorija Vizantijskoj Imperii*, I (St. Petersburg, 1915).

<sup>94</sup>) V. MILLER, *Ossetisch-russisch-deutsches Wörterbuch*, Vol. 2 (Leningrad, 1929), S. 1131.

Während der ersten Phase des Krieges gelang es den byzantinischen Generalen, die Hauptmasse der Goten sowie einige hunnische Scharen in einem Tal, wahrscheinlich in Thrazien, zu umzingeln (467). Die Belagerten waren von ihrer Zufuhr abgeschnitten, wodurch Hungersnot unter ihnen ausbrach; sie mußten um Frieden bitten; ihre Gesandten baten, das Land möge den Goten und den Hunnen zum Siedeln zugeteilt werden. Verhandlungen wurden eingeleitet, während welcher Basiliscus nach Konstantinopel zurückgekehrt sein muß, da er im Jahre 468 die Führung des Expeditionsheeres, das nach Afrika gegen die Vandalen gesandt wurde (s. oben, 8), übernahm.

Aspar wurde nun an Basiliscus Stelle nach Thrazien gesandt. Seinem Unterbefehlshaber HELHAL, ein Offizier hunnischer Abstammung, gelang es, die Goten gegen die Hunnen zu hetzen; ein mörderischer Kampf begann zwischen den beiden Völkern und die Byzantiner zogen daraus den Vorteil. Es folgte ein furchtbares Gemetzel, und nur geringe Überreste der Goten und Hunnen entkamen<sup>95)</sup>.

Inzwischen führte ANAGAST sein Heer gegen die hunnischen Haupttruppen unter Khan DENGISICH<sup>96)</sup>. Die byzantinischen Truppen waren wieder siegreich. Der Khan selbst fiel in der Schlacht. Anagast sandte Dengisichs Haupt nach Konstantinopel wo es durch die Hauptstraßen getragen und dann auf eine Stange im hölzernen Zirkus (Ἐιλόκιρκος) gesteckt wurde.

Trotz der Niederlage ihres Hauptheeres setzten die Hunnen ihren Widerstand mit erbitterter Hartnäckigkeit fort. Das byzantinische Heer erlitt viele Verluste und nur mit äußerster Anstrengung wurde schließlich die Macht der Hunnen gebrochen<sup>97)</sup>. Nur geringe Überreste von Dengisichs Streitmacht vermochten die Donau nach Norden zu überqueren, wonach sie schließlich IRNAKS Schar auf ihrem Zug nach Osten folgten.

So brachten im Jahre 469 Aspar und Anagast den Donaufeldzug zum Abschluß. Bezeichnend ist, daß von diesen beiden Führern der eine Alano-Gote, der andere Alano-Slwae war. In gewissem Sinne war es ein Sieg der Alano-Slawen über ihre früheren Herren, die Hunnen. Die Ergebnisse der Hunnenkatastrophe waren weitreichend. Das von den Hunnen geräumte Gebiet der unteren Donau stand jetzt den Anten und anderen slawischen Siedlern offen.

### 8. Der afrikanische Feldzug im Jahre 468

Der Donaufeldzug war noch nicht zum Abschluß gebracht, als LEO sich entschloß, ein Expeditionsheer gegen GEISERICH, den König der Van-

<sup>95)</sup> PRISCUS, frg. 39.

<sup>96)</sup> Chronicon Paschale, ed. DINDORF, S. 598; MARCELLINUS, S. 90.

<sup>97)</sup> KULAKOVSKIJ, I, S. 363.

dalen und Alanen in Afrika, zu senden. Zu jener Zeit gelang es Geiserich nicht nur, die volle Herrschaft über Karthago und sämtliche früheren römischen Besitzungen in Nordwestafrika zu erlangen, sondern er baute auch eine eigene Flotte und träumte von der Beherrschung der ganzen Westhälfte des Mittelmeeres. Sizilien und Sardinien wurden von seinen Truppen besetzt.

Das weströmische Reich war nicht imstande, der Ausdehnung der Vandalen und Alanen Einhalt zu gebieten, besonders seit der mächtige Magister militum RICIMER, selbst Germane und Arianer, im Verdacht stand, in geheimem Einverständnis mit Geiserich zu sein. Ricimer bekleidete in Rom eine Stellung ähnlich der Aspars in Konstantinopel, da er wie dieser den Kaisertitel vorgab. Einige dieser Kaiser und ebenso der römische Senat versuchten den Eingriffen Geiserichs Einhalt zu gebieten, aber sie konnten nicht mehr tun, als diplomatische Protestnoten schicken, und den oströmischen Kaiser Leo um Hilfe bitten.

Leo war zu Beginn seiner Regierung schwerlich imstande, einen entscheidenden Schritt ohne Aspars Zustimmung zu tun, während Aspar kein Verlangen hatte, seine traditionell freundliche Haltung gegenüber dem König der Vandalen und Alanen aufzugeben. Er bestand jedoch hartnäckig darauf, daß die von Geiserich im Jahre 455 (s. oben, 4) gefangen genommenen römischen Prinzessinnen auf freien Fuß gesetzt würden. Im Jahre 463 heiratete eine dieser Prinzessinnen Geiserichs Sohn HUNDERICH, und erst darauf durften ihre Mutter und Schwester nach Konstantinopel zurückkehren. Durch die Bereinigung dieser Angelegenheit betrachtete Aspar die byzantinische Einmischung in Afrika als erledigt. Dagegen war Leo bereit, seine Hilfe für Westrom weiter auszudehnen und schickte im Jahre 464 den Patricius TATIANUS als seinen Gesandten nach Karthago, um bei GEISERICH die römische Sache zu unterstützen<sup>98</sup>). Bei dieser Sendung kam nichts heraus, außer daß sie zum Zwist zwischen Leo und Aspar beitrug (s. oben, 6).

Im Jahre 465 starb der weströmische Kaiser SEVERUS, und Ricimer ließ, in dem Wunsche nach Verbesserung seiner Beziehungen zum byzantinischen Hofe, Leo seinen Thronkandidaten vorschlagen. Leo wählte den Senator ANTHEMIUS, dessen Gattin die Tochter des ehemaligen Kaisers MARCIAN war. Anthemius besaß gewaltigen Reichtum. Der Senat bestätigte Anthemius und am 12. April 467 zog letzterer in Rom unter rauschenden Festlichkeiten ein. Der Dichter APOLLINARIUS SIDONIUS schrieb einen Panegyricus auf den neuen Kaiser und wurde dafür durch seine Ernennung zum Präfekten der Stadt Rom belohnt. Inzwischen heiratete Ricimer die Tochter des Anthemius, ALYPIA, und kam so dem Throne noch näher.

<sup>98</sup>) PRISCUS, frg. 32.

Die Annäherung zwischen den beiden Reichen machte es möglich, an eine Einschränkung der Piratentätigkeit GEISERICHS zu denken. Leo sandte noch einmal einen Gesandten, PHYLARCHUS, nach Karthago, um des Anthemius' Thronbesteigung in Rom anzukündigen. Phylarchus warnte Geiserich, er solle entweder seine räuberischen Einfälle einstellen oder müsse mit einem Krieg rechnen. Geiserichs Antwort war ziemlich anmaßend, da er seinerseits LEO des Bruches einiger früherer Abkommen bezichtigte<sup>99)</sup>. Er meinte wahrscheinlich die Freundschaftsversprechungen, die er von Marcian und Aspar erhalten hatte. Da er von Geiserich keine Genugtuung erhielt, begann Leo mit den Kriegsvorbereitungen. Eine riesige Flotte, aus über tausend Schiffen bestehend, wurde zusammengezogen. Die Kosten beliefen sich auf 1300 Centenarien Gold<sup>100)</sup>. Der Schwager des Kaisers, BASILISCUS, wurde zum Oberbefehlshaber des Unternehmens ernannt mit der Macht eines Imperator für die Dauer des Krieges (αὐτοκράτωρ τοῦ πολέμου)<sup>101)</sup>.

Dem Feldzugsplan folgend sollte die Flotte unter persönlicher Führung des Basiliscus geradewegs nach Karthago segeln, während ein weiteres Heer unter dem Befehl des HERAKLIUS die Aufgabe der Landung in Tripolis erhielt, wo es sich mit den Truppen, die zu Lande von Ägypten kamen, vereinigen sollte. Der ganze Plan wurde gegen Aspars Ratschläge in Angriff genommen. So etwas wäre während der ersten Jahre von Leos Regierung nicht ausführbar gewesen. Der afrikanische Feldzug war sicherlich ein Beweis der Loslösung Leos von Aspars Führung, und dies wurde nur dadurch möglich, daß der Kaiser bei dem Isaurier ZENO Unterstützung fand.

Aspar war anfangs nicht gewillt, sich der kaiserlichen Entscheidung über den afrikanischen Feldzug zu fügen, und scheint sogar für einen Staatsstreich Vorbereitungen getroffen zu haben; er mußte jedoch letzten Endes seinen Widerstand aufgeben, wenigstens nach außen hin. Gerüchte von einer Spaltung am Hofe von Byzanz drangen sogar bis nach Spanien, und ein zeitgenössischer spanischer Chronist berichtete, daß Aspar seines Amtes enthoben, und sein Sohn hingerichtet wurde<sup>102)</sup>. Tatsache ist, daß Aspar nicht verbannt wurde, sondern den Oberbefehl im Donaufeldzug erhielt. In gewissem Sinne könnte man dies jedoch als einen Verlust an Einfluß betrachten, da er so wenigstens eine Zeitlang vom Hofe entfernt wurde. Daß er seine Niederlage ohne weiteres einstecken würde, glaubte niemand in der Hauptstadt. Und deswegen waren Gerüchte im Umlauf, daß er versuchte, gemeinsame Sache mit Basiliscus gegen Leo und Zeno zu machen.

Zu dieser Tatsache finden wir einen Bericht in der Kirchengeschichte

<sup>99)</sup> PRISCUS, frg. 40.

<sup>100)</sup> PRISCUS, frg. 42; PROCOPIUS III, 6, S. 1—2.

<sup>101)</sup> PROCOPIUS, III, 6, S. 2.

<sup>102)</sup> HYDATIUS LEMICUS, Chron. Min., II, S. 35.

des NICEPHORUS CALLISTUS<sup>103</sup>). Basiliscus war der Bruder der Kaiserin VERINA und, da sie und Leo keine männlichen Nachkommen hatten, hoffte er die Stellung des Thronerben für sich beanspruchen zu können. Die Heirat von Leos Tochter ARIADNE (468) änderte die Lage, da nun Ariadnes Gatte Zeno willens war, ähnliche Ansprüche für sich oder für seine und Ariadnes Nachkommenschaft zu stellen. Nach dem Bericht des Nicephorus versprach Aspar dem Basiliscus, sein Streben nach dem Throne zu unterstützen, vorausgesetzt, daß Basiliscus als Leiter des Feldzuges gegen Geiserich von jedem entscheidenden Schlag gegen das Königreich der Vandalen und Hunnen Abstand nehmen würde.

Nicephorus Callistus schrieb seine Chronik im 14. Jh., benützte aber als Hauptquelle ein früheres Werk, das Anfang des 10. Jh.s verfaßt worden war<sup>104</sup>). Der Verfasser des letzteren dürfte seinerseits einiges älteres Material benützt haben, möglicherweise sogar einige Berichte aus der Zeit der Ereignisse. Andererseits dürfte die Spekulation über eine Verschwörung des Basiliscus mit Aspar eine reine Folge des Wunsches des späteren Chronisten sein, eine Erklärung für den Fehlschlag des mit so viel Sorgfalt vorbereiteten Feldzuges zu finden.

Das Unternehmen begann planmäßig. HERAKLIUS landete in Tripolis, und die ägyptischen Verstärkungen vereinigten sich mit ihm wie vorgesehen. Er war imstande, die vandalischen Truppen in und um Tripolis zu schlagen, und machte sich unverzüglich zu Lande auf den Weg nach Karthago entlang der Mittelmeerküste. Die mächtige Flotte des Basiliscus erreichte sicher die afrikanische Küste bei Fanum Mercurii, 280 Stadien (rund 35 Meilen) von Karthago entfernt. Ein Teil der byzantinischen Truppen ging unmittelbar an Land. Hätte Basiliscus Karthago ohne Zögern angegriffen, so hätte er es wahrscheinlich eingenommen, und so den Krieg mit einem Schlag gewonnen. Statt dessen willigte er in Geiserichs Bitte um einen fünftägigen Waffenstillstand ein. Dieser Schritt schien vom militärischen Standpunkt aus ein offenkundiger Fehler zu sein und wurde deshalb gewöhnlich mit dem Verrat des Basiliscus erklärt. Wenn wir dem Bericht des Nicephorus Callistus folgen müßten, war das Verhalten des Basiliscus das Ergebnis seiner Verschwörung mit Aspar. Ein anderer Chronist, THEODORES LECTOR, erklärte in gleicher Weise den Schritt des Basiliscus mit Aspars Vorschlägen und fügte noch einen weiteren Grund hinzu, nämlich: Bestechung durch Geiserich<sup>105</sup>).

Jedoch dürfte die Handlungsweise des Basiliscus vor allem eine Folge seiner strategischen Unfähigkeit gewesen sein. Vielleicht hoffte er durch

<sup>103</sup>) NICEPHORUS CALLISTUS, XV, S. 27.

<sup>104</sup>) KRUMBACHER, S. 247.

<sup>105</sup>) THEOD. LECT., I, S. 25 (PG 86, S. 177).

Warten zu gewinnen, da er wußte, daß das Landheer des Heraklius auf dem Marsch von Tripolis her war, und sah keine Vorteile für Geiserich in der Gewährung des fünftägigen Waffenstillstandes. In Wirklichkeit bat Geiserich darum, weil er mit einem Umschlagen des Windes rechnete, was für ihn günstig sein würde. Er hatte einige seiner Schiffe mit Flammenwerfervorrichtungen ausgerüstet — es dürfte sich um den ersten Fall des Gebrauches des berühmten „Griechischen Feuers“ bei der Seekriegführung gehandelt haben.

Sobald der Wind sich drehte, schickte Geiserich ohne den Ablauf des Waffenstillstandstermines abzuwarten und ohne eine Erklärung seine Flotte zum Angriff vor. Die Byzantiner wurden unvorbereitet angetroffen und binnen kurzem stand ihre ganze Flotte in Flammen<sup>106</sup>). Als der Befehlshaber des Landheeres Heraklius die Nachricht von der Katastrophe erhielt, hatte er keine andere Möglichkeit als die des Rückzuges. Der Generalissimus Basiliscus teilte nicht das Schicksal seiner Flotte und floh noch vor Beendigung der Schlacht nach Sizilien. Später gelang es seiner Schwester, der Kaiserin, den Kaiser zur Begnadigung zu überreden.

### 9. Aspars Ende

Hätte das afrikanische Unternehmen mit Erfolg statt mit einem Fehlschlag geendet, dann hätte es einen solchen Erfolg des Kaisers bedeutet, daß er leicht seine volle Befreiung von Aspars Führung erreicht hätte. Bei der wirklichen Lage der Dinge erwies sich die afrikanische Katastrophe als ein Vorteil für Aspar. Nicht nur, daß er dem Kaiser erklären konnte, wie gefahrvoll eine Außerachtlassung seiner Ratschläge sei, darüber hinaus hatte er nun als Sieger im Donaufeldzug und an der Spitze eines mächtigen Heeres den Kaiser tatsächlich in seiner Gewalt.

Diesen kritischen Zeitpunkt wählte Aspar, den Kaiser an sein Versprechen, einen von Aspars Söhnen zum Thronerben zu machen, zu erinnern. ZONARAS beschreibt diese Episode mit folgenden Worten: „Seine Hand auf des Kaisers Purpur legend, sagte Aspar zu LEO: Kaiser, für den, der diese Robe trägt, paßt es nicht, falsch zu reden.“ Worauf Leo entgegnete: „Auch schickt es sich nicht, daß er gezwungen und getrieben werde wie ein Sklave“<sup>107</sup>). Trotz seines Grolls hatte Leo keine andere Möglichkeit, als der Forderung Aspars zu willfahren. Demgemäß wählte er Aspars zweiten Sohn PATRICIUS zum Caesar, und verlobte ihm seine Tochter LEONTIA. Sobald diese Neuigkeit sich in der Hauptstadt verbreitete, begann ein Aufruhr, der von orthodoxen Mönchen geführt wurde. Eine riesige Menge versammelte sich im Hippodrom und flehte den Kaiser an, den orthodoxen

<sup>106</sup>) PROCOPIUS, III, S. 6; MALALA, S. 373, ed. Bonn.

<sup>107</sup>) ZONARAS, XIV, S. 1.

Glauben nicht zu verraten. Der Kaiser versprach für Patricius, er werde seinen arianischen Glauben aufgeben und die orthodoxe Lehre annehmen<sup>108</sup>).

Jedenfalls war Aspar der Sieger des Tages. Jedoch war sein Sieg nicht vollständig, da sein Nebenbuhler ZENO nicht verbannt wurde. Eine Art Mächtegleichgewicht zwischen dem Hause Aspar und dem Hause Zeno war nun geschaffen, da Aspars Sohn Patricius und Zeno nun in ähnlicher Beziehung zum Kaiser standen, jeder von ihnen verheiratet bzw. verlobt mit einer Tochter des Kaisers. Gesetzlich war der Vorteil auf seiten des Hauses Aspars, da Patricius nicht nur verlobt mit einer kaiserlichen Prinzessin, sondern auch zum Caesar gewählt war, während Zeno nur Konsul wurde.

Während eine Zeitlang so die Krise abgewendet wurde, betrachtete keine Partei die Lösung als endgültig, und jede bereitete sich für den weiteren Kampf vor. Man muß in Erwägung ziehen, daß infolge der Wahl des Patricius zum Caesar, BASILISCUS, der Aspars früheres Versprechen der Unterstützung seiner eigenen Ernennung zu dieser Stellung hatte, sich von Aspar betrogen fühlte, und infolgedessen nun sein Gegner war. Aspar stand nun einem mächtigen Triumvirat von Leo, Zeno und Basiliscus gegenüber.

Aspars Macht lag im Donaugebiet. Sein Sieg über die Hunnen gab ihm ein Heer in die Hand, das sich der eigenen Stärke wohl bewußt war. Offensichtlich hatte er aber noch weiterreichende Pläne als die eines Heeresbefehlshabers. Wir können annehmen, daß er eine politische Neuorganisation des ganzen unteren Donauraumes ins Auge faßte, um ihn als abhängiges Gebiet zu beherrschen. Für diesen Zweck konnte er auf seine gotischen, alanischen und antischen Beziehungen rechnen. Die gotische Gruppe in Thrazien, geführt von THEODORICH STRABO, war bereit, ihn zu unterstützen. Aspar konnte ebenso der Treue der Alanengruppe in der Dobrudscha vertrauen und durch seinen Ratgeber Anagast konnte er auch auf die Anten rechnen.

Die Vernichtung der Hunnen unter DENGISICH und der darauf folgende Abzug von Irnaks Anhänger machte großen Raum in Moldau und Besarabien für neue Siedler frei. Sie ließen in Gestalt der Anten und Slavinen nicht auf sich warten (s. oben, 7.). Zwar gibt es keinen wirklichen Beweis für die Tatsache, aber man kann annehmen, daß der slawische Zug an die untere Donau keine ganz freiwillige und elementare Bewegung war. Eher dürfte er — wenigstens teilweise — ein Ergebnis der Aufforderungen ASPARS und ANAGASTS gewesen sein. Ihre Heere mußten große Verluste im Hunnenkrieg erlitten haben und benötigten sicher Verstärkung. Aspar muß in der Vorbereitung auf den Lebenskampf mit LEO und ZENO an die Slawen gedacht haben, die die Wage zu seinen Gunsten zum Ausschlag

<sup>108</sup>) SYMEON META PHRAST, Vita Marcelli, S. 34 (PG 116, S. 741—744); vgl. KULAKOVSKIJ, I, S. 353.

bringen konnte. Wenn dem so war, mußte er auf Anagast bauen, der, selbst ein Ante, besser die slawischen Häuptlinge verpflichten konnte. Von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir die Rolle Anagasts bei der kommenden Entwicklung der Ereignisse betrachten.

Der gefährliche Machtzuwachs Aspars im Donaugebiet muß Leo klar gewesen sein. Er versuchte, Aspars Pläne durch Ernennung Zenos zum *Magister militum* in Thrazien zu hemmen. Aspar konnte Zenos Erscheinen nur als bedrohliches Eindringen betrachten. Die Lage war jetzt reif für einen Bürgerkrieg. Sobald Zeno in Thrazien angekommen war, wurde ein Anschlag auf sein Leben verübt, dem er mit knapper Not entrann<sup>109</sup>).

Anscheinend drängte Aspars ältester Sohn ARDABUR seinen Vater, jetzt gegen den Kaiser loszuschlagen, und zwar schnell loszuschlagen. Sein Motto war: „Fressen wir den Löwen, ehe er uns frißt“<sup>110</sup>).

Ardaburs Plan war, die Isaurier von ihrem Führer Zeno zu trennen; infolgedessen trat er in geheime Unterhandlungen mit ihnen ein, und bot ihnen den Eintritt in seine Gefolgschaft an<sup>111</sup>). Sein zweiter Schritt war die Anweisung an ANAGAST, der noch im Hauptquartier seines Heeres in Thrazien war, nach Konstantinopel zu marschieren<sup>112</sup>).

Zu diesem kritischen Zeitpunkt versuchte ZENO durch einen Gegenschlag Aspars jüngsten Sohn ARMENRICH von seinem Vater zu trennen. Ebenso muß er die Unterbrechung der Beziehung zwischen Aspar und Anagast versucht haben. Es hing nun alles davon ab, wer zuerst zum Zuge kam. Das Schlimmste befürchtend, beorderte Leo Aspar in die Hauptstadt. Scharf bewacht von den kaiserlichen Spitzeln mußte Aspar die Vorbereitung der Erhebung seinen ältesten Sohn Ardabur überlassen. Anscheinend war Zenos Nachrichtendienst besser organisiert als jener Aspars und Ardaburs. Ardaburs beide Schritte schlugen infolge Verrates fehl. Ein gewisser MARTIN meldete Zeno Ardaburs Liebäugeln mit den Isauriern<sup>113</sup>).

Zenos Spitzel näherten sich ebenso Anagast, und er händigte ihnen Ardaburs Briefe aus; anstatt Aspar Hilfe zu leisten, ermordete er ULLIBA, seinen Mitbefehlshaber des thrakischen Heeres, der Aspar anscheinend treu blieb<sup>114</sup>). Der Name Ulliba kann vielleicht als Ulleb oder Gleb gedeutet werden, der unter den russischen Fürsten der Kiewer Zeit volkstümlich werden sollte<sup>115</sup>).

<sup>109</sup>) THEOPHANES, S. 116.

<sup>110</sup>) *Φάγωμεν Λέοντα, πρὶν ἡμᾶς αὐτὸν ἀριστίσαι.* NICEPHORUS CALLISTUS, XV, 27.

<sup>111</sup>) CANDIDUS ISAURUS, FHG IV, S. 135.

<sup>112</sup>) JOHANN ANTIOCH., Exc. de ins., S. 130 (ed. DE BOOR).

<sup>113</sup>) CANDIDUS ISAURUS, S. 135.

<sup>114</sup>) JOHANN. ANTIOCH., Exc. de ins., S. 129.

<sup>115</sup>) Der erste der russischen GLEBS war St. Gleb (987—1015), Sohn des ST. VLADIMIR.

Mit Anagasts Abfall war Aspars Sache verloren. Zu Beginn des Jahres 471 wurde Aspar mit zwei Söhnen, Ardabur und Patricius zu Leo beordert. Sobald sie den kaiserlichen Palast betraten, stürzten sich bewaffnete Eunuchen, die eigens hinter den Toren aufgestellt waren, auf sie. Aspar und Ardabur wurden auf der Stelle getötet<sup>116)</sup>. Patricius wurde verwundet, konnte aber entkommen. Aspars dritter Sohn Armenrich war dank seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Zeno nicht zur Ermordung bestimmt worden, und infolgedessen nicht in den Palast mit seinem Vater und seinen Brüdern beordert. Zeno sandte ihn nach Isaurien und verheiratete ihn dort mit einem isaurischen Mädchen, einer Verwandten von ihm.

### 10. Ausgang

Durch Aspars Ermordung hoffte der Kaiser die Gegenpartei mit einem Schlag zu köpfen. Seine Hoffnung war jedoch trügerisch.

Zuerst machte OSTRYS, Aspars alanischer Befehlshaber, den Versuch, seinen Führer zu rächen. Rasch faßte Ostrys die Teile von Aspars Gefolgschaft, die in Konstantinopel zur Verfügung standen, zusammen und griff den kaiserlichen Palast an. Diese Möglichkeit war anscheinend von LEO vorhergesehen und das isaurische Regiment des Excubitors war an den Toren aufgestellt worden, um den Palasteingang zu bewachen. Nach wildem Kampf wurden Ostrys' Goten und Alanen zurückgeschlagen und es blieb ihnen keine andere Möglichkeit als aus der Hauptstadt zu fliehen. Bei dieser Gelegenheit rettete Ostrys Aspars Gattin, eine gotische Schönheit, die er auf seinem Pferde mitnahm<sup>117)</sup>. Ostrys' Tapferkeit machte sogar auf seine Feinde Eindruck und in Konstantinopel wurde die Rede volkstümlich: „Ein toter Mann hat keinen Freund außer Ostrys.“ (Νεκροῦ φίλος οὐδεὶς, εἰ μὴ Ὀστρυς μόνος<sup>118)</sup>).

Nun erhob THEODERICH STRABO Anspruch auf die Führung der gotischen Partei im Reiche. Als Aspars Schwager beanspruchte er Aspars Vermächtnis einschließlich dessen Gefolgschaftsheer. Unter Theoderichs Herrschaft wurde Thrazien tatsächlich zwei Jahre unabhängig. Im Jahre 473 entschloß sich Leo, mit dem gotischen Führer in Unterhandlungen ein-

<sup>116)</sup> Nach NICEPHORUS CALLISTUS tötete ZENO Ardabur, worauf Aspar Selbstmord verübte (NIC. CALL., XV, S. 27).

<sup>117)</sup> MALALAS, Exc. de ins., S. 161, erzählt, daß OSTRYS Aspars Konkubine (παλλακίδα) rettete. Da aber Ostrys sie zu THEODERICH STRABO mitnahm und da letzterer, wie wir später sehen werden, Aspars Erbe beanspruchte, vermute ich, daß Ostrys Theoderichs Schwester, also Aspars Gattin rettete. Für einen orthodoxen Chronisten war eine arianische Ehe ungültig; überdies war Theoderichs Schwester Aspars dritte Frau, was den Ausdruck Konkubine (παλλακίς) erklären kann.

<sup>118)</sup> MALALAS, ebenda.

zutreten und entsandte den silentarius **TELOGIUS**<sup>119)</sup> ins Hauptquartier. Die Goten empfingen den Sendboten freundlich und schickten ihre eigenen Gesandten nach Konstantinopel mit einem Friedensangebot unter drei Bedingungen folgenden Inhalts:

1. Anerkennung **THEODERICHS** als Erben **Aspars**.
2. Die Goten sollten dauernde Landzuteilung in Thrazien erhalten.
3. Ernennung **THEODERICHS** zum Oberbefehlshaber der regulären Regimenter, die früher unter **Aspars** Befehl gestanden hatten<sup>120)</sup>.

Da der Kaiser nur zur Annahme der letzten der drei Bedingungen bereit war, wurden die Verhandlungen abgebrochen und die Goten marschierten nach Süden. Eine ihrer Abteilungen fiel nach Mazedonien ein, während Theoderich selbst mit seinem Hauptheer nach Konstantinopel rückte. Er kam bis zur Festung Arcadiopolis (Lule-Burgas), die von ihm belagert wurde, und nach tapferem Widerstand sich ergab.

Nun suchte der Kaiser um Frieden nach. Gemäß den Bestimmungen des Friedensvertrages wurde Theoderich zum *magister militum in praesenti* ernannt und ihm die Bezahlung von 2000 Pfund Gold im Jahre für den Unterhalt des gotischen Heeres versprochen; er wurde auch als Herrscher (*αὐτοκράτωρ*) der Goten anerkannt und Leo gelobte, keinen Goten in seinen Dienst zu nehmen. Theoderich seinerseits nahm die Verpflichtung der Kriegführung gegen alle Feinde des Reiches mit Ausnahme der Vandalen auf sich<sup>121)</sup>. So schien **Aspars** Programm sogar nach seinem Tod gerechtfertigt zu sein.

Es gab jedoch einen wichtigen Unterschied zwischen der Stellung **Aspars** und jener **Theoderichs**. Während **Aspar** von einer Beherrschung des Reiches mit Hilfe der Goten, der Alanen und der Slawen träumte, betrachtete sich **Theoderich** nur als nationaler Führer der Goten. Die weitere Ausdehnung der Slawen in Thrazien kam nun nicht mehr in Frage und der einzige Mann, der zu jener Zeit die Slawen führen konnte — **ANAGAST** —, verschwand vom geschichtlichen Schauplatz. Er wurde entweder von den Goten getötet oder ging über die Donau zu einem der Antenstämme in Südrußland.

Die Alanen der Dobrudscha mieden anscheinend die Berührung mit den Goten **Theoderichs**. Man kann annehmen, daß **Aspars** Sohn **PATRICIUS**, nachdem er der Ermordung entkommen war, sich in die Dobrudscha flüchtete.

<sup>119)</sup> MALCHUS, frg. 2 (FHG IV, S. 113). Die Herausgeber der *Excerpta de Legationibus* nahmen die Lesart **PELAGIUS** oder **EULOGIUS** statt **TELOGIUS** an. Eine Verbesserung halte ich nicht für notwendig. **LEOS** Gesandter dürfte „skythischer“ Herkunft gewesen sein. Vgl. die Namen der Bulgarenkhane des 8. Jh.s wie **TELERIG** oder **TELEC**.

<sup>120)</sup> MALCHUS, ebenda, S. 114.

<sup>121)</sup> MALCHUS, ebenda.

Er muß allen Ansprüchen auf seines Vaters Erbschaft zugunsten Theoderichs entsagt haben, da nirgends seine Rechte während der Verhandlungen zwischen Theoderich und Leo erwähnt wurden. Mit der Vermutung, daß Patricius sich in der Dobrudscha als lokaler Herrscher niederließ, würden einige nachfolgende Ereignisse — jene des zweiten Jahrzehnts des 6. Jh.s — für uns klarer werden.

Im Jahre 514 begann der comes der foederati in der Dobrudscha, VITALIAN, eine weitreichende Erhebung gegen Kaiser ANASTASIUS. Vitalians politisches Programm war ähnlich dem Theoderichs: er forderte seine Erhebung in die Stellung eines Heeresbefehlshabers in Thrazien und eine Bezahlung von ebensoviel Gold an ihn. Dazu bot er seine Ratschläge in bezug auf die allgemeine Verwaltung des Reiches und der kirchlichen Angelegenheiten an. In gewissem Sinne beanspruchte er für sich die gleiche Stellung, die Aspar unter Leos Regierung genossen hatte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach setzte Vitalian nicht nur Aspars politische Traditionen fort, sondern war tatsächlich ein Nachkomme Aspars. Der Name von Vitalians Vater, so berichtet JOHANN VON ANTIOCH<sup>122</sup>), war PATRICIOLUS. Da Aspars Sohn Patricius ebenso in einigen Quellen PATRICIOLUS genannt wird<sup>123</sup>), taucht naturgemäß die Frage auf, ob der Vater Vitalians nicht als Aspars Sohn identifiziert werden könnte. Eine solche Identifizierung wurde von TILLEMONT<sup>124</sup>) und DU BUAT gemacht und von GIBBON<sup>125</sup>) angenommen. Sie zog jedoch wenig Aufmerksamkeit auf sich und nur MOMMSEN gab seinem Zweifel über diese Verknüpfung Ausdruck<sup>126</sup>).

Es gibt natürlich keinen klaren Beweis für die Unterstützung von Tillemonts und Du Buats Identifizierung und doch bin ich, trotz MommSENS Haltung, geneigt, sie versuchsweise anzunehmen. Mit der Annahme, daß Vitalian Aspars Enkel war, würden seine Forderungen weit plausibler erscheinen.

Es gab nur einen Punkt in Vitalians Programm, der nicht mit jenem Aspars übereinstimmte. Während Aspar Arianer war, nahm Vitalian als ein Vorkämpfer der Orthodoxie gegen die behaupteten monophysitischen Sympathien des Kaisers ANASTASIUS' Stellung. Wir können dabei erwähnen,

<sup>122</sup>) JOHANNES VON ANTIOCHIA, Excerpta de isidiis, S. 143.

<sup>123</sup>) MARCELLINUS, S. 90.

<sup>124</sup>) TILLEMONT, Histoire des Empereurs, Vol. 6 (1739), S. 414.

<sup>125</sup>) GIBBON, The Decline and Fall of the Roman Empire, Chapter XL (The Modern Library edition, II, S. 130).

Ich bedaure, daß BUATS Histoire ancienne des Peuples de l'Europe (Paris, 1772, Vol. 9) mir nicht zugänglich war.

<sup>126</sup>) „Die Identifizierung dieses Patriciolus mit Patricius, dem Sohne des Aspar, ist eine leere Vermutung“, Hermes 6 (1872), S. 349, Anm. 1.

daß PATRICIUS — der angenommene Vater Vitalians — die Annahme der orthodoxen Lehre zur Zeit seiner Ernennung zum Caesar gelobte (s. oben, 9) und wahrscheinlich annahm, sonst würde sich die Gegnerschaft der Bevölkerung der Hauptstadt gegen seine Ernennung nicht so rasch gelegt haben. Selbst wenn er sich nicht mit ganzem Herzen zur Orthodoxie bekehrte, dürfte sein Sohn es getan haben. So könnte Vitalians Orthodoxie, selbst wenn er der Enkel eines Arianers war, erklärt werden. Im Falle, daß Vitalian der Enkel Aspars und der Sohn des Caesars Patricius war, kann seine Erhebung in einem völlig neuen Lichte betrachtet werden: nicht als ein isoliertes Ereignis der byzantinischen Geschichte, sondern als der Epilog einer Reihe dramatischer Entwicklungen. Als JUSTINIAN später Vitalians Ermordung befahl, scheint er nur LEOS Handlung gegen Aspar wiederholt zu haben. In diesem Falle können wir wohl behaupten, daß die Möglichkeit einer alanischen Dynastie auf dem oströmischen Throne nicht mit Aspar im Jahre 471, sondern erst mit Vitalian im Jahre 520 endete.

## Zur sprachlichen und stilistischen Würdigung der altkirchenslavischen Vita Constantini

Von NICOLAAS VAN WIJK † (Leiden)\*)

1. Im ersten Kapitel der Vita Constantini, welches eine Einleitung zu der in den weitern 17 Kapiteln mitgeteilten Biographie des Heiligen bildet, wird dieser vorgestellt wie ein von Gott gesandter „Lehrer“, „der unser Volk, welches durch Schwäche, aber noch mehr durch die List des Teufels, seinen Geist verdunkelt hatte und nicht im Lichte der Gebote Gottes wandeln wollte, aufgeklärt hat“<sup>1)</sup>. Der Verfasser betrachtete also KONSTANTINS slavische Mission und seine Arbeit unter den Slaven und für die Slaven als besonders wichtig und man würde sich nicht wundern, wenn er gerade diesen Teil der Biographie relativ ausführlich behandelt hätte, gerade so wie es in der Vita Methodii geschieht, wo auf das ausführliche theologische und historische Kapitel, mit welchem dieser Text anfängt<sup>2)</sup>, drei kleine Kapitel über METHODS byzantinische Periode und über die Mission nach den Chazaren folgen, während die der slavischen Arbeit gewidmeten Kapitel V—XVII zusammen ungefähr siebenmal länger sind. Ganz anders verfährt der Verfasser der Vita Constantini. Hier werden die Jugend Konstantins, seine Missionen nach den Sarazenen und den Chazaren sehr ausführlich beschrieben und auch die zwischen diesen größern Leistungen liegenden Erlebnisse werden ruhig, klar und harmonisch mitgeteilt. Am ausführlichsten werden die Gespräche am Chazarenhofe wiedergegeben. In LAVROVS Ausgabe der 1. russischen Handschrift BODJANSKIJS<sup>3)</sup> enthalten die Kapitel IX, X und XI, welche der Ankunft bei den Chazaren und den daselbst geführten Gesprächen gewidmet sind, zusammen 304 Zeilen; rechnet man dazu noch das inhaltreiche Kapitel VIII, in welchem der Aufenthalt auf der Krim, auf der Hinreise von Byzanz nach dem Chazarenland, beschrieben wird — der wichtigste Teil dieses Kapitels erzählt von dem Auffinden der Reliquien des H. KLEMENS —, so bekommen wir 353 Zeilen; dagegen entfallen auf die Kapitel XIV—XVIII, welche die slavische Mission, den Aufenthalt in Venedig und Rom und den Tod und die Beerdigung Konstantins beschreiben in derselben Ausgabe nicht mehr als

---

\*) Der Verf., der am 25. März 1941 gestorben ist, hat die letzte Korrektur nicht mehr lesen können.

<sup>1)</sup> Für die richtigen aksl. Lesarten vgl. meine Rekonstruktion des 1. Kapitels, die in der Zeitschrift für slavische Philologie erscheinen wird.

<sup>2)</sup> Vielleicht hat dieses Kapitel einen anderen Verf. gehabt als die Legende selber; s. F. GRIVEC, O virih staroslovenskega Žitija Metodija. Jugosl. istor. Časopis II (Laibach-Agram-Belgrad 1936), 101—105; Beličev Zbornik 135—140; Bogoslovni Vestnik 1934 (Laibach), 184.

<sup>3)</sup> P. LAVROV, Материалы по истории возникновения древнейшей славянской письменности (Leningrad 1930), 1—36.

248 Zeilen. Der Verfasser war offenbar vor allem bestrebt, durch ausführlichere Schilderung sämtlicher wichtiger Etappen aus dem Leben seines Helden dessen Bild so schön und vielseitig wie er nur konnte zu malen. Daß die Gespräche am Chazarenhofs besonders genau wiedergegeben werden, kommt wohl daher, daß er hier über ein großes, aus 8 Teilen bestehendes Buch verfügte, das von Konstantin selber griechisch geschrieben und von Method ins Slavische übersetzt war (Kap. X, Z. 168 ff.); und auch sonst hat er mit einer gewissen Vorliebe Konstantins Gewandtheit in der Disputation und seine beredte Propaganda für den orthodoxen Glauben besonders scharf beleuchtet. Er muß auch über die byzantinische Periode von Konstantins Leben sehr gut unterrichtet gewesen sein; vermutlich hat er die zwei Brüder in Mähren persönlich gekannt; daß er die Reisen nach den Sarazenen und den Chazaren mitgemacht hat, kommt mir nicht wahrscheinlich vor. Es wäre allerdings möglich, daß der eine oder der andere bulgarische Slave so gut Griechisch gelernt und einen so hohen Bildungsgrad erreicht hätte, daß er bei so wichtigen Missionen gute Dienste hätte leisten können, aber diese Fälle waren kaum so zahlreich, daß man hier ohne positive Gründe einen solchen vermuten darf.

Man hat früher oft an der Glaubwürdigkeit der Legende gezweifelt. Die Mitteilungen des päpstlichen Bibliothekars ANASTASIUS, hauptsächlich diejenigen, die in seinem Briefe an den Bischof GAUDERICUS enthalten sind<sup>4)</sup>, haben jedoch gezeigt, daß die merkwürdige, man darf wohl sagen: die wunderbare Episode von der Auffindung der Klemens-Reliquien, so wie sie in der Legende vorkommt, auf Wahrheit beruht, obgleich es nicht als ausgemacht betrachtet werden darf, daß die bei Cherson gefundenen und als Reliquien des Papstes Klemens nach Rom gebrachten Reliquien wirklich von diesem Heiligen herrühren<sup>5)</sup>. Auch bestätigt uns Anastasius die Mitteilung der Legende, daß Konstantin die Chersoner Ereignisse selber beschrieben hat (якоже пишетъ въ обрѣтеніи его, schreibt die Legende, Kap. VIII, Z. 38); bekanntlich gibt es auch einen slavischen Text, der als eine Übersetzung von Konstantins griechischem Texte aufzufassen ist<sup>6)</sup>. Weiter hatte in Byzanz ein gewisser METROPHANES, der

<sup>4)</sup> Herausgegeben von J. FRIEDRICH, Ein Brief des Anastasius bibliothecarius an den Bischof Gaudericus von Velletri über die Abfassung der „Vita cum translatione s. Clementis Papae“. Eine neue Quelle zur Kyrillus- und Methodius-Frage (München 1892); von F. PASTRNEK, Dějiny slovanských apoštolů Cyrilla a Methoda, z rozbořem a otiskem hlavních pramenů (Prag 1902), 246 ff.

<sup>5)</sup> S. darüber F. DVORNÍK, Les légendes de Constantin et de Méthode vues de Byzance (Prag 1933), 190 ff.

<sup>6)</sup> Vgl. auch über die frühere Literatur JU. TRIFONOV, Две съчинения на Константина Философа (св. Кирила) за мощитѣ на св. Климента Римски, Списание на Българ. Акад. на Наукитѣ XLVIII (Sofia 1934), 159—240.

selber in Cherson gewesen war, dem Anastasius von dem Aufenthalte Konstantins in dieser Stadt und von der Auffindung der Reliquien einiges erzählt; dabei hören wir, daß Konstantin in Cherson auf der Durchreise gewesen sei „a Michaele imperatore in Gazaram pro divino praedicando verbo directus“. Durch diese Worte werden die Mitteilungen der Legende über den Reisezweck Konstantins bestätigt. DVORNIK, der an mehreren Stellen seines bereits angeführten Buches den Brief von Anastasius erwähnt und zitiert, hat offenbar an diese Stelle nicht gedacht, als er die Meinung aussprach, daß die Mission zu den Chazaren einen politischen Zweck gehabt habe und daß Konstantin nicht der am meisten qualifizierte der Gesandten gewesen sei (a. a. O., 176 ff.). Ich fühle mich nicht dazu berufen, auf alle die schwierigen Fragen, welche mit der Chazarenmission verknüpft sind, eine Antwort zu geben; nur möchte ich bemerken, daß bei der Erörterung derselben die oben zitierten Worte von Anastasius, welche die von Konstantins Biographen vertretene Auffassung bestätigen, mitberücksichtigt werden müssen.

Die Mitteilungen von Anastasius, der Konstantin und Method persönlich gekannt hat, haben viel dazu beigetragen, die Gelehrten von der Glaubwürdigkeit der Legende, nicht nur ihrer Kapitel über Cherson und die Chazarenmission, zu überzeugen. Das heißt noch nicht, daß man jede von dem Verf. mitgeteilte Einzelheit als richtig betrachte, und das soll man auch nicht tun. DVORNIK hat in dem bereits angeführten Buche deutlich gezeigt, daß der Inhalt der Vita Constantini zu den byzantinischen Verhältnissen des 9. Jh.s im allgemeinen gut stimmt, daß jedoch mehrere Einzelheiten kaum der historischen Wahrheit entsprechen. Das dürfte teilweise aus dem panegyrischen Charakter der Legende zu erklären sein, der eine gewisse Stilisierung bewirkte, wobei viele Details dem Gesamtplane untergeordnet wurden. Konstantin sollte als ein guter Christ, ein gelehrter Theologe, ein geschickter und beredter Lehrer und Verteidiger des christlichen Glaubens dargestellt werden, er war das Zentrum der Erzählung, politische Verhältnisse und Ideale interessierten den Verf. weniger, und obgleich die Tätigkeit Konstantins ohne jeden Zweifel durch enge Bande mit gleichzeitigen politischen Bestrebungen und Handlungen verknüpft war, versucht der Verf. seinen Helden aus diesem Rahmen herauszunehmen, wodurch die Legende zu einer einseitig orientierten Geschichtsquelle wird<sup>7)</sup>. Das gilt auch für diejenigen Kapitel, welche der Arbeit unter den Slaven gewidmet sind. Man kann kaum glauben, daß die Mission der zwei Brüder nach Mähren nicht irgendwie mit der kirchlichen und weltlichen Politik

<sup>7)</sup> Vgl. CHR. LOPAREVS Bemerkungen über die Theorie der byzantinischen Vitae, Византийскій Временникъ XVII. (St. Petersburg 1911), 15 ff.

der Bulgaren, deren Fürst nach einigen Jahren von Schwanken im Jahre 864 das Christentum von Byzanz aus angenommen hatte<sup>8)</sup>, zusammenhängen sollte und daß dieselbe nicht jedenfalls teilweise als eine Art Gegenaktion wider die von Deutschland aus hereindringenden Einflüsse aufzufassen wäre. Die Legende aber schweigt davon und teilt nur mit, was an sich wohl richtig ist, daß ROSTISLAV den Kaiser um einen Bischof und Lehrer gebeten habe<sup>9)</sup>. Konstantin selber hat sich wohl hauptsächlich auf Übersetzungsarbeit und Unterricht beschränkt; den einzigen Wortkampf, von welchem die Legende erzählt, führte er mit den trięzyčnici, den „Dreisprachlern“, die behaupten, daß außer Hebräisch, Griechisch und Latein keine andere Sprache als Kirchensprache gebraucht werden dürfe<sup>10)</sup>; wir erfahren nichts von einer Feindschaft speziell von deutscher Seite; die aktive Bekämpfung der slavischen Liturgie und Kirchensprache durch deutsche Geistliche, welche im Jahre 885, nach Methods Tode, mit der Vertreibung der slavischen Geistlichen aus Mähren geendet hat, hat offenbar erst nach Konstantins Tode angefangen, als Method aus Rom zu den pannonischen und mährischen Slaven zurückkehrte; zu der Zeit wurde auch die *Conversio Bagvariorum et Carantanorum* geschrieben<sup>11)</sup>.

2. Unter den Texten der altkirchenslavischen Periode nimmt die *Vita Constantini* einen besonderen Platz ein. Ich kenne keinen zweiten altkirchenslavischen Text, der einen so schönen Stil hätte und auch sonst eine so große schriftstellerische Begabung seines Verf.s verriete. Allerdings sind weitaus die meisten altkirchenslavischen Texte Übersetzungen, deren Komposition einfach diejenige der Vorlage ist und die sich auch stilistisch wenig von derselben entfernen. Die ältesten Übersetzer, d. h. KONSTANTIN und diejenigen, die unter seiner Führung arbeiteten, waren gute Sprachkenner und man staunt über ihre Meisterschaft in der Verwendung der von Konstantin geschaffenen Schriftsprache. Diese ältesten Texte sind Bücher der Hl. Schrift; dann fing man bald an, das Meßritual, Gebete, Kirchenlieder, Homilien, Traktate, Rechtsbücher, Paterika, Heiligenleben usw. zu übersetzen. Diese Texte zeigen eine sehr verschiedene sprachliche und stilistische Begabung der Übersetzer. Mehrere Forscher haben auch für die *Vita Constantini* einen griechischen Grundtext angenommen; wenn das richtig wäre, so hätte diese griechische *Vita* einen Übersetzer von einfach wunderbarer Begabung gehabt; ich glaube jedoch, daß wir es hier mit

<sup>8)</sup> Zur Datierung s. A. VAILLANT und M. LASCARIS, *La date de la conversion des Bulgares*. *Revue des études slaves* XIII. (Paris 1933), 6—15; H. GRÉGOIRE *Byzantion VIII*. (Brüssel 1933), 663—668.

<sup>9)</sup> Kap. XIV, Z. 7 f.

<sup>10)</sup> Kap. XV, 7 ff.; XVI, 1 ff.

<sup>11)</sup> Nach M. KOS, *Conversio B. et C.* (Laibach 1936) im Jahre 871.

einem ursprünglichen slavischen Texte zu tun haben<sup>12)</sup>; meine Bewunderung für den Verf. wird dadurch nicht geringer. Es gibt wenige altkirchenslawische Texte, die wir, was ihren Inhalt und Komposition anbetrifft, mit der Vita Constantini vergleichen könnten. Die meisten altkirchenslawischen Heiligenleben sind Übersetzungen und die ursprünglichen (Vita Naumi, die Wenzel-Legenden, die Vita S. Viti) sind anders geartete Werke. Am meisten eignet sich noch die Vita Methodii für eine Vergleichung. Was ergibt sich daraus? Wer das Kirchenslawische genügend beherrscht um einen gut konservierten erzählenden Text fließend zu lesen, wird in der Vita Constantini auf Schritt und Tritt den Humor des geistreichen Erzählers bewundern; der lebhafteste Stil, der in langen Sätzen mit mehreren Nebensätzen gerade so schön und klar ist wie in kurzen, wird ihn fesseln und er wird staunen, daß ein Slave aus dem 9. Jh.<sup>13)</sup> die ein oder zwei Jahrzehnte früher künstlich geschaffene Schriftsprache auf eine ästhetisch so hervorragende Weise verwendet hat und imstande gewesen ist, seine schön konstruierten Sätze zu so harmonisch verlaufenden Kapiteln zusammenzuschmieden, daß ein moderner Mensch ästhetisch davon genießen kann. Ganz anders die trockene Erzählungsart der Vita Methodii! Um den Unterschied klar zu zeigen, werde ich ein Kapitel aus jeder der zwei Legenden ins Deutsche übersetzen; ich wähle dafür solche Kapitel, die eine gleichartige Materie enthalten: einerseits den Wortkampf Konstantins mit dem Ikonoklasten JOHANNES (JANNIS), andererseits das Gespräch Methods mit dem „König“ und den deutschen Bischöfen.

Vita Constantini, cap. V: Der Patriarch Jannis hatte eine ketzerische Lehre aufgestellt, indem er sagte, daß man den heiligen Bildern keine Ehre erweisen soll. Und nachdem man eine Synode zusammenberufen hatte, überführte man ihn, daß er Unrichtiges sage. Und man entsetzte ihn seines Patriarchenstuhles. Er sagte jedoch: durch Gewalt hat man mich abgesetzt, aber nicht, nachdem man mich mit Argumenten überzeugt hatte. Denn niemand kann meinen Worten Widerstand leisten. Dann schickte der Kaiser den Philosophen (Konstantinos), nachdem er zusammen mit seinen Patriziern ihm eine Instruktion gegeben hatte<sup>14)</sup>, gegen ihn ins Feld, indem er also sprach: Wenn du diesen Jüngling in einer Disputation besiegen kannst, so wirst du deinen Stuhl wiederbekommen. Als er aber sah, daß der Philosoph jung von Körper war, und den alten Verstand nicht kannte, der ihm und denjenigen, die zusammen mit ihm gesandt waren, verliehen war, sagte er zu ihnen: Ihr seid meines Fußschemels nicht würdig, wie soll ich denn

<sup>12)</sup> S. unten S. 96 ff.

<sup>13)</sup> Weiter unten wird von der Entstehungszeit der Legende die Rede sein (S. 92 ff.).

<sup>14)</sup> *ustroivъ*. Vielleicht besser: . . . ihn auf die Sache vorbereitet hatte.

mit euch disputieren? Der Philosoph sprach jedoch zu ihm: Halte dich nicht an die Gewohnheit der Leute, sondern achte auf Gottes Gebote. Denn wie du von der Erden bist und deine Seele von Gott gemacht ist, so sind auch wir alle. Sei also nicht stolz, o Mensch, indem du auf die Erde blickst. Abermals antwortete dann Jannis: Es geziemt sich nicht, im Herbst Blümchen zu suchen und ebensowenig, einen Greis in den Krieg zu treiben, wie einen Jüngling Nestor<sup>15</sup>). Der Philosoph aber antwortete ihm: Du führst Argumente gegen dich selber an. Sage mir: in welchem Alter ist die Seele kräftiger als der Körper? Er sagte: gegen das Greisenalter. Der Philosoph aber sagte: zu welchem Kampfe treiben wir dich denn, zum körperlichen oder zum geistigen Kampf? Er sagte: zum geistigen. Der Philosoph aber antwortete: Dann wirst du jetzt der stärkere sein; und erzähle uns nicht solche Fabeln, denn zur Unzeit suchen wir weder Blümchen noch treiben wir dich in den Krieg. Als nun auf diese Weise der Greis verschämt dastand, gab er dem Gespräche eine andere Richtung und sprach: Sage mir, Jüngling, wie erklärst du es, daß wir, wenn ein Kreuz zerbrochen ist, uns vor demselben nicht verbeugen und es nicht küssen, während ihr euch nicht schämt, wenn nur ein Antlitz bis an die Brust gemalt ist, dasselbe wie eine Ikone zu verehren? Der Philosoph sagte: Das Kreuz hat ja vier Teile und wenn ein Teil desselben verlorengegangen sein wird, dann hat es seine eigene Gestalt nicht mehr, eine Ikone dagegen zeigt nur durch das Antlitz das Bild und die Gleichnis dessen, um dessen Willen sie gemalt wurde. Denn derjenige, welcher dieselbe sieht, schaut weder ein Löwenantlitz noch ein Pantherantlitz an, sondern ein Bild des Prototyps. Dann sagte abermals der Greis: Weshalb verbeugen wir uns vor einem Kreuze ohne Überschrift, obgleich auch andere Kreuze gemacht worden sind, während ihr einer Ikone, wenn der Name desjenigen, dessen Bild sie ist, nicht darauf geschrieben ist, keine Ehre erweist? Der Philosoph sagte aber: Jedes Kreuz zeigt ja eine dem Kreuze Christi ähnelnde Gestalt, die Ikonen haben jedoch nicht alle eine und dieselbe Gestalt. Dann sagte der Greis: Wenn Gott zu Moses gesagt hat: Du sollst nicht jedes Bild<sup>16</sup>) machen, weshalb macht ihr solche und verehrt sie? Der Philosoph aber antwortete dagegen: Wenn er gesagt hätte: Du sollst gar kein Bild machen, so würdest du richtig argumentieren; er hat aber gesagt: nicht jedes, das heißt: ein würdiges. Da der Greis gegen dieses Argument nichts einwenden konnte, schwieg er verschämt.

Vita Methodii, cap. IX: Darauf stachelte der alte Feind, der auf das

<sup>15</sup>) Auf die Frage, von welchem NESTOR hier die Rede ist, brauchen wir nicht einzugehen.

<sup>16</sup>) Der slavische Text hat: *всѣкого подобіѣ*; im Griechischen steht (Exodus XX, 4): *Ὁὐ ποιήσεις σεαυτῷ εἰδωλον οὐδὲ παντός ὁμοίωμα.*

Gute eifersüchtig und ein Gegner der Wahrheit ist, das Herz des Königs<sup>17)</sup> gegen ihn auf, zusammen mit allen Bischöfen, die sagten: Du lehrst auf unserem Gebiete. Er aber antwortete: Wenn ich gewußt hätte, daß es das eurige sei, so wäre ich an demselben vorübergegangen, aber es gehört dem hl. Petro. Und wahrlich, wenn ihr aus Ehrgeiz oder Habsucht den Kanones zuwider die alten Grenzen überschreitet<sup>18)</sup> und dabei den göttlichen Unterricht verhindert, so sollt ihr aufpassen, daß ihr nicht, indem ihr mit knöchernem Kopfwirbel einen eisernen Berg durchlöchern wollt, euer Gehirn herausgießt. Sie sagten zu ihm, zornig sprechend: Du wirst dir Übles zuziehen. Er antwortete: Ich rede die Wahrheit vor den Kaisern und schäme mich dessen nicht, macht ihr aber euren Willen mit mir! Denn ich bin nicht besser als diejenigen, welche, weil sie die Wahrheit sagten, unter vielen Foltern aus diesem Leben geschieden sind. Als nun viele Wörter hervorgebracht waren und man gegen ihn nichts einwenden konnte, sagte der König mit finsterem Blick<sup>19)</sup>: Belästigt meinen Method nicht, denn er ist schon in Schweiß geraten, als ob er beim Ofen säße. Er sagte: Ja fürwahr, Herr, als gewisse Leute einmal einem mit Schweiß bedeckten Philosophen begegneten, sagten sie zu ihm: Weshalb schwitzest du? Er sagte: Ich habe mit ungebildeten Leuten disputiert. Nachdem sie nun über dieses Wort gestritten hatten, gingen sie auseinander, aber ihn schickten sie nach Schwaben und hielten ihn dort zwei und ein halbes Jahr.

Keines dieser zwei Gespräche hat genau so stattgefunden, wie es in der Legende erzählt wird. Aber daß KONSTANTIN mit JANNIS gesprochen hat, wenn auch nicht sofort nach dessen Verurteilung, das ist sehr gut möglich. DVORNIK vermutet, daß die Zusammenkunft stattgefunden hat, als Konstantin sich um das Jahr 850 in Kleidion oder einem andern Kloster am Bosporus aufhielt<sup>20)</sup>. Derselbe Forscher hat nachgewiesen, daß die

<sup>17)</sup> Was die Interpretation dieser Stelle anbetrifft, schließe ich mich A. BRÜCKNER, Die Wahrheit über die Slavenapostel (Tübingen 1913), 70 ff. an. In der uns überlieferten Legende steht: . . . старѣи врагъ . . . възавиже срѣце врагоу Моравьскаго короля на нь; Brückner bemerkt richtig, daß kral'ъ (korol'ъ) nur der deutsche König sein kann, weil ja SVATOPLUK immer kъnędzъ genannt wird. Offenbar ist vragu durch ein Versehen, unter dem Einfluß des vorhergehenden vragъ, in den Text hereingekommen, und dann hat ein Schreiber, der die Sachlage nicht mehr verstand, moravъskago hinzugefügt.

<sup>18)</sup> Oder etwa: wenn ihr aus Ehrgeiz oder Begierde nach dem alten Nachbargebiete den Kanones zuwiderhandelt? Die älteste Hs. hat postopaete, die anderen nastopaete.

<sup>19)</sup> Oder „zornig“? Das seltene iznica übersetzt Supr. 240, 3 ein griechisches λοξῶ τῶ ὀφθαλμῶ, in der Chronik von Hamartolos 379, 24 βλοσυρός. Vgl. etwa russ. исподлобья.

<sup>20)</sup> a. a. O. 68—73.

Themata des Gespräches, so wie sie in der Legende vorkommen, tatsächlich in den Disputationen von Ikonoklasten und Ikonodulen häufig besprochen wurden<sup>21)</sup>. Daß Method mit deutschen Bischöfen gesprochen hat, steht fest, weil wir ja aus päpstlichen Briefen vom Jahre 873 wissen, daß drei bayrische Bischöfe ihn ohne Vorwissen des Papstes verurteilt und gefangen gesetzt haben. Es scheint mir möglich, daß bei der in der Method-Legende beschriebenen Zusammenkunft alle daselbst mitgeteilten Sachen wirklich gesagt worden sind, aber auf keinen Fall enthält die Legende das vollständige Gespräch. Einen wirklichen Gedankenaustausch finden wir im oben übersetzten Kapitel nicht. Method leugnet, daß sein Bistum den deutschen Bischöfen gehöre, dann droht er ihnen mit den übeln Folgen ihrer Freveltat, und als die Gegner böse werden, zeigt er sich als guter Christ, indem er sagt, wie die Märtyrer keine Foltern zu fürchten. Schließlich veranlassen ihn die Worte des Königs, eine Anekdote von einem Philosophen zu erzählen. Dem Verf. lag offenbar wenig daran, die Argumente Methods in ihrem logischen Zusammenhang aufzuzählen; er zog es vor, einige Einzelheiten aus der Disputation, so wie sie stattgefunden hat oder wie er sich dieselbe vorstellte, aneinander zu reihen. Ganz anders verfuhr der Verf. der Vita Constantini. Wie an andern Stellen der Legende, so war er auch hier bestrebt zu zeigen, daß Konstantin sowohl in seinen Fragen wie in seinen Antworten ein geistreicher, origineller und logischer Mensch war; sein ästhetisches Gefühl verlangte eine harmonische Struktur der Erzählung: zuerst führt er den Leser in die Situation der Personen ein, dann werden die Gründe für und gegen das Abhalten des Wortstreites geprüft, schließlich werden die sachlichen Argumente des Greises widerlegt, wobei insofern ein Klimax erreicht wird, als dasjenige Argument welches sich auf eine Stelle der Hl. Schrift stützt, für das Ende bewahrt wird. Und das alles geschieht in schön fließenden Sätzen, die so aneinandergereiht werden, daß das Ganze wie aus einem Guß gestaltet erscheint. Ich möchte speziell auf folgende zwei gleich konstruierte Sätze hinweisen, die mit како anfangen<sup>22)</sup>: како крѣстоу разореноу соущоу не кланѣмсѣ емоу . . . , а вы, аще лице до прѣси токмо боудеть, иконною чьсть емоу творѣще не стыдитесь? — како сѣ оубо кланѣмъ крѣстоу безъ написанїа ,а бывшимъ инѣмъ крѣстомъ, икона же ,аще не боудеть написано имени . . . , то не творите ей чьсти?<sup>25)</sup>

3. Aus dem hier Erörterten geht hervor, daß ich die beiden sogenannten pannonischen Legenden zwei verschiedenen Verf.n zuschreibe. Bekanntlich hat A. VORONOV die entgegengesetzte, von andern Forschern schon

<sup>21)</sup> а. а. О. 77 f.

<sup>22)</sup> Ich zitiere nach der von BODJANSKIЈ und LAVROV herausgegebenen russischen Handschrift Nr. 1.

früher ausgesprochene Ansicht, daß die zwei Texte von einem und demselben Verf. herrühren, ausführlich zu begründen versucht<sup>23</sup>), und dann haben P. LAVROV und V. VONDRÁK eine ähnliche Ansicht ausgesprochen<sup>24</sup>). Ein wichtiger Unterschied zwischen ihnen und Voronov besteht jedoch darin, daß der letztgenannte Forscher für die beiden Legenden einen griechischen Grundtext annahm, während Lavrov und Vondrák den Bulgarenbischof KLEMENS für den Verf. hielten, der diese Texte, wie seine Predigten, in kirchenslavischer Sprache geschrieben haben soll. In seinem im Jahre 1928 erschienenen Buche über Kyryll und Method hat LAVROV allerdings seine frühere Ansicht aufgegeben. Er meint jetzt<sup>25</sup>), daß wir von den Personen der Verf. nichts wissen; das einzige, welches feststeht, sei dieses: die Vita Constantini ist älter als die Vita Methodii und der Verf. der jüngern Legende hat die ältere benutzen können. Die stilistischen und strukturellen Unterschiede zwischen den zwei Legenden sind schon wiederholt hervorgehoben worden. A. BRÜCKNER hat sie als einen Beweis für die Tätigkeit zweier Verf. betrachtet<sup>26</sup>), ebenso M. WEINGART<sup>27</sup>). Es wäre erwünscht, daß jemand einmal die in ihren Hauptzügen sofort in die Augen fallenden Unterschiede bis in die Details untersuchte; den spezifischen stilistischen Eigenschaften literarischer Texte fängt man in der letzten Zeit an, größere Aufmerksamkeit zu widmen und zu den Einzelfragen auf diesem Gebiete, deren Studium schöne Resultate verspricht, gehört die Vergleichung der zwei sogenannten pannonischen Legenden. Einstweilen möchte ich auf ein paar stilistische und syntaktische Eigentümlichkeiten hinweisen, die mir in dem oben übersetzten IX. Kapitel der Vita Methodii auffielen: viermal fangen Sätze wie: „Er sagte“, „Er antwortete“ ohne kopulative oder disjunktive Konjunktion an: рѣша нѣмоу, ꙗро глѹще (Z. 8), ѿтвѣща онъ (Z. 8), рече онъ (Z. 13), дѣеть онъ (Z. 15), während in dem viel längern V. Kapitel der Vita Constantini stets eine Konjunktion hinzugefügt wird: Онъ же рече (Z. 3) — Филосѡѡъ же къ нѣмоу рече (Z. 9 f.), — Пагы же Аннїи ѿтвѣща (Z. 12), — Филосѡѡъ же противоу сѣмоу ѿтвѣща (Z. 33 f.) usw. Obgleich die Vokabulare der zwei Vitae einander sehr ähnlich sind, gibt es auch merkwürdige Unterschiede; so steht dem „Moravismus“

<sup>23</sup>) A. VORONOV, Кирилль и Меѡодїй. Главнѣйшіе источники для исторїи свв. Кирилля и Меѡодїя (Kiev 1877), 26—46.

<sup>24</sup>) P. LAVROV, Климентъ епископъ словѣнскїй (Moskau 1895), XXI ff.; V. VONDRÁK, Studie z oboru církevněšlovanského písemnictví, (Prag 1903), 67—95.

<sup>25</sup>) P. LAVROV, Кирило та Методїй в давньо-слов'янському письменствї (Kiev 1928), 94.

<sup>26</sup>) a. a. O. 8—10.

<sup>27</sup>) M. WEINGART, Byzantinoslavica V (Prag 1933/34), 428; Analyse philologique des légendes slaves de Constantin et de Méthode, Actes du IV<sup>e</sup> Congrès International des études byzantines (Sofia 1935), 106 f.

вѣsemogy-i (вѣseмогаи) der Vita Methodii in der Vita Constantini вѣsedrѣžitel'ъ gegenüber; allerdings kommt in der Vita Methodii das Wort вѣsemogyi nur im I. Kapitel vor, das nach der Ansicht einiger Forscher von einem anderen Verf. geschrieben worden ist als die übrigen Kapitel<sup>28</sup>); вѣsedrѣžitel'ъ begegnet uns in der Vita Constantini wiederholt (X, 55, 69, 73; XII, 32; XV, 26; XVIII, 6 f.); ersteres steht u. a. auch in den Kiever Blättern, in den „Besědy“ GREGORS DES GROSSEN, der Vita S. Benedicti und dem Ev. Nicodemi<sup>29</sup>), während letzteres u. a. im Apostel vorkommt (II. Cor. VI, 18)<sup>30</sup>); hier hat also die Vita Constantini die von Konstantin und Method für den Apostel dem gr. παντοκράτωρ nachgebildete Lehnübersetzung gewählt, während das I. Kapitel der Vita Methodii die pannonomährische Übersetzung des lat. omnipotens verwendet. Ebenso steht dem einige Male in der Vita Methodii vorkommenden мѣша, welches durch рекѣше služьba erläutert wird und das entlehnte lateinische missa ist, in der Vita Constantini das ursprüngliche griechische Wort liturgië (λειτουργία) gegenüber (XVII, 9, 11, 15), welches zwar im Evangelientext und im Apostel durch služьba, služenie übersetzt wird, in den für den Dienst bestimmten Anweisungen des Evangelistars aber unübersetzt gelassen wird; man findet es fünfmal im Ostromir-Evangelium. Eine detaillierte lexikologische Vergleichung der zwei Denkmäler ist erwünscht; man hat wiederholt auf gemeinsame Wörter hingewiesen (teilweise sind dies Pannonismen oder Moravismen), die Unterschiede wurden weniger beachtet; es wird Zeit, daß endlich einmal die beiden Kategorien von Wörtern an der Hand vollständiger Glossare zusammengestellt werden.

4. Bei den bisherigen Untersuchungen des Wortmaterials hat man den Archaismen und den Moravismen (bzw. Pannonomoravismen) eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Man hat dabei aber nicht immer kritisch gearbeitet. Ein beinahe unglaublicher Irrtum ist SOBOLEVSKIJ passiert. In seinem bekannten Aufsatz über kirchenslavische Texte mährischer Herkunft hat er eine Anzahl Wörter gesammelt<sup>31</sup>), welche die pannonische Legende KONSTANTINS mit dem „Besědy“ GREGORS DES GROSSEN und den Kiever Blättern, mit zwei Texten böhmisch-mährischer Herkunft also, gemeinsam haben soll; es sind die Wörter: blagodatъ, blazнь, вѣsemogy,

<sup>28</sup>) S. Fußnote 2 und M. WEINGART, Byzantinoslavica V (Prag 1933/34), 448; VI (1935/36), 332 f.

<sup>29</sup>) Glossare zu diesen Texten findet man in A. SOBOLEVSKIJS Aufsatz: Церковно-славянскіе тексты моравскаго происхождения, Русскій Филол. Вѣстникъ XLIII (Warschau 1900), 150 ff. (die Glossare S. 180—217; auch in SOBOLEVSKIJS Матеріалы и изслѣдованія въ области славянскоѣ филологіи и археологіи (St. Petersburg 1910), 55—91.

<sup>30</sup>) Im Euchologium begegnen uns beide Wörter; in einem Satze f. 80 a1.

<sup>31</sup>) a. a. O. 172 f.

zakonьnikъ, plъkъ (,Volk, Leute'), porovъstvo, rěsnъ, rěsnotivъ, rěsnotivъnъ, rěčъ (,Sache'), služba, utěgnōti (,würdig werden'), cělovati, cělovъ (,Kuß'), toli (,und'); als „neue“ Moravismen der Vita Constantini fügt Sobolevskij diesen Wörtern noch folgende hinzu: děvъskъ, zagrada (,Garten'), nevěra, světlyiti se, uživati (,gebrauchen, die Gewohnheit haben'), čekati. Nach diesen Wörtern stehen Zahlen, die sich auf die „Seiten der ältern Abschriften“ nach der Ausgabe BODJANSKIJS beziehen sollen. Was heißt das: „die Seiten der ältern Abschriften“? Weil ich den Ausdruck nicht richtig verstand, habe ich eine Zeitlang geglaubt, daß es an mir lag, daß ich mehrere Wörter aus SOBOLEVSKIJS Verzeichnis in keiner der 16 von BODJANSKIJ herausgegebenen Handschriften finden konnte. Dann wurde ich aber auf das Wortmaterial aufmerksam, das Sobolevskij denjenigen Offizien für die Hl. Kyrrill und Method, welche VORONOV aus kroatischen Brevieren als Beilagen zu seinem bereits zitierten Buche publiziert hatte<sup>32)</sup>, entnommen hat<sup>33)</sup>. Es sind größtenteils dieselben Wörter, welche derselbe Gelehrte auch für die Vita Constantini verzeichnet hat, und als ich nun die Textausgabe Voronovs einsah, da konstatierte ich, daß die Zahlen, welche die „Seiten der ältern Abschriften“ der von Bodjanskij herausgegebenen Handschriften der Konstantin-Legende bezeichnen sollen, sich tatsächlich auf die in Voronovs Buch aufgenommenen Offizien beziehen; offenbar hat Sobolevskij das Wortmaterial derselben einfach an die Stelle desjenigen der Vita Constantini gesetzt.

Leider entspricht auch der Abschnitt, den LAVROV in seiner sonst sehr wertvollen Monographie: Кирило та Методій в давньо-слов'янському письменстві der Sprache der zwei pannonischen Legenden gewidmet hat<sup>34)</sup>, den Anforderungen nicht, die man jetzt an eine solche Arbeit stellen darf; KULBAKIN hat in seiner Rezension bereits darauf hingewiesen<sup>35)</sup>. Sehr nützlich ist das Verzeichnis der in den beiden Legenden vorkommenden griechischen Fremdwörter, aber die darauffolgenden Verzeichnisse von Archaismen und Moravismen sind unkritisch zusammengestellt. Man darf augenblicklich ein solches Thema nicht behandeln, ohne fortwährend auf JAGIĆENS und anderer Forschungen über das Vokabular der aksl. Bibelübersetzungen Rücksicht zu nehmen; werden auch noch andere alte Texte verglichen, um so besser! Ich werde speziell auf LAVROVS Verzeichnis der Moravismen, oder, wie Lavrov sagt, derjenigen „Wörter, bei denen der Einfluß westslavischer Wörter

<sup>32)</sup> Am Ende des Buches; paginiert I—XX.

<sup>33)</sup> a. a. O. 174.

<sup>34)</sup> a. a. O. (s. Fußnote 25) 88 ff.

<sup>35)</sup> Јужнословенски Филолог X (Belgrad 1931), 225 ff.

sich zeigt“, eingehen. Lavrov führt hier einfach eine Anzahl Wörter und Ausdrücke an, auf welche er die entsprechenden alt- oder neutschechischen Wörter und Ausdrücke folgen läßt; er hätte dabei untersuchen sollen, inwiefern diese „Moravismen“ in klassischen aksl. Texten oder nur in auch sonst stark „mährisch“ gefärbten Texten oder gar nicht im Altkirchenslavischen vorkommen. Wenn wir das Material von diesem Standpunkte aus betrachten, bekommen wir folgendes Bild:

žędaę na pokačine člověče<sup>36)</sup> I, 1. Žędati, Präs. žędaję na bereits im aksl. Psalter, Ps. XII, 2. Weil dieser Text auch sonst mehr Pannonomoravismen enthält als das Ev., ist auch hier, wie bei den von LAVROV verglichenen Konstruktionen: vъprosite na stędzę gospodęn'ę X, 55/6, otъ . . . poçoti na božstvo XI, 14/5, mit der Möglichkeit eines Moravismus zu rechnen (vgl. alttschech. tbáti, péču jmieti, tázati, ptáti na c. acc. bei GEBAUER<sup>37)</sup>, wichtiger aber ist die Übereinstimmung mit dem aksl. Psalterium.

ozъkoe mor'e IV, 34. Braucht trotz č. úzké moře kein Moravismus zu sein; diese Übersetzung von τὸ στενόν konnte überall und von jedem Übersetzer gemacht werden.

radъ idę VI, 13; VIII, 14; XIV, 13 ist wohl ein wirklicher Moravismus. Allerdings kommt eine ähnliche Konstruktion auch in einigen ostbulgarischen Texten vor, und zwar in den XIII Predigten GREGORS VON NAZIANZ<sup>38)</sup> und in der Übersetzung von THEODORETS Psalmenkommentar.

svętyi dęnъ VII, 4. Braucht kein Moravismus zu sein; vgl. MIKLOSICH, Lexicon palaeosl.-gr.-lat. s. v. svętъ.

godina ‚Zeit, Stunde‘, VII, 8; XV, 3; XVIII, 10. Charakteristisch für die ältesten Evangelienhandschriften<sup>39)</sup>.

vъse troe vъ čęstъ imatъ IX, 30/1. Vgl. стое кръстенъе въ чęстъ вельеж имѣти Cloz. 98/9. Weil diese Stelle in der Homilie unbekannter Herkunft steht, welche auch sonst Pannonomoravismen enthält, und weil

<sup>36)</sup> Weil die Orthographie der Hss. nicht immer gleich ist, führe ich die Wörter in ihrer klassischen Gestalt an; ich transliteriere sie in lateinischer Schrift. Die Zahlen beziehen sich auf LAVROVS Ausgabe.

<sup>37)</sup> J. GEBAUER, Historická mluvnice jazyka českého IV. Skladba, herausgegeben von F. TRÁVNÍČEK (Prag 1929), 451.

<sup>38)</sup> Радъ бѣжи съ нимъ; s. A. BUDILOVIČ XIII, словъ Григорія Богда слова (St. Petersburg 1875), S. 120, Sp. 3, Z. 2 f.; die Stellen THEODORETS, wo radъ das griechische προθύμως übersetzt, bei V. POGORELOV, Словарь к толкованиямъ Θεοδοριτα Кιρρσкаго на Псалтырь в др.-болг. переводѣ (Warschau 1910), 176 (Ps. 65, 15; 80, 9; 5, 9).

<sup>39)</sup> S. JAGIĆ, Entstehungsgeschichte <sup>2</sup>, 336.

im Alttschechischen der Ausdruck *jmieti koho v čest* wiederholt vorkommt<sup>40</sup>), dürfte in diesem Falle LAVROYS Auffassung richtig sein<sup>41</sup>).

čьstivъ IX, 31. Schon in dem ältesten Evangelientext.

čьsti (Var. čьstь) děemъ X, 158; dobře děemъ X, 38<sup>42</sup>). Weil im Ev. und im Ap. děeti als Übersetzung von ποιειν, πράττειν wiederholt, wenn auch viel seltener als tvoriti, vorkommt, braucht čьsti, dobře děeti kein Moravismus zu sein. Die Möglichkeit, daß der häufige Gebrauch von děeti auf mährischem Einfluß beruht, leugne ich freilich nicht. Die Verbindung von děeti mit verschiedenen Objekten und Adverbien verdient eine eingehende Untersuchung.

utrъgъ se oтъ gorъ X, 92. Das Vorkommen eines tschech. *utrъši se* beweist den mährischen Ursprung des aksl. Wortes nicht; MIKLOSICH gibt ein altserbisches Beispiel aus dem Leben des Hl. SAVA.

priměsiti se. Gemeint ist wohl X, 145/6: *примѣшь сѣ къ женѣ*; dieselbe Konstruktion auch in den südslavischen Hss. von VLADISLAV. Dasselbe Verbum steht dreimal im Suprasliensis, an zwei dieser Stellen mit *къ* (93, 20 f.; 110, 6 f.); im Euchologium regiert *priměsiti se* einmal den Dativ (23, b 1 f.), einmal den Lokativ (66 b 7 f.) ebenso *priměšati se* 74 b 2<sup>43</sup>). In den ältesten Hss. der Vita Constantini dürfte der Lokativ *ženě* gestanden haben, den man später wohl als einen Dativ aufgefaßt hat, vor dem dann *къ* eingefügt wurde. Das andere Kompositum *razměšati* VI, 3, welches LAVROV mit tschech. *rozmíšati* (l. -eti; gewöhnlich *rozmíchati*) vergleicht, ist das Imperfektivum zu *razměsiti*, das u. a. in den Actus Apostolorum zweimal vorkommt (*razměsi se* 'συνεχούθη' II, 6; *bě . . . razměšena* 'ἦν . . . συγκεχυμένη' XIX, 32<sup>44</sup>) und wofür MIKLOSICH zahlreiche Belege aus anderen Texten gibt.

prikladomъ. Gemeint ist wohl die Stelle X, 152, hier steht aber die ursprüngliche Lesart nicht fest. Wir finden die Varianten *прикладамъ*, *прикладнь*, *прикладно*<sup>45</sup>). Übrigens steht *prikladъ* auch Cloz. 655 ('σύμβολον') und in anderen aksl. Texten.

oplete se o n'emъ (gradě) VIII, 39/40. Es ist nicht nötig, tschechische Ausdrücke zu vergleichen, weil *oplesti*, *oplětati* auch sonst im Aksl. vor-

<sup>40</sup>) S. J. GEBAUER, *Slovník staročeský I* (Prag 1903), 169; GEBAUER-TRÁVNÍČEK (s. Fußnote 37), 497 f.

<sup>41</sup>) LAVROV hat offenbar den ač. Ausdruck *jmieti v čest* übersehen; er führt nur *jm. ve čsti an*.

<sup>42</sup>) Diese Stelle ist wohl gemeint (*добрѣ*, Var. *добро*, *дѣемъ*).

<sup>43</sup>) Zu den Stellen aus Supr. und Euch. s. die Wörterbücher von K. H. MEYER und ST. SŁOŃSKI.

<sup>44</sup>) S. V. JAGIĆ, *Zum aksl. Apostolus II. Lexikalisches I* (Wien 1919), 119.

<sup>45</sup>) S. bei LAVROV S. 20 und 55.

kommen; was б betrifft vgl. Luk. XIX, 43: обложѣтъ врази твои острогъ о тебѣ (Mar.)<sup>46</sup>).

štedryi gospodi IX, 54. JAGIČ hält dieses Wort im Ev. für einen „späteren Ausdruck“ anstatt milostivъ<sup>47</sup>), im Psalter steht es jedoch für οἰκτιρῶν an solchen Stellen, wo daneben das durch milostivъ (prě-milostivъ) übersetzte Synonym ἐλεῆμων steht (Ps. LXXXV, 15; CII, 8; CX, 4; CXI, 4).  
slatina XII, 2. Ps. CVI, 34.

lakomъstvo. Im Aksl. sehr selten. MIKLOSICH gibt, abgesehen vom alt-russischen Sbornik vom Jahre 1076 und von der Moskauer Ausgabe von IOANNES CLIMACUS (1647), nur einen Beleg aus den „Besědy“ GREGORS DES GROSSEN<sup>48</sup>) und die Stelle aus der Vita Constantini. Weiter führt er lacomztue aus den Freisinger Denkmälern an (Ulacomztue = V lakom(ъ)stvě III, 35<sup>49</sup>). Wenn wir beachten, daß die „Besědy“ ein nordwestlicher Text mit vielen Moravismen sind und daß auch in der von SOBOLEVSKIJ untersuchten Handschrift dieses Textes lakomъstvie, -ъstvo ‘avaritia, cupiditas’ einige Male vorkommen, so ist die Vermutung, daß dieses Wort, abgesehen von den russischen Texten, die es aus dem Russischen haben, ein Pannonomoravismus ist, sehr wahrscheinlich, obgleich das Adjektiv lakomyi auch im Suprasliensis vorkommt (41, 26).

dostoěti. Dieses „häufig vorkommende“ Wort wäre es besser gewesen wegzulassen, solange nicht untersucht worden ist, welche von den Varianten podobati und dostoěti an den Stellen, wo dieselben in den Handschriften vorliegen, die ursprüngliche Lesart darstellt<sup>50</sup>). III, 38 f. steht dostoěti c. gen. „zugehören“ (еже мене достоитъ; vgl. Vita Methodii VIII, 15 f.

dospěti XI, 62. Bei MIKLOSICH wenige Beispiele, darunter einige serbische. Zahlreiche alttschechische Beispiele bei GEBAUER<sup>51</sup>); daselbst auch die Konstruktion mit dem Genitiv, wie in der VITA CONSTANTINI. Die Wahrscheinlichkeit, daß hier ein Moravismus vorliegt, scheint mir ziemlich groß.

utěxa XII, 6. Schon im Ev.

večer'ěti XII, 8. Schon im Ev.

sekyra XII, 38. Schon im Ev.

světili nadъ n'imbъ (l. načesę světiti nadъ n'imbъ) XVIII, 55. Das Verbum kommt in dem Ev. und in anderen aksl. Texten vor; mit der Stelle der Vita

<sup>46</sup>) Mehr aksl. Material bei F. MIKLOSICH, Vgl. Syntax der slavischen Sprachen (Wien 1868—1874), 668 f.

<sup>47</sup>) Entstehungsgeschichte <sup>2</sup>, 362.

<sup>48</sup>) Bei GORSKIJ und NEVOSTRUJEV, Описание слав. рукописей Моск. Синодальной Библиотеки II, 2 (Moskau 1859), 238.

<sup>49</sup>) S. F. RAMOVŠ und M. KOS, Brižinski spomeniki (Laibach 1937), S. 26.

<sup>50</sup>) Vgl. JAGIČ, Entstehungsgeschichte <sup>2</sup>, 341.

<sup>51</sup>) Slovník staročeský I, 306 f.

Constantini vgl. Suprasl. 222, 1—3: повелѣ комисъ свѣшта принести и свѣтити по вѣсемоу претороу.

papežь XVI, 5; XVII, 1, 4, 7, 9; XVIII, 35, 38. Ein ursprünglich romanisches, zunächst wohl von Slovenen und Tschechoslovaken entlehntes Wort<sup>52)</sup>. Es war aber offenbar im Aksl. vollständig eingebürgert, denn es kommt nicht nur in den Kiever Blättern, sondern auch im Assemanianus vor<sup>53)</sup>. Es ist also kein speziell für die Vita Constantini charakteristischer Moravismus.

apostolikъ XVII, 2; XVIII, 33, 36, 40, 43, 47. Während F. GRIVEC dieses auch in der Vita Methodii vorkommende Wort als einen der griechischen monastischen Terminologie entnommenen Terminus betrachtete<sup>54)</sup>, hat DVORNIK nachgewiesen, daß das Wort als eine Bezeichnung des römischen Papstes schon bei CASSIODOR vorkommt und im 8. und 9. Jh. sehr häufig verwendet wurde<sup>55)</sup>. Besonders interessant sind die Belege aus der sogenannten Legenda italica oder Vita cum translatione S. Clementis, welche an mehreren Stellen durch Details des Inhaltes und sogar durch ihren Wortlaut der Vita Cyrilli sehr nahe steht. Man könnte vermuten, daß der Verfasser der Vita zusammen mit Konstantin und Method in den Jahren 968 und 969 in Rom gewesen ist und daß er gewisse dort von ihm gehörte Mitteilungen benutzt hat, die auch, vielleicht indirekt durch die Vermittlung von Personen, die sich für Konstantin und seine slavische Kirchensprache interessierten, vom Verfasser der Legenda italica für diesen Text verwendet worden sind. In dem Falle könnte er den Terminus apostolicus in Rom selber gehört haben; das war allerdings gerade so gut in Mähren oder in Pannonien möglich, dadurch wird das Wort aber noch nicht zu einem Moravismus oder Pannonismus; es war einfach was man einen Okzidentalismus nennen könnte.

raka XVIII, 39, 50, 51, 52. Bereits im Ev. (Mat. XXIII, 29).

kъnežie IV, 26. Dieser Lesart der zwei serbischen Handschriften VLADISLAVS und der Lemberger Hs. südslavischer Provenienz steht in den russischen Hss., auch in BODJANSKIJS Nr. 16, welche nach einer südslavischen Hs. kopiert wurde, kъneženie gegenüber. Vielleicht war dieses die ursprüngliche Lesart; sollte der Verfasser kъnežie geschrieben haben, so vergleiche man die zwei von SREZNEVSKIJ angeführten Stellen aus den Dienstmenäen für September und IPOLITS (HYPOLYTOS') Traktat über Christus und den Antichrist; in diesen Texten ist das Wort kaum ein Moravismus!

<sup>52)</sup> S. u. a. K. TITZ, Papež; pop. Studie o nejstaršich slovech církevních a kulturních. Bratislava IV (1930), 143 ff., wo eine reiche Literatur besprochen wird.

<sup>53)</sup> S. ČRNČIĆens Ausgabe, S. 158.

<sup>54)</sup> In der Monographie: Doctrina byzantina de primatu et unitate ecclesiae (Laibach 1921).

<sup>55)</sup> a. a. O. 295—300.

сѣньмѣ V, 2; XIII, 10. Schon im Ev. und im Psalter.

račiti II, 7. Ein bekannter Pannonomoravismus. U. a. in der ältesten Wenzel-Legende<sup>56</sup>), in dem Euchologium<sup>57</sup>), der Vita Methodii, den „Besědy“ GREGORS DES GROSSEN, der Vita S. Benedicti, dem Evangelium Nicodemi<sup>58</sup>).

rěčь 'res' VIII, 14 (auch 11?); XIV, 1, 11 (10?), 33. Zahlreiche Beispiele in SOBOLEVSKIJS Glossaren zu GREGORS „Besědy“, der Vita Benedicti, dem Evangelium Nicodemi.

kragui, Var. kraguilъ und jastrěbъ III, 15, 20. Kragui steht in den zwei südslavischen Redaktionen, und zwar in den zwei Hss. von VLADISLAV und in den Lemberger Hs. und BODJANSKIJS Nr. 16<sup>59</sup>), außerdem in der Form kraguilъ in BODJANSKIJS Hss. 5, 6, 8, 9, 14; die übrigen russischen Gruppen (1; 2, 7, 15; 3, 4, 10, 11, 12) haben jastrěbъ. Diese Verteilung der Formen erklärt sich am einfachsten, wenn wir von kragui ausgehen und annehmen, unter der Feder russischer Schreiber sei dieses Wort entweder zu kraguilъ<sup>60</sup>) verstümmelt oder durch das einheimische jastrěbъ ersetzt worden; aus dem Material bei BERNEKER<sup>61</sup>) dürfte hervorgehen, daß in der russischen Sprache kragui (\*korogui?) vom Anfang an unbekannt gewesen ist. Kragui war übrigens ein sehr verbreitetes, nicht nur „mährisches“ Wort.

ukratiti X, 168. Schon in der ältesten aksl. Redaktion des Apostolos, Rom. IX, 28, steht ukrašeno als Übersetzung von συντεταγμένον<sup>62</sup>).

izbyti XVII, 6, 7 usw. Schon im Ev.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß, abgesehen von auch im Ev., Ps. usw. gebrauchten und deshalb als klassisch kirchenslavisch zu betrachtenden Wörtern, als wirkliche Moravismen von der stattlichen Reihe, die LAVROV zusammengestellt hat, nur folgende Wörter und Ausdrücke aufgefaßt werden dürfen: radъ idq, račiti, rěčь 'res', vъ čьstь iměti und mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit auch lakomьstvo und dospěti<sup>63</sup>).

<sup>56</sup>) S. M. WEINGART, První česko-církevněslovanská legenda o Svatém Václavu (aus dem Svatováclavský Sborník, Prag 1934), 136.

<sup>57</sup>) Die Stellen verzeichnet S. SLOŇSKI, Index verborum do Euchologium Sinaiticum (Warschau 1934), 117.

<sup>58</sup>) S. die Glossare SOBOLEVSKIJS (vgl. Fußnote 29).

<sup>59</sup>) Diese Hs. geht direkt auf eine südslavische, mit der Lemberger Hs. verwandte Redaktion zurück.

<sup>60</sup>) Es könnte eine Form kragulъ zugrunde liegen (s. bei BERNEKER); auch dann aber ist kraguilъ eine verstümmelte Form.

<sup>61</sup>) E. BERNEKER, Slav. etymol. Wörterbuch I (Heidelberg 1908—1913), 570; über (j)astrěbъ das. 32.

<sup>62</sup>) S. G. VOSKRESENSKIJ, Древне-славянскій Апостолъ I: Послание къ Римлянамъ (Sergiev Posad 1892), 154.

<sup>63</sup>) Die nur aus der Vita Methodii angeführten Wörter ließ ich weg. Wenn die von LAVROV ohne Belegstelle angeführte Präposition pro in der Vita Const. vorkommt, muß auch die zu den Moravismen dieses Textes gerechnet werden.

KULBAKIN hat a. o. O. 227 besonders auf račiti, řečь hingewiesen, denen er noch das nicht von LAVROV genannte maľžena (XI, 3) hinzufügt. Damit ist aber die Anzahl der Moravismen nicht erschöpft. Besonders interessant ist strižьnikъ, welches sonst nur aus der Vita Methodii und aus METHODS Nomokanon bekannt ist, das aber auch in der Vita Constantini einmal vorkommt (XVIII, 48), wenn auch nur in einer Gruppe von Handschriften (Bodjanskij 4, 10, 11, 12). Daß es auf den ursprünglichen Text zurückgeht, ist klar; wenn aber dieses altertümliche „mährische“ Wort beinahe ganz aus der handschriftlichen Überlieferung geschwunden ist, so ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß andere „Moravismen“ in keiner einzigen Handschrift eine Spur hinterlassen haben. Allerdings wird eine kritische Prüfung des vollständigen Wortmaterials unserer Legende, welche leider bisher von keinem Slavisten vorgenommen wurde, vermutlich noch einige Moravismen zutage fördern. Ich möchte hier auf ein Wort hinweisen, das offenbar von den Kopisten bald nicht mehr verstanden wurde und dessen mährischer Ursprung mir sehr wahrscheinlich vorkommt. Ich meine das Zeitwort, welches in den folgenden, nach der Lemberger südslavischen Hs. angeführten Sätzen vorliegt<sup>64</sup>): Еврей же оустеть ны вѣроу ихъ и дѣтѣль приети, а Срацини на другоую страну, мирь дающе и дары многы, тежоуть ны на свою вѣроу (VIII, 3 ff. nach LAVROVS Ausgabe S. 48); — Богъ, иже велить въсакому, да бы въ разоумь истиньныи пришель и на большии се чинь сътежалъ usw. (XIV, 25 f.). Der Form тежоуть des ersten Satzes entspricht in den anderen Hss.<sup>65</sup>): тежѣтъ 3, 4, 10, 11, 12, тежѣтъ 14, съ-тежѣтъ 16, съ-тежѣтъ 5, 6, 8, 9, 15 (15 im Rand нѣдѣтъ), нудѣтъ 2, 7, по-нуждѣтъ 1, съ-тежѣтъ 1469, 1479; die Form съ-тежалъ des 2. Satzes liegt auch in den Hss. 3, 5, 6, 8, 9, 14, 16 und in der von LAVROV P. genannten russischen Handschrift vor (6 стѣжа, 14 стѣжати, 16 стѣжали); 2, 7, 15 und die russischen Hss. Л, Н haben нудилъ, 4, 10, 11, 12 podviglъ, 1 podvidzalъ, 1469 und 1479 vъzdviglъ. An der ersten dieser zwei Stellen ist es klar, daß im ursprünglichen Text eine Form gestanden hat, die das Stammelement теж- enthielt: wir begegnen solchen Formen in der südslavischen Gruppe L-16, in zwei russischen Gruppen (5, 6, 8, 9, 14 und 3, 4, 10, 11, 12) und in einer Hs. (15) einer dritten russischen Gruppe; nur 1, die unvollständige Gruppe 2, 7 und die südslavischen Hss. 1469, 1479 weichen ab, und diese Codices gehen

<sup>64</sup>) In MIKLOSICHS Ausgabe (Denkschriften XIX, Wien 1870), S. 18 und 26. Ich führe diese Redaktion an, weil in LAVROVS Texthandschrift andere Verba gebraucht werden.

<sup>65</sup>) Ich zitiere die Formen in ihrer klassischen aksl. Gestalt. Die Zahlen 1—12, 14—16 beziehen sich auf die von BODJANSKIJ herausgegebenen Codices; durch die Jahreszahlen 1469 und 1479 bezeichne ich die Hss. des Grammatikers VLADISLAV durch L die südslavischen Hs. in Lemberg.

noch auseinander, was die Wahl der Verba betrifft<sup>66</sup>). Das weist zusammen mit den Varianten *tež-* : *съ-tež-* und *-отъ, -ѣтъ* darauf hin, daß viele süd-slavische und russische Schreiber die Form ihrer Vorlagen nicht mehr verstanden haben. Daß die ursprüngliche Lesart *-ѣтъ* gewesen ist, darauf weist meines Erachtens die Form *съ-težalъ* der zweiten Stelle hin, welche ein Präsens (*съ*)*težq*, *-iši* voraussetzt. Auch hier müssen wir angesichts der Übereinstimmung der Gruppen L, 16 und 3, 5, 6, 8, 9, 14 und der weit auseinandergelassenen Varianten der anderen Hss. die Form *съ-težalъ* für die älteste halten. An den zwei Stellen liegt also ein Zeitwort (*съ*)*težati*, Präs. (*съ*)*težq*, *-iši* vor, welches wohl mit dem tschech. *těžeti*, jetzt nach dem Präsens *těžiti*, identisch ist. Dieses Verbum kennt das Wörterbuch von AQUILA (16. Jh.) mit der Bedeutung „ziehen, an sich ziehen“; daraus entwickelten sich die Bedeutungen „werben, arbeiten“<sup>67</sup>), auch *stěžiti* „werben erwerben“ kommt vor<sup>68</sup>); sowohl Simplex wie Kompositum werden auch intransitiv gebraucht („ziehen, gehen“). Derselbe Moravismus steht wohl auch in der Vita Methodii VII, 2/3: ВѢ соупроуга бѣховѣ, ѣдиною браздоу тѣжаща, wo die Bedeutung einfach „ziehend“ ist; auch für die „Besedy“ GREGORS DES GROSSEN verzeichnet SOBOLEVSKIJ *težati* „tendere“. In der Vita Constantini VIII, 5 kann man „ziehen“ übersetzen; mit *съtežati se* na vgl. etwa russ. *тянуться за богатством*. Ob wir VIII, 5 das Simplex oder das Kompositum für ursprünglich halten, hängt davon ab, ob wir ein imperfektives oder ein perfektives Zeitwort vorziehen; ich halte den imperfektiven Aspekt für wahrscheinlicher. Formell verhält sich *težq*, *-iši* zu *tegnq* wie *běžq*, *-iši* zu *begnq* oder *dvižq*, *dvižiši* zu *dvignq*; und wie das zuletzt genannte Zeitwort noch ein drittes Präsens hat, und zwar *dvižq*, *dvižeši*<sup>69</sup>), so begegnet uns von der Wurzel *teğ-* im Slovakischen ein Präsens *taže* (Inf. *tahať*, Präsens auch *tahá*)<sup>70</sup>), welches uns nötigt, mit der Möglichkeit zu rechnen, daß eine der zwei aksl. Varianten *težotъ, съ-težotъ* auf den Grundtext zurückgeht.

5. Die Moravismen der Vita Constantini weisen auf eine nördliche, tschechoslovakische Heimatgegend dieses Textes hin. Dafür spricht auch die Bezeichnung Methods als „unser Lehrer und Erzbischof“, Kap. X, 170 f. Diese Worte, die wir keinen Grund haben als interpoliert zu betrachten, machen es auch wahrscheinlich, daß die Vita Constantini vor dem Tode

<sup>66</sup>) Zur Gruppierung der Hss. s. S. 98 ff.

<sup>67</sup>) S. J. JUNGSMANN, Slovník česko-německý IV (Prag 1838), 584 f.; F. ŠT. KOTT, Česko-německý slovník IV (Prag 1884), 76.

<sup>68</sup>) S. J. JUNGSMANN IV, 305; KOTT III (1882), 663.

<sup>69</sup>) S. u. a. die Vokabulare zum Marianus und zum Suprasliensis.

<sup>70</sup>) S. M. KÁLAL, Slovenský slovník z literatury a nářečí (Banská Bystrica 1924), 709.

METHODS (885) geschrieben worden ist. Eine solche Chronologie ergibt sich auch aus den Worten въ нашъ родъ im 1. Kapitel der Vita Constantini: въ нашъ родъ hat Gott uns diesen Lehrer gegeben, das muß heißen: zu unserer Zeit, zur Zeit unserer Generation; im klassischen Altkirchenslavischen hat ja rodъ diese Bedeutung<sup>71</sup>).

6. Einen anderen, sehr wichtigen Grund für eine so frühe Datierung liefert uns der archaische Charakter des Vokabulars. LAVROV hat eine Anzahl altertümlicher Wörter unserer Legende aufgezählt<sup>72</sup>); diese Auswahl wurde von KULBAKIN kritisiert, der dann selber ein viel besseres Verzeichnis zusammengestellt hat, welches folgende Wörter enthält: balъstvo, blagoděť, bukъvy (die älteste Form war bukъve), vlajati sę (die klassische Form war wohl vъlati sę), vъpiti, vъzvъpiti, vъsъ mirъ, vęrqęti, godina, gręsti (besser wäre das Präsens grędq gewesen), eterъ, životъ, žędati, iskoni, isplъniti, isplъnъ, kl'učiti sę, lobъzati, -anie, žiti bez mlъvy, nepъštevati, neprijazninъ, nqđiti, oblastъ, ocęštenie, otokъ, papežъ, potirъ, radi, rybitvъ, sъxraniti (-'ati), sъvędětel'ъstvovati, sъnъmъ, tьkъmo, upъvati, -anie, ustiti, upokritъ, čręditi, qđza, qzykъ<sup>73</sup>); diese Wörter haben nicht alle einen gleichen Wert; als besonders wertvoll hebt Kulbakin vlajati sę und nepъštevati hervor; ich möchte diesen noch balъstvo und das seltene Wort čręditi (vgl. čręždenie 'δοχή' Luk. V, 29) hinzufügen. Die von Kulbakin zusammengestellten Wörter zeigen deutlich, wie nahe das Vokabular der Vita Constantini demjenigen der ältesten Bibelübersetzungen steht; um so erwünschter wäre eine genaue Untersuchung des vollständigen Wortschatzes der Legende. Obgleich ich eine solche Untersuchung nicht vorgenommen habe, glaube ich über den Platz, den die Vita Constantini, lexikologisch betrachtet, unter den aksl. Denkmälern einnimmt, etwas Genaueres sagen zu können. Ich gehe dafür von dem in KULBAKINS Liste vorkommenden Adverb iskoni aus.

Dieses Wort kommt an zwei Stellen der Legende vor: XIV, 22, wo die Anfangsworte des Evangelisten: ИСКОНИ БЪ СЛОВО usw. angeführt werden und X, 113, ebenfalls in einem Bibelzitate: ИСХОДИ ЕГО ИСКОНИ ОТЬ ДНІИ ВЪКА, Michaeas V, 1. Sonst hat die Legende isprъva (I, 6; VIII, 2; XV, 8, 10). Aus diesen Tatsachen ergibt sich die Schlußfolgerung, daß der Verf. dort, wo ihm die slavische Übersetzung einer von ihm angeführten Bibelstelle zu Gebote stand, das Wort iskoni daraus kopiert hat, daß er aber dort, wo er seine eigene Sprache schrieb, isprъva gebraucht hat. Weiter sehen wir, daß er, wenn auch vielleicht nicht eine vollständige Michaeas-

<sup>71</sup>) S. die Glossare zum Marianus und zum Psalterium Sinaiticum und auch ЈАГИС, Zum aksl. Apostolus II, 1, 19.

<sup>72</sup>) Кирило та Методій 90 f.

<sup>73</sup>) a. a. O. 226.

Übersetzung, so doch wenigstens die slavischen Parömien gekannt hat<sup>74</sup>). Über den Gebrauch von *iskoni* und *ispr̄va* findet man interessante Bemerkungen in MICHAJLOVS Monographie über das Buch Genesis<sup>75</sup>). Aus dem von Michajlov gesammelten Material geht u. a. hervor, daß die Psalmenübersetzung im Gegensatz zu Evangelium und Parimejnik, die *iskoni* vorziehen, für ἐξ ἀρχῆς, ἀπ' ἀρχῆς, κατ' ἀρχάς nur die Übersetzungen *ispr̄va* und въ начетъкъ hat. Was das Wort *ispr̄va* betrifft, stimmt also die Vita Constantini mit dem aksl. Psalter überein; es gibt aber auch andere derartige Übereinstimmungen. Ich wies schon darauf hin, daß das Verbum *žedati na* (V. C. I, 1) auch im Psalter vorkommt und daß auch dieser in diesem Falle das Präsens *žedajō* verwendet<sup>76</sup>). Einige Zeilen weiter (I, 3/4) steht in den meisten Handschriften *прилежитъ(-ь) на с. acc.*, es ist aber klar, daß die Lesart *приложитъ* (Hs. 1. 16 von BODJANSKIJ; in der Lemberger südslavischen Hs. *приложитсе*<sup>77</sup>), ursprünglich ist; das ergibt sich 1. aus der Konstruktion: die Vita Constantini bewahrt sonst treu den adverbalen Lokativ, an dieser Stelle begegnen wir demselben aber in keiner Handschrift, 2. aus der Bedeutung: Gott läßt das Geschlecht der Menschen nicht im Stiche, *аще и наипаче приложитъ на зълѡбѡ*, „wenn es auch seine Bosheit am meisten mehrt, anhäuft“; das gibt einen besseren Sinn als *priležitъ* „sich der Bosheit befleißigt, sich fleißig der Bosheit widmet“, 3. aus dem Zusammengehen zweier sonst nicht nahe verwandter Handschriften. Die sowohl in russische wie in südslavische Handschriften eingedrungene Lesart *прилежитъ* erklärt sich aus der Seltenheit und der geringen Verbreitung des Ausdruckes *priložiti na с. acc.*, dem wir u. a. im Psalterium begegnen: *пріложж на всѡж похвалж твоєж* 'προσθήσω ἐπὶ πᾶσαν τὴν αἰνεσίαν σου' Ps. LXX, 14; vgl. auch: *къ болѣзни ѣзвѡ оихъ пріложішж* 'ἐπὶ τὸ ἄλγος τῶν τραυμάτων μου προσέθησαν' Ps. LXVIII, 27<sup>78</sup>). Weiter möchte ich in diesem Zusammenhang erwähnen: *štedr̄*<sup>79</sup>) — *ędr̄*, im von LAVROV<sup>80</sup>) benutzten Vatikanischen Kodex (*памѣтью ѣдрою*); ohne Zweifel eine alte Lesart, welche später durch *skor̄* (*skorojō*) ersetzt wurde. Der Psalter hat „den Ausdruck *ѣдро* stark bevorzugt“<sup>81</sup>) — *отъ tvari v̄sego mira* XVIII, 32, vgl. Ps. CIII, Überschrift: *о твари*

<sup>74</sup>) Vgl. JAGIĆ, Entstehungsgeschichte <sup>2</sup>, 446.

<sup>75</sup>) A. V. MICHAJLOV, Опытъ изученія текста книги бытія пророка Моисея въ древне-славянскомъ переводѣ I (Warschau 1912), 1—5, mit Fußnoten.

<sup>76</sup>) Siehe oben S. 85.

<sup>77</sup>) S. LAVROV, Материалы 39, Fußnote 4.

<sup>78</sup>) Ich zitiere nach dem Psalterium Sinaiticum.

<sup>79</sup>) Siehe oben S. 87.

<sup>80</sup>) Материалы XXI.

<sup>81</sup>) JAGIĆ, Entstehungsgeschichte <sup>2</sup>, 419.

всего мира; hier sei auch V. Const. X, 165, angeführt: И богъ бо въ твари глаголетъ, wo tварь das Buch Genesis bezeichnet; wie JAGIĆ bereits hervorgehoben hat<sup>82)</sup>, kennen die alten Texte für γένεσις die Übersetzung bytie noch nicht, — въстѣнѣти VI, 38 (oppos.: popustiti), vgl. Ps. XXXI, 9<sup>83)</sup>.

Das Vokabular der Legende ist also archaistisch, es enthält sehr charakteristische Moravismen und es hat eine Anzahl merkwürdiger Wörter und Ausdrücke mit demjenigen des Psalters gemein. Eine eingehende Untersuchung aller irgendwie interessanten Wörter würde das Bild noch klarer machen. Dabei wäre auch der Clozianus zur Vergleichung heranzuziehen, der, auch wenn wir die durch einige Moravismen charakterisierte Homilie unbekannter Herkunft außer Betracht lassen, einen sehr altertümlichen Sprachtypus zeigt, der ein Prototyp der mährischen Periode wahrscheinlich macht; man denke an solche Wörter wie ašutъ, bali, balъstvo, bratrъ, eterъ, перъštevati, potъpěga, radi (sehr oft, nie děl'ьma), тькъмо (nie тьčijо)! Wie der Psalter hat dieser Kodex nur isprъva, welches an den zwei Stellen, wo es vorkommt, das griechische ἀπὸ προομιῶν übersetzt, wie iskonī. Ein merkwürdiger Ausdruck, der im Clozianus und auch in der Vita Constantini vorkommt, ist divъ tvoriti (563 дивъ творитъ оумоу землѣ 'ἐκπλήττει τὴν διάνοιαν ἢ γῆ); in der Legende steht er zweimal: VI, 16 f.: образи дѣмоньстїи . . . дивъ (Var. дивы, игры) творѣще, — VI, 85: По сихъ же дивъ творѣще, показашѣ емоу виноградъ usw.; derselbe Ausdruck auch im Apostolus, Actus VIII, 11, wo er ἐξεστακέναι übersetzt. Weiter mache ich auf den Ausdruck sъkazati veštъmi Vita Const. IX, 33; XI, 60 (slovomъ i veštъmi) aufmerksam, mit dem man Cloz. 203 f.: въсеi философиi вештъми i глы наоучи i vergleichen, und auf das Wort χροδъstvie, welches Cloz. 568, Vita Const. VI, 77; X, 152 vorkommt und von MIKLOSICH nur noch aus einem anderen Text (Hom. Mihan.) angeführt wird.

Um den antiken Charakter der Sprache unserer Legende zu beweisen, hat KULBAKIN auch auf archaistische Flexionsformen hingewiesen<sup>84)</sup>, und zwar auf eine große Anzahl Partizipien vom Typus truždъ, položъ, sъstavl'ъ, auf Aoristformen der 3. Ps. Sg. vom Typus етъ, auf das wiederholte rěšę, auf česo (neben čъso). Er hätte noch einiges hinzufügen können: die 1. Ps. Aor. dostigъ, welche IX, 21 in mehreren Hss. bewahrt geblieben ist; Supina u. a. sōditъ (in einigen Hss. XI, 52). Ich lege jedoch diesen morphologischen

<sup>82)</sup> Entstehungsgeschichte 2 446 f., Zum aksl. Apostolus II, 2, 8.

<sup>83)</sup> In einer ähnlichen übertragenen Bedeutung wie die Vita Const. (Obj.: Zorn und sinnliche Begierde) verwenden die „Besědy“ GREGORS DES GROSSEN das Wort (s. SOBOLEVSKIJ, a. a. O. 183).

<sup>84)</sup> a. a. O. 227.

Archaismen einen verhältnismäßig geringen Wert bei: im allgemeinen ist das Vokabular eines wiederholt abgeschriebenen Textes konservativer als die Grammatik (am schnellsten ändert sich die Lautwiedergabe), und wenn, wie das bei der Vita Constantini der Fall ist, das Vokabular eine sehr alte Entstehungszeit voraussetzt, so zweifle ich nicht daran, daß auch die grammatischen Formen der ursprünglichen Redaktion einen archaistischen Typus gezeigt haben: der Verf. der Vita Constantini hat den Typus *dostigoχъ*, *rekoχъ* wohl gar nicht verwendet, er hat wohl noch den regelmäßigen Gebrauch des Supins gekannt, den Konditional mit *bimь*, *bi* usw., *bq* gebildet usw. Eine Spur von *bq* dürfte XVIII, 35 vorliegen, wo gesagt wird, daß der Papst befohlen habe, dem gestorbenen Konstantin-Cyrrill ein ähnliches *сътворити провожденіе ꙗкоже и самому напещоу сътворити*. So schreibt LAVROVS russische Texthandschrift, aber in zwei Gruppen russischer Hss., und zwar in 2, 7, 15; 3, 5, 6, 14, außerdem in den von LAVROV benutzten Codices Л, Н, Р, steht *сътворили*; diese zwei unrichtigen Lesarten erklären sich ganz einfach, wenn wir annehmen, daß, wohl sofort nach *ꙗкоже*, ein von späteren Kopisten nicht mehr verstandenes *бж* weggefallen ist; darauf weisen auch die südslavischen Handschriften von VLADISLAV GRAMMATICUS hin, die den Konditional bewahren, aber die jüngere Form *быше* (= aksl. *быша*) schreiben. Ebenso glaube ich, wenn ein Wort zwei Stammformen, eine ältere und eine jüngere, besitzt, für die älteste Redaktion der Vita Constantini die ältere voraussetzen zu dürfen: nicht nur *velii*, das in den Hss. noch viel vorkommt (oft als Variante von *velikъ*), sondern auch *bratrъ*, obgleich ich in den Hss. nur *bratъ* begegnete.

In diesem Zusammenhange weise ich noch auf einige syntaktische Eigentümlichkeiten der Legende hin, obgleich ich dieselben für keine irgendwie wichtigen Schlußfolgerungen verwenden kann. Zunächst hebe ich eine gewisse Vorliebe für den Akkus. Sg. von Bezeichnungen männlicher Lebewesen hervor, welche wohl als ein Archaismus zu betrachten ist. So lesen wir im IX. Kapitel kurz hintereinander: IX, 2/3 *Посълаша же Козари . . . мжжъ лжкавъ и заскопивъ* (Hss. 3, 4, 10, 11, 12; 5, 6, 8, 9; in andern Hss. der jüngeren Gen.-Akk.), — IX, 11 *аще сържщени мжжъ нагъ* (in einem Teil der Hss. der Gen.-Akk.), — IX, 4: *ставите царъ инъ въ иногo мѣсто*, — IX, 18 *дѣдъ имѣхъ веліли и савнъ сѣло*; vgl. weiter etwa: VI, 2/3: *единъ богъ мѣнаще* (*мьнаще*), — VIII, 2 *испрѣва единъ богъ тъкъмо знаемъ*, — XIV, 37 *вѣровати въ Христосъ богъ нашъ*<sup>85</sup>). Weiter sind einige Konstruktionen mit *po* с. acc. für diese Legende charakteristisch: *ѣти сѣ po сѣсъсъ* (II, 7), *po инъ ротъ* (III,

<sup>85</sup>) Zum Aksl. s. A. MEILLET'S Monographie: Recherches sur l'emploi du génitif-accusatif en vieux slave (Paris 1897), zum Alttschechischen GEBAUER-TRÁVNÍČEK, Historická mluvnicka jazyka českého IV (Prag 1929), 310 ff.

22/23)<sup>86</sup>), po učenie (III, 24), popročae učeniě (IV, 2/3), po to (d. h. den philosophischen Unterricht, IV, 38) usw. — držati se po zakonъ (VI, 26; X, 35/36; XIV, 5)<sup>87</sup>).

7. Obgleich ich die Frage, ob die Vita Constantini eine Übersetzung aus dem Griechischen oder ein ursprünglicher slavischer Text ist, noch nicht berührt habe, dürfte es aus dem S. 77 f. Bemerkten klar sein, daß ich mich der zweiten Ansicht anschließe. Wie hätte ein nichtslavischer Verf. sagen können, daß Gott in der Person Konstantins „uns“ einen Lehrer gegeben habe, und zwar „einen solchen Lehrer, der unser Volk, das durch seine Schwäche, aber mehr noch durch die List des Teufels, seinen Geist verfinstert hatte<sup>88</sup>) und nicht im Lichte der Gebote Gottes wandeln wollte, erleuchtet hat“. (Kap. I, 12—14). Ebenso konnte nur ein Slave, genauer: ein im mährischen Reiche lebender Slave, Method „unsern Lehrer und Erzbischof“ nennen; man beachte auch, daß Method an der hier angeführten Stelle (X 170 f.) als der Übersetzer eines theologischen Traktates genannt wird, der ursprünglich in griechischer Sprache geschrieben war.

Ein griechisches Original galt älteren Forschern (DÜMMLER, GINZEL, RACKI) als wahrscheinlicher für die Vita Methodii als für die Vita Constantini<sup>89</sup>). Was die letztgenannte Legende betrifft, führt VORONOV folgende Worte aus dem Vorworte zu DÜMMLERS und MIKLOSICHS Ausgabe derselben an: „Höchst wahrscheinlich beruhen alle (Texte, d. h. Handschriften) auf einer bulgarischen Quelle. Ob jedoch diese aus einer griechischen abzuleiten sei, muß ich dahin gestellt sein lassen.“<sup>90</sup>) Diese Worte sind offenbar von einer und nicht von zwei Personen geschrieben; daß diese Person Miklosich und nicht, wie Voronov meinte, Dümmler war, ergibt sich aus dem letzten Satze des Vorwortes: „In dem hier abgedruckten Texte habe ich mich an die Handschrift angeschlossen“ usw.; denn der slavische Text wurde von Miklosich herausgegeben. In der Einleitung von Dümmler lesen wir aber: „Über seine eigene Person läßt uns der Verf. freilich fast ganz im Stiche: für einen Slaven gibt er sich gleich im Eingange, da er Konstantin als den Lehrer seines Volkes feiern will.“<sup>91</sup>) Die Ansicht, daß

<sup>86</sup>) Daneben eti se pęti (III, 44; VIII, 17), pęti kozarъska (IX, 1).

<sup>87</sup>) Material aus anderen Texten führt MIKLOSICH. Vgl. Syntax 431 an; eti se po auch bei KLEMENS; s. das Glossar zur Fußnote 24 genannten Arbeit LAVROVS, s. v. po.

<sup>88</sup>) Zu lesen ist: omračšii (Akk. Sg. der bestimmten Flexion); s. meine Rekonstruktion des 1. Kapitels, welche in der Zeitschr. f. slavische Philologie erscheinen wird.

<sup>89</sup>) S. A. VORONOV, a. a. O. 48.

<sup>90</sup>) E. DÜMMLER und F. MIKLOSICH, Die Legende vom Heiligen Cyrillus (Wien 1870), 4 f.

<sup>91</sup>) S. a. a. O. 7.

auch die Vita Constantini aus dem Griechischen übersetzt sei, hat hauptsächlich VORONOV selber zu begründen versucht. Er führt folgende Gründe an<sup>92)</sup>: 1. der Ausdruck: ВЪСІЖ НОШТЬ ПЪШЖ (in der Pauluskirche in Rom; Kap. XVII, 14) soll eine Übersetzung von ἐπανόχισαν sein; man kommt aber ВЪСІЖ НОШТЬ (ВЪСОУ НОШЬ) nur in den zwei Hss. VLADISLAVS vor, die andern Codices haben: ОБ НОШЬ (4, 10, 11, 12), ВЪ НОШИ (1) oder die Zeitbestimmung fehlt ganz (2, 7, 15; 3, 5, 6, 8, 9, 14; 16); es ist klar, daß der ursprüngliche Text entweder nichts oder ОБ НОШЬ geschrieben hat, welcher Ausdruck später außer Gebrauch geriet und verändert oder weggelassen wurde. — 2. ВЪ ТВАРИ „im Buche Genesis“ X, 165. Ich besprach diesen Ausdruck bereits oben<sup>93)</sup>; ich betrachtete ihn dort im Zusammenhang mit der Wortverbindung ОТЪ ТВАРИ ВЪСЕГО МИРА, welche dem Verf. aus dem Psalter bekannt sein konnte. Man beachte übrigens, daß speziell für die theologischen Gespräche am Chazarenhofe, in welchen der Ausdruck ВЪ ТВАРИ vorkommt, eine griechische, von Method ins Slavische übersetzte Quelle vom Verf. der Legende genannt wird. — 3. Der im IV. Kapitel dem jungen Konstantin erteilte Auftrag „Eingeborene und Fremde in der Philosophie zu unterrichten“, soll durch ein Mißverständnis in den slavischen Text hereingekommen sein, indem der Übersetzer die Termini: ἡ φιλοσοφία ἡ ἔσω τε καὶ ἡ ἔξω nicht gekannt habe. Eine sehr geistvolle Hypothese! Weshalb sollten wir aber dem sehr begabten Menschen, dem wir den slavischen Text der Legende verdanken, eine solche Dummheit zumuten? Wir wissen nichts, sagt VORONOV, von Ausländern, die in der Byzantiner Schule Philosophie studiert hätten. Wir wissen aber auch vom Gegenteil nichts, und als Konstantin in einer früheren Periode seines Lebens Grammatik lernen wollte, war nach der Legende der einzige Mensch, an den er sich wenden konnte, ein in Saloniki wohnhafter Ausländer (СТРАНЪНЪ ЕТЕРЬ III, 33). — 4. Die Legende teilt mit, daß Konstantin eine Zeitlang ВИВЛОТИКАРЬ beim Patriarchen gewesen sei (IV, 32); tatsächlich aber war er wohl χαρτοφύλαξ<sup>94)</sup>. Voronov erklärt ВИВЛОТИКАРЬ als eine ungenaue Übersetzung dieses griechischen Wortes. Das Umgekehrte kommt mir wahrscheinlicher vor: wenn ein griechischer Text zugrunde gelegen hätte, wo der Titel χαρτοφύλαξ hieß, würde der Übersetzer diesen Titel wohl unverändert gelassen haben; der Terminus ВИВЛОТИКАРЬ ist vielmehr gerade dem Fehlen einer griechischen Vorlage zuzuschreiben. — 5. Griechische Eigennamen wie ФАТНЬ aus Φάτνη (Bezeichnung der Kirche der H. Maria ad Praesepe in Rom), Übersetzungen solcher Eigennamen

<sup>92)</sup> a. a. O. 51 ff.

<sup>93)</sup> S. 93 f.

<sup>94)</sup> S. jetzt über diesen Beruf die ausführlichen Erörterungen DVORNIKS, a. a. O. 52 ff.

wie жъзкое мор'е für τὸ Στερόν, auch entlehnte oder übersetzte Appellative wie анагностъ, иерѣи, тайнаѣ слоужьба, welches Voronov als eine Übersetzung von μυσταγωγία auffaßt, werden in diesem Zusammenhang genannt; sie beweisen aber nur, daß in der kirchenslavischen Sprache Konstantins und seiner Freunde, zu denen wohl auch der Verf. der Legende gehört hat, diese und ähnliche Wörter gebraucht wurden, was ganz natürlich ist, — sogar für Φάτυη: weshalb sollte der Grieche Konstantin, als er in Rom war, diesen wohl auch den dort wohnhaften Griechen geläufigen Namen nicht gebraucht haben? Ich halte es nicht für nötig, alle in diesem Zusammenhang von Voronov angeführten Wörter aufzuzählen, ebenso wenig gehe ich auf solche Konstruktionen wie пѣти сѣлѣтъ, дивѣ творити, вещьми сѣказати ein. Wir sahen oben bereits, daß es sich hier um auch sonst vorkommende aksl. Konstruktionen handelt, die der Verf. einfach aus dem geschriebenen oder gesprochenen Slavischen kennen konnte<sup>95</sup>).

Die Hypothese, daß die Vita Constantini — und auch die Vita Methodii — aus dem Griechischen übersetzt seien, ist von vielen Forschern wiederholt worden. Noch im J. 1909 schrieb LESKIEN ohne jeden Vorbehalt: „Beide Legenden sind Übersetzungen aus griechischen Originalen, die uns nicht erhalten sind.“<sup>96</sup>) Jetzt dürfte diese Ansicht kaum noch Anhänger haben<sup>97</sup>).

8. Die Vita Constantini ist einer der wenigen ursprünglich in altkirchenslavischer Sprache geschriebenen Texte, und sie ist literarisch und stilistisch ein Meisterwerk. Dieser Text verdient also eine besondere Pflege von seiten der Slavisten. Und diese ist ihm auch zuteil geworden. Von der Zeit an, wo sie entdeckt wurde, bis an die letzten Jahre wurden ihr, teilweise im Zusammenhange mit anderen Texten und mit verschiedenen geschichtlichen, theologischen, literarischen und sprachlichen Problemen, Bücher und Aufsätze gewidmet. Eine nicht geringe Anzahl der 3385 Nummern, welche G. A. ILJINSKI J in seinem Опыт систематической Кирилло-Мефодьевской Библиографіи<sup>98</sup>) aufgenommen hat, bezieht sich ausschließlich oder teilweise auf die Vita Constantini. Von den 34 Handschriften, welche M. POPRUZENKO und S. ROMANSKI in ihrem Библиографски Прегледъ<sup>99</sup>) aufzählen, sind nicht weniger als 18 vollständig herausgegeben,

<sup>95</sup>) Die von VORONOV der Vita Methodii entnommenen Gründe darf ich jetzt unbesprochen lassen.

<sup>96</sup>) A. LESKIEN, Grammatik der altbulgarischen (altkirchenslavischen) Sprache (Heidelberg 1909), S. XIII.

<sup>97</sup>) S. u. a. A. BRÜCKNER, a. a. O. 10 f.; M. WEINGART, Analyse philologique (s. Fußnote 27), 105 ff.

<sup>98</sup>) Von der bulgarischen Akademie im Jahre 1934 unter der Redaktion von M. G. POPRUZENKO und S. ROMANSKI herausgegeben.

<sup>99</sup>) Библиографически преглед на славянскитѣ Кирилски източници за живота и дейността на Кирила и Методия (Sofia 1935), 27—33.

und zwar 16 von BODJANSKIJ in den Moskauer Čtenija<sup>100</sup>) der Jahre 1863, 1864, 1873, die 17. (die Handschrift von VLADISLAV GRAMMATIK v. J. 1469) von LAVROV in seinen Материалы<sup>101</sup>), die 18., die sog. erste Lemberger Hs., von MIKLOSICH<sup>102</sup>) und nach dessen Ausgabe von PASTRNEK<sup>103</sup>) und TEODOROV-BALAN<sup>104</sup>). BODJANSKIJS Nr. 13, welche dem „Rilski Sbornik“ des Grammatikers VLADISLAV vom J. 1479 entnommen wurde, war schon früher von ŠAFAŘIK<sup>105</sup>) herausgegeben worden; eine neue Ausgabe verdanken wir GOŠEV<sup>106</sup>). Obgleich nicht alle Hss. leicht zugänglich sind, genügen schon die 18, welche in gedruckten Ausgaben vorliegen, für eine annähernd richtige Rekonstruktion des Grundtextes; trotzdem hat aber bisher kein Slavist versucht, eine kritische Ausgabe herzustellen; WEINGART hat richtig auf diese unverzeihliche Lücke in unserer wissenschaftlichen Forschung hingewiesen<sup>107</sup>). LAVROV hat freilich einen sog. „Збірний текст“ unserer Legende (mit ukrainischer Übersetzung) herausgegeben<sup>108</sup>). Von einer kritischen Ausgabe darf man hier aber kaum reden. LAVROV ging hauptsächlich von BODJANSKIJS Hs. Nr. 1 aus; er berücksichtigte auch die nach seiner Ansicht wichtige Hs. Nr. 2, mit der die bisher nicht herausgegebene Handschrift BARSOVS sehr oft übereinstimmen soll. Auch Nr. 4 von BODJANSKIJ wird als ein guter Text betrachtet; weiter hat LAVROV die zwei südslavischen Codices des Grammatikers VLADISLAV benutzt; oft fügt er die Lesarten dieser Hss. in Klammern der für den „Збірний текст“ gewählten Lesart hinzu. Man liest diese Sachen mit Staunen<sup>109</sup>). LAVROV, der einen auf Vergleichung einiger Handschriften beruhenden Text herausgibt, gibt sich nicht einmal die Mühe, eine Gruppierung der ihm zugänglichen Hss. vorzunehmen! Ebenso unkritisch verfährt er bei der Wahl der Texthandschriften für die Материалы. Er gibt hier eine russische und eine südslavische Handschrift heraus, wobei er offenbar ohne weiteres an-

<sup>100</sup>) Чтенія въ Императорскомъ Обществѣ Истори и Древностей Россійскихъ при Московскомъ Университетѣ.

<sup>101</sup>) S. Fußnote 3.

<sup>102</sup>) E. DÜMMLER und F. MIKLOSICH, Die Legende vom heiligen Cyrillus (Denkschriften der phil.-hist. Kl. XIX, Wien 1870).

<sup>103</sup>) Dějiny (s. Fußnote 4), 154 ff.

<sup>104</sup>) A. TEODOROV-BALAN, Кирилъ и Методи I (Sofia 1930), 29 ff.

<sup>105</sup>) P. J. ŠAFAŘIK, Památky dřevního písemnictví Jihoslovanův (Prag 1851, 2. Aufl. 1873).

<sup>106</sup>) I. GOŠEV, Светитѣ брата Кирилъ и Методий. Материали изъ ржкописитѣ на Синодалния Църковенъ Музей въ София (Sofia 1938), 9 ff.

<sup>107</sup>) Analyse philologique (s. Fußnote 27), 102 f.

<sup>108</sup>) Кирило та Методій (s. Fußnote 25), 239 ff.

<sup>109</sup>) a. a. O. 237. Wenn LAVROV, Материалы XXVII sagt, daß er seinen „сводный текст“ der Vita Constantini „на основании всех его списков“ rekonstruiert habe, so heißt das kaum mehr, als daß er auch andere als die oben genannten Codices mitberücksichtigt hat.

nimmt, daß alle russischen Handschriften den südslavischen gegenüber eine Gruppe bilden; Hs. 16, welche nach einem südslavischen Texte kopiert wurde, wird dabei einfach zu den russischen Codices gerechnet. Als russische Texthandschrift wird BODJANSKIJS Nr. 1 gewählt, wohl einfach deshalb, weil sie die älteste ist. Als ob eine Hs. vom XV. Jh., welche von dem ursprünglichen Texte durch eine Periode von 5½ Jahrhunderten getrennt ist, notwendigerweise mehr alte Lesarten bewahrt hat als Handschriften vom XVI. Jh. ! Das hätte LAVROV zuerst untersuchen sollen ! Ein enger Zusammenhang wird zwischen 2, 7, 15 konstatiert, was richtig ist; auch sollen die in Hss. der Četji Minei von MAKARIJ enthaltenen Texte der Legende nahe miteinander verwandt sein<sup>110</sup>). Es sind das die Nrn. 4, 5, 10, 11, 12, 14; tatsächlich bilden 4, 10, 11, 12 eine Gruppe; 5, 14 gehören aber nicht dazu. In den Fußnoten zu seiner Ausgabe führt Lavrov eine große Anzahl Varianten an; um eine richtige Übersicht über den wirklichen Tatbestand zu bekommen, muß man aber sehr oft seine Angaben an der Hand von BODJANSKIJS Ausgaben vervollständigen. Mir ist eine solche Arbeitsmethode unverständlich, zumal weil eine bessere Gruppierung der Hss. sehr leicht gewesen wäre. Man braucht nur einige kurze Abschnitte der Legende unter Berücksichtigung sämtlicher gedruckter Texte zu studieren, um folgendes festzustellen: Bodj. gehört zu keiner Gruppe, geht bald mit dieser, bald mit jener Gruppe zusammen. — Bodj. 2, 7, 15 gehören zusammen, was auch LAVROV schon gesehen hatte. — Ebenso Bodj. 4, 10, 11, 12 — und 5, 6, 8, 9, 74, — 16 steht der Lemberger südslavischen Hs. (L) ziemlich nahe, — dieser südslavischen Gruppe stehen als eine andere Gruppe die zwei VLADISLAV-Texte von den Jahren 1469 und 1479 gegenüber. Daß Nr. 14 mit 5, 6, 8, 9 zusammengehört, ist insofern nicht ganz richtig, als im ersten Kapitel und im Anfang des zweiten die Lesarten von Nr. 14 vielmehr mit denen der Gruppe 4, 10, 11, 12 übereinstimmen; weiter geht aber 14 ganz regelmäßig mit 5 usw. zusammen. BODJANSKIJS Hs. 3, welche wir noch außer Betracht ließen, geht bis Kap. XI, Z. 46 mit der Gruppe 4, 10—12 zusammen; weiter mit der Gruppe 5, 6, 8, 9, 14.

Ich werde an einem Beispiel zeigen, wie nötig es sein kann, beim Studium von Fragen, welche sich auf den Inhalt der Legende beziehen, den sämtlichen handschriftlichen Varianten die nötige Aufmerksamkeit zu widmen. Bei der Analyse der arabischen Reise hat DVORNÍK sich die Frage gestellt<sup>111</sup>), ob man dem Philosophen Konstantin eine oder zwei Personen mitgegeben hat: gewisse Handschriften schreiben *asikrita georgia*<sup>112</sup>), andere dagegen *asikrita i georgia polašq*; was ist die ältere Lesart? Dvorník

<sup>110</sup>) Материалы XIX.

<sup>111</sup>) a. a. O. 93 ff.

<sup>112</sup>) Varianten *asukrita*, *asykrita*.

entscheidet sich für die zweite, und so gelingt es ihm, die Zusammensetzung der Mission so zu rekonstruieren wie er sie aus historischen Gründen für wahrscheinlich hält. Konstantins Lehrer PHOTIOS hat einmal eine Reise zu den Arabern gemacht, er hatte den Rang eines πρωτ(ο)ασικρήτις; was ist nun wahrscheinlicher, meint Dvorník, als daß er der Asikrit der Legende ist? In dem düstern Worte polaša möchte Dvorník, allerdings nicht ohne Vorbehalt, eine Art Wiedergabe des griechischen παλατίνος sehen; die Reisegenossen wären also PHOTIOS und ein gewisser Γεώργιος παλατίνος gewesen. Als die Hauptperson der Mission betrachtet DVORNIK den älteren und angeseheneren Photios, „à qui fut adjoint son brillant élève et collègue, Constantin“<sup>113</sup>). Das sieht alles sehr unwahrscheinlich aus: polaša ‘πολατίνος’ ist ein Phantasiebild ohne weiteres, zumal weil polašq (-u) als Verstümmelung der Verbalform pos(ъ)lašę, die in anderen Handschriften an derselben Stelle steht, vollständig begreiflich ist; und wenn Photios πρωτ(ο)-ασικρήτις war, weshalb wird er dann einfach asikritъ genannt. Wenn tatsächlich Konstantin ihm als Mithelfer mitgegeben wurde, weshalb sagt der Verf. der Legende dann gerade das Umgekehrte? Wollte er seinen Lesern ein Rätsel aufgeben? Weshalb? Einem solchen Verhältnis der historischen Wahrheit gegenüber begegnen wir sonst bei ihm nicht. Ich glaube, daß Dvorník selber seine Hypothese nicht aufgestellt hätte, wenn er die Lesarten der 18 ihm durch Ausgaben zugänglichen Handschriften berücksichtigt hätte. Ich teile hier dieselben mit<sup>114</sup>):

Bodj. 2, 7, 15: pristavl’bše že emu asikrita georgia posъlašę,<sup>1</sup>

Bodj. 5, 6, 8, 9, 14 ebenso,

Bodj. 1: pristavišę že kъ ňemu asikrita georgia i posъlašę ę,

Bodj. 3, 4, 10, 11, 12: posъlašę že sъ nimъ asikrita georgia,

L, Bodj. 16: pristavišę že kъ ňemu asikrita i georgia polašq,

Vladislav 1469, 1479: pripoъlašę že sъ n’imъ asikrita i georgia polašq.

Aus dieser Übersicht ergibt sich, daß die Partizipialkonstruktion pristavl’bše usw. in 2 Gruppen von Hss. vorkommt. Weil das mit keiner der anderen Lesarten der Fall ist, weil der Text von Bodj. 1 durch die Annahme einer einfachen Ersetzung der Hypotaxe durch Parataxe aus demjenigen von 2 usw. erklärt werden kann, weil auch das sonst rätselhafte polašq (-u) der südslavischen Redaktionen als eine Verstümmelung des nach der Einführung des Aoristes in den ersten Satzteil überflüssig und unklar gewordenen posъlašę ohne weiteres klar ist, zweifle ich nicht an der Altertümlichkeit der in Bodj. 2, 7, 15; 5, 6, 8, 9, 14 enthaltenen Redaktion. Die Legende, welche Konstantin als die Hauptperson der Mission darstellt, kennt also außer ihm nur einen Sekretär GEORGIOS, welcher ihm als Gehilfe beigegeben und mit

<sup>113</sup>) a. a. O. 96 f.

<sup>114</sup>) Ich rekonstruiere, soviel wie möglich, die klassischen aksl. Formen.

ihm nach dem Lande der Araber geschickt wird. Was die Rektion des Zeitwortes anbetrifft, so glaube ich, daß auch hier die Gruppen 2 usw., 5 usw. die ursprüngliche Konstruktion bewahrt haben: *pristavl'ěše emu asikrita* kommt mir für das älteste Kirchenslavisch gerade so plausibel vor wie *i si vsě priložat' sja vamъ* Mat. VI, 33; Luk. XII, 31.

Man kann, soviel ich sehe, keine Handschrift oder Handschriften-Gruppe als archaistischer denn alle anderen betrachten. Bald ist die eine, bald eine andere Gruppe konservativer. Der merkwürdige Archaismus *strižьnikomъ* XVIII, 48 liegt nur in Bodj. 4, 10, 11, 12 vor, dagegen *balъstvo* XI, 20, 22 nur in 5, 6, 8, 9, 14. Auch *eterъ* wurde an einigen Stellen (VI, 79; VIII, 20; XI, 3/4) nur von 5, 6, 8, 9, 14 bewahrt, und dort, wo auch andere Gruppen es haben, kommt es stets auch in 5 usw. vor; dagegen hat gerade diese Gruppe *apostolьnikъ* anstatt *apostolikъ* (XVII, 2) und *rusьsky* anstatt *slověnsky* (XVII, 7, 12); *rači* (II, 7) begegnet uns in 5, 6, 8, 9 und außerdem in 16, L; ebenso *sъtęžalъ* (XIV, 26)<sup>115</sup>). Merkwürdig ist das Zusammengehen von Bodj. 1 und 16 im 1. Kapitel, Z. 3, wo nur diese Hss. die alte Lesart *priložitъ na* bewahrt haben (L: p. sę na), und XI, 40, wo dieselben Hss. *izbl'ьvalъ* (-evalъ) haben, was ebenfalls auf den Grundtext zurückgeht. XIV, 17 hat keine der bisher herausgegebenen Codices, sondern nur die von Lavrov durch den russischen Buchstaben Л bezeichnete Hs. die ursprüngliche Lesart *земъ*<sup>116</sup>) und das Adj. *ędrъ* hat sich nur in einer ebenfalls noch nicht herausgegebenen Vatikanischen Handschrift erhalten<sup>117</sup>). Angesichts solcher Tatsachen ist es klar, daß es auch Stellen geben wird, wo alle Hss. von der ursprünglichen Redaktion abweichen, woraus sich die Unmöglichkeit einer genauen Reproduktion derselben ergibt. Das gilt aber für beinahe alle Texte, auch für Evangelium und Psalter; aber ebenso wie hier eine der ältesten Fassungen sich stark nähernde Rekonstruktion möglich ist, so ist das auch bei der Vita Constantini der Fall. In einem Aufsatz, der in der Zeitschrift für slavische Philologie erscheinen wird, habe ich eine solche Rekonstruktion des 1. Kapitels versucht; ich glaube, daß es mir dabei gelungen ist, weit über das bisher Geleistete hinauszukommen und positive Resultate zu erzielen. Als die allererste Aufgabe der Vita Constantini-Forschung und als eine der wichtigsten Aufgaben der kirchenslavischen Philologie überhaupt betrachte ich augenblicklich die Fortsetzung dieser von mir angefangenen Arbeit, damit wir endlich einmal einen zuverlässigen Text dieses schönen und auch historisch so wichtigen Momentes der ältesten slavischen Literatur erhalten.

<sup>115</sup>) Auch in Nr. 3 und Nr. 14, welche in diesem Teile der Legende mit 5, 6, 8, 9 zusammengehen.

<sup>116</sup>) Das -ь anstatt -ъ ist jünger. — *оуимъ* in dem nicht herausgegebenen Codex von BARSOV; s. LAVROV, Материалы XXI.

<sup>117</sup>) S. LAVROV, Материалы XXI.

# Deutsche Elemente in der ungarischen Dichtung des 18. Jahrhunderts

Von ELEMÉR CSÁSZÁR † (Budapest)

Die sich aus eingehenden Studien und Forschungen ergebene nachstehende Sammlung soll lediglich einen auf Belege gestützten Hinweis jenen Einflusses liefern, der in der Zeit der Verweltlichung und Selbstbesinnung der ungarischen Literatur, im Verlaufe des 18. Jh.s neben italienischen und französischen Anregungen von seiten der deutschen Literatur auf die Entwicklung unserer Dichtung ausgeübt wurde. Das 18. Jh. liefert hier einen klar abgegrenzten literarischen Rahmen, wobei ich jene Epoche von der Vertreibung der Türken bzw. vom Sathmarer Frieden (1711) bis zum Zusammenbruch der Verschwörung des Abtes MARTINOVITS (1795) bemesse; die erwähnten Jahreszahlen versinnbildlichen in unserer Rückschau nur einen scheinbar politischen Charakter, bildet doch die erste den Anfang einer ruhigen und für die kulturelle Entwicklung höchst günstige Epoche, während die andere insofern einen Grenzstein im Leben unserer Literatur darstellt, da ein königliches Urteil eine beträchtliche Zahl unserer zur Führung berufenen Dichter entweder in die Gefängnisse warf oder sie sonst zum Schweigen brachte, ein Umstand, der die Entwicklung unseres gesamten kulturellen Lebens für eine Zeitspanne entscheidend hemmte.

Die deutsche Beeinflussung kommt in erster Linie aus den engen Beziehungen zu Wien zur Geltung. Nicht schlagartig zu Beginn des erwähnten Zeitabschnittes, denn das Leben am Wiener Hof selbst spiegelt zunächst und noch eine Zeitlang das Bild der italienischen und französischen Kultur wider, die Siebenbürger aber suchen vornehmlichst französische Berührungspunkte; so nun konnte die deutsche Poesie bei uns in Wirklichkeit erst in dem letzten Viertel des Jh.s Wurzeln fassen, um dann immer mehr das Übergewicht zu gewinnen und die lateinische und romanische (italienische, französische, ja sogar spanische) literarische Einflußsphäre abzdämmen. Dann aber meldet sie sich in allen Gattungen unserer Dichtung und von nun an wurden uns viele Jahrzehnte hindurch alle dominierenden europäischen Geistesströmungen durch die deutsche Kultur vermittelt.

Es hat nur eine bibliographische Bedeutung, wenn die evangelische Kirchengesangsdichtung bereits in der ersten Hälfte des Jh.s auf die Übersetzung einzelner Liedertexte aus deutschen Gesangsbüchern zurückgreift und sich JOHANN SARTORIUS in seinem 1730 in Wittenberg erschienenen Liederbuch „Ungarische Seelenstunde“ zum Teil auf die deutschen Sammlungen stützt, genau so wie der in Versen niedergelegten und Luther schmähenden Übersetzung der drei deutschen Chroniken (1753—1758)

durch den katholischen Priester Márton Hriagjel lediglich symptomatischer Wertmesser zukommt. Um eine diesbezügliche Ergänzung zu schaffen, seien noch die Übersetzung, Verbreitung und in einem ungarischen Lesebuch erfolgte Zusammenstellung einer von Johann Hübner verfaßten und durchaus volkstümlichen Jugendschrift „Zweymal zweyundfünfzig auserlesene biblische Historiken“ durch PAUL FODOR (1760) sowie die Anekdotensammlung „Der hl. Hilarius“ von PETER BOD (1760), deren zielsetzende Bestrebungen und Geist auf das deutsche Beispiel, den „Centum Fontes“ Adam Webers zurückgehen, zu erwähnen. Diese sporadischen Erscheinungen sind von ausgesprochener kulturgeschichtlicher, jedoch keiner literarischen Bedeutung.

Der Umstand, daß sich die Piaristen in den Schuldramen den auf lateinischen und italienischen Quellen orientierten Jesuiten gegenüber sich auf die „Schaubühne“ von GOTTSCHED zu stützen erkühnten, um daraus hauptsächlich auf Stücke des Dänen Holberg zurückzugreifen, bedeutet keine bewußt geistige Wende; wichtiger ist vielmehr, daß sie auf diesem Wege ihre Themen verweltlichten und ihre Dramen nicht nur übersetzten, sondern diesen auch zur Einbürgerung verhalfen: sie versetzen den Schauplatz nach Ungarn und füllen die Dramen mit nationalem Geist. Urdeutsche Dramen, wie z. B. „Der Geheimnisvolle“ von ELIAS SCHLEGEL und andere kommen reichlich verspätet zu uns und auch das Überhandnehmen an Buchdramen vermag an dem Bestehenden nichts zu ändern, der herrschende Stern bleibt VOLTAIRE. Schon in den Siebzigerjahren aber beginnt eine Nachfrage auch nach deutscher Literatur. Es wird auch heute mit mehr oder weniger Recht behauptet, daß selbst die Tragödie des Agis, ein der Feder von GEORG VON BESSENYEI im Jahre 1772 entstammendes Werk, das wir als den Beginn der neuen Literatur bezeichnen, eine freie Umbildung eines Stoffes Gottscheds sei. JOHANN KÓNYI, ein einfacher Wachtmeister, übersetzt und gibt 1774 das Gesangsspiel eines unbekanntes deutschen Schriftstellers heraus („Orpheus und Euriditze“), er und SIGMUND OSVALD übertragen die Werke MÖLLERS „Gr. Valtron“ bzw. „Sophie“ (1786) ins Ungarische. Dilettantische Arbeit einiger Magnaten bringt CRONEGKS „Codrus“, GEBLERS „Clementine“ und JOHANN JAKOB ENGELS „Der dankbare Sohn“ ins Land und zweimal wird von ihnen das von Deutschen aufgegriffene Drama Falber-Fenouillet „Der Galeerensklave“ übersetzt. NIKOLAUS RÉVAI, der größte ungarische Sprachwissenschaftler, überträgt mit großer Hingabe das „Opfer“ von SONNENFELD und ein Schriftsteller, namens ALEXANDER KÚN-SZABÓ arbeitet „Romeo und Julia“ von CHR. F. WEISSE ins Ungarische um, um damit Shakespeare zum ersten Male dem Ungarland zu schenken; nicht zuletzt sei aber noch an die in Handschrift gebliebene Übertragung des Kleistschen Dramas „Seneca“ von Graf LADIS-

LAUS TELEKI verwiesen (1782), welches zehn Jahre später auch durch den jungen ALEXANDER V. KISFALUDY übersetzt wurde. All diese zufällig, nur gelegentlich gefertigten Arbeiten waren dazu angetan, wenigstens den blassen Widerschein eines SHAKESPEARE, KLEIST oder CRONEGK im Ungarischen zu versinnbildlichen.

Der schon früher aus Frankreich hereinströmende, aber mit deutschem Anstrich gefärbte heroisch-höfische Barockroman, der märchen- und feenhaften, und schließlich der ausgesprochenen Abenteuerroman, die Robinsonade, gelangt jetzt im alten Strombett mit neuen Wellen zu uns. Hier war vor allem IGNAZ MÉSZAROS bahnbrechend, als er durch seine Übersetzung des Werkes „Die unvergleichlich schöne Türkin“ von LEONHARD ROST (1772), das seinerzeit in vier Ausgaben erschien, sowie durch die Übertragungen französischer Schöpfungen aus dem Deutschen eine erstmalige Volkstümlichkeit des Romans in unserer Literatur schuf; da ist es nur zu begreiflich, daß durch dieses Beispiel angeregt, JOHANN KÖNYI neben zahlreichen Erzählungen vornehmlich jene des MARMONTEL und der Gräfin D'AULNOY durch deutsche Vermittlung der ungarischen Öffentlichkeit zugänglich machte. Die in Novellen zusammengefaßten „Winternächte“ von FRANZ FALUDI entstammen den Sammlungen des Spaniers ESLAVA „Noches de Invierno“, weisen jedoch deutlich die deutsche Vermittlung durch MATTHÄUS DRUMMER auf (Winternächte 1666). CAMPES „Robinson der Jüngere“ und „Sittenbüchlein für Kinder“ setzen diese Reihe fort; aus einer Wiener deutschen Arbeit gelangen zu uns die interessanten, zu Land und Meer vollführten Abenteuer des ungarischen Jungen aus Baja, Andreas Jelky, und schließlich verschaffen sich die übertriebenen Historien CHRISTOPH KORNS „Graf Pontis“ und VEIT WEBERS „Sagen der Vorzeit“ allgemeines Interesse, Werke, die später für die großen Dichter ALEXANDER V. KISFALUDY und JOSEF KATONA beliebte Lektüre, teils auch Quellen werden sollen. Die Schriften von Campe und Mézárós bilden lange Zeit eine große Anziehungskraft für die Jugend, der heroische Roman selbst aber, überdies verspätet zu uns gelangt, konnte die Entwicklung unserer Dichtung nicht beeinflussen.

Das Ungartum befreundete sich mit den Werken des deutschen Dichtergeistes nur ganz langsam, obwohl seine politischen wie auch kulturellen Beziehungen stets zu den Deutschen, zu mindestens aber nach Wien, führten. Bis zum Jahre 1772, wie schon erwähnt, erinnern lediglich einige Schuldramen an diese Berührungspunkte und auch in der nächsten Folgezeit war es in der Tat dem Zufall überlassen, ob und welches deutsche Buch in die Hände eines ungarischen Schriftstellers kam. Die kulturellen Bande werden erst dann enger geschlossen, d. h. die Wirkungen der deutschen Literatur zeigen sich erst von dem Augenblicke an gleichmäßig, als

die junge Generation nach Anfängen der Vorigen sich anschickt, ein literarisches Leben zu schaffen, und eine gebildete Schriftstellerwelt von verfeinertem Geschmack sich die geistigen Ansprüche eines durch die Verbreitung der Aufklärungsideen erwachten Publikums zu befriedigen, ja zu führen und lenken bemüht. So beeinflußt in der folgenden Epoche die ungarischen Dichter das deutsche Schrifttum und die ungarische Literatur wird stark mit deutschem Geist erfüllt: In den Jahren 1790—1795 setzt diese Strömung erfolgreich ein, um noch weit über ein Menschenalter hinaus durchaus lebendig zu sein. Aber selbst in dieser Periode, in welcher der deutsche Kultureinfluß herrschend erscheint, vollziehen sich starke, zeitgemäße nationale Bestrebungen insofern, als sich einesteils unsere Dichter anschicken, durch ihre Übersetzungen die Elastizität, die Feinheit und den Reichtum der ungarischen Sprache zu dokumentieren und zu vergrößern, um aber auch nach ihrem Gutdünken das Moderne und Schöne in der neuen Literatur innerhalb der Nationalsprache zu verwerten, um auf diese Weise die Allgemeinbildung des ungarischen Volkes bzw. die Schaffenskraft des ungarischen Geistes zu heben und zu entwickeln.

Das Motiv, warum man gerade die deutsche Literatur bevorzugte, liegt nicht nur im Reichtum und in der großen Entwicklung des deutschen Schrifttums, es hatte auch andere, aus den allgemeinen Verhältnissen erklärliche Gründe. Der Wechsel als solcher war nicht selbstverständlich; denn in der würdigen Bibliothek der Oberschule vom Sárospatak, dem oberländischen Kulturzentrum des kalvinistischen Ungartums, war z. B. in den Siebzigerjahren kein einziges deutsches belletristisches Werk vorzufinden, wie auch zu dieser Zeit dort keine Menschenseele den Namen eines Gessner kannte. Demgegenüber kristallisierte sich in anderen Städten des Oberlandes, durch das Studium des deutschen Schrifttums bewirkt, aus den Reihen der Protestanten eine stattliche Intelligenz heraus, deren Söhne deutsche Universitäten besuchten. In jener Zeit wirkten sich auch in den Schulen all die stillen und geheimen Germanisierungsbestrebungen Maria Theresias aus. Im Rahmen der politischen und militärischen Laufbahn haben nur jene Gelegenheit, Karriere zu machen, die Sprachen, und in erster Linie die deutsche Sprache, beherrschten. Am Hofe selbst eigneten unsere Magnaten sich eine echte Wiener Kultur an; neben den Angehörigen der Leibgarde, die sich gegenseitig aus Ungarn dicht ablösten und ergänzten, waren es die zahlreichen ungarischen Kindererzieher unserer in Wien lebenden Aristokratie, die die neuen Zeitideen der Aufklärung mit nach Hause nahmen, um sie dort auch zu verbreiten. Nicht nur die zuerst in Wien erscheinenden ungarischen Zeitungen und Zeitschriften ernähren sich vorwiegend aus den verschiedenen deutschen Musen-Almanachen und Taschenbüchern, auch das „Kaschauer Ungarische Museum“ übernimmt

Namen, Formgebung, Ausstattung und Stoffarten vom Deutschen Museum und nach den deutschen Beispielen baut der „Orpheus“ und die „Urania“ ihre Existenz auf. Die „Bremer Beyträge“, Wielands „Deutscher Merkur“ oder das „Deutsche Museum“ bzw. das „Neue deutsche Museum“ überfluten nicht nur die ungarische Lesewelt mit all ihren deutschen Werken, sondern auch unsere Schriftsteller und Dichter finden in diesen periodischen Zeitschriften ihre Beispiele und Quellen. Allein der Umstand, daß die in ihrem deutschen Vaterland selbständig erschienenen und großes Aufsehen erregenden Werke — wie „Götz“ oder „Werther“ — nicht in den Almanachen erschienen, konnte es bewirken, daß die Kunde von derartigen Schöpfungen reichlich spät zu uns gelangte. Hingegen, da die Almanach-Dichtungen oft namenlos erscheinen, geraten die ungarischen Übersetzer bei ihren Übertragungen oder Nachahmungen unter den Einfluß solcher deutscher Dichter, von denen sie in den meisten Fällen nicht einmal den Namen wußten; so ist es bezeichnend, daß dem hochgebildeten KAZINCZY der Name eines HÖLTY noch im Jahre 1793 völlig unbekannt war; dieser Zustand hält auch dann noch an, als die deutsche Lyrik durch Steffans und Haydns Melodien neue Flügel erhält und die Lieder nicht gedruckt, sondern im Gesang sich verbreiten. Auch viele Übersetzer deutscher Theaterstücke gab es, denen der Name des Autors ein fremdes Dorf blieb. Man kann wohl behaupten, daß bei uns ein Lesepublikum durch die Aufklärung ins Leben gerufen, der Großteil der Lektüre aber durch die Almanach-Literatur geliefert wurde. Die sich mit der Melodie verbreitende Lyrik und das Theater besorgen das übrige. In dieser Epoche gibt es verhältnismäßig noch wenige Romane, die in der deutschen Dichterstube das Licht der Welt erblickten. All das weist auf die erwähnte Zufälligkeit und Gelegentlichkeit, mit welcher die Quellen der Übersetzungen ausgewählt wurden. Und trotz allem gelangen mit diesen Übertragungen zugleich auch die neuen literarischen Strömungen der Aufklärungszeit in die ungarische Dichtung.

Die scharfe Wendung nach deutschen Werken läßt sich Schritt für Schritt bei dem bedeutendsten und zugleich gebildetesten ungarischen Schriftsteller des Zeitalters, FRANZ V. KAZINCZY feststellen, der mit einer tagebuchmäßigen Treue seine literarischen Erlebnisse aufzeichnete. Es ist für die gesamte junge Generation bezeichnend, wie diese Strömung Kazinczys urwüchsig ungarische Bildung von Schritt zu Schritt mit deutschem Geist erfüllte. Schon im Kindesalter las er mit Hilfe eines evangelischen deutschen Studenten die oben erwähnten biblischen Historien von HÜBNER in deutscher Sprache. Im Jahre 1768 vertieft er sich mit leidenschaftlicher Hingabe in den minderwertigen deutschen Roman „Tugendschule“ und 1774 betraut ihn sogar sein Vater mit der Übersetzung der GELLERTSchen religiösen Schriften und der Satiren von RABENER. Im nächsten Jahre

kommen ihm ein Göttinger Musen-Almanach und WIELANDS „Musarion“ in die Hände, bis er dann von 1779—1782 in Kaschau und Eperjes reichlich Gelegenheit hat, seine Kenntnisse in der deutschen Literatur gründlich zu erweitern, indem er aus der Rumpelkammer einer Buchbinderei die Werke von GESSNER sowie die Korrespondenz zwischen GLEIM und JACOBI kaufen kann. Bewegt und gerührt liest er MILLERS „Siegwart“ und hegt keinen sehnlicheren Wunsch, als sich den „Messias“ verschaffen zu können. Es gelingt schließlich noch Kazinczy, mit der Dichtkunst der beiden Stolberg, des Hainbunds, mit Bürger, Lessing, Matthisson, Salis, ja sogar mit den großen Deutschen, Goethe und Schiller, bekannt zu werden; so gewinnt er denn auch die Ansicht, daß die deutsche Sprache die poetischste und die deutsche Literatur die erste der Welt seien.

In deutschen Literaturfragen war sein alter, bewährter Freund Graf GEDEON V. RÁDAY am besten orientiert. In den Dreißigerjahren besuchte er in Frankfurt a. d. O. die Universität und war seit dieser Zeit eifriger Leser des deutschen Schrifttums. Regelmäßig ging ihm die kritische ADB-Zeitschrift von FR. NICOLAI zu, mit deren Hilfe er die deutschen kulturellen Bestrebungen und die neuen literarischen Schöpfungen kennenlernte und nach denen er schließlich seinen Kunstgeschmack und seine Urteile ausrichtete. Ráday gilt in der Tat als der geistige Führer, Ratgeber und Wegweiser all der von dem deutschen Geist eminent beeinflussten Dichter.

Diese typischen Beispiele des nach Schöpfung dürstenden und begeisterten Kazinczy und des rezeptiv gebildeten, aber mit seinen Ratschlägen und Weisungen richtunggebenden Grafen Ráday wirken vor allem dann äußerst befruchtend in unsere Literatur ein, als nach der Barockzeit, die mit großer Vorliebe, speziell bei uns, die lateinische und romanische Literatur verherrlichte, innerhalb der Ideenwelt der Aufklärung die Wellen deutschen Gedankengutes kamen. Diese Wellen brachten die neuen geistigen Strömungen mit sich und haben den deutschen Einfluß in unserer Dichtung nicht nur verbreitet, sondern auch vertieft.

All diese neuen Ideen sind, als sie zu uns dringen, nicht nur schon schwerer voneinander zu unterscheiden, wie früher; wir müssen in ihrer Übersicht geradezu willkürlich verfahren, in geschichtlichem Nacheinander müssen wir hier solche Erscheinungen aufzählen, die in Wirklichkeit — im Verlaufe eines nicht ganzen Vierteljahrhunderts (1772—1795) — nebeneinander aufgetaucht sind.

### **Die moralisierende Richtung**

Für ihren Ausgang ist das Jahr 1772 maßgebend. Damals erschien die „Schwedische Gräfin“, die erste wahrhaft deutsche Dichtearbeit, ins Ungarische durch SAMUEL TORDAY übersetzt, mit ungarischer Verbrämung. Mit

diesem Werke, dessen zweite, schwächere Übersetzung 1778 von STEFAN SANDOR DE SZLAVNICA erschien, weht auch bei uns der moralisierende Geist der „Bremer Beiträge“, das Lob der Tugend und die Pflege und Vertiefung des religiösen Empfindens: das Horazische Prinzip „utile dulci“ fand einen begeisterten Anklang, nachdem bei uns auch schon die Barockzeit von den Produkten der Poesie voraussetzte, daß sie neben dem ästhetischen Wohlgefallen auch die Sittenlehre hochhielten.

Der Hauptkämpfer der neuen Richtung, GELLERT, gilt seinerzeit, vornehmlich am Ende der Achtzigerjahre, als der volkstümlichste deutsche Schriftsteller in Ungarn; von seinen Hirtenspielen „Das Band“ und „Orakel“ kennen wir je zwei Übersetzungen und neben seinen ungarisch nur in beschränkter Zahl erschienenen Gesangsdichtungen sind es vor allem seine Fabeln, die sich überaus großer Popularität erfreuten; von ihnen gab der fleißige JOHANN KÖNYI im Jahre 1776 einen ganzen Band ungarisch heraus, eine Arbeit, die durch Stefan Szücs mit der Übersetzung von 35 bzw. durch FRANZ KOVÁCS mit 58 Gellertschen Fabeln ergänzt wurde. Es soll hier erinnert werden, daß wir im Verlaufe der Epoche auch auf die Fabeln von HAGEDORN, ZACHARIÄ, ja sogar von W. G. LICHTWER stoßen; Kazinczy hingegen übertrug HERDERS sämtliche Paramythien ins Ungarische, während die Märchen seines Freundes JOHANN ASZALAI Lessing in die ungarische Kultur trugen. — Als ein anderer Mitarbeiter der „Bremer Beiträge“ erfreut sich auch bei uns in den Achtzigerjahren der beliebte Schriftsteller RABENER eines guten Rufes. Die Zeit ist wahrhaft nicht arm an kulturellem Schaffen, IGNAZ MÉSZAROS, der Übersetzer von „Kartigám“, arbeitete viel aus seinen gesammelten Schriften ins Ungarische um (Manuskript), 1786 macht sich STEFAN SANDOR sogar an die Übersetzung ganzer Bände heran, aus denen dann JOHANN NAGY 15 Verse in seine „Nyájas Múzsza“ (Die freundliche Muse) formuliert und schließlich ist es wieder STEFAN SZÜCS, der das satirische Gedicht „Wünsche“ aus der Feder des Barons CRONEGK ins Ungarische übersetzt.

Von den Staatsromanen HALLERS erscheint zunächst „Úsong“ im Ungarischen; auch die Übertragung des „Alfred“ ist fertiggestellt, ist aber noch vor der Ausgabe in Verlust geraten; großer Volkstümlichkeit erfreuten sich ferner die „Utopie“ und „Hallos glücklicher Abend“ von SINTENIS (ungarisch 1788).

Schon der Name Gellert allein genügt, um in der ungarischen Öffentlichkeit eine stets zunehmende Sympathie für den deutschen Meister festzustellen; auch Rabener liest man gern. Insbesondere verdankt die ungarische Fabel (von JOSEF PÉTZELI bis zu MICHAEL CSOKONAI-VITÉZ 1788 bis 1805) ihre Neubelebung in großem Maße Gellert und Lessing. Was dagegen die Satire in ihrer Formgebung und Tendenz betrifft, so sind die

Spuren Rabeners unauslöschlich (VERSEGHY, RAJNIS), wenn es auch festzuhalten gilt, daß der beißende und unbarmherzige Spott nicht von ihm her stammt. Außer der hie und da aufblinkenden Wirkung von LAWRENCE STERNE bildeten vor allem JOSEF RICHTERS Flugblätter, die „Briefe eines Eipeldauers“, die Vorbilder für den Grafen JOSEF v. GVADÁNYI, dessen „Falusi nótárius“ (Dorfnotär), ein Markstein unserer Satirenliteratur, hauptsächlich die Ausland- und Modenachäffung des Zeitalters brandmarkte.

Die in all diesen Märcen und Satiren verankerte moralisch-ethische Auffassung beherrscht die Zeit. So spiegelten sich denn auch in der gesamten Individualität und poetischen Tendenz von JOHANN KIS, der selbst die Ideen seiner Werke aus anderem Geisteskreise entlehnte, die Bestrebungen Gellerts wieder; JOSEF PÉTERI TAKÁTS gilt hingegen in Anbetracht seiner belehrenden Dichtkunst, deren Ergebnisse er 1796 in dem Werk „Dichterische Arbeiten“ zusammenfaßte, sowie seiner prosaischen Betrachtungen (Sittenlehre) mit Recht als der ungarische Gellert. Sind seine Werke reich an banaler Weisheit, dennoch weist die in seiner Zeit häufig verflachte, nach alltäglichen Prinzipien ausgerichtete Lehre von ihm ausgehend eine von der Moral abgeleitete Tendenz auf und seine Gedichte versinnbildlichen ein treues Bild all jener deutschen Geistesströmungen, mit denen er sich verwurzelt fühlte.

### Klopstock

Sein „Messias“ ist schon längst verklungen; 1773 hatte sein Vaterland für seine letzten Lieder nur einen kalten Spott übrig, während sein Name bei uns noch kaum bekannt war. Aber für die Ehre und Hochschätzung, die ihm im letzten Viertel des Jahrhunderts vom Deutschtum versagt und vorenthalten wurde, setzte kein geringerer als der Ungar FRANZ v. KAZINCZY, der von den Werken des großen Deutschen am stärksten beeindruckt war, all seine Leidenschaft daran, um diesem den gerechten Lohn zukommen zu lassen. 1781 hörte er in Eperjes von seiner Angebetenen, der schönen NINON STEINMETZ, zum ersten Male den Namen KLOPSTOCK, was ihn veranlaßte, im nächsten Jahre, als er in Pest war, den „Messias“ zu beschaffen, den er tage- und nächtelang mit größter Hingabe durchstudierte. Aber während er sich, ganz vom religiösen Epos mitgerissen, zunächst Jahre hindurch ergötzte, entschließt er sich endlich, die ersten Gesänge in Prosa zu übertragen. Vom I., II. und VII. Gesang wurden dann auch 1789 Darstellungen im „Ungarischen Museum“ veröffentlicht und schon 1794 war ein ungarischer „Messias“ fertiggestellt. Vom literarischen Standpunkt aus eine gänzlich verfehlete Arbeit, eine servile Übersetzung, die sogar nach der ursprünglichen Wortfolge drängte; sie ist trotz allem ein geschriebenes Andenken des ungarischen Klopstock-Kultes.

Die Wirkung eines derartigen Kultes war nun keine tiefgehende (lediglich 13 Abonnenten bestellten damals den „Ungarischen Messias“); in der Zeit der Aufklärung hatte das Publikum kein Interesse dafür, weil so der „Messias“ wie auch die übrigen Werke Klopstocks überhaupt bei uns jene nationale Bedeutung vermissen, die sie seinerzeit für das Deutschtum in sich trugen. Der Kult ist dennoch lebhaft. — Graf Gedeon v. Ráday, dessen Name auch in der Abonnentenliste der „Altonaer Quartausgabe“ vorzufinden ist, studierte dieses Werk nicht nur mit Vorliebe und Eifer, sondern drängte Kazinczy sogar mit all seinem Einfluß zur Übersetzung desselben. Auch SAMUEL SZILÁGYI, ein reformierter Bischof, ließ sich diese Ausgabe nicht entgehen und übersetzte daraus die Ode „Friedrich V.“ In der Folgezeit machte sich BATSANYI daran, nach dem Beispiel Klopstocks ein deutsches Gedicht zu schreiben, Kazinczy übertrug wiederum zwei religiöse und fünf empfindsame Oden ins Ungarische, davon das „Rosenband“ und „Edon“. FRANZ v. VERSEGHY lernte diese beiden Gedichte auf anderem Wege, nämlich aus den Liedersammlungen von STEFFAN kennen und übersetzte sie ins Ungarische.

### Gessner und das Idyll

Während die moralisierende Richtung sich so an eine gewisse ungarische literarische Tradition anschmiegte und somit beliebt war, hatte bereits auch die Idyllendichtung ihre Vorläufer. Namen und Gestalten, wie die des Dichter-Feldherrn NIKOLAUS ZRINYI, einer der größten Ungarn des 17. Jh.s, sowie die eines FRANZ FALUDI, des begabtesten ungarischen Stilistikers des 18. Jh.s, gehören für ewig auch in die Geschichte unserer Idyllendichtung. Was nun die Poesie Salomon Gessners betrifft, so ist sie nicht im Zusammenhang mit diesen Antezedenzen volkstümlich geworden. Auch trug der griechische Geist nicht zur Beliebtheit dieses „deutschen Theokrit“ bei, nachdem bei uns in Wirklichkeit lediglich einige jesuitische Schriftsteller (JOHANN MOLNAR, JOSEF FABCHICH) in das Wesen der griechischen Dichtung eindringen. Der wahre Grund ist vielmehr in der sich in der deutschen Idyllendichtung offenbarenden naiven Welt, in der sentimental ausgesuchten Vornehmheit bzw. der lügnerischen Zartheit zu suchen, alles Erscheinungen, die für unsere Literaten durchaus neu waren; angenehm war die Stimmung und die gewählte gefällige Vortragsweise dieser deutschen dichterischen Gattung. — „Ich fing an, vor drey Jahren den Theokrit der Deutschen zu kennen. Entzückt durch seine lieblichen Gesänge, bewunderte ich . . . den Übertreffer seiner Vorgänger. — — Er war mein Freund, mein Begleiter — — je mehr ich ihn las, desto mehr loderte die Flamme der Nacheiferung in meinem Herzen auf“, schreibt Kazinczy auf deutsch im Jahre 1782 Gessner und fügt hinzu: „Ich lernte Stellen, die

mir gefielen, Wort zu Wort und bald darauf fing ich an, seine Idyllen zu übersetzen.“ Vorher übertrug Kazinczy lediglich die Idyllen, um sie herauszugeben (1788); es waren wortgetreue, wohlklingende ungarische Übersetzungen und selbst in ihren Schattierungen spiegelten sie die volle Ursprünglichkeit wider — die ersten wahrhaft kunstvollen Übersetzungen in unserer Literatur. Er selbst aber ist unzufrieden mit ihnen, immer wieder glättet und hobelt er von neuem daran, es gibt Stücke, die er 15mal durchgearbeitet hat und schon bearbeitet er den ganzen Gessner (1794). Da kommt ihm plötzlich das gesamte Bündel seiner Schriftsätze abhanden — die Arbeit beginnt von neuem und 1815 erscheint das Werk in Vollkommenheit.

Mit diesem ganzen Bande der Idyllen aber war Kazinczy kein Bahnbrecher des ungarischen Gessner-Kultes. Mit anderthalb Jahrzehnten beugte ihm der künstlerisch mangelhaft begabte, aber um so fleißigere JOHANN KÖNYI wieder vor, der zufallsweise immer zu den richtigen Quellen ankam. Er veröffentlichte bereits 1775 in ungarischer Sprache die aus fünf Gesängen bestehende Prosaerzählung „Der Tod Abels“, die in seiner glatten und weitschweifigen Erzählungsweise viele Leser fand, um etwas später mit dem Werk „Der erste Schiffer“ seinen Leserkreis nochmals aufhorchen zu lassen. Aber auch NIKOLAUS RÉVAI huldigte bereits schon vor Kazinczy dem deutschen Meister; indirekt gelangte er zu dem großen Schweizer, als er den dichterischen Nachlaß von FRANZ FALUDI zur Veröffentlichung brachte (1786) und vor die Idylle als Einleitung den Abschnitt „Über die Hirten-dichtung“ aus K. W. RAMLERS „Einleitung in die schönen Wissenschaften“ in seiner Ganzheit übersetzte. (Dieser Abschnitt ist insofern nicht ureigen, als ihn Ramler auf den Grundlegungen des Franzosen BATTEUX ausarbeitete.) Hier wird nicht nur die Poesie Gessners gelobt und verherrlicht, sondern direkt wörtlich vier der Idyllen wiedergegeben, die Révai echt und schön übersetzt; auch er ist, gleich Ramler, für Gessner begeistert. Zwei dieser durch Révai ins Ungarische übertragenen Idyllen wiedergibt dann zwei Jahre später JOHANN NAGY, gleich den Satiren Rabeners, in Versen.

Die breite Öffentlichkeit nahm diese Gessner-Idyllen speziell in der Übersetzung Kazinczys stets mit großem Wohlgefallen auf, wenn auch die Wirkung des Insichhineinlebens in dieser Zeit lediglich in zwei Dichtungen erkennbar ist. Es handelt sich hier zunächst um LADISLAUS SZABÓ V. SZENT-JÓB, der eine Abhandlung von ROUSSEAUS „Émile“ in eine Idylle umarbeitete und Titel und einige Züge aus der Idylle Gessners „Der Wunsch“ entnahm, aus einem Werk also, das selbst die Existenz Rousseaus Roman verdankte. Zum zweiten war es MICHAEL CSOKONAI-VITÉZ, der begabteste ungarische Dichter des 18. Jh.s, der imstande war, selbst im kernungarischen Debrecen mit der deutschen Dichtung bekannt zu werden und sie

lieben zu lernen. Von einem seiner verlorengegangenen Gedichte wurde behauptet, es war eine Gessner-Übersetzung; die Motive dreier anderer Gedichte hat er auch dem großen Idyllendichter entlehnt, um sie mit den ursprünglichen Ausdrücken in seine Gedichte einzuschmelzen. Vornehmlich gewannen die beschreibenden Teile und die Kleinmalerei sein Gefallen, er malt sie noch besser aus, oder entnimmt den Idyllen die dichterische Idee, um sie dann mit seiner ureigenen Kunst weiterzubauen. Aus dem „Morgenlied“, ein aus dem I. Buch von „Daphnis“ entstammendes Lied und aus „Mycon“ entstand auf diese Weise je ein Lied von Csokonai. Die Handlung seiner längeren prosaischen Idylle (A csókok = Die Küsse) wurzelt zwar in Tassos „Amyntas“, der Rahmen, das griechische Milieu und der geistige Gehalt des Ganzen greift jedoch zweifellos auf Gessner zurück.

Man kann nicht sagen, daß mit Csokonai die Liebe zu Gessner abgeflaut wäre. ALEXANDER V. KISFALUDY, der erste volkstümliche Schöpfer der ungarischen Liebeslyrik, spricht in seinen Empfindungen Gessner gegenüber offen aus, daß er die Natur, die Menschen und das Leben in ihrer natürlichen Schönheit nur aus den Bildern eben Gessners zu schauen vermochte; und lediglich sah er sich mit seiner Geliebten nach Arkadiens Gefilden versetzt. All die Werke überschreiten schon unser Zeitalter, sie greifen hinüber ins 19. Jh. und hier ist wiederum der Umstand bedeutend, daß noch im Jahre 1820 JOSEF BAJZA Gessners Dichtungen übersetzt, eine Tatsache der Beständigkeit der Wirkung dieses großen Idyllendichters.

### Der Sentimentalismus

Schon in den Idyllen Gessners zeigt sich eine reichhaltige Fülle von Empfindsamkeit. Diese im Verlaufe des 18. Jh.s und während der Aufklärungszeit überhaupt mächtigste und beherrschendste Strömung griff auch, nachdem sie schnell innerhalb der deutschen Literatur Fuß faßte, in der Hauptsache auf deutsche Quellen gestützt, auf unsere Dichtung über. Die bis zur Herbheit auf den nackten Verstand aufgebaute, philosophierende Welt der Aufklärungszeit rief eine Gegenwirkung der Sentimentalität hervor — eine Entwicklung übrigens, die auch Kant in seiner Philosophie aufzeigt — und um so mehr, da sich diese Empfindsamkeit mit dem nüchternen klaren Verstand gut vertrug und überdies durchaus human war, stand sie gerade mit den klassischen Bestrebungen der Epoche in keinem Gegensatz.

Die ersten Verkünder französischer Ideen, die ungarischen Schriftsteller in den Reihen der Wiener Leibgarde, waren in der Tat der deutschen Sentimentalität nicht allzu fernstehend, ja einer ihrer geistigen Führer, der seine Kameraden am eindringlichsten zu dichterischen Übersetzungen an-

eiferte, ALEXANDER BARÓTZI, öffnet die Wege jener Flut, welche bei uns sowohl im Roman als auch in der Lyrik baldigst zum beherrschenden Faktor wird. Er war es, der 1775 von den in Briefform verfaßten Erzählungen eines heute kaum mehr erwähnten Schriftstellers JOHANN JAKOB DUSCH „Moralische Briefe zur Bildung des Herzens“ allein zwölf ins Ungarische übertrug. Die krankhaft empfindsamen, gesuchten Herzensteine dieser Briefe fanden bei den ungarischen Lesern so großen Anklang, daß schon 1786 eine zweite Ausgabe des Buches erfolgen mußte, ja die Nachfrage stieg so rasant, daß sich der Pester Verleger TRATTNER entschloß, FRANZ V. VERSEGHY mit der Übersetzung der noch nicht übertragenen Briefe zu betrauen. Dieser Teil der Aufzeichnungen Duschs blieb jedoch nur im Manuskript erhalten, nachdem bekannt wurde, daß sich Bárótzzi die Übersetzung derselben selbst vorbehalten hätte; wir wissen aber, daß er später einen seiner Untergeordneten in der Garde, SIGMUND KEREKES, mit dieser Arbeit anging. Für die große Verbreitung all dieser Überlieferungen mag schließlich noch der Umstand sprechen, daß auch ein weiterer Leibgardist, LADISLAUS BARANYI, diese Arbeit ins Ungarische übertrug. Nicht zuletzt wären noch die Übersetzung des Duschschen Werkes „Von der Stärke der reinen Liebe“ durch EMERICH VITÉZ V. IVANKA (1789), ebenfalls ein Dokument der tiefwurzelnden Sentimentalität seines Schöpfers, und die Übersetzung der „Geschichten der Amalia“ (Chr. H. Korn) durch Bárótzzi anzuführen.

So hat mit seiner Sentimentalität als erster der in Deutschland selbst kaum beachtete und verkannte Dusch in Ungarn einen mehr als ansehnlichen Erfolg buchen können, der wiederum seinen natürlichen Ursprung in der Werther-Strömung hat, deren Auswirkungen wir reichlich spät, erst Anfang der Achtzigerjahre, verspüren konnten. Wenn all diese Schöpfungen auch nicht annähernd imstande waren, das einzig dastehende Kultur-niveau eines GOETHE zu erreichen, so heimsten sie doch in manchen Nachbildungen der Werke dieses großen Geistes reichliche Lorbeeren ein. Der feinfühlende Kazinczy erkannte indes sofort, daß unsere Literatur als auch breiteste Leserkreise für die Aufnahme der Werther-Nachbildungen reif waren, als er 1782 die Übersetzung eines seinerzeit überaus volkstümlichen — innerhalb von zwei Jahren erfolgten nicht weniger als sechs Ausgaben — sentimentalen Romans von JOHANN MART. MILLER „Siegwart, eine Kloster-geschichte“ begann, wobei er die Handlung nach Ungarn verlegte und den handelnden Personen ungarische Namen gab. Diese Übersetzung gelangte jedoch nie zur Veröffentlichung, denn Kazinczy zog es vor, sie dem Feuer-tod zu übergeben. An seiner Statt nahm sich 1787 DAVID BARCZAFALVI-SZABÓ die Übersetzung des deutschen Romans vor, der infolge seiner außer-ordentlichen Neologismen eines der bekanntesten Denkmäler unserer Lite-

ratur darstellt. Kazinczy selbst erzielte 1778 durch die Umarbeitung eines von ALBR. CHRIST. KAYSER verfaßten Romans, „Adolfs gesammelte Briefe“, einer anderen leblosen Nachahmung vom Werther, einen ungeahnten Erfolg. Auch diesmal verlegte er die Handlung nach Ungarn und zwischen ungarische Verhältnisse, er fixierte die Erzählung an Scholle und Zeitpunkt, wodurch sie plastischer wurde. (Gesammelte Briefe von Bácsmegyey, 1789.) Sein „Bácsmegyey“ spielte neben der Volkstümlichkeit noch eine große Rolle, denn gerade dieses Werk wies ihm bei uns jenen Platz an, der Werther in Deutschland zugebilligt wurde: lange Zeit hindurch war es das gesuchteste Buch, Kazinczy verherrlichte man in Prosa und Gedicht und die Sentimentalität, die unterdessen auf tausend anderen Wegen nach Ungarn gelangte, bildete gerade durch ihn die beherrschende geistige Strömung (selbst die lobpreisenden Gedichte ADAM HORVATHS und CSOKONAI'S waren überwiegend von der Schwere der deutschen Sentimentalität durchdrungen).

Gegen Ende des Jahrhunderts fanden die „Adolfs Briefe“ in JOSEF CSÓKA einen weiteren Übersetzer, dessen Übertragung aber lediglich im Manuskript überliefert ist; 1790 begann Kazinczy endlich mit der Übersetzung von Werther, brachte es jedoch nur auf sieben Tagebucheile. In der wertvollsten ungarischen Novelle des 18. Jh.s, im „Nachlaß der Fanny“, erfuhr das Werther-Fieber Europas in unserer Literatur ihre sinnvollste Krone. Diese Schöpfung schmiegt sich ganz dem welttragischen Goethe-Roman an und fällt vornehmlich in den Sektor der vom „Werther“ geschaffenen literarischen Struktur, wohin sie bereits GOEDEKES „Grundriß“ zählte. Der Verfasser JOSEF KÁRMÁN entschloß sich weder zu einer Übersetzung noch zu einer Umgestaltung, er beließ es bei einer kunstschöpferischen Nachbildung: grundverschieden sind dabei die gegenseitigen Beziehungen der beiden Hauptdarsteller, eine ganz andere Luft durchzieht den Verlauf des Geschehens, anders ist die Komplikation und die Lösung, abwechslungsreich ist die Formgebung, und im Gegensatz zu Werther machen auch die Träger der Nebenrollen von sich reden; eine besonders glückliche Eingebung des ungarischen Dichters ist aber darin zu erkennen, daß er an Stelle von Werther eine Frau handeln läßt. Alles in allem kann man der „Fanny“ in Anbetracht der feinen psychologischen Wirkung als auch der sympathetischen Naturmalerei den Ruf einer durchaus überzeugenden Versinnbildlichung der sentimentalischen ungarischen Literatur des 18. Jh.s niemals absprechen. — Wahrscheinlich aus Quellen der deutschen Sentimentalität wurde noch der seinerzeit populärste ungarische Roman „Etelka“ von ANDREAS DUGONICS gespeist; die feindselige, auf den Hof Josefs II. und dessen Politik abgezielte Haltung dieses Werkes, den Gedanken, einen Tendenzroman zu schreiben, lernte er aus BARCLAYS „Argenis“. Wir vermuten übrigens stark — auf verlässige Unterlagen können wir uns leider

nicht stützen —, daß „Etelka“ die Nachahmung eines deutschen Sentimentalromans sei.

Nach diesen beiden besonders beliebten ungarischen Werken, die recht die Verwurzelung des neuen, sentimentalischen Geistes versinnbildlichen, ist in der Folgezeit eine Konzentration nach deutschen Anekdoten und Erzählungen nicht zu verkennen. Ich erinnere hier nur an die „Römischen Märchen“, eine Schöpfung, in der SAMUEL MANDI drei Novellen CHRISTOPH KORNS übertrug, und an den Roman eines unbekanntens deutschen Schriftstellers „Herfort und Klärchen“, den Stefan Szücs in den Jahren 1792 bis 1793 zum „Wohlgefallen der empfindsamen Herzen“ ungarisch verdolmetschte. Das 19. Jh. lebte sich in den ersten Jahrzehnten überhaupt in Wiedergabe deutscher Romane aus, wobei es sich vornehmlich auf die Räubergeschichten von VEIT WEBER und die unter dem Einfluß der Familienromane von AUGUST LAFONTAINE verfaßten Bücher stützte, ein Verlauf übrigens, der bis zur Entstehung des echten ungarischen Romans (1832) lebendig fortbestand. Die Lyrik jedoch überflügelte an empfindsamer Stimmung bei weitem den Roman.

Deutlich verspürbarer deutscher Wind durchzieht während dieser Zeit die gesamte ungarische Sentimentallyrik. War es z. B. für Samuel Szilágyi, von Erinnerungen an seine Berner Universitätszeit geleitet, ein Bedürfnis, zur Jugenddichtung Albrecht Hallers „Morgengedanken, den 25. März 1725“ zurückzufinden, sie zu übersetzen, traf sich die jüngere Generation ganz mit der empfindsamen Richtung, und zwar in erster Linie mit der Hainbund-Poesie, zusammen. Hier ist es wieder Kazinczy, der den Reigen eröffnet. Er übersetzte 1787 FR. L. GRAF ZU STOLBERGS Gedichte „An den Abendstern“ und „Auf einer Herbstreise“, GOECKINGKS „Auf einen faulen Bibliothekar“ und schließlich (1794) die „Tändelei“ von SALIS-SEWIS; auch Hölty's inniges Werk „Mir träumt, ich war ein Vöglein“ bleibt ihm nicht verborgen, er erkühnt sich aber, nachdem er darin so viele „himmlische Süßigkeiten“ entdeckt, nicht zur Übersetzung. Von seinen jüngeren Freunden arbeitet zuletzt GABRIEL DAYKA Stolbergs „Abendstern“ und „An die Unbekannte“ des anderen STOLBERG um, LADISLAUS SZABÓ v. SZENTJÓB aber drei viel gesungene Lieder: OVERBECK „Der Knabe an ein Veilchen“, JOH. TIMOTHEUS HERMES „Dir folgen meine Thränen“ und C. AUG. SVABE „Sagt, wo sind die Veilchen hin“. (Letzteres kannte er aus Jacobis Umdichtung und dasselbe Gedicht übertrug auch Graf Gedeon Ráday ins Ungarische.) Johann Kis übersetzte indessen Hölty's „Traumbild“, ferner „Die Dichtkunst“ und „Weihe der Schönheit“ von VOSS und schließlich eine Dichtung, deren Urheber wir zwar nicht ermitteln können, die aber äußerst anschaulich Sentimentalität und Philosophie miteinander zu verbinden verstand, „Die Schönheit“. Auch die Motive der

damals allgemein angestaunten Schöpfung MATTHISSONS „Der Seefahrer“ und SALIS' Lied „Traute Heimat meiner Lieben“ weisen in einem seiner besten Gedichte (Schiffers Lied) eine sinnvolle und gegenseitige Ergänzung auf. Hier wird zum ersten Male fühlbar Matthissons dichterische Wirkung in Ungarn. Sein „Abend“ ist uns in der Übersetzung eines unbekanntes Dichters der damaligen Zeit in einem Gesangbuch erhalten geblieben, wo uns auch eine gute ungarische Übertragung des Hölty'schen sentimentalischen Gedichtes „An ein Veilchen“ überliefert ist.

All die aufgeführten Hinweise deuten auf die erste Fühlungnahme mit der deutschen Sentimentallyrik hin. Die Wirkung dieser Richtung überhaupt ist in ihrer Ausdehnung und Tiefe durchaus universell und höchst bedeutsam, sie war es, die den Ansporn zu den eigentlichen Übersetzungen erst schuf. Einer der namhaftesten Dichter des Jahrhunderts, PAUL ÁNYOS, macht sich im Jahre 1779 mit der deutschen Sentimentaldichtung vertraut, sieht aber als starke Persönlichkeit weder in einer Kopierung oder sonstigen Nachäffung das Ziel seiner Arbeit, sondern vielmehr in einer Siebung des fremden Gedankengutes. Gewiß haben auch HÖLTYS „Laura“ und „Der rechte Gebrauch des Lebens“ sowie MILLERS „An Damon“ ihre Rückschläge in seinen späteren Werken gefunden, deren Stimmung, Staffage die kränkelige deutsche Sentimentaldichtung allzu markant widerspiegeln. Die Weltanschauung Ányos ist dementsprechend tief schwermütig, was allerdings nicht heißt, daß er kein urwüchsiger Dichter wäre; seine Seele weist lediglich Berührungspunkte mit jener deutschen Strömung auf, aus der er wohl schöpfte, deren Gedankengut er jedoch in keinem Fall abpauste.

Der Zauberkreis des deutschen Sentimentalismus hielt zweifelsfrei alle unsere Poeten lange gefangen: verwandt sind die Empfindungen, die Gabriel Dayka und Ányos durchziehen und verwandt zu dieser warmen, die Tränen liebenden Weltanschauung waren schließlich die meisten vor 1795 verfaßten Lieder Kazinczys — eine wirklich feine, empfindsame Seelenverwandtschaft. Der Mond, der Lieblingsplanet aller sentimentalischen Dichter, ist in gleicher Weise der Gegenstand der deutschen wie der ungarischen Poesie unter JOHANN BATSANYI und LADISLAUS SZABÓ v. SZENTJÓB. Daß von dieser Welle auch FRANZ v. VERSEGHY erfaßt wurde, zeigt wohl eines seiner schönsten Werke, „A Búcsuzás“ (Der Abschied): als Beteiligter an der Martinovits-Verschwörung 1795 zu Gefängnis verurteilt, verabschiedet sich Verseghy von seiner geliebten Laura mit diesem Liede, das sich an die Dichtung von MAX KNEBEL „In bekannter Melodie“ anlehnt, an ein Werk, aus dem später ALFRED MUSSET eine seiner schönsten Dichtungen „Rappelle-toi“ ableitet.

Gegen die sentimentale Strömung nahm am Ende des Jahrhunderts mit seinem gesunden Gemüte der größte Lyriker MICHAEL CSOKONAI-VITÉZ

Stellung, indem er den Weltschmerz der Sentimentalpoeten und deren „fortgesetztes Gejammer“ verspottete und der Lächerlichkeit preisgab. Als ihm jedoch seine junge Geliebte durch den Tod jäh entrissen wurde, war es der deutsche BÜRGER, auf den ihn Kazinczy aufmerksam gemacht hatte, der in den schmerzerfüllten Klagen der wunden Seele Csokonais wohl am nächsten kam, eine Beeinflussung, die sich in 10—12 Gedichten widerspiegelte (Helenens Lob, Winterlied, Das harte Mädchen, Himmel und Erde, An die Bienen, Elegie, Der Traumgott usw.). Was in den Werken Csokonais an das Bürger-Erlebnis erinnert, sind einige Gedankensplitter, mehr oder weniger ausgefärbte Naturbilder, vielleicht die Situationsskizze, seine freie Wiederholung des Gedankenganges, in keinem Fall aber mehr eine Beeinflussung, die genügt, vielleicht ungewollt infolge des großen seelischen Unglücks ins Lager der Sentimentalität hinüberzuschwenken.

Daß unsere Gesamtstimmung durch den Einbruch der schweren Empfindsamkeit in die Literatur ganz von dieser eingenommen war, zeigt am deutlichsten die große Beliebtheit der Dichtung von YOUNG „Éjtszakái“ (Die Nächte). Es ist dies eine durch französische Vermittlung errungene Arbeit, voll von tiefer Empfindsamkeit, dabei ziemlich weitschweifend, ein Werk, das in einem Falle auch auf eine deutsche Quelle schließen läßt; 1788 übersetzt Kazinczy einen Abschnitt davon aus Eberts deutschem Text in ungarische Prosa. In dieser Zeit verpflanzte sich nach Ungarn in rascher Folge durch deutsche Vermittlung der Ossianismus, eine Rückschau des Sentimentalismus in die Vergangenheit. All diese gepflegten und verbreiteten, meist dem angeblich Keltischen Ossian zugeschriebenen Gesänge setzen die ganze gebildete sensible Welt in Aufwallung; um eine diesbezügliche Übertragung ins Ungarische machen sich vor allem GRAF V. RADAY, KAZINCZY und BATSANYI verdient: sie benützen hiezu den deutschen Text von PETERSEN bzw. HARALD.

Diese ganze Strömung, die wir im Gesagten zu veranschaulichen bestrebt waren, war im Gegensatz zu den anderen Wellen des Zeitgeistes lebensfähiger und kräftiger und konnte dennoch in dieser Epoche nur bis zum Anfangsstadium gelangen. Und obwohl die ungarische Volksseele, im Gegensatz zur deutschen, in der Struktur als nicht sentimental gilt, wird diese Strömung dennoch nach der Jahrhundertwende immer kräftiger und ihre Wirkung erreicht mit der nächsten Generation den Gipfel. Von allem aus Deutschland stammenden Schrifttum hatte der Sentimentalismus den entscheidendsten und dauerhaftesten Niederschlag. Sein Einfluß hörte nur mit den klassischen Fahnenträgern des nationalen Bewußtsein-Erwachens in den Vierzigerjahren auf.

### Rokoko-Klassizismus

Die eigentliche Liederdichtung der Aufklärungszeit gehört nicht zu der eben besprochenen mächtigen Strömung und liegt fern von den Wegen der Empfindsamkeit. Sie verkörpert eine liebenswürdige, leicht beschwingte, lebensfrohe und ewig lächelnde Poesie, die von den sogenannten halleschen Anakreontikern ausging, die im Geiste Horatius und Catullus „Die Kunst stets fröhlich zu sein“ schmetterten — auch Uz gab einem seiner Aufsätze diesen Titel — und in den unter Anakreons Namen bekannten Sammlungen ihre sorgfältigst behüteten Vorbilder erblickten. Es ist durchaus kein Zufall, daß diejenigen von unseren Poeten, die nach deutschen Beispielen, oft mit deutscher Vermittlung, bei uns anakreonische Gedichte schrieben, wie ANTON ZECHENTER, NIKOLAUS RÉVAI, FRANZ V. KAZINCZY, JOHANN FÖLDI, MICHAEL FAZEKAS, GABRIEL DAYKA, MICHAEL CSOKONAVITÉZ, treue Anhänger der Aufklärung waren. Nur diese neue Lebensauffassung war dazu angetan, den deutschen Rokoko-Klassizismus auf den Grundlagen der anakreonischen Dichtung aufzubauen. Dem für heroische Ideen leidenschaftlich kampfbereiten, monumentalen barock-jesuitischen Geist stand in der Folgezeit eine unverantwortliche leichtsinnige, von der Transzendenz Befreiung suchende und an den Miniaturspielen des Lebens wohlgefallenfindende Weltanschauung gegenüber. Schon jene Zeilen „cui rosa, ver et amor vinaque carmen erant“, mit denen der Wiener Exjesuit DENIS begeistert Gleim verherrlicht, zeigen allzu deutlich den Themenkreis der neuen Lyrik. Trotz der freisinnigen Struktur ist aber dieser Rokoko stets liebenswürdig, anmutend und geschmackvoll, er ist in seiner Ausdrucksgabe volksnah und melodisch und überflügelt in Anbetracht seiner Bundesgenossenschaft mit der Musik sehr rasch alle bisherigen Dichtungen. Es ist übrigens eine allgemein bekannte Tatsache, daß selbst die größten Söhne der deutschen Poesie, wie Wieland, Lessing, ja sogar Goethe, die frische Brise der neuen Richtung atmeten. So war auch Ramlers Sammlung die „Lyrische Blumenlese“ im wahrsten Sinne des Wortes ein pomphafter Blumenstrauß dieser Lieder; diese sollten denn auch ihren vollendetsten Glanz erreichen, als sie HAYDN in seinen „XII Liedern“ und JOS. ANTON STEFFAN in der „Sammlung deutscher Lieder“ anstatt für die früheren italienischen Arien von nun an für die deutsche Liedermusik als Texte verwendeten. Durch ihre Melodien besonders liebgewonnen hielten sie ihren Einzug auch in die ungarische Dichtung, in der gerade die Leichtigkeit und die Singbarkeit innerhalb der Lyrik der jungen Generation fehlten, um so die Grundlage für eine neue Verskunst zu schaffen, nämlich die bis heute noch erhaltene sogenannte deutsche Versform (gereimte metrische, meist jambische Zeilen), als deren selbstbewußter Vorkämpfer Kazinczy gilt.

Steffan war Hofkapellmeister in Wien, wo seine Lieder einerseits durch die aulischen Kreise begünstigt, äußerst rasch in Mode kamen und anderseits durch die Vermittlung der bereits erwähnten Kindererzieher in den Diensten der Hocharistokratie auch der ungarischen Dichtung zugänglich gemacht wurden. Auf diese Weise war es Steffans Sammlung, die zunächst Nikolaus Révai auf die Pfade des neuen Kunstliedes führte, wo er auch auf KLEISTS „Amynth“, UZS „Traum“ und „Die Geliebte“, WEISSES „Preis der Lieder“ und ähnliche Schöpfungen stieß. Der wirkliche Meister des Rokoko-Liedes wurde indes Franz v. Verseghy, der große Widersacher Révais, der im Gegensatz zu diesem nicht den sprachgeschichtlichen Standpunkt, sondern auf Grund ADELUNGS die Bedeutung der lebendigen Sprache betonte, er war es, der außer der Steffan-Sammlung auch die „Lieder“ von Haydn sowie die „Lyrische Blumenlese“ umdichtete und auch als äußerst musikalisch galt. Schon kurz nach dem Erscheinen von Steffans I. Heft (1778) überträgt er aus diesem leichte und übermütige Liedertexte gerade so, wie die der Haydnschen Kompositionen, um all diese dann in seinem 1793 zur Veröffentlichung gelangten und großes Aufsehen erregten Buch „Mi a poézis? (Was ist die Dichtkunst?) der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Er arbeitete aus Steffan nahezu 30 und aus Haydn zirka 10 Lieder ins Ungarische um. So gelangt verhältnismäßig sehr früh das erste GOETHE-Lied „Das Veilchen auf der Wiese“ in unsere Literatur, so werden viele Lieder von GLEIM, UZ, KLEIST, HAGEDORN, KOCH, WEPPE, GÖTZ u. a. bekannt. Die führende Rolle spielt vor allen Chr. F. Weisse mit nicht weniger als 20 Gedichten, was insofern bezeichnend ist, weil gerade Weisses Lieder im Verlaufe des 18. Jh.s am meisten in Musik gesetzt wurden. Alles in allem betrachtet, verweisen wir an Stelle einer Vorzählung vieler Namen und Lieder auf unsere unten folgende Sammlung.

Vor Révai und Verseghy ist schon ein Widerhall der mit dem Rokoko kokettierenden verwandten Lieder in einigen Gedichten von Franz Faludi bemerkbar. Hiezu mögen die Dichtungen unbekannter deutscher Poeten „Phyllis an der Quelle“ und „Der Bauer und der Dichter“ als auch sein auf deutschen Ursprung hinweisendes Lied „Clorinda“ die Hinweise liefern. Nach den Probefahrten von Révai und Verseghy lebte sich denn auch die ganze Generation in dem Liebreiz dieser Dichtung aus. Franz v. Kazinczy leitete die Versform seines „Frühlings“ aus dem „Frühlingslied“ von Hölty ab, das ursprüngliche Rokokothema aber, eine Belauschung der sich auskleidenden Geliebten übernahm er von JOH. ADOLF SCHLEGELS „Iris“. Später übersetzte er mustergültig das Gedicht von Götz „Der dichtende Knabe“ und all seine Lieder wie „Zellihez“ (An Zelli), „Fogy az élet“ (Es schwindet das Leben), „Égtem érted“ (Ich glühte für Dich), „Édes aggódás“ (Süße Angst) sind bereits von dem feinen Lüftchen des Rokoko

beherrscht, das auch die Lyrik der beiden Debrezener Dichter Johann Földi und MICHAEL FAZEKAS überweht. Überall im Land hält das Rokoko Einzug: SZABÓ V. SZENTJÓB schreibt, von den Motiven der Dichtung „An Thyrsis“ von CHR. M. ZIEGLER geleitet, ein Gedicht, STEFAN CSÉPÁNY übersetzt den „Traum“ von Uz, Josef Kármán bringt im Urania-Almanach Kleists „Lalage“ und Johann Kis macht sich an die Übertragung der „Amalia“ von Gleim und „Die Geliebte“ von Uz. Die Volltracht der Lyrik im Rokoko-Klassizismus blüht in all ihrer Schönheit jedoch in der Dichtung Csokonais auf. Im Banne des „Frühling“ von Kleist überträgt er ins Ungarische das ganze Gedicht und unter Einfluß des Kleistschen „Das Liebeslied an die Weinflasche“ schreibt er ein gelungenes Weinlied, genau so wie er sich in einem seiner schönsten Lieder mit den Motiven von Chr. F. Weisses Schöpfung „An ein Veilchen“ zusammenfindet. Das reizende Gedicht von KOCH „An die Westwinde“, das übrigens auch Verseghy übersetzte, konnte sich bei ihm nicht nur in geschmackvollen Einzelheiten Eingang verschaffen, er knüpfte vielmehr noch eine Fortsetzung daran. Eingedenk der Tatsache, daß schließlich und endlich nur der den Ruf eines Genies verdient, der sich nicht nur durch die Einzelheiten den Erscheinungen der Zeit anpassen kann, sondern der auch die Strömungen der jeweiligen Epoche durchzuleben imstande ist — denn nur daraus resultiert der Charakter einer Dichtung —, müssen wir im Csokonai den größten Poeten des ungarischen Rokoko erblicken.

Der deutsche Rokoko-Klassizismus, die Poesie der „Grazien“, wirkte also viel produktiver und mit viel mehr Erfolg auf die ungarische Lyrik als eine der neuen deutschen Geistesströmungen: außer einer neuen Versart trug er in sich den Zauber der leichten Melodien, er schenkte der Liederdichtung Anmut und erfrischte im Gegensatz zum überempfindsamen Sentimentalismus die Gemüter, indem er an dessen Stelle eine optimistische wahre Lebensfreude setzte.

### Freimaurerei

Im Verfolg der geistigen Strömungen ist es nötig, auf ein Intermezzo hinzuweisen. Die junge, heranwachsende Generation, der die Liebe zur deutschen Literatur sowie das Sichhineinleben in die Richtung des neuen Zeitgeistes so viele Früchte brachte, hatte in ihren Reihen nicht nur gläubige Jünger der Aufklärung, sondern auch solche Menschen — an ihrer Spitze Kazinczy und Kármán —, die dem Freimaurerkult huldigten; es lohnt sich daher auf zwei bezeichnende freimaurerische Wiener Verbindungen hinzuweisen.

Die eine kennen wir aus MOZARTS „Zauberflöte“ oder richtiger gesagt aus dem Text SCHIKANEDERS (1792), der, wie bekannt, im Rahmen eines

allegorischen Märchens die Freimaurerei verherrlichte; die Arien übersetzte Franz v. Verseghy und ließ in die eine derselben (Monostatos) sogar seine Individualität mit hineinspielen, ja er ließ in seinem komischen Epos „Rikóti Mátýas“ den freimaurerischen Zeremonien freien Lauf. Eine Arie übertrug auch Batsányi ins Ungarische, während das ganze Werk Csokonai durch- und umarbeitete; diese letztere Arbeit (wenn er damit überhaupt fertig wurde) geriet in Verlust. Den anderen Kontakt liefert BLUMAUER. Die Anhänger der Aufklärung, vor allem die ungarischen Freimaurer, liebten nun einmal diesen aus einem Jesuiten umgewandelten Freimaurer, seine Freigeistigkeit und die religionsfeindliche Tendenz seiner Schriften. Sein „Glaubensbekenntnis eines nach Wahrheit Ringenden“ wird auf dreimal, und zwar durch GRAF JOHANN FEKETE, STEFAN V. SÁRKÖZY und GABRIEL DAYKA noch vor 1794 verdolmetscht, während sein „Stutzerlied“, von STEFAN CSÉPÁNY erstmalig übersetzt, in Kazinczys „Orpheus“ weiterlebt. Seine Poesie „Klage eines Landmädchens“ dichtet NIKOLAUS RÉVAI ins Ungarische um. Den satirischen Ton Blumauers übernimmt restlos ALEXANDER SZATSVAY, der redegewandte Redakteur des Wiener „Ungarischen Kuriers“. Durch die von ANTON SZALKAI gelieferte Übersetzung der travestierten „Aeneis“ (von der übrigens nur der I. Teil 1792 erschien) angeeifert, verfaßte Csokonai, der selbst in seinen früheren Studentenjahren überaus mutwillig war, die Grenzen der Schicklichkeit des öfteren überschreitende Gedichte und schwenkte allzu häufig, dem Beispiele Blumauers folgend, ins Obszöne über; allerdings müssen wir ihm dabei gutschreiben, daß er diese Schriftsätze nicht für die breite Öffentlichkeit verfaßte. Er bleibt indes nicht unfähig und übersetzt die „Ode an den Leibstuhl“, wobei in zwei Gedichten das „Stutzerlied“ deutlich nachwirkt. Der Einfluß Blumauers widerspiegelt sich auch innerhalb der obszönen Epik in seinem ganzen Umfang. Was die Steigerung der Komik durch die Versformen sowie die Schliffe des Einbezuges kultureller Witze und beißenden Spottes in das griechische Thema betrifft, so hat Csokonai zweifellos sehr viel von Blumauer angenommen. Eine ähnliche Tendenz spricht auch aus seinem „Béka-egérharc“ (Frosch-Mäuse-Krieg), eine homerische Travestie, die er mit 18 Jahren niederschrieb, ein Werk, das vom gleichen Freiheitsgeist seines Meisters durchdrungen ist, das aber ebenso starke nationale Tendenzen aufweist. Er selbst war zwar kein Freimaurer, seine nachfolgende Schöpfung „Die Teilung Gottes“, ein Epos, richtete sich außer einer politischen Tendenz lediglich gegen den katholischen Klerus und das Papsttum, wobei ihm die Dichtung Bürgers „Prinzessin Europa“ viel Ansporn gab, die er nach der Übersetzung von GABRIEL PÉLI-NAGY im Manuskript las.

Der zwischen den Klerikalen und Freimaurern entbrannte Flugschriftenkrieg verfehlte natürlich auch bei uns seine Wirkung nicht. Es sei

nur kurz darauf hingewiesen — eine gründlichere Untersuchung der Umstände muß wegen Hervorhebung der Wirkung des dichterischen Einflusses unterbleiben —, daß unsere ganze politisierende Adelsintelligenz, auch die an der Martinovits-Bewegung nur entfernter beteiligten Kreise, in diesen durch die französische Revolution noch gesteigerten Kämpfen irgendwie — pro oder contra — Anteil nahmen und somit erschienen die deutschen Flugschriften auch in ungarischer Übersetzung. (Die Schriften von FRIEDRICH TRENCK z. B. lösten damals besondere Begeisterung aus.) Es ist in diesem Zusammenhang nicht uninteressant darauf hinzuweisen, daß die Marseillaise, nachdem sie in einer Wiener Druckerei hergestellt wurde, in deutscher Sprache in Ungarn herumzirkulierte, während FRANZ v. VERSEGHYS „Marsziliai Ének“ (= Marseillesischer Gesang) lediglich eine ungarische Übersetzung dieses deutschen Textes ist. (Verseghy selbst behauptete, er hätte nur eine mißlungene ungarische Übertragung verbessert.) Auf besonderes Geheiß seines Bischofs nahm schließlich noch der Exjesuit JOHANN MOLNAR gegen Lessings „neuen Deismus“, gegen die „Fragmente eines Ungenannten“, scharf Stellung (1794).

### Bühnenliteratur

An der Verbreitung der herrschenden Geistesströmungen der Zeit hatte die Dramenliteratur des Theaters fast keinen Anteil. In der Auslese des quantitativ über allen anderen dichterischen Gattungen höchst reichen Materials waren unsere Übersetzer absolut nicht wählerisch, sie konnten es auch nicht sein. Sie übertrugen alles Veraltete und in Deutschland schon längst überholte Theatralische aus der deutschen Literatur mit derselben Vorliebe, als die so nachgefragten Neuerscheinungen. Zwei Gründe lassen diese Umstände erklärlich machen; als nämlich 1790 die erste beständige ungarische Schauspielgesellschaft in Pest mit ihren Darbietungen begann, stand ihr kein ursprünglich ungarisches Drama zur Verfügung. Man mußte also emsig nach der Anschaffung von geeigneten Theaterstücken überhaupt forschen und in Anbetracht der Ermangelung der Bühne sowie des Fehlens an geübten Schöpferkräften war es nur zu natürlich, daß unsere Schauspieler und Theaterfreunde mehr oder weniger an die Übersetzungen gebunden waren. Auf diese Weise gelangten in verhältnismäßig kurzer Zeit (1790—1795) mehrere hundert solcher importierter Theaterstücke auf die Schaubühne. — Zum zweiten war es die Zensur, die, ohne Zeit zur Auswahl zu lassen, den Weg zur deutschen Bühne wies. Auch ungarisch war nur der Vortrag zensurierter Schauspiele erlaubt. Die ungarländische deutsche Schauspielkunst verstand es vortrefflich, die Schranken dieses Hemmschuhes insofern zu umgehen, als sie nur solche Werke auf den Spielplan setzte, die man in Wien schon zur Aufführung gelangen ließ, die also durch das Sieb

der Kontrolle dort durchgelassen waren. Dieses Verfahren wurde auch durch die junge ungarische, aus Liebhabern bestehende Schauspielgesellschaft nachgeahmt, indem diese wieder die im Ungarland deutsch schon zur Vorstellung gelangten Stücke, und noch einfacher: mindestens die Hälfte ihres Spielplans aus dem Repertoire des Ofner und Pester deutschen Theaters für ihre ungarische Bühne übersetzen ließ, wie sie auch Spielart und Dekorationskunst sich ebendort aneignete. Diese selbstlose und begeisterte Schauspielgesellschaft erfüllte, trotz der Wiener Stücke, eine nationale Mission: sie war Arbeiter im Dienste der ungarischen Kultur, sie war der Apostel der ungarischen Sprache, oder wie sie später einmal ein namhafter Dichter bezeichnete, Tagelöhner der Nation. Die Übersetzer hingegen, ganz auf die Wiener Produkte angewiesen, und dem Beispiel der Romanschriftsteller folgend, versetzten, um ihr Ungarntum besonders zu unterstreichen, den Ort der Handlung nach Ungarn und dachten die Heldenrollen Ungarn zu, wie sich dies denn auch aus der Nachbildung von Weisses „Richard III., Die Lage von Tungor oder Komárom im 8. Jh.“, aus der Umarbeitung des „König Lear“, „Führer Szaboles“ (einer der Hauptgestalten der landnehmenden Ahnen) sowie aus der Umgestaltung von Bertuchs Drama „Elfriede“ „Kun László“, (Ladislaus der Kumane, ungarischer König im 13. Jh.) ergibt.

Abgesehen von diesen mit ungarischem Geschmack oder ungarischer Färbung umgestalteten, oft aber sehr minderwertigen Stücken kamen ebenfalls über Deutschland einige der größten Dramatiker der Weltliteratur, obwohl in gründlich umgeänderter, ja zerstörter Form, in unser Land; außer Shakespeare-Stücken auch die Werke eines CALDERON, MORETO, GOLDONI oder MOLIÈRE. Bevorzugt wurde die heitere Muse. Der allgemeinen Geschmacksrichtung entsprechend zog man auch vor eine weitgehende Übersetzung von amüsierenden Lustspielen. Daß dabei auch die zum Weinen bringenden, empfindsamen Stücke gepflegt und gefördert wurden, braucht nicht besonders betont zu werden.

Den vielfältigen, einem Massenartikel ähnlichen Dramenlabyrinth können wir nur mit der Ermittlung bestimmter Verfasser sichten und, eingedenk unserer Sammlung, werden wir im folgenden auf alle hervorstechenden Schöpfungen zurückgreifen. An Werken, die der Lessingschen Dramaturgie vorausgingen, und sich hauptsächlich auf Dramen französischer Tradition stützten, sind zunächst „Weiberlist“ (von einem unbekanntem Dramatiker verfaßt), dann eine neuere Übersetzung von CRONEGKS „Codrus“ und AYRENHOFFS „Postzug“ und „Aurelius“ zu nennen. GOTTERS „Medea“ übersetzte Kazinczy selbst, verbrannte jedoch später sein Manuskript. Die „Clementine“ von GEBLER erscheint jetzt in neuer ungarischer Übertragung auch auf der Bühne. — Von den Bühnenstücken aus Lessings

Kreis gilt es hervorzuheben, daß sie zum größten Teil Eingang finden konnten. Auch das Drama „Der Schein trügt“ von J. K. BRANDES, den man unverdient als den deutschen GOLDONI bezeichnet, erntet ansehnlichen Erfolg; von ihm gelangen übrigens noch drei aus dem Spanischen übersetzte Dramen zu uns, während der Ruhmeszug des „Soldatenglücks“ auf der ungarischen Bühne sieben Soldatendramen erscheinen läßt, unter ihnen die bereits erwähnte Schöpfung von MÖLLER „Graf Waltron“ und „Der Soldat aus Cherson“ von HENSLER.

Außer den aus dem Englischen übersetzten Dramen des begabtesten Dramaturgen F. L. SCHRÖDER erfährt seine wertvollste ureigene Schöpfung „Der Fähndrich“ in unserer Hauptstadt eine dreimalige ungarische Aufführung; den Hamlet-Text Schröders übersetzt Kazinczy und gibt ihn 1790 heraus. Um STEPHANIE den Jüngeren reihen sich noch HUNNIUS, BRETZNER („Räuschchen“), SCHINK („Montaldi“, „Die Leidenschaften“) und BANKS, dessen „Earl of Essex“ uns durch die deutsche Übersetzung DYKS erhalten ist. In erster Linie füllen damals die Ritterdramen das Programm aus; von SPIESS z. B. gehen fünf solcher Werke über die Bühne (die „Clara von Hoheneichen“ sogar in zwei Übersetzungen) und ZIEGLER kann mit sieben derartigen Dramen aufwarten (darunter die „Pilger“, „Gräfin von Giesebach“ und die grausame „Rache für Weiberraub“). Andreas Dugonics, der Verfasser der „Etelka“, beschließt diesen Reigen mit der ungarischen Umarbeitung von BERTUCHS „Elfriede“, CHRISTMANN'S „Statthalter von Corfu“ und SODENS „Inez de Castro“.

Es sollte sich bald offenbaren, daß es den Bestrebungen der ungarischen Kunstwelt überaus entsprach, im Rahmen der deutschen Literatur Schöpfungen zu wissen, die mit der ungarischen Geschichte in engstem Zusammenhang standen. So wurden „Zrinyi oder die Belagerung von Szigeth“ von FR. A. KL. WERTHES, Professor der Ästhetik an der Universität Pest, „Zondi“ von GROSS und „Maria Theresia“ von JOH. NEP. KALCHBERG mit wahrer Freude übersetzt und vorgetragen.

Dies alles sollte nur ein Vorzeichen des Eingangs KOTZEBUES in das ungarische Bühnenleben sein, dessen Wirken seinerzeit von beachtenswerten Erfolgen begleitet war. Bis zum Jahre 1795 erschienen von ihm bereits 20 Dramen, von denen 11 — und zwar die besseren — ins Ungarische übersetzt wurden und in der Zeitspanne von 1792—1795 auch zur Aufführung gelangten; es wirft ein besonderes Licht auf die Anziehungskraft Kotzebues, wenn man bedenkt, daß von seinen erwähnten 11 Werken 18 Übersetzungen der Überlieferung erhalten blieben, nachdem man sieben davon zweimal ins Ungarische übertrug. Bei den Männern, die sich um diese Umgestaltung verdient machen, handelt es sich sowohl um Schauspieler als auch um namhafte Schriftsteller: von unseren beiden größten

bahnbrechenden Sprachwissenschaftlern machte sich NIKOLAUS RÉVAI durch die Bearbeitung der „Sonnenjungfrau“ einen Namen, während FRANZ v. VERSEGHY mit großem Eifer und Geschick um den „Eremit auf Formentera“ und das „Kind der Liebe“ bemüht war, wobei man die letztere Umgestaltung wegen ihrer trefflichen Abstimmung auf die ungarischen Verhältnisse auch als eine bedeutende Kunstschöpfung auf dem Gebiete der Dramatik jener Zeit betrachten kann. So entwickelte sich in Ungarn der Kotzebue-Kult zusehends und lediglich der zeitweiligen Schließung des ungarischen Theaters in Pest ist es zuzuschreiben, daß sich diese Strömung zu keiner Leidenschaft entwickeln konnte, wie dies in Deutschland der Fall war. Dessen ungeachtet lebte aber sein Name in der Öffentlichkeit fort, man las und liebte seine Schöpfungen, die spezieller die deutsche Theaterkunst weiterpflegte und förderte, bis schließlich in den Zwanzigerjahren des 19. Jh.s auch die literarische Wirkung des Kotzebueschen Ideengutes ihre Blütezeit erreicht. Erwähnenswert ist, daß auch zwei der Werke seines Nacheiferers, KRATTER, „Der Vizekanzler“ und „Das Mädchen von Marienburg“, erfolgreich auf die Bühne ziehen, wobei allerdings auffällt, daß kein IFFLAND-Drama auf dem Programm erscheint; bekannt ist nur, daß ein „geeigneter Patriote“ die Übersetzung des „Jäger“ begonnen hat.

Es sei noch einmal darauf hingewiesen, daß all diese Strömungen von Wien her zu uns gelangten; daß dabei auch das ureigene Wiener Drama, das traditionelle Singlustspiel, auf der ungarischen Bühne zu Worte kommt, ist nur zu natürlich. HUBERS „Julchen“ eröffnet diesen Reigen, in dessen Verlauf „Prinz Schudi und Prinzessin Eve-Kathl“ von HAFNER den größten Erfolg davonträgt, eine Schöpfung übrigens, die 1794 auch Csokonai mit seinen Studenten zum Vortrag brachte. Ein zweites Lustspiel Hafners „Die reisenden Comoedianten“ (in der Umgestaltung Perinets „Die Schwestern von Prag“) erscheint in der heiteren ungarischen Muse als „A Pestre vándorlott szabólegény vagy a komáromi nénikék“ (der nach Pest gewanderte Schneidergeselle oder die Tanten von Komorn) in vollständig ungarischem Gewand; auch „Der Furchtsame“ löste als Lustspiel große Begeisterung aus. Wenn auch damals die Lustspiele HENSLERS (6) und JÜNGERS (4) sich ehrlicher Beliebtheit erfreuten, errangen die Schöpfungen SCHIKANEDERS, von denen drei als Opern aufgeführt wurden, die größte Volkstümlichkeit. Von den Opern waren es zunächst „Die Zauberflöte“ und die „Schellenkappe“, während auf dem Gebiete des Lustspiels „Die Postknechte“ am meisten begeisterten.

Daß keiner unserer Übersetzer wirkliche dramatische Begabung besaß, beweist die Tatsache, daß all die zahllosen Werke wie auch der zur Nachahmung direkt auffordernde Kotzebue keine Schüler fanden; es schwebte den Übersetzern kein eigentliches literarisches Ziel vor, sie schickten sich

lediglich an, den Ansprüchen der Bühne oder richtiger gesagt denen des Publikums gerecht zu werden, indem sie es als nationale Pflicht erachteten, deutsche Kunstschöpfungen in ungarischer Illustration wiederzugeben. Abgesehen von einzelnen völkisch verwurzelten, aber bescheidenen Anfängen erstand erst nach 20 Jahren das sich in der Shakespeareschen Sphäre bewegende, echte ungarische Drama „Bánkbán“ von JOSEF KATONA.

### Die Klassiker

Überblickt man all die fruchtbringenden, sich nach Ungarn ergossenen Zeitströmungen, die sich da in den verschiedensten Kunstgattungen offenbarten, so muß man bemerken, daß gerade die Werke der größten Deutschen, wie Lessing, Wieland, Goethe und Schiller, verhältnismäßig wenig Eingang fanden, obwohl man sich auch an ihren Schöpfungen erfreute und sie als wahres Geschenk empfand, — woran es jedoch fehlte, war das Sichhineinleben und die Fähigkeit, das Erlebnis des Meisters individuell auswirken zu lassen. Gewiß mangelte es nicht an Ansätzen, die deutschen Werte auf das ungarische Volk zu übertragen, wie dies z. B. bei der „himmlischen Dichtung“ Schillers „Die Götter Griechenlands“ durch die wahre Begeisterung abzwingende Dichtung von JOHANN KIS „Hymnus a bölcseséghez“ (Hymne an die Weisheit) zutrifft. Auch FRANZ v. VERSEGHY war an der Propagierung der deutschen Klassiker führend beteiligt, er war es, der neben den „Stimmen der Völker in Liedern“ als erster Ungar das volkstümliche Goethe-Lied „Das Veilchen auf der Wiese“ ins Ungarische übertrug, ohne zu wissen, daß diese Schöpfung der Welt des großen Meisters entstammt. Den „Ersten Verlust“ übersetzten zwei unserer Dichter: KAZINCZY und DAYKA.

Näher der Werkstätte unserer Schriftsteller gelangten die epischen und dramatischen Schöpfungen dieser großen deutschen Dichter. Bevorzugt wurde zunächst WIELAND, kein Wunder, sprach doch aus ihm die beredte Art des Rokoko-Klassizismus zu ihnen. Schon 1779 übernahm PAUL ÁNYOS einen Teilabschnitt aus den „Grazien“ und von diesem Zeitpunkte an bis zur Musarion-Übersetzung des Johann Kis (1795) erscheinen von Schritt auf Tritt, besonders in den Zeitschriften, Übertragungen aus Wielands Schöpfungen. Auch KAZINCZY greift immer wieder zu Wieland zurück und ist eifrigst um die Übersetzung der „Grazien“, „Abderiten“ und „Diogenes“ bemüht. ALEXANDER KISFALUDY hingegen wurde vom „Agathon“ völlig in Bann gezogen: die Geschichte einer großen, tief wurzelnden sinnlichen Liebe, welche ihn zu der schönen Wiener Tänzerin MARIA MEDINA knüpfte, wollte er auf den Grundlagen des Wielandschen Romans neu erstehen lassen. Zusammenfassend kann man sagen, daß es außer der Betonung des Rokoko, die dem Wieland-Kult absolut eigen war, vor allem jene fabel-

artige, in der griechischen Welt geborene Kultur war, die man in den Werken des Meisters lieben lernte, ja, die restlos begeistern konnte.

Die Aufmerksamkeit der Schriftsteller konzentrierte sich mittels der Bühne auch auf die anderen erwähnten drei großen Dichter. Daß übrigens die Namen der deutschen Klassiker auch bei uns ihrer Größe angemessen gewürdigt waren, ist nur zu natürlich, eiferte doch die Bühne unsere Dichter zu erhöhter Ambition an, ihre Schöpfungen ins Ungarische zu übersetzen. Der erste Schriftsteller, der seine Meisterschaft weniger der Bühne, sondern vielmehr der literarischen Ambition verdankte, war FRANZ KOVÁTS. Er übersetzte zunächst Wielands Roman „Araspes und Panthea“, 1788/89 zwei Lessingstücke („Nathan“, „Emilia Galotti“) und schließlich zwei Dramen von Schiller („Räuber“, „Fiesco“). (Die „Räuber“ übertrug 1790 ebenfalls der junge Leutnant Baron WESSELÉNYI ins Ungarische.) Mit tiefem Verständnis näherte sich schließlich noch KAZINCZY den großen Klassikern. 1790 greift er als erstes Werk „Don Carlos“ auf, um es nach der Ausfertigung eines Teilabschnittes zugunsten von „Miss Sara Sampson“ und „Stella“ zu vernachlässigen und schließlich aufzugeben. Ungeteiltes Interesse rufen bei ihm 1792 „Emilia Galotti“ sowie die „Geschwister“ und nicht zuletzt die noch im selben Jahre übersetzte „Minna von Barnhelm“ hervor, und 1794 überträgt er mit großem Geschick „Clavigo“. Und wieder ereilt das Wirken Kazinczys die Tragik — außer „Stella“ gehen all die angeführten, mit Hingabe und Liebe gefertigten Arbeiten verloren. Die „Stella“ allein kann ob ihrer Vollkommenheit jedoch unter Beweis stellen, daß sie mit den vorausgegangenen Übersetzungen ein wahrhaft künstlerisch hochwertiges Spiegelbild des klassischen Zeitalters repräsentiert; lediglich in dem Umstand, daß entsprechend der damaligen Auffassung „Die Geschwister“ z. B. auf ungarischem Boden und dementsprechend auch mit ungarischen Gestalten erscheinen, kann man einen Verstoß gegen die Treue dem ursprünglichen Schöpfer gegenüber erblicken. Nachher — allerdings viel später, als unsere besprochene Epoche — machte sich Kazinczy von neuem an die abermalige Umgestaltung und Übersetzung der angeführten Werke, und diesmal erschienen diese Arbeiten auch gedruckt. Aber auch andere Dolmetscher der deutschen Literatur beschäftigten sich mit den Klassikern, wobei ihnen hauptsächlich der Wunsch einer Aufführung vorschwebte. So wissen wir von zwei Übertragungen der „Räuber“, von der Übersetzung der Werke „Clavigo“, „Fiesco“, „Kabale und Liebe“, „Don Carlos“, während nur ein einziges klassisches Stück, die „Minna von Barnhelm“, in Pest zur Aufführung gelangte (PAUL RATH 1792).

Es ist als aner kennenswerte Tatsache zu buchen, daß sich die ungarische Dichterwelt in breitem Rahmen mit den Heroen der deutschen Literatur beschäftigte, wenn das Motiv auch zum großen Teil in dem Drang nach der

Bühne zu suchen ist. Die Einbildungskraft ist nach den größten dichterischen Offenbarungen keineswegs als produktiv zu nennen, von irgendeiner tiefergehenden Wirkung keine Spur, wir verfügen auch über keine Dramen, die auch nur die Ansätze zu einer kraftvollen Kopie aufweisen würden; allein von ALEXANDER v. KISFALUDY wissen wir, daß ihn mit 18 Jahren die Dramen der „Sturm und Drang“-Periode im wahrsten Sinne des Wortes fanatisierten und daß er eine „blutige“ Tragödie zu schreiben begann, wobei ihm die Schöpfungen von LEISEWITZ oder KLINGER vorschwebten. („Die Zwillinge“ erschienen ungarisch von EMERICH IHASZ übersetzt.) JOHANN KIS, der in seiner Jugend ein begeisterter Schüler und Verehrer Schillers in Jena war, aus dessen Leben schallte dort selber Abend für Abend der so beliebte Gesang: „Ein freies Leben führen wir . . .“. Keiner von ihnen besaß jedoch eine dramatische Schöpferkraft, und Csokonai, der über diese Eingebungen vielleicht verfügt hätte, war noch in den frühen Jugendjahren. Die Feststellung, daß also das 18. Jh. über keinen wirklich reifen, genialen ungarischen Dramatiker verfügte, dürfte das Gesagte zur Genüge erklären.

Wer aber den deutschen Geistesströmungen in der ersten Phase am nächsten kam, ist JOHANN KÖNYI. Es ist wirklich rührend, mit welchem instinktivem Gefühl dieser einfache Wachtmeister an die Übersetzung Gellerts, Gessners bzw. an die Auslegung französischer Märchen oder moderner Dramen heranging; schon allein der bewunderungswürdige Fleiß dieses Mannes, durch welchen er unsere Bibliotheken ständig bereicherte, zwingt volle Achtung und Anerkennung ab. Ein großer Glücksstern geht 10 Jahre später auf dem Firmament unserer Literatur auf, als der gebildetste Schriftsteller der Epoche, FRANZ KAZINCZY, mit seinem bewandten Kunstgefühl die unbeschränkte Führung übernimmt: seinem Verständnis und seiner schriftstellerischen Begabung haben wir es zu verdanken, daß der Einbruch des deutschen Geistes für die weitere Entwicklung der ungarischen Poesie so befruchtend einwirkte.

## Deutsche Quellen der ungarischen Dichtung des 18. Jh.s.

### Abkürzungen.

#### a) Werke und Schriften.

- B<sup>1</sup> = J. BAYER, A magyar nemzeti játékszín története. I—II. 1887.  
 B<sup>2</sup> = J. BAYER, A magyar drámairodalom története. I—II. 1897.  
 Beöthy = Z. BEÖTHY, A szépprózai elbeszélés a régi magyar irodalomban. I—II. 1886—1887.  
 KL = Kazinczy Ferenc levelezése (ed. VÁCZY). I—XXII. 1890—1927.  
 LBI = Ramlers Lyrische Blumenlese. 1785.  
 M = A. Méreys Manuscript (Magyar játékszíni darabok lajstroma). 1796. Diese Handschrift — die Liste der ungarischen Dramen — eine der wichtigsten Quellen für meinen Aufsatz, ließ BAYER (in B<sup>2</sup>, II., 409—426) abdrucken.  
 SdL = ANTON STEFFAN, Sammlung deutscher Lieder. Wien, 1778—1782.

## b) Zeitschriften und Sammelwerke.

BMMusa	= Bécsi Magyar Musa.
EJGy	= Erdélyi Játékos Gyűjtemény.
EM	= Erdélyi Múzeum.
EPhK	= Egyetemes Philologiai Közlöny.
Figy.	= Figyelő (ED. ABAFI).
IK	= Irodalomtörténeti Közlemények.
It	= Irodalomtörténet.
MJSz	= Magyar Játékszín.
MM	= Magyar Museum.
UJB	= Ungarische Jahrbücher, nur Jahrgang 1928.

## c) Gattungsbezeichnungen.

Dr.	= Drama.
Erz.	= Erzählung.
G.	= Gedicht.
Lsp.	= Lustspiel.
R.	= Roman.
Tr.	= Tragödie.

\* Ein Sternchen bedeutet, daß das betreffende Werk verlorenging.

d) Jahreszahlen bedeuten bei deutschen Werken den möglichst ältesten Zeitpunkt des Erscheinens, der dem ungarischen Dichter zur Verfügung stehen konnte; bei ungarischen Werken den Zeitpunkt des Zustandekommens oder der ersten Erscheinung. Bei ungarischen Theaterstücken, indem sie im Druck nicht erschienen sind, das Jahr der ersten Aufführung.

Überall wird entweder auf meine unmittelbare, oder aber auf die originelle Quelle hingewiesen, in der Regel — jedoch nicht immer — mit cf. in eckigen Klammern [ ] gesetzt. Wo keine Quelle angedeutet wird, dort handelt es sich von wissenschaftlich allgemein bekannten Daten, oder aber werden Ergebnisse meiner eigenen Forschungen mitgeteilt.

Für Daten und für die Zusammenstellung der seit 1913 erschienenen Ergänzungen bin ich meinem einstmaligen Schüler, Herrn Prof. Dr. REZSÖ GÁLOS zu Dank verpflichtet.

## I. A. Deutsche Originalwerke.

1. ALBRECHT, JOH. FR. EV.: Alle strafbar, 1795. Lsp. (Eine prosaische Umarbeitung Goethes Drama Die Mitschuldigen.) — \*A vétkesek, vor 1796. A. Mérey (B<sup>2</sup> II: 413) nennt als Verfasser Goethe, als Übersetzer Franz v. Kazinczy. Die zweite Angabe ist sicherlich auch ein Irrtum — möglich, daß der Übersetzer F. v. Kazinczys Bruder, Joseph, war.

2. ARNSTEIN, BENED. DAV.: Die Maske, 1788. Lsp. — Michael Ernyi: \*Az álarcások, 1794 [cf. B<sup>2</sup> II: 412]. Bayers Angabe ist nicht verlässlich: der ungarische Titel entspricht dem deutschen nicht; denn nach A. Mérey (ebendort) sei der Name des Verfassers Arnt, und der Titel des Lustspiels: Die Masken. Ein so betiteltes Lustspiel hat Kotzebue; es ist aber auch möglich, daß die Quelle des ungarischen Lustspiels eine deutsche Übersetzung, Die Maskerade, Kühnes englisches Drama (The masquerades, 1783) oder eine Übersetzung der ähnlich betitelten Komödie Holbergs war.

3. AYRENHOF, CORN. HERM. VON: a) Der Postzug, 1769. Lsp. — Graf Imre Bethlen: Posta-tzug; Marosvásárhely, 1793. b) Aurelius, 1766. Dr. — In Prosa übersetzt von Karl Seelmann: Aurelius, vagy a nagylelkűségnek nemes tusakodása; Kolozsvár, 1795 [cf. B<sup>2</sup> II: 419].

4. BABO, JOSEPH MARIUS VON: a) Die Strelitzen, 1790. Dr. — Sig. Kóré: \*A. Streliczek, 1790 [cf. B<sup>2</sup> I: 146]. [Die Übersetzung wurde von A. Mérey irrtümlich Franz Kováts zugeschrieben (B<sup>2</sup> II: 415)]. b) Das Bürgerglück, 1792. Lsp. — Franz Varsányi: \*A polgárok boldogsága, 1793 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 420)].

5. BECK, HEINRICH: Verirrung ohne Laster, 1793 (bzw. 1790). Dr. — Alex. Mérey: Tévelyedés gonoszság nélkül, 1795 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 417)].

6. BERNARD, siehe BOIE.

7. BERTUCH, FR. JUSTIN: Elfride, 1775 (bzw. 1773). Tr., frei nach Masons Elfride gearbeitet. 1. Alex. K. Boér: Elfrida; Kolozsvár, 1793. Treue, aber verkürzte Übersetzung [cf. EPhK 1890: 209—215 l.]. 2. Andreas Dugonics: Kun László; Pest, 1795. Das Original wurde umgearbeitet und in ungarisches Milieu versetzt [cf. Einleitung der neuen (1885) Ausgabe des Dramas].

8. BESSENYEI, GYÖRGY (Ungar): Die Amerikaner, 1774. Erz. — Franz Kazinczy: Az amerikai Podotz és Kazimir etc., 1776 [cf. Régi Magyar Könyvtár, Nr. 34, Einleitung].

9. BLUMAUER, JOH. ALOYS: a) Wundersame Klage eines Landmädchens in der Stadt, 1785. G. — Nic. Révai: A jámbor falusi leány, 1787. Freie Übersetzung; die 75 Zeilen des Originals wurden durch Umschreibungen und Zusätze auf 128 erweitert. b) Stutzerlied, 1782. G. 1. Stephan Gy. Csépany: Egy gögös leánykához, Orpheus, II: 68, 1790. Übersetzung, die dem Original von Gedanke zu Gedanke folgt, aber durch Zusätze aufs Doppelte erweitert und dabei verflacht. 2. Csokonai: Az elmatrónásodott Doris. Zeit des Entstehens unbekannt. Durch das Thema beeinflusst, eine Strophe übersetzt [cf. Figy. XXI: 231]. c) Vergils Aeneis, travestiert von Blumauer, 1784—1788. — [cf. IK 1894: 436—443, und W. Polay: Blumauer travestált Aeneise és hatása a magyar irodalomra]. 1. Csokonai: Az istenek osztózása, vor 1791. Inhalt ganz verschieden; von Blumauers Aeneis: Strophenbau und das Durchflechten der Handlung mit aktuellen und politischen Anspielungen. 2. Csokonai: Békaegérhare, 1791. Das ungarische kom. Epos ist eine freie Bearbeitung der Batrachomyomachia, jedoch travestiert nach der Art Blumauers [cf. die Vorrede Csokonais]. Der vorhandene Text ist eine spätere Bearbeitung, die erste Fassung ist verschwunden. 3. Anton Szalkay: Virgilius Éneása. I. Teil, Bécs, 1792. Verkürzte, in drei Bücher zusammengezogene Übersetzung der Bücher I—III des Originals. Den Druck des II. und III. Teiles (Blumauers IV.—IX. Buch) verbot die Zensur, so blieben sie im Manuskript. (Der III. Teil ging verloren, der II. ist in Sárospataker Bibl.) d) Glaubensbekenntnisse eines nach Wahrheit Ringenden, 1782. G. e) Gr. Johann Fekete: Egy valóságot kereső embernek hite ágazatjai. Zeitpunkt unbestimmt. Wir wissen vom Übersetzer (in der Notiz vor dem Verse), daß er seine Übersetzung einige Jahre nach dem Erscheinen des Originals binnen 24 Stunden fertigstellte. Die Handschrift ist vorhanden: Fekete János gróf Magyar munkái, I: 185—193 [cf. IK 1901: 439—440, und G. Morvay: Fekete János, 236 l.]. 2. Gabr. Dayka: Vallástétele egy az igazságra törekvő embernek, 1792. 3. Stephan Sárközy: \*Vallástétel, vor 1794. In einem Briefe Kazinczys (KL, IV: 126) sind einige Zeilen davon erhalten. d—f). Grabchrift eines Spaniers für seinen gehenkten Vetter; Die Verwandlung; An den

Teufel, 1787. G. — Stephan Sándor: Egy oláhnak sírírása az 5 bátyja számára; Változás; Az ördöghöz; Győr, 1792 (zwischen den Ovid-Übersetzungen Stefan Sándors) ohne dem Namen des Übersetzers. Erweiterte, verflachte Übersetzungen [cf. M. Nyelv, 1915: 160]. g—i) Der Geizhals, Die geschminkte Rose, Amors Waffen, G. — Jos. v. Péteri Takáts: A fősvény, A festett róna, Ámornak fegyverei, vor 1795 (Költeményes munkáji, 1796) [cf. IK 1919—1921: 258 l.]. k) Blumauer-Reminiszenzen sind in einem, in Manuskript gebliebenen Jugendverse Csokonais: Individuale datum az asszonyok állhatatlanságáról [cf. Haraszti: Csokonai, 180 l.].

10. BOIE, HEINR. CHRIST: An die Rose (nach einem Gedicht von Bernard), 1772. G. — Michael Csokonai Vitéz: A rózsabimbó (Nyílj ki nyájasan mosobygó . . .), um 1794. Freie Bearbeitung, das Original fast bis auf die Hälfte verkürzt; Versmaß und Reimordnung beibehalten, jedoch ist der ungarische Vers künstlerischer und melodischer als das Original. Siehe auch Weisses An ein Veilchen [cf. EPhK 1913: 60].

11. BONIN, CHRIST. FR. FREIHERR VON: Die Drillinge. Siehe II. C. Unbekannter Verfasser, c.

12. BRANDES, JOH. CHRIST. a) Der Schein betrügt, 1767. Lsp. — Franz Kováts: Tsalárd a szín [cf. B<sup>2</sup> I: 148]. b) Rahel oder die schöne Jüdin. Siehe II. E. Unbekannter Verfasser. c) Der Landesvater, 1782. Dr. — Alex. Mérey: A haza atyja, vor 1796 [cf. B<sup>2</sup> II: 416].

13. BRETZNER, CHRIST. F.: a) Die Liebe nach der Mode oder der Eheprokurator, 1781. Lsp. — Jos. Gindl: A házasság szerző prókátor, 1792 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 412)]. b) Der Lüderliche, 1789. Dr. — Marie Liptai: \*A tékozló, 1795 [cf. ebendort].

14. BRUMMER: a) Das Hausgespenst. Siehe II. G. HOLBERG. b) Don Rinaldo di Colibrados. Siehe II. G. Holberg, d.

15. BRÜCKNER, ERNST TH. JOH.: Die Klage Dinahs, 1777. Erz. — Ladislaus Szentjóni Szabó: A panasz; Pest, 1791 (Költeményes munkái). Der Einfluß ist klein und nur vermutet [cf. IK 1908: 49 u. ff.].

16. BRÜHL, ALOYS GRAF VON: a) Der Bürgermeister, 1786. Dr. — 1. Chr. Simai: Igazházi, egy kegyes jó atya; Pest, 1790. Umarbeitung [cf. die Einleitung der neuen Ausgabe des Dramas, 1898]. Bei der Eröffnung des ersten öffentlichen Theaters in Ungarn (Pest, 1790) wurde dieses Drama aufgeführt. 2. Anonym: A polgármester, vor 1793 [cf. B<sup>2</sup> I: 150]. b) Das Findelkind, 1785. Lsp. — Petrus Bárány: A talált gyermek; Pest, 1792 (MJsZ I: 1 St.). In ungarisches Milieu verlegt [cf. M (B<sup>2</sup> II: 400)].

17. BÜRGER, GOTTFR. AUG.: a) Die Nachtfeyer der Venus, 1773. G. — Franz Kazinczy wollte das Gedicht schon vor 1790 übersetzen, aber bloß mit den vier Zeilen ist er fertig geworden, die sich im Vorgesange refrainartig wiederholen. (Als selbständiges Gedicht, unter dem Titel Holnap, in Kazinczy Öszes, költeményei, II: 176.) b) Prometheus, 1784. G. — Ádám Horváth Páloczi: A Prometheus tüze; Orpheus, II: 250, 790. c) Die Umarmung, 1776. G. — 1. Gabriel Dayka übernahm daraus einige poetische Wendungen zu seinem Gedichte: Szerelmesemhez [cf. 1913: 151]. 2. Mich. Csokonai Vitéz: A szerelmes kívánság, erste Ausarbeitung, 1795. Erweiterte Übersetzung [cf. Figy. XXI: 233]. d) Prinzessin Europa, 1777. Kom. epos. — 1. Gabriel Péli Nagy: Europa elragadtatása, Ende der Achtzigerjahre. Lange irrtümlich Csokonai zugeschrieben (auch vom Biographen Csokonais — Haraszti: Csokonai, 37 S.) [cf. Ferenczi, Csokonai: 31 S.]. 2. Beeinflußt von Bürgers Epos

wählte Csokonai den Gegenstand seines Epos: *Az istenek osztózása*, vor 1791. e) *An die Bienen*, 1788. G. — Csokonai: *A méz méze*, 1794. Verkürzte Umarbeitung. Später, nochmals verkürzt (sechs Strophen wurden weggelassen), unter dem Titel: *A legédesebb méz*; *Urania*, III: 209, 1794. Dritte, neue Umarbeitung: *A méhekhez (Lilla-dalok)* [cf. *Figy. XXV*: 269]. f) *Das harte Mädchen*, 1770. G. — 1. Csokonai: *Első szerelemérzés*, erste Fassung 1794. Nur der Grundgedanke [cf. *Figy. XXI*: 226.]. 2. Csokonai: *A tanunak hívott liget*; *Urania*, III: 209, 1794. Bloß eine vage Reminiszenz [cf. *Figy. XXV*: 270]. g) *Die Liebekranke*, 1776. G. — Csokonai: *Édes keserűség*; erste Verf. 1794. Gedankenentlehnungen [cf. *Figy. XXI*: 226.]. h) *Das Lob Helenens*, 1773. G. — Csokonai: *Lillám szácskája*, 1784—1796. Vage Reminiszenzen. i) *An den Traumgott*, 1770. G. — 1. Csokonai: *Az éjnek istenihez*. Vor 1795. Weitschweifige Umarbeitung [cf. *Figy. XXV*: 270]. 2. Franz Verseghy: *Az Álomhoz*. Vor 1795. Freie Umarbeitung, welche sich dem Gedankengange und der Melodie des Originals anpaßt. Als Quelle benützte v. die *SdL* (II: 4), wo das Gedicht an den Morpheus betitelt ist [cf. *IK 1939*: 163]. j) *Lust am Liebchen*, 1769. G. — Franz Verseghy: *A szerető boldogsága*. Erste Verf. 1795. Freie Übersetzung. k) *Macbeth*, S. II. F. SHAKESPEARE.

18. CAMPE, JOACH. HEINR.: a) *Robinson der Jüngere*, 1779—1780. Erz. — 1. Jos. Gelci: *Ifjabbik Robinzon*; *Pozsony*, 1787 [cf. *Kazinczys Kritik*, MM I: 50, und *Beöthy II*: 179]. 2. Samuel Gyarmathy: *Ifjabbik Robinzon*; *Kolozsvár*, 1794. Ein Plagium der obigen Übersetzung [cf. *Beöthy II*: 180]. b) *Sittenbüchlein für Kinder aus gesitteten Ständen*, 1777. Jugendschrift. — 1. Franz Földi: *Erköltkönyvetske . . . a pallérozottabb rendbéli gyermekeknek*; *Komárom und Pozsony*, 1789<sup>2</sup>, 1790<sup>3</sup>, Mitte der Neunzigerjahre. 2. Franz Kováts: *Az öreg Becshalmi a gyermekek között*, Anfang der Neunzigerjahre. Manuskript im Nachlasse Z. v. Beöthys. c) *Die Entdeckung von Amerika*, 1781. Jugendschrift. — Anonym: *Amerikának fel-találásáról*; *Kolozsvár* 1793 [cf. *UJB S.* 61—62].

19. CHRISTMANN, C.: *Der Statthalter von Corfu*, 1782. Tr. — Andreas Dugonics: *Toldi Miklós*; *Pest*, 1794. In ungarisches Milieu versetzt; der Held der ungarischen Tragödie ist Nicolaus Toldi, ein Nationalheld der Ungarn (XIV. Jh.)! [cf. die Einleitung der neuen Ausgabe der Tragödie, 1893].

20. CLAUDIUS, MATTHIAS: a) *Phidile*, 1770. G. — Franz Verseghy, *Pásztor leányka*. Vor 1781. Freie Übersetzung, auch etwas sentimentaler als das Original [cf. *IK 1935*: 178].

21. CLODIUS, CHRIST. AUG.: *Medon oder die Rache des Weisen*, 1767. Tr. — Anonym: *Médon avagy a bölcsnek boszszuállása*; *Kolozsvár*, vor 1796 [cf. *M (B<sup>2</sup> II*: 417)].

22. CRONEGK, JOH. FRDR. FREIHERR VON: a) *Codrus*, 1758. Tr. 1. Joh. Freiherr v. Bálintitt: *Kodrus*; ohne Ortsbezeichnung, 1784. 2. Samuel Szrogh: *Kodrus*, 1792. b) *Wünsche*, 1759. G. — Stefan Szüts: *A kívánások*; *Pest*, 1791 (*Erkölti és elegyes versek*). c) *An Chloris*, 1760. G. — Unbek. Verf., wahrscheinlich Franz Verseghy: *Meghanyatlott uraságod . . .* Vor 1795. *Pannonhalmi Énekeskönyv*, 1796 [cf. *IK 1933*: 108].

23. D'ARIEN BERNH. EPHR.: *Die Natur und Liebe in Streit*, 1778. Tr. — Imre Ihász: *\*A természet és szerelem küszködése*, 1794. Umarbeitung [cf. *B<sup>2</sup>*: 422].

24. DENIS, JOH. MICH: a) *Gibraltar*, 1782. G. — Franz Kazinczy: *Gibraltár*, 1782. (Das Datum ist falsch; wahrscheinlich: 1792.) Künstlerische Übersetzung [cf. *Kazinczy Öszes költeményei (Nemzeti Könyvtár) II*: 292]. b) *Das Donnerwetter*.

G. — Franz Kazinczy: A mennydörgés, 1792. Künstlerische Übersetzung, nur setzt K. „Buda“ anstatt „Kaiserstadt“, und „Balambér“, „Bendeguz“, „Tas“ und „Árpád“ (ungarische Fürsten im IX. Jahrh.) anstatt „Odin“ und „Asgard“ [cf. ebendort].

25. DETHARDING, GE. AUG.: Bramarbas, S. II. G. HOLBERG a.

26. DRUMMER, MATTHAEUS: Winternächte, S. II. E. ESLAVA.

27. DUSCH, JOH. JAK.: a) Moralische Briefe zur Bildung des Herzens, 1759. Erz. — 1. Alex. Bárótzzi: Erkölcsi levelek, Bécs, 1775<sup>2</sup>, Pest, 1786. Nur ungefähr die Hälfte der Briefe. Später übersetzte er auch die übrigen Briefe, die blieben aber im Manuskript und gingen verloren. 2. Lad. Baranyi: \*Dusch levelei, 1779. Ob die Übersetzung in Druck erschien, ist unsicher; Stefan Sándor, der die Daten aufzeichnete (M. Könyvesház, 248), ist selber in Zweifel darüber. Es scheint, auch er hat diese Übersetzung nur im Manuskript gesehen. 3. Franz Verseghy: Az erkölcsi leveleknek második része, 1786. Manuskript (Budapest, Univ.-Bibl.). Die in der Bárótzischen Übersetzung fehlenden Briefe [cf. Császár: Verseghy, 33 S.]. 4. Siegmund Kerekes übersetzte die von Bárótzzi nicht übertragenen Teile; in Handschrift verlorengegangen [cf. IK 1932: 311]. b) Orest und Hermione, oder die Stärke der edlen, reinen Liebe, 1762. Erz. — Imre Ivánkai Vitéz: A tiszta és nemes szeretete; Kassa, 1789 [cf. KL I: 349, 424].

28. DYK, JOH. GOTTFR.: Jaques Spleen, 1785. Lsp. — Sigm. Koré: \*Jaques Spleen, 1792. Als Verfasser nennt A. v. Mérey (B<sup>2</sup> II: 415) irrtümlich Kotzebue, Jos. Bayer (B<sup>1</sup> II: 376—377) Poinet. Den richtigen Autor wissen wir von Brachvogel (Gesch. d. königl. Theater zu Berlin, 1877, I: 349). (Möglich, daß das Original des verlorenen ungarischen Lustspieles nicht Dyks Jaques Spleen, sondern S. F. Schletters Jaques Splin, oder wohl gut, daß ich mich nicht erschossen habe, 1791, war.)

29. EBERT S. II. F. YOUNG.

30. ECKARTSHAUSEN, KARL: a) Die beleidigten Rechte der Menschheit, oder Richter geschichten aus unserem Jahrhundert, 1787—1789. Erz. — Joseph Boda: Az emberi nemzetnek megsértődött törvényei. 1793—1794 [cf. UJB 1928: 62] b) Liebrecht und Hönwald, oder so geht's zuweilen auf dem Lande, 1783. Lsp. — Franz Sehy: \*Erőszak és jutalom, vagy így szokott néha lenni a vidéken, 1794 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 419)]. c) Raynald oder das Kind der Natur und Liebe, 1787. Dr. — Imre Ihászi: \*Sándor vagy a természet és szerelem gyermeke, 1794. In ungarisches Milieu versetzt. A. Mérey (B<sup>2</sup> II: 422) kennt nicht den Verfasser und gibt falsch den Titel an, Bayer hält (B<sup>1</sup> II: 380) das ungarische Drama irrtümlich für original. d) Merkwürdig, daß G. Dayka in seinem lyrischen Gedicht Az érzelő Philotas Eckartshausen erwähnt!

31. ENGEL, JOH. JAK.: a) Die Höhle auf Antiparos, I. Teil, 3. Stück des Werkes, Der Philosoph für die Welt, 1775—1777. Geistreiche Phantasien, Lebensbilder, Dialoge. — 1. Unbekannter Verfasser: Mindenés Gyűjtemény, 1789: 236, 241. 2. Franz Verseghy: Az antiparosi barlang (MM I: 395), 1788—1789 (cf. Elemér Császár: Verseghy Ferenc élete és művei, 41. I]. b) Der dankbare Sohn, 1770. Lsp. — 1. Fr. Kazinczy erwähnt (KL II: 96), daß die Gräfin Ráday sich vor 1790 mit der Übersetzung des Dramas beschäftigte. 2. Michael Ernyi: \*A hálados fiú, 1794 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 412)].

32. ENGELBRECHT, JOH.: Weiler und Louise. S. II. C. MONVEL.

33. ESCHENBURG, JOH. JOACHIM: Der Gleichsinn, 1773. G. [aus der altenglischen Sammlung Percys). — Franz Verseghy, A Válogató. V. fand das Gedicht in

Haydns Liedern (Nr. 15) [cf. IK 1933: 107]. Die Übersetzung gab er erst Ende 1803 (aus seiner Gefangenschaft freigelassen) seinem Freunde Virág (erst 1806 herausg.), doch ist es gerade der Haydnschen Quellen halber anzunehmen, daß sie schon am Anfang der 1790er Jahre fertig war.

34. FRIEDRICH DER GROSSE: Einen seiner Verse übersetzte, unter dem Pseudonym De la Plume, Johann Nagyváthy: A veres barátinak... szomorú Képzelési; Pest, 1790.

35. FUSS, FRANZ: Der Schneider und sein Sohn, 1779. Lsp. — Frei übersetzt von Mich. Ernyi: \*A szabó és ennek fia, 1795 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 412)]. Nach Bayer (B<sup>1</sup> II: 381) soll es ein Werk Schröders sein, frei nach einem englischen Stück gearbeitet; — ein Irrtum.

36. GEBLER, TOB. PHIL., Freiherr von: a) Clementine oder das Testament, 1771. Tr. 1. Gr. Gedeon Ráday: Clementina, aus den 80er Jahren [cf. KL II: 96 und 561]. 2. Stefan Hatvani: Clementina; Pest, 1790 [cf. B<sup>2</sup> II: 413]. b) Die Osmonde oder die beiden Statthalter, 1772. Dr. — Nic. Kazinczy: Az Osmondik avagy a két helytartó; Pest, 1792—1793 (MJsZ III: 2. Stück) [cf. B<sup>2</sup> II: 441]. c) Der Minister, 1771. Dr. 1. — Karl Seelmann: A miniszter; Kolozsvár, ohne Jahreszahl (wahrscheinlich 1793). 2. Franz Kováts: \*A minister, vor 1790. d) Das Praedicat oder der Adelsbrief, 1770. Lsp. — Baronin Marie Rudnyánszky: \*A praedicatum vagyis a vezetéknev, 1794 [cf. B<sup>2</sup> II: 413].

37. GELLERT, CHRIST. FÜRCHTEGOTT: [cf. Imre Várady: Gellert hazánkban, 1917]. a) Leben der schwedischen Gräfin von G\*\*, 1747—1748. R. — 1. Anonym (Sam. Torday): A svétziai grófné G\*\* né élete; Kolozsvár, 1772. 2. Szláv S. J. (Stef. Sándor): G\*\* nevezetű svédi grófnénak rendes történeti; Pozsony és Kassa, 1778. Ohne Kenntnis der vorherigen Übersetzung, noch schwächer als die des Torday (siehe dazu Georg Bessenyeis Kritik und Berichtigungen vom Jahre 1779, Holmi; 336—341, unter dem Titel, Die herausgedrehte ungarisch-schwedische Gräfin). b) Briefe, 1751. 1. Joh. Radvánszky wollte 1772 seinen Freund Ábrahám Baresay bewegen, Gellerts Briefe ins Ungarische zu übersetzen [cf. IK 1903: 303]. 2. Zwei seiner Briefe — einen an Demoiselle Lucius, und einen an Frl. Schönfeld — übersetzte Joh. Kónyi in seinem unten angeführten Werke; Pécs, 1776. c) Fabeln und Erzählungen, 1746—1748. α) Die Fliege, Elpin, Der betrübte Wittwer, Der beherzte Entschluß, Der junge Gelehrte. — Joh. Kónyi: A légy, Elpin, A meg-szomorodott özvegy, A bátor végezés, Az ifju tudós; Pécs, 1776 (Gellert professornak erkölsös meséi és elő-beszéllései). β) Die Nachtigall und die Lerche. Die Geschichte von dem Hute, Das Füllen, Chloris, Der Kranke, Der Fuchs und die Elster, Inkle und Yariko, Das Gespenst, Die Betschwester, Die Spinne, Die kranke Frau. 1. Joh. Kónyi: A fülemile és patsirta, A kalapról, A tsikóról, Kloris, Egy betegről, A róka és a szarka, Inkle és Járíkó, A kukukról, A késértet, Az áitatos asszonyról, A pók, A beteg asszony; 1776 (ebendort). 2. Franz Kováts unter denselben oder ähnlichen Titeln, in seiner, Ende der Achtzigerjahre entstandenen, in Manuskript gebliebenen Sammlung (in Z. Beöthys Nachlaß). γ) Der Kuckuck. 1. Joh. Kónyi: A kukukról, 1776 (im zitierten Werke). 2. Franz Kováts: A kukuk (im zitierten Manuskript). 3. T. T. F.\* J.\* D.\*: Mese a kukukról; MMusa I: 216, 1787. δ) Der Tanzbär, Der Selbstmord. 1. Franz Kónyi: A medvéről, A magának gyilkossa (im zitierten Werk). 2. Franz Kováts: A táncos medve, A maga gyilkosság. Ende der Achtzigerjahre (in zitierter Sammlung). 3. Jos. Látzai: A táncos medve, A maga gyilkos. BMMusa I: 263, 1787 [cf. KL II: 144]. 4. Franz Verseghy benützte zu seinem Gedichte, Szerel-

mes üzenet, Ende der Achtzigerjahre, die Gedanken und die Pointe Gellerts Fabel Der Selbstmord [cf. Váradyis angeführtes Werk]. ε) Der Greis. 1. Joh. Kónyi: Az öregöl, 1776 (im zitierten Werk). 2., 3. Br. Gedeon Ráday: A vén ember. Zwei verschiedene Verfassungen aus den Achtzigerjahren: eine wörtliche und eine freie Übersetzung; Orpheus, II: 397 und 123, 1790 (Titel der letzteren: Eggy vén emberről). 4. Fr. Kováts: Az öreg (in der zitierten Sammlung). ζ) Till, Emil. 1. Joh. Kónyi: Till, Emil (im zitierten Werk). 2. Sz. J. (Stef. Szüts): Till, Emil; Pozsony és Komárom, 1791 (Erköltsi és elegy és venek). η) Dametas und Phillis. Unter demselben Titel übersetzten: 1. Szláv S. J. (Stef. Sándor), Pozsony és Kassa, 1779 (neben seinem Svédi grófné). 2. Franz Kováts (in der zitierten Sammlung). 3. Stef. Szüts (im zitierten Werk). θ) Der Zeisig, Das Land der Hinkenden, Der Blinde und der Lahme, Der Maler, Das junge Mädchen. 1. Kónyi: A tengelitz, A sántáknak országa, A sánta és vak, A kép-író, Az ifju leány; 1776 (im zitierten Werk). 2. Franz Kováts: Größtenteils unter denselben Titeln (in der zitierten Sammlung). 3. Sz. I. (Stef. Szüts): A tsíz, A sántítók országa, A vak és sánta, A festő, Az ifjú leányzó (im zitierten Werk). ι) Die glückliche Ehe. 1. Franz Kováts: A szerencsés házasság (in der zitierten Sammlung). 2. Jos. Pétzeli: Eggy pár papagály a Kalitkában; Győr, 1788 (Haszonnal mulattató mesék). P. übernimmt den Gang der Handlung, setzt aber ihren in einen originalen Rahmen [cf. EPhK 1889: 801]. κ) Die Bienen. — Jos. Pétzeli: Méhek, herék; Győr, 1788 (ebendort). Nur die ersten Momente der Handlung gehen auf Gellerts Fabel zurück [cf. ebendort]. N. Ember (A magyar oktató mese, 12. S.) leugnet den Zusammenhang! λ) Der gute Rath. 1. T. T. A.\* J.\* (Joh. Aszalai): Jó tanáts-adás; BMMusa, 1788: 118—119. 2. Franz Kováts: A jó Tanács a (in der zitierten Sammlung). 3. Szüts: A jó tanáts; 1791 (im zitierten Werk). μ) Der Hund, Der Process, Der Bettler, Das Pferd und die Bremse, Die Reise, Das Testament (Philemon, der bey grossen Schätzen . . .), Die Widersprücherinn, Das Heupferd, Semnon und das Orakel, Das Kartenhaus, Die zärtliche Frau, Der zärtliche Mann, Die Biene und die Henne, Der erhörte Liebhaber, Der glücklich gewordene Liebhaber, Der gütige Besuch, Der Arme und der Reiche, Die beiden Hunde, Selinde, Der Schatz, Monime, Der unsterbliche Autor, Der baronisierte Bürger, Der arme Schiffer, Lisette, Die Verschwiegenheit, Elmire und Selinde, Der Tartarenfürst, Der glückliche Dichter, Der Freygeist. — Kováts: Az Eb, A Processus, A Kóldus, A Ló és a Bagócs, Az utazók, A Testamentum. Az ellenmondó asszony, A Szöcskő, Szemnon és a Néző, A Kártya Ház, A buzgó szerelmü Aszszony, A buzgó szerelmü Férj, A Méh és a Tyúk, A meghalgattatott Szerető, A szerencsés Férj, A barátságos Látogatás, A Szegény és a Gazdag, A két Kutyák, Zelinde, A Kincs, Mónima, A halhatatlan Könyviró, A Báróvá lett Polgár, A szegény Hajós, Lizét, A Halgatás, Elmira és Zelinde, A Tatár Kán, A szerencsés Versiró, A vallástalan (in der zitierten Sammlung). ν) Damötas und Phyllis, Der süße Traum, Der Reisende, Damokles, Der grüne Esel, Das Schicksal, Die junge Ente, Die beiden Mädchen, Der fromme General, Herodes und Herodias, Rhinsolt und Lucia. 1. Franz Kováts: Az édes álom, A vándor, Dámokles, A zöld szamár, Az örök végezés, A kis Réczefi, A két leánykák, A kegyes Generális, Herodes és Heródiás, Rinzolt és Lucia (in der zitierten Sammlung). 2. Stef. Szüts: Unter denselben oder ähnlichen Titeln; 1791 (im zitierten Werk). ο) Das Unglück der Weiber, Das Kutschpferd, Der arme Greis, Der Affe (Der Affe sah ein Paar geschickte Knaben . . .), Die Mißgeburt, Die Gutthat, Die schlaunen Mädchen, Das neue Ehepaar, Der Jüngling, Der wunderbare Traum, Der Informator, Der Arme und das Glück, Die Affen und die Bären, Der reiche Geizhals, Das Testament (Sohn, fing der Vater an . . .), Crispin und Crispine. — Szüts: Az

aszszonyoknak szerencsétlensége, A kotsis-ló, A szegény ősz, A majom, A tsuda-  
születés, A jó-tétel, A ravasz leányok, Az új házaspár, Az ifjú, A tsudálatos álom,  
Az Informátor, A szegény és a Szerentse, A majmok és medvék, A gazdak fösvény,  
A testámentom, Krispin és Krispinné; 1791 (im zitierten Werk). d) Von den An-  
nehmlichkeiten des Mißvergnügens, 1756. e) Kunstprosa. — Die 9.—16. Zeile im  
Gedichte Paul Ányos': Barcsayhoz den 2. September 1782, sind (inhaltlich und was  
die Stimmung betrifft) von Gellerts Prosa beeinflusst. f) Das Band, 1744. Schäfer-  
spiel. 1. Szláv S. J. (Stef. Sándor): Juhászi játék; Pozsony és Kassa, 1778 (neben  
dem Svédi grófné). 2. Lad. Szentjóni Szabó: Pántlika, 1787—1788; erschienen:  
Pest, 1791 (in der Sammlung der Gedichte Szabós) [cf. EPhK 1906: 355]. Die dort  
zugefügte Behauptung, daß das Drama Szabós schon im Orpheus 1790 erschien,  
ist ein Irrtum. Kazinczy wollte es nur in seiner Zeitschrift veröffentlichen [cf. Or-  
pheus, I: 86—87]. g) Das Orakel, 1747. Singspiel. — 1. Sz. S. J. (Stef. Sándor): Felelő  
bálvány; Pozsony, 1786 (neben seinen Rabener-Übersetzungen: Rabnernek szati-  
rái). 2. Joh. Földi: \*Lucinda, um die Wendé der Achziger- und Neunzigerjahre  
[cf. F. Toldy: Magyar költők élete, I: 247]. h—i) Erstes und sechstes Lied. — Lad.  
Szentjóni Szabós Gedicht: Az igazi világi boldogság ist in seinem Schlußteile ver-  
wandt mit dem dritten Teile des ersten Liedes, und das Gedicht Föboldogság ent-  
hält den Grundgedanken des sechsten; beide Gedichte vom Ende der Achtzigerjahre  
[cf. Váradis oben angeführtes Werk, 958]. k) Geistliche Oden und Lieder, 1757.  
α) Bitten, Prüfung am Abend. — Br. Gedeon Ráday: Kérés, A keresztyének estvéli  
maga megvizsgálása, MM I: 94 und 96. 1788—1789 [cf. KL I: 278]. β) Morgengesang,  
Abendlied (Herr, der mir das Leben . . .), Vom Tode, Am neuen Jahre. — Sz. J.  
(Stef. Szüts): Reggeli ének, Estvéli —, A halálról való —, Ujj-esztendői ének;  
Pest, 1791 (im oben angeführten Werk). l) Moralische Gedichte, 1754. α) Der  
Menschenfreund. 1. Lad. Szentjóni Szabó: A boldog élet, Ende der Achtzigerjahre,  
hängt inhaltlich mit dem deutschen Gedicht zusammen [cf. Váradi, 75]. 2. Franz  
Kováts: A felebarát vagy emberszerető; Mindenés Gyűjtemény, 1790: 266—278  
[cf. Váradi, 57]. 3. Sz. J. (Stef. Szüts): Az emberszerető; Pest, 1791 (im oben ange-  
führten Werke). β) Die Zeit. — Kováts: Az idő; Mind. Gyűjt. 1790: 347—355  
[cf. Váradi: 57]. γ) Der Christ, Der Stolz, Die Freundschaft. — Szüts: A keresztyén,  
A kevélység, A bárátság; Pest, 1791 (im oben angeführten Werke). m) Nach Váradi  
(57) soll Sam. András Gedicht: Szeretet és jó erkölcs; MMusa, 1787: 807, Gellerts  
Gedanken wiedergeben. n) In der Zeitung Magyar Hirmondó 1781: 284, ist zu lesen,  
daß in Kolozsvár im Jahre 1781 einige Lustspiele Gellerts unter der Presse waren.  
Von dem Erscheinen dieser Lustspiele haben wir keine Notiz, auch die bibliographi-  
schen Werke wissen nichts davon.

38. GEMMINGEN, OTTO HEINR., Freiherr von: Der teutsche Hausvater, 1780.  
Dr. — 1. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das aus Siebenbürgen stammende Drama,  
\*Házi atya — im Blatte Magyar Kurir, 1793. III., ohne Namen des Verfassers,  
erwähnt — eine Übersetzung des deutschen, nach Diderots Le père de famille ge-  
schriebenen Dramas war.

39. GESSNER, SALOMON: [cf. Aladár Fürst: Gessner Salamon hazánkban (S.  
Gessner in Ungarn), IK 1900]. a) Der Tod Abels, 1758. Erz. — 1. Johann Kónyi:  
Abel Kain által lett halála; Pest, 1775. [cf. EPhK 1898: 835 u. ff.]. 2. Franz Kazinczy:  
Ábel halála, 1790—1793 (Manuskript in der Akademie der Wissenschaften). Kazinczy  
war mit seiner Übersetzung nicht zufrieden und wollte sie neu bearbeiten. b-1. Idyl-  
len, 1756. Vermischte Gedichte und Idyllen, 1772, unter ihnen einige Gedichte.  
1. Franz Kazinczy: Gessner idylliumai; Kassa, 1788 [cf. EPhK 1891: 817 ff.]. Das

Manuskript — angefangen 1779, beendet 1782, druckfertig 1785 — wurde von Br. Gedeon Ráday durchgesehen, der vieles daran änderte und besserte (KL I: 38, 50, 88, 96—100, 523). 2. Beeinflußt von den Idyllen, plante Mich. Csokonai Vitéz in der ersten Hälfte der Neunzigerjahre einen Idyllencyklus *A szerelmek* [cf. Z. Ferenczi Csokonai, 55 S.]. Nur die Skizze des Werkes ist bekannt. b-2. Einzelne Idyllen. α—β) Menalkas und Äschines, Der Jäger, Phillis und Chloe. 1. Nic. Révai: *Az el tévelyedett vadász* (Esinesz, és Menalkás). *Fillis és Kloe*. Faludis dichterischer Nachlaß, I. 1786. S. 219—237. Révai fand diese vier Idyllen in Ramlers Einleitung in die schönen Wissenschaften (Batteux). Leipzig, 1769. Bd. I<sup>3</sup>, deren Kapitel Von der Schöpferdichtung er als Einleitung zu Faludis Idyllen wörtlich übersetzte. 2. Menalkas und Äschines, der Jäger. — Phillis und Chloe. 1756. Johann Nagy: *Az el tévelyedett vadász*. *Fillis és Kloé*. — *Nyájas Múza*, 1790. Nagy kleidete bloß Révais Übersetzungen in gereimte Versform [cf. Olaf Kerényi, Johann Nagy, Pfarrer zu Szany, 1799]. γ—δ) Amyntas, Mirtil und Thyrsis. — Nic. Révai, *Amintás*. *Mirtill és Tirzis*, 1786. Ebendort. ε) Die Idylle, Der Wunsch, gab den Impuls Lad. Szentjóni Szabó zu der gleichnamigen Idylle: *A kívánságok*, 1788—1789; Pest, 1791 (Költeményes munkái) [cf. IK 1908: 55 ff.]. ζ) Nach Franz Toldy (Csokonai művei, 1844, S. LXXXIX) soll Mich. Csokonai Vitéz Anfang der Neunzigerjahre das Lied *Reggeli dal a rózsához* (Sämtl. Werke 2: 261.) nach einer Idylle übersetzt haben. η) Mycon war die Quelle des Gedichtes *Déli aggodalom* von Mich. Csokonai Vitéz, 1794. θ) Morgenlied wurde frei bearbeitet von Mich. Csokonai Vitéz im Gedichte *Daphnis hajnalkor*, Anfang der Neunzigerjahre. ι) *Daphnis*; Csokonais Gedicht *Az alvó Lilla felett*, erste Hälfte der Neunzigerjahre, hat im Ausgangspunkte eine kleine Ähnlichkeit mit *Daphnis*. c) der erste Schiffer, 1762. Erz. — 1. Franz Kazinczy: *Első hajós*, 1788—1793 (KL I: 205). 2. Johann Kónyi: *Az első hajós*; Buda, 1790 [cf. EPhK: 835 u. ff.]. d) *Erast*, 1762. Schäferspiel. — Franz Kazinczy: *\*Eraszt*, 1788—1793, aufgeführt 1795 [cf. M B<sup>2</sup> II: 413] A. Mérey schreibt das Original (ebendort) *Kotzebue* zu, J. Váczy, der *Biograph Kazinczys*, übernimmt diesen Irrtum (Kazinczy és kora, I: 433). e) Die Nacht, 1753. Idylle. — Fr. Kazinczy: *Az éjtszaka*, 1788 — M I: 30, 1788—1789. f) *Daphnis*, 1753. Erz. — 1. Fr. Kazinczy: *Dafnis*, 1789—1793 [cf. KL I: 301]. 2. Ein Teil des ersten Gesanges (Sehnsucht des Neäthus) wurde von Csokonai nachgedichtet: *A feredés*, 1793. 3. Beeinflußt von *Daphnis*, die Dichtungsart des Originals beibehaltend, den Rahmen und die Stimmung desselben nachahmend, schrieb Csokonai seine idyllische Erzählung *A csókok*, 1794 [cf. E. Császár: *A magyar regény története*,<sup>2</sup> S. 53]. g) Ein Gemälde aus der *Sündfluth*, 1772. Idylle. — Fr. Kazinczy: *Szemira és Szemin*; *Orpheus*, I: 283, 1790. h) *Evander und Alcimna*, 1762. Schäferspiel. — Kazinczy: *Evander és Alcimna*, 1793.

40. GLEIM JOH. LUDW.: a) *Der Traum*, 1758. G. SdL. — Fr. Verseghy: *Egy álom*. Vor 1781 [cf. IK 1925: 262 und 1933: 106]. b) *An Solly* (anderst: *Mein Hütchen*), 1775. G. — Franz Verseghy: *A kunyhó*, 1788; später ganz umgearbeitet: *Klárrikához* (*Amott a hegynek zöld tövénn...*). Kazinczy hält das Lied für eine Übersetzung des Gleimischen (KL VI: 112). Die zweite Fassung, welche Kazinczy kannte, ist keine Übersetzung, sondern Nachdichtung, die erste aber behält treu den Gedankengang des Originals. c) *Der alten Eule Hochzeit*. G. — Jos. Pétzeli: *Bagoly, héja*; Győr, 1788. Themenverwandtschaft und Impuls [cf. N. Ember: *A magyar oktató mese*, 10 I.]. Nach Gleims Beispiel schrieb Franz Kazinczy seine *Anakreontiken* in kurzen Zeilen [cf. KL II: 91]. d) *Amelie*, vor 1776. G. — Joh. Kis: *Amalia*, 1792—1795. Etwas verkürzte Umarbeitung [cf. EPhK 1912: 827].

41. GOECKINGK, LEOP. FRDR. GÜNTHER: Auf einen faulen Bibliothekar, 1782. G. — Franz Kazinczy: A henyé bibliothecarius; Orpheus, I: 275, 1790.

42. GOETHE, JOH. WOLFG.: a) Das Veilchen auf der Wiese, 1773. G. — Franz Verseghy: A szegfű. Vor 1781. V. fand das Gedicht unter Gleims Namen in der SdL (II: 18). Die erste Goethe-Übersetzung in der ungarischen Literatur [cf. IK 1932: 371—372 und 1933: 103]. b) Die Leiden des jungen Werthers, 1774. R. — 1. Franz Toldy berichtete (M. Költők élete, II: 18), daß Franz Kazinczy 1790 einen Teil des Romans übersetzte. Die Angabe wurde bisher bezweifelt, denn das Manuskript war nicht zu finden und Kazinczy machte keine Erwähnung in seinen Briefen von dieser Übersetzung. Kazinczys eigene Handschrift (I. Buch, 4.—26. Mai) in der Ung. Akademie der Wissenschaft, rechtfertigt Toldy. 2. Jos. v. Kármán: Fanni hagyományai; Urania I—III, 1794. Eine freie Nachahmung des Werther, jedoch keine Umarbeitung, wie Franz Szabó in seiner Abhandlung (A Fanni hagyományai) behauptet. c) Die Geschwister, 1787. Dr. — Franz Kazinczy: A testvérek, 1790. Umarbeitung, in ungarisches Milieu versetzt [cf. KL II: 298, 341]. d) Clavigo, 1774. Tr. — 1. Imre, Ivánkai Vitéz: \*Klavigo, 1790 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 421)]. 2. Franz Kazinczy: Clavigo, 1794 [cf. Toldy: M. költ. élete II: 21]. e) Stella, 1776. Dr. — Franz Kazinczy: Sztella, Pozsony, 1794. Fertig 1790 [cf. KL II: 82]. f) Erster Verlust. (Ach wer bringt die schönen Tage . . .). G. — 1. Franz Kazinczy: Az első vesztesség, 1794. Mit Kazinczy wetteifernd übersetzte auch Gabriel Dayka das Gedicht [cf. KL II: 285], aber diese Übersetzung ging verloren. g) Die Mitschuldigen. S. Albrecht, I, A. 1.

43. GOTTER, FRDR. WILH.: a) Medea, 1775. Tr. — Franz Kazinczy: \*Medea, 1790 [cf. KL II: 85]. Kazinczy verbrannte später sein Manuskript (Pályám emlékezete, ed. Abafi, 304 l.). b) Beruf der Liebe, 1771. G. — Joh. Kis: A szerelem, 1793 [cf. EPhK 1912: 826]. Die 4. Strophe ist Original. c) Der Liebhaber ohne Name, 1783. Lsp. — Paul Ajkai: \*A nevetlen szerető, 1794 [cf. B<sup>2</sup> II: 410]. Laut Magyar Hírmondó 1792 soll die Übersetzung des „Kobold“, eines angeblichen Stückes von Gotter in Vorbereitung gewesen sein. [cf. IK. 1909: 319.]

44. GOTTSCHED, JOH. CHRIST.: Agis, 174 S. Tr. — Es wird behauptet, daß Georg Bessenyei zu seiner Tragödie, Agis tragediája; Bécs, 1792, dieses Werk benützte [cf. Bleyer: Gottsched hazánkban, 29 l.]; die Sache ist aber nicht ganz klar und der Zusammenhang mit der deutschen Tragödie fraglich.

45. GOTTSCHED, LOUISE ADELG. VICTORINE: a) Die Hausfranzösin oder die Mamsell, 1744. Lsp. — Stefan Pállya: Pazarlay és Szükmarkossy, 1767. Einige Details [cf. EPhK 1904: 433 und IK 1907: 34 u. ff.]. b) Der Verschwender. S. II C. DESTOUCHES.

46. GÖTZ, JOH. NIC: a) Der Bund des Thyrsis und der Daphne, 1752. G. — [SdL I: 16]. Franz Verseghy: A hívség. Vor 1781 [cf. EPhK 1917: 957 und IK 1933: 104]. c) Arkadisches Gespräch, 1752. G. (LBl — Franz Verseghy: Dámon és Doris, 1793 [cf. IK 1933: 105]. d) An eine Spröde, 1752. G. (SdL). — Franz Verseghy: A hidegvérű leányka, 1793 [cf. IK 1933: 106]. b) Der dichtende Knabe, 1752. G. — Franz Kazinczy: A gyermek poéta; Orpheus, I: 274, 1790. e) Der Sieg über Agatheen, 1752, G. (LBl). — 1. Franz Verseghy: Az egyenetlen harc. 1793 [cf. IK 1933: 105]. 2. Stefan Sándor: Julin való győzelmem. Sokféle, 1798: 210. Als G. aus seiner Jugend mitgeteilt. f) Hylas an seinen Hahn, 1752. G. — Stefan Sándor: Hilas kakasához. Anakreonnak — 12. dik ódája. Sokféle, 1798: 233. Als G. aus seiner Jugend mitgeteilt.

47. GROSS: Zondi, Tr. (aus der ungarischen Geschichte). Georg Péczzerli: \*Zondi vagy Drégel vár veszte, 1795 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 418)].

48. GUGLER, Baron von: Sidney und Silly, 1777. Tr. — Mich. Ernyi: Szidney és Szilly.

49. HAFNER, PHILIPP: a) und b) Prinz Schnudi etc. und Die reisenden Comödianten, s. I. A. PERINET a) und b). c) Der Furchtsame, s. I. A. Trenck, c.

50. HAGEDORN, FRDR. VON: a) A. Fabeln und Erzählungen, 1738. α) Paulus Purganti und Agnese. — Franz Kováts: Doctor Purgánti Pál és Ágnes, Ende der Achtzigerjahre. Freie Übersetzung. β) Der Wolf und das Pferd, Myron und Lais, Der Kuckuck und die Lerche, Die Gans und der Wolf, Der Fischer und der Schatz. — Sz. I. (Stef. Szüts): A farkas és a ló, Miron és Kata. A patsirta, A lúd és a farkas, A halász és a kints; Pest, 1791 (Erköltsi és elegyes versek). b) Aus Oden und Liedern, 1747. α) Sieben Gedichte: Der Lauf der Welt, Die verliebte Verzweiflung, Der Wettstreit, An die Freude, Der Kuß, Die Rose, Der Morgen. Sz. I. (Stef. Szüts): A világnak szokása, A szerelemnek kétségbe esése. A vetélkedés, Az örömhez, A tsók, A rózsához, A reggel; Pest 1791 (ebendort). β) Die Glückseligkeit. — Vier Zeilen durch Franz Verseghy übersetzt im Mi a poézis? 1793 [cf. IK 1919: 21]. γ) Der erste May. S. II, C. (Ranchin). c) A. Moralische und epigrammatische Gedichte, 1757. α) Wider den Horaz. — Fr. Kováts erweiterte das Epigramm zu einer Vorrede: Elő beszéd helyett und setzte es an die Spitze seines Bandes: Mesék és regék (Manuskript), Ende der Achtzigerjahre. β) Fünf Epigramme: Susanna, Trostgründe, Alcest und Philint, Ein jegliches hat seine Zeit, An Euphem übersetzt. — Sz. I. (Stef. Szüts): Zsuzsánna, Vígasztaló okok, Álcész és Fillint, Mindennek van ideje, Eufemhez; Pest, 1791. (In dem oben angeführten Bande.) γ) Allgemeines Gebet, s. II. F. POPE. d) Die Wunder der Liebe, 1747. G. — Nic. Révai: Kupidó éneket kér a költőtől, 1787. — Nur Gedankengang und einige Zeilen in der zweiten Hälfte des Gedichtes [cf. IK 1933: 97]. e) Die Freundschaft, Das Bekenntnis, Susanna. G. — Jos. Péteri Takáts: \*A barátság, Vallás tétel, Zsuzsi, vor 1795. (Költeményes munkáji, 1796). Freie Übersetzungen [cf. IK 1919—1921: 257—259 l.]. f) Hagedorn-Reminiszenzen sind fühlbar im Gedichte Péteri Takáts': A költéshez. Vor 1796 [cf. IK 1917: 426].

50 a. HAGEMASTER JOH. GOTTFR. Das große Los. 1791. Lsp. Mich. Ernyi: \*Terno. 1794. [cf. IK. 1909: 319.]

51. HALLER, ALBR. VON: a) Doris 1730. G. — 1. Franz Verseghy: Az erdő. Vor 1781. Nur 4 Strophen, freie Umarbeitung [cf. EPhK 1932: 138]. 2. Derselbe: Dórishoz. Vor 1795. Treuere Übersetzung 2. und 3. Strophe s. die 1. und 2. Strophe der älteren Übertragung [cf. IK 1933: 104]. b) Morgen-Gedanken, 1725. G. — Samuel Szilágyi: Reggeli Ditséret, a 89-ik Soltárra szabva, 1781 (F. Tóth: Ref. püspökök esete, 1812: 189). Treue Übersetzung [cf. R. Gálos, Adatok a deákos költészet kialakulásának történetéhez, 1932]. c) Trauer-Ode bey dem Ableben seiner geliebten Mariane, 1736. G. — (SdL I: 10). Franz Verseghy: Mariane halálára. Achtzigerjahre. Nur 3 Strophen, auch diese aus Steffans SdL (I: 12) [cf. EPhK 1932: 137 und IK 1933 . . .]. d) Alfred, König der Angelsachsen, 1773. R. — Nach einer alten Aufzeichnung soll Samuel Andrád den Roman von 1790 übersetzt haben [cf. Beöthy, II: 129]. e) Usong, eine morgenländische Geschichte, 1771. R. — Gabr. F. Öri Fülep: Uzong, napkeleti történet; Pozsony, 1792 [cf. ebendort 172 l.].

52. HASCHKA, LORENZ LEOP.: a) Einen seiner Verse — bisher unbekannt — übersetzte Georg Aranka: Az igazság képére; Orpheus II: 223, 1790. b) Ver-

wünschungen, den Franzosen gesungen, 1793. G. — Ludw. Diószeghy Erdödi: Átok, mellyet a frantziáknak . . . énekelt H. L. L.; Buda, ohne Jahreszahl (wahrscheinlich: 1793).

53. HAYDN, JOSEF: XII Lieder für das Clavier, 1782. Eine unmittelbare Quelle] Verseghys. Hier werden nur Lieder genannt, deren Verfasser mir unbekannt sind: a) Der Bauer und der Dichter. — Franz Faludi: Cupido. A paraszt és a költeményes, Siebzigerjahre. Nur die 1. Zeile und die 2. Strophe. Faludi nahm das Gedicht nicht von Haydn, sondern aus einer älteren Veröffentlichung [cf. IK 1932: 313]. b) Die Verlassene. — Franz Verseghy: Az elhagyatott. Achtzigerjahre. Freie Übersetzung [cf. IK 1933: 104]. c) Trost unglücklicher Liebe. — Franz Verseghy: Thirzis sírja felett, 1791. In mehreren Fassungen. Freie Umarbeitung, nur inhaltlich und melodisch übereinstimmend [cf. IK 1925: 259].

54. HEERMANN, GOTTL. EPHR.: Die Dorfdeputierten. S. II. O. GOLDONI c.

55. HEILMANN [?]: Hymens Vorschlag. G. (LBl). 1. Franz Verseghy: A házasság istene, 1793 [cf. IK 1933: 105]. 2. Stefan Sándor: Hymen és Ámor. Sokféle, 1798: 212. Als Jugendwerk mitgeteilt.

56. HENSLER, KARL FRIEDR.: a) Der Schornsteinfeger, Zeitpunkt unbekannt. Lsp. — Jos. Gindl: \*Az unokagyermek vagy nem mind kéményseprő, aki feketében jár, 1793 [cf. B<sup>1</sup> II: 309 und 382—383]. b) Alles weiß und nicht schwarz, Zeitpunkt unbekannt. Lsp. — Mich. Ernyi: \*A halotti'tor vagy tisztá fehérben nem feketében, 1793 [cf. M (B<sup>2</sup>, II: 412)]. c) Zaide, 1792. Lsp. — Lad. Kelemen: Zaide, 1793 [cf. EPhK 1891: 270 u. ff.]. d) Das Judenmädchen in Prag, 1792. Lsp. — Alex. Mérey: \*A kismartonyi zsidó lány, vor 1795 [cf. M (B<sup>2</sup>, II: 417)]. e) Der Räuber aus Rachsucht, Zeitpunkt unbekannt. Lsp. — Alex. Mérey: \*A bosszú kívánásból lett haramia, 1795 [cf. ebendort]. f) Der Soldat aus Cherson, 1790. Lsp. — Franz Sehy: \*A muszka katona, 1794 [cf. ebendort 419].

57. HERDER, JOH. GOTTFR.: a) Die Wiese, 1778—1779. G. SdL. Umdichtung eines englischen Liedes aus dem Wit and mirth, London, 1712. Stimmen der Völker in Liedern, III: 46. Lied. — Franz Verseghy: Szerencsétlen szerelem. Achtzigerjahre (Mitteilung R. Gálos'). b) Das trauernde Mädchen, 1778—1779. G., SdL. Übersetzung eines Liedes der englischen Dodsley-Sammlung, Stimmen der Völker in Liedern, III: 47. Lied. — Franz Verseghy: Laura, 1791 (Rövid értekezések a muzsikáról). Umarbeitung. Später umgearbeitet: Lilla [cf. EPhK 1912: 64]. c) Paramythien, 1785. — Franz Kazinczy: Herdernek paramythionjai; Szépholom, 1793.

58. HERMES, JOH. TIM.: Nachruf an Jenny, 1766. G. — Lad. Szentjóni Szabó: Egy megvetettnek keserve, Pest, 1791 (Költeményes]munkái) [cf. EPhK 1911: 707].

59. HEUFELD, FRANZ: a) Der Bauer aus dem Gebirge in Wien, 1767. Lsp. — Gr. Jos. Gvadányi ist nach Rob. Gragger (Irodalomtörténeti forrástanulmányok, S. 24—25) in der Gestaltung des Rahmens seiner in Versen abgefaßten großen Satire durch das Lustspiel beeinflusst worden: Egy falusi nótáriusnak budai utazása; Pozsony und Komárom, 1790. b) Die Liebhaber nach der Mode, 1766. Lsp. — Lad. v. Kelemen: \*A módi Szeretők, 1794. A. Mérey gibt fälschlich Schröder als Verfasser des Originals an (B<sup>2</sup> II: 414), Jos. Bayer dachte (B<sup>1</sup> II: 379) an Stephanie den Jüngeren oder an Bretzner — ohne Grund.

60. HIPPEL, GOTTL. THEOD.: Der Mann nach der Uhr, 1760. Lsp. — Lad. Bartsai: Az óra járásához alkalmaztatott ember; Kolozsvár, 1793 [cf. B<sup>2</sup> I: 152].

61. HOFFMANN, JOH. ADOLF: Eines seiner Gedichte, verfaßt auf Grund Ovids Elegie, Tristium, III: 7, übersetzte Sam. Andrád (ohne Titel), 1793 [cf. Figy. X: II].

62. HÖLTY, LUDW. HEINR. CHRIST. (Gedichte). a) Der rechte Gebrauch des Lebens, 1775. — Die ersten 4 Zeilen des Gedichtes übernahm Paul v. Ányos in seinem Vers: Egy barátomnak midön vele megbékültem, 1788 [cf. E. Császár: Ányos Pál, S. 154]. b) Einige Wendungen des Gedichtes An den Mond, 1774—1775, erklingen in dem Verse Paul Ányos's: Egy boldogtalannak panaszzai, 1780. [cf. ebendort]. c) Laura, 1772. — Zwei Gedichte Ányos stehen im Zusammenhang mit Hölty's Laura, so inhaltlich, wie auch in der Stimmung [cf. ebendort]: 1. Barcsayhoz, 1781. 30. Dec. (der zweite Teil); 2. Egy terhes álmotlan éjjelemkor, 1781—1782. d)—g) Klage, 1773; Erntelied, 1775; Aufmunterung zur Freude, 1776; Lebenspflichten, 1776. — Sz. I. (= Stef. Szüts): A panasz, Az aratók, Nógatás az örömré, Életbeli kötelességek; alle: Pest, 1791. (Erköltsi és elegyes versek. h) Das Traumbild, 1774. — Joh. Kis: Az álmodott Kép, 1793 [cf. EPhK 1911: 456]. i) Franz Kazinczy schrieb nach seinen Aussagen (KL II: 287) sein Gedicht A tavasz, Hölty nachahmend in kurzen Zeilen. Und in der Tat, Rhythmus und Ton des Gedichtes sind in Übereinstimmung mit denen des einen Frühlingsliedes (Grüner wird die Au . . .) 1773 (s. auch unter Joh. Adolf Schlegel). j) Der Traum, 1776. — Franz Kazinczy schreibt seinem Freunde, Joh. Kis (17. III. 1794): „Erinnerst Du dich, mein lieber Freund, an das Lied Hölty's: ‚Mich träumts (bei Hölty: Mir träumt)‘, ich war ein Vöglein' etc. Welch himmlische Süße liegt in ihm. Wer von uns wird je das Lied übersetzen. Doch so etwas wagen wäre von mir eine Vermessenheit.“ k) An ein Veilchen, 1772. G. (nach Zappis italien. Ged.). — A violához. Zeitpunkt der Übertragung und Name des Übersetzers unbestimmt. (Michael Fazekas?) [cf. IK 1933: 133]. l) Der öfters erwähnte Einfluß Hölty's auf G. Dayka ist eine falsche Behauptung.

63. HUBER, FRANZ XAV.: Julchen, oder liebe Mädchen spiegelt euch, 1793. Lsp. — Alex. Mérey: \*Juliska vagy leányok vegyetek példát, 1795. [cf. M (B<sup>2</sup> II: 417)].

64. HUNNIUS, ANT. CHRIST.: Der Taubstumme, 1791. Lsp. — 1. Stephan Hatvani: A siketnéma, Pest, 1793. 2. Jos. Kornéli: \*A süketnéma, 1794.

65. HÜBNER, JOH.: Zweymal zwey und fünfzig auserlesene biblische Historien . . ., ohne Jahreszahl (1713). Erz. — F. P. (= Paul Fodor): Száz és négy válogatott bibliabéli historiák; Basilea 1760 (angeblich schon früher auch, 1754) und später sehr oft.

66. IFFLAND, AUG. WILH.: Die Jäger, 1785. Dr. — Angeblich soll sich ein ‚Patriot‘ im Jahre 1792 mit der Übersetzung dieses Dramas beschäftigt haben (B<sup>1</sup> I: 122) — weitere Nachrichten fehlen.

67. JACOBI, JOH. GEORG: a) An Seline, 1770. G. — Joh. Battányi: Chloris, MM I: 81, 1788—1789. Freie Umarbeitung, Gedankenpflege des Originals beibehalten. b) Nach einem alten Liede, 1782. S. — (Eine Umdichtung des ähnlichen Liedes: K. A. Svabe, Gartenlied, 1750.) 1. Lad. Szentjóbi Szabó: A poéta, Pest, 1791 (Költeményes munkái). Freie Übersetzung der 1., 2., 5. und 6. Strophe des Originals [cf. die Einleitung Szabós Gedichte (ed. Gálos) 228. l.]. 2. Br. Gedeon Ráday: Mezei dal, Anfang der Neunzigerjahre. R. wiedergibt das ganze Gedicht, frei, doch treuer als Sz. Szabó.

68. JÜNGER, JOH. FRIEDR.: a) Der Strich durch die Rechnung, 1785—1789. Lsp. — Joh. Ungvári: \*A megesalatkozott szökevények vagy erőszak és történet, 1793 [cf. M. (B<sup>2</sup> II: 420)]. b) Die Entführung, 1792. Lsp. — Franz Károly: \*A leányragadás, 1793 [cf. B<sup>1</sup> II: 305]. c) Das Kleid aus Lyon, 1787. Lsp. — Alex.

Mérey: A bécsi ruha, 1794 [cf. M. (B<sup>2</sup> II: 417)]. d) Er mengt sich in alles. S. II. F. CENTLIVRE.

69. KALCHBERG, JOH. S.: Maria Theresia, 1793. Dr. — Franz Károly: Mária Terézia, 1793—1796.

70. KAYSER, ABR. CHRISTOPH: Adolfs gesammelte Briefe, 1778. R. — 1. Franz Kazinczy: Bácsmegyey öszve-szedett levelei; Kassa, 1789. (In den späteren Ausgaben: Bácsmegyeynek gyötrelmei.) Umarbeitung, in ung. Milieu versetzt [cf. die Einleitung der 1895er Ausgabe]. 2. Adam Pálóczy Horváth: Bácsmegyey, Mantzijának lakodalma után; MM I: 364, 1789. G. — Der Verfasser erhielt von Kazinczys Roman nur den Impuls. 3. Jos. Tejfalusi Csóka: A meg csalatott Szerelem gyötülésének áldozatjává lett Adolf levelei, Ende des 18. Jahrhunderts. Manuskript [cf. EPhK 1889: 513].

71. KÄSTNER, ALBR. GOTTHELF: a) Brutus und Caesar, G. — Am Sárospataker Collegium wetteiferte die Jugend im Übersetzen dieses Epigramms, 1775 [cf. Kazinczy: Pályám emlékezete (ed. Abafi), S. 25]. Folgende Versuche sind uns bekannt: 1. Franz v. Kazinczy: Caesar és Róma, 1775. Erschien im Drucke Orpheus, I: 137. 1790. 2. Stef. v. Gyürky übersetzte es in Prosa. 3. Einige Studenten übersetzten das dreiteilige Epigramm in vierzeiligen ung. Versen. b) Auf den Leichnam einer Maitresse, G. — Kazinczy: Egy maitresse sírkövére, um 1770.

72. KETTENBEIL: Chloe. LBl. — 1. Franz Verseghy: Szenderedő Thirzise, 1793 [cf. IK 1933: 105]. 2. Stefan Sándor: Kloé. Sokféle, 1798: 219, als Jugendwerk mitgeteilt.

73. KLEIST, EWALD CHRIST.: a) Seneca, 1758. Entwurf zu einem Trauerspiele. 1. Gr. Lad. Teleki: Seneca halála vagy a haldokló philosophus, 1782—1784. Manuskript in der Bibliothek der Ung. Akademie d. Wiss. Erweiterte und im einzelnen geänderte Übersetzung; möglich durch ein drittes Zwischenglied vermittelt. 2. Alex. Kisfaludy: Seneca tragédiája, 1790—1792 [cf. EPhK 1890: 489 u. ff.]. b) Gedanken eines betrunkenen Sternsehers, vor 1758. G. — Anonym: Egy boros tsillagot vizsgálónak gondolkodási; BMMusa, 1787: 480 l. — Das Original auf das dreifache verbleibende Umarbeitung. c)—i) Das Landleben, 1773; Phyllis an Damon, 1750; Grablied, 1758; Geburtslied, 1758; An Elisen, Sehnsucht nach der Ruhe, 1744; Der Frühling, 1749. G. — Sz. I. (Stef, Szüts): A mezei élet, Phyllis Dámonhoz; Temetési ének, Születési ének, Eliséhez, A nyugodalomra vágyódás, A Tavasz, Pest, 1791. (Erkölti és elegyes versek.) k) Liebeslied an die Weinflasche, 1758. G. 1. — Sz. I. (Stef. Szüts): Dall a bor-korsóhoz. Pest, 1791 (ebendort). 2. Mich. Csonkai Vitéz: Szerelemdal a csikóbőrös kulaeshoz, erste Hälfte der Neunzigerjahre. Titel, Impuls, Grundgedanke [cf. Figy. XXI: 230]. l) An die geschminkte Vetulla, vor 1758. G. — 1. Stefan Szüts: A kendőzött Vetulla, 1791 (im angeführten Band). 2. Jos. Kármán: Egy festett vénaszonyra. Uránia I: 283, 1794. m) An Thyrsis, vor 1758. G. — Franz Verseghy: Laura Thirziszhez, 1793 (Mi a poézis?) [cf. meine Anmerkung: Verseghy kisebb költeményei, S. 353]. n) Amynt, 1751. G. — 1. Franz Verseghy: Panasz. Achtzigerjahre. Auf 3 Strophen abgekürzt [cf. EPhK 1917: 597 und IK 1933:104]. 2. Nic. Révai übersetzte die 1. und 3. Str. in Prosa in seiner Übertragung von Ramlers Einleitung in die schönen Wissenschaften (1769<sup>3</sup> I). Faludis dichterischer Nachlaß, 1786, S. 147—148. 3. Nic. Révai: Amint pásztornak keseregése, 1787. Manuskript in der Bibl. des Nat.-Museums. Kunstvolle Übersetzung, treu, Vers- und Silbenzahl, Rhythmus des Originals beibehalten, jedoch ungereimt. 4. J. . . Lalage. Urania, I: 284, 1794. 5. Franz Kazinczy: Chloe, 1794 [cf. KL

II: 342]. o) Irin. G. — Jos. Takáts Péteri: Irin, vor 1796 (Költeményes munkái 1796). Etwas erweitert [cf. IK 1921: 259].

74. KLEMM, CHRIST. GOTTLÖB: Der Schuster ein Goldmacher, 1765. Lsp. — Alex. Mérey: \*Az aranyolv asztó varga, 1796 előtt.

75. KLINGER, FRDR. MAX VON: Die Zwillinge, 1776. Tr. — Imre Ihászi: A kettősöl, 1794 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 422)]. In ung. Milieu versetzt.

76. KLOPSTOCK, FRDR. GOTTLIEB: a) Oden, 1750. — Sam. Szilágyi soll, nach Négyesy (A mértékes verselés tört, S. 41), schon vor 1750 einige Oden Klopstocks übersetzt haben. Kaum glaublich (Chronologie!). Auch der Bericht seines Sohnes [cf. KL II: 130] spricht dagegen. b) Friedrich der Fünfte, 1750. G. — Szilágyis Übersetzung — schwerfällig, nicht genug treu; Titel fehlte — war schon um 1785 fertig [cf. KL II: 130], erschien aber erst 1820. c) Der Messias, 1748—1755. Epos. — 1. Franz Kazinczy nahm den Impuls zu seinem Gedichte: A hervadó leány (Bruchstück), 1786 von der traurigen, holden Gestalt Cidlis [cf. EPhK 1904: 130]. Er sagte selbst: „Klopstocksche Züge — die Ode blieb unvollendet.“ (Költeményei [ed. Abafi] I: 288). 2. Kazinczy beschäftigte sich seit 1793 mit der Übersetzung des Epos, und im Jahre 1794 soll schon das ganze Epos in Prosa-Übersetzung, der I. Gesang in Versen fertig gewesen sein. In der Tat war nur die erste Hälfte (I.—V. Gesang) fertig; im Drucke erschienen: einige Teile des I. und II. Gesanges, die Portia- und Marie-Episode (VII: 284—496); MM I 1788—1789 [cf. EPhK 1904: 20 u. ff.]. d) Das Anschauen Gottes, 1759. G. — Franz Kazinczy: Az Isten szemlélése; MM I: 20. 1788—1789. e) Ihr Tod, 1780. G. — Franz Kazinczy: Az ő halála; Orpheus II: 359. 1790. f) Das Rosenband, 1752. G. — 1. Franz Kazinczy: Csídlí (später: Ó és én); Orpheus II: 366. 1790. 2. Franz Verseghy: Czídlí, 1795 [cf. meine Anmerkung: Verseghy kisebb költeményei 363 l. g) Die frühen Gräber, 1764. G. — Franz Kazinczy: A koránti sírok, um 1790. h) Selma und Selmar, (Weine du nicht...), 1766. G. — Franz Kazinczy: Szelmár és Szelma, um 1790. i) Hermann und Thusnelda, 1752. G. — Franz Kazinczy: Hermann és Thusnelda, um 1790. k) Mein Vaterland, 1768. G. — Franz Kazinczy: Az én hazám, 1792 [cf. KL II: 230]. l) Edone, 1771. G. — 1. Franz Kazinczy: Blídlí, 1795 [cf. KL II: 399]. 2. Franz Verseghy: A képzet, 1795. m) Die Frühlingsfeyer, 1759. G. — Franz Kazinczy: A tavasz ünneplés, um 1790.

77. KNEBEL, MAX VON: In bekannter Melodie (Vergiß mein nicht). G. — 1. Ein unbekannter Autor übersetzte es, Anfang der Neunzigerjahre; der unbetitelte ung. Vers ist im Nachlasse G. Daykas (Sárospataker Bibliothek). Treu, aber unbeholfen [cf. EPhK 1913: 58]. 2. Franz Verseghy: Bucszás (zuerst Kedvesemhez betitelt), wahrscheinlich 1795. Die beiden ersten Strophen in umgekehrtem Nacheinander. Kunstvoll [cf. ebendort].

78. KOCH, G. H. A.: An die Westwinde, vor 1779. G. (LBl). — 1. Franz Verseghy: Thirzís ürenettye, 1791 [cf. IK 1933: 105]. 2. Mich. Csokonai: A feléledt pásztor, 1794. Freie Übersetzung, die später durch Csokonai mit einer orig. Fortsetzung ergänzt wurde [cf. IK 1932: 374].

79. KORN, CHRISTOPH HEINRICH: a—c) Versuch in rührenden Erzählungen, 1770. — Drei dieser Erzählungen, und zwar: Isabella oder die Stiefmutter; Charlotte oder der großmütige Freund; Zemin oder der erfüllte Götterspruch, 1770. Erz. — Übersetzte und veröffentlichte Sam. M. Mándi unter dem Titel: Szívét sebhették... Próba; Pozsony, 1786. d) Der Graf von Pontiss oder der von seinem Sohn ermordete Vater, 1772. R. — B. M. J. (Joh. Budai und Joh. Magyar): Gróf Pontisz-

nak . . . szomoní története; Pozsony és Kassa, 1788 [cf. IK 1936: 474]. e) Amalie oder einige Züge der wahren Großmuth, 1770. Erz. — Alex. v. Bárótzki übersetzt um 1700 den kleinen Roman: Amália történetei; im Druck erst Bécs, 1810 [cf. UJB, S. 67].

80. KORNMAN, RUPRECHT: Die getreuen Untertanen, 1783 (nach Kaiser) oder 1792 (nach Heinsius). Lsp. — Jos. Bene: A Jósívú uraság vagy, A jobbágyok boldogsága, vor 1796.

81. KOTZEBUE, AUGUST VON: [cf. B<sup>2</sup> II: 433. u. ff.]. a) Menschenhaß und Reue, 1789. Dr. — 1. Sigm. Kóré: Az embergyűlölés és a megbánás; Bécs, 1790. 2. Dávid Perlaki, \*1791 [cf. Hadi és más nevezetes Történetek, 1791, IV: 27]. Nicht einmal der Titel ist uns überliefert. 3. Mich. Csokonai Vitéz: Gerson du Malheureux, 1795. Die von Haraszi behauptete (EPHK 1888: 173) Verwandtschaft ist sehr zweifelhaft. b) Die Sonnenjungfrau, 1789. Dr. — 1. Von Nic. Révai berichtet die Zeitung Hadi és más nev. Tört. (1791: IV. 120), daß er es übersetzt, \*1791. 2. Franz Károly: \*A nap szűzei, 1794. 3. V. S. (Stef. Vass?): \*A nap szűze, 1794. c) Der Eremit auf Formentera, 1787. Dr. — 1. Franz Verseghy: A formenterai remete. Pest, 1792—1793 (MJSz IV: 2. Stück) [cf. E. Császár: Verseghy, 60 u. ff.]. 2. K. Boér Sándor: A formentéri remete; Kolozsvár, 1793. d) Das Kind der Liebe, 1790. Dr. — Verseghy: A szerelem gyermeke; Buda, 1792. (Budai Magyar Theatrom I: 1 St.) e) Der weibliche Jakobinerclubb, 1791. Lsp. — Lad. Sebestyén: Az asszonyi jacobita club; Pest, 1792 (MJSz I: 3 St.). f) Die edle Lüge, 1792. Lsp. — 1. Sigm. Koré: Nemes hazugság; Bécs, 1792. 2. Jos. Gindl: A nemes hazugság; Pest, 1793. Der deutsche Einakter auf drei Akte erweitert [cf. EPHK 1912: 493]. g) Die Indianer in England, 1790. Lsp. — 1. Ein unbekannter Schriftsteller übersetzte es in Kolozsvár, \*1793. 2. Imre Ihász: \*Az indusok Ángolyországban, 1794. h) Der Papagoy, 1792. Lsp. — 1. Wurde in Kolozsvár 1793 übersetzt: \*A páperli. 2. Baronin Anna Marie Rudnyánszky: \*A papagój, 1795. i) Bruder Moritz, der Sonderling, 1791. Lsp. — 1. In Kolozsvár 1793 aufgeführt. 2. Joh. Ungvári: \*Ország Andras egy különös ember, 1793. In ung. Milieu versetzt. j) Adelheid von Wulfingen, 1788. Tr. — Joh. Lakos: \*Szegfalvy Agnes, 1795. In ung. Milieu versetzt. k) Don Ranudo de Colibrados oder Armuth und Hoffart. Lst. — S. II. G. Holberg. 1) Die Masken. Lsp. — S. Arnstein. m) Bräutigam und Braut in einer Person. Lsp. — Gindl Jos.: \*Cserei Krisztina, 1795 [cf. B<sup>2</sup> II: 412].

82. KRATTER, FRANZ: a) Der Vicekanzler, 1797. Dr. — Franz Zsitvay: A szerencsétlor alkantzellár; Pest, 1792 (MJSz II: 2. St.) [cf. B<sup>2</sup> II: 421]. Vor der offiziellen Ausgabe war schon eine uns unbekannte Ausgabe erschienen oder Zsitvay arbeitete nach einem Regisseur-Exemplar. b) Das Mädchen von Marienburg, 1795. Dr. — Franz Sehy: \*A máriavári leány, 1795—1796 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 419)].

83. LAFONTAINE, AUGUST: Die Tochter der Natur, 1806. Dr. — Franz Sehy: A természet leánya, 1796. (Siehe die Bemerkung unter KRATTER, a) [cf. M (B<sup>2</sup> II: 419)].

84. LAUDES, JOSEPH: Die verstellte Kranke. S. II. D. GOLDONI a).

85. LEDERER, JOSEPH: Der Chargen-Verkauf, 1781. Lsp. — Jos. Szabó: A tisztségek el-adás; Pest, 1793 (MJSz III: 4 St.).

86. LESSING, GOTTHOLD EPHRAIM: a) Nathan der Weise, 1779. Dr. — Franz Kováts: \*A böles Náthán, 1789 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 415)]. b) Emilia Galotti, 1772. Tr. — 1. Franz Kováts: Emilia Galotti, 1789 [cf. ebendort]. 2. Franz Kazinczy: Galotti Emilia, 1790—1794 (erschienen: 1830). c) Die Gewißheit, 1751—1771. G. — 1. Franz

Kazinczy: Holnap; Orpheus I: 136, 1790. 2. Franz Verseghy: A boriszák; MM II: 131, 1792. d) Fabeln (nicht Fabeln und Erzählungen!), 1759 I. Fünf Fabeln daraus: Der Affe und der Fuchs, Hercules, Das Geschenk der Feyen, Das Schaf und die Schwalbe, Der Bär und der Elephant übersetzte Joh. Aszalay: A majom és a róka, Hercules, A tündérek ajándéka, A juh és a fetske, A medve és az elephant; Orpheus 1790. I: 43, 310, II: 96. 2. Derselbe übersetzte später sämtliche Fabeln der drei Bände; Joh. Aszalay: Lessingnek meséi három könyvben; Bécs, 1793. (Die Übersetzung wurde von Kazinczy durchgesehen, s. KL VI: 273.) 3. Jos. Kármán's Fabeln in der Urania, I—III, 1794, erinnern in ihrem Geiste, in dem Stile der Erzählung, und in ihrer knappen Fassung an die Fabeln Lessings, obgleich sie inhaltlich nichts gemein haben. Schon der anonyme Kritiker des M. Mercurius (im Beiblatt Bibliotheca, 1795, S. 59 und 93) merkte die Verwandtschaft: „Fabeln im Geschmacke Lessings.“ e) Miss Sara Sampson, 1755. Tr. — Franz Kazinczy: Miss Sara Sampson. Die Übersetzung war schon 1790 fertig [cf. KL II: 45], ging aber bald verloren; Kazinczy übersetzte es 1794 zum zweiten Male, doch auch von dieser zweiten Abfassung sind nur Bruchstücke erhalten (im National Museum). Der letzte im Druck erschienene Text (1842) ist aus dem 19. Jahrhundert. f) Der schwörende Liebhaber, 1751—1771. G. — Franz Verseghy: Az esküvő szerelmes; Pest, 1793 (Mi a poézis?). g) Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück, 1767. Lsp. — 1. Franz Kazinczy: Barnhelmi Minna. Die erste verschollene Abfassung soll schon 1793 fertig gewesen sein (Kazinczy: Pályám emlékezete [ed. Abafi], S. 305); die 1834 erschienene Übersetzung ist aus späteren Zeiten. 2. Paul Ráth: A katona szerencse, 1792 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 418)].

87. LICHTWER, MAGNUS GOTTLIEB: a) Der Fuchs und der Adler, 17... Fabel in Versen. — Unbekannter Verfasser. Róka és Sas; Sokféle, 1791: 62. Die erste Hälfte der ungarischen Fabel ist Original [cf. N. Ferd. Emler: A magyar oktató mese, 18—19 S.]. b) Die seltsamen Menschen, 1773. Fabel in Versen. — Unbekannter Autor (Jos. Kármán?): A vándorló; Urania, I: 283, 1794. Treue Übersetzung, aber in Prosa. c) Der Mohr und der Weise, Fabel. — Jos. Péteri Takáts: A fejér és szeretsen, vor 1795 (Költeményes munkáji, 1796). Die erste und letzte Strophe wurde im Ungarischen verlassen und die Fabel in Dialog umgestaltet [cf. IK 1919—1921: 258 l.].

88. MATTHISSON, FRDR. VON: a) Seefahrer, 1788—1793. G. — Joh. Kis: Hajósének, 1793. Titel, Versform, Thema nach dem deutschen-Gedicht, stärkerer Zusammenhang in der ersten und letzten Strophe [cf. EPhK 1911: 456]. b) Der Abend, 1780. G. — Estve. Zeitpunkt der Übersetzung und Name des Übersetzers unbestimmt (Michael v. Fazekas?) [cf. IK 1933: 133].

89. MEISSNER, S. II. B. SZÁDI.

90. MENANDER (Pseudonym) s. ROST.

91. MEYER, FRDR. LUDW. WILH.: a) Der Tempel der Wahrheit, 1788. Dr. — Alex. Mérey: \*Az igazság temploma, vor 1796 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 417)]. b) Jeder fege vor seiner Thüre. L. II. C. Anonym.

92. MICHAELIS, JOH. BENJ.: Die Biene und die Taube. G. — Jos. Péteri Takáts: A méh és a galamb, vor 1795 (Költeményes munkáji, 1796). Etwas erweiterte Übersetzung [cf. IK 1919—1921: 258 l.].

93. MILLER, JOH. MART.: a) An Damon. G. — Paul Ányos: Barcsayhoz (1779, 30-III). Die 29.—33. Zeile des Gedichtes sind von Millers Damon übernommen. b) Siegwart. Eine Klostersgeschichte, 1776. R. — 1. Valentin Lévai übersetzte 1778

Siegwart und übergab S. Szilágyi die beiden letzten Teile der Übersetzung. Seine Handschrift ist verlorengegangen [cf. Agnes Molnár, *Debreceni arcok*, 1939: 36]. 2. Paul Ányos: *Egy hév szívnek keserve kedvese sírjánál*, 1782, nahm den Stoff des Gedichtes aus dem Siegwart; in kleinen Details ist eine Übereinstimmung bemerkbar [cf. *EPhK* 1915: 789]. 3. Franz Kazinczy: \**Szegvári*, 1782 angefangen, Mitte der Achtzigerjahre fertig [cf. *KL I*: 61 und 520]. Kazinczy soll, nach seinen eigenen Aussagen (*Pályám emlékezete* [ed. Abafi [107)], die Übersetzung 1789 verbrannt haben — doch noch 1804 besaß er das Manuskript des I. Bandes. Umarbeitung, in ungarisches Milieu versetzt. 4. Dav. Bartzafalvi Szabó: *Siegwart Klastromi története*; Pozsony, 1787 [cf. die Kritik Kazinczys: *MM I*: 178, 178—189].

94. MÖLLER, HENR. FERD.: a) *Der Graf von Walltron oder die Subordination*, 1776. Dr. — Joh. Kónyi: *Gróf Valtron vagy a szubordináció*, 1782. (Das erste Drama, das in Pest in einem öffentlichen Theater ungarisch aufgeführt wurde, 1784.) b) *Sophie oder der gerechte Fürst*, 1777. Dr. — Sigismund Osváld: *Sofia vagy az igazságos fejedelem*, Győr, 1786 [cf. *M B<sup>2</sup> II*: 417]. c) *Die Zigeuner*, 1777. Lsp. — Johann Láng: \**A cigányok*, vor 1726 [cf. *B<sup>2</sup> II*: 416].

95. MÜLLER, K. W.: *An die Rose*. Vor 1774. G. [LBI und SdL]. Nach dem Englischen des Dichters Walter. Franz Verseghy: *A rózsához*, 1793. *Uránia*, III: 179. Treue Übersetzung. Verseghy übersetzte auch den englischen Text in Prosa [cf. *IK* 1925: 261 und 1933: 105].

96. NAUBERT, CHRISTINE BENEDIKTE: *Herfort und Klärchen*. Etwas für empfindsame Seelen, 1779. R. Sz. — I. (Stef. Szüts): *Herfort és Klárka, valami az érzékeny Szíveknek kedvéért*; Pest, 1792—1793 [cf. *UJB S.* 73].

97. NICOLAI, FRIEDRICH: *Vade mecum*, 1764—1792. In 10 Bänden erschienene anonyme Anekdotensammlung. Der Sammler nennt sich im IV.—V. Bande Simon Razeberger der Jüngere. 1. Joh. Kónyi: *A mindenkor nevető Democritus*, IV. bis VI. Bd., 1782. — Kónyi benützte zu 256 Erzählungen das *Vade mecum* als Quelle [cf. L. György, *Kónyi J. Democritusa*, 1932\*]. 2. Sam. Andrád: *Elmés és mulatságos anekdoták*; Bécs, 1789—1790. 443 Anekdoten (im ganzen enthält das Buch 765) sind aus dem *Vade mecum* übersetzt [cf. Székely Nemzeti Museum emlékkönyve, 1929].

98. OVERBECK, CHRIST. ADOLPH: *Der Knabe an ein Veilchen*, 1778. G. — Lad. Szentjóni Szabó: *A rózsza* (später: *A Czenczi rózsája*); *MM I*: 195, 1788—1789. Freie Umarbeitung der 1., 2. und 6. Strophe des Originals [cf. die Einleitung der 1911-er Ausgabe].

99. PAULI JOHANNES: *Schimpf und Ernst*, 1522. Nr. 115. Erz. — Samuel Andrád: *Elvesz egy summa gyémánt*, 1789. Wahrscheinlich nicht unmittelbar aus Pauli [cf. L. György, *S. Andrád*, 1929: 16].

100. PAUERSBACH, JOS. VON: *S. II. F. Anonym*.

101. PERINET, JOACHIM: a) *Prinz Schnudi und Evakathel*. „Lustiges Trauerspiel“. — Perinets Drama ist eine Umarbeitung des Stückes *Prinz Schnudi und Evakathel*, das Hafner vor 1764 als Operntext für Dilettanten-Vorstellungen schrieb. Die ungarische Übersetzung Sz. A.s (Anton Szalkai oder Andr. Szerelemhegyi) *Pikkó hertzeg és Jutka Persi*; Pest, 1793, geht auf Perinets Stück zurück — das beweist der Titel und die Gattungsbezeichnung des Dramas: „szomorú víg opera“ (eine traurig-lustige Oper). b) *Die Schwestern von Prag*. Lsp. — Dieses Lustspiel ist eine Umarbeitung von Hafners Lustspiel: *Die reisenden Comödianten*, 1774. Wie der Titel es zeigt, übersetzte Mich. Ernyi in seinem \**A Pestre vándorolt*

szabólegény vagy a komáromi nénikék, 1793, Perinets Umarbeitung [cf. M (B<sup>3</sup> II: 412)].

102. PETERSEN. S. II. F. OSSIAN.

103. PFEFFEL: Der Wolf und der Löwe und Der Mayenkäfer, 1775. G. — Die Grundgedanken der beiden Gedichte verschmolz zu einer Fabel Jos. Pétzeli: Oroszlán és társai; Győr, 1788 (Haszonnal mulattato mesék), [cf. Ferd. Ember: A magyar oktató mese, S. 11].

104. PLÜMICKE: Lanassa. S. II. C. LE MIERRE.

105. RABENER, GOTTLIEB WILH.: a) Franz v. Kazinczys Vater wollte 1773—1774 seinen 14jährigen Sohn bewegen, daß er einige Satyren Rabeners übersetzen soll [cf. Kazinczy: Pályám emlékezete (ed. Abafi) S. 22]. b) Satyren, 1751—1755. Erz. — Ignatz Mészáros: Mulatságos levelek. II. T. Vagdalló, vagyis éles értelmű levelek (satírák), 1784. In Handschrift (Ung. Nationalmuseum, 158, Fol. Hung.) 24 kürzere Briefe aus dem III. und 3 längere aus dem IV. Buch. [Die letzteren sind betitelt: A régi szerelem rozsdát nem szenved, A házasságok az egekben köttetnek, Egyik kéz a másikat mossa]. Mészáros gibt beiderseitigen Korrespondenten Namen, sonst aber bietet er eine treue Übersetzung. Die Briefe wählt er rein nach seinem Geschmacke aus [cf. IK 1938: 63]. c) Ein Traum von den Beschäftigungen der abgeschiedenen Seelen, 1744. Satire. — Sz. S. (Stef. Sándor): A testtől el-vált Lelkeknek Foglalatosságairól való álom, 1779; Pozsony, 1786 (Rabnernek szatirái). d) Das Märchen vom ersten April, 1775. Satire. — Sz. S. J.: Mese az első áprilisról, 1779; Pozsony, 1786 (ebendort). e) Antons Pansa von Mancha. Abhandlungen von Sprüchwörtern, 1755. Satire. — Viere davon: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand, Kleider machen Leute, Ehen werden im Himmel geschlossen, Liste einiger thörichten Ehen, die auf Rechnung des Himmels geschlossen worden sind, übersetzte Sz. S. (Stef. Sándor): Kit az Isten tiszttel meg-áld, Annak elég eszet-is ád, Madarat tolláról, Embert ruhájáról, A házasságok a mennyekből rendeltetnek, Némelly balgatag Házasságoknak egybehordása, mellyek az egek számadására kötettek öszve, 1779; Pozsony, 1786 (ebendort). 2. Von den angeführten vier Satiren sind die letzten drei auch in Joh. Nagys Versbüchlein: Nyájos múzsa; Győr, 1795, zu lesen, und zwar statt Prosa in Versen, die dritte und vierte in mehrere Stücke zerstückelt. Wie die gleichlautenden Titel es beweisen, sind Nagys Satiren keine Übersetzungen, sondern er umschrieb einfach Sándors Prosaübersetzung in Verse, womöglich auch den ungarischen Text beibehaltend. 3. Graf Joh. Fekete: Égben rendeltetnek minden házasságok, Zeitpunkt unbekannt, wird allgemein als Übersetzung der oben angeführten letzten Satire bezeichnet [cf. IK 1901: 27 und 439]. Ein Irrtum. Gr. Feketes Satire übernimmt den Titel der Satire als erste Zeile in sein Gedicht, behandelt spöttisch, in Rabeners Art, die Ehe — seine Satire steht aber inhaltlich fern von der deutschen Satire. c) Lad. (Szentjóni Szabó: Töredékek R... munkáiból; MM 1788—1789 wurden seit Toldys Ausgabe fälschlich als Rabener-Übersetzungen angesehen. — Szentjóni Szabó schöpfte aus Rousseaus Émile [cf. IK 1908: 60 u. ff.].

106. RAMLER, KARL WILHELM: a) Lyrische Blumenlese, 1774—1778. Diese Anthologie von Gedichten, deren Verfasser nicht benannt sind, wurde von Franz Verseghy als Quelle mehrerer seiner Gedichte benützt. Seine Quellen sind bei den seither festgestellten Verfassern einzeln vorgezählt. b) Der Liederdichter. Vor 1776. G. — Franz Verseghy: A magyar kisasszonyokhoz. Grundgedanke und 10 Strophen (nach seiner eigenen Aussage) s. auch oben 143-p.

107. RATZEBERGER, SIMON. S. I. A. NICOLAI.

108. RAUTENSTRAUCH, JOH.: Der Jurist und der Bauer, 1773. Lsp. — Joh. Aszalai: \*A prókátor és a paraszt, 1794 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 410)].

109. RICHTER, JOSEF: Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Kakran über d' Wienstadt. Aufgefangen und mit Noten herausgegeben von einem Wiener, 1785. Satirische Flugschriften. — Gr. Jos. Gvadányi: Egy falusi nótáriusnak budai utazása; Pozsony és Komárom, 1790. Das Thema und die Tendenz der zweiten Hälfte der ungarischen Satire gehen auf das deutsche Original zurück, ebenso einige Motive und Wendungen der Handlung und mehrere Wettspiele; es gibt eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den Hauptfiguren und auch in der Formgestaltung (Fiktion der Realität) [cf. R. Gragger: Irodalomtörténeti forrástanulmányok, S. 18 u. ff.].

110. ROMANUS, KARL FRANZ: Krispin als Kammerdiener, Vater und Schwiegervater, 1756. Lsp. — Lad. Kelemen: \*Garabontzai vagy Inas, Atya, Nász, mind egy személyben, 1792 [cf. B<sup>2</sup> II: 414].

111. ROST, JOH. LEONHARD: a) Der unvergleichlich schönen Türkin wundersame Lebens- und Liebesgeschichte, 1723. R. (Unter dem Pseudonym: Menander erschienen.) — Ignaz Mészáros: Buda... visszavételekor... Kartigam névű török kisasszonynak... történeti; Pozsony, 1772 (neue Ausgaben: 1778, 1780, 1795). Treue Übersetzung, doch mit vielen Umschreibungen; zwei größere Partien eingeschoben (original), die Verse frei nachgedichtet [cf. EPhK 1879: 46—50 und UJB 72—73]. b) Die wohlangerichtete neuerfundene Tugendschule... vier und zwanzig anmuthige Historien, 1739. — Anton Farkas: Erköltsi iskola, azez huszonégny nyájas históriák; Kassa, 1790 [cf. UJB 74].

112. RUDOLPHI, CAROLINE: Das Veilchen und der Dornenstrauß, 1781. G. — Gr. Gedeon Ráday: A violácska és a rózsa, Mitte der Achtzigerjahre. Frei nachgeahmt.

113. SALIS-SEEWIS, JOH. GAUDENZ: a) Lied (Traute Heimat...), vor 1793. G. — Joh. Kis: Hajósének, 1793. Die erste Zeile ist eine Übersetzung der des Liedes. b) Tándeley, vor 1793. G. — Franz Kazinczy: Az álom [cf. KL II: 347—348].

113 a. SANDER HEINRICH: Von der Güte und Weisheit Gottes in der Natur. 1782. Erz. m. g. 1. Samuel Nagy: Az Istennek jósága es bölcsesége a természetben. 1794. — 2. Mich. Csokonai-Vitéz: A természettel való barátság és tarsalkodás. — Hymnus. — Reggel. — Dél. — Az estve. — Az éjtszaka. — Öt apróbb. vers. Gedichte in Naggy's-Übersetzung. [cf. Sämtl. Werke von Achonai II: 127.]

114. SANNENS: Karl der Kühne. Prag. — Unbekannter Übersetzer: \*Merész Károly vagy a megbosszult ártatlanság [cf. IK 1928: 79].

115. SCHIKANEDER, EMANUEL: a) Die Postknechte oder die Hochzeit ohne Braut, 1792. Lsp. — Franz Sághy: A posta kotsisok avagy a menyasszony nélkül való lakodalom; Pest, 1792—1793 (MJSz. III: 3. Stück). b) Die Lyranten, 1776. Oper, Libretto. — Andr. Szerelemhegyi: A lantosok, 1793. Freie Übersetzung [cf. M (B<sup>2</sup> II: 419)]. c) Der Feuerlärm (richtig: Das abgebrannte Haus), im Druck nicht erschienen. Dr. — Franz Varsányi: A tüzi lárma, 1793 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 420)]. d) Die Zauberflöte, 1791. Libretto zu Mozarts Oper. — 1. Mich. Csokonai Vitéz: \*A boszorkánysíp, 1794 [cf. Ferenczi Csokonai S. 42 und 51]. 2. Franz Verseghy übersetzte die 2., 7., 10., 11., 13., 15.—17., 20. Arie des Singspieles, machte aus den Übersetzungen selbständige Gedichte und gab ihnen die folgenden Titel: Madarász, Pamina und Papageno, Sarastro és a Kar (nur die erste Strophe ist Übersetzung), A szónok és a pap (die zweite Strophe ist Original), Monostatos, Sarastro, A gyéniusok,

Pamina, Papageno (verkürzt), 1794 [cf. meine Anmerkungen in der Versaghy-Ausgabe, S. 360]. 3. Die 11. Arie wurde auch von Joh. Batsányi übersetzt, 1794 bis 1795. Manuskript in der Bibliothek der Ung. Akademie der Wissenschaften (in Kazinczys Nachlaß: Budai papirosaim). c) Der redliche Landmann, 1792. Lsp. — A magyar játékszíni társaság: A jószívű mezei gazda, 1795 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 420)]. d) Der wohltätige Derwisch (bekannt auch unter den Titeln: Die Zaubertrommel und Die Schellenkappe), 1794. Opera-Libretto. — Andr. Szerellemhegyi: A jó-tévő szarándok, vagyis a tsörgő sapka; Pest, 1795 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 419)].

116. SCHILLER, FRDR.: [cf. G. Heinrich: Schiller hazánkban, EPhK 1885: 648 u. ff. Berichtigungen dazu ebendort 198, 850, 1887: 94, 409 und J. Bayer: Schiller drámái . . . irodalmunkban, 1912]. a) Die Räuber, 1781. Dr. — 1. Franz Kováts: \*A hegyi tolvajok. Diese Angabe Alex. Méreys (B<sup>2</sup> II: 415) ist sicherlich falsch, der Übersetzer war Joh. Darvas. 2. Joh. (und nicht Franz, wie es oft, auch bei Bayer, zu lesen ist) Darvas: \*A hegyi tolvajok, 1790. Es soll 1793 in Druck erschienen sein (es war gewiß nur ein Plan, der nicht ausgeführt worden ist). Eine Szene davon: Moor Károl A Schiller Tolvajaiban erschien in Orpheus II: 70—73, 1790. 3. Baron Stef. Wesselényi: \*Moor Károly, 1790 [cf. KL II: 5—6]. 4. Lad. Bartsai: A tolvajok; Kolozsvár, 1793. b) Don Carlos, 1787. Tr. — 1. Petrus (nicht: Joh.!) Bárány: \*Don Carlos, 1790. 2. Kazinczy übersetzte 1793 die ersten 24 Zeilen, 1793. 3. Alex. Mérey erwähnt die \* Übersetzung eines unbekanntes Schriftstellers. Vielleicht war es die Übersetzung Báránys. c) Die Verschwörung des Fiesco zu Genua, 1783. Tr. 1. Franz Kováts: \*Gróf Fiesco, 1790—1791. 2. Franz (und nicht Joh.) Darvas: Fiesco vagy a pártütés Genovában, vor 1790. Méreys Angabe (B<sup>2</sup> II: 412) doch unsicher. d) Die Götter Griechenlands, 1788. G. — Joh. Kis: Hymnus a bölcseséghez, 1792. Impuls, Gedankengang, Rhythmus [cf. EPhK 1911: 452—453]. e) Kabale und Liebe, 1784. Tr. — Imre Ihász: \*A szerelem és szövevény, 1795. In ung. Milieu versetzt.

117. SCHINK, JOH. FRDR.: a) Die bezähmte Widerbellerin. L. II. F. Shakespeare d). b) Gianetta Montaldi, 1777. Tr. — Ein unbekannter Schriftsteller übersetzt die Tr. \*1793 [cf. B<sup>2</sup> I: 149]. c) Die Leidenschaften, 1790. — Ein unbekannter Schriftsteller übersetzt die Tr.: \*Gyűlölség és szeretet, 1793 [cf. ebendort].

118. SCHLEGEL, JOH. ADOLF: Iris, 1787. G. — Franz Kazinczy: A tavasz. Stoff und Gedanke. — In der Form, nach eigener Aussage, nach Hóltys Frühlingslied (s. dort) [cf. IK 1932: 373].

119. SCHLEGEL, JOH. ELIAS: a) Der Geheimnisvolle, 1746. Dr. — Ein unbekannter Mönch übersetzte das Drama: A titkos. Zeitpunkt des Übersetzens unbekannt; wahrscheinlich in den Sechziger-, Siebzigerjahren [cf. IK 1910: 309 u. ff.]. b) Der Gesang der Vögel (An Chloe) . . . . G. — Franz Verseghy: Klórishoz, vor 1795. Freie Übersetzung nach der LBl (II: 1) resp. SdL (I: 24) [cf. IK 1939: 163]. c) Der geschäftige Müßiggänger. Lsp., vor 1761. S. II. G. Holberg.

120. SCHLETTER, SAL. FRIEDR.: a) Frauenwitz oder Herren, merkt's euch, 1753. Lsp. — Anton Bodnár: \*Az asszonyi fortély vagy férjfiak jól megjegyvezétek, 1794 [cf. IK 1928: 79]. b) Lohn und Strafe, 1791. — Alex. Mérey: \*Jutalom és büntetés, vor 1796 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 417)]. c) Jaques Splin, oder Wohl gut, daß ich mich gestern nicht erschossen habe. Lsp. — S. Dyk. d) Die philosophische Dame. Lsp. S. II. E. Moreto.

121. SCHMID, CHR. HEINR.: a) Graf Essex. S. II. F. Banks. b) Fayel. S. II. C. D'Arnaud.

122. SCHRÖDER, FRDR. LUDW.: a) Hamlet. S. II. F. Shakespeare b). b) Der taube Liebhaber. S. II. F. Pilon. c) Wer ist Sie? S. II. F. Moor. d) Die Kinderzucht. S. II. F. Shakespeare e). e) Der Fähndrich, 1782. Dr. — Lad. Kelemen: A zászló-tartó vagy a hamis gyanu, 1793 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 414)]. f) Stille Wässer sind tief. S. II. F. Beaumont. g) Irrtum in allen Ecken. S. II. F. Goldsmith. h) Glück bessert Thorheit. S. II. F. Lee. i) Der Ring. S. II. F. Farquhar. j) Das Blatt hat sich gewendet. S. II. F. Cumberland. k) Der Diener zweier Herren. S. II. D. Goldoni b). l) Der Schulgelehrte. S. II. F. Cowley. m) Wissenschaft geht vor Schönheit. S. II. D. Goldoni. n) Der Vetter von Lissabon, 1786. Lsp. — \*Lad. Kelemen: Az ismeretlen atyafi, egy háznépnek lerajzolása, 1793 [cf. IK 1934: 172].

123. SCHRÖTER, CARL F.: Die große Toilette, 1788. Lsp. — Andr. Lehner: \*A nagy pipere [cf. M B<sup>2</sup> II: 416].

124. SEIDEL, KARL AUG.: a) Die Macht der Kindesliebe, 1789. Dr. — Lad. Bartsai: A gyermeki szeretetnek ereje; Kolozsvár, 1793 (EJGy I: 2 St.). b) Die Stiefsöhne, 1790. Dr. — Joh. Gvadányi: A két mostoha fiak vagy az erkölcsös nevelés szül nemes sziveket, 1795.

125. SEIPP CHRIST. LUDW.: S. II. G. Olufsen.

126. SINTENIS, CHRISTIAN FRDR.: Hallos glücklicher Abend, 1783. R. — J. G. (Josef — nicht Stef., wie UJB S. 76. — Gelei): Hallónak boldog estvéje; Pozsony, 1788 [cf. Beöthy II: 174].

127. SODEN, JULIUS GRAF VON: a) Ernst Graf von Gleichen, Gatte zweier Weiber, 1791. Dr. — I. Franz Károly: \*Gróf Baranyi, két feleség férje, 1794. In ung. Milieu versetzt [cf. M (B<sup>2</sup> II: 422)]. b) Ignez de Castro, 1784. Tr. — Ein gewisser Joseph Horváth befaßte sich in Siebenbürgen 1793 mit dem Übersetzen des Dramas unter dem Titel: \*Kásztrói Ágnes [cf. B<sup>2</sup> I: 150]. 2. Andr. Dugonics: Bátori Mária; Pest, 1795. In ung. Milieu versetzt [cf. die Einleitung der 1887er Ausgabe des Dramas]. Das Drama erhielt sich über ein halbes Jahrhundert auf der ung. Bühne, wurde noch 1855 im National-Theater zu Pest aufgeführt!

128. SONNENFELS, JOSEF: Das Opfer, 1765. Schäferspiel. — Nic. Révai Miklós: Az áldozat; Pozsony, 1787 (Elegyes versek).

129. SPIESS, CHRISTIAN HEINRICH: a) Maria Stuart, 1784. Tr. — Ein unbekannter Schriftsteller in Siebenbürgen übersetzt die Tr. \*1793 [cf. B<sup>2</sup> I: 149]. b) Das Ehrenwort, 1790. Lsp. — 1. Ein unbekannter Schriftsteller beschäftigt sich mit der Übersetzung des Lustspiels: A parolára fogadás, 1793 [cf. B<sup>2</sup> I: 149]. 2. Andr. Lehner: \*A becsületre tett fogadás, 1795 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 416)]. c) Die Perücken oder: Der Diener ist klüger als der Herr, 1802. Lsp. — Alex. Mérey: A ravasz asszony vagy a paróka, 1793. Der Übersetzer sagt selbst (M [B<sup>2</sup> II: 416]), daß er nach Spieß' Lustspiel arbeitete; wenn dieses Datum richtig ist, so muß er das erst im Jahre 1802 erschienene Stück in Manuskript (Regisseur-Exemplar?) gekannt haben. d) Clara von Hoheneichen, 1790. Dr. — 1. Ein unbekannter Schriftsteller übersetzt es in Siebenbürgen: \*Hoheneichen Klára, 1793 [cf. B<sup>2</sup> II: 149]. 2. Imre Ihászi: Makkfalvay Ágnes (nach anderen Berichten soll der Vorname Anna oder Sarolta heißen), 1794. In ung. Milieu versetzt [cf. M (B<sup>2</sup> II: 422)]. e) General Schlenzheim und seine Familie, 1785. Dr. — Imre Ihászi: \*Slenszhajn, 1794 [cf. M B<sup>2</sup> II: 413)]. f) Die Mausfalle oder die Reise nach Ägypten, 1786. Lsp. — Joh. Aszalai: \*Az egyiptomi út vagy Igy fogják az egeret, 1795 [cf. B<sup>1</sup> II: 376—377]. (Bayer bezeichnet den deutschen Verfasser als unsicher und denkt an Stephanie, den Jüngeren.)

130. STEFFAN, JOS. ANT.: Sammlung Deutscher Lieder (SdL) für das Klavier. I.—IV. Abteilung, 1778—1782 war die Hauptquelle der Umarbeitungen und Übersetzungen Franz Verseghys. Die Quellen s. unter den einzelnen Dichtern; hier sollen diejenigen Lieder aufgezählt werden, deren Verfasser mir unbekannt sind: a) Das unverhofft geschlossene Liebesbündnis zwischen Thyrsis und Chloe (I: 20). — Franz Verseghy: Thirzis és Kloé, 1788. Freie Umarbeitung [cf. IK 1925: 258]. b) Mina, komm, komm mich zu lieben . . . (II: 10). — Franz Verseghy: Laurához (Töltsük, Laura! kedveinket), vor 1795. Die 3. Str. des Ungarischen ist Verseghys Ergänzung [cf. IK 1925: 263]. c) Goldne Freiheit, goldne Freiheit! . . . (II: 16). — Franz Verseghy, A szabadság, 1791. In der ersten Bearbeitung treuer (IK 1938: 293.) [cf. IK 1925: 259]. d) Holdes Mädchen, könnt ich wissen . . . (II: 22). — Franz Verseghy: A győzhetetlen szív. Aus den Achtzigerjahren. Verseghy übersetzte nur die 1. Str. und die zweite Hälfte der letzten Strophe, das übrige umarbeitete er ganz frei [cf. IK 1933: 102]. e) Abschied an Lorchen (III: 8). — Franz Verseghy: Bútszás. Aus den Achtzigerjahren. Verseghy übersetzte nur die 1., 2. und 4. Strophe und immer nur die vier ersten Zeilen, welche er dann frei ergänzt [cf. IK 1933: 102].

131. STEPHANIE, GOTTLIEB (der Jüngere): [cf. Béla Zolnai, Irodalomtörténet 1913: 334]. a) Peter Zapfl oder die Schatzgräber, 1776. Lsp. — Lad. Kelemen: Tsapó Péter vagy a kints ásók; Pest, 1792. b) Die Wirtschafterin oder Der Tambour bezahlt alles, 1770. Lsp. — Lad. Kelemen: A gazda asszony, avagy megfizet az öreg harang; Pest, 1792 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 414)]. c) Die abgedankten Officiere, 1770. Lsp. — Lad. Kelemen: \*A szolgálatból kimaradt katonatisztek, 1793 [cf. B<sup>1</sup> II: 382—383]. d) Die eingebildeten Philosophen, erschien nicht im Druck. Singspiel-Libretto. — Andr. Szerelemhegyi: A magokkal elhítetett philosophusok; Pest, ohne Jahreszahl (1793). e) Der Deserteur aus Kindesliebe, 1773. Dr. — 1. Joh. Ungvári: \*A szökött katona, 1793 [cf. B<sup>2</sup> II: 420]. 2. Wahrscheinlich war Franz Kováts \*A szökött katona, um 1789, auch eine Übersetzung des Stephanieschen Stückes. f) Der Oberamtmann und die Soldaten. S. II. E. Calderon.

132. STEPHANIE, DER ÄLTERE, s. FALBAIRE, II. D.

133. STOLBERG, CHRIST. GRAF VON: An die Unbekannte, 1775. G. — Lad. Szentjóni Szabó: Az én szeretöm, vor 1791. Verkürzte, freie Umarbeitung (Privatmitteilung R. Gálos).

134. STOLBERG, FRDR. LEOP. GRAF VON: a) An den Abendstern, 1773. G. — 1. Franz Kazinczy: Az Esthajnalhoz; BMMusa, 1787: 767. Kazinczy nennt sein Gedicht „benahe Übersetzung“. Das ist übertriebene Bescheidenheit: das Gedicht ist nur nachgeahmt. 2. Gabr. Dayka: Az esthajnalhoz, 1793—1796. Die 4. Strophe übersetzt er nicht, im übrigen gibt er treu das Original wieder. b) Sie an ihn. Auf einer Herbstreise, 1782. G. — Franz Kazinczy: A téli utazás, 1788; später: A félénk leány, zuletzt: Az elkésződött leány; Orpheus, II: 141, 1790. Sehr freie Umarbeitung, vom Original nur der Grundgedanke und die Stimmung beibehalten — in der äußeren Form ganz treu.

135. SVABE, KARL AUGUST: Gartenlied, um 1750. G. — S. unter Jacobi.

136. TRAUN, KARL EMANUEL, GRAF VON: Almanzi, 1781. Dr. — Karl Seelmann: Almánzi, 1793 (Privatmitteilung Jos. Bayers).

137. TRENCK, FRDR. FREIH. VON DER: a) Des Friedrich Freiherrn von der Trenck merkwürdige Lebensgeschichte. Von ihm selbst . . . geschrieben, I—III, 1786—1787. Romanhafte Selbstbiographie. — (Ungi Pál): Báró T. Fridrik emlékezetre méltó életének históriája. Irattatott magától, I—III; ohne Ortsbezeichnung, 1788. Ano-

nym erschienen; den Namen des Übersetzers gibt BMMusa 1788: 176 an. b) Macedonischer Held (1760), 1773. G. — L...k...ts J...os (Joh. Laczkovits): A matzedoniai vitéz, stb.; ohne Ortsbezeichnung, 1790. c) Glückwunsch an die Ungarn, 1790. G. — I. Verseghy: Szerencsétetés a magyarokhoz; Pest, Buda, Kassa 1790. 2. Sam. Sáray: Szerentse kívánás a magyarokhoz, Orpheus, II: 6, 1790 und auch separat. [cf. IK. 1928: 118.] 3. Gy. Cs. I. (Stef. Gy. Csépany): Szerentesét kívánó versek a magyarokhoz; ohne Ortsbezeichnung, 1790. d) Der Trenck an alle redlichen Ungarn, 1790. G. — Der Verfasser ließ das Gedicht übersetzen und veröffentlichte es unter seinem Namen: B. Trenck Friderik: A nemes magyarokhoz írt idvezlés, ohne Ortsbezeichnung, 1790. e) Der furchtsame Kadett im Türkenkriege, ohne Jahreszahl. Lsp. — Jos. Kornéli: \*A félénk kadét vagy mikor szeretnek (némelyek), a bécsiek katonák lenni, 1793. Nach Mérey (B<sup>2</sup> II: 415) ist des deutschen Verfassers Name: „Hafner Trenck“. Bayer (B<sup>1</sup> II: 305) und Jul. Baros (Irodalomtörténet, 1914: 191) denken an Hafner — nach Bayer soll das Original Der Furchtsame, nach Baros Die neue Bourlesque sein — wahrscheinlicher ist aber die Ansicht J. Kádárs (EPhK 1914: 241), daß Kornéli Trenks (bei Mérey: Trenck) Lustspiel übersetzte. f) Bilanx, 1790. Zur Verteidigung dieser Flugschrift schrieb L. Domokos ein Gedicht (hg. Szabadság, Nagyvárad, 1885, Nr. 248) [cf. Agnes Molnár, Debreceni arcok, 1939:69]. g) Ein mir unbekanntes Werk, etwa: Gedanken am Grabe Josefs II., 1790. — Stefan Csépany: Szomorú beszéd és hazafiúi gondolatok a II. József római császár sírja fölött, 1790 [cf. Szianyey, M. Írók II: 271].

138. UZ, JOH. PETER: a) Der Traum, 1749. G. — I. Nic. Révai: Álom, 1779. (Manuskript im National-Museum). Im ganzen treu, nur hie und da frei; Rhythmus abweichend, ungereimt. 2. Stef. Gy. Tsépany: Álom, Orpheus, II: 186, 1790. Freie Übersetzung. b) An Galathee, 1754. G. — Franz Verseghy: A vén leányok; Pest, 1793. (Mi a poézis?) Erweiterte Übersetzung, die Komposition des ung. Gedichtes ist kunstvoller, die Pointe mehr zugespitzt [cf. meine Anmerkung in: Verseghy kisebb költeményei, S. 356]. c) Die Geliebte, 1749. G. S. II. A. MAROT.

139. VOSS, JOH. HEINR.: a) Weihe der Schönheit, 1794. G. — Joh. Kis: A szépség felszenkelése, 1794—1796. Freie Übersetzung. b) Die Dichtkunst, 1795. G. — Joh. Kis: A költés meserszége, 1795—1796. Freie, verkürzte Übersetzung (4 Strophen anstatt 5).

140. WEBER, VEIT: Der Harfner, 1787. Erz. — Franz Kazinczy: A vak lantos; Pozsony, 1794 (neben Goethes Stella).

141. WEICKARD, MARIANNE SOPHIE: Der gereiste Bräutigam, 1793. — Lsp. Bartsai László: A jártos költés vő-legény, 1793 (EJGy I, 6) [cf. K 1932: 196].

142. WEIDMANN, PAUL: a) Der Bettelstudent oder das Donnerwetter, 1776. Lsp. — Joh. Ungvári: \*A kolduló deák vagy az égi háború, 1792 [cf. B<sup>2</sup> II: 420]. b) Der Dorfbarbier, 1786(?). Lsp. — Georg Pétzerli: A falusi borbély, vor 1796 (Bayer schreibt das Original fälschlich Schenk-Schmid zu, B<sup>2</sup> II: 418). c) Der Schreiner. Lsp. — Mathias Pecse: \*Az asztalos, vor 1796.

143. WEISSE, CHRISTIAN FELIX: a—b) Romeo und Julie, 1767. Tr. — Richard der Dritte, 1759. Tr. — S. II. F. SHAKESPEARE. c) Die verwandelten Frauenzimmer. S. II. F. COFFEY. d) Amazonenlieder, vor 1778. G. — Die beiden ersten: Unbekannter Verfasser: Egy új amazonnak búcsúzása a hadnak kezdetén; Az amazon az első hírt kapja szeretőjétől az irott képével, zw. 1785—1790. — Beide in Handschrift in der Sammlung Nic. Révais für seine geplante Ztschr. Amalthea, Ung. Nat.-Mus. 1310 Quart. Hung. [cf. IK 1938: 65]. e—o) Der Soldat. Der verschwundene Amor.

Die Eifersucht (Thirsis und Phillis). Die Klugheit. Die Schamröte. Die zu späte Ankunft der Mutter. Doris und Damon. Eine sehr gewöhnliche Geschichte. Klagen. Mein Mädchen. Sämtliche vor 1778. G. (SdL) — Franz Verseghy: A vitéz, vor 1781. Amor a borban, vor 1795. Thirsis és Laura (zuerst betitelt: Egy irígynek beszédjére), vor 1781. Dámonhoz (ohne Schlüpfrigkeit des Orig. umgearbeitet), um 1790. A szemérmes leány, 1793. Rozilis és Dafnis, aus den Achtzigerjahren. Rozilis és Dámon, um 1790. Fillent, vor 1781. Fillisnek panaszi, 1793. A kedves, vor 1781 (Die 4 Strophen zu 6 erweitert). — Verseghy entnahm alle zehn Gedichte aus der SdL [cf. IK 1925: 260, 1933: 102—108 und 1935: 177]. p) An die Muse, vor 1778. G. (LBl) — Franz Verseghy: A magyar kisasszonyokhoz, 1793. Er nahm nach eigener Aussage nur das Ende des Gedichtes aus Weisses Gedicht [cf. IK 1933: 105]. r) Antwort auf eine Aufforderung zur Freundschaft, vor 1778. G. (LBl). — 1. Franz Verseghy: Rozilishoz, 1791. Zuerst betitelt: A barátság. Deutscher Text aus Haydns Liedern, 1782 [cf. IK 1933: 105]. 2. Stefan Sándor: A barátság kívánására való válasz. Sokféle, 1798: 221 als Jugendwerk mitgeteilt. s) Chloris an die Nachtigall, vor 1778. G. (LBl). — 1. Franz Verseghy: Klóris a fülemiléhez, 1793 [cf. IK 1933: 105]. 2. Stefan Sándor: Klóris a fülemiléhez, Sokféle, 1798: 218 als Jugendwerk mitgeteilt. t) Hymnus. In Sonnenfels' Opfer. S. dort. — Nic. Révai: Az áldozat [cf. 1932: 368]. u) Preis der Lieder. Amor und der Dichter, vor 1778. G. — Nic. Révai: Kupidó éneket kér a költőtől, vor 1787. Révai ergänzte die Übersetzung (SdL) mit Teilen des Gedichtes Hagedorns: Die Wunder der Liebe. S. dort [cf. IK 1933: 97]. v) An ein Veilchen, vor 1778. G. — Mich. Csokonai Vitéz: A rózsabimbóhoz. Freie Umarbeitung [cf. IK 1932: 374].

144. WEPPE, JOH. AUG.: a) An Iris, 1777. G. — Franz Verseghy: Amor, vor 1781 (SdL). Verseghy übersetzte das Gedicht ohne 4. und 5. Strophe, ziemlich frei. Lieben wird mit Amor übersetzt [cf. IK 1933: 104]. b) Der hessische Offizier in Amerika, 1783. Lsp. — Karl Seelmann: A hassziai tisztt Amerikában; Kolozsvár, és Nagyszében, 1793. Freie Übersetzung.

145. WERTHES, FRDR. AUG. CLEM.: Niklas Zrini oder die Belagerung von Sigeth, 1790. Tr. — Gy. Cs. I. (Stef. Csépan): Zríni Miklós; avagy Sziget várának veszedelme. Komárom, 1790.

146. WIELAND, CHRISTOPH MARTIN: [cf. G. Heinrich, Wieland hazánkban. EPhK 1900: 555—557]. a) Geschichte des Agathon, 1766—1767. R. 1. Einen Teil — die letzten Seiten des letzten Buches — übersetzte B. O. R. (Baron Laur. Orczy): Wieland Agathonjának utolsó könyvéből; MM I: 204 u. ff. 1788—1789. 2. Ermuntert von Agathon faßte Alex. Kisfaludy 1794 den Plan, sein Liebesverhältnis mit der Tänzerin Marie Medina in einem Roman aufzuarbeiten [cf. E. Császár: Kisfaludy Sándor, S. 44]. Die Grazien, 1770. G. — 1. Paul Ányos: Érzékeny levelek, 1782. Der VI. Teil dieses Gedichte-Zyklus ist eine treue Übersetzung des ersten Buches; die Form des ganzen Zyklus erinnert an die der Grazien: Vers und Prosä wechseln darin [cf. E. Császár: Ányos Pál, S. 269—270]. 2. Franz Kazinczy dachte schon 1791 an das Übersetzen der Grazien (s. seinen Brief an Wieland, 8. I. 1791), 1793 machte er sich an die Arbeit, was er aber bis 1794 arbeitete, ging verloren [cf. KL II: 384]. Im Gefängnis, 1794—1795, fing er die Übersetzung von neuem an, das erste Buch und ein Teil des zweiten befindet sich in seinem Nachlasse (Ung. Akad. d. Wiss.: Budai papirosaim). 3. Mich. Csokonai Vitéz: A gráciák, später: A Kellemek, Anfang der Neunzigerjahre [cf. Csokonai minden munkái (1844): LXXXIX]. c) Araspes und Panthea, 1760. Erz. — 1. Franz Kováts: Araspes és Panthea, 1786 (Manuskript im Nachlasse Z. v. Beöthys). 2. P\*\*\*: Araspes és Panthea;

Kolozsvár, 1794. d) Lady Johanna Gray, 1758. Tr. — 1. Franz Kováts: Gray Johanna, 1788 [cf. KL II: 577]. 2. Imre Ivánkay Vitéz: \*Johanna Gray, 1790 [cf. KL II: 70]. e) Σωκράτης μαινόμενος, oder die Dialogen des Diogenes von Sinope, 1770. Erz. — 1. Lad. Szentjóni Szabó: Glycerium Wielandból; Orpheus, I: 44, 1790. Der 31. Teil des Originals in Versen übersetzt [cf. KL I: 469]. 2. Imre Ivánkay Vitéz: Töredék a Wieland Diogeneséből. Orpheus, I: 35—39, 1790. 3. Franz Kazinczy beginnt 1790 die Übersetzung des Σωκράτης [cf. KL II: 17]; beendet 1793: Sokrates mainomenos az az a szinopei Diogenesz dialgusai; Pest, 1793. 4. Karl Sági: Szokratesz Mainomenosz avagy Diogenes beszélgetéseinek 36. darabja. Nur der 36. Dialog; Pest, 1792. (Im Bande: Pesti magyar társaság kiadásának első darabja). f) Empfindungen eines Christen. 1757 (neuer Titel: Psalmen, 1769). — K. Andr. Wályi: Keresztyén erzékenységei; Kassa, 1789<sup>2</sup>, Kassa, 1794 [cf. KL I: 423—424]. g) Die Abderiten, 1774. R. — Kazinczy wollte 1791 den Roman übersetzen [cf. seinen angef. Brief an Wieland], aber der Plan wurde nicht ausgeführt. h) Neue Göttergespräche XIII, 1790. Erz. — B. (wahrscheinlich Joh. Batsányi): Beszélgetés. Juno, Szemiramis, Aspazia, Livia és Erzsébet angliai királyné; MM II: 327 und 452, 1792. i) Musarion, oder die Philosophie der Griechen, 1768. G. — 1—2. Gabr. Dayka übersetzte es \*1793 zweimal, in verschiedenen Versmaßen — unzufrieden mit den Versuchen, verbrannte er beide [cf. EPhK 1913: 236—237]. 3. Joh. Kis begann es 1795 zu übersetzen, unter dem Titel: Musárium, vagy a Gratiák philosophiája, beendigte aber erst 1800. j) Richard der Zweite. S. II. F. Shakespeare. k) Romeo und Julia. S. II. F. Shakespeare.

147. ZACHARIAE, FRDR. WILHM.: a) Milton-Übers. S. II. F. MILTON. b) Fabeln und Erzählungen, 1771. Vier Fabeln: Der Adler und der Wiedehopf, Der gefangene Trompeter, Die junge Frau im Beichtstuhl, Der unvermuthete Ehesegen: St. Sz. (Stef. Szüts): Sas és babuka, A trombitás, A gyónó asszony, A házasság váratlan gyümöltse; Pozsony és Komárom, 1791 (Erkölti és elegyes versek). c) Das Schnupftuch, 1754. Kom. Epos. — Mich. Csokonai Vitéz: \*A kezkenő, Anfang der Neunzigerjahre.

148. ZAKKARIA (Pseudonym). Briefe aus Rom über die Aufklärung in Österreich . . . Aus dem Italienischen (Fiktion um die Zensur irre zu führen), 1785. Satirische Flugschrift. — Anonym (Alex. Szatsvay): Zakkariás-nak, a pápa titkos író-deákjának . . . Rómából költ levelei; ohne Orts- und Zeitbezeichnung (Győr, 1786). Die Daten verdanken wir Leo Szeitz (Máriafi Igaz magyar, 1790. III: 44 [cf. auch UJB 79]).

149. ZIEGLER, CHR. MAR.: An Thyrsis, 1739. G. — 1. Lad. Szentjóni Szabó: A megváltozott Dóris, vor 1791. Freie Umarbeitung, ohne der scherzhaften Beendigung des Originals [cf. IK 1931: 134]. 2. Franz Verseghy: Szerelmes üzenet. Aus den Achtzigerjahren [cf. IK 1933: . . .]. Beide sehr abgekürzt.

150. ZIEGLER, FRDR. JUL. WILHM.: a) Eulalia Meinau, 1791. Tr. — Gr. Alexius Bethlen: Eulalia és (?) Meinau, wahrscheinlich um 1793 [cf. Figy. XVII: 149]. b) Weltton und Herzensgüte, 1793. Dr. — Mich. Ernyi: \*A szokás megköti a józan érzést vagy világ hangja, szív jó volta, 1794 [cf. B<sup>2</sup> II: 412]. c) Mathilde Gräfin von Gießbach, 1790. Tr. — Andr. Lehner: \*Vashalmi Jerte, 1794. In ungarisches Milieu versetzt [cf. M (B<sup>2</sup> II: 422)]. d) Der seltsame Onkel, ohne Jahreszahl. Lsp. — Lud. Kelemen: \*A különös nagybátya, 1795 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 414)]. e) Die Pilger, 1791. Dr. — Andr. Lehner: \*A szarándokok, 1795. In ungarisches Milieu versetzt [cf. M (B<sup>2</sup> II: 422)]. f) Das Inkognito, 1792. Lsp. — Alex. Mérey:

\*A fejedelem titkos utazása, 1795 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 417)]. g) Rache für Weiberraub, 1790. Dr. — Alex. Mérey: \*A megboszult feleségragadás, 1795. Freie Umarbeitung [cf. B<sup>2</sup> II: 308].

Deutsche Werke, die anonym erschienen sind oder deren Verfasser  
uns unbekannt sind

a), b) Seh' ich den Schäfer, den braunen Schäfer. G. Gekrümmte Bäche, klare Quellen. G. Beide zitiert in Batteux-Ramler, Einleitung in die schönen Wissenschaften, 1769, I<sup>3</sup>, S. 148, 149. Von da in Prosa ins Ungarische übersetzt durch Nic. Révai, Faludis dichterischer Nachlaß, I, 1786, S. 148, 149. c) Die Erzieher. Dr. — Georg Fejér: A nevelök; Pozsony, 1790. d) Fanni und Mandeville. Dr. — Karl Seelmann: Fanni és Mandeville, 1792. e) Geschichte des Herrn Andreas Jelky; Wien, 1779. Erz. — Stef. Sándor: Jelki Andrásnak, egy született magyarnak, történetei; Győr, 1791. f) Glaubensstreit zwischen Luther, Calvin, Zwingli und Ario. G. — Anonym: Hitbéli vetélkedés Luther, Kalvinus, Zwingel és Arius között; ohne Ortsbezeichnung, 1788. g) Der Nachtwächter. Operntext. — Andr. Szerellemgyi: Az éjjeli vigyázó, vor 1796. h) Orpheus und Eurydice. Operntext. — Joh. Kónyi: Orfeus és Euriditze; Pest, 1774. Das ungarische Drama kann nicht die Übersetzung des ähnlich betitelten Schinkschen sein, denn dieses erschien erst 1777. (Ein dänischer Operntext, ins Deutsche von K. Tr. Cramer übertragen, noch später, 1787). i) Orientalische Geschichte, 1753. Erz. Der gerächte Osiris, Der Tempel der Liebe oder Zelités und Zyshive, Der Sieg der Liebe oder Arsanes und Sophie. — Ign. Mészáros: Három napkeleti történetek, A megboszúllott Osiris, A szeretetnek temploma avagy Zelitis és Zophire, A szeretetnek győzedelme avagy Arsan és Sofia, 1795. Manuskript im Ung. Nationalmuseum [cf. UJB 81, 82]. k) Phillis an der Quelle, Ende des XVII. oder Anfang des XVIII. Jh.s. Erz. (in Vers). Verfasser unbekannt; wahrscheinlich nach einem französischen Original. (Die Erzählung ist auch in Meusebachs Liedersammlung zu lesen [Volkslieder, 1786], in zwei Varianten.) — Franz Faludi: Phyllis, 1770. Freie Umarbeitung, Versmaß nachgeahmt, Silbenzahl, Reimordnung beibehalten. Die Übersetzung ist kunstvoller als das Original. [An die fremde Herkunft verwies ich EPhK 1903: 30, 31; exakte Quellenangabe: EPhK 1914: 201—204.] l) Reise nach dem Fegefeuer, 1784. Satirische Flugschrift. — Al. Sz. (Alex. Szatsvay): Az Izé Purgatorium = hoz való Utazása; ohne Ortsbestimmung, 1786, 2. Ausgabe 1787. Den Namen des Übersetzers finden wir bei Leo Szeitz (Máriaafi: Igaz magyar, 1790, II: 40) [cf. UJB 82]. m) Der Ritter vom goldenen Sporne. Dr. — Imre Ihász: \*Turi György, az aranyarkantus vitéz, 1794. Von mehreren Dramen zusammengeflickt und in ungarisches Milieu versetzt [cf. M (B<sup>2</sup> II: 422)]. n) Die Wiege, Lsp. — Balth. Kramer: \*A bölcső, vor 1796. o) Das Vergißmeinnicht. G. — Franz Verseghy: A nefelejes, vor 1781. Viermal übersetzt und umgearbeitet. Auch den deutschen Text kennen wir aus Verseghys Handschrift. Verseghy selbst verweist auf Rafaels Noten (Verein für Musikfreunde, Wien), deren kurzer Text aber mit Verseghys Gedicht nur inhaltlich übereinstimmt. p) Die treuen Weiber zu Weinsberg. Erz. (Schon in der Kölner Chronik, 1187.) — Sam. Andrád: Viszik az asszonyok férjeket a hátukon ki a városból. Elmés és mulatságos anekdoták, 1789 [cf. L. György, Andrád Sámuel, 1929, 24]. r) Lyrum Larum Löffelstihl, 1730. Erz. — Diese Anekdotensammlung war die Quelle zu 61 Anekdoten in: Joh. Kónyi: Democritus, 1782 [cf. Ludw. György, Kónyi Democritusa, 1932]. s) Neuer Bienenkorb, Erz. — Quelle zu 76 Anekdoten desselben [cf. ebenda]. t) Noch seufzt die Harfe dort . . ., 1777. G. Wahrscheinlich in Ungarn

oder in Wien entstanden. — Paul Ányos: Battháni Károly halálára, 1782 [cf. IK 1938: 77]. u) Eulenspiegel: a) Histori Nr. 9, 10, 17, 35, 50, 73, 85 sind die Quellen von Johann Kónyi: Democritus I, 63, 33, 51, 42, 122; II, 2 und I, 70. Anekdoten [cf. EM 1931: 368]. b) Histori Nr. 61, 92—97 sind die Quellen von Samuel Andrád: Anekdoták I, 360, 73 und II, 46 [cf. EM 1931: 374].

#### Übersetzungen unbekannter Werke

1. ÁNYOS, PAUL [cf. meine Anmerkungen: Ányos versei, 260 u. ff.]. a) Das Gedicht: Az isteni gondviselés, 1780; Székesfehérvár, 1785 (Énekes könyv), soll nach J. Batsányi deutschen Ursprunges sein. b) Batsányi bezeichnet das Gedicht: Hiv barátoknak hívétől fájdalmas elválása, 1782—1784, als eine Übersetzung; unwahrscheinlich.

2. BARANYI, LÁDISLAUS: Mulatságos beszélgetés, wahrscheinlich aus den Siebzigerjahren. Lsp.

3. BESSENYEI, GEORG VON: Tzerim Cariteshez, Kunstprosa; Béts, 1779 (A. Holmi, 268—279, 1.

4. Cs. J. (vielleicht Csépany István): Egy Lukner Huszárjának Panasza, mely a Májor Gyarmatynak Hannoverában 1771-ben történt temetésekor hallatott. Mindenes Gyűjtemény 1789 (Bd. I: 296). G. — Als Verfasser des Originals wird Herr Klaudiusz genannt; kaum M. Claudius.

4 a. CSOKONAI VITÉZ, MICHAEL: A szabadsághoz. „Ein Schweizerlied.“ [cf. Sämtl. Werke II: 110],

5. CZINKE, FRANZ: A hegyfalvi, történetbéli képszálának magyarázata; Pécs, 1789. G. — Freie Übersetzung aus dem Deutschen — sagt das Titelblatt.

6. DAYKA, GABRIEL: In seinem Nachlasse (im sog. Gelben Band, Sárospatak) finden sich mehrere ungedruckte romanhafte Biographien: Jézus, Socrates, Damon és Pythias, Marcus Aurelius, Antonius Pius, Julianus, Diogenes és Alexander, Ferdinandus Catholicus, Cortes, Pizarro, VII. Gergely, Johanna Gray, Essex, II. József. Daß alle deutschen Ursprunges sind, erwähnt schon Kazinczy (KL VIII: 232).

7. DUGONICS, ANDREAS: a) Etelka, 1786; Pozsony és Kassa, 1788<sup>2</sup>, 1791. R. Als Grundlage diene dazu ein uns unbekannter deutscher sentim. Roman. b) Az aranypercek, 1790. R. — Nach einem höchstwahrscheinlich deutschen Roman. c) Etelka. Karjelbon, 1794. D. S. II. F. SHAKESPEARE.

8. FÖLDI, JOHANN: Egy kevély széphez, 1790. G. — Die erste Zeile ist Übersetzung der ersten Zeile eines uns unbekanntes Gedichtes (Stolze Schöne, fahre hin...). Wahrscheinlich aus einem Musen-Almanach [cf. KL II: 122].

9. KAZINCZY, FRANZ: Édes aggódás, später: Az elhagyott leány, 1788. G. [cf. KL II: 299].

10. KÁRMÁN, JOSEF (?): a) A kincsásó; Uránia, III: 1 u. ff., 1794. Erz. — Aus einer „alten (sicher: deutschen) Chronik“. b) Az által változott törpe; Uránia, I: 20; II: 1 u. ff., 1794. Erz. — „Aus den Schriften der Gräfin H... J.“ (Titel).

11. KIS, JOHANN: A Szépság, 1794. G. — Nach F. Toldy [cf. Kis versei, 1846, S. 459] aus einem deutschen Gedicht.

12. KOVÁTS, FRANZ: a) XIX. századbeli Fejér népről egy jeles álom, 1780. — Nach seiner eigenen Aussage aus dem Deutschen übertragen [cf. IK 1918: 212]. b) Második Julius avagy egy Beszélgetés Julius — ennek anygala — és Szent Péter

között a mennyországban. — Entweder aus deutschem eventuell aber aus französischem Original [cf. ebenda]. a)–e) Fünf Märchen: A Házi Tanító, A Légy és a Hangya, A Kalamász Köcsög és a Szekér, A Publikán madár és a Tyúk, A Szüzesség, in seinem Manuskript, Ende der Achtzigerjahre (im Nachlasse Z. v. Beöthys). — Übersetzungen unbekannter deutschen Fabeln.

13. MÉSZÁROS, IGNAZ VON: Astriane vagy a hív szeretetnek tüköre, Mitte der Neunzigerjahre. Erz. Manuskript im Ung. Nationalmuseum [cf. Beöthy, I: 241].

13 a. NEMESKÉRI KISS, EMERICH: Az erkölcsös feleség, amelynek ritka mássa. 1798. R. — Wahrscheinlich aus deutscher, und zwar aus derselben Quelle, aus welcher auch Zarvotzays Roman (s. unten Nr. 21) übersetzt ist. [Privatmitteilung von L. György.]

14. PÉTERI TAKÁTS, JOSEF: A pille és a méh. Erinnert zwar an K. Pfeffels und J. W. L. Gleims Märchen Der Schmetterling und die Biene, ist aber keine Übersetzung von einem der beiden. Möglichst benutzte T. eine dritte Quelle [cf. IK 1921: 258].

15. RATH, MATHIAS (?): Ein zweizeiliger Vers in der Zeitung M. Hirmondó, 1782: 445. — Übersetzung aus einer Wiener Zeitung.

16. RÉVAI, NICOLAUS: a)–h) A szerelem' énekesihez, Rózsa virágon meg illetődött szeretők, Lutza' szépsége, A szökevény Kupídó éneket kér a költőtől, Szeretővel való öszve jövés, Szeretők kívánság, A meg hűlt szeretet; Gedichte im Bande: Elegyes versek; Pozson 1787. Wahrscheinlich Übersetzungen aus deutschen Anakreontikern.

17. SARTORIUS, JOHANN: a) Az igaz idvösség uttyára mutató... magyar lelki ora; Wittenberg, 1730. Protestantisches Gesangbuch. — Ein großer Teil der Gesänge ist aus dem Deutschen übersetzt worden, aber bis jetzt ist es nicht festgestellt, welche von den Gesängen deutschen Ursprunges sind, noch weniger die Quellen derselben. b) Szent penitentiara serkengető... magyar lelki ora; Wittenberg, 1732. Siehe die Angaben des vorigen Punktes.

18. S., J.: Az embernek leírása (Oh te föld népinek kegyetlen királya, Ki álmaid szerint vagy világ birája...); BMMusa, 1788: 9, 1. G. — Übersetzung aus einem Wiener Kalender für das Jahr 1788.

19. SZÜTS, STEFAN: a)–c) A hörsök, A nap és szél, Az utas és a bot, Fabeln; Pest, 1791 (Erköltös és elegyes versek). Nach dem Titel aus dem Deutschen.

20. VERSEGHY, FRANZ: Az álomban vett csók, G. Mi a' poézis? Pest, 1793. Nach einem unbekanntem deutschen Gedichte [cf. meine Anmerkungen in Verseghy Kisebb költeményei, S. 353].

21. ZARVOTZAY JÁNOS: Oly feleség, milyen ritkán találtatik, 1794. R.

#### Anonyme Schriften

a) Ein vierzeiliger Vers ohne Titel (von Friedrich dem Großen<sup>3)</sup>, 1765—1782. Manuskript im Archiv der Familie Radvánszky, ebendort sein deutsches Original [cf. IK 1903: 321 und 1904: 350]. b) Valeria és Scipio avagy a Toskánai változások; Pest, 1790. R. Der Roman ist eine Übersetzung, wahrscheinlich aus dem Deutschen. c) A megtévelyodott ritter. Tr. d) A különös tükör.. Tr. [zu beiden letzteren cf. Ferenczi, a kolozsvári színészet tört. 1897:85.]

## II. Übersetzungen fremder Originalwerke durch deutsche Vermittlung

### A. Griechisch

ANAKREON. Zechenter Antal: A magyar Anakreon; Prága, 1785. — Nach dem Titel soll Zechenter „direkt aus dem Original“ gearbeitet haben, doch bemerkte schon Kazinczy (KL II: 175), daß die eigentliche Quelle Zechenters eine deutsche Übersetzung war.

### B. Persisch

SAADI: Nic. Kazinczy übersetzte eine Sage des Bustans aus der deutschen Verdolmetschung Meißners unter dem Titel: Vallás türedelem; Orpheus, I: 382, 1790.

### C. Französisch

1. D'ARNAUD, F. TH. M. DE BACULARD: Fayel, ou Gabriel de Vergy, 1770. Tr. Aus Chr. H. Schmidts Übersetzung Fayel, 1771. — Lad. Bartsai: Fayel; Kolozsvár 1793 [cf. EPhK 1890: 319—322].

2. D'AULNOY, Madame: a) — c) Drei Märchen der Contes nouvelles ou les Fées à la mode (betitelt auch Le cabinet des fées), 1698: L'oiseau bleu, Belle-Belle ou le Chevalier fortuné, La princesse Carpillon übersetzte ins Ungarische, aus der deutschen Umarbeitung Immanuel Bierlings, Das Cabinet der Feen, 1761—1765 (Der blaue Vogel, Bellebelle oder der beglückte Ritter, Die Prinzessin Carpillo), Joh. Kónyi: Várta mulatság avagy Sarmant királynak és Florinda kisasszonynak történeti, Bellebelle avoagy a szerentsésített vitéz, Kárpilló Printzeszné. Das erste Märchen erschien selbständig; Pozsony, 1774, die zwei anderen im Bande Elmefuttatások, Buda 1792 [cf. UJB, S. 83].

3. BEAUMONT, MARIE Prince de: Lettres de Mme du Montier à la Marquise de \*\*\* sa fille avec les réponses, 1756. R. Deutsch: Der Frau du Montier lehrreiche Briefe an ihre Tochter . . . nebst . . . den Antworten, 1771—1784. — Ign. Mészáros: Montier asszonynak a maga leányával . . . közlött tanulságos . . . levelei. Pest, 1793 [cf. EPhK 1879: 46—50, 232].

4. BILDERBECK, L. FR. ALEX., Baron DE: Den Roman, Cyane ou les jeux du destin, 1720, aus einer anonym erschienenen deutschen Übersetzung, Cyane oder das Spiel des Schicksals, 1792 1. gab ungarisch ein unbekannter Schriftsteller (wahrscheinlich Franz Sággy): Cyane vagy és a szerencse játéka; Pozsony, 1794. 2. Sággy arbeitete den Roman in ein Drama um unter demselben Titel 1795 (Privatmitteilung J. Bayers).

5. BOILEAU: Le lutrin, Kom. Epos. Nach einer in Dresden 1767 erschienenen deutschen Übersetzung. Franz Kováts: A pulpitus; Győr, 1789.

6. DESTOUCHES: Le dissipateur, Lsp. — Aus der Übersetzung der Frau Gottsched: Der Verschwender oder die tugendhafte Betrügerin nahm Stef. Pállya die Handlung des Lustspieles Pazarlay és Szükmarkossy, 1767 [cf. IK 1907: 34 u. ff.].

6 a. CARACCIOLI: a) Lettres intéressantes du pape Clement XIV. 1775. Nach einer unbek. deutschen Übersetzung: Joh. Kónyi: XIV. Kelemen pápának levelei. 1783. [cf. Magyar Nyelv. 1927: 430]. b) Derniers-adioux de la maréchale D<sup>xx</sup> à ses enfants. 1768. B. Jósintzi Sándor, A<sup>xx</sup> fõhadi-vezérnének — — — utolsó tanításai. 1781. [cf. ebda.]

7. DIDEROT, s. I. A. GEMMINGEN.

8. FALBAIRE, CH. GE. FENOUILLOT DE: a) Honnête Criminel ou l'amour filial, 1767. Dr. — Die anonym erschienene deutsche Übersetzung Stephanies d. Ä., Der

Galeerensclave, 1769, wurde ins Ungarische übertragen durch: 1. Susanne Verse-lényi: Gállya rabb avagy jutalma a fiúi . . . szeretnek. Kolozsvár. 1785 [cf. BMMusa, II: 349, 1787]. 2. Graf Gedeon Ráday, 1790 [cf. KL II: 96]. 3. Georg Aranka: Az újmódi gonosztevő vagy a gályarab, 1793 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 410)]. b) Le fabricant de Londres, 1771. Dr. — Aus einer deutschen Übersetzung — wahrscheinlich: Der Tuchmacher von London, 1771 von J. A. Wieland — gab es ungarisch Franz Kováts: A londoni posztócsináló, 1789. Méreys Angabe (B<sup>2</sup> II: 416), daß das deutsche Drama ein Originalwerk Stephanies ( des älteren oder des jüngeren ?) sei, ist irrtümlich.

9. LE MIERRE: La veuve de Malabar. Dr. — Deutsche Übersetzung von Martin Plümicke: Lanassa, 1782. — Franz Kazinczy: Lanaszsa; Pest, 1792—1793 (MJSz IV: 1. Stück) [cf. M (B<sup>2</sup> II: 413)].

10. LEZZAY-MARNEZIA, CHARLOTTE-ANT. DE BOESSAY, MARQUISE DE: Lettres de Julie à Ovide, 1753. R. — Aus der (anonym erschienenen) deutschen Übersetzung: Briefe der Julie . . . an Ovid, 1783, gaben den Roman ung.: 1. Georg Aranka: Julia levelei Ovidiushoz, 1789; Kassa, 1790. Mit Verbesserungen Franz Kazinczys (KL I: 457) [cf. UJB: 84]. 2. Auch Gabr. Dayka soll vor 1796 den Plan geführt haben, den Roman zu übersetzen [cf. EPhK 1913: 154]. Wahrscheinlich blieb er aber nur bei dem Plan.

11. MARMONTEL: [cf. Bayer Alice: Marmontel Magyarországon, 1916]. a—c) Drei Novellen der Contes moraus, 1765 — nach dem Deutschen des Fr. Val. Molter: Moralische Erzählungen, 1762—1770. Laurette: Die Hirtin der Alpen, Lausus und Lidie — übersetzte ins Ungarische Joh. Kónyi: Laurette, Havasoki juhászné, Lausus és Lidie; Pest, 1775. (Unalmas időkre szabható mulató óra.)

12. MAROT: Quand vous voudrez . . . G. — Joh. P. Uz: Die Geliebte, 1749. a) Nic. Révai: Luca szépsége, 1787. Nur der Grundgedanke und einige Zeilen [cf. IK 1933: 98]. b) Joh. Kis: A jövendőbeli szerető, 1793 [cf. EPhK 1911: 456].

13. MOLIÈRE: a) L'avare. Lsp. Aus einer deutschen Übersetzung 1788 umgearbeitet von Christ. Simai: Zsugori, telhetetlen fősvény ember; Pest, 1792—1793 (MJSz 1: 2 Stück) [cf. EPhK 1890: 783, IK VII: 297—311]. b) Le malade imaginaire. Lsp. — Lad. Kelemen: \*A tettetett beteg, 1792. Mérey (B<sup>2</sup> II: 414) nennt das deutsche Stück, das Kelemen benutzte, Der verstellte Kranke und meint, es sei ein Originalwerk Schröders. c) Sganarelle. Lsp. — Simai umarbeitete es — mit deutscher Vermittlung — und setzte die Handlung in ung. Milieu: Gyapai Márton, feleség féltő gyáva lélek; Buda, 1792 [cf. EPhK 1893: 276 und 466].

14. MONVEL, J. M. B. DE: Eins seiner Dramen, aus der deutschen Umarbeitung Joh. Engelbrechts: Weiler und Louise, 1782, übersetzte Karl Seelmann: Vajler és Alojzia; Károly-Fehérvár, 1791.

15. RANCHIN: Le premier jour du mois de Mai. G. — Aus der meisterhaften Übersetzung Hagedorns Der erste May, 1732. Franz Verseghy: Klárihoz, vor 1795. Versform und Gedanke [R. Gálos' Mitteilung].

16. ROUGET DE LISLE: Marseillaise, 1792. G. — Franz Verseghy: A marsziliai ének, 1794 (Császár, Verseghy kisebb költ, 1910: 117) nach einer deutschen Umarbeitung (Verfasser unbekannt). Auf, starke Nation, greife an das verheerende Schwert! — übersetzt [cf. Eckhardt, A francia forradalom eszméi Magyarországon, 1924: 149].

17. SZTARAY, MIHÁLY, GRAF VON (Ung.): Le nouveau Sans-Souci. Schilderung. Mit deutscher Vermittlung 1790 übersetzt von Imre Ivánkai Vitéz: Az új Sans-Souci. Manuskript; zu lesen KL II: 71 u. ff.

18. VOLTAIRE: *Candide ou l'optimisme*, 1758. R. — Aus W. Christhelf Sig. Mylius' deutscher Übersetzung: *Kandide oder die beste Welt*, 1778 ins Ung. übertragen von einem anonymen Schriftsteller: *Kándid vagy a lagjobb irtág; Eldorado* (Wien), 1793.

#### Anonym erschienene Werke

19. a) *Jerôme pointu*, Lsp. — Nach der deutschen Übersetzung Frdr. W. Meyers: *Jeder fege vor seiner Thür*, 1783, jedoch die Handlung des Stückes nach Ungarn versetzt, umarbeitete es Math. Szomor: *Kiki a saját háza elött seperjen*, 1792; Pest, 1792—1793 (MJSz III: 1. Stück). Nach Bayer (B<sup>2</sup> II: 420) soll der Vermittler L. Schneider gewesen sein — von einer Schneiderschen Übersetzung des franz. Lustspiels weiß ich aber nichts. b) *L'histoire de Florent et Lyon*, Ritterroman aus dem Mittelalter — erste deutsche Übersetzung von W. Salzmann, 1535. — Aus einer späten deutschen Umarbeitung: *Historie des Kaysers Octavianus*, 1752, übersetzte Joh. Kónyi: *Ártatlan mulatság avagy Flórentz és Lion vitézeknek . . . története*; Buda, 1785 (und noch vielmal).

#### Werk unbekanntes Ursprunges

20. Das von Christian Freiherr von Bonin ins Deutsche übertragene Lustspiel *Die Drillinge*, 1778, übersetzte frei Alex. Mérey: *\*A hármások*, 1795.

#### D. Italienisch

1. GOLDONI: a) *Il cavaliere e la dama o I cicisbei*, 1794. Lsp. — Aus einer anonym erschienenen deutschen Übersetzung, *Der Cavalier und die Dame oder Die zwei gleich edlen Seelen*, 1755, ungarisch von Jos. Mátyási: *A kavallér és dáma vagy Két egyfonna lélek*, 1794 [cf. B<sup>1</sup> II: 377]. b) *La finta ammalata*, Lsp., deutsch von Jos. Landes: *Die verstellte Kranke oder der rechtschaffene Arzt*, 1767, ung. von Karl Seelmann: *A tettetett beteg kisasszony; Károly-Fehérvár*, 1795. c) *Il servitore di due padroni*, Lsp. — Deutsch von Schröder: *Der Diener zweier Herren*, 1791. Franz Sággy: *A két úr szolgája*, vor 1796 [cf. M (B<sup>2</sup> II:418)]. d) *Il Feudatario*, Lsp. — Die deutsche Übersetzung des Lustspiels (verfertigt von Heermann) umarbeitete C. W. Wolf in einen Operntext: *Die Dorfdeputierten*, 1773; den letzteren übersetzte Andr. Szerelemhegyi: *A falusi deputatio*, vor 1796 [cf. B<sup>2</sup> II: 419]. e) Ein mir unbekanntes Drama, deutsch von Schröder: *Wissenschaft geht vor Schönheit*, übersetzt ins Ungarische Joh. Ungvári: *A deákos leány*, [cf. IK 1928: 79 l.].

2. GOZZI. s. E. 3. MORETO.

3. LEMENE, FRANCESCO. Ein uns unbekanntes Gedicht von Lemene übersetzte aus dem Deutschen (in Prosa) Imre Ivánkay Vitéz: *Phyllis, Amor, Venus; Orpheus II: 390*, 1790. Die deutsche Vermittlung ist ganz bestimmt: I. I. V. konnte nicht italienisch!

4. METASTASIO, PIETRO: *La libertà*. — Nach einer deutschen Übersetzung: *Die Freyheit. An Nice* (Ein kleiner Gesang). Dramat. Gedichte, 1769, Bd. XI. — Nic. Révai: *A meghűlt szeretet*, 1787 [cf. IK 1933: 99].

5. PARINI, GIUSEPPE: *Il giorno*, 1763. Satire. Aus der deutschen Bearbeitung (in: *Jugendfrüchte des Theresianums*, 1774—1778) übersetzte Georg Aranka: *A napnak négy részei a városban*, ohne Ort- und Zeitbestimmung (Kassa, 1790) [cf. KL I: 405].

6. RAO E REQUESENZ, SIMONE. a—h) Acht seiner Gedichte übersetzte in Prosa Imre Ivánkay Vitéz: Szeretőjének küldi képét, Beszélő némaság, Szemeinek javasolja, hogy egy tsekélységért ne sírjanak olly igen, Eggy halál-főre, Fortunához, Kedvesének nyujtott zálog, Három grátziák. Szépjéhez, annak neve napjára. Nachdem I. I. V. nicht italienisch konnte, ist die deutsche Vermittlung bestimmt.

7. VALLE, GRAF DELLA: Die romantische Selbstbiographie des Grafen della Valle wurde von einem unbekanntem Schriftsteller ins Deutsche übertragen: Der glückliche Florentiner oder Geschichte des Grafen Della Valle von ihm selbst beschrieben, 1768, und daraus ins Ung. von Lad. Kép Gejza: Szerentsés Főrentziai vagy-is Szerelem példája azaz Della Valle . . . történeti; Vác, 1787. (Der deutsche Titel: UJB, S. 85.)

8. ZAPPI s. HÖLTY.

#### E. Spanisch

1. CALDERON, DON PIETRO, DE LA BARCA: a) El Alcalde de Zalamea, Dr. — Deutsch von Stephanie dem Jüng.: Der Oberamtman und die Soldaten, 1780 (das tragische Ende zu einem glücklichen umgeändert); ung. Balth. Krammer: \*Az udvarbíró és a katonák, 1795 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 416) und Ung. Rundschau, 1913: 716—717]. b) El escondido y la tapada, Lsp. Deutsch von einem anonymen Schriftsteller: Verwirrung über Verwirrung, 1775, ung. von einem anonymen Verfasser: \*Tsupa zürzavar, vor 1796 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 417) und Ung. Rundschau l. c.].

2. ESLAVA, ANTONIO DE: Parte primera del libro entitolado Noches de invierno, 1609. Erz. — Deutsch von Matthäus Drummer: Noches de invierno, Winternächte, 1666. Fünf von den Vierzehn Nächten übersetzte frei 1778 Franz Faludi: Téli éjtszakák; Pozsony, 1787 [cf. EPhK 1901: 97].

3. MORETO: Donna Diana. Lsp. — Nach Gozzis ital. Übersetzung: Schletter: Die philosophische Dame, 1784. Andreas Lehner: A bölcsekedő szép, vor 1796 [cf. EPhK 1914: 242].

4. Unbekannter Verfasser: Joh. Chr. Brandes: Rahel, oder die schöne Jüdin, 1789. Tr. — Anonym: \*Rákhel vagy a szép zsidóné, vor 1793.

#### F. Englisch

1. BANKS, JOHN DER JÜNG.: The Earl of Essex, 1682. Tr. — Deutsch von Chr. H. Schmidt: Graf Essex, 1777. Ungarisch: 1. Sigm. Osváld: Groff Eszeksz; Pozsony, 1785. 2. Karl Seelmann: A maga mátkájáért ártatlanul halált szenvedett groff Essex; Kolozsvár, ohne Jahreszahl (1792).

2. BEAUMONT und FLETCHER: Rule a Wife and have a Wife (nach einer Novelle des Cervantes). Lsp. Deutsch von Schröder: Stille Wasser sind tief, 1786—1790. Lad. Kelemen: \*Lassú víz partot mos, 1794.

3. CENTLIVRE, MISTRESS: Das von Jünger ins Deutsche übersetzte Lsp.: Er mengt sich in alles, 1791, arbeitete Joh. Aszalai um: Minden lévőben kanál, 1795 [cf. B<sup>1</sup> II: 310].

4. COFFEY: Aus dem Operettentexte The devil to pay, deutsch von Chr. F. Weisse: Die verwandelten Frauenzimmer, arbeitete Christ. Simay sein in ung. Milieu versetztes Lustspiel: A házi orvosság; Pest, 1792—1793 (MJSzI V: 4. Stück) [cf. EPhK 1888: 559 u. ff.].

5. COWLEY: Das von Schröder ins Deutsche umgearbeitete Lsp. Der Schul-

gelehrte übersetzte ins Ung. Joh. Láng: \*Az oskolai tudós, 1793 [cf. IK 1928: 79]. Bayer schreibt das deutsche Lustspiel fälschlich Kotzebue zu (B<sup>2</sup> II: 416).

6. CUMBERLAND: Brothers, Lsp. — Deutsche Umarbeitung von Schröder: Das Blatt hat sich gewendet, ohne Jahreszahl, ins Ung. frei übersetzt von A. Mérey: \*Megfordult a koczka, 1795.

7. FARQUAR und SIR HARRY WILDAIR: Constant couple, Lsp. — Deutsch von Schröder: Der Ring, I. und II. Teil 1786—1790, ung. von einem anonymen Verfasser: \*A Gyűrű s a Gyűrűnek második része, vor 1796.

8. FLETCHER s. BEAUMONT.

9. GOLDSMITH: She stoops to conquer, Lsp. — Deutsche Umarbeitung von Schröder: Irrthum in allen Ecken, ohne Jahreszahl. Joh. Aszalai: \*Minden lépés egy botlás, 1795 [cf. B<sup>2</sup> II: 410].

10. LEE, MISS: The chapter of accidents, Lsp. — Aus der deutschen Umarbeitung Schröders: Glück bessert Thorheit, 1781; frei übersetzt von Franziska Ernyi: \*Az új emberi nem, 1795 [cf. B<sup>1</sup> II: 307]. Nach Mérey (B<sup>2</sup> II: 412) soll der Übersetzer Michael Ernyi sein.

11. MILTON: Paradise lost, 1667. Epos. — Nach Zachariäs deutscher Übersetzung gab Franz Kováts, Ende der Achtzigerjahre, den I. Gesang als „Probe“. Manuskript im Nachlasse Z. v. Beöthys.

12. MOOR, EDW.: Foundling, Lsp. — Aus der deutschen Umarbeitung Schröders: Wer ist sie?, 1790, übersetzte Alex. K. Boér: Ki légyen ő? Kolozsvár, 1793 (EJGy I: 3. Stück).

13. OSSIAN: a) Alex. Báróti wollte 1788 die Ossianischen Gedichte — wahrscheinlich alle! — aus einer deutschen Übersetzung ins Ungarische übertragen [cf. KL I: 239]. b—d) Drei Ossianische Gedichte aus der deutschen Übersetzung Harold' ‚Die Gedichte Ossians‘, 1782, und zwar: Ossians letztes Lied, Der Tod Ossians, Carthon, gab Joh. Batsányi in ung. Prosa: Ossián utolsó eneke; MM I: 41 u. ff., 1788—1789; Der Tod Ossians; ebendort, I: 197 u. ff. und Kárthon, ebendort II: 279 u. ff., 1792 [cf. KL XIII: 77]. e) Evirallen; ung. von Br. Gedeon Ráday: Eviralla; Orpheus I: 103—124, 1790. Ráday gibt die Quelle nicht an, doch seine Anmerkungen verraten es, daß er nach einer deutschen Übersetzung (Harolds?) arbeitete (Prosa). f) Das in Petersens Übersetzung unter dem Titel Die Lieder von Selma erschienene Gedicht gab ung. Franz. Kazinczy: Szelmai dalok, 1795. Manuskript im Ung. Nationalmuseum [cf. KL II: 591].

14. PERCY s. ESCHENBURG.

15. PILON, FREDERIK: The deaf Lover, 1780. Lsp. — Umgearbeitet von Schröder: Der taube Liebhaber, ohne Jahreszahl. Ung. Franz Varsányi: A süket szerető, 1793.

16. POPE: a) The dying christian to his soul, G. — Eine deutsche Übersetzung des Gedichtes (von Bürde: Der sterbende Christ an seine Seele) benützte Mich. Csokonai Vitéz zu seinem Gedichte: \*A haldokló keresztyén az ő lelkéhez, vor 1795. Das verlorene G. arbeitete Cs. später (1804) in sein umfangreiches G.: A lélek halhatatlansága. Die deutsche Vermittlung ist ohne Zweifel, denn vor 1795 konnte Cs. noch nicht englisch [cf. Haraszi: Csokonai, 316 l.]. 2. Lad. Szentjóni Szabó entnahm daraus Gedanken zu seinem G.: A haldokló keresztyén, 1791 [cf. Szentjóni Szabó költeményei (ed. Gálos) 231 l.]. b) The universal prayer. Nach der erweiterten Übersetzung Hagedorns: Allgemeines Gebeth, 1742 — Franz Kováts:

Reggeli ének, 1791 (Manuskript im Nachlasse Z. v. Beöthys). Noch freier, die deutsche Übersetzung auf das doppelte erweiternd. c) Eloisa to Abelard. — Aus einer deutschen Nachahmung: Stefan Csépan: Orpheus, II, 1790: 133 [cf. Al. Fest: Angol irod, hatások, 1917: 73].

17. SHAKESPEARE: [cf. J. Bayer: Shakespeare drámái hazánkban, I—II]. a) Richard der Zweite. Auserlesene Teile aus Wielands deutscher Übersetzung, 1764, gab 1785 in ung. Prosa Georg Aranka. Das Manuskript abgedruckt in M. Shakespeare Tár, 1912: 268—281. b) Hamlet, Umarbeitung Schröders, 1781. 1. Fünf Zeilen des III: 2 (im englischen II: 2) übersetzte Joh. Földi; BMMusa, 1787: 246—247 l. Frei, mit vielen Umarbeitungen. 2. Franz Kazinczy arbeitet 1788 an der Übersetzung Hamlets. Die Tragödie erscheint Kassa, 1790. Die deutsche Vermittlung (6 Akte!) erwähnt auch der Übersetzer (KL I: 523). 3. Angeblich soll auch Lad. Bartsai die Tr. übersetzt haben; der Zeitpunkt unsicher, die Daten auch! c) Macbeth. Nach Bürgers Übersetzung 1783—1784. — Franz Kazinczy, 1790—1791 [cf. KL II: 85, 185]. Nach A. Mérey (B<sup>2</sup> II: 414) soll Kazinczy die Übersetzung Stephanies d. Jüng. benützt haben. Ein Irrtum; Kazinczy selbst gibt als seine Quelle Bürgers Übersetzung an (Orpheus, 1790. Feber, blauer Umschlag). Das Manuskript soll nach Kazinczy 1794 verlorengegangen sein (KL II: 384); auch ein Irrtum: es befindet sich im Ung. Nationalmuseum. d) Der Widerspenstigen Zähmung. Die deutsche Umarbeitung Schink: Die bezähmte Widerbellerin oder Gassner II., 1783, übersetzte Sigm. Koré: \*II. Gaszner, 1792. e) Das Shakespeare zugeschriebene Drama, The London Prodigal, 1605, deutsch von Schröder: Die Kinderzucht oder das Testament, 1781, übersetzte Lad. Kelemen: \*A gyermekek fenyítése vagy a testamentom, 1793. Die unmittelbare Quelle gibt Meréy an (B<sup>2</sup> II: 414). f—g) Der Sturm, Wintermärchen. Aus den Motiven der zwei Dramen ist die Handlung des Dramas von Andr. Dugonics: Etelka Karjelben zusammengefügt; Pest, 1794. Es war aber nicht Dugonics, der die zwei Shakespeareschen Stücke in eins verschmolz; es ist ganz gewiß, daß er ein deutsches, uns unbekanntes Drama, in dem die Verschmelzung schon vollzogen war, umarbeitete und in ung. Milieu versetzte. h) Othello. Eine der deutschen Übersetzungen benützten: 1. K. Boér: \*1794. 2. Lad. Kelemen: \*Othello a velencei szerecseny, 1795 aus L. Schröders deutschen Übersetzung [cf. Bayer: Sh. hazánkban. I: 368.] i) König Lear. Nach einer deutschen Übersetzung — Alex. Mérey: \*Szaboles vezér, 1795. In ung. Milieu versetzt [cf. M (B<sup>2</sup> II: 423)]. k) Romeo und Julia. 1. Nach Wielands Übersetzung: Georg Aranka, nur einige Teile in den Achtzigerjahren [cf. M. Shakespeare-Tár V: 268]. 2. Nach Weisses Umarbeitung, 1767: Alex. Kún Szabó: Romeo és Julia; Pozsony, 1786 [cf. B<sup>2</sup> I: 107]. l) Richard der Dritte. Nach Weisses Umarbeitung, 1757. — Mérey: \*Tongor vagy Komárom állapotja a VIII. században, 1794. In ung. Milieu versetzt [cf. M (B<sup>2</sup> II: 423)].

18. WALTER s. MÜLLER, K. W.

19. WILDAIR, SIR HARRY s. FARQUHAR.

20. YOUNG: Aus der J. A. Ebertschen Übersetzung der Night thoughts, 1768. Den Anfang der I. Nacht übersetzte Franz Kazinczy in reimlosen Jamben: Young éjtszakáiból; MM I: 98, 1788. Kazinczy behauptet hier, daß er „streng nach dem Englischen arbeitete“ und zitiert in extenso den Originaltext — in seinen Briefen (KL I: 226) verrät er aber, daß seine Quelle die deutsche Übersetzung war.

## Anonym erschienene Werke.

21. a) *The rural probity*, 1773. Lsp. — Deutsch von J. Pauersbach: *Der redliche Bauer und großmüthige Jude oder der glückliche Jahrtag*, 1774. — A. Mérey: \**A becsületes paraszt és a nagyszívű zsidó*, 1794. b) Aus dem Englischen, jedoch mit Benützung einer deutschen Übersetzung, kam der Roman *Sam. Bölönis: Mária, a nemes gondolkodású parasztleány*, 1794 zustande [cf. EM 1930].

## G. Dänisch

1. HOLBERG: [cf. IK 1900: 306 u. ff.]. a) Jakob von Tyboe, 1724. Lsp. — Dieses aus dem *Miles gloriosus* des Plautus und dem Eunuch von Terenz geschöpfte Lsp. — deutsch von G. A. Detharding: *Bramarbas oder der großsprecherische Offizier*, 1746 — arbeiteten frei um, die Handlung in ung. Milieu versetzend und die Liebesmotive mit einem anderen ersetzend: 1. Stef. Pállya: *Ravaszi és Szerencsés*, Schuldrama, 1768 [cf. EPhK 1904: 433, 735 und 827 u. ff. (auch der Text des Dramas abgedruckt) und Bleyer, *Gottsched hazánkban* 45 l.] 2. Andr. Dugonics: *Gyöngyösi*, Schuldrama, 1770 [cf. Bleyer z. w. 47]. 3. Derselbe: *Tárházi*, 1789 (Abgedruckt: EPhK 1882: 777 u. ff.) [cf. Bleyer, ebendort]. 4. Georg Fejér: *A tisztségre vágyódók; Pozsony*, 1790 [cf. Bleyer, 49 l.]. b) Erasmus Montanus, 1748. Lsp. — Nach einer deutschen Übersetzung in ein Schuldrama umgearbeitet von einem unbekanntem Mönche: *Erasmus Montanus avagy Hegyi Erasmus*, 1769. Die gegen die katholische Religion gerichtete Tendenz des Dramas wendet der Übersetzer gegen die Protestanten [cf. IK 1910: 300 u. ff., 432 u. ff., wo das Dr. abgedruckt ist]. c) *Abracadabra*, 1749. — Aus der deutschen Übersetzung: *Das Hausgespenst* (Kopenhagen und Leipzig 1748—1751 [verbessert 1761—1765] oder aus der Brummerschen, 1759—1762) entnahmen mehrere oder weniger Motive alle ung. Schuldramen-Verfasser, die ihr Drama ähnlich wie Holberg das *Abracadabra*, nach der *Mostellaria* des Plautus verfertigten, und zwar: 1. Bern. Benyák: in seiner *Mostellaria*-Übersetzung, 1769—1770 [cf. EPhK 1895: 394 u. ff. 2. Chr. Simai: *Váratlan vendég*, vor 1773. MM I: 158, 231, 432 u. ff., 1788—1789 [cf. EPhK 1895: 392, 474 u. ff.]. 3. Derselbe: *Mesterséges ravaszság*, 1773; Pest, 1775 [cf. ebendort]. 4. Ein unbekannter Piarist in seinem Schuldrama: *Filargus*, 1774. Möglich, sogar wahrscheinlich ist aber, daß der Verfasser nicht nach der deutschen Übersetzung, sondern nach Simais *Váratlan vendég* arbeitete. 5. Mich. Csokonai Vitéz entnahm zu seinem Lustspiele *Gerson du Malheureux* den Grundgedanken aus dem *Hausgespenst* — im übrigen ist aber die Fabel des Lsp. unabhängig von der des deutschen Stückes. d) *Don Ranudo de Colibrados*, 1752. Lsp.— deutsch von Kotzebue: *D. R. di C. oder Armuth und Hoffarth*: 1. einige Motive in *Joh. Illeis Posse: Tornynos Péter; Komárom und Pozsony*, 1789 [cf. EPhK 1908: 595]. 2. vollständige Übersetzung von Jos. Kornéli: \**A szegény kevély*, 1793 [cf. B<sup>1</sup> II: 305]. e) *Det arabiske Pulver*, 1724. Lsp., deutsche Übersetzung: *Das arabische Pulver*, 1761—1765: 1. einige Motive des Lustspiels in *Illeis Tornynos Péter* [cf. EPhK 1908: 595]. 2. vollständige Übersetzung von Stef. Hatvani: *Az arabiai por*; Pest, 1793. f) Das im I. Bande der Deutschen Schaubühne (Gottsched) erschienene Holbergsche Lustspiel *Der politische Kannegießer*, 1722, übersetzte aus der Wiener Umarbeitung: *Der politische Schuster* — Jos. Pétzeli: *Politikus csizmadia*, 1793 [cf. M (B<sup>2</sup> II: 418)]. Nach Bayer (B<sup>1</sup> I: 329) soll der Übersetzer Joh. Aszalai gewesen sein. g) *Der Stundeslose*. Lsp. 1726. — Andr.

Vályi-Nagy schreibt 1790 Kazinczy, daß er an einer freien Übersetzung von Holbergs „Geschäftige“ arbeitet. Wahrscheinlich meint er darunter Joh. Elias Schlegels deutsche Übersetzung *Der geschäftige Müßiggänger*, 1770 [cf. IK 1911: 339].  
 h) Niels Klim, 1741. — Nach einer mir unbekanntem deutschen Übersetzung, Jos. Györfly: *Klimius Miklósnak föld alatt való útja*, 1783 [cf. It. 1914: 165].

2. OLUFSEN. Der Direktor der Innsbrucker Schaubühne, Christ Ludwig Seipp übersetzte eines seiner Lustspiele mit dem Titel: *Das Point d'honneur oder die Tabakdose*. — Joh. Láng: *A pikszis*, 1795 [cf. IK 1934: 175].

# Beiträge zur Siedlungsgeographie der Slowakei

Von ALFRED MALASCHOFSKY (München)

Eine der wichtigsten kulturkundlichen Fragen Mitteleuropas ist heute die nach der deutschen Kulturlandschaft in der Slowakei. Wie wenig Tatsächliches wir bis jetzt darüber wissen, hat erst kürzlich H. WEINELT<sup>1)</sup> gezeigt. Das ist vor allem darauf zurückzuführen, daß dieses Land von der madjarischen Wissenschaft fast völlig vernachlässigt oder im anderen Falle vielfach schief beurteilt wurde, was ähnlich auch für die tschechische Seite gilt. Dabei ist mit Sicherheit zu erwarten, daß eine Klärung dieser Frage nicht nur für die Slowakei, sondern im grundsätzlichen für den ganzen innerkarpatischen Raum gültige Erkenntnisse ergeben würde. Im folgenden soll nun versucht werden, hiezu innerhalb eines durch die Zeitumstände sehr eng gezogenen Rahmens einen kleinen Beitrag zu leisten. Das Objekt der Untersuchung ist die bäuerliche Kulturlandschaft und in ihr wiederum nur die Dorfform. Selbstverständlich haben daher die gewonnenen Ergebnisse keine allgemeine, sondern nur eine enge, darauf bezogene Gültigkeit. Es kann gar kein Zweifel darüber herrschen, daß eine Bearbeitung der anderen Sachgebiete der bäuerlichen Kulturlandschaft eine sehr viel größere Ausweisung des deutschen Kultureinflusses ergeben würde. Die Beschränkung auf die Dorfform erfolgte lediglich aus arbeitsökonomischen Gründen mit Rücksicht auf die kurze zur Verfügung stehende Zeit. Dabei erwies es sich als ersprießlich, die Grundlage der Analyse nicht in den heutigen Formen, sondern in denen zu sehen, die die josephinische und franziscenische Aufnahme boten. Denn die Darstellung der Verhältnisse am Beginn des vorigen Jahrhunderts zeigt im Hinblick auf das bis dahin starre soziale Gefüge der Länder der Stephanskrone einen seit Jahrhunderten so gut wie unveränderten Zustand. Diese Methode ist, von anderen Zielsetzungen ausgehend, mit viel Erfolg bereits von V. MIHAILESCU<sup>2)</sup> für die rumänischen Landesteile angewendet worden. Bleiben auch die Ergebnisse in ihrer Gültigkeit naturgemäß auf ein sehr enges Sachgebiet beschränkt, so liegt ihr Wert neben der Aufhellung einer wenig behandelten Teilfrage vor allem darin, daß sie Anstoß für weitere Untersuchungen sein können. Für die zeitliche Begrenzung spricht, daß die heutigen Verhältnisse, die vielfach eine geradezu umstürzende Entwicklung der jüngsten Vergangenheit wieder spiegeln, man denke nur an das heutige Aussehen des ehemaligen Waldhufendorfes Krickierhau, das durch das Aufblühen des Braunkohlenberg-

<sup>1)</sup> H. WEINELT, Die untergegangene Deutschtumsgruppe der Liptau. SODF III/2, 1938.

<sup>2)</sup> V. MIHAILESCU, O harta a aşezărilor rürale din România. Buletinul S. R. R. de Geografie, 1934.

werkes in seiner Struktur völlig verändert wurde, an vielen Stellen für die mittelalterliche Lage kaum mehr gültig sind.

Neben dieser kulturlandschaftlichen Zielsetzung, die letzten Endes nur eine Teilfrage des ganzen Komplexes der Wirkungen an der mitteleuropäischen Kulturgrenze ist, wurde versucht, auch zur Beantwortung einer anderen beizutragen, die F. MACHATSCHEK<sup>3)</sup> in seiner Landeskunde der Sudeten- und Westkarpatenländer aufwarf, ob nämlich einzelne Siedlungsepochen sich in der Siedlungsform ausdrücken. Ich glaube, sie für einige Fälle sowohl im deutschen wie im slawischen Kulturgebiet innerhalb des hier gesteckten Rahmens beantwortet zu haben.

## Einzellandschaften

### Die Marchebene

Die Landschaft zwischen March, Miava und Kleinen Karpaten ist das einzige völlig außerhalb der Karpaten gelegene Gebiet der Slowakei. Über das reliefarme Tiefland erhebt sich der Zug der Kleinen Karpaten trotz geringer Höhe und sanfter Formen eindrucksvoll und massig. Seine Schrankennatur tritt deutlich in der Tatsache in Erscheinung, daß die Siedlungen nur an den Außenrändern des Gebirges entlang ziehen, so daß seine langgestreckten, von Buchenwäldern bedeckten Höhen auch heute noch eine siedlungsöde Zone bilden, wenn man von den spärlichen und jungen deutschen Holzfällersiedlungen „Am Sand“ oberhalb Moderns absieht. Es zeigt sich hier am äußersten Westende des ganzen Karpatenbogens deutlich eine Wesenseigentümlichkeit, die eine allgemeinkarpatische ist: die Siedlungsleere dieser Bergzüge, die das ganze Gebirge zu einer so wirksamen Schranke macht, daß das geschichtliche Leben der davon umfaßten Völker immer wieder wie in eine stählerne Zange gepreßt wurde — zum Vorteil, aber auch zum Leid. Weiterhin erweist dieses Beispiel aber — wiederum für den ganzen karpatischen Raum geltend —, daß es weder die Höhe noch die Schroffheit der Formen ist, die diese Wirkung auslöst, sondern die vielfach auch heute noch fast unberührten Bergwälder. Nur an seinem Südenende wird der Zug der Kleinen Karpaten, gleichlaufend zum Donaudurchbruch der Porta Hungarica, von einer Senke durchsetzt, die die Waagbucht mit dem Marchtiefland verbindet. Daß das Vorland an der March trotz der trennenden Wirkung des Gebirges zumindest seit den Zeiten des großmährischen Reiches völkisch und staatlich dem innerkarpatischen Raum verbunden blieb, wobei die genannte Tiefenzone die haltende Klammer darstellt, hat seinen Grund darin, daß der von Au-

<sup>3)</sup> F. MACHATSCHEK, Landeskunde der Sudeten- und Westkarpatenländer. Stuttgart 1927.

wäldern und Altwässern erfüllte, ständig unter unheilvollen Hochwassern leidende Unterlauf der March das Land noch viel verkehrsfeindlicher vom übrigen Karpatenvorland abschloß, als das Gebirge es nach der anderen Seite hin tat.

Im N an der Miava, etwa 25 km breit, verschmälert sich das Tiefland nach S zu immer mehr, bis es bei Theben-Neudorf, wo das Gebirge unmittelbar an die March tritt, spitz ausläuft. Die Mitte dieses Gebietes, das bis auf die Alluvionen der Marchniederung und das Tertiär am Gebirgsrand von diluvialen Ablagerungen bedeckt ist, nimmt die gleichfalls im N breitere, gegen S auslaufende Sandfläche des Großen Föhrenwaldes (Búr) ein, in der einige der kleineren, vom Gebirge kommenden Abdachungserinne versiegen. Bis auf wenige Ausnahmen im N ist der Große Föhrenwald infolge der Armut und Dürre seines Sandbodens siedlungsleer. Er trennt somit höchst wirksam die zwei, sich nur im S treffenden Siedlungszonen des Marchtieflandes, von denen die eine zwischen ihm und der March von N nach S verläuft, während die zweite von NNO nach SSW ziehend dem Außenrand der Kleinen Karpaten folgt. Hier sind die Dörfer wie an einer Schnur längs der Linie aneinandergereiht, an der das Tertiär unter das Diluvium taucht. Nur wenige liegen, wie Ballenstein, weiter gebirgsinwärts im Unterlauf der Abdachungstälchen.

Das hohe Alter der slowakischen Siedlungen in diesem Gebiet wird nicht nur durch die Tatsache seiner Zugehörigkeit zum Großmährischen Reich<sup>4)</sup> wahrscheinlich gemacht, sondern durch Ausgrabungen und slawische Flur- und Gewässernamen, die eindeutig älter sind als die madjarische Landnahme, sichergestellt<sup>5)</sup>. Auch die Seltenheit und Anordnung madjarischer Ortsanlagen lassen nur den einen Schluß zu, daß es sich um strategische Siedlungen am Rande eines sonst schon besiedelten Raumes handelt. Diese dem madjarischen Grenzschutz dienenden Siedlungen ziehen sich marchaufwärts, mit Ungeraiden (Uhorská Ves, Magyarfalu) beginnend, setzen sich über Groß- und Kleinschützen (V., M.-Levare, N., K.-Lévárd) fort und erreichen in Sekule (Székelyfalva, früher Székely-Boldogasszony) ihren nördlichsten Punkt an der March, derart die Übergänge auf ostmärkisches Gebiet deckend. Der Eingang in das Miavatal wurde durch die Anlage von Straže (Strázsa) gesperrt<sup>6)</sup>. Vom Alter dieser madjarischen Gründungen sagt KNIEZSA<sup>7)</sup>, daß mit Rücksicht auf das Fehlen näherer Anhaltspunkte nur soviel sicher sei, daß sie schon vor Beginn des 12. Jh.s

<sup>4)</sup> CHALOUPECKÝ, Staré Slovenska. Preßburg 1923.

<sup>5)</sup> ŠMILAUER, Vodopis starého Slovensko. Preßburg 1932.

<sup>6)</sup> J. KNIEZSA, Ungarns Völkerschaften im XI. Jh. Archivum Europae-Centro-orientalis; IV., 1—3. Budapest 1938.

<sup>7)</sup> I. KNIEZSA, a. a. O.

bestanden. Die Anlage der im nördlichen Teil des Großen Föhrenwaldes (Búr) gelegenen Orte setzt er als wahrscheinlich an den Beginn des 13. Jh.s. Wir haben es demnach mit drei alterverschiedenen Siedlungsabschnitten zu tun, einem ältesten slawischen, ferner dem der madjarischen Grenzsicherungsorte und einer jüngsten Kolonisationsperiode im nördlichen Teil des Großen Föhrenwaldes.

Betrachtet man nun daraufhin die Siedlungsformen, wie sie uns die josephinische und franzisceische Aufnahme zeigen, so ergibt sich folgendes Bild: Im südlichen Teil des Marchtieflandes und am Gebirgsrand herrschen Straßendörfer vor, marchaufwärts treten Angerdörfer verhältnismäßig an die erste Stelle. Haufendörfer finden sich nur zwei. Beide, mit geringer Einwohnerzahl, liegen unmittelbar an der March, Ungaraiden und Dürnberg. Dabei ist zu betonen, daß es sich in den meisten dieser Fälle um streng geordnete Formen handelt, die sich deutlich von der aufgelockerteren Art — das gilt vor allem für die Straßendörfer — abheben, wie sie sonst für die Slowakei typisch ist<sup>8)</sup>. Es ist daher nicht möglich, hier einen grundsätzlichen Unterschied zwischen den benachbarten deutschen und diesen Dorf-  
formen zu machen. Letztere stehen offensichtlich so sehr unter dem Strahlungseinfluß des deutschen Nachbargesbietes, daß sie diesem weitgehend angeglichen wurden. Das gilt nicht nur für jene Orte, für die, wie Stampfen, ein hoher deutscher Blutsanteil in der Einwohnerschaft sichergestellt ist, sondern auch für jene, wo er nie bestand. Irgendein Unterschied zwischen slawischen und madjarischen Dorf-  
formen besteht nicht. Eine gewisse Abweichung von diesem Bild zeigen einige Dörfer der dritten Siedlungsgeschichte im „Föhrenwald“. Hier nämlich zeigt sich, von Hausbrunn abgesehen, eine lockere Form des Straßendorfes, wie auch in den nördlichsten Dörfern des Gebirgsrandes. Es schwindet demnach mit der Entfernung die Wirkung des deutschen Einflusses.

### Die Miavassenke

Das Austönen des deutschen Einflusses auf den Dorfgrundriß wird noch sinnfälliger in dem nördlich anschließenden Gebiet zwischen Miava und der Landesgrenze. Unmittelbar an der March und im untersten Teil des Miavatales treten noch vereinzelt große, geschlossen geordnete Straßendörfer auf. Sie bleiben jedoch in verschwindender Minderheit gegenüber anderen Typen, denen daher und aus geschichtlichen Gründen besondere Bedeutung zukommt. Das genannte Gelände lag nämlich, wie aus dem Verlauf der madjarischen Grenzschutzdörfer und dem völligen Fehlen

<sup>8)</sup> F. MACHATSCHKEK, Landeskunde der Sudeten- und Westkarpatenländer. Stuttgart 1927.

späterer Gründungen solcher Art in der Miavasenke hervorgeht, außerhalb des Bereiches der madjarischen Landnahme. Zusammen mit dem völligen Mangel deutschen Einflusses in fast allen Dörfern kann dieser Landstrich daher als weitgehend unverändertes und daher typisches slowakisches Siedlungsgebiet angesehen werden. Was das Alter dieser Siedlungen betrifft, so kann eine sichere Grenze nach unten nicht gezogen werden. Quellen liegen nämlich nur vom 13. Jh. an vor. Zu dieser Zeit erscheint der ganze Landstrich ausschließlich von Slawen bewohnt. Für die vorhergegangene Zeit sagt KNIESZA: „... daher ist anzunehmen, daß hier bereits im 12., vielleicht schon im 11. Jh. kleinere slowakische Siedlungen vorhanden waren.“ In diesem Satz ist an dem Wort „vielleicht“ Anstoß zu nehmen, denn es liegt gar kein Grund vor, das höhere Alter in Frage zu stellen. Der sanfte, zwischen der Miava und dem Südwestende der weißen Karpaten sich ausbreitende Hügelland bot der Besiedlung wesentlich günstigere Bedingungen — sowohl durch Bodengüte als auch der Bewässerung nach —, als die vorwiegend sandigen Diluvialböden des Marchtieflandes, auf denen die Siedlungskonstanz, wie Kniesza selbst zugibt, wesentlich weiter zurückreicht. Der in diesem Zusammenhang von Kniesza<sup>9)</sup> gebrauchte Ausdruck „Grenzöderland“ wird daher höchstwahrscheinlich als unzutreffend abzulehnen sein. Der Mangel an schriftlichen Quellen hat wohl wenig zu besagen, da es sich für die fragliche Zeit ja um eine außerhalb der madjarischen Einflußzone gelegene Landschaft handelt, für die daher Quellen von vornherein gar nicht zu erwarten sind. Es kann daher angenommen werden, daß es sich hier um einen nicht nur völkisch weitgehend reinen slowakischen, sondern darüber hinaus auch sehr alten Siedlungsboden handelt.

Die Darstellung lassen wir mit der Schilderung jenes Streifen tieferen Landes beginnen, der am Südwestende der Weißen Karpaten quer zu deren Streichen, also von WNW nach OSO verlaufend, an der March beginnt, durch das untere Chvojnicaltal verläuft, sich über den Mittellauf der Malina und Miava fortsetzt und am Nordflügel der Kleinen Karpaten endigt. In dieser Zone herrscht kein einheitlicher Typ der Dorfsiedlung, sondern es treten mehrere bunt gemischt durcheinander auf. Hier ist in erster Linie eine Anlage zu nennen, bei der die Häuser reihenweise beiderseits eines Weges stehen, im Gegensatz zum deutschen Straßendorf aber jedes für sich, vom Nachbarhaus getrennt und ohne strenge Ordnung in bezug auf die Verkehrslinie. Es ist dies ein in der ganzen Slowakei verbreiteter Typ<sup>10)</sup>. Mit Rücksicht darauf, daß er sich seinem lockeren Gefüge nach grundsätzlich vom deutschen Straßendorf unterscheidet und daß eine Straße, soweit eine solche heute überhaupt vorhanden ist, selbstverständlich

<sup>9)</sup> KNIESZA, a. a. O.

<sup>10)</sup> MACHATSCHEK, a. a. O.

wesentlich jünger ist als das Dorf und daher genetisch mit der Siedlung nichts zu tun haben kann, erscheint es mir richtig, hier den Ausdruck „Straßendorf“ zu vermeiden. Ich gebrauche an dessen Stelle in der Folge die Bezeichnung „Wegreihendorf“. Engste Verwandtschaft mit dem Wegreihendorf zeigt eine andere Form, die jener völlig gleicht, nur daß hier die Achse der Siedlung nicht von einem Weg, sondern von einem Gerinne gebildet wird und die daher als „Bachreihendorf“ bezeichnet sei. Als Vertreter der ersteren Typs seien die Dörfer Vidovany und Lopašov, für den zweiten Prietřzka und Vrádište — alle im unteren Chvojnicalal gelegen — genannt. Ebenso häufig wie die genannten tritt der Typ des völlig regellosen Haufendorfes, besonders im Chvojnicalal, auf. Hingegen erscheinen Angerdörfer in diesem Gebiete nur in zwei Fällen (Egbell und Rovensko). Daneben findet sich nun eine Dorfform, der aus mehreren Gründen eine nähere Beachtung zukommt. Sie ist hier in drei Siedlungen: Trnovec, Radimov und Dolina-Kosariska vertreten. Dem ersten Ansehen nach scheint es sich um Haufendörfer zu handeln. Doch mangelt ihnen die enge Geschlossenheit solcher. Vielmehr bestehen sie aus mehreren Gehöftegruppen, die voneinander durch Streifen unverbauten Landes getrennt sind. Sie sind daher am besten als eine Zusammenballung einzelner Weiler zu bezeichnen. WILHELMY<sup>11)</sup> hat ganz Ähnliches aus Bulgarien beschrieben. Seine Schilderung, die ich im folgenden zitiere, könnte ebensogut für diese und, wie gezeigt werden wird, noch zahlreiche Fälle in der Slowakei stehen: „In Bulgarien läßt sich der Entwicklungsgang einzelner Haufendörfer noch an deren innerer Struktur erkennen. Aus dem anscheinend regellosen Gewirr der Höfe heben sich mehrere Gruppen besonders dicht beisammen liegender Anwesen heraus, die durch Zonen lockerer Bebauung voneinander geschieden sind.“ Auch die in Abbildung 2 seiner Arbeit gegebenen schematischen Zeichnungen, die auf Grund von Untersuchungen in Hochbulgarien entstanden sind, könnten, wie ein Vergleich mit Abbildung 2 der vorliegenden Arbeit zeigt, sehr wohl auch für die einschlägigen Fälle in der Slowakei gelten. Ich übernehme daher für diese Typen den von WILHELMY gebrauchten Ausdruck „Zellen-Haufendorf“. Das erscheint mir um so berechtigter, als diese Form vielleicht auf die gleiche gesellschaftliche und wirtschaftliche Wurzel zurückgeht, die Wilhelmy für die bulgarischen Zellenhaufendörfer nachgewiesen hat.

Faßt man nun zusammen, was sich als formentypisch für dieses alte und von außen her wenig oder nicht berührte slowakische Siedlungsgebiet ergibt und was, wie gezeigt werden wird, für alle gleichen Fälle in den Westkarpaten gilt, so ergibt sich zwar zunächst eine gewisse Buntheit

<sup>11)</sup> H. WILHELMY, Völkische und koloniale Siedlungsformen der Slawen. Geographische Zeitschrift, 42. Jahrg., 1936.

der Typen (Wegreihendorf, Bachreihendorf, Haufendorf, Zellenhaufendorf und Angerdorf). Tatsächlich sind ihnen allen aber zwei Eigenheiten durchgehend gemeinsam. Erstens der völlige Mangel alles Planmäßig-Organisatorischen. Sie schmiegen sich den natürlichen Gegebenheiten der Oberflächenformen völlig passiv an und erscheinen daher nicht nur der Landschaft in hohem Maße verwachsen, sondern geradezu aus ihr herausgewachsen. Böschungsknicke, das Ineinanderfließen von Gehängen, eine Terrassenkante, ein Bachlauf, das sind die Kräfte, denen sich die Formen menschlicher Siedlung unterordnen, indem sie sich ihnen anschmiegen. Planende Umformung der natürlichen Gegebenheiten fehlt völlig. Das zweite gemeinsame Merkmal ist die auffällige Kleinheit dieser Orte, die auch noch in der heutigen Statistik deutlich in Erscheinung tritt. Das gleiche Bild zeigen auch die Konskriptionslisten des Jahres 1720 (s. Tabelle). Der Vergleich der Größe nach den Angaben des Jahres 1720 führt zu einer weiteren Unterscheidung. Es zeigt sich nämlich (s. Tabelle), daß der östliche Teil der Tiefenzone, etwa von der Wasserscheide zwischen Chvojnicaltal und Malina an, wesentlich größere Dörfer aufweist und darin völlig dem zwischen Chvojnica- und unterem Miavatal gelegenen auch heute noch verhältnismäßig walddreicheren Hügelland gleicht. Zugleich ist es auffällig, daß Haufendörfer hier fast gar nicht vorkommen. Es herrschen vor allem Weg- und Bachreihendörfer. Auch die beiden Angerdörfer gehören diesem Gebiet an. Fast alle diese Siedlungen liegen in den Ursprungsmulden der kleinen Tälchen des Hügellandes und sind, wie die Reste des Waldes erweisen, durch Rodung entstanden, so daß man in ihnen Vertreter einer Siedlungsepoche sehen kann, deren Alter zwar nicht belegbar ist, die aber jünger sein wird als die Anlagen im Chvojnicaltal. Aber noch eine dritte Zone läßt sich unterscheiden. Es ist dies die Südabdachung der Weißen Karpaten, gegliedert durch die Ursprungstäler der Miava und Malina sowie ihrer Nebenbäche. Hier finden sich bloß drei Dörfer, von denen eins, Vrbovec, ein Haufendorf, die beiden übrigen, Turáluka und Miava, Zellenhaufendörfer sind. Zugleich überragen sie durch ihre Größe die der anderen Zonen nicht nur bedeutend, sondern um vielfaches. Noch deutlicher hebt sich diese Zone durch einen anderen Umstand von den tiefergelegenen ab. Während in den beiden anderen ausschließlich das Dorf in seinen verschiedenen Typen auftritt, wird das Siedlungsbild dieser dritten dadurch gekennzeichnet, daß hier neben wenigen, aber großen Dörfern über alle Hänge hin verstreut Weilersiedlungen erscheinen. Daß es sich dabei um einen Teil jenes Gebietes handelt, das durch eine verhältnismäßig späte, mittelalterliche slawische Rodung im Bereich der höchsten Täler erschlossen wurde, wird am Beispiel der Orava gezeigt werden.

## Chvojnical

	1720	1921
	Haushalte	Einwohner
Vradište . . . . .	39	671
Prietržka . . . . .	—	391
Trnovec . . . . .	—	333
Popudiny . . . . .	16	404
Močedlany . . . . .	—	437
Vlčkovany . . . . .	15	538
Vidovany . . . . .	10	288
Radošovec . . . . .	19	1035
Kovalovec . . . . .	—	349
Chropov . . . . .	31	538
Oreské . . . . .	11	282
Lopašov . . . . .	8	271
Rybky . . . . .	17	356
Rohov . . . . .	10	333
Rovensko . . . . .	28	492
Durchschnitt . . . . .	12	448

## Hügelland südlich und westlich der Chvojnica

	1720	1921
	Haushalte	Einwohner
Radimov . . . . .	20	807
Unin . . . . .	45	1322
Petrova Ves. . . . .	34	1058
Letiničie . . . . .	22	508
Smolinské . . . . .	31	1147
Čačov . . . . .	30	1027
Štepanov . . . . .	40	1432
Kovalov . . . . .	—	851
Smrdáky . . . . .	31	338
Sotina . . . . .	20	701
Senica . . . . .	69	2685
Kunov . . . . .	16	495
Hluboké . . . . .	33	1153
Sobotište . . . . .	40	2235
Podbranč . . . . .	23	1118
Prietrž . . . . .	—	1144
Osuské . . . . .	40	753
Jablonica . . . . .	39	2164
Bukovec . . . . .	—	784
Hrachovište . . . . .	54	936
Brezová. . . . .	133	3135
Durchschnitt . . . . .	40	1275

## Südabfall der Weißen Karpaten

	1720	1921
	Haushalte	Einwohner
Vrbovce . . . . .	47	3232
Miava . . . . .	169	9250
Lúka Turá . . . . .	64	2079
Durchschnitt . . . . .	93	4860

### Das Westende der Schüttinsel

Von der durch Donau und Kleiner Donau umflossenen Schüttinsel fällt unter das Hoheitsgebiet der Slowakei nur ein kleiner Teil, nämlich ihr westlichstes Ende. Die in sehr weiten Grenzen schwankende Größe der Ortschaften berechtigt hier zu keinerlei Schlußfolgerungen herkunftsmäßiger Art. Der Form nach stehen Straßendörfer an weitaus erster Stelle, denen nur zwei Angerdörfer gegenüberstehen. Es handelt sich bei ersteren um Vertreter jenes in allen pannonischen Ebenen so zahlreichen Typs, der mit Recht als „pannonisches Straßendorf“ zu bezeichnen ist. Es sind dies Siedlungen unmittelbar deutscher Kulturlandschaft in den früher in noch höherem Maße deutschen Dörfern, die vom geschlossenen deutschen Volks- und Kulturboden kein fremdvölkisches Gebiet, sondern nur der siedlungsleere Auwaldgürtel der Donau trennt. Die geringen Abweichungen dieser Straßendörfer gegenüber denen des westlich benachbarten deutschen Landes sind rein landschaftsbedingt, wie die auffällige Breite der Straße, die Ausdruck kolonialer Weiträumigkeit ist, und die klimagebundenen Reihen der Akazienbäume, die ja auch dem östlichen Niederdonau keineswegs fremd sind. Es ist nun sehr bezeichnend, daß auch jene Dörfer, in denen seit je überwiegend nichtdeutsche Siedler anzunehmen sind, sich der Dorf- form nach in nichts von den deutschen unterscheiden. Wie Haus- und Hof- form wurde auch die des Dorfes ohne wesentliche Änderung übernommen, so daß hier von übernommener deutscher Kulturlandschaft zu sprechen ist.

### Der Ostabfall der Kleinen Karpaten bis zur Tyrnau

Gleiches gilt auch vom Ostabfall der Kleinen Karpaten bis zum Austritt der Tyrnau aus dem Gebirge. Auch hier herrscht bis zu 88 v. H. das Straßendorf und es fehlen Typen, wie sie dem altslawisch besiedelten Gebiet zukommen, völlig. Die ganze Reihe der Weinbauernsiedlungen, die den Gebirgsfuß begleiten, unterscheidet sich in nichts von jenen etwa des Weinviertels in Niederdonau. Auch hier stehen wir vielfach auf unmittelbarem deutschem Kulturboden. Und zwar gilt das nicht nur von jenen Orten, die auch heute noch einen mehr oder minder großen Anteil deutscher Siedler haben, sondern auch von jenen, bei denen das Deutschtum weitestgehend geschrumpft ist. Das fremde Volkstum hat hier die deutsche Kulturlandschaft ohne wesentliche Änderung übernommen bzw. umgevolktes Deutschtum hat sie trotz Verlust der ursprünglichen Volkszugehörigkeit weiterhin bewahrt. Sie greift also hier ganz wesentlich über den heutigen Stand des deutschen Volksbodens hinaus. Daneben stehen auch hier Fälle der Übernahme deutscher Kulturlandschaft durch Orte, die nie mehrheitlich deutsch gewesen sein dürften, wo demnach von übernommener deutscher Kulturlandschaft zu sprechen ist.

### Die Waagbucht

Die Tiefebene zwischen Kleinen Karpaten, Donau und Waag bis Waag-Neustadtl, die hier unter dem Namen Waagbucht zusammengefaßt wird, stellt, landschaftlich reizlos, gleichwohl den agrarwirtschaftlich wertvollsten Teil der Slowakei dar. Die fast baumlose Kultursteppe wird von enggescharten Abdachungsgerinnen der Kleinen Karpaten nordwest-südostwärts durchzogen, die erst am Ostrand der Bucht von der nord-südziehenden Waagniederung gesammelt werden, gegen die das Land mit einer zwar niedrigen, aber durch ihren geschlossenen Verlauf überall scharf hervortretenden Terrassenkante absetzt. Unmittelbar an ihrem Fuße fließt die Dudwag, die so zur Sammelader aller Gerinne der westlichen Tieflandsbucht wird, während die Waag selbst ganz an den Ostrand gerückt ist. Diese Anordnung des Gewässernetzes hat die Verteilung der Siedlungen lückenlos in ihren Bann gezogen. Im flächenhaft größeren und höheren Westteil zieht, schnurförmig an den Bächen aufgereiht, Siedlungsreihe um Siedlungsreihe vom Gebirgsfuß nach SO. Dem nordsüdverlaufenden Terrassenrand folgt in spitzem Winkel dazu eine enggescharte Ortsreihe, der längs der Waag eine gleichlaufende entspricht.

Untersucht man die Siedlung der Waagbucht nach ihrer Ortsform, so zeigt sich, daß der Lauf der sonst recht unbedeutenden Tyrnau eine ebenso wichtige wie scharf ausgeprägte Kulturlandschaftsgrenze darstellt. Der von Tyrnau, Kleinen Karpaten und der heutigen Staatsgrenze umfaßte Teil zeigt nämlich ein entschiedenes Vorherrschen des pannonischen Straßendorfes und überhaupt des Straßendorfes im geschlossenen kolonisatorischen Typ, das 61 v. H. aller Ortschaften beträgt. Weitere 22 v. H. fallen auf den Anteil von Angerdörfern, so daß nur der kleine Anteil von 17 v. H. für Typen wie Weg- und Bachreihendörfer übrigbleibt. Jenseits der Tyrnau ändert sich die Zusammensetzung der Siedlungstypen, und zwar schlagartig. Ein Übergangsgürtel fehlt. 85 v. H. aller Ortsformen werden von Wegreihen-, Bachreihen-, Haufen-, Zellenhaufen- und Zeilendörfern gebildet, die Angerdörfer stellen 5 v. H. und nur 10 v. H. kommen — verstreut auf das ganze Gebiet — auf das Straßendorf. Längs der Terrassenkante, mit der das westliche höhere Land gegen die Talaue der Waag abstößt, verläuft eine ununterbrochene Kette meist kleiner Dörfer, unter denen zwei Typen vorherrschen: Das Wegreihendorf und das Zeilendorf. Das letztere zeigt in diesem Fall in vollkommener Reinheit das völlig passive Anschmiegen an die natürlichen Gegebenheiten. Entlang der Terrassenkante steht eine einzige lockere Reihe von Häusern. Vergegenwärtigt man sich das Bild, eine höhere und eine tiefergelegene ausdruckslose Ebene, zwischen denen die scharfe Linie eines Steilabfalls beherrschend hervortritt, an der nun als dem einzigen Anhaltspunkt eine Reihe kleiner Häuser klebt,

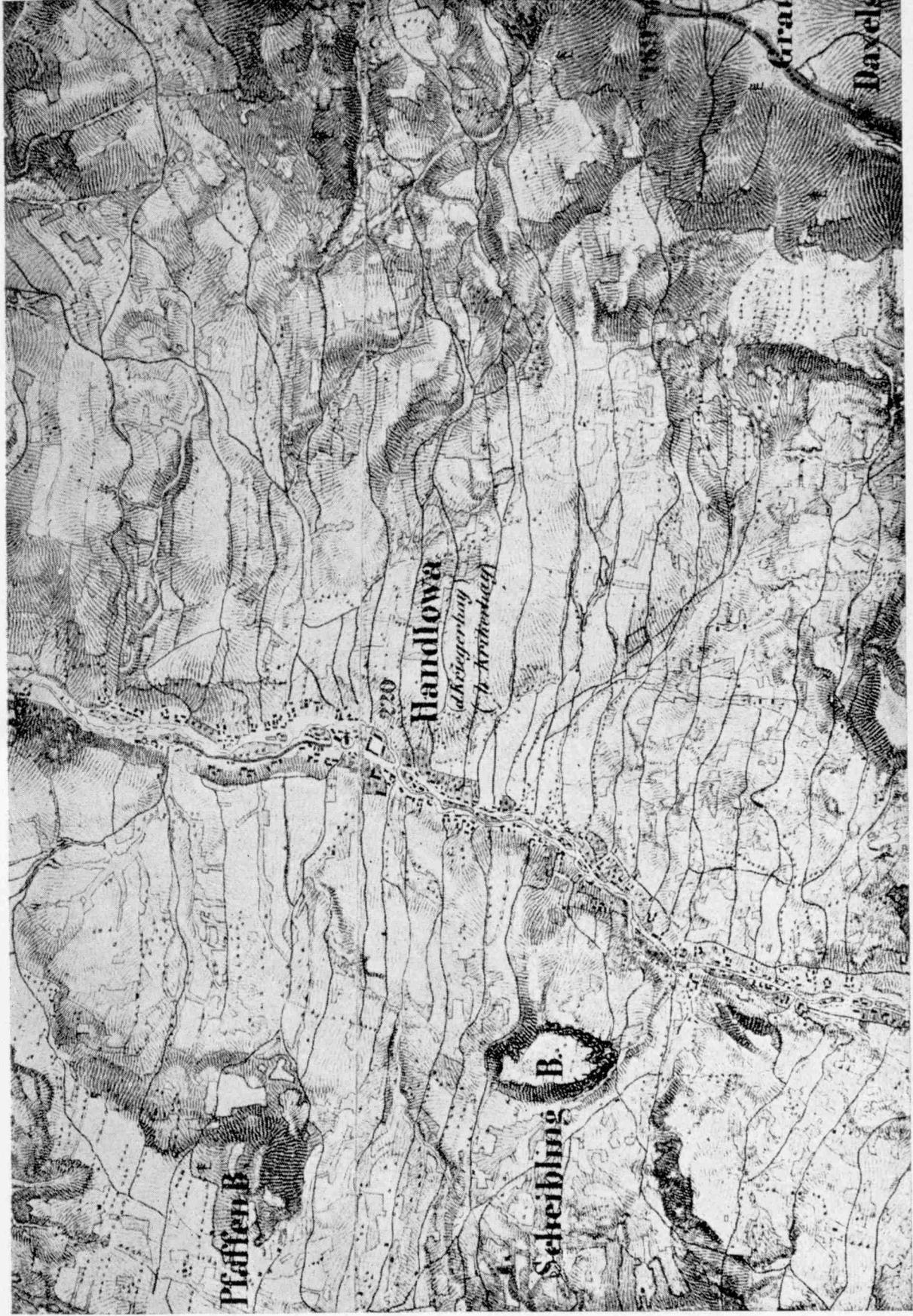


Abbildung 1.

Typisches Waldhufendorf in fortgeschrittenem Entwicklungszustand. Deutlich erkennbar die schematische Flureinteilung. Krickerhau in der Krimmizter Sprachinsel. Franziszeische Aufnahme; Sect. 39; Col. XXXI. Maßstab des Originals.





Abbildung 2.

Vorstufe der Entwicklung zum Bachreihendorf.

Es sind noch deutlich die einzelnen Weiler erkennbar, die die Ausgangsform der Siedlung bilden. Franzisceische Aufnahme. Sect. 33, Col. XXXI. Maßstab des Originals.

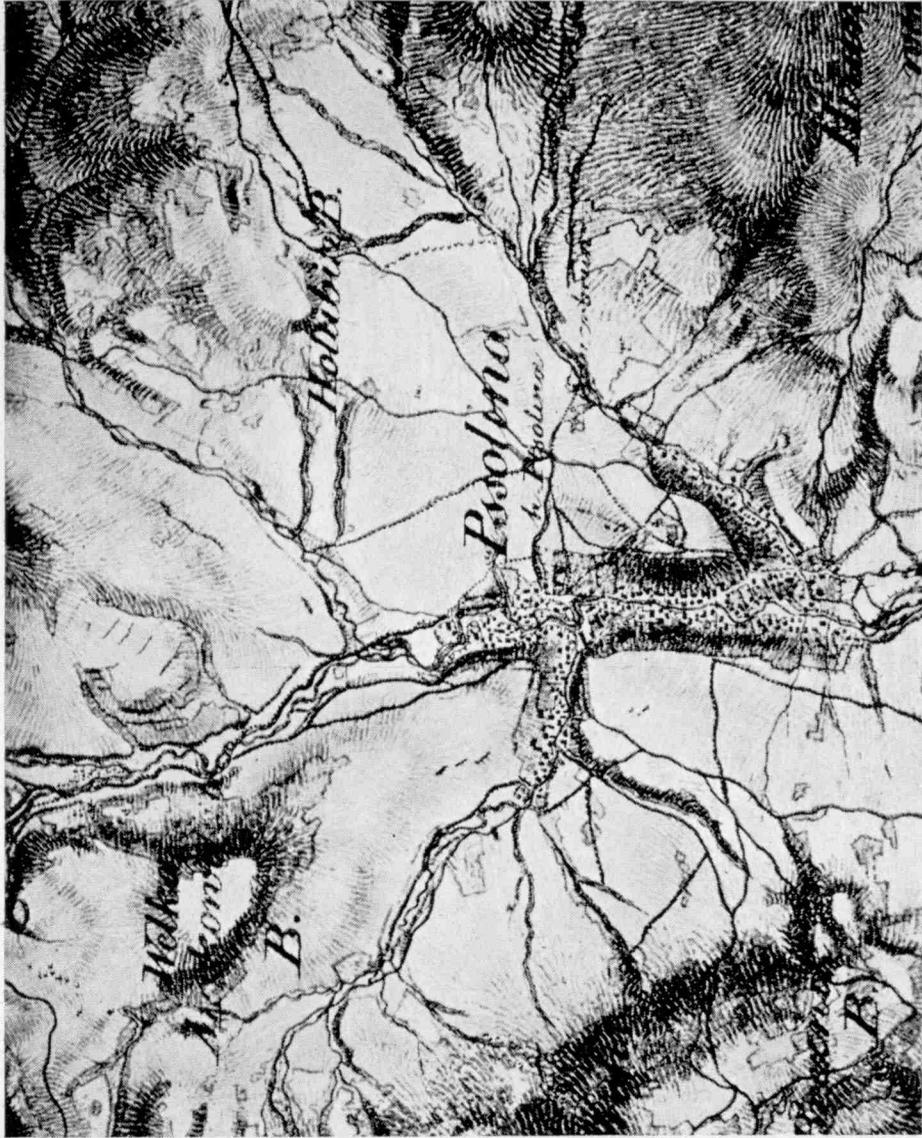


Abbildung 3.

Bachreihendorf.

Völlige Abhängigkeit der Siedlungsanordnung von der des Gewässernetzes. Franzisceische Aufnahme, Sect. 35, Col. XLIV. Maßstab des Originals.



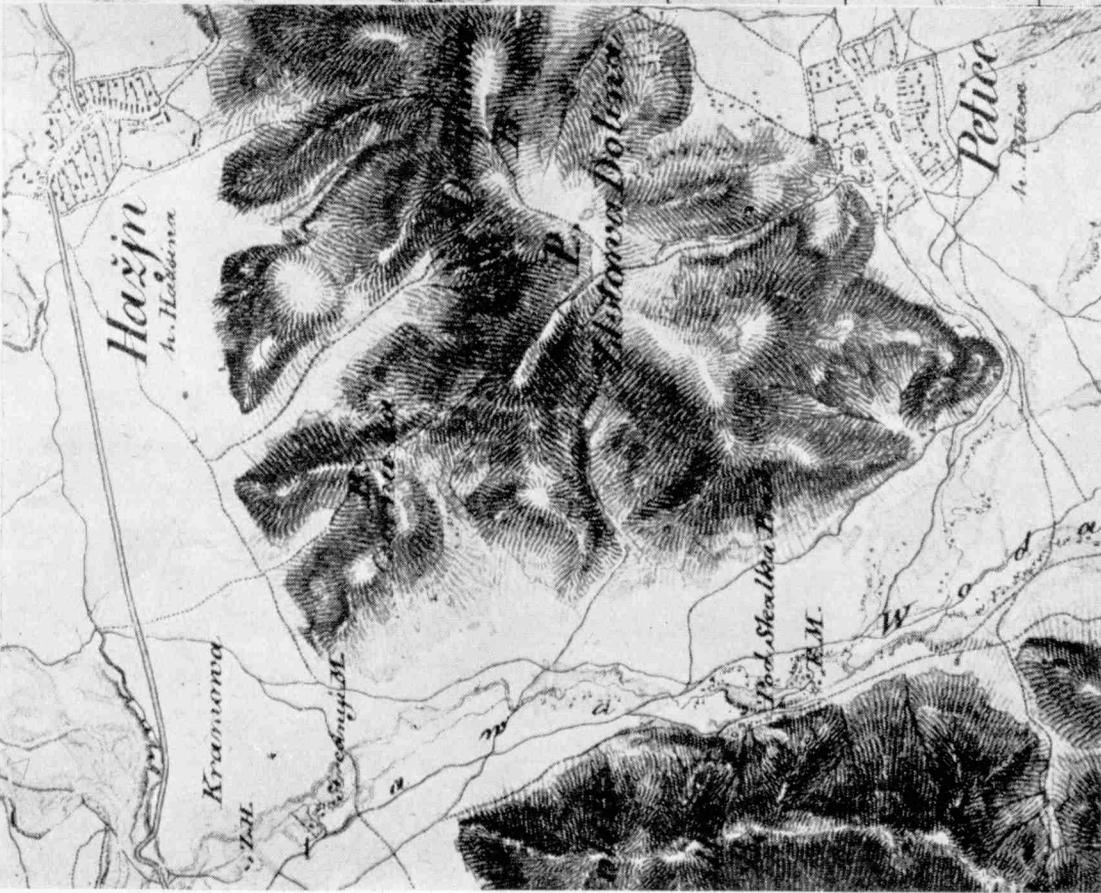


Abbildung 4.

Hajn. Bachreihendorf, genormt unter dem Tieflands-  
einfluß der Nachtürkenzeit.

Petice, Dreiecksandorf, Franzisceische Aufnahme,  
Sect. 36, Col. XLIII, Maßstab des Originals.

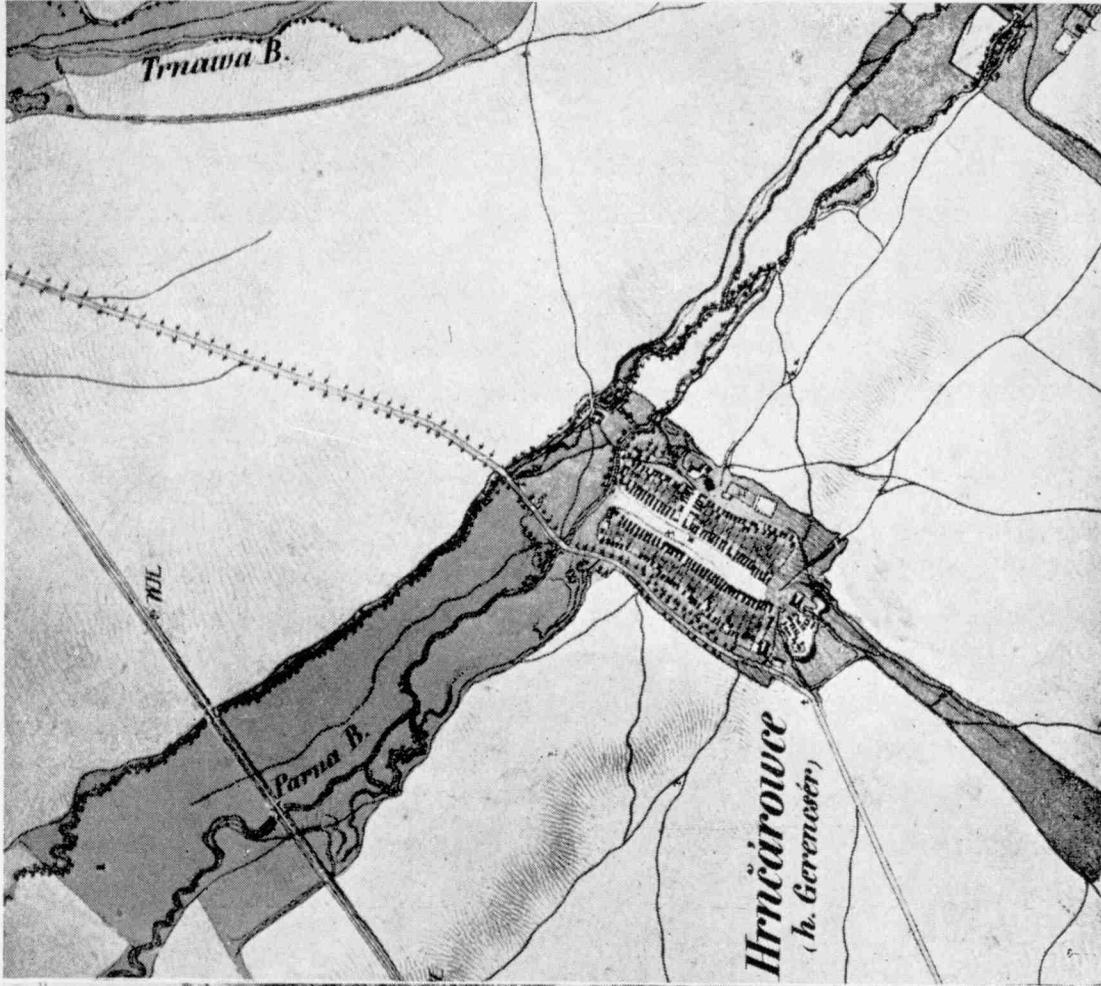


Abbildung 5.

Pannonisches Straßendorf.

Genormter Typ der Zeit nach den Türkenkriegen im Bereich  
der deutschen Einflußzone um Preßburg.

Franzisceische Aufnahme. Maßstab des Originals.



so ist eine urwüchsiger und zugleich hilflosere Form der Anpassung an die Landschaft gar nicht mehr denkbar. Das eigentlich Wesentliche altslowakischer Siedlungsformen, engste passive Naturverbundenheit, erreicht hier einen unübertreffbar klaren Ausdruck.

Die gleichen Ortsformen, wie sie den Terrassenrand begleiten, Wegreihen- und Zeilendorf, herrschen auch entlang der Waag vor. Wo am Fuße des Galgozer Gebirges Nebenbäche in die Waag einmünden, entstehen — wieder in Abhängigkeit von den Oberflächenformen — Bachreihendörfer, die in gleicher Umgebung auch am gegenüberliegenden Talrand auftreten. Die Ebene zwischen Waag und Dudwag, die jeder natürlichen Richtlinie für die Formgebung der Siedlungen entbehrt, ist das Land der Haufen-, Zellenhaufen- und Angerdörfer. Es ist in mehrfacher Hinsicht aufschlußreich, die Gliederung der Dorfformen innerhalb der Waagbucht mit der völkischen Verteilung, und mehr noch mit der früheren als der heutigen, zu vergleichen. KNIEZSA<sup>12)</sup> gibt für das 11. Jh. als Grenze des madjarischen Volkstums eine Linie an, die von der Donau bei Preßburg beginnend, zunächst dem Gebirgsfuß entlangzieht, dabei aber das Gebiet von Ratzersdorf, St. Georgen, Bösing und Modern ausschließt. Von hier biegt sie scharf nach O auf Tyrnau zu ab, das sie im S umgeht, um weiter nach O verlaufend die Dudwag und schließlich bei Siladice die Waag zu erreichen, der sie weiterhin bis Freistadt folgt. Wenn die zwar nicht ausdrücklich ausgesprochene, aber durch den genannten Grenzverlauf und die Farbgebung der beigelegten Karte eindeutig zum Ausdruck gebrachte Meinung, es handle sich bei dem von der angegebenen Grenzlinie umschlossenen Raum um ausschließlich madjarisches Siedlungsgebiet, ohne Zweifel übertrieben, mindestens aber unwahrscheinlich und unbewiesen ist, so ist doch sicher, daß hier nach der madjarischen Landnahme mehrheitlich madjarische Orte in größerer Zahl bestanden. Über die Grenzlinie hinaus gibt Kniezsa noch ein teilweises Vordringen des Madjarentums im Waagtal nach N an, wo „das Ungartum zwischen das Slowakentum eingekeilt oder es überschichtend ungefähr bis zur Linie Jókö—Pöstyén . . . nachweisbar“ sei. Das wird sowohl aus der Lage des ältesten Schutzlinientores bei Strazsa (1113 ala villa Spectaculi genannt) wie aus madjarischen Ortsnamen geschlossen<sup>13)</sup>. Eine Sekler-Grenzwächterinsel ist ferner noch im Ursprungsgebiet der Tyrnau in den Orten Nádaš und Biksard nachweisbar. Der Verlauf dieser Grenzlinie sowie das Vorhandensein madjarischer Volkstumsinseln äußert sich nun in gar keiner Weise in der Verteilung der Dorfformen, noch zeigt sie irgendeinen wenn auch noch so entfernten Zusammenhang mit der scharfen Kulturlandschaftsgrenze entlang der Tyrnau.

<sup>12)</sup> KNIEZSA, a. a. O.

<sup>13)</sup> KNIEZSA, a. a. O. S. 256.

Für den ersteren Fall kann festgestellt werden, daß die nicht nur für das mehrheitlich slawische Gebiet des Waagtales, sondern auch für alle anderen eindeutig slawischen Gebiete der Slowakei typischen, naturgebundenen lockeren Dorfformen ohne auch nur die geringste Änderung in gleicher Weise die Kulturlandschaft innerhalb der madjarischen Grenzlinie beherrschen. Das Gleiche gilt von den madjarischen Inseln nördlich der Grenzlinie. Nirgends ist auch nur eine Spur davon zu sehen, daß im madjarischen Bereich andere, d. h. eigenständige Dorfformen auftreten. Diese Erscheinung kann nur zwei Möglichkeiten der Erklärung haben. Entweder war das Madjarentum nur als dünne Herrensicht über die slowakische Mehrheit ausgebreitet, so daß sie auf die Siedlungsformen keinen Einfluß haben konnte — das gilt aber zweifellos nicht von den Seklersiedlungen und wohl auch nicht von einigen innerhalb der Grenzlinie —, oder aber, das Madjarentum übernahm bei seiner Seßhaftwerdung die Siedlungsformen der ansässigen slawischen Bauernbevölkerung. Berücksichtigt man dabei die schon hervorgehobene Primitivität und den völligen Mangel alles Kolonisationsplanvollen in den altslawischen Siedlungen, dann ist eine derartig sklavisch-einfallose Übernahme von Siedlungsformen durch ein landnehmendes Herrenvolk nur so zu erklären, daß diesem selbst bis dahin jede Formung fester Ackerbausiedlung fremd gewesen sein muß, was ja bei der nomadischen Struktur des Madjarentums nicht Wunder nehmen kann. Es ist das nur ein Seitenstück der Übernahme deutscher Haus- und Hofformen bis zur Bezeichnung des Hauses selbst durch die Madjaren. Man kann daher mit Rücksicht auf die älteste Kulturlandschaft in der hier behandelten Beziehung ohne weiteres von dem völkischen Unterschied zwischen Madjaren und Slowaken absehen, da die altslawischen Einrichtungen von den ersteren ebenso übernommen wurden, wie viel später die deutschen von den Slowaken, wie am Beispiel der Weinbauerndörfer des Ostrandes der kleinen Karpaten gezeigt wurde.

Die Kulturlandschaftsgrenze entlang der Tyrnau zeigt, wie schon gesagt, keinerlei Beziehungen zu der Grenzlinie zwischen Madjaren und Slawen im 11. Jh. Sie läuft quer darüber hinweg. Sie muß daher wesentlich jünger sein. Ferner teilt sie altslawische Siedlungen wie Vodjerad und Halmeš (früher Jablynch), beide schon 1279 urkundlich erwähnt (Uniezsza) dem südwestlichen Abschnitt zu. Beide sind Straßendörfer in streng geordneter Form, die nirgends im altslawischen Siedlungsland vorkommen. Sie müssen später umgeformt worden sein. Sie zeigt aber auch keine Beziehungen zu den um die Wende des 19. Jh.s geltenden völkischen Verhältnissen, denn sie läuft mitten durch das slowakische Volksland. Auch so auffällige völkische Sonderfälle, wie die der kroatischen Nachsiedlungen äußern sich ihr gegenüber nicht. Sie kann daher mit der völkischen Verteilung des von ihr

durchschnittenen Landes überhaupt nichts zu tun haben. Sondern sie stellt die für die Wende des 18. und 19. Jh.s geltende Grenzlinie dar, bis zu der, wie das Vorherrschen deutscher Kulturelemente südwestlich, das altslawischer nordöstlich von ihr zeigt, der Strahlungsbereich deutscher Kultur innerhalb der Waagbucht reichte. Sie ist eine durch die Kartenaufnahme zufällig herausgegriffene scheinbare Stillstandslage in einem dynamischen Ablauf, dem des Eindringens westmitteleuropäisch-deutscher Kulturelemente in den ostmitteleuropäischen Raum. Ihr Verlauf zeigt auf dem hier herausgegriffenen engen Sachabschnitt der Dorfformen die auch für andere Kulturbereiche geltende wichtige Tatsache, daß das Land um Preßburg stets ein Einfallstor ersten Ranges für deutsche Kultureinflüsse war, von dem aus immer wieder Verschiebungen der durch Mitteleuropa verlaufenden Kulturgrenze zugunsten des westlich-deutschen Kulturbereiches gelangen. Weiterhin ist das hier geschilderte Gebiet aber nur ein kleiner Teil einer viel größeren Zone, die von dieser Dorfform beherrscht wird. Sie entstand als bewußte kolonisatorische Planung, als das Land nach den Verheerungen der Türkenkriegszeit neu organisiert wurde. Die vorangegangenen Zerstörungen hatten Raum geschaffen für neue Formen, die gemäß der Überlegenheit des deutschen Kulturgebietes von dort her bezogen wurden. Ihr Einströmen in genormter Planungsform näherte die früher slawische Kulturlandschaft der deutschen an.

Überblicken wir die im Bereich der Waagbucht gewonnenen Ergebnisse, so sind die wichtigsten die folgenden:

Völkische Unterschiede äußern sich nur in einem Fall deutlich in der Gestaltung der Kulturlandschaft, nämlich in der Abgrenzung der Weinbauerndörfer am Ostfuß der Kleinen Karpaten. Sie sind ein Teil des geschlossenen deutschen Kulturbodens und haben diesen Charakter selbst dort nicht eingebüßt, wo das deutsche Volkstum durch das slowakische verdrängt oder umgevolkt wurde.

Die durch die madjarische Landnahme erfolgte Auflockerung und Zurückdrängung des Slawentums hat keine Änderung der altslawischen Kulturlandschaft bewirkt, da deren Formen vom Madjarentum übernommen wurden.

Als wirksame Kraft der Umbildung altslawischer Kulturlandschaft erweist sich nur der deutsche Kultureinfluß, der dem mitteleuropäischen Kulturgefälle folgend, durch die Porta Hungarica eindringt. Dadurch wird von Preßburg ausgehend, ein sich wellenförmig ausbreitendes Gebiet umgeformter Kulturlandschaft geschaffen, in dem deutsche Kulturelemente die altslawischen überschichten.

### Das Waagtal von Waag-Neustadtl bis zum Becken von Sillein

Nach der Angabe KNIEZSAS<sup>14)</sup> auf der dem Text beigelegten Karte endigt das slawische Siedlungsgebiet im 11. Jh. im Waagtal bei Pucho. Das weitere Tal wird bis zum Silleiner Becken als siedlungsleer bezeichnet. Es müßte sich daher auf der Strecke Pucho—Sillein um ein Gebiet späterer Rodungssiedlung handeln. Dafür ist weder in der Form noch Größe der Orte ein Anhaltspunkt zu finden. Die Ausweitung des slawischen Siedlungsraumes muß hier so vor sich gegangen sein, daß dabei keine neuen Dorftypen zur Ausbildung kamen. Es treten in beiden Talabschnitten die gleichen für altslawisches Gebiet typischen Formen auf. Der einzige Unterschied besteht darin, daß im Talstück Pucho—Sillein Haufendörfer weitaus an erster Stelle stehen, während talab das Verhältnis zwischen diesen und den anderen Typen meist ausgeglichen ist. Doch scheint dieser Tatsache keine genetische Bedeutung zuzukommen. Wohl aber tritt ein anderer Unterschied zwischen beiden Talabschnitten deutlich zutage. Es ist das Austönen planvoller, streng geordneter Formen, hier des Straßendorfes deutscher Prägung. Während es im tieferen Teil des Waagtales noch in 13 Fällen, das sind rund 15 v. H., auftritt, fehlt es im höheren völlig. Es tritt darin deutlich das nach dem Inneren des Gebirges immer merklichere Abklingen des westmitteleuropäischen Einflusses hervor und sein endliches Verlöschen oberhalb von Pucho.

Kann so vom Waagtal nur ganz allgemein als von einem altslawischen Siedlungsgebiet gesprochen werden, ohne daß es möglich ist, die zweifellos vorhandenen zeitlichen Unterschiede in der Dorfform nachzuweisen, so zeigen die Nebentäler, vor allem die rechtsseitigen ein durchaus anderes Bild. Sie heben sich nicht nur vom Haupttal selbst auf das Entschiedenste ab, sondern zeigen auch jeweils in sich eine gesetzmäßig auftretende Verschiedenheit zwischen der Besiedlung des Unterlaufes und des Oberlaufes einschließlich des Ursprungsgebietes. Beginnend von der Wasserscheide gegen die Miava zeigen die tieferen Teile aller Nebentäler das gleiche Bild. Die in ihnen liegenden Siedlungen heben sich von denen des Haupttales durch den wesentlich größeren Abstand voneinander ab — vielfach liegt überhaupt bloß ein Ort im Tal —, vor allem aber durch ihre Größe, die zwischen 1000 und 5000 Einwohnern schwankt (diese Ziffer bezieht sich auf den Durchschnitt der Jahre 1921—1930), die die der Orte im Haupttal, wenn man von den erst neuestens aus besonderen Gründen gewachsenen absieht, um das 2,5 bis 12fache übertrifft. Die Dorfformen unterscheiden sich zwar nicht grundsätzlich von denen des Haupttales, zeigen aber doch bestimmte Besonderheiten des inneren Aufbaus. Vor allem treten nur Zellenhaufen-, Haufen-

<sup>14)</sup> KNIEZSA, a. a. O.

und Bachreihendörfer auf. Anger- und Wegreihendörfer fehlen. Dabei ist zu betonen, daß die an sich unorganisierten Dorfformen des altslawischen Gebietes hier noch ein besonderes Maß der Auflockerung erfahren. Diese Auflockerung erfolgt dergestalt, daß z. B. beim Bachreihendorf in vielen Fällen die Häuser nicht wie im Haupttal zwar mehr oder minder regellos aber gesammelt der Wasserader entlang stehen, sondern daß es sich um eine Reihe von Häusergruppen, also Weilern handelt, zwischen denen bedeutende Strecken unverbauten Landes liegen (vgl. Abb. 2). Es kann daher angenommen werden, daß zumindest ein großer Teil, wenn nicht alle derartigen lockeren Bachreihendörfer ursprünglich aus Weilerreihen zusammenwuchsen. Noch deutlicher tritt diese Entwicklung beim Haufendorf in Erscheinung. In der hier geschilderten Zone sind tatsächlich die Zellenhaufendörfer am häufigsten vertreten und an der Wende vom 18. zum 19. Jh. aus der Karte noch in großer Zahl leicht bestimmbar. An Stelle vieler sei nur auf das Dorf Hrachovište am Jablonjebach südwestlich von Waag-Neustadtl verwiesen, das auf der josephinischen Aufnahme deutlich als aus 13 Weilern bestehend erkennbar ist. Je 3—4 Höfe bilden einen solchen, der von den benachbarten durch Grünflächen scharf getrennt wird. Neben zahlreichen derartigen Zellenhaufendörfern treten nun vielfach Übergangstypen auf, bei denen ein Teil bereits völlig verwachsen, keine Trennung nach Weilern mehr zeigt, während daneben noch einzelne gesonderte Weiler erkennbar sind. Es erscheint daher naheliegend, alle Haufendörfer als aus Zellenhaufendörfern entstanden anzusehen. Diese Auffassung entspricht wiederum durchaus den von WILHELMY<sup>15)</sup> aus Hochbulgarien mitgeteilten Beobachtungen. Weiters scheint der Unterschied zwischen lockerem Bachreihendorf und Haufendorf kein grundsätzlicher zu sein. Denn in beiden Fällen steht am Anfang der Entwicklung der Weiler. Je nachdem nun die Talform es zuließ, entstand bei größerer Talbodenbreite, beckenartiger Weitung oder beim Zusammenfluß mehrerer Gerinne die massigere Form des Haufendorfes, bei schmalen Talsohlen das lockere Bachreihendorf. Die Ausgangsform ist in beiden Fällen der Weiler, über die spätere Entwicklung entscheidet die jeweilige Talform.

Der Streifen dieser großen Dörfer in den Waldtälern des tieferen Gebirges schließt lückenlos an die gleichartigen des oberen Malina- und Miavatales an, so daß eine einheitliche Zone von Vrbovce an den ganzen Südosthang der Weißen Karpaten und des Javornikgebirges entlang zieht. Ebenso wie am südwestlichsten Ende der Weißen Karpaten finden sich aber auch hier außerhalb oder richtiger über diesen Großdörfern weitere weite Rodungsgebiete, in denen es nicht mehr zur Gründung von Dörfern kam. Hier herrscht der Weiler und der Einzelhof. Es ist nun nicht so, daß etwa

<sup>15)</sup> WILHELMY, a. a. O.

die aus Weilern entstandenen Haufen- und Bachreihendörfer der tieferen Zone langsam in die höhere Weilerzone übergangen, sondern es besteht zwischen beiden ebenso eine scharfe Grenze wie ein grundsätzlicher Unterschied. In der tieferen Zone halten sich die Siedlungen ausschließlich an die Tiefenlinien; hier drängen sich die Weiler nahe aneinander, so daß damit die Möglichkeit gegeben war, später zu zusammenhängenden Dörfern zu verwachsen. Der Ernährungsraum liegt zu beiden Seiten des Tales, die Hänge hinansteigend. Es herrscht zwischen dem Siedlungsraum im Tal und dem Wirtschaftsraum an den Hängen eine scharfe Scheidung. In der höheren Zone der Weiler bietet sich ein völlig anderes Bild. Die Siedlungen sind hier über Hänge, Rücken und Talgründe ganz regellos verstreut, der Wald ist nicht systematisch in großen, zusammenhängenden Flächen, sondern inselhaft gerodet. Beide grundverschiedenen Gebiete stoßen mit einer scharfen Grenze aneinander. Beides, die Schroffheit des Aneinandergrenzens wie die grundlegende Verschiedenheit im Aufbau der Siedlungen machen es sicher, daß zwischen dem Ausbau der tieferen Zone und dem Rodungsgebiet in der höheren ein wesentlicher Zeitraum verstrichen sein muß. Das jüngere Siedlungsgebiet ist nicht langsam und organisch aus dem älteren durch Ausweitung entstanden. Zwischen beiden liegt eine tiefe zeitliche und strukturelle Zäsur. Über die Altersbestimmung wird der nächste Abschnitt Gelegenheit geben, Näheres auszuführen.

Der linksseitige Talhang des Waagtales gewährt wesentlich weniger Möglichkeiten zur Unterscheidung von Siedlungswellen. Er ist an sich als der räumlich kleinere zugleich der siedlungsärmere. Die Wasserscheide ist hier so nahe an das Waagtal gerückt, daß stellenweise überhaupt kein Raum blieb, in dem Rodung hätte ansetzen können. Eine Entsprechung der Weiler- und Einzelhofzone der Weißen Karpaten und des Javornikgebirges fehlt hier. Es sind ausschließlich geschlossene Dörfer, die als Haufen-, Zellenhaufen- und Bachreihendörfer ausgebildet, sich auch in ihrer Größe von denen im Waagtal nicht unterscheiden. Nur einige höchstgelegene unter ihnen treten durch ihre Einwohnerzahl hervor, wie Selec, Dl. Poruba, Rovne, Mojtin und Prusina. Es scheint, daß die Rodung hier frühzeitig und in stetigem Vordringen vom Haupttal her die Bergtäler erschloß.

### **Die Täler der Kisuca, Varinka und Orava**

Die gleiche Dreiteilung nach ältestem Siedlungsland mit kleinen, eng aneinander gerückten Dörfern im Haupttal, Großdörfern in den Nebentälern, schließlich Weilern und Einzelhofsiedlungen auf den Gebirghängen, wie sie sich im vorigen Abschnitt für das Waagtal und sein rechtsseitiges Bergland ergab, findet sich in den Tälern der Kisuca, Varinka und Orava wieder.

Das altslawische Siedlungsland, gekennzeichnet durch das Auftreten

von Haufen-, Zellenhaufen-, Wegreihen- und Bachreihendörfer, sowie durch die auffallende Kleinheit der Orte (auch heute bleibt die Bewohnerzahl meist weit unter 600, erreicht vielfach aber nicht einmal 100), läßt sich gut abgrenzen. Es umfaßt an der untersten Kisuca im Tal die Ortschaften bis Povinna, aber auch noch die tiefsten Teile des Berglandes zu beiden Seiten. Besonders am linken Ufer greift diese Zone verhältnismäßig weit ins Bergland ein, so daß sich hier an dem zur Waag absinkenden Gelände ein Streifen alten Siedlungsbodens bis zum untersten Varinkatal hinzieht, in dem er noch den Ort Straša umfaßt. Dieses Gebiet stellt daher zugleich einen Teil des altbesiedelten Landes im Silleiner Becken dar. Durch den nur schwer zugänglichen, auch heute noch siedlungsleeren Strečnopaß wird es vom Turozer Becken vollständig getrennt. Auch das gleichgestaltete alte Siedlungsland der unteren Orava ist von letzterem durch die siedlungsleere Zone des untersten, schluchtartigen Talstückes bis heute noch geschieden. Es setzt mit Beginn der Talverbreitung bei Parnica ein, umfaßt nicht nur die im Haupttal, sondern auch die in den Nebentälern gelegenen Orte, wobei besonders linksseitig weit ausgegriffen und so schon frühzeitig die Wasserscheide zum Liptauer Becken erreicht wird. Beim Zusammenfluß von Orava und Oravica gabelt sich das alte Siedlungsland und sendet einen Arm oravicaaufwärts bis zum Dunajec. Das Gleiche geschieht bei der Vereinigung von Schwarzer und Weißer Orava. Vor allem der letzteren entlang greift die alte Besiedlung auffallend weit ins Gebirge ein. Eine genaue Schilderung dieser Verhältnisse verdanken wir E. HANSLIK<sup>16)</sup>, der auch als erster auf die Bedeutung des Größenunterschiedes zur Altersbestimmung hinwies und für deren Gültigkeit den Nachweis erbrachte. Das ganze, hier umrissene Gebiet ist der kulturelle und wirtschaftliche Einflußbereich der alten Gauburg Oravský Podzámok (Arra varalja), dessen kulturelles Gefüge Hanslik im Zusammenhang mit den Verhältnissen der polnischen Beskidenseite geschildert hat. Es zeigt sich daher das altslawische Siedlungsgebiet ausschließlich auf die Umgebung der Unterläufe der größeren Täler beschränkt, denen die Siedlung entlangtastet, und war daher inselhaft inmitten der ungerodeten Bergwälder gelegen.

Weiter aufwärts in den Tälern und in der siedlungsfreundlichen Längstalzzone der obersten Kisuca, der Bistrica und der obersten Weißen Orava sowie ihren Seitentälern treten die Siedlungen der zweiten Periode, die Großdörfer im Haufen-, Zellhaufen- und Bachreihentypus auf. Sie setzen die rechtsseitig der Waag geschilderte entsprechende Reihe ohne Unterbrechung im Quertal der Kisuca fort, der sie bis in die Quellmulde folgen, wo Visoka Mako mit über 3500 Einwohnern ihr letzter Vertreter ist. Sie

<sup>16)</sup> E. HANSLIK, Kulturgrenze und Kulturzyklus in den polnischen Westbeskiden. Petermanns Mitt. Ergdb. XXXIV.

erfüllen ferner auch die linksseitigen Nebentäler der Kisuca und erreichen in der Längstalzone, der Bistrica folgend, fast die Wasserscheide zur Weißen Orava, von wo aus sie, mit Erdödka beginnend, die Oberläufe aller Nebengerinne im Einzugsgebiet der Orava umspannen. Auch das Varinkatal zeigt von Straša an die Herrschaft des gleichen Typs. Es ergibt sich somit, daß, von den Kernen des altslawischen Siedlungslandes ausgehend, in einer neuerlichen Rodungsperiode der Wald in den Nebentälern weitgehend, im Bereich der Längstalzone fast bis zur Wasserscheide zurückgedrängt wurde. Wir sind nun in der Lage nach den Angaben Hansliks den Zeitpunkt des ungefähren Beginns und Endes dieser Kolonisationsperiode festzustellen. Čaca, am Zusammenfluß von Kisuca und Černianka gelegen und daher vermutlich einer der am frühesten angelegten Orte, wurde von einem gewissen JOHANN VON BUDETIN nach der Schlacht bei Mohatsch (1526) gegründet. Die jüngste Siedlung ist das von einem Grafen ERDÖDY in der ersten Hälfte des 18. Jh.s gegründete Erdödka<sup>17)</sup>. Die Einheitlichkeit des Siedlungsbildes erlaubt es, diese von ihrer Umgebung so deutlich sich abhebende Zone als eine geschlossene Einheit zu betrachten, die vom Südeinde der Weißen Karpaten bis zum Jablunkapaß zieht. Sie ist das Ergebnis slowakischer Kolonisation, deren Hauptzeit ins 16. und 17. Jh. zu setzen ist.

Wenn darauf hingewiesen wurde, daß dieses Gebiet ein durchgehend einheitliches siedlungsgeographisches Gepräge zeigt, so darf eine auch in völkischer Hinsicht beachtenswerte Ausnahme nicht unerwähnt bleiben. Es sind das die Dörfer am Südabhang der Hohen Beskiden und einige im Quellgebiet der Schwarzen Orava. Auf sie ist E. Hanslik zum Teil Angaben von N. KUBINYI<sup>18)</sup> folgend, zuerst näher eingegangen. Nach der Darstellung auf der Karte, und zwar sowohl auf denen der josephinischen und franziszeischen Aufnahme wie auch auf den Blättern der österreichischen Spezialkarte 1:75.000, erwecken diese Orte zunächst den Eindruck, daß es sich bei ihnen um Waldhufendörfer handle. Dieser Eindruck wird vor allem dadurch hervorgerufen, daß die Flur durch Ackerwege, die auf dem dem Bachlauf folgenden Dorf senkrecht stehen, in lange, schmale Streifen zerschnitten wird. Tatsächlich handelt es sich nicht um reine Waldhufendörfer. Darauf hat schon Hanslik hingewiesen. Er stellte fest: „Das oberste Stück der Arvahochebene, die Quelltäler der beiden Arven sind in systematisch angelegten Weilerreihen kultiviert, deren schematische Streifen-einteilung an die Waldhufendörfer des Vorlandes erinnert, mit denen aber diese Anlage außer der Form nichts kulturelles gemein haben.“ Weiter

<sup>17)</sup> HANSLIK, a. a. O.

<sup>18)</sup> N. KUBINYI, Das Árvaer Comitatus. Aus: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Ungarn (V. Band, 1. Abt.). Wien 1898.

führt er S. 85, N. KUBINYI<sup>19)</sup> folgend, über die Flurform aus: „Die Gemarkung ist in Schnüre ‚šnuri‘ unter die Einwohner verteilt; jede solche Schnur quert nach Art der Rola die Dorfflur von einem Ende zum anderen. Auf ihr steht der entsprechende Haus- und Hofkomplex der Bauern . . .“ Es ist demnach nicht nur die viel lockerere Aufreihung der Hofstellen, sondern auch die Flureinteilung, die diese Schnurdörfer, wie man sie entsprechend dem Wort „Waldhufendorf“ nennen kann, von diesen unterscheidet. Denn bei jenen zieht der Einzelbesitz von Hang zu Hang quer über das Tal, bei diesen steigt er bloß den einen Hang empor. Trotzdem wird man eine enge innere Verwandtschaft zwischen beiden nicht verkennen können. Das gilt um so mehr, als wir es bei den Bewohnern dieser Schnurdörfer ursprünglich nicht mit Angehörigen des slowakischen Volkes zu tun haben, sondern mit Goralen<sup>20)</sup>. Die Dorfform entspricht ebenfalls der auf den Nordhängen der Beskiden auftretenden goralischen. Berücksichtigt man nun, wiederum Hanslik folgend<sup>21)</sup>, daß diese goralische Kolonisation des 16. und 17. Jh.s nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich sich aufs engste an die ausschließlich durch das Waldhufendorf gekennzeichnete deutsche Galiziens anschließt, dann wird es ohneweiters klar, daß wir es hier mit einer von den Deutschen übernommenen und etwas veränderten kolonisatorischen Siedlungsform zu tun haben, also mit einer übertragenen deutschen Kulturform. Die auf das Gebiet der Slowakei fallenden Dörfer umfassen daher ein Stück goralischer, aus deutscher Wurzel entstandener kolonisatorischer Kulturlandschaft, die sich von der, soweit die Dorfformen in Frage kommen, unbeeinflussten slowakischen deutlich abhebt. Damit schließt sich auch die merkwürdige Lücke, die auf dem Kärtchen KUHNS („Kulturgrenzen der deutschen Kolonisationen in Galizien“) zwischen dem Verbreitungsgebiet des Waldhufendorfes nördlich der Hohen Beskiden und im Ursprungsgebiet des Dunajec klafft, da Kuhns Darstellung an der Staatsgrenze aufhört. Dabei ist außerdem zu berücksichtigen, daß Kuhn<sup>22)</sup> keinen Unterschied zwischen dem deutschen und goralischen Dorftyp macht, sondern beide als „Waldhufendorf“ bezeichnet.

Der dritte, über der Rodungszone des 16. und 17. Jh.s gelegene Siedlungsraum ist auch hier der der Weiler und Einzelhöfe. Sie fehlen nur im goralischen Siedlungsgebiet der Orava. Die höchsten Hangstücke sowie die Ursprungsmulden erfüllend, greifen sie gelegentlich bis auf die Wasserscheide. Es ist nun auffallend, daß dieser Siedlungsstreifen, der von dem völlig gleichgestaltigen der rumänischen Pasekensiedlungen der mährisch-

<sup>19)</sup> HANSLIK, a. a. O. S. 83.

<sup>20)</sup> KUBINYI, a. a. O.

<sup>21)</sup> HANSLIK, a. a. O.

<sup>22)</sup> W. KUHN.

slowakischen Walachei überhaupt nicht zu trennen ist, nur hier und nicht auch im S des Waagtals oder weiter nach O hin vorhanden ist. Es wäre eine nähere Untersuchung wert, wie weit es sich auch beim slowakischen Teil der Weiler- und Einzelhofzone um eigentlich slowakische Siedlungsformen handelt, wobei dann die Aufsplitterung im wesentlichen aus den Reliefverhältnissen zu erklären wäre, oder ob es sich vielleicht um eine durch die walachischen Wanderhirten beeinflusste Form handelt. Fest steht jedenfalls, daß eine ausgedehnte Weiler- und Einzelhofsiedlung in den höchsten Gebirgstteilen nur hier auftritt, wo zugleich das Rumänentum bei seiner Seßhaftwerdung die gleichen Formen anwandte, während sie in den vom walachischen Wanderhirtentum nicht berührten, aber dieselben Bedingungen bietenden Gebirgen der Nachbarschaft fehlt.

### **Das Einzugsgebiet der Neutra**

Ähnlich wie im Waagtal zeigt das Kulturland im Einzugsgebiet der Neutra eine durch die Oberflächenformen bedingte unsymmetrische Anordnung. Auch hier ist die Achse des Siedlungsgebietes, das Tal der Neutra, an den Ostrand gerückt. Die Westflanke des Neutraer Gebirges fällt verhältnismäßig steil zum Haupttal ab und bietet daher in nur geringem Grade Ansatzmöglichkeiten für die Siedlung. Ihr steht ein sehr breit entwickelter Streifen Kulturland am anderen Ufer der Neutra gegenüber, der besonders im Gebiete der Radošina, Bebrava und Bellanka tief in die flache Ostabdachung des Galgozer Gebirges eingreift. Hier sind weiträumige Rodungsbuchten in das ursprüngliche Waldkleid des Berglandes geschlagen.

Kulturgeographisch besteht ein scharfer Gegensatz zwischen dem Ursprungsgebiet der Neutra und dem übrigen Gebiet. Die folgenden Ausführungen beziehen sich zunächst auf das letztere.

Der Dorfform nach besteht ein gewisser Unterschied zwischen dem Haupttal bis Nedožer (oberhalb Priwitz) sowie dem untersten Bebrava- und Bellankatal einerseits und den tiefer ins Gebirge eindringenden Siedlungsgebieten andererseits. Im letzteren Falle herrschen kleine Dörfer in den schon bisher als typisch für die altlawische Siedlungsweise erkannten Formen vor. Ihr Anteil macht durchgehend 90—100 v. H. aus. Dabei ist noch zu betonen, daß die Verhältniszahl der Zellenhaufendörfer, also jener Siedlungen, an denen zu Beginn des vorigen Jahrhunderts das Gefüge der einzelnen sie zusammensetzenden Weiler noch deutlich erkennbar war, in den verkehrsentlegensten Teilen, nämlich in den Ursprungsgebieten der Bebrava und Bellanka, geradezu sprunghaft ansteigt. Sie erweisen sich darin als Bewahrungsgebiete kultureller Altformen. Von der Tatsache, daß alle Dörfer dieser Zone Kleinsiedlungen sind, bestehen nur zwei Ausnahmen, Kšinna und Valaska Bela. Das letztere Dorf, mit fast 4500 Ein-

wohnern ein Vielfaches des sonst geltenden Durchschnitts erreichend, stellt auch insofern einen Sonderfall dar, als nur hier über die geschlossene Dorfform hinaus noch Einzelhofsiedlungen in weitem Umkreis verstreut vorkommen.

In diesem Falle und noch mehr in dem des benachbarten Zljechov (über 2000 Einwohner), das auf der Wasserscheide zwischen Bellanka und Waag gelegen ist, greift das Rodungsland bis auf den Gebirgskamm. Valaska Bela gehört demnach zu jenem Gebiete jüngerer, großer Kolonisationsdörfer in den höchsten Teilen des Gebirges im Quellgebiete der Bellanka und Rajčanka, von denen einige schon bei der Beschreibung des linken Talhanges des Waagtales Erwähnung fanden.

Das Haupttal und die Unterläufe der Nebenbäche, besonders die der Bebrava und Bellanka zeigen ein etwas anderes Siedlungsbild. Zwar herrschen auch hier die lockeren Formen in der Dorfanlage vor, doch bei weitem nicht mehr so ausschließlich. Sie erreichen nur mehr rund 60 v. H. Den Rest bilden Angerdörfer, vor allem aber, in den einzelnen Teilen innerhalb einer Spanne von 25 und 33 v. H. schwankend, streng geordnete Straßendörfer, bisweilen im rein pannonischen Typ. Darin äußert sich das Eindringen der Siedlungselemente des Tieflandes entlang der großen und breiten Täler, das noch in die tiefsten Teile der Seitentäler seine Wirkung ausstrahlt. Während also die entlegensten Gebiete an den Oberläufen der Bäche zu Erhaltungs- und Schutzgebieten kultureller Altformen werden, werden die breiten, gegen das Tiefland sich öffnenden Haupttäler zu Kanälen, die kulturelle Neuförmigkeiten ins Bergland einfluten lassen. An ihnen entlang erfolgt der Vorgang der Annäherung an die westmitteleuropäisch-deutsche Kulturlandschaft durch Weiterreichen der vermittelten deutschen Kulturformen des Tieflandes. Dabei ist hier nirgends eine so scharfe Grenze festzustellen, wie sie in der Waagbucht mit der Tyrnau gefunden wurde, sondern es treten die jüngeren Dorfformen inselhaft verstreut und offensichtlich keinem räumlichen Gesetz folgend zwischen den Altformen auf. Es wäre eine dankbare Aufgabe, diese Entwicklung im Einzelfalle zu verfolgen und festzustellen, wann und warum jeweils die Änderung erfolgte und ob etwa sich einzelne Ausstrahlungsmittelpunkte, wie Herrschaftssitze, als wirksame Träger dieses Vorganges erweisen.

Eine gewisse Sonderstellung innerhalb des Gebietes altslawischer Dorfformen nimmt das Hügelland zwischen Waag und Neutra südlich der Linie Waag—Freistadt—Neutra ein. Zwar herrschen auch hier ausschließlich das Haufendorf und das Bachreihendorf, doch unterscheiden sich diese Siedlungen von den übrigen gleichen Charakters durch ihre auffällige Größe, die von rund 1000 Einwohnern bis fast auf das Vierfache (Močenok) ansteigt. Tatsächlich handelt es sich um slowakische Neusiedlungen des 17. Jh.s,

ebenso wie im Gelände südlich Tyrnau<sup>23</sup>). Kleinere Reste der ehemals dichterem madjarischen Bevölkerung haben sich bis heute erhalten. Aber auch vor dem 17. Jh. lag hier kein geschlossener madjarischer Volksboden vor, der erst durch die späte slowakische Neusiedlung grundlegend verändert worden wäre, sondern wie im Waagtal bestand auch hier seit der madjarischen Landnahme ein gemischtvölkisches Gebiet, wie das Vorhandensein altslawischer Flurnamen beweist<sup>24</sup>). Es ist nun aufschlußreich und bestätigt die Richtigkeit des über den deutschen Kultureinfluß bezüglich der Waagbucht Gesagten, daß hier nur unbeeinflusste Dorfformen auftreten. Die ganze Zone slowakischer Neusiedlungen des 17. Jh.s südlich der Linie Tyrnau—Freistadt—Neutra zeigt nämlich nicht, wie vielleicht zu erwarten wäre, ein einheitlich kolonisatorisches Bild, sondern es treten im größeren Teil die gleichen Grundrißarten auf, wie im altslawischen Siedlungsgebiet und nur die Größe der Ortschaften gibt einen Hinweis auf ihre späte Neuanlage. Allein im Strahlungsbereich des deutschen Einflusses um Preßburg ändert sich das Siedlungsbild in der schon geschilderten Weise. Es ergibt sich somit auch hier das gleiche wie in den höheren Teilen der Weißen Karpaten und des Javornikgebirges, daß nämlich das Slowakentum, abgesehen von den Einzelhof- und Weilersiedlungen, auch in verhältnismäßig später Zeit der Innenkolonisation keine neuen Siedlungstypen entwickelte. Einzig die Größe des einzelnen Ortes wächst auf ein Mehrfaches gegenüber dem alten Siedlungsland. Wo neue Dorftypen auftreten, sind sie ein Zeichen eines von außen kommenden Kultureinflusses.

Zugleich gibt die Betrachtung des unteren Neutratales, in die in diesem Zusammenhange auch das Ursprungsgebiet der Šitva einbezogen wird, Gelegenheit, eine schon in der Waagbucht festgestellte Tatsache neuerlich zu erhärten, nämlich die Frage nach den Siedlungsformen altbesiedelten madjarischen Volksbodens.

Die genaue Lage des ältesten Grenzverhaues im Neutratale ist unbekannt, doch wird sie von KNIEZSA mit Wahrscheinlichkeit in der Gegend von Appony angenommen. Alte, später von den Slowaken übernommene Ortsnamen madjarischer Herkunft treten in diesem Abschnitt des Haupttales, an der unteren Radošina und im rechtsseitigen Ursprungsgebiet der Šitva in auffallend großer Anzahl auf und es bestehen im letzteren Falle sowie im Neutratale nördlich der Stadt Neutra bis heute ansehnliche Gebiete geschlossenen mehrheitlichen madjarischen Volkstums. Da andererseits diese Zone zur Zeit der madjarischen Landnahme nicht siedlungsleer war, sondern eine wenn auch dünne slawische Besiedlung aufwies — im Zoborbergländ

<sup>23</sup>) KNIEZSA, a. a. O.

<sup>24</sup>) PETROV, Příspěvky k historické demografii Slovenska v. XVIII. st. Prag 1928.

reichte geschlossen slawisches Gebiet weit nach S —, so liegt auch hier eine völkische Mischzone schon im 11. Jh. vor<sup>25</sup>). Wiederum aber erweist sich wie im Falle der Waagbucht, daß sich diese Tatsache in keiner Weise in den Siedlungsformen ausdrückt, die völlig unabhängig davon, sich in nichts von denen des altslawischen Kulturlandes weiter talauf unterscheiden, so daß auch hier eine Übernahme der slawischen Formen durch das eindringende Madjarentum gefolgert werden muß. Die Altartigkeit der Kulturlandschaft erfährt nur im Šitvatale selbst eine Unterbrechung, da hier wie auch sonst in den nach S geöffneten breiten Tälern jüngere Kolonisationsformen der Ebene ins Bergland vorstoßen.

Wenn so festgestellt werden kann, daß das Einzugsgebiet der Neutra fast zur Gänze altslawischer Kulturboden ist, der erst spät vom Tiefland her linien- und inselhaft verändert wurde und dem somit eine Zone jüngerer slawischer Kolonisation weitgehend fehlt, so führt das zur Besprechung einer bisher übergangenen Erscheinung, die im folgenden Abschnitt behandelt wird.

### Die Waldhufendörfer der mittleren Slowakei

Mit dem Auftreten der Waldhufendörfer erscheint ein völlig neuer Typ der Dorfform in den Westkarpaten. Das von ihnen eingenommene Gebiet entspricht keiner natürlichen landschaftlichen Einheit. Im Bereiche der Deutsch-Proben Sprachinsel umfassen sie das Quellgebiet der Neutra, greifen aber gelegentlich über die Wasserscheide ins Einzugsgebiet der Bellanka, Vrica und auf die östliche Umrandung des Turzer Beckens über<sup>26</sup>). Hier verschmelzen sie mit dem Verbreitungsgebiet um Kremnitz, das vom Südende des Turozer Beckens über den Paß von Johannesberg ins Kremnitzer Tal, nach W und SW bis ins Neutra- und Grantal greift. Die dritte Gruppe lagert sich um die wasserscheidenden Höhen, die das Šitvatal im N begrenzen. Wüßten wir nicht aus historischen Quellen, daß alle diese Dörfer kolonisationsursprünglich sind, so genügten ihre Form und Lage allein zu dieser Feststellung. Damit stimmt auch überein, daß ihre Größe in den meisten Fällen bedeutend ist und die der Siedlungen im altslawischen Bereiche um ein Mehrfaches übertrifft. Die starre schematische Form der Dorf- und Fluranlage, wofür Abbildung 1 ein schönes Beispiel bietet, ist nicht nur aus den Aufnahmen des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts, sondern vielfach auch heute noch an der Anlage von Wegen

<sup>25</sup>) KNIEZSA, a. a. O.

<sup>26</sup>) MALASCHOFKY, Deutsch-Proben. Geographischer Jahresbericht aus Österreich, 17. Bd. Wien 1933. Ders., Die Sprachinsel Deutsch-Proben: Südostdeutsche Forschungen II. München 1937.

und Heckenreihen deutlich erkennbar, die, den alten Besitzstreifen der ursprünglichen Ansiedler entsprechend, jeweils vom Bache, der die Achse der Siedlung bildet, bis zur Gemarkungsgrenze hangaufziehen. Spätere Grundzersplitterung infolge weitgehender Erbteilung und die dadurch bedingte Verarmung haben den alten Siedlungscharakter nicht zu verwischen vermocht. Gerade im Gegensatze zu den so überaus innig den einzelnen Eigenheiten der Landschaft angeschmiegtten und angepaßten Formen des altslawischen Bereiches tritt der rücksichtslos durchgeführte Schematismus kolonialer Landschaftsformung kraß in Erscheinung, der nirgends auch nur das geringste Zugeständnis zu machen bereit ist, sondern den für die Erschließung schmaler Bergwaldtäler als erfolgreich erkannten Typ ohne Abänderung auch in breiten Talauen, ebenen Beckenlandschaften und hochgelegenen Ursprungsmulden anwendet<sup>27)</sup>. Einheitliche Planung und Mangel jeder Rücksichtnahme auf die Landschaftsform sind für das Waldhufengebiet demnach bezeichnend.

Ebenso wie wir über den kolonisatorischen Charakter dieser Dörfer quellenmäßig unterrichtet sind, sind wir es auch über ihr Alter. Sie sind in der zweiten Hälfte des 13. und im 14. Jh. aus grüner Wurzel entstanden, und zwar um der Erschließung der Bergbaugebiete willen, sei es als unmittelbare Bergmannsiedlungen, sei es als Waldbauerndörfer, die vor allem den Holzbedarf für die Gruben zu stellen hatten. Mit der Festlegung des Alters dieser Gründungen, die alle im bisher unbesiedelten Gebiete entstanden, ist zugleich die Unrichtigkeit der Angabe KNIEZSAS<sup>28)</sup> erwiesen, daß das slawische Siedlungsgebiet bereits im 11. Jh. bis ins Quellgebiet der Neutra und darüber hinaus bis ins Turozer Becken reichte. Gerade das erstere ebenso wie die Übergangszone in das letztere sind ausschließlich erst durch die deutsche Kolonisation des ausgehenden 13. und des 14. Jh.s erschlossen worden. Damit ist schon die Frage nach der völkischen Zuordnung des Waldhufenbereiches angeschnitten. Ich konnte für den Fall der Deutsch-Probener Sprachinsel nachweisen, daß es nicht ein einziges Waldhufendorf gibt, das nicht deutschen Ursprungs wäre und daß in allen jenen Fällen, in denen heute Waldhufendörfer von Slowaken bewohnt werden, eine Umvolkung zuungunsten des Deutschtums stattgefunden hat. Das gilt für Sauerhau-Čavoj, Nikelsdorf-Poruba, Halbendorf-Polus, Käserhau-Jasenova, Rauden-Rudno und Dauben-Dubova. Ähnlich liegt der Fall im Gebiet um Kremnitz, wo auch die heute noch deutschen Dörfer sich weitgehend mit dem Typenbegriff des Waldhufendorfes decken. Für das nach W hin entlegenste von ihnen, Andreasdorf-Koš, das heute slowakisiert ist und im

<sup>27)</sup> MALASCHOFSKY, a. a. O.

<sup>28)</sup> KNIEZSA, a. a. O.

Neutratale in einer altbesiedelten slawischen Umgebung liegt, kann gleichfalls der Nachweis seiner ehemaligen Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum unschwer geführt werden. Die Konskriptionslisten des Jahres 1715<sup>29)</sup> geben von 33 festgestellten Familiennamen 26 als deutsch an und ich selbst konnte noch 1932 alte Leute kennenlernen, die sich aus ihrer Jugend die Kenntnis der deutschen Muttersprache bewahrt hatten. Das gleiche gilt für die benachbarten Orte Seebendrasch-Sebedražie und Ziegel-Cigel. Nicht nachweisbar deutschen Ursprungs ist das benachbarte Waldhufendorf Velka Lehota, am Südrand des Turozer Beckens Haj (dieser Name ist in slowakischer Schreibung nichts anderes als die typische deutsche Bezeichnung der Rodungsorte dieses Gebietes, die immer wieder in den deutschen Ortsnamen auftritt, wie Beneschau, Honesau, Drechslerhau u. v. a.), und gegen das Grantal Hornia Zdáňa und Hornia Trnavka. Wenig weiter im S beginnt das dritte Waldhufengebiet mit den deutschen Orten Hochwiesen und Paulisch, denen drei heute slowakische Waldhufendörfer mit Skycov, Mala und Velka Lehota gegenüberstehen. Die beiden letzteren werden von M. BÉL<sup>30)</sup> noch mit ihren deutschen Namen „Kleinhau“ und „Großhau“ genannt, so daß sich die slowakischen Bezeichnungen als einfache Übersetzungen erweisen. Überdies besitzt Kleinhau noch heute eine deutsche Minderheit. Somit sind auch hier von 5 Waldhufendörfern 4 sicher deutsche Gründungen, beim fünften, Skycov, ist jedenfalls ein Beweis nichtdeutscher Herkunft nicht zu führen. Ähnlich liegt nördlich der Deutsch-Probener Sprachinsel im Rajčankatale Frywald und Kamená Poruba; der heute noch deutsche Name des ersteren spricht deutlich genug für die deutsche Herkunft. Es liegen im weiteren Umkreise noch zwei Waldhufendörfer verstreut, nämlich Nemečky bei Topolčany und Nemce bei Neusohl; das letztere ist ein halbes, nämlich einzeiliges Waldhufendorf. Die beiden Namen deuten als Übersetzung klar auf die deutsche Herkunft der Orte. Es stehen im ganzen 37 Waldhufendörfern, die entweder heute noch deutsch sind oder deren deutsche Vergangenheit nachweisbar ist, 2 mit deutschen Namen (Frywald und Haj) und 2 mit Namen, die auf die deutsche Vergangenheit hinweisen (Nemecky und Nemce) gegenüber. Das sind zusammen 41, die als sicher oder höchstwahrscheinlich für das Deutschtum gebucht werden können. 2 können als einfache Übersetzungen des deutschen „Hau“ gelten (Lehota und Poruba), 3 zeigen im Namen keine Beziehung zum Deutschtum (Skycov, H. Trnavka und H. Zdáňa). Es treten demnach rund 94 v. H. aller Waldhufendörfer, deren deutscher Ursprung als gesichert gelten kann, nur rund 16 v. H. gegenüber, bei denen er nicht nachweisbar ist. Ebenso wenig ist

<sup>29)</sup> Magyarország Népeisége a Pragmatica Sanctio korában 1720—21. Magyar Statisztikai közlemények; Neue Folge, 12. Budapest 1896.

<sup>30)</sup> M. BÉL, Notitia Hungariae novae historico-geographica. Wien 1735—1742.

aber in den letzteren Fällen feststellbar, daß die ersten Siedler anderen Volkstums waren. Da es im Falle der Deutsch-Probener Sprachinsel gelang, alle Waldhufendörfer auf deutsche Wurzel zurückzuführen, so ist zu erwarten, daß das auch in diesen noch fraglichen Fällen bei näherer Untersuchung möglich sein wird. Immerhin ist noch denkbar, daß vielleicht in dem einen oder anderen Falle die Dinge so lagen, daß zwar der Lokator selbst ein Deutscher war, die Ansiedler oder ein Teil von ihnen jedoch aus Nichtdeutschen bestanden. Aber auch das würde nichts an dem Schluß ändern, daß das Verbreitungsgebiet des Waldhufendorfes in der mittleren Slowakei ein von der slowakischen Umgebung schärfstens abgegrenztes Stück deutscher Kulturlandschaft darstellt<sup>31)</sup>. Das Slowakentum hat an dieser Form kolonialisatorischer Siedlung keinen Anteil. Weiters gibt uns die Umgrenzung der Waldhufendörfer eine Minimalgrenze für die ehemalige Verbreitung des deutschen Volksbodens an, wie er nach der Rodungsperiode des 14. Jh.s bestand. Ferner werden die Verluste deutlich gemacht, die der deutsche Volksboden seither in diesem Gebiet erlitten hat und die nicht weniger als 52 v. H. betragen. Wo immer das Slowakentum völkisch erfolgreich eindrang, hat es, ähnlich wie sonst, den Charakter der Kulturlandschaft übernommen, so daß auch hier, wo wie so oft der heutige deutsche Volksboden sich nicht mehr mit dem deutschen Kulturboden deckt, von einer Übernahme der deutschen Kulturlandschaft durch das Slowakentum gesprochen werden muß. Jedoch hat hier durch das Waldhufendorf keine Kulturausstrahlung auf slawisches Siedlungsgebiet wie in Galizien stattgefunden. Es drückt sich darin wie in zahlreichen anderen Zweigen des Kulturlebens dieser deutschen Volkstumsgruppe die Tatsache aus, daß die weite Entfernung vom geschlossenen Volksland und das Abreißen aller lebendigen Verbindungen dorthin die kulturellen Lebensformen frühzeitig vergreisen ließ<sup>32)</sup>. An Stelle des sonst wirksamen dynamischen Kulturgefälles entlang der mitteleuropäischen Kulturgrenze tritt die Erstarrung und das Fossilwerden der Insel westmitteleuropäisch-deutscher Kultur.

Die hier entwickelte Ansicht, daß sich das Verbreitungsgebiet des Waldhufendorfes mit der des Deutschtums der planmäßigen Siedlerwelle des ausgehenden 13. und 14. Jh.s in der Mittelslowakei deckte, wurde schon früher am Beispiel der Deutsch-Probener Sprachinsel gezeigt<sup>33)</sup>. Dem ist H. KASER entgegengetreten<sup>34)</sup>. Er stellte die Behauptung auf, daß das

<sup>31)</sup> MALASCHOFSKY, a. a. O.

<sup>32)</sup> KUHN, Die Bedeutung der geographischen Schutzlage für Kremnitz, Deutsch-Probener und andere deutsche Sprachinseln. Geographischer Jahresbericht aus Österreich; 17. Bd. 1933.

<sup>33)</sup> MALASCHOFSKY, a. a. O.

<sup>34)</sup> H. KASER, Der Volks- und Kulturboden des Slowakeideutschtums. Ost-europa-Institut, Breslau 1934.

Waldhufendorf eine Vorstufe der Zipser Angerdörfer darstelle. Es könne z. B., wie das von mir genau analysierte Beispiel von Zeche zeige, durch Ausbau zum Haufendorfe werden. Desgleichen zeige die Tatsache, daß gegebenenfalls in Waldhufendörfern platzartige Verbreiterungen eintreten wie in Gaidel, daß Waldhufendörfer auf diesem Wege, „wo es die Oberflächenbeschaffenheit und die Größe der Ortsflur zuließ“, zu Angerdörfern werden könnten. Diese Behauptungen sind selbstverständlich in allen Stücken vollendeter Unsinn. Die Tatsache, daß spätere Zubauten zum ursprünglichen Waldhufendorf dieses heute oft nicht mehr klar und ohne weiteres als solches erkennen lassen, besagt bloß, daß, was auch sonst auf der Welt vorzukommen pflegt, neue Verhältnisse neue Entwicklungen schaffen. Deswegen bleibt das alte Waldhufendorf doch ein Waldhufendorf. Daß Platzverbreiterungen aus einem solchen ein Angerdorf werden ließen, ist selbstverständlich unzutreffend. Der Begriff des Waldhufendorfes haftet, was Kaser entgangen zu sein scheint, ja keineswegs an derartigem, sondern vor allem an der planmäßigen Streifenaufteilung der Flur. Daß dann gelegentlich dort, wo ein Bach jährlich mit Hochwasser austritt, was Kaser selbst für den Platz in Gaidel betont, ein Fleck unbesiedelt bleibt, weil kein vernünftiger Mensch Lust hat, ins Wasser zu bauen, ist nicht erstaunlich und macht noch lange kein Angerdorf. Aus derartigem auf eine Entwicklungsreihe Waldhufendorf-Angerdorf nordostdeutscher Kolonialtyp zu schließen, beweist weniger die Scharfsinnigkeit als die Anpruchslosigkeit des Entdeckers im Argumentieren. Im übrigen erledigt sich, worauf schon WEINELT<sup>35)</sup> hingewiesen hat, die ganze Sache einfach damit, daß, was KASER erstaunlicherweise trotz seiner richtigen historischen Feststellungen nicht aufgefallen zu sein scheint, die Zipser Angerdörfer nachweislich wesentlich älter sind als die Probener und Kremnitzer Waldhufendörfer. Es wird nicht gerade leicht sein, zu erklären, wie sich daher die ersteren, nachdem sie schon mindestens mehr als 100 Jahre bestanden, aus den letzteren als ihrer „Vorstufe“ entwickelt haben. Der Grund, warum hier ausführlicher auf eine an sich wegen ihrer Haltlosigkeit unbedeutende Behauptung eingegangen wurde, ist der, daß einmal festgestellt werden muß, daß eine solche Laxheit der Beweisführung in südosteuropäischen Arbeitsgebieten gerade so wenig Platz haben darf wie sonstwo.

### **Das slowakische Erzgebirge zwischen Gran und Hernald**

Das ganze Gebiet des slowakischen Erzgebirges harret vom siedlungsgeographischen Standpunkte aus noch seiner genaueren Durchforschung.

<sup>35)</sup> H. WEINELT, Die untergegangene Deutschtumsgruppe der Liptau. SODF. III./2. 1938.

In vortatarischer Zeit zum allergrößten Teil siedlungsöde, verdankt es seine bald danach einsetzende Erschließung vor allem den zahlreichen deutschen Bergmannskolonien, die in der Folgezeit, wenn man ihre Größe, Ausdehnung und Bedeutung berücksichtigt, einen geradezu einzig dastehenden völkischen Zusammenbruch erlitten haben. Es dürfte wohl mit Ausnahme der Zips in keinem anderen Teile der Westkarpaten dem Deutschtum ein so großes Verdienst und ein so bedeutender Anteil an der Erschließung des Kulturlandes zukommen; nirgends aber sind die Spuren deutschen Kultureinflusses und deutscher Kulturlandschaft verwischter als eben hier. Denn so viel bisher an Hand der Dorfgrundrisse festgestellt werden kann, heben sich diese nicht so deutlich von der andersvölkischen Umgebung ab, wie etwa die der mit nichts anderen zu verwechselnden Waldhufendörfer. Der Kolonisationstyp der letzteren tritt hier so gut wie nie auf. Fast stets sind es Straßendörfer, die das Bild der ehemals deutschen Gebiete beherrschen, sind aber infolge der schon frühen Verslawung häufig schwer oder gar nicht von ursprünglich slowakischen zu trennen. Gewiß heben sich noch in manchen Fällen derartige streng geordnete deutsche oder ehemals deutsche Straßendörfer scharf gegen ihre nichtdeutsche Umgebung ab, wie, um nur einige zu nennen, Stoß, Schwedler, Wagendrüssel (diese Fälle sind besonders bezeichnend, weil sich von ihnen das erst spät eingedeutschte, ursprünglich slawische Altwasser durch seine lockerere Dorfform deutlich unterscheidet), Frauenstuhl, Siebenbrod u. a. m. Gleichwohl muß betont werden, daß sich Straßendörfer des gleichen Typs im ehemals nie deutschen Volksland, vor allem im Eipeltale und dessen rechtsseitigem Hügellande ebensogut finden. Es versagt also hier ganz offenbar das Merkmal des Dorfgrundrisses zur Feststellung des alten deutschen Kulturbodens fast völlig. Denn was wir heute damit feststellen können, ist nur ein Bruchteil des tatsächlich einmal vorhanden Gewesenen. In der Aufhellung der Frage nach der Größe und Bedeutung des alten deutschen Kulturbodens im slowakischen Erzgebirge sowie nach seiner Veränderung nach der Slowakisierung der deutschen Siedler ist der deutschen Wissenschaft noch eine bedeutende Aufgabe gestellt. Ihre Lösung verspricht ganz neue Erkenntnisse über den deutschen Blutsanteil am Aufbau des slowakischen Volkes, aber auch über den deutschen Kulturanteil an der slowakischen Kulturlandschaft. Aufschlußreiche Ergebnisse sind auch zu erwarten, wenn es gelingt, die Gründe der Umvolkung aufzudecken. Gelten doch alle bisweilen genannten, wie das Versiegen des Bergsegens, die Gegenreformation, Kriege u. a. m. in genau dem gleichen Maße auch für die bis heute deutsch gebliebenen Gebiete der Mittelslowakei. Auch die geographische Schutzlage der letzteren<sup>36)</sup> kann in diesem Zusammenhange nicht als Begründung ihrer

<sup>36)</sup> KUHN, a. a. O.

Erhaltung angeführt werden, da zahlreiche der verslawten Bergmannsorte des Erzgebirges über eine solche in dem gleichen Grade verfügen, wie die Siedlungen der Kremnitzer und Deutsch-Probener Sprachinsel.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß Straßendörfer strenger Ordnung, die im ehemals deutschen Siedlungslande zwar nicht ausschließlich, aber doch vorwiegend und typisch auftreten, auch im nichtdeutschen Volkslande vorkommen, und zwar vor allem in den großen Tälern der Gran, Eipel, des Sajo und der Bodva und in den tiefsten Teilen des südlichen Hügellandes. Desto mehr man sich von den größeren Verkehrsadern entfernt, die vom Tieflande ins Gebirge führen, in um so größerer Anzahl treten jene Formen auf, die für das unbeeinflusste slowakische Siedlungsgebiet bezeichnend sind, nämlich Weg- und Bachreihen-, Haufen- und Zellenhaufendörfer. Sie beherrschen das Bild im Umkreise der Wasserscheide zwischen Gran und Eipel östlich der Schemnitzer-Karpfener deutschen Einflußzone, nehmen gegen Theißholz-Groß-Rauschenbach hin wieder ab, wo sie in einer schmalen Zunge südlich Theißholz nach Osten greifen und erreichen erst wieder im östlichsten Teile zwischen der heutigen Staatsgrenze, dem Hernad und der Göllnitz die absolute Vorherrschaft. Dieses auffallende Zurücktreten typisch slowakischer Formen ist nicht allein durch die große Ausdehnung des einstigen deutschen Kulturbodens, sondern auch durch das Auftreten eines anderen Siedlungselementes bedingt. Es ist dies das Angerdorf, das in einer nicht geringen Anzahl der Fälle in der Abart des Dreiecksangers (Abb. 4) erscheint. Das Angerdorf erfüllt als vorherrschende Siedlungsform einen breiten Streifen der südlichsten Teile des slowakischen Staatsgebietes, die ganze südliche Randzone des slowakischen Erzgebirges einnehmend. In den größeren Tälern mit Straßendörfern gemischt, erfüllte es die Hügelzone als der vorherrschende Siedlungstyp mit fast der doppelten Anzahl aller übrigen Ortsformen. Es ist die Charakterform im Siedlungsbilde des zum südlichen Tiefland schauenden, weit offenen Hügellandes. Auch hier ist es unmöglich, in jenen Gebieten, die, wie das Eipeltal, eine überaus enge Durchmischung des altslawischen Volksbestandes mit dem landnehmenden Madjarentum zeigen<sup>37)</sup>, irgendeinen völkisch typischen Zug der Siedlungsformen zu finden, der dem einwandernden Madjarentum zugeschrieben werden könnte. Die Verteilung der Siedlungselemente zeigt nirgends Parallelen zur völkischen.

### Das obere Grantal

Es ist bekannt, daß das obere Grantal einstmals weitgehend Siedlungsgebiet deutscher Kolonisten war. Mit Rücksicht auf die Dorfform

<sup>37)</sup> KNIEZSA, a. a. O.

heben sich diese meist seit langem entdeutschen Gebiete noch weniger vom slowakischen Lande ab als die des Erzgebirges. Das gilt ebenso von der ehemaligen Neusohler Sprachinsel, wie der von Libethen-Ponik, Bries und den Dörfern des obersten Grantales. Das dürfte aus zwei Gründen erklärlich sein: Einmal scheint es hier mit ganz geringen Ausnahmen im Becken zwischen Alt- und Neusohl<sup>38)</sup> vor dem 13. Jh. keine slawischen Siedlungen gegeben zu haben. Das ganze Land scheint bis dahin eine siedlungsleere Waldeinöde gewesen zu sein<sup>39)</sup>. Es können daher die später entstandenen slowakischen Dörfer durchschnittlich nicht älter sein als die deutschen, deren Gründungen in die gleiche Zeit fallen. Zweitens aber ist offenbar hier bei den deutschen Orten noch kein kolonisatorisches Schema angewandt worden wie in der Kremnitz-Deutsch-Probener Insel; zumindest ist bis heute darüber nichts bekannt geworden. Aus den Aufnahmen des 19. Jh.s ist jedenfalls nichts derartiges zu entnehmen. Das einzige auf diesem Wege bestimmbare Waldhufendorf ist das schon genannte Nemce nordöstlich Neusohl.

### **Die innerkarpatischen Becken**

(Silleiner, Turozer, Liptauer und Zipser Becken)

In keinem Teile der Westkarpaten tritt der beherrschende Einfluß des Reliefs auf die Gestaltung des Siedlungslandes schärfer und gesetzmäßiger hervor als in den innerkarpatischen Beckenlandschaften. Überall steht der an das flachwellige bis ebene Beckeninnere gebundenen Kulturlandschaft unvermittelt die vielfach noch unberührte Naturlandschaft der karpatischen Bergwälder gegenüber. Der Gegensatz wirkt um so krasser, als der Siedlungsöde der Bergumrahmung in den Becken Landstriche überdichter Siedlungsballung gegenübertreten. Eine Übergangszone in den ins Gebirge eingreifenden Tälern fehlt nicht nur dort, wo diese, kurz und steil ansteigend, von Natur aus keinen Wohnraum lassen, sondern vielfach auch in den langen und verhältnismäßig siedlungsfreundlichen Tälern. So ist heute z. B. noch das Lubochniatal und die meisten Täler am Nordabfall der Niederen Tatra unerschlossen, obgleich sie an sich dazu die Möglichkeit bieten würden und etwa in den Alpen unter gleichen Umständen zweifellos ins Siedlungsland einbezogen wären. In den seltenen Fällen, in denen solche Täler Dörfer aufweisen, wie das Revuca- und Bocatal, liegen diese weit voneinander ab und sind infolge nur ihres inselhaften Vorkommens nicht befähigt, eine Zwischenzone zu schaffen. Sie stellen lediglich seltene Ausnahmen von der herrschenden Regel dar, daß im allgemeinen die Becken Siedlungsland, die Gebirge siedlungsleer sind. Das muß um so mehr auf-

<sup>38)</sup> KNIEZSA, a. a. O.

<sup>39)</sup> CHALOUPECKI, a. a. O.

fallen, als die Überdichtung in den ersteren nicht nur eine tiefgehende Verarmung, sondern seit langem schon die bekannten Erscheinungen einer auch völkisch sehr ins Gewicht fallenden Auswanderung auslöste. Es muß erstaunlich erscheinen, daß ein mit seiner Bergheimat so innig verwachsenes Volk wie das slowakische den Überdruck an Bevölkerung durch eine so weitgehende Auswanderung zu mildern versucht, bevor die letzten innerkolonialisatorischen Möglichkeiten erschöpft sind. Dabei ist die nicht zu unterschätzende Reserve an Lebensraum, die die Almenzone unter Anwendung einer geregelten und modernen Almwirtschaft bilden könnte und müßte, noch nicht mit in Betracht gezogen. Gewiß sind die Schwierigkeiten einer siedlerischen Erschließung in den genannten Gebieten nicht gering und die Kargheit der Böden sowie die Rauheit des Klimas würden nur großer Anpruchslosigkeit Lebensmöglichkeiten gewähren. Aber eine solche Lösung wurde unter gleichen Umständen in anderen Teilen des slowakischen Berglandes vielfach durchgeführt, so daß das Fehlen einer solchen Zone im Umkreise der Becken als besondere Merkwürdigkeit erscheint. In einem höheren Maße als sonst und als es die Natur bedingt, ist hier das Kulturland an das Beckeninnere gebunden. Es ist eine auffällige Gebirgsscheu, die sich darin äußert. Am schärfsten ausgeprägt ist diese Erscheinung im Liptauer Becken. Im Turozer Becken wird sie lediglich durch das Auftreten der deutschen Rodungssiedlungen scheinbar eingeschränkt. Nur im Umkreise des Silleiner Beckens ist auch das hier allerdings wesentlich leichter zu erschließende Bergland dicht durchsiedelt. Hier reicht in dem breiten Rajčankatal das Kulturland bis zur Wasserscheide, entsprechend den schon geschilderten andersartigen Verhältnissen im Umkreis des Waagtales unterhalb Sillein. Das Zipser Becken folgt vor allem unter dem Einflusse der alten deutschen Kolonisation an sich anderen Entwicklungskräften.

Die drei erstgenannten Becken zeigen nicht nur in dieser, sondern auch in mancher anderen Hinsicht vielfache Gemeinsamkeiten, so daß sie gemeinsam behandelt werden können; ihre wesentlichen Eigenschaften sollen am Beispiel des Turozer Beckens näher dargestellt werden.

Im engen Rahmen der hier angewandten Methoden sind folgende Feststellungen möglich:

Zwei Siedlungsgebiete lassen sich mit genügender Deutlichkeit voneinander unterscheiden: Erstens das der ältesten slawischen Bodennahme im innersten Teile der Becken (vgl. für das Turozer Becken Karte 2). Es ist gekennzeichnet durch das Auftreten altslawischer Siedlungsformen wie Haufen-, Zellenhaufen-, Weg- und Bachreihen-, Anger- sowie Zeilendörfer. Diese typischen Ortsgrundrisse verbinden sich mit geringer Einwohnerzahl und dementsprechend auffallend kleiner Dorfgemarkung. Zweitens die Zone späterer innenkolonialisatorischer Ausweitung des Kulturlandes, in der

durchgehend die gleichen Grundrißlösungen angewendet werden, aber wesentlich größere Dorfgemarkungen geschaffen werden und wo entsprechend auch die Einwohnerzahl auf ein Vielfaches im Vergleiche zu den Dörfern der ersten Zone ansteigt. Die Siedlungen dieses äußeren Ringes umrahmen das Beckeninnere und reichen mit ihrer Gemarkung bis zu den Wasserscheiden. Im Turozer Becken und im Rajčankatale reichen als drittes Element in dem Bereiche der zweiten Zone die Waldhufendörfer der deutschen Kolonisationsepoche hinein. Die Durchmischung beider Typen zeigt gerade im Rajčankatale, wo slowakische Ausbaudörfer der zweiten Zone und Waldhufendörfer im Talverlaufe untereinander gemengt auftreten, daß zwischen beiden kein bedeutender Zeitunterschied bestehen kann. Zwischen die großen slowakischen Rodungsorte des unteren und oberen Tales zwangen sich die beiden Waldhufendörfer nämlich derart ein, daß ihre Anlage nur bei Gleichzeitigkeit der Ansetzung erklärt werden kann. Damit ist ein Anhaltspunkt für ihr ungefähres Alter gegeben. Sie müssen einerseits älter als das altslawische Kulturland sein, wie es noch im 11. Jh. im Turozer Becken bestand<sup>40)</sup>, andererseits können sie nicht wesentlich jünger als die deutsche Kolonisation sein, d. h. über das 14. Jh. nicht hinausreichen. Sie haben daher nichts zu tun mit der Epoche, in der die rechts der Waag unterhalb Sillein im Gebirge gelegenen wesentlich jüngeren Großdörfer entstanden. Letzteren entsprechen nur ganz wenige späte Siedlungen in den höchsten Teilen der Nebentäler, wie die drei ursprünglich mit goralischen Siedlern angesetzten Orte Borove, Sviniarki und Huti in der Nordumwallung des Liptauer Beckens<sup>41)</sup>.

Eine dem bisher geschilderten Bilde völlig fremde Erscheinung nach Ortsgrundriß und Größe stellt das Dorf Geib am Ostrande des Liptauer Beckens dar, das zur Schilderung des Zipser Beckens, dessen deutsch bestimmter Kulturlandschaft es angehört, überleitet. Der Dorfform nach ist Geib eines der vielen langgestreckten Angerdörfer, die für das deutsche Kulturland der Zips ebenso typisch sind, wie das Waldhufendorf der Mittelslowakei es für den ehemaligen deutschen Volksboden dort ist. JULIUS GRÉB<sup>42)</sup> verdanken wir die Aufhellung dieser Frage. Nach seinen Ergebnissen ist es sicher, was auch durch die Einsicht in die franzisceische und josephinische Aufnahme bestätigt wird, daß bei Außerachtlassung aller späteren Zubauten die Urform des Zipser deutschen Dorfes ein langgestrecktes Angerdorf ist. Auch die schon ursprünglich vorhandenen kleinen Abweichungen, wie sie etwa die Form des Platzgassendorfes darstellt, bei der der Anger rechtwinklig gestaltet ist, ändern daran nichts, denn es

<sup>40)</sup> KNIEZSA, a. a. O.

<sup>41)</sup> MAJLÓTH, Das Liptauer Comitatus: In: Die österr.-ung. Monarchie, a. a. O.

<sup>42)</sup> J. GRÉB, Zipser Volkskunde; 4. Heft, Kesmark und Reichenberg 1932.

handelt sich dabei nur um untergeordnete, meist durch örtliche Verhältnisse bedingte Modifikationen des gleichen Typus. Man wird das auch für das selten auftretende Gassendorf gelten lassen dürfen, wo der Anger sich gassenartig verschmälert. Es tritt uns somit in der Zips ebenso wie im Kolonisationsgebiete der Mittelslowakei eine für den ehemaligen deutschen Volks- und Kulturboden typische und, wie es kolonisorischer Siedlung entspricht, streng durchgeführte systematische Dorfform entgegen. Daß beide Arten ursächlich nichts miteinander zu tun haben, wie KASER<sup>43)</sup> fälschlich annahm, wurde schon gezeigt. GRÉB<sup>44)</sup> verweist auch mit Recht darauf, daß zwischen den Zipser Angerdörfern und den waldhufenartigen Siedlungen der slawisch besiedelten Zipser Magura, in der es sich in zwei Fällen um tatsächliche Waldhufendörfer handeln dürfte (Lazenhau und das untergegangene deutsche Deutsenhau), ein grundlegender Unterschied in der Flureinteilung besteht. Den Angerdörfern entspricht schon zur Gründungszeit die Gewannflur, den anderen, von GRÉB Reihendörfern genannten, die Waldhufenflur. Auch dieser Nachweis ist zwingend und spricht eindeutig gegen Kasers Annahme, der ihm trotz Benutzung der Arbeit Grébs entging.

Die schon erwähnten langgestreckten slawischen Dörfer der Zipser Magura sind mit ihrer Waldhufenflur nichts anderes als die Fortsetzung jener Zone deutschen Kultureinflusses, die wir im Gebiete der Orava in den Schnurdörfern kennenlernten und die sich von dort nördlich der Hohen Tatra nach Osten hin weiter verfolgen läßt. Auch hier handelt es sich um die Übernahme einer deutschen Rodungsform durch die Slawen des nördlichen Karpatenabfalles, um eine vermittelte Form der deutschen Kulturlandschaft, die aus dem deutschen Waldhufengebiete Galiziens an die ins Gebirge vordringenden slawischen Rodungssiedler weitergereicht wurde.

Wo aber heute ehemals deutsches Volksland der Zips in slowakischem Besitze ist, da sehen wir die gleiche Erscheinung wie schon mehrmals geschildert, daß die Entdeutschung nicht von einer grundlegenden Änderung der Kulturlandschaft begleitet wird, sondern daß das eindringende Slawentum die deutschen Formen einfach übernimmt. Es steht auch hier dem ehemaligen deutschen Volksboden der heutige kleinere und eine Zone übernommener deutscher Kulturlandschaft gegenüber.

Von diesem Bereiche unmittelbarer und übernommener deutscher Kulturlandschaft hebt sich die seit je slawische deutlich ab da sie auch hier wieder durch das Auftreten der schon mehrfach hiefür als typisch bezeichneten Dorfformen gekennzeichnet ist. Zu ihr zählen auch hier wie überall die madjarischen Siedlungen, die sich von den slawischen in der

<sup>43)</sup> KASER, a. a. O.

<sup>44)</sup> Ebda.

Dorfform nicht unterscheiden. Entsprechend der sehr spärlichen vordeutschen Slawensiedlungen treten derartige Grundrißtypen im deutschen Kulturumkreise nur selten und inselhaft auf, wachsen aber im Leutschauer Hügellande entsprechend dem Austönen des deutschen Einflußgebietes östlich der Linie Zipser Neudorf—Leutschau—Alt-Lublau zu einer geschlossenen Zone zusammen. Diese Linie fällt bezeichnenderweise genau zusammen mit der Ostgrenze des ehemals unter deutscher Verwaltung stehenden Gebietes und der des königlichen Dominiums Lublau. Östlich von ihr, im Gebiete der königlichen Gespanschaft, des sogenannten „Großen“ Komitates, treten nun umgekehrt deutsche Kulturformen nur mehr inselhaft auf, und decken sich in diesem wiederum in Kirchdrauf und Wallendorf mit den Inseln des deutschen Verwaltungsgebietes innerhalb der königlichen Gespanschaft. Es entspricht der Verlauf der Kulturlandschaftsgrenze demnach weitgehend dem der alten Verwaltungsgrenzen; sie wurden der Karte entnommen, die der Arbeit J. LIPTAKS<sup>45)</sup> beigegeben ist.

### Die östliche Slowakei

Mehr als jede andere Landschaft der Slowakei zeigt das Land ostwärts des Hernadquertales und der Tarza ein leicht übersehbares siedlungsgeographisches Gefüge. Es ist, als ob sich die landschaftliche Eintönigkeit der Waldkarpaten in der der Siedlungen wiederpiegelte, die fast ausnahmslos auf eine Formel gebracht werden können: Im Berglande herrschen die bisher geschilderten slawischen Dorfgrundrisse mit fast 100 v. H. Was die Verhältnisse hier aber grundlegend von denen in den Westkarpaten unterscheidet, ist die Tatsache, daß die dort so häufig auftretenden Haufen-, Zellenhaufen- und Wegreihendörfer zahlenmäßig nur einen sehr kleinen Bruchteil ausmachen. Weitaus vorherrschend und daher das Siedlungsbild dieser Bergtäler in erster Linie bestimmend sind die mehr oder weniger locker angeordneten Bachreihendörfer. Sie treten überall in den kleinen schmalsohligen Bergtälern als die den natürlichen Formen angemessenste Grundrißlösung auf. Es ist auch nicht möglich, so wie im westlichen Teil zwischen dem schon im 11. und 12. Jh. besiedelten Gebieten und dem erst vom 14. Jh. an erschlossenen größten Teil der Waldkarpaten<sup>46)</sup> einen durchgehenden Unterschied zu machen. Überall dort aber, wo die Talsohle sich zu größerer Breite entwickelt, vornehmlich also im Tarza-, Topola-, Ondava- und Laborzatal trifft man das Angerdorf, das vielfach alle anderen Typen an Zahl übertrifft. Dabei lassen sich zwei verschiedene Formen des letzteren auseinanderhalten. Einmal die landläufige mit mehr minder ovalem Platz

<sup>45)</sup> J. LIPTÁK, Gebiet und Verwaltung der Zipser Sachsen; SODF. IV. Jhg., Heft 1, 1939.

<sup>46)</sup> KNIEZSA, a. a. O.

und dann die seltenere des Dreiecksangers (Abb. 4). Wo aber schließlich die großen Täler in breiten Trichtern ins Tiefland übergehen, das dergestalt buchtenförmig ins Hügelland eingreift, da erscheint stets die im Gebirge fast nie, in den großen Tälern selten vorkommende Form des streng schematisch genormten pannonischen Straßendorfes, die hier nun ihrerseits das Siedlungsbild beherrscht. Typisch für diesen Fall ist auf slowakischem Staatsgebiete vor allem der Anteil an der Ungbucht. Es handelt sich dabei hier wie überall im Tieflande südlich der Karpaten um die Anwendung eines der deutschen Kulturlandschaft entlehnten, kolonisatorisch geformten Siedlungstyps, der bei der Neuentwicklung des Landes nach den Zerstörungen der Türkenkriege schematisch zur Anwendung gebracht wurde.

Dieser Formel, die vereinfacht lautet: Bachreihendörfer im Gebirge, Angerdörfer in den großen Tälern und im Hügellande, d. h. in ostwärtiger Fortsetzung der gleichen Zone des Erzgebirges, und schließlich pannonische Straßendörfer in den Tieflandsbuchten ordnet sich das ganze Land vom Leutschauer Hügelland bis zur östlichen Staatsgrenze unter. Die gegenseitige gelegentliche Durchdringung der einzelnen bezeichnenden Elemente, die nirgends ganz fehlt, ist so gering, daß diese Zonengliederung in allen Teilen als zu Recht bestehend betrachtet werden kann.

Einflüsse des heutigen geringmächtigen oder des früheren stärkeren Streudeutschtums dieser Gegenden auf die Ortsgrundrisse sind nirgends nachweisbar als in den Städten, die aber außerhalb dieser Betrachtung bleiben.

### Zusammenfassung

Mit Hilfe der in dieser Untersuchung angewandten Methode lassen sich folgende Feststellungen machen:

Das slowakische Siedlungsland gliedert sich in das inselhaft in den großen Tälern und Becken gelegene altslawische und die Ausbaugebiete der mittelalterlichen und neuzeitlichen Rodung. In allen Fällen treten die gleichen Grundrißformen auf, die somit als typisch für das slawische Siedlungsland gelten können. Es sind das eine Reihe äußerlich voneinander abweichender Anlagen, wie Weiler, Haufen-, Zellenhaufen-, Wegreihen-, Bachreihen- und Zeilendorf. Ein bestimmter innerer Gehalt ist ihnen allen jedoch gemeinsam: Das passive, oft bis zur äußersten Grenze gehende Anschmiegen an die natürlichen Vorbedingungen. Die Siedlung wird mehr von der Natur geformt als umgekehrt. Nur das schon im altslawischen Gebiet auftretende Angerdorf, das als ovaler und als Dreiecksanger (Abb. 4) auftritt, zeigt eine größere Unabhängigkeit von der Umgebung. Ein sehr bezeichnender Zug liegt ferner darin, daß eine ganze Reihe dieser Dorftypen ganz offenbar durch das Zusammenwachsen von Weilern entstand, die da-

her für eine noch frühere Zeit, nämlich die slawische Landnahme, als wenn nicht herrschende, so doch sehr verbreitete Siedlungsform angesehen werden müssen. Das entspricht durchaus den von WILHELMY<sup>47)</sup> in anderen slawischen Gebieten festgestellten Tatsachen. Ob daraus auch in dem Falle der Slowakei auf das Vorhandensein zadrugaähnlicher Gliederungen geschlossen werden darf, kann nicht entschieden werden. Doch spricht dafür sowohl die bedeutende Stellung des Weilers, wie auch die Erscheinung, daß in den kulturelle Altformen am besten bewahrenden deutschen Gebieten der Mittelslowakei eine zadrugaähnliche Familienwirtschaft noch im vorigen Jahrhundert nachweisbar ist<sup>48)</sup>. Es liegt nahe, die letztere durch Einflüsse aus der slawischen Umwelt zu erklären. Die Entstehung aus dem Zusammenwachsen einzelner Weiler gilt nicht nur für das Haufendorf, sondern auch für eine große Anzahl der Bach- und Wegreihendörfer (Abb. 2). Unterscheiden sich die jüngeren Ausbaurodungen auch nicht der Dorfform nach von dem alten Land, so doch in der Größe der Gemarkung und der Einwohnerzahl, die ein Vielfaches der alten Dörfer erreichen. Im östlichen Teile der Slowakei verschwindet auch dieses Unterscheidungsmerkmal zugunsten einer weitgehenden Einförmigkeit des Siedlungsbildes. Hier tritt eine deutlich vom Relief bedingte Gliederung in Typenzonen auf, die sonst nur noch im Hervortreten der Angerdörfer am Südabfall des Erzgebirges zu verzeichnen ist. Einzelsiedlungen finden sich nur selten, einmal in den Weißen Karpaten und Beskiden, dann wieder östlich Detva.

Der deutsche Kulturboden ist in drei Fällen, um Preßburg, in der Mittelslowakei und in der Zips durch das Vorherrschen bestimmter systematischer Kolonisationsformen gekennzeichnet, genormte Straßendörfer, Waldhufendörfer (Abb. 1) und schematische Angerdörfer. Das deutsche Kulturland des Erzgebirges und Grantales ermangelt solcher typischer Formen oder es waren diese zu Beginn des vorigen Jahrhunderts bereits verwischt. Über den alten deutschen Volksboden hinaus reicht der Strahlungsbereich deutscher Kulturformen in dem Auftreten übernommener oder abgewandelter Normungstypen, die auf deutsche Vorbilder zurückzuführen sind. Es sind das einerseits die pannonischen Straßendörfer der Aufbauperiode nach den Türkenkriegen, die vom südlich benachbarten Tiefland in die Täler vordringen (Abb. 5). Gelegentlich kommt es dabei zu einer gleichsinnigen Überformung alter slawischer Dorftypen (Abb. 4). Zweitens gehören hierher die Schnurdörfer der Orava, die, abgeleitet vom deutschen Waldhufendorf Galiziens, hier über die Wasserscheide in slowakisches Gebiet eindringen. Für alle diese Formen gilt im Gegensatz zu den slawischen die weitgehende Unabhängigkeit vom Gelände, also die aktive Umformung

<sup>47)</sup> WILHELMY, a. a. O.

<sup>48)</sup> MALASCHOFSKY, a. a. O.

der Naturlandschaft; der gleiche Geist drückt sich in der schematischen Normung des Dorfgrundrisses aus. Planvolle bewußte Gestaltung wird somit zum bezeichnendsten Merkmal der unmittelbaren oder vermittelten deutschen Kulturlandschaft im Gegensatz zur passiven Naturanpassung der slawischen.

Es kann daher neben der deutschen Kulturlandschaft, die sich heute noch mit dem deutschen Volksboden deckt und der mehr oder weniger unveränderten slawischen ein Übergangsbereich unterschieden werden, in dem entweder übernommene oder vermittelte deutsche Kulturlandschaft vorliegt. Das erstere gilt für jene Dörfer, die ursprünglich volkstümlich deutsch, später einem Umvolkungsvorgang unterliegen, wobei aber die Dorfform unverändert blieb. Hierher gehören z. B. die slowakisierten Orte des ehemaligen deutschen Volkslandes um Preßburg, in der Mittelslowakei und Zips. Vermittelte deutsche Kulturlandschaft tritt dort auf, wo, von deutschem Kulturgut ausgehend, dieses zwar übernommen, aber bis zu einem gewissen Grad abgewandelt wird, wie in den Schnurdörfern der Orava und im pannonischen Straßendorf.

# Schrifttum über das Deutschtum in Sathmar einschließlich Marmarosch und Bihar

Zusammengestellt von HUGO MOSER (z. Z. Wehrmacht)<sup>1)</sup>

Zum Sathmarer deutschen Siedlungsgebiet im engeren Sinn gehören die deutschen Gemeinden überwiegend schwäbischer Herkunft in den früher ungarischen Gespanschaften Szatmár und Szabolcs bzw. in den heutigen rumänischen Judetzen Salaj und Sätmar und dem ungarischen Restkomitat Szatmár. Die heutige politische Organisation des Sathmarer Deutschtums in Rumänien umfaßt dazu noch die Deutschen in der Marmarosch und im Bihargebiet bei Großwardein. Im letzteren, weiteren Sinne verstehen wir das Sathmargebiet auch hier. In dem gesamten Gebiet leben insgesamt etwa 50 000 Menschen, die sich ihrer deutschen Abkunft bewußt sind. Etwa ein Drittel davon ist sprachlich madjarisiert.

Es gibt ein verhältnismäßig umfangreiches Schrifttum über dieses vorwiegend bäuerliche deutsche Siedlungsgebiet. Es ist aber größtenteils zerstreut in Sammelwerken, Zeitschriften und Zeitungen und deshalb nicht ohne Mühe zugänglich. Das hier vorliegende Verzeichnis ist ein Wegweiser zu ihm.

Ich habe auch die Zeitungsaufsätze einbezogen, nicht bloß weil sie manchen Abschnitt der völkischen Entwicklung der Sathmarer Deutschen in ein besonderes Licht rücken, sondern weil sie zum Teil auch nicht unwichtige Beiträge zur Kenntnis ihrer Kultur und Wirtschaftsweise bringen.

Neben eigenen Zusammenstellungen zog ich die Bestände der Bücherei und des Zeitungsarchivs des Deutschen Auslands-Instituts in Stuttgart zu Rate. Für die Zeit bis 1927 stand außerdem das Schrifttumsverzeichnis von Dr. KARL EGON GUNDHART, Hermannstadt (s. unten) zur Verfügung, das besonders auch in bezug auf Zeitungsveröffentlichungen sehr reichhaltig ist. Wertvoll waren für mich auch ergänzende schriftliche Mitteilungen von Oberst SCHERHAUFER, Dej, und von Dr. GUNDHART.

Selbstverständlich kann die vorliegende Aufstellung nicht den Anspruch auf Vollständigkeit machen, besonders nicht hinsichtlich der fremdsprachlichen Veröffentlichungen (Unwichtiges habe ich von vornherein da und dort weggelassen); Wesentliches aber dürfte kaum fehlen.

Das Schrifttum befaßt sich bis zur Zeit des Weltkrieges (nachdem GÉRESI 1891 den deutschen Charakter der schwäbischen Dörfer um Karol festgestellt hatte) erst spät und tastend mit Fragen des Sathmarer deutschen Volkstums, dem man von reichsdeutscher Seite nur ganz vereinzelt (Univ.-Prof. H. FISCHER, Tübingen) Beachtung schenkte. Das wird anders

<sup>1)</sup> Der Aufsatz wurde abgeschlossen im Juli 1939.

nach dem Weltkrieg mit dem Erwachen der Sathmarer Schwaben und ihrer Entdeckung durch das übrige Deutschtum, Vorgänge, die ja zeitlich mit dem Übergang des Hauptteils des Gebiets an Rumänien zusammenfallen. Seit 1920 erfolgt eine deutsche Bestandsaufnahme in Sathmar von dem Deutschtum in Siebenbürgen und im Banat aus. Von 1923 an beginnt sich besonders in der Tagespresse auch die Verschiedenheit zwischen dem deutschen Standpunkt und dem mancher ungarischer Kreise anzukündigen, die dann von 1926 an (dem Jahr der Gründung der Deutschschwäbischen Volksgemeinschaft) noch mehr den Gegenstand zum Teil sachlich gehaltener, zum Teil auch im Ton recht scharfer Veröffentlichungen bildet. Jetzt erst beschäftigen sich auch reichsdeutsche Verfasser allmählich im größeren Umfang mit dem Sathmarer Deutschtum — in demselben Maß, wie die Siedlung dem Reichsvolk bekannter wird —, und sie sind es vor allem, welche sich neben dem sehr verdienten ersten wissenschaftlichen Erforscher des Deutschtums seiner Sathmarer Heimat, Univ.-Prof. Dr. STEFAN VONHAZ, zum Teil in größeren Veröffentlichungen allgemeineren Fragen des Volkstums, der Volkskunde und der Wirtschaft zuwenden.

So spiegelt sich in dem nun folgenden Schrifttumsverzeichnis auch die besondere völkische Entwicklung des Sathmarer Deutschtums wider.

### I. Gesamtdarstellungen

Bis 1918.

1. WAGNER JOHANN CHRISTOPH, Christlich und Türkischer Stadt- und Geschichtsspiegel. Augsburg 1687.
2. KORABINSZKY JOHANN MATTHIAS, Geographisch-Historisches und Produkten-Lexikon von Ungarn usw. Preßburg 1786.
3. ROHRER JOSEPH, Versuch über die deutschen Bewohner der österr. Monarchie. Wien 1804.
4. LIPSKY JOHANN VON, Repertorium aller Örter usw. der Königreiche Ungarn, Kroatien usw. wie auch des Großfürstentums Siebenbürgen. Ofen 1808.
5. SZIRMAY ANTAL, Geschichte der Gespanschaft Sathmar. Budapest 1809/1810 (madj.).
6. SZEPEHÁZY KARL VON und THIELE J. C. VON, Merkwürdigkeiten des Königreichs Ungarn. Kaschau 1825.
7. CSAPLOVICS JOHANN VON, Gemälde von Ungarn. Pest 1829.
8. THIELE J. C., Das Königreich Ungarn. Ein topographisch-historisch-statistisches Rundgemälde. Kaschau 1833, Bd. IV (madj.).
9. Neueste statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Ungarn usw. Leipzig 1834.
10. HAEUFLER J. V., Sprachenkarte der österr. Monarchie usw. Pest 1846.
11. FÉNYES ELEK, Beschreibung Ungarns. Pest 1847 (madj.).
12. FRÖHLICH R. A., Neueste National- und Sprachenkarte des österr. Kaiserstaates usw. Wien 1849.
13. CHOWNITZ JULIAN, Handbuch zur Kenntniss Ungarns. Bamberg 1851.

14. KACHELMANN JOHANN, Geschichte der ung. Bergstädte und ihrer Umgebung. Schemnitz 1853 und 1855.
15. CZÖRNIG KARL VON, Ethnographie der österr. Monarchie. Wien 1857.
16. FESSLER-KLEIN, Geschichte Ungarns. Leipzig 1857—1883.
17. CZÖRNIG KARL VON, Statistisches Handbüchlein für die österr. Monarchie. Wien 1861.
18. HAUER FRANZ VON und STACHE GUIDO, Die Geologie Siebenbürgens. Wien 1863.
19. Sathmarer röm.-kath. Diözese: Schematismus. Sathmar 1864 (lat.).
20. WURZBACH KONSTANTIN, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich. Wien 1864.
21. FICKER ADOLF, Die Völkerstämme der österr.-ung. Monarchie, ihre Gebiete, Grenzen und Inseln. Wien 1869.
22. KRONES FRANZ VON, Zur Geschichte Ungarns im Zeitalter Franz Rákoczy's II. Wien 1870.
23. LÖHER FRANZ VON, Die Magyaren und andere Ungarn. Leipzig 1874.
24. SZILÁGYI ISTVÁN, Monographie der Marmarosch. Budapest 1876.
25. SCHWICKER J. H., Statistik des Königreichs Ungarn. Stuttgart 1877.
26. KRONES FRANZ VON, Zur Geschichte des deutschen Volkstums im Karpathenlande. Graz 1878.
27. WENZEL GUSTAV, Kritische Geschichte des ung. Bergbaus. Budapest 1880 (madj.).
28. HUNFALVI PAUL, Ethnographie von Ungarn (madj.). Deutsch von SCHWICKER J. H., Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Wien 1881.
29. GÉRESI KÁLMÁN, Archiv-Urkundensammlung der Großkaroler Gräflichen Familie Károlyi. Budapest 1882—1887, 5 Bände (madj.).
30. LANG LUDWIG, Statistik der Bevölkerung Ungarns. Budapest 1885.
31. PESTY FRIEDRICH, Die Ortsnamen Ungarns in geschichtlicher, geographischer und sprachlicher Betrachtung. Budapest 1888 (madj.).
32. Die österr.-ung. Monarchie. Teil Ungarn II, V<sub>2</sub>, VI. Wien 1891, 1900, 1902. Darin: GÉRESI KOLOMAN, Nagykárolyi, Szatmár und ihre Umgebung (Bd. II, S. 357—382).  
Ziemlich allgemein gehaltene Beschreibung des alten Komitats Sathmar mit Berücksichtigung seines Deutschtums.
33. ASZTALOS GYÖRGY, Geschichte Großkarols bis 1848. Karol 1892 (madj.).
34. ÉBLE GABOR, Graf Franz Károlyi und seine Zeit. Budapest 1893 (madj.).
35. ÉBLE GABOR, Die Familien Harruckern und Károlyi. Budapest 1895 (madj.).
36. Biharer Komitat. Milleniumsgedenkbuch. Budapest 1896 (madj.).
37. Sathmarer Komitat. Milleniumsgedenkbuch. Budapest 1896 (madj.).
38. ÉBLE GABRIEL, Die Ecseder Herrschaft und Nyiregyháza. Budapest 1898 (madj.).
39. PETRI MORITZ, Monographie des Szilágyer Komitates. 1901 (madj.).
40. Sathmarer röm.-kath. Diözese: Gedenkbuch-Schematismus Centenarius. Sathmar 1904 (madj.).
41. TEUTSCH G. D. und FRIEDRICH, Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Hermannstadt 1907—1926.
42. STEINER LEOPOLD, Schematismus ungarischer Ortsnamen mit Bezeichnung ihrer früheren deutschen Benennung. Wien 1908.

43. BOROVSZKY SAMU, Komitat Sathmar. In: Ungarische Komitate und Städte. Ungarische Monographie. Budapest 1909 (madj.).
44. KAINDL RAIMUND FRIEDRICH, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. Gotha 1907—1911, Bd. 1—3. 3.: Geschichte der Deutschen in Galizien, Ungarn, Bukowina und Rumänien, 1911 (Allgemeine Staatsgeschichte III, 8).
45. KÁROLYI LÁSZLÓ Gróf, Geschichte des Besitzstandes sämtlicher Erbgüter der Großkaroler Familie Graf Károlyi. Budapest 1911, 2 Bände (madj.).
46. THIRRING GUSTAV, Statistisches Jahrbuch der ung. Städte. Budapest 1912 (madj.).
47. Verein zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn: Deutsche Ortsnamen in Ungarn. Wien 1912.
48. Statistisches Zentralamt: Ortsnamenverzeichnis der Länder der ung. hl. Krone. Budapest 1913 (madj.).
49. SZABÓ OREST, Nationalitätenbibliothek. Budapest 1913. Aufsatz von G. CZIRBUSZ über die Schwaben (madj.).
50. Das Gebiet und das Kataster-Reineinkommen der Steuer-Gemeinden des Sathmarer Komitates. Budapest 1914 (madj.).
51. Das Gebiet und das Kataster-Reineinkommen der Steuer-Gemeinden des Szilagyier Komitates. Budapest 1914 (madj.).
52. MÜLLER-GUTTENBRUNN ADAM, Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österr.-ung. Monarchie. Stuttgart 1916.
53. TEUTSCH G. D. und FRIEDRICH, Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1916  
In beiden etwas über Kriegsdorf unter „Hadad“.
54. KAINDL R. FR., Die Ansiedlung der Deutschen in den Karpathenländern. Wien und Leipzig 1917.
55. Wöchentliche Völkerkriegskarten 1914—1918; vorher Wöchentliche Kriegsschauplatzkarte Nr. 216 (48. Nummer 1918) vom 25. November 1918: Völker- und Sprachenkarte von Österreich-Ungarn.
56. WINKLER WILHELM, Die Totenverluste der österr.-ung. Monarchie nach Nationalitäten. Wien 1919.

Seit 1919.

57. BRANDSCH RUDOLF, Vom Deutschtum in Rumänien. Graz 1923.
58. BRAUNIAS KARL, Das Deutschtum in Großrumänien. Veröffentlichung des Instituts für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien. Hermannstadt 1923. 22 S.
59. GUNDHART KARL EGON, Die Verteilung des Weltdeutschtums. Hermannstadt 1923. S. 37-38.
60. SPEK RUDOLF, Karte der deutschen Siedlungen Großrumäniens. Hermannstadt 1923.
61. MÖLLER KARL VON, Wie die Schwaben den Sathmarer Gau besiedelten und düngten. In: Wie die schwäbischen Gemeinden entstanden sind. Temeschburg 1924. Verfaßt auf Grund von Unterlagen von Franz Forstner.
62. RÜDIGER HERMANN, Das Deutschtum an der mittleren Donau (Ungarn, Südslawien, Rumänien). 2. Aufl. München 1924.
63. BRAUNIAS KARL, Die Minderheiten in Rumänien. Wien 1925.

64. KARÁCSONYI JÁNOS, Gründung der Stadt Sathmar. In: Emlékkönyv Dr. Gróf Klebelsberg Kuno negyedszázados kultúrpolitikai működésének emlékére. Budapest 1925 (madj.).
65. VDA, Vom Deutschtum in Rumänien. Aus der Arbeit der Landesgruppe Hessen-Nassau und der Ortsgruppe Wiesbaden-Biebrich des Vereins für das Deutschtum im Ausland. Wiesbaden, Januar 1925, 20 S.
66. Die Vergangenheit und Gegenwart des Katholizismus in Siebenbürgen. Dicio-santmartin, 1925 (madj.).
67. BELL KARL, Das Sathmarer Deutschtum. In: Das Deutschtum im rum. Banat. Hg. von Karl Bell. Dresden 1926, 275 S., Bd. 1, S. 81—83.
68. MÜLLER-LANGENTHAL FRIEDRICH, Die Geschichte unseres Volkes. Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart der Deutschen in Rumänien. Hermannstadt 1926.
69. GRENTRUP THEODOR, Die kirchliche Rechtslage der deutschen Minderheiten kath. Konfession in Europa. In: Deutsche Rundschau 1928.
70. METTER ALFRED, Sathmar. In: Jahrbüchlein des Siebenb. Dt. Jugendbundes. Schäßburg 1928.
71. SCHADE LUDWIG, Jahrbuch des Reichsverbandes für die kath. Auslandsdeut-schen. Münster 1928.
72. SCHILLINGS ROGERIUS, Ansiedlung der Deutschen in Rumpfungarn. In: Das Deutschtum in Rumpfungarn. Budapest 1928, S. 67.
73. WANGER GEORG, Die Auswanderung aus dem Bodenseegebiet nach Sathmar. In: Das Bodenseebuch. Konstanz 1928.
74. KLEIN GUSTAV ADOLF, Das deutsche Wirtschaftsleben in Siebenbürgen, Ba-nat und Sathmar. In: Transilvania, Banatul, Crişana, Maramuresul 1918—1928. Bukarest 1929, Vol. I. (rum.).
75. SCHERHAUFER ALBIN FRANZ, Die Sathmarer und Biharer Schwaben sowie die Deutschen der Maramuresch. Im Sammelwerk: Transsylvania, Banat, Crişana und Maramureş. Bukarest. Rum. Akademie der Wissenschaften 1929 (rum.).
76. WEHENKEL GÜNTER, Deutsches Genossenschaftswesen in Rumänien. Stutt-gart 1929 (Schriften des Deutschen Auslandsinstituts, Reihe E, Bd. 1).
77. GRENTRUP THEODOR, Das Deutschtum an der mittleren Donau in Rumänien und Jugoslawien. Unter bes. Berücksichtigung seiner kulturellen Lebens-bedingungen. Münster i. W. 1930, VII, 336 S. (Deutschtum im Ausland, H. 32/33).
78. INHÁSZ COLOMAN, Das Tschanad-Temesvarer Bistum im frühen Mittelalter 1030—1307. Münster i. W. 1930.
79. ISTRATE N., Die Statistik der Nationalitäten. Die Lauterkeit der Daten. Bulletin der kgl. rum. Geogr. Gesellschaft. Tom. XLIX. Bukarest 1930 (rum. und franz.).
80. STAUDINGER WILHELM, Sathmarer Wirtschaftsverhältnisse (genauer Titel un-bekannt). In: Mitteilungen aus dem Zoologischen Garten der Stadt Halle (Fest-schrift). Halle 1930.
81. BAHR RICHARD, Deutsches Schicksal im Südosten. IV. Sathmar. Hamburg 1936. Mit 1 Ausschlagkarte, S. 123—138.
82. HIELSCHER KURT, Siebenbürgen, Banat, Sathmar, Marmarosch. Landschaft, Bauten, Volksleben. Leipzig 1936, XV, 148 S.  
Bringt für das Sathmargebiet nur Bilder rum. Volkstums.
83. GERMAN JOAN, Plasa Carei, jud. Salaj. Descrierea teritorului, populatiunei . . . 1937. (Der Bezirk Karol im Judetz Zilla. Beschreibung des Gebiets, der Be-völkerung usw.) Karol 1938, XII, 316 S. (rum.).

Der Abschnitt über die Deutschen im Karoler Bezirk stellt eine bemerkenswert objektive Würdigung des Schicksals und der Leistung der Sathmarer Schwaben aus fremdvölkischer Feder dar.

84. WIRSCHING GUSTAV, Schwäbisches Liederbuch. Kassel 1938, 96 S. Mit Liedern aus der Sammlung von Moser Hugo.
85. Sathmarer Komitatssitzungsprotokolle. 9. Bd. (madj. und lat.).  
Handschriftliche Protokolle aus der Ansiedlungszeit im Komitatsarchiv.

## II. Sonderdarstellungen

Bis 1918.

86. BEL M., Geschichte des Komitats Sathmar. Verfaßt auf Grund von Reiseerlebnissen im Jahre 1726 . . . 1736 (lat.).
87. NAGY VON SARKADI MICHAEL, Kirchliche und bürgerliche Geschichte der kgl. Freistadt Szatmár-Németi. Sathmar 1860 (madj.).
88. SZALAY LADISLAUS, Lebensbeschreibung und Tagebuchaufzeichnungen des Grafen Alexander Károlyi. Pest 1865 (madj.).
89. MAYER FERDINAND, Geschichte des k. k. Infanterieregiments Nr. 39. Ehemaliges Debreziner Hausregiment. Wien 1875.
90. KISS KOLOMAN, Geschichte der reformierten Kirche Szatmárs. Keeskemét 1878 (madj.).
91. KARÁCSONYI JOHANNES, Kurze Geschichte der Groß-Wardein-Olaszier röm.-kath. Pfarrkirche und Pfarrei. Großwardein 1884 (madj.).
92. BRÁZAY JOHANN, Erinnerungsblätter aus der Geschichte der Ortschaft und der röm.-kath. Pfarrei Petrifeld. Karol 1886 (madj.).
93. FILEK HEINRICH VON, Geschichte des k. u. k. Infanterieregiments Nr. 5. Wien 1890.
94. SZONTAGH THOM. VON, Umgebung von Nagy-Károlyi. Budapest 1893.
95. PALMER KOLOMAN, Nagybánya (Neustadt) und Umgebung. Nagybánya 1894 (madj.).
96. POSEWITZ THEODOR, Umgebung von Marmarosch-Szigeth. Budapest 1894. Erläuterungen zur geologischen Specialkarte der Länder der Ung. Krone.
97. FINKE EDMUND, Geschichte des k. u. k. Infanterieregiments Nr. 37. Wien 1896.
98. HÁM JOSEPH, Geschichte des Großkaroler röm.-kath. Obergymnasiums. Karol 1896 (madj.).
99. PIZZIGHELLI CAJETAN, Geschichte des k. u. k. Husarenregiments Nr. 6. Rzeszow 1897.
100. KOCH ANTON und GESELL ALEXANDER, Die Gegend von Nagybánya. Budapest 1898. Erläuterungen zur geologischen Specialkarte der Länder der Ung. Krone.
101. MIHÁLYI VON APSA JOHANN, Marmaroscher Diplome aus dem 14. und 15. Jh. M.-Sziget 1900 (rum.).
102. HÁM JOSEPH, Geschichte des Großkaroler Piaristen-Ordenshauses. Um 1900 (madj.).
103. VONHÁZ ISTVÁN, A szatmármegyei német nyelvjárás hangtana. Budapest 1908, 53 S. (Phonetik der deutschen Mundart des Sathmarkomitats) (madj.).

Erste wissenschaftliche Bestandsaufnahme der sathmarschwäbischen Mundart nach den Lauten. Die Frage der Heimatbestimmung der Mundart und der Bewohner wußte der verdienstvolle Verf. damals allerdings noch nicht genau zu lösen.

104. TACÁCS ALEXANDER, Christine Barkóczy von Szala. Budapest 1910 (madj.)  
CHRISTINE BARKÓCZY war die Gattin des ersten Kolonisators Graf ALEX. KÁROLYI.
105. MOLDOVAN S. und TOGAN N., Diktionär der Ortsbezeichnungen und der rumänischen Bevölkerungszahl von Transsylvanien, Banat, Crişana (Kreischgebiet) und Marmarosch. Sibiu-Hermannstadt 1919 (rum.).
106. BLASKOVICS FRANZ, Referat an den Apostolischen Administrator von Temeschburg mit einer Einbegleitung an die Sathmarer Geistlichkeit. Temeschburg 1926. Lithographiert (madj.).
107. SCHEFFLER JOHANNES, Die Statuten (Verordnungen ständiger Gültigkeit) der Sathmarer Diözese. Sathmar 1926 (madj.).
108. SCHEFFLER JOHANNES, Von Szatmár bis Chicago. Sathmar 1926 (madj.).
109. SOLOMAIER JOSEF, A Mezöfény története (Die Geschichte Finas). Monographie. Karol 1926 (madj.). Besprochen von SPEK RUDOLF in: Dt. Polit. Hefte aus Großrumänien. Hermannstadt 1926, Jg. 6, H. 12; auch in Szabad Szó (Sathmar), 5. XI. 1926 (madj.).  
Gibt vor allem Daten zur Besiedlung Finas und Angaben über die ober-schwäbischen Heimorte der Siedler.
110. GUNDHART KARL EGON, Die Veröffentlichungen über das Deutschtum der Gebiete Sathmar, Bihar, Marmarosch. Hermannstadt 1927, 15 S.
111. STRAUBINGER JOHANN, Die Schwaben in Sathmar. Schicksal ober-schwäbischer Siedler im Südosten Europas. Mit 25 Vollbildern. Stuttgart 1927, 120 S., 1 Kt. Besprochen von ALBRICH KARL in: Siebenb. Deutsches Tageblatt, 19. V. 1927. (Ein neues Buch über Sathmar); auch als Sonderabdruck.
112. SCHEFFLER JOHANNES, Die Denkschriften des Sathmarer Bischofs und ernannten Primas Johannes Hám aus den Jahren 1848/49. Budapest 1928 (madj.).
113. WIESER STEFAN, Aus meinem Herzen — an eure Herzen! Flugschrift. Sathmar 1928? (madj.).
114. FIEDLER STEFAN, Hirtenschreiben erlassen von Stefan Fiedler an seine Gläubigen aus Anlaß seiner Bischofsweihe und Einführung. Oradea-Großwardein. 7. XII. 1930.
115. GÁBOR EUGEN, Ungleicher Kampf 10 Jahre hindurch an zwei Fronten. Sathmar 1930 [?] (madj.).
116. STAUDINGER WILHELM, Die Wirtschaftslage der Sathmarer Schwaben. Karol 1930 (Manuskript).
117. MOSER HUGO, Volkslieder, zusammengestellt für die Sathmarer Schwabensiedlungen in Rumänien. Eßlingen 1930, 24 S. Als Manuskript gedruckt.
118. MOŠER HUGO, Volkslieder, zusammengestellt für die Sathmarer Schwabensiedlungen in Rumänien. Eßlingen 1931, 100 S. Als Manuskript gedruckt.  
Enthält im ersten Teil Texte einheimischer, größtenteils vom Verf. aufgezeichneter Sathmarer Lieder.
119. VONHÁZ ISTVÁN, A Szatmármegyei német telepítés. Fünfkirchen 1931, XIX, 525 S. (Die deutsche Ansiedlung im Komitat Sathmar) (madj.). Zitiert in Karpathenland, Jg. 5, H. 1, 1932, S. 40.  
Das grundlegende Werk über die deutsche Besiedlung des Sathmarer Komitats. Bringt die Heimorte der Siedler der drei Muttergemeinden Schöntal, Fienen und Maitingen. Sehr wichtig ist der Urkundenanhang. Das Quellenwerk verarbeitet die Bestände des gräfl. Károlyischen Archivs in Budapest.
120. Sathmar: Zusammengestellt von Berthold Roth, Bildschmuck von Willy Stähle. Eßlingen-Tübingen. Hugo Moser 1931, 22 S., 2 Bilder.

121. MÜLLER CARL, Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte der deutschen Siedlungen bei Sathmar in Rumänien. Stuttgart 1932, 159 S. (Schriften des DAI, Reihe E, Bd. 8). Besprochen von A. F. SCHERHAUFER in: Siebenb. Vierteljahresschrift 1933, Jg. 56, S. 284—289.

Ein wichtiges Werk über die wirtschaftliche Entwicklung des Sathmarer Deutschtums, über die Agrarverfassung und die Agrarwirtschaft vom 18. bis 20. Jh., über Handwerk, Gewerbe und Handel bei den Deutschen im ehem. Sathmarer Komitat und über Bergbau, Handwerk und Forstwirtschaft bei Neustadt und in der Marmarosch.

122. SCHERHAUFER ALBIN FRANZ, Die Sathmarer Schwaben. Dej 1932 (Manuskript).  
Eine Darstellung der Geschichte und Lage des Sathmarer Deutschtums.
123. MOSER HUGO, Der Schwabenzug nach Sathmar. Stuttgart 1934, 32 S. mit 4 Abb. (Aus Schwabens Vergangenheit Nr. 30).  
Volkstümliches Schriftchen über das Sathmarer Deutschtum.
124. MAURER HERMANN, Sathmarer Schwabenfahrt nach dem Südosten. 1936. Sonderdruck aus Nr. 12 der Württ. Schulwarte Stuttgart 1936, 80 S.
125. MOSER HUGO, Schwäbische Mundart und Sitte in Sathmar. München 1937. 164 S., 2 Bl. Abb., 2 Kt. (Schriften der Deutschen Akademie, H. 30). Besprochen von F. KRAUSS in Siebenb. Vierteljahresschrift 1938, Jg. 61, S. 124 bis 127.

Gibt eine Darstellung der Mundart von Petrifeld und den übrigen schwäbischen Gemeinden des Sathmargebiets nach Lauten und Flexion, unternimmt eine genaue Heimatbestimmung, geht den verschiedenen, auch fremden Einflüssen nach, die auf die Mundart gewirkt haben, und untersucht ihre Entstehungsweise. Außerdem bringt die Schrift Beiträge zur Volkskunde mit einem Aufsatz von Wilhelm Staudinger über die Siedlungsweise.

126. RULAND FRITZ und RÖMER OSKAR, Kriegsdorf, eine deutsche Siedlung im Nordwesten Rumäniens. Reichsberufswettkampf 1937/38 (Manuskript Eßlingen). — Darüber berichtet MARTIN WINKELMANN in: Stuttgarter NS-Kurier, 10. VI. 1938, Nr. 266.  
Bringt Beiträge zur Kenntnis des Deutschtums der hauptsächlich alemannisch besiedelten evang. Gemeinde Kriegsdorf, die sich gut zu einer Monographie des Dorfs ausbauen lassen.
127. BECK ANTON, Zur Siedlung und Wirtschaftsgeographie der Sathmar-deutschen Siedlungen. Dissert. Tübingen 1938 (Manuskript).
128. Sathmarer Arbeitskreis, Volkstumsarbeit bei den Deutschen in Sathmar. Stuttgart 1939.

### III. Veröffentlichungen in Zeitschriften

Bis 1918.

129. PREISIG ED., Geschichte des Marmaroscher Bergbaus. Wien 1877. In: Österr. Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen, 24 Jg., Nr. 28.
130. SIEGMETH KARL, Reiseskizzen aus der Marmarosch. In: Jahrbuch VII—XII des Ung. Karpathenvereins. Zipser Neudorf 1881—1885.
131. KOSCH THOMAS, Die deutsche Kolonie in Hadad (= Kriegsdorf). Hermannstadt 1886. In: Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde, Jg. IX, Nr. 1, S. 7—9.
132. GROOS KARL, Die deutsche Kolonie in Hadad (= Kriegsdorf). Hermannstadt 1886. In: Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde, Jg. IX, Nr. 2, S. 15/16.

133. JÖRG EDMUND, Die Fugger in Ungarn. In: Hist.-Pol. Blätter. München 1886, Bd. 98, H. 3.
134. FISCHER HERMANN, Die Schwaben in der ung. Grafschaft Szatmár. In: Württ. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Stuttgart 1911. H. 1, S. 32—48. Auch als Sonderabdruck.  
Methodisch wichtiger Beitrag zur Heimatbestimmung der Sathm.-schwäbischen Mundart.
135. VONHÁZ ISTVÁN, A szatmármegyei német telepítés. Irta és Kiadja. (Von der deutschen Besiedlung des Sathmarer Komitats.) In: Szazadok. Budapest 1914, S. 303, 405 und 499. Auch als Sonderabdruck. 41 S. (madj.).  
Gedrängte Darstellung der deutschen Besiedlung des Sathmarer Komitats. Sehr erweitert in der späteren Sonderveröffentlichung.
136. VONHÁZ STEFAN, Die deutsche Ansiedlung im Komitat Szatmár. In: Ung. Rundschau. Leipzig 1915, Jg. IV.

## Seit 1919.

137. KAINDL RAIMUND FRIEDRICH, Deutsche Dörfer und deutsche Bauern im Karpathenland o. O. In: Die Bergstadt 1922, S. 389—397.
138. SPEK RUDOLF, Sathmarer Deutschtum. In: Der Auslandsdeutsche. Stuttgart 1922, Jg. 5, Nr. 8, S. 224—226.
139. BRAUNIAS KARL, Das Sathmarer und Marmaroscher Deutschtum. In: Deutsche Pol. Hefte aus Großrumänien. Hermannstadt 1923, Jg. 3, H. 5, S. 16/17.
140. LANGHANS PAUL, Über die Sathmarer Schwaben. In: Petermanns Mitteilungen. Gotha 1923, H. 7/8.
141. SP[EK] R., Vom Deutschtum im Komitat Sathmar. In: Deutsche Pol. Hefte aus Großrumänien. Hermannstadt 1923, Jg. 3, H. 7/8.
142. TELEKI PAUL, GRAF, Kurze Antwort auf obigen Aufsatz. In: ebd. Gotha 1924, H. 1/2.
143. LANG FRANZ u.-m., Die Assimilation der Sathmarer Gegend. In: Magyar Kisebbség. Lugosch, 1. IV. 1924 (madj.).
144. SP[EK] R., Bibliographie des Deutschtums in Großrumänien. Zeitschriften- und Zeitungsaufsätze. In: Deutsche Pol. Hefte aus Großrumänien, Jg. 4, 1924, H. 7—10, S. 31/32; Jg. 5, 1925, H. 5—7, S. 31; H. 11/12, S. 44; Jg. 6, 1926, H. 1/2, S. 24; H. 7, S. 140; H. 12, S. 268; Jg. 7, 1927, H. 1, S. 23; H. 5/6, S. 130 f.
145. SP[EK] R., Das Deutschtum im Komitat Bihar (Neupalota). In: Deutsche Pol. Hefte aus Großrumänien, Jg. 5, 1925, H. 3/4, S. 17—19.
146. WENIGER ANDREAS, Vom Deutschtum in Nordsiebenbürgen. Geschichte der Gemeinde Hadad (= Kriegsdorf). In: Deutsche Pol. Hefte aus Großrumänien. Hermannstadt 1925, H. 5—7.
147. Mitteilungen der Deutsch-schwäbischen Volksgemeinschaft Sathmar, Jg. 1—10, 1926—1935. Carol-Großkarol. (Danach aufgegangen in Sathmarer Schwabenpost.) (195.)  
Die einzige deutsche periodische Veröffentlichung des Sathmargebiets. Berichtet fortlaufend über die Entwicklung des Sathmarer Deutschtums.
148. BR[ANDSCH RUDOLF], Die Frage des Sathmarer Deutschtums. In: Deutsche Pol. Hefte aus Großrumänien. Hermannstadt 1926, Jg. 6, H. 4, S. 59/60.
149. CSAKI RICHARD, Sathmar. In: Ostland. Hermannstadt 1926, H. 2.

150. JAKABFFY ELEMÉR, Mussolinis Geist im Sathmargebiet. In: Magyar Kisebbség. Lugosch 15. III. 1926 (madj.).
151. CSAKI RICHARD, Mussolinis Geist in Sathmar. In: Ostland. Hermannstadt 1926, H. IV.
152. Erster deutscher Lehrerkurs im Sathmarer Gebiet. In: Die Getreuen. Berlin-Regensburg 1926, Nr. 5.
153. Ein Banater Kenner der Verhältnisse: Vom Sathmarer Deutschtum. Zu welchem Volk gehören die Sathmarer Schwaben? In: Deutsche Pol. Hefte aus Großrumänien, 1926, H. 7, S. 128/129.
154. KARDHORDÓ KARL, Einige Angaben zur Assimilation im Sathmargebiet. In: Magyar Kisebbség. Lugosch 1926, H. 7 und 8 (madj.).  
Vom madj. Standpunkt aus gesehen. Vgl. dazu Brandsch R. in Deutsche Pol. Hefte aus Großrumänien 1926, H. 4, S. 62.
155. Zur Assimilation im Sathmargebiet. In: Magyar Kisebbség. Lugosch 1926, H. 9/10 und Fortsetzung der Namenslisten in den weiteren Heften (madj.).
156. Zwei Gedichte in Sathmarer Mundart und Bilder. In: Schwäbischer Volkskalender. Temeschburg 1927.
157. JAKABFFY ELEMÉR, Richard Csaki und Karl Toth. In: Stimmen der Minderheiten, Jg. 5, H. 10 v. Okt. 1927, S. 283—387. Vgl. auch Újelet. Sathmar 16. XII. 1927.
158. [GUNDHART KARL EGON, Im Interesse der Marmaroscher Deutschen. In: Medizinische Zeitschrift. Hermannstadt 1927, H. 4 und 7.
159. Volkslied: Wanderlied, mährisches Volkslied aus Oberwischau, Marmarosch. In: Ostland. Hermannstadt Juli 1927.
160. Assimilation des Sathmargebietes. In: Glasul Minorităților. Lugosch. Jan.—Nov. 1928, Nr. 1—11.
161. STEPHAN, Sathmar. In: Der Deutsche Gedanke. Berlin Jan. 1928, Nr. 1.
162. COGITATOR, A Szatmárvidéki Aszimiláció. Nemzetpolitikai tanulmány (Die Assimilation der Sathmarer Provinz, eine volkspolitische Studie.) Lugosch 1928, 81 S. (madj.).  
Vom madj. Standpunkt aus geschrieben.
163. FITTBOGEN GOTTFRIED, Verlorene und wiedergefundene Volksgenossen. In: Der deutsche Kaufmann im Ausland, 1928, Jg. 16, H. 9, S. 242—243. Rolandblätter. Dresden 1928, Nr. 2.
164. TULBURE GH., Erwachende Schwaben. In: Tara noastră, Jg. 1928, S. 477—481, 509—513 und 548—552 (rum.).
165. Rundschau. In: Die Getreuen. Hamburg, Jg. 2, Sept.-Okt. 1928.
166. MOOR ELEMÉR, Die ältesten deutschen Siedlungen in der Theißebene. In: Deutsch-ung. Heimatblätter. Budapest 1929, Jg. 1, H. 4, S. 181—188.
167. MOLNÁR ANDREAS, Die Sathmarer Frage im Spiegel der ung. Sprachkenntnis-Statistik. In: Nation und Staat. Wien 1929, Jg. 2, H. 5, S. 315—326.
168. WIESER STEFAN, Die Deutschkenntnis der Sathmarer Schwaben. In: Nation und Staat. Wien Dez. 1929, Jg. 3, H. 3, S. 161—176.  
Entgegnung auf den Aufsatz Molnárs.
169. MOLNÁR ANDREAS, Der Klärung des statistischen Teils der Sathmarer Frage entgegen. In: Nation und Staat. Wien Sept. 1930, Jg. 3, H. 12.
170. Schwäbische Ostern in Sathmar. In: Deutsche Welt. Dresden 1930, Jg. 7, H. 4, S. 326/327.

171. Sitten und Gebräuche der Sathmarer Schwaben. In: Schwäbischer Volkskalender. Temeschburg 1930, Jg. 10, S. 73—75.
172. SCHÜNEMANN KONRAD, Zur Geschichte der Deutschen in Szatmár. In: Deutsch-ung. Heimatblätter. Budapest 1931, Jg. 3, H. 1, S. 5—12.
173. MOSER HUGO, Lieder der Sathmarer Schwaben in Rumänien. In: Blätter des Schwäbischen Albvereins. Tübingen 1931, Jg. 43, H. 2, S. 46—47.
174. MOSER HUGO, Lieder der Sathmarer Schwaben in Rumänien (mit Weisen). In: Das Deutsche Volkslied. Wien 1931, Jg. 33, H. 6, S. 85—90.
175. Schwäbisches Spiel und Lied in Sathmar. In: Pressekorrespondenz des Deutschen Ausland-Instituts. Stuttgart 1931, Jg. 12, Nr. 6.
176. HIENERWADEL OTTO, Daten über die Urheimat der Sathmarer Schwaben. In: Mitteilungen der Deutsch-schwäbischen Volksgemeinschaft Sathmar. 15. VII. 1931, Nr. 12.
177. SEITH KARL, Zur Auswanderung aus der Markgrafschaft Baden-Durlach nach Siebenbürgen, 1742—1750. In: Badische Heimat. Schopfheim 1931.
178. HIENERWADEL OTTO, Der Anteil der Baar am Schwabenzug nach Ungarn. In: Deutsch-ung. Heimatblätter. Budapest 1931, Jg. 3, H. 3/4, S. 271—293.
179. METTER ALFRED, Sathmar. Ein Kampf ums Deutschtum. In: Deutsche Welt. Dresden 1931, Jg. 8, H. 9, S. 732—736 mit Abb.
180. BÄRTLE JOSEF, Sathmar, eine deutsche Sprachinsel in Südosteuropa. In: Ost-deutsche Monatshefte. Berlin 1932, Jg. 13, H. 2, S. 116—118.
181. HUSS RICHARD, Vier Wenkersätze in der Mundart von Hadad (Kriegsdorf) und Sagas (Sathmarer Gespanschaft). In: Siebenbürgische Vierteljahrsschrift. Hermannstadt 1932.
182. SCHERHAUFER ALBIN FRANZ, Der Fastnachtsfunken und das Eierlesen. Zwei Sathmar-schwäbische Frühjahrsbräuche. In: Siebenbürgische Vierteljahrsschrift. Hermannstadt 1932, Jg. 55, H. 3, S. 204—209.
183. Die Einweihung des deutschen kath. Schülerheims in Sathmar. In: Die Ge-treuen. Jg. 9, März-April 1932, H. 2, S. 41.
184. SCHERHAUFER ALBIN FRANZ, Mitteilungen zur Geschichtskunde der Deutschen in Siebenbürgen und der Sathmarer Gespanschaft. In: Siebenbürgische Viertel-jahrsschrift. Hermannstadt 1932, Jg. 55, S. 366—371.
185. SCHERHAUFER ALBIN FRANZ, Johann Ettinger, dem verdienten Pfarrer der Sathmarer Schwaben (Brief ebendort).
186. TREIBER GUSTAV, Der mittelalterliche Stadtgrundriß von Neustadt (Baia Mare). In: Siebenbürgische Vierteljahrsschrift, 1932, Jg. 55, S. 375 f.
187. PFEIFFER, Frühjahrsbräuche der Sathmarschwaben. In: Württemberg. Stuttgart Okt. 1932, Nr. 10.
188. CHRIST LAMBERT, Sathmar und seine Schwaben. In: Kath. Familienfreund. Stuttgart 23. IV. 1933, H. 17, und in: Der Lagerkamerad. Stuttgart 1. IX. 1933, H. 13.
189. GÜNDISCH GUSTAV, Geschichte der Münzstätte Nagybánya (Neustadt) in habs-burgischer Zeit (1530—1828). In: Wiener Numismatische Zeitschrift, N. F., Bd. XXVI, Jg. 1933. Auch als Sonderabdruck.
190. HEYMANN EGON, Deutschtum im Winkel. Die Schwaben um Sathmar und Großwardein. In: Deutsche Arbeit. 1934, Jg. 34, H. 3, S. 127—132, m. Abb. Ebenso in: Augsburger Postzeitung 29. IX. 1933, Nr. 233; Wiener Neueste

- Nachrichten 5. X. 1933; Kölnische Zeitung 24. X. 1933, Nr. 580; Leipziger Abendpost 27. XII. 1933.
191. Zur Lage des Sathmarer Deutschtums. In: Deutsche Arbeit, 1932/33, Jg. 32, Aug.-Sept. 1933, S. 304—307.
  192. DRAGOMIR SILVIN, Transsylvanien und seine ethnischen Minderheiten. In: Amtsblatt. Bukarest 1934, 281 S. (franz.).
  193. MOSER HUGO, Das „Rumänische Oberschwaben“: Sathmar. In: Tag des Deutschen Volkstums. Sonderheft von Unser Schwabenland. Stuttgart 21. VII. 1934, S. 10/11.
  194. Über den Kulturkampf im Gebiet Szatmár und Nagy Karolyi in der Kath. Rundschau Budapest. In: Stimmen der Minderheiten, Jg. 12, H. 6, Juni 1934, S. 139/40.
  195. Sathmarer Schwabenpost. Karol. Seit 1935. (Vorher: Mitteilungen der Deutschschwäbischen Volksgemeinschaft Sathmar.) Schriftleiter: Stefan Wieser (147).
  196. Geschichte evang. deutscher Ansiedlungen im Salajer und Sathmarer Gebiet. In: Kirchliche Blätter, Hermannstadt 1935, Jg. 27, Nr. 5, S. 50—52.
  197. MOSER HUGO, Oberschwäbisches Volk in Sathmar. In: Württemberg. Stuttgart Sept. 1935, Nr. 9/10. Sondernummer Schwaben im Ausland.
  198. VONHÁZ ISTVÁN, Über die wirtschaftliche Notwendigkeit der Szatmárer Ansiedlung. In: Deutsch-ung. Heimatblätter. Budapest 1935, Jg. 5, H. 3/4.
  199. Jugendtag in Erdeed. 21. VIII. 1935. In: Der Auslandsdeutsche, Stuttgart 1935. Berichtsteil, Jg. 18, H. 11, S. 581.
  200. Das erste deutsche Haus im Sathmargebiet. In: Der Auslandsdeutsche. 1936, Jg. 19, H. 1, S. 44.
  201. MANCIULEA E., Die Westgrenze Rumäniens im Lichte ungarischer statistischer Studien. In: Revue de Transylvanie, Cluj-Klausenburg 1935/36. Tome II, S. 344—356 (franz.).
  202. RUȘU JACQUES, Einige Erwägungen zur Agrarreform in Transsylvanien. In: Revue de Transylvanie, Cluj-Klausenburg, 1935/36, Tome II, S. 371—392 (franz.).
  203. DRAGOMIR SILVIN, Die Bevölkerung Rumäniens der Nationalität nach. In: ebenda, S. 537—539 (franz.).
  204. DRAGOMIR SILVIN, Transsylvanien und seine ethnischen Minderheiten. In: Europa Orient. 1935, XV, S. 467—482; 1936, XVI, S. 307—330 (ital.).
  205. MOSER HUGO, Das Sathmarer Deutschtum im Volkstumskampf. In: Der deutsche Erzieher, Stuttgart 18. IV. 1936, Nr. 16, S. 270—272.
  206. MOSER HUGO, Erwachendes Deutschtum. Sathmar. In: Der Volksdeutsche, 2. Aug.-Ausg. 1936, Jg. 12, Nr. 16 (m. Abb. von Badersbach).
  207. MOSER HUGO, 10 Jahre Volkstumsarbeit und Schulkampf im Sathmargebiet. In: Der Auslandsdeutsche, Jg. 19, Nr. 8, Aug. 1936, S. 544—550.
  208. Kinderlosigkeit ist Volkstod. In: Sathmarer Schwabenpost, Jg. 11, 15. IX. 1936, Nr. 11.
  209. TH[EIL] K. H., Die Sathmarer Schwaben als Schulbeispiel für die Entnationalisierung deutscher Volksgruppen. In: Volk im Osten, Jg. 3, Nov./Dez.-Heft 1936, S. 916—919.
  210. VOTH MARGARETHE, Erfahrungs- und Tätigkeitsbericht über meinen Aufenthalt bei den Schwaben in Sathmar in Rumänien. In: Der deutsche Erzieher. Stuttgart 1936, Jg. 4, H. 51/52, S. 856—858.

211. STEMLER HERBERT, Oberwischau. In: Der deutsche Erzieher, Stuttgart 1936, Jg. 4, H. 51/52, S. 858—861.
212. Das erste deutsche Haus im Sathmargebiet. In: Der Auslandsdeutsche, 1937, Jg. 29, H. 1, S. 44.
213. SOMEŞAN LAURIAN, Die Westgrenze des rumänischen Staates. In: Revue de Transylvanie. Cluj-Klausenburg 1936/37, Tome III, S. 179—187 (franz.).
214. TULBURE GH., Die nationale Aktion der Schwaben Siebenbürgens. In: Revue de Transylvanie. Cluj-Klausenburg 1936/37, Tome III, S. 199—218 (franz.).
215. CALIANI AUGUST, Die Entwicklung der Volksschulen in der „kulturellen Zone“ Siebenbürgens. In: Revue de Transylvanie. Cluj-Klausenburg 1936/37, Tome III, S. 317—348 (franz.)
216. Bibliographie des rumänischen Transsylvanien 1916—1936. In: Revue de Transylvanie. Cluj-Klausenburg 1937, Tome III, Nr. 4 (franz.).
217. Deutsche Volksgruppen im Osten und Südosten Rumäniens. In: Der Auslandsdeutsche. 1937, Jg. 20, H. 5, S. 354—361.
218. Deutsche Predigt in zwei Schwabendörfern Sathmars. Ebenda, S. 385.
219. SCHWAB OTTO (MOSER HUGO), Erwachtes Deutschtum. 225 Jahre schwäbische Siedlungen im Sathmargebiet. In: Deutsche Arbeit. Aug. 1937, Jg. 37, H. 8, S. 332—341 m. Abb.
220. Ahnenfest in Sathmar (225-Jahrfeier). Sondernummer der Sathmarer Schwabenpost, 20. VIII. 1937, Jg. 12, Nr. 13.
221. Zur 225-Jahrfeier der schwäbischen Siedlungen im Sathmargebiet. In: Der Auslanddeutsche, Aug. 1937, Jg. 20, Nr. 8.
222. 225-Jahrfeier des Sathmarer Schwabentums. In: Der Auslanddeutsche. 1937, Jg. 20, H. 10, S. 655.
223. K., Sathmarer Schwaben feiern. In: Der Volksdeutsche. 2. Aug.-Ausg. 1937, Jg. 13, Nr. 16 m. Abb.
224. JAKABFFY ELEMÉR, Offener Brief an Schmidt-Rohr. In: Glasul Minorităţilor. Jan.-Febr. 1938.
225. MOSER HUGO, Bei den Sathmarer Oberschwaben. In: Der schwäbische Heimatkalender. Stuttgart 1938, S. 49—51 m. Abb.
226. FORSTNER FRANZ, Körperliche und seelische Beschaffenheit der Sathmarer Schwaben. In: Sathmarer Schwabenpost. Karol, Nr. 5, 6, 7—8, vom 15. März, 1. und 15. April 1938.
227. FORSTNER FRANZ, Die alte Heimat: Abstammung des schwäbischen Volkes. Geschichte des schwäbischen Volkes. In: Sathmarer Schwabenpost. Karol, Nr. 3—13, 15, 17 und 18, zwischen 15. II. und 1. X. 1938.
228. MANCIULEA STEFAN, Die rumänisch-ungarische ethnische Grenze. In: Revue de Transylvanie. Cluj-Klausenburg 1938, Tome IV, S. 28—39 (franz.).
229. MERUŢIU V., Die ethnographische Karte Rumäniens nach der Volkszählung vom Jahre 1930. In: ebenda, S. 328—334 (franz.).
230. Deutsche Erntedankfeste in Rumänien. In: Pressekorrespondenz des Deutschen Ausland-Instituts. Stuttgart 1938, Jg. 20, Nr. 26/27.
231. WIESER STEFAN, Illegale Legalität. In: Sathmarer Schwabenpost, 1. IX. 1938, Jg. 13, Nr. 17; Kronstädter Zeitung, 11. IX. 1938, Nr. 206.
232. BEDEUS GUSTAV Baron, Alte deutsche Ortsnamen in Siebenbürgen. In: Siebenbürgische Vierteljahrsschrift, Band 1939.
233. TEPFENHARD SEPP, Der bäuerliche Berufswettkampf in Sathmar. In: Ostwacht. Hermannstadt 1939, Jg. 4, H. 2. Sonderheft: Dienst an der Gemeinschaft, S. 35/36.

234. RULAND FRITZ, Die deutsche Volksgruppe Sathmar in der Nordwestecke Rumäniens. In: Volkstum im Südosten, Jg. 16. März 1939, S. 86—88.
235. SCHWARZ OTTO, Deutsches Bauerntum in Rumänien. In: Bukarester Post, Bukarest 1939, VIII. Jg., Folge 18, S. 1/2.

#### IV. Zeitungsaufsätze]

1908.

236. FISCHER HERMANN, Aufruf Hermann Fischers ihn über Auswanderungen nach Nordungarn (Szatmár) zu verständigen. In: Württembergischer Staatsanzeiger. 1908, Nr. 290.

1911.

237. ZINTZ RICHARD, Die deutsche Sprachinsel im Sathmarer Komitat. In: Deutschung. Volksfreund. Temeschburg, August 1911. Auch in der Hermannstädter deutschen Bürgerzeitung abgedruckt. Besprochen in Deutsche Erde. 1912, H. 1.

1919.

238. Anfang und Ende der Bolschewiken-Herrschaft in Sathmar. In: Deutsche Tagespost. Hermannstadt 7. V. 1919.

1920.

239. SPEK RUDOLF, Die deutschen Siedlungen im Sathmarkomitat. In: Deutsche Tagespost. Hermannstadt 9. und 10. VII. 1920, Nr. 147/48.
240. SPEK RUDOLF, Die Schwabensiedlungen im Sathmarer Komitat. In: Banater Tageblatt. Temeschburg 6. und 7. XI. 1920, Nr. 206/7.

1921.

241. SPEK RUDOLF, Das Sathmarer Deutschtum. In: Deutsche Tagespost. Hermannstadt 4. und 5. I. 1921 und Banater Tageblatt, Temeschburg 14. und 15. I. 1921, Nr. 9 und 10.
242. Ein Notschrei aus dem Sathmarer Komitat. In: Banater Tageblatt. Temeschburg. 18. I. 1921, Nr. 12.
243. STRIEGL JOSEPH, Unter unseren Sathmarer Volksgenossen. In: Schwäbische Volkspresse. Temeschburg 9., 10., 11., 12. und 19. III. 1921, Nr. 54, 55, 56, 57 und 63.
244. Eine Stimme aus Sathmar: In Banater Tageblatt. Temeschburg 1. V. 1921, Nr. 98.
245. STRIEGL JOSEPH, Die Sathmarer Schwaben. In: Ostland 1920/21. 1. Maiheft, S. 441; Hermannstädter Tageblatt 4. V. 1921.
246. —K [SPEK RUDOLF], Um das Sathmarer Deutschtum. In: Deutsche Tagespost, Hermannstadt 31. VII. 1921.
247. —K [SPEK RUDOLF], Um das Sathmarer Deutschtum. In: Deutsche Tagespost. Hermannstadt, 13. IX. 1921, Nr. 204.
248. SPEK RUDOLF, Vergessene Deutsche. (Das Marmaroscher Deutschtum.) In: Deutsche Tagespost. Hermannstadt. 16. IX. 1921, Nr. 207.
249. GUNDHART KARL EGON, Nichtvergessenes Deutschtum. In: Deutsche Tagespost. Hermannstadt 20. IX. 1921.
250. Deutschtum in Marmarosch. In: Deutsche Volkszeitung. Czernowitz 24. IX. 1921, Nr. 149.

## 1922.

251. —K [SPEK RUDOLF], Um das Sathmarer Deutschtum. In: Deutsche Tagespost. Hermannstadt 5. I. 1922, Nr. 4.
252. BELLER HANS, Über die Rettung der Sathmarer Deutschen. In: Banater Tageblatt, Temeschburg. 3. VIII. 1922.
253. Um das Sathmarer Deutschtum. In: Deutsche Tagespost, Hermannstadt 8. VIII. 1922.
254. GUNDHART KARL EGON, Vom Deutschtum in der Marmarosch. In: Deutsche Tagespost. Hermannstadt 6. IX. 1922, Nr. 203; Banater Tageblatt. Temeschburg 12. IX. 1922, Nr. 103.
255. Unsere Ziele. Von einem Sathmarer Schwaben. In: Schwäbische Volkspresse. Temeschburg Nov. 1922.
256. Der Weg zum Ziel. Von einem Sathmarer Schwaben. In: ebenda 25. XI. 1922.

## 1923.

257. Unsere Muttersprache, unser Recht! Von einem Szatmarer Schwaben. In: Schwäbische Volkspresse. Temeschburg 1923. Auch als Sonderabdruck.
258. Mahnruf an den Szatmarer Klerus! Von einem Szatmarer Schwaben. In: Schwäbische Volkspresse. Temeschburg 1923. Auch als Sonderabdruck.
259. Die Szatmarer Schwaben. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt, 1923, Nr. 15197.
260. Das nationale Erwachen der Sathmarer Schwaben. In: Deutsche Tagespost, Hermannstadt 15. V. 1923.
261. Brudergrüße aus Sathmar. In: Schwäbische Volkspresse 17. V. 1923, Nr. 109.
262. K. k. [KLEIN], Wiedergefundene deutsche Brüder. (Sathmarer Schwaben.) In: Deutsche Tagespost. Hermannstadt 17. V. 1923.
263. Das Deutschtum der Sathmarer Gegend. In: Kronstädter Zeitung 17. V. 1923, Nr. 111.
264. Das Wiedererwachen des Sathmarer Deutschtums. In: Deutsche Tagespost. Hermannstadt 19., 20. V. 1923, Nr. 112, 113.
265. Antwort der Parlamentspartei an die Schwaben von Erdeed. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 23. V. 1923, Nr. 1490.
266. Die Rechnung ohne den Wirt. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 29. V. 1923, Nr. 14995 (Kirchenfrage).
267. Ausschuß des Siebenbürgischen deutschen Ärztevereins (Dr. KARL EGON GUNDHART): Flugblatt an die deutschen Ärzte wegen der Deutschen in Marmarosch. Hermannstadt Juni 1923.
268. Wie macht man Stimmung unter den Sathmarer Schwaben? In: Kath. Élet. Sathmar 2. VI. 1923 (adj.).
269. CSAKI RICHARD, Von den Deutschen in der Marmarosch. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 12. VIII. 1923.
270. Hands off! In: Temesvári Hirlap. Temeschburg 12. VIII. 1923 (adj.).
271. ZOLTÁN NYISZTOR, Was geschah in Bildegg? In: Kath. Élet. Sathmar 19. VIII. 1923 (adj.).
272. Kleiner Spiegel aus der großen Welt. In: Kath. Élet, Sathmar 26. VIII. 1923 (adj.).
273. ENDRE KUBÁN, Sommerwanderungen, Sathmar. In: Temesvári Hirlap. Temeschburg 1., 5. IX. 1923 (adj.).

274. ENDRE KUBÁN, Die Wahrheit von Schönthal; die Schönthaler sind Ungarn und wollen Ungarn bleiben. In: Temesvári Hirlap. Temeschburg 6. IX. 1923 (adj.).
275. isch, Ein Gruß der Sathmarer Brüder. In: Schwäbische Volkspresse. Temeschburg 8. IX. 1923.
276. FORSTNER FRANZ, Die Sathmarer Schwaben. In: Schwäbische Volkspresse. Temeschburg 8. IX. 1923.
277. ENDRE KUBÁN, Die Sathmarer Schwaben. In: Temesvári Hirlap. Temeschburg 8. IX. 1923 (adj.).
278. MÖLLER KARL VON, Wie die schwäbischen Gemeinden entstanden sind. Sathmar. In: Schwäbische Volkspresse. Temeschburg 8. IX. 1923.
279. HERNYÓ, Liebes Kath. Élet. In: Kath. Élet, Sathmar 9. IX. 1923 (adj.).
280. K. k. [KLEIN], Von den Sathmarer Schwaben. In: Deutsche Tagespost. Hermannstadt 14. und 16. IX. 1923, Nr. 210—212.
281. Die liberale Regierung gegen die deutschen Schulen. In: Deutsche Tagespost. Hermannstadt 16. IX. 1923.
282. ENDRE KUBÁN, Madjarisierte Schwaben, germanisierte Ungarn. In: Temesvári Hirlap, Temeschburg 11. X. 1923 (adj.).
283. Das Sathmarer und Marmaroscher Deutschtum. In: Deutscher Bote. Klausenburg 10. XI. 1923.
284. Bei den Volksgenossen im Sathmarer Komitat. In: Bukarester Gemeindeblatt 14. und 21. XI. 1923; XV, S. 205 f., 209 f., 224 f.
285. Man hat acht schwäbische Schulen gesperrt. In: Szamos. Sathmar 7. XII. 1923 (adj.).
286. SP[EK], Das Deutschtum in Sathmar, in der Marmarosch und in Nordbessarabien. In: Deutsche Tagespost. Hermannstadt 1. I. 1924.
287. Vom Marmaroscher Deutschtum. In: ebenda 5. I. 1924.
288. s, Reiseeindrücke aus Sathmar. In: Schwäbische Volkspresse. Temeschburg 24. I. 1924.
289. Deutschtum in Sathmar. Schwäbische Volkspresse. Temeschburg 1. III. 1924, Nr. 48.
290. [GUNDHART KARL EGON], Vom Deutschtum in der Marmarosch. In: Deutsche Tagespost. Hermannstadt 2. IX. 1924.
291. KISS LUDWIG VON MARJALAK, Die Verquickungen der rumänisch-siebenbürgischen Statistik. Warum suchen die Pangermanen 36.000 Deutsche in Sathmar. In: Magyarország. Budapest 5. X. 1924.

## 1925.

292. GUNDHART KARL EGON, Altes und Neues vom Deutschtum in der Marmarosch. In: Deutsche Tagespost. Hermannstadt 23. I. 1925.
293. BÁRÁNY JOSEF, Altes und Neues vom Deutschtum in der Marmarosch. In: Kath. Élet. Sathmar 4. II. 1925 (adj.).
294. Vom Deutschtum in der Marmarosch. In: Pressenachrichten des Kulturamtes. Hermannstadt April 1925, Ausg. B, Nr. 4; Ausg. A, Nr. 7.
295. Schwaben neben Großwardein. In: Banater Deutsche Zeitung. Temeschburg 28. IV. 1925, Nr. 95.
296. Eine schwäbische Gemeinde bei Großwardein. In: Pressenachrichten des Kulturamtes. Hermannstadt 1925, Ausg. B, Nr. 5.
297. Sathmarer Gäste im Banat. In: Schwäb. Volkspresse. Temeschburg 5. VI. 1925.

298. GUNDHART KARL EGON, Rudolf Brandsch bei den Deutschen in der Marmarosch. In: Deutsche Tagespost. Hermannstadt 14. VI. 1925; Deutsches Volksblatt, Hermannstadt.
299. [ALBRICH KARL], Deutsches Erwachen in der Marmarosch. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 16. VI. 1925.
300. Ein Stück deutsches Neuland in der Marmarosch. In: Schwäbische Volkspresse. Temeschburg 18. VI. 1925.
301. Eine deutsche Kolonie in der Marmarosch. In: Neamul Românesc. Bukarest 28. VI. 1925 (rum.).
302. LINDEINER-WILDAU H. E., Wiedergefundenes Deutschtum in Rumänien. In: Deutsche Tagespost 2. VIII. 1925.
303. Kirchliche Nachrichten aus Sathmar. In: Schwäbische Volkspresse. Temeschburg 13. IX. 1925.
304. BAGOSSY BARTH, Degradierung Sathmars. In: Szamos. Sathmar 1. XI. 1925 (madj.).
305. GUNDHART KARL EGON, Unser Recht auf das Sathmarer Deutschtum. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt. Weihnachtsnummer 1925, Nr. 15750.

## 1926.

306. Die Lehrer der Gemeinden schwäbischer Abkunft . . . In: Szabad Szó. Sathmar 8. I. 1926 (madj.).
307. Wir können nicht schweigen . . . Szabad Szó, Sathmar 15. I. 1926 (madj.).
308. Die Banater Zentrale der Schwäbischen Volksgemeinschaft hat mit der Organisierung der nordrumänischen Schwaben begonnen. In: Ellenzék. Klausenburg 18. I. 1926 (madj.).
309. Auf schwäbischer und katholischer Grundlage wollen sie die Schwaben des Sathmarer Komitats organisieren. In: Brassói Lapok. Kronstadt 18. I. 1926 (madj.).
310. KRÄUTER FRANZ, Auf der Erbensuche. In: Banater deutsche Zeitung. Temeschburg 20. I. 1926.
311. Ein Banater schwäbischer Lehrer in Sathmar. In: Banater deutsche Zeitung. Temeschburg 22. I. 1926.
312. Errichtung eines deutsch-schwäbischen Gauamtes in Sathmar. In: Banater deutsche Zeitung. Temeschburg 23. I. 1926.
313. LANG STEFAN, Der erste deutsche Lehrerkurs in Großkarol. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 29. I. 1926.
314. Ein „renegater“ Schwabe (angeblich Pfarrer Zahoranski), Warum, mein Herr, warum? In: Szabad Szó. Sathmar 29. I. 1926 (madj.).
315. Ein „erwachender“ Schwabe [Jussel], Deshalb, mein Herr, deshalb! In: Szatmármegyei Közlöny. Karol 1926, Nr. 26 (madj.). Auch als Flugblatt.
316. MÖLLER KARL VON, Vom Sathmarer Schwabengau. In: Schwäbischer Merkur. Stuttgart 30. I. 1926.
317. Sathmar. In: Pressekorrespondenz des Kulturamtes. Hermannstadt 1926, Nr. 2.
318. Die Schwäbische Volksgemeinschaft will die nordrumänischen Schwaben ins Banat übersiedeln. In: Ellenzék. Klausenburg 27. II. 1926 (madj.).
319. CSAKI RICHARD, Das Neueste über Sathmar. In: Deutsche Allgemeine Zeitung. Berlin 28. II. 1926.
320. LINDEINER-WILDAU VON, Wiedergefundenes Deutschtum in Rumänien. In: Deutsches Volksblatt. Hermannstadt 1926, Nr. 26; Deutsche Allgemeine Zeitung 1926, Nr. 149.

321. Verschüttetes Deutschtum, Sathmarer Schwaben. In: Stuttgarter Neues Tagblatt. Stuttgart 5. III. 1926.
322. Von der deutschen Bewegung in Sathmar. In: Pressenachrichten des Kulturamtes. Hermannstadt 1926, Nr. 3.
323. Ein „renegater“ Schwabe. Bemerkungen zu dem Propagandazwecken dienenden politischen Flugblatt „Deshalb, mein Herr, deshalb!“ In: Szatmármegyei Közlöny. Karol 10. III. 1926 (adj.).
324. Neuaufnahme der deutsch-schwäbischen Volksorganisation in Sathmar. In: Banater deutsche Zeitung 12. III. 1926.
325. Die Volksorganisation in Sathmar. In: Banater deutsche Zeitung. 16 III. 1926.
326. Erwachende Schwaben. In: Arader Zeitung; auch in der Sonderausgabe für den Sathmarer Gau. Arad 17. III. 1926.
327. Kesseltreiberei im Sathmarer Gau. In: Arader Zeitung; auch in der Sonderausgabe für den Sathmarer Gau. Arad 17. III. 1926.
328. Ein ungebetener Advokat. In: Arader Zeitung. Sonderausgabe für den Sathmarer Gau. Arad 17. III. 1926.
329. Sathmarer Schwaben im Banate. In: Arader Zeitung. Sonderausgabe für den Sathmarer Gau. Arad 17. III. 1926.
330. K. a., Was ist denn eigentlich mit den Schwaben des Sathmarer Komitates? In: Szatmármegyei Közlöny, Karol 17. III. 1926 (adj.).
331. ERDÖDI recte Gottsmann Anton, Offener Brief an Dr. Kaspar Muth. In: Szamos. Sathmar 18. III. 1926 (adj.).
332. Bildung der deutschen Volksgemeinschaft im Sathmarer Komitat (Notiz). In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt, Hermannstadt 18. III. 1926.
333. SCHEFFLER JOHANN, Was wollen die Sathmarer Schwaben? In: Szabad Szó. Sathmar 19. III. 1926 (adj.).
334. GUNDHART KARL EGON, Die deutsche Bewegung im Sathmargebiet. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt, 25. III. 1926, Nr. 15820.
335. Notiz über die Regermanisierung der Sathmarer und Marmaroscher Deutschen. In: Neamul Românească 26. III. 1926 (rum.).
336. Kampf um die madjarisierten Sathmarer Schwaben. In: Temesvári Hírlap 27. III. 1926 (adj.).
337. GUNDHART KARL EGON, „Ich frage die Aleldeutschen“. In: Szatmármegyei Közlöny. Karol 28. III. 1926 (adj.).
338. Die Schwaben unseres Komitats. In: Stirea. Neustadt (Unterstadt) 28. III. 1926 (rum.).
339. [Sch], Ein verständnisvolles Wort. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt. 30. III. 1926.
340. Die Volksorganisation der Sathmarer Schwaben. In: Banater deutsche Zeitung 30. III. 1926, Nr. 72.
341. G[UNDHART KARL EGON], Nach Bessarabien nun Sathmar. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 30. III. 1926.
342. WINTERHOFEN, Was wollen die Schwaben des Sathmarer Komitats? In: Szatmármegyei Közlöny. Karol 31. III. 1926 (adj.).
343. METTER ALFRED, Erklärung. Wahrscheinlich in: Szatmármegyei Közlöny. Karol April 1926 (adj.).
344. SCHEFFLER JOHANN, Meine Antwort an Dr. Gundhart. In: Szabad Szó. Sathmar 2. IV. 1926 (adj.).

345. Eine Flugschrift der Volksorganisation in Sathmar. In: Banater deutsche Zeitung 3. IV. 1926.
346. K. i., Einige Bemerkungen zum Artikel „Ich frage die Alldutschen“. In: Szatmármegyei Közlöny. Karol 4. IV. 1926 (adj.).
347. Heitere Ereignisse. In: Szabad Szó. Sathmar 16. IV. 1926 (adj.).
348. [Neugebore]n, Der Kampf um das Sathmarer Deutschtum. In: Kronstädter Zeitung 18. IV. 1926.
349. JUNG PETER, An die Sathmarer Schwaben (Gedicht). In Banater deutsche Zeitung 18. IV. 1926.
350. K. i., Noch eine Hinzufügung zur Schwabenfrage im Sathmarer Komitat. In: Szatmármegyei Közlöny. Karol 25. IV. 1926 (adj.).
351. R[EI]SNER ERWIN, Erwachendes Deutschtum. In: Jenaische Zeitung 26. IV. 1926.
352. WINTERHOFEN FRITZ, Was will das Sathmarer Schwabentum? In: Szabad Szó. Sathmar 30. IV. 1926; auch als Sonderabdruck (adj.).
353. Der röm.-kath. Klerus des Sathmargebietes: Ermahnendes Wort an unser anständiges kath. schwäbisches Volk. In: Szabad Szó. Sathmar 30. IV. 1926; auch als Sonderabdruck (adj.).
354. M. J., Der Kampf der deutschen Schwaben und madjarischen Schwaben. In: Szamos. Sathmar 7. V. 1926 (adj.).
355. METTER ALFRED, Die Sathmarer Schwaben in Kirche und Staat. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 8. V. 1926, Nr. 15856.
356. Dank des Deutsch-Schwäbischen Volksrates an das deutsche Volk im Banat, Oradeer und Sathmarer Gau. In: Banater deutsche Zeitung 16. VI. 1926, Nr. 132.
357. HEHS ALADAR junior, Einige Worte zur Organisation der Banater und Sathmarer Schwaben. In: Szamos. Sathmar 24. VII. 1926 (adj.).
358. Wie wird in Schamagosch die Familiensteuer eingetrieben? In: Nagykárolyi es vidéke 29. VII. 1926 (adj.).
359. Deutsches Haus Temesvar. In: Szamos. Sathmar 18. VIII. 1926 (adj.).
360. Die neuesten Mittel der schwäbischen Propaganda. In: Szabad Szó. Sathmar 27. VIII. 1926 (adj.).
361. In Großkarol will man den madjarischen Kindergarten nicht genehmigen. In: Szamos. Sathmar 17. IX. 1926.
362. Reichsdeutsche Beobachtungen über die Frage der schwäbischen Propaganda. In: Szatmármegyei Közlöny. Karol 19. IX. 1926 (adj.).
363. GUNDHART KARL EGON, Vom Biharer Deutschtum. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 25. XI. 1926, Nr. 16024.
364. A. G., Die Siebenbürger Sachsen wollen wieder eine ganze Reihe madjarischer Dörfer „zurück“ verdeutschen. In: Magyarorság. Budapest 1. XII. 1926 (adj.).
365. Unser „Schwabe“. Antwort der Schriftleitung. In: Szatmármegyei Közlöny. Karol 17. XII. 1926 (adj.).

## 1927.

366. SPEKTATOR, Schwebende Fragen. In: Ellenzék 9. I. 1927 (adj.).
367. PL[ATTNER] H[ERMANN], Das Recht auf eigenes Volkstum. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 16. I. 1927.
368. PL[ATTNER] H[ERMANN], Zwei Fronten. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 22. I. 1927.
369. H. K., Das Sathmarer Deutschtum. In: Germania. Berlin 22. I. 1927.

370. Ein bükaljarer Dorfpfarrer: Die erste Vorstellung der Banater Brüder. In: Szabad Szó. Sathmar 17. II. 1927 (madj.).
371. Die Sathmarer Schwaben-Madjaren. In: Keleti Újság. Klausenburg 20. II. 1927 (madj.).
372. BLASCOVICS FRANZ, Die Sathmarer Schwaben (genauer Titel unbekannt). In: Szamos. Sathmar 23. II. 1927.
373. Ein Staatsschullehrer Karoler Abstammung: Zur „Entdeckung“ der Sathmarer Schwaben. In: Szabad Szó. Sathmar 25. II. 1927 (madj.).
374. GRIGORE JON: Das politische Leben der Schwaben. In: Cuvântul, Bukarest Februar 1927, Nr. 769 (rum.).
375. Mit behördlicher Assistenz wird die Wiederverdeutschung der madjarisierten Schwaben des Sathmarer Komitats durchgeführt. In: Ellenzék. Klausenburg 28. II. 1927 (madj.).
376. WINTERHOFEN. In: Ellenzék. Klausenburg 12. III. 1927 (madj.).
377. EGELI EMERICH, Was ist mit den Schwaben des Sathmarer Komitats? In: Szatmármegyei Közlöny. Karol 20. III. 1927 (madj.).
378. Wir werden es nicht dulden, daß unser Madjarentum irgendwer bezweifle. In: Ellenzék. Klausenburg 28. III. 1927 (madj.).
379. Um das Deutschtum in Sathmar. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt, 31. III. 1927.
380. GRIGORE JON, Schwaben und Sachsen. Schwaben und Ungarn. In: Cuvântul. Bukarest März 1927, Nr. 771 und 774 (rum.).
381. BIBERACH ÁRPÁD, Welches ist meine Volkszugehörigkeit? In: Szabad Szó. Sathmar 13. V. 1927 (madj.).
382. Deutsche Volksgemeinschaft: Was ist mit den Schwaben des Sathmarer Komitats? In: Szatmármegyei Közlöny. Karol 15. V. 1927.
383. BISCHOF E. und MANN E., Die Schwaben in Sathmar. In: Schwäb. Merkur, Stuttgart 24. V. und Wochenausgabe 27. V. 1927.
384. SCHEFFLER JOHANN, Pfingstgedanken, Pfingstpläne. In: Szabad Szó. Sathmar 4. VI. 1927 (madj.).
385. NOTARIUS ANONIMUS, Aus der Heimat der erwachenden Schwaben. In: Brasóí Lapok. Kronstadt 5. VI. 1927 (madj.).
386. GÖBL ALOIS, Geschichte der Sathmarer Pfarrei. In: Szamos. Sathmar 8., 9., 10., 11. und 12. VI. 1927 (madj.).
387. Sz. J. (wohl Solomaier Josef), Wieder die Sathmarer Schwabenfrage. In: Szabad Szó. Sathmar 9. VI. 1927 (madj.) und Fortsetzung im gleichen Blatt vom 16. VI. 1927, Die Schwaben in Sathmar (madj.).
388. HOERBER KARL, Die Sathmarer Schwaben. In: Kölnische Volkszeitung 18. VI. 1927.
389. Die Treulosigkeit Dr. Fritz Winterhofens. In: Szatmármegyei Közlöny. Karol 10. VII. 1927 (madj.).
390. DAVIDESCU A., Die Schwaben Nordsiebenbürgens gegen die des Banats. In: Dimineața. Bukarest 13. VII. 1927 (rum.).
391. SCHEFFLER JOHANN, Mit den neuesten . . . der Karoler Propaganda. In: Szabad Szó. Sathmar 15. VII. 1927 (madj.).
392. WINTERHOFEN und Schriftleitung, Die Antwort Dr. Fritz Winterhofens. In: Szatmármegyei Közlöny. Karol 17. VII. 1927 (madj.).
393. ZAHORANSKI STEFAN, Neuere Daten zur Minierarbeit der Karoler schwäbischen Volkskanzlei. In: Szabad Szó. Sathmar 28. VII. 1927 (madj.).

394. Zs., Können wir Minderheitsschüler in rumänischen Gymnasien lehren lassen? In: Szabad Szó. Sathmar 12. VIII. 1927 (madj.).
395. Sathmarabend. In: Waldseer Zeitung (?). Waldsee 3. IX. 1927.
396. Ein Stück völkischer Kleinarbeit. In: Kronstädter Zeitung 4. IX. 1927.
397. Sathmarabend. In: Anzeiger vom Oberland. Biberach 8. IX. 1927.
398. HEYDENHOFFER JOSEF, Von den Sathmarschwaben. In: ebda Herbst 1927.
399. SCHEFFLER JOHANN, Meine Wanderungen in der Urheimat der Schwaben des Sathmarer Komitats. In: Szabad Szó. Sathmar 9., 14., 21. und 28. X. und 4., 11., 18. XI. und 2. XII. 1927 (madj.).
400. Vortrag eines Auslandsdeutschen. In: Schramberger Zeitung (Notiz) 30. IX. 1927.
401. Des Dr. Winter-Hofen und Genossen, einer noch nicht protokollierten Handelsgesellschaft, Hirtenbrief für Deutschland. In: Szabad Szó. Sathmar 25. XI. 1927 (madj.).
402. Von der Vettern-Sammelaktion des Großkaroler Gauamtes. In: Ujélet. Sathmar 9. XII. 1927 (madj.).
403. MOCANU G., Die madjarische Irredenta in den schwäbischen Gemeinden. In: Graiul Neamului. Karol 18. XII. 1927 (rum.).
404. BLEYER JAKOB, „Richard Csaky nud Karl Tóth“ (Stellungnahme zu einem Artikel dieser Überschrift von JAKABFFY). In: Sonntagsblatt. Budapest 11. XII. 1927, Nr. 50.

## 1928.

405. Der Kampf für die Madjarisierung der Schwaben aus Nordwestsiebenbürgen. In: Natiunea. Klausenburg 6. I. 1928 (rum.).
406. MOCANU G., Das schwäbische Problem und die madjarische Irredenta im Lichte der rumänischen Interessen. In: Graiul Neamului. Karol 8. I. 1928 (rum.).
407. Wie die aufgerollte Madjarisierungsaktion in Nordwestsiebenbürgen erscheint. In: Natiunea. Klausenburg 10. I. 1928 (rum.).
408. Die Erfolge der Aktion zur Madjarisierung der Schwaben von Nordwestsiebenbürgen. In: Națiunea. Klausenburg 11. I. 1928 (rum.).
409. Der Widerstand der Schwaben von Nordwestsiebenbürgen gegenüber der Madjarisierungscampagne. In: Națiunea. Klausenburg 12. I. 1928 (rum.).
410. MOCANU G., Die Madjarisierung der Schwaben an der Grenze. In: Curentul. Bukarest 13. I. 1928 (rum.).
411. Der rumänische Staat und die nationale Emanzipierung der Schwaben von Nordwestsiebenbürgen. In: Natiunea. Klausenburg 13. I. 1928 (rum.).
412. Ungarische statistische Fälschungen über die ethnische Situation in Nordwestsiebenbürgen. In: Natiunea. Klausenburg 14. I. 1928 (rum.).
413. In Erwartung der Lösung des Problems der Schwaben von Nordwestsiebenbürgen. In: Natiunea. Klausenburg 15. I. 1928 (rum.).
414. K. H., Sathmar und Klausenburg. In: Kronstädter Zeitung 17. I. 1928.
415. s. a., Deutsches Kulturleben in der Stadt Großkarol. In: Kronstädter Zeitung 18. I. 1928.
416. SOLOMAJER JOSEF, Das schwäbische Problem und die madjarische Irredenta im Lichte der rumänischen Interessen. In: Szatmármegyei Közlöny. Karol 18. I. 1928 (madj.).
417. Abgeordneter Franz Kräuter, der Führer der Schwaben, äußert sich für die Brassói Lapok über die Sathmarer schwäbisch-madjarischen Gegensätze, die Zerreißung des Schwabentums und über das Minderheitengesetz. In: Brassói Lapok 19. I. 1928 (madj.).

418. F. A., Der schwäbische Abgeordnete Franz Kräuter äußert sich über die madjarisch-schwäbische Frage des Sathmarer Komitats. In: Szamos. Sathmar 20. I. 1928 (madj.).
419. Die schwäbische Geistlichkeit im Dienst der madjarischen Irredenta. In: Graiul Neamului. Karol 21. I. 1928 (rum.).
420. Die Burschen von Kapplan nahmen Vorschüsse aus den Scheunen ihrer Väter. In: Ellenzék. Klausenburg 23. I. 1928 (madj.).
421. Der Minister hat für sämtliche röm.-kath. Schulen des Karoler Bezirkes die deutsche Unterrichtssprache angeordnet. In: Szamos, Sathmar 28. I. 1928 (madj.).
422. MOCANU G., Das schwäbische Problem und die madjarische Irredenta im Licht der rumänischen Belange. In: Graiul Neamului. Karol 28. I. 1928 (rum.).
423. R., Die nationale Emanzipierung der Schwaben und die Madjarisierungscampagne der irredentistischen kath. Geistlichkeit. In: Graiul Neamului, Karol 28. I. 1928 (rum.).
424. Verstehen wir einander. In: Szatmármegyei Közlöny. Karol 29. I. 1928 (madj.).
425. Das Deutschtum in Großrumänien. Das Deutschtum in Sathmar und Marmarosch. In: Deutsch-österr. Tageszeitung 31. I. 1928.
426. RADU CARBUNE, Die röm.-kath. Kirche von Siebenbürgen im Dienste der Madjarisierung. In: Cuvantul. Bukarest 10. II. 1928 (rum.).
427. Katholischer Bischof terrorisiert die Staatslehrer. In: Curentul. Bukarest 10. II. 1928 (rum.).
428. WIESER STEFAN, Der Minister hat nur für die Schulen der schwäbischen Dörfer die deutsche Unterrichtssprache angeordnet. In: Szamos. Sathmar 10. II. 1928 (madj.).
429. Der Kampf gegen den deutschen Schulunterricht in Sathmar. In: Banater Deutsche Zeitung. Temeschburg 11. II. 1928.
430. Als Stefan Wieser seine schwäbische Gesinnung entdeckte. In: Hétfői Friss Újság. Sathmar 13. II. 1928 (madj.).
431. Die deutsche Unterrichtssprache im Sathmarer Komitat. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 14. II. 1928.
432. Die päpstliche Kirche und die Madjarisierung. In: Telegraful român 25. II. 1928 (rum.).
433. Eine neue Orientierung in der Haltung der madjarischen röm.-kath. Geistlichkeit gegenüber der schwäbischen Bewegung an der Westgrenze. In: Graiul Neamului. Karol 26. II. 1928 (rum.).
434. WIESER STEFAN, Antwort an meinen Freund Joseph II. In: Hétfői friss Újság. Sathmar 27. II. 1928 (madj.).
435. Die minderheitliche Minderheitenfurcht. In: Natiunea. Klausenburg 29. II. 1928 (rum.).
436. GUNDHART KARL EGON, Große Probleme in der kleinen Sathmarpolitik. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 1. III. 1928, Nr. 16 403.
437. Florea Jon's Abgeordneten interessante Mitteilung (im rumänischen Parlament). In: Aurora. Bukarest 11. III. 1928 (rum.).
438. ARPAD PAÁL, Große Probleme um ein kleines Gebiet. In: Keleti Újság. Klausenburg 12. III. 1928 (madj.). Antwort auf Nr. 436.
439. Bildung eines deutsch-ung. Ausschusses zur Untersuchung der Sathmarer Schulfrage. In: Banater Deutsche Zeitung. Temeschburg 13. III. 1928.
440. -n, Ein Danaergeschenk. In: Kronstädter Zeitung 14. III. 1928.

441. Die deutsche Minderheit wünscht die Schulen des Madjarentums im Sathmarer Komitat nicht weg. In: Keleti Újság. Klausenburg 23. III. 1928 (madj.).
442. GUNDHART KARL EGON, Völkische Kleinarbeit. In: Tannenberg. Königsberg 9. und 20. IV. 1928.
443. GAMA, Wie Statistiken gemacht werden. In: Dimineața. Bukarest 13. IV. 1928 (rum.).
444. R., Die schwäbische Frage und der Prälat Mayer als Koadjutor des Bischofs von Sathmar. In: Graiul Neamului. Karol 6. V. 1928 (rum.).
445. N. SAN-MARINO, Die madj. Schwaben von der Westgrenze. In: Curentul. Bukarest 28. V. 1928 (rum.).
446. Auch in Petrifeld hat sich die Kirchengemeinde für die madjarische Unterrichtssprache entschieden. In: Szamos. Sathmar 7. VI. 1928 (madj.).
447. Schwäbische Volksgemeinschaft, Der Kampf zwischen Schwaben und Madjaren. In: Patria. Klausenburg 27. VI. 1928 (rum.).
448. Die Wahrheit über das Deutschtum in Sathmar. [In: Kronstädter Zeitung 17. VI. 1928, Nr. 134.
449. Die Gerechtigkeit der nationalen Sache der Schwaben im Nordwesten Siebenbürgens. In: Natiunea. Cluj-Klausenburg 28. VI. 1928 (rum.).
450. Das Bestreben der Madjaren, die Schwaben im Norden Siebenbürgens zu madjarisieren. In: Universul. Bukarest 2. VIII. 1928 (rum.).
451. Vergessene Deutsche. In: Auslandspressediens Dammer. Berlin 4. IX. 1928.
452. GUNDHART KARL EGON, Unbeachtete Minderheiten. Reiseeindrücke in der Marmarosch. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 9., 12. IX. 1928.
453. Vergessene Deutsche (Marmarosch). In: Czernowitzer deutsche Tagespost 15. IX. 1928, Nr. 1374.
454. BÁRÁNY JOSEF, Bemerkung, Antwort auf einen Angriff von hinten. In: Brassói Lapok. Kronstadt 10. X. 1928 (madj.).
455. GUNDHART KARL EGON, Antwort auf den Brief des Wischauer Pfarrers Dr. Josef Bárány. In: Brassói Lapok. Kronstadt 18. X. 1928.
456. Volksbildungsarbeit der Sathmarer Schwaben (Notiz). In: Deutsche Allg. Zeitung. Berlin 21. X. 1928.
457. Volksbildungsvorträge der Sathmarer Schwaben (Notiz), In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 29. X. 1928.

## 1929.

458. MÜLLER CARL, Die Sathmarer Schwaben in Rumänien. In: Germania 11. I. 1929, Willicher Volkszeitung. Willich 30. III. 1929.
459. HODOS ALEXANDER, Minderheiten Solidarität. Die rumänische Herrschaft rettete die Schwaben vor der Entvölkung. In: Universul. Bukarest 16. I. 1929 (rum.).
460. ENGFER, Die Schwaben in Sathmar. In: Der Courier. Regina-Saskatschewan, USA 13. III. 1929.
461. MÜLLER CARL, Zur Kirchweih bei den Sathmarer Schwaben in Rumänien. In: Fischelner Sonntagsblatt 17. III. 1929, Nr. 11.
462. GUNDHART KARL EGON, Zum Sathmarer schwäbischen Schuljammer. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 20. VIII. 1929.
463. Von einem Schwaben: Bei den Sathmarer Schwaben in Rumänien. In: Deutsches Volksblatt. Stuttgart 23. und 24. VIII. 1929, Nr. 193 und 194.
464. Der Volksschulunterricht in Großkarol. In: Banater deutsche Zeitung 2. X. 1929, Nr. 223.

465. Wieder die schwäbische Frage. In: Kath. Élet. Sathmar 6. X. 1929 (adj.).
466. STRIEGL JOSEF, Rote Kappen in Großkarol. In: Banater deutsche Zeitung 12. X. 1929, Jg. 11, Nr. 232.
467. Sächsische Kulturvorträge in den Städten Nordsiebenbürgens In: Ellenzék. Klausenburg 15. X. 1929 (adj.).
468. MOSER HUGO, Wiederentdeckte Schwabendorfer in Ungarn und Rumänien. In: Schwäb. Merkur, Stuttgart 7./8., 14./15., 21./22. X. 1929, Nr. 576, 588, 600.
469. LEBER JOHANN, Brief an den Redakteur. In: Kath. Élet, Sathmar 20. X. 1929 (adj.).
470. STRIEGL JOSEF, Zur Sathmarer schwäbischen Frage. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 15. XI. 1929.
471. LEBER JOHANN, Antwort auf Antwort. In: Kath. Élet. Sathmar 17. XI. 1929 (adj.).
472. GUNDHART KARL EGON, Einige Ergänzungen. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 28. XI. 1929.

## 1930.

473. „Eine kleine Waldgeschichte“ und anderes. In Kath. Élet. Sathmar 5. I. 1930 (adj.).
474. Die schwäbische Hetze zeigt ihre Zähne. In: Kath. Élet. Sathmar 26. I. 1930 (adj.).
475. So sprechen ehrliche Leute. In: Kath. Élet. Sathmar 2. II. 1930 (adj.).
476. BIRÓ GEORG, Auch in Neupalota haben die Schwaben ihre Partei gegründet. In: Nagyvárad. Großwardein 5. II. 1930 (adj.).
477. Die schwäbische Offensive in Bihar. In: Brassói Lapok. Kronstadt 7. II. 1930 (adj.).
478. Neueste sächsische Erkenntnis. In: Kath. Élet. Sathmar 9. II. 1930 (adj.).
479. Die Waage der bisherigen schwäbischen Agitation. In: Kath. Élet. Sathmar 9. III. 1930 (adj.).
480. STRIEGL JOSEF, Die Sathmarschwaben nach den Wahlen. In: Kronstädter Zeitung 29. III. 1930, Nr. 22 (?).
481. Ein Sathmarer Pfarrer. Die Antwort der Sathmarer kath. Geistlichkeit auf einen unwahren Angriff. In: Kath. Élet. Sathmar 13. VII. 1930 (adj.).
482. STRIEGL JOSEF, Über die Sathmarer Geistlichkeit (genauer Titel unbekannt). In: Banater Deutsche Zeitung 1. VI. 1930, Nr. 122.
483. STRIEGL JOSEF, Sathmarer Schwabentum und Grenzrevision. In: Kronstädter Zeitung 22. VII. 1930, Nr. 154.
484. STRIEGL JOSEF, In fremder Erde. Tod eines Mädchens aus Schwaben in Karol. In: Banater Deutsche Zeitung 17. IX. 1930.
485. Ein Kaplan in Großkarol gerichtlich verurteilt. In: Banater Deutsche Zeitung 30. IX. 1930.
486. -n., Ein Danaergeschenk (Schließung der deutschen Schule in Josefhausen). In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 3. X. 1930.
487. SPEKTATOR, Jeder Katholik. In: Ellenzék. Klausenburg 10. X. 1930 (adj.).
488. ARPAD PAÁL, Neuer Bischof in Sathmar. In: Keleti Újság. Klausenburg 13. X. 1930 (adj.).
489. SPEKTATOR, Temesvarer Brief von den kath. Bischofsernennungen. In: Ellenzék. Klausenburg 17. X. 1930 (adj.).
490. Einige Geistliche aus Siebenbürgen. In: Universul. Bukarest 18. X. 1930 (rum.).

491. BLASKOVICS, Die Sathmarer Renationalisierung. In: Banater Deutsche Zeitung 19. X. 1930, Nr. 238.
492. JUNG PETER, Nationaler Kampf um einen katholischen Bischofsstuhl. In: Kronstädter Zeitung. Kronstadt 22. X. 1930.
493. STRIEGL JOSEF, Der neue Sathmarer Bischof. Ung. Stimmen und unsere Antwort. In: Kronstädter Zeitung 23. X. 1930.
494. X., Zwei Bischofsernennungen. In: Banater Deutsche Zeitung. Temeschburg 23. X. 1930.
495. JUNG PETER, Sathmar, eine Angelegenheit aller Deutschen in Rumänien. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 24. X. 1930, Nr. 17 238.
496. (r), Zur Sathmarer Bischofsfrage. In: Banater Deutsche Zeitung. Temeschburg 25. X. 1930, Nr. 243.
497. KRENNER NIKOLAUS, Sathmarer Werbung. In: Temesvári Hirlap 26. X. 1930 (adj.).
498. SPEKTATOR [KRENNER NIKOLAUS], Herr Bischof Fiedler. In: Ellenzék. Klausenburg 26. X. 1930 (adj.).
499. Womit vereidigt die „Patria“ die Regierung in der Frage der Ernennung des Bischofs Fiedler? In: Keleti Újság. Klausenburg 26. X. 1930 (adj.).
500. MÜLLER CARL, Zur Neubesetzung des röm.-kath. Bischofstuhles in Sathmar. In: Deutsches Volksblatt. Stuttgart 28. X. 1930, Nr. 242.
501. Ein kirchenfeindlicher Hetzartikel. Zur Sathmarer Frage. In: Banater Deutsche Zeitung. Temeschburg 28. X. 1930.
502. Was ist der freie Wille der Sathmarer Schwaben? In: Banater Deutsche Zeitung 1. XI. 1930, Nr. 249.
503. BLASKOVICS FRANZ, „Die Assimilierten“. In: Banater Deutsche Zeitung. Temeschburg 9. XI. 1930.
504. Sathmarer Antwort auf die Sathmarer Werbung. In: Kath. Élet. Sathmar 9. XI. 1930.
505. HODOS ALEXANDER, Unzufriedenheiten der ungarischen Minderheit. Die Lage der Schwaben im nördlichen Transsylvanien usw. In: Universul. Bukarest 12. XI. 1930 (rum.).
506. Der bisherige Lebenslauf unseres neuen Bischofs. In: Kath. Élet. Sathmar 16. XI. 1930 (adj.).
507. Der madjarisch-schwäbische Gegensatz . . . In: Ellenzék. Klausenburg 18. XI. 1930 (adj.).
508. Die Kampfmethod von Spektator-Krenner. In: Banater Deutsche Zeitung 21. XI. 1930, Nr. 265.
509. KISS ANDREAS, Szögyén: Stefan Fiedler lehnte die Ernennung zum Großwarden-Sathmarer Bischof nicht ab . . . In: Erdélyi Futár. Klausenburg 12. XII. 1930.

## 1931.

510. BAGOSSY BARTHOLOMÄUS, Eine tiefe Kluft. In: Kath. Élet. 15. II. 1931 (adj.).
511. BEREG GÉZA, Das Gauamt geht in die Brüche. In: Keleti Újság. Klausenburg 16. II. 1931 (adj.).
512. Bei den Sathmarer Schwaben. In: Anzeiger vom Oberland. Biberach 17. IV. 1931, Nr. 92.
513. Bericht über einen Vortrag betreffend die Sathmarer Schwaben. In: Godesberger neue Tageszeitung. Godesberg 11. V. 1931.

514. Geburt und Tod des Stanislauer schwäbischen Kindergartens. In: Kath. Élet. Sathmar 14. VI. 1931 (madj.).
515. SZOKOL PAUL, Landschaftsbilder aus Mittelstadt (Stadt am Mittelberg) und Umgebung. In: Nagybánya és Vidéke. Neustadt (Unterstadt) 7. und 14. VI. 1931 (madj.).
516. BÄRTLE JOSEF, Deutsche Sprachinseln in Südost-Europa. In: Die Grenz wacht Schneidemühl 24. IX. 1931, Nr. 222.
517. BÄRTLE JOSEF, Im Lande der Sathmarer-Schwaben. In: Anzeiger vom Oberland. Biberach 25. IX. 1931, Nr. 230.

## 1932.

518. Rumänien und seine Minderheitenpolitik. Ein Deutscher anerkennt die Wohltaten der Politik Rumäniens. In: Universul. Bukarest 2. II. 1932 (rum.).
519. Ghița Pops Rede gegen die Madjarisierung der Sathmarer Schwaben und gegen Bischof Fiedler. In: Keleti Újság. Klausenburg 9. IX. 1932, Nr. 206 (madj.).
520. Die Madjarisierung der Sathmarer Schwaben. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 10. IX. 1932, Nr. 17 820.
521. Die Madjarisierung der Sathmarer Schwaben vor dem Parlament. In: Banater Deutsche Zeitung 10. IX. 1932, Nr. 203.
522. Veröffentlichung des Urteils gegen Dr. Winterhofen. In: Szamos. Sathmar 1. X. 1932 (madj.).
523. W-R. F., Von den Sathmarer Schwaben. In: Freie Presse. Lodz 11. XII. 1932. (Auf Grund von Müller: Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte usw., s. Nr. 121.)
524. MANUILA SABIN, Die ethnische Struktur der Westgrenze. In: Universul. Bukarest. Nach 1932 (rum.).
525. FIGYELŐ, Volkszählung — Volkswille. In: Szamos. Sathmar. Jedenfalls nach 1932 (madj.).

## 1933.

526. OLAJOS DOMOKOS, Märtyrer-Ungarn, die die rollende Mark und auch die Politik nicht zu Schwaben machen kann. In: Keleti Újság. Klausenburg 8. VI. 1933 (madj.).
527. OLAJOS DOMOKOS, Szatmár. In: Keleti Újság, Klausenburg 15. VI. 1933 (madj.).
528. BARNA A., Der röm.-kath. Bischof Dr. Fiedler im Dienst der Revisionisten. In: Gazeta de Vest. Großwardein 3. VII. 1933 (rum.).
529. Der röm.-kath. Bischof Dr. Fiedler wurde nach Bukarest gerufen. In: Gazeta de Vest. Großwardein 6. VII. 1933 (rum.).
530. Die Angelegenheit des Großwardeiner Bischofs Fiedler wird von der Regierung dem Hl. Stuhl übergeben. In: Nagyvárad (?). Großwardein 20. VII. 1933 (madj.).
531. Eine Demarche der Regierung in Rom? In: Banater Deutsche Zeitung. Temeschburg 21. VII. 1933.
532. METTER ALFRED, Kampf ums Deutschtum in Sathmar. In: Weser-Zeitung. Bremen 4. IX. 1933, Nr. 451 A; ebenso in: Jenaische Zeitung 19., 20., 21. XII. 1933, Nr. 298, 299 und 300.
533. Die Madjarisierungspolitik der Sathmarer Geistlichkeit. In: Schwäb. Merkur. Stuttgart 17. IX. 1933, Nr. 218.
534. MÜLLER CARL, Vortrag über die Unterrichtsgegenstände in der Volksschule (gehalten in Karol). In: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 28. X. 1933, Nr. 18 163.

## 1934.

535. Deutschtum in Not. Die Sathmarschwaben. In: Hannov. Kurier 30. III. 1934, Nr. 149/150.
536. MOSER HUGO, Von unseren schwäbischen Landsleuten in Sathmar. In: Schwäb. Tageszeitung. Stuttgart 1., 8., 29. VI. 1934 und 6. VII. 1934, Nr. 123, 129, 147 und 153. (Zur Geschichte und Volkskunde. Lieder mit Weisen; auch als Sonderabdruck.)
537. BARADLAI LADISLAUS, Achtung! Die Hitleristen treten im Sathmarer Komitat wieder auf! In: Nép-Újság 6. VI. 1934 (madj.).
538. KÉKESSY ENDRE, Mit einem Millionen-Etat arbeitet Herr Winterhofen, der erwachende Sathmarer Apostel. In: Brassói Lapok 19. VII. 1934.
539. Götzendämmerung in Sathmar. In: Deutsche Volkspost 12. VIII. 1934.

## 1935.

540. KORODI LUTZ, Die Sathmarer Schwaben. In: Deutsche Allg. Zeitung 1. I. 1935, Nr. 1 (Schulfrage).
541. ROTH BERTHOLD, Hochzeit bei den Sathmarschwaben. In: Deutsches Volksblatt. Stuttgart 19. I. 1935, Nr. 16.
542. BRANDSCH RUDOLF, Etwas über unsere Volksgenossen in Sathmar... In: Extrapost. Temeschburg 11. III. 1935.
543. BRANDSCH RUDOLF, Nochmals die Zustände in Sathmar, zugleich als Antwort an „Déli Hirlap“. In: Extrapost. Temeschburg 27. III. 1935.
544. Die Deutsche Bewegung in Sathmar und die Kirche. In: Kronstädter Zeitung 14. und 16. IV. 1935, Nr. 88 und 89.
545. Über die erste deutsche Predigt in Petrifeld. In: Szatmármegyei Közlöny. Karol Juni 1935.
546. MÜLLER CARL, Die Sathmarer Schwaben in Rumänien. In: Germania 9. VIII. 1935, Nr. 220.
547. MOSER HUGO, Die Sathmarschwaben. In: Die deutsche Glocke. Stuttgart Okt. 1935. Nr. 10.
548. Die Sathmarer Schwaben. Der Völkische Beobachter 6. XI. 1935.

## 1936.

549. -a-, Volksgemeinschaft der Tat. Der schwäb. Bauernverein (Banat) betreut die Sathmarer deutschen Bauern. In: Süd-Ost: Hermannstadt 17. XI. 1936, Folge 266.

## 1937.

550. MISSEL KARL, Vor 200 Jahren ausgewandert. Unsere Oberschwaben in Sathmar. In: Stuttgarter NS-Kurier 27./28. II. 1937, Nr. 98.
551. Sathmarer und andere Deutsche. In: Süd-Ost 13. IV. 1927, Folge 386—387.
552. Schwaben in aller Welt, 225 Jahre schwäbische Siedlungen im Sathmargebiet. In: Stuttgarter NS-Kurier 7./8. VIII. 1937, Nr. 364.
553. Das Sathmarer Ahnenfest war flammendes Bekenntnis zum Deutschtum. In: Banater Deutsche Zeitung 11. VIII. 1937.
554. E[RLER] E., Das Ahnenfest der Sathmarer Schwaben. In: Vorarlberger Tagblatt. Bregenz 18. VIII. 1937, 188. Folge.
555. Sathmar feiert den 225. Jahrestag der Einwanderung. In: Deutsches Volksblatt (Bessarabien) 21. VIII. 1937, Nr. 67.
556. Volkstumsfest bei den Sathmar-Schwaben. In: Stuttgarter NS-Kurier 26. VIII. 1937, Nr. 395.

557. NYISZTOR ZOLTÁN, Zur 225-Jahr-Feier der Sathmarer Schwaben. In: Nemzeti Újság. Budapest 26. IX. 1937 (madj.).

1938.

558. Machtvolles Bekenntnis der deutschen Bevölkerung des Karoler Kreises zu Volk und Führung bei dem Erntedankfest in Petrifeld. In: Süd-Ost, Hermannstadt 30. VIII. 1938, Nr. 793.

559. MOSER HUGO, Schwäbisches aus Sathmar. In: Schwäbische Tageszeitung. Stuttgart 13. XI. 1938, Nr. 266, Feiertagsbeilage.

1939.

560. Zeitung kämpft für die Sathmarer Schwaben. In: Stuttgarter NS-Kurier 13. III. 1939, Nr. 122.

### Register

Albrich Karl 111, 299

Arpad Paál 438, 488

Asztalos György 33

Badersbach Herbert 208

Bagossy Barth. 304, 510

Bahr Richard 81

Baradlai Ladislaus 537

Bárány Josef 293, 454

Barna A. 528

Bärtle Josef 180, 516, 517

Beck Anton 127

Bedeus Gustav 232

Bel M. 86

Bell Karl 67

Beller Hans 252

Bereg Géza 511

Biberach Árpád 381

Biro Georg 476

Bischof E. 383

Blaskovics Franz 106, 372, 491, 503

Bleyer Jakob 404

Borovszky Samu 43

Brandsch Rudolf 57, 148, 542, 543

Braunias Karl 58, 63, 139

Brázay Johann 92

Caliani August 215

Chownitz Julian 13

Christ Lambert 188

Cogitator 162

Csaki Richard 149, 151, 269, 319

Csaplovics Johann v. 7

Czirbusz G. 49

Czoernig Karl 15, 17

Davidescu A. 390

Dragomir Silvin 192, 203, 204

Éble Gabor 34, 35, 38

Egeli Emerich 377

Endre Kubán 273, 274, 277, 282

Engfer 460

Erdödi Anton 331

Erler E. 554

Fényes Elek 11

Fessler 16

Fiedler Stefan 114

Ficker Adolf 21

Figyelő 526

Filek Heinrich 93

Finke Edmund 97

Fischer Hermann 134, 236

Fittbogen 163

Forstner Franz 226, 227, 276

Fröhlich R. A. 12

Friedrich 41, 53

Gábor Eugen 115

Gama 443

Géresi Kálmán (Koloman) 29, 32

German Joan 83

Gesell Alexander 100

Göbl Alois 386

Grestrup Theodor 69, 77

Grigore 374, 379, 380

- Groß Karl 132  
 Groß Wilhelm 134  
 Gundhart Karl Egon 59, 110, 158, 249,  
 254, 267, 290, 292, 298, 305, 334, 337,  
 341, 363, 442, 452, 455, 462, 472  
 Gündisch Gustav 189  
  
 Haeufler I. V. 10  
 Hauer Franz 18  
 Hám Joseph 98, 102  
 Hehs Aladar jun. 357  
 Hernyó 279  
 Heydenhoffer Josef 398  
 Heymann Egon 190  
 Hienerwadel Otto 176, 178  
 Hilscher Kurt 82  
 Hodos Alexander 459, 505  
 Hoerber Karl 388  
 Hunfalvi Paul 28  
 Huss Richard 181  
  
 Inház Koloman 78  
 Istrate N. 79  
  
 Jakabffy Elemér 150, 157, 224  
 Jörg Edmund 133  
 Jung Peter 349, 492, 494  
  
 Kachelmann Johann 14  
 Kaindl Raimund Friedr. 44, 54, 137  
 Karászonyi János 64, 91  
 Kardhordó Karl 154  
 Károlyi László Gróf 45  
 Kékessy Endre 538  
 Kiss Andreas 509  
 Kiss Ludwig v. Marialak 291  
 Kiss Koloman 90  
 Klein 16  
 Klein 262, 280  
 Klein Gustav Adolf 74  
 Koch Anton 100  
 Korabansky Joh. Matthias 2  
 Korodi Lutz 540  
 Kosch Thomas 131  
 Krauss F. 125  
 Kräuter Franz 310  
 Krenner Nikolaus/Spektator 366, 487,  
 489, 492, 498  
 Krones Franz von 22, 26  
  
 Lang Franz 143  
 Lang Ludwig 30  
 Lang Stefan 313  
 Langhans Paul 140  
 Leber Johann 469, 471  
 Lindeiner-Wildau 302, 320  
 Lipsky Johann von 4  
 Löher Franz von 23  
  
 Manciulea Stefan 201, 228  
 Mann E. 383  
 Manuila Sabin 524  
 Maurer Hermann 124  
 Mayer Ferdinand 89  
 Metter Alfred 70, 179, 343, 355, 532  
 Merutui V. 229  
 Mihályi von Apsa Joh. 101  
 Missel Karl 550  
 Mocanu G. 403, 406, 410, 422  
 Moldovan S. 105  
 Möller Karl von 61, 278, 316  
 Molnár Andreas 167, 169  
 Moor Elemér 166  
 Moser Hugo 84, 117, 118, 123, 125, 173,  
 174, 193, 197, 205, 206, 207, 219, 225,  
 468, 536, 547, 559  
 Müller Carl 121, 458, 461, 500, 534, 546  
 Müller Langenthal 68  
 Müller Guttenbrun 52  
  
 Nagy von Sarkadi M. 87  
 Neugeboren 348, 364  
 Notarius Anonimus 385  
 Nyisztor Zoltán 557  
  
 Olajos Domokos 526, 527  
  
 Palmer Koloman 95  
 Petri Moritz 39  
 Pesty Friedrich 31  
 Pfeiffer Stefan 187  
 Pizzighelli Cajetan 99  
 Plattner Hermann 367, 368  
 Posewitz Theodor 96  
 Preisig Ed. 129  
 Radu Carbune 426  
 Reisner Erwin 351  
 Römer Oscar 126  
 Rohrer Joseph 3

- Roth Berthold 120, 541  
 Rüdiger Hermann 62  
 Ruland Fritz 126, 234  
 Rusu Jacques 202
- San Marino N. 445  
 Schade Ludwig 71  
 Scheffler Johannes 107, 108, 112, 333,  
 344, 384, 391, 399  
 Scherhauser Albin Franz 75, 121, 122,  
 182, 184, 185, 285  
 Schillings Rogerius 72  
 Schönemann Konrad 172  
 Schwab Otto 219  
 Schwarz Otto 235  
 Schwicker J. H. 25, 28  
 Seith Karl 177  
 Siegmeth Karl 130  
 Solomaier Josef 109, 387, 416, 451  
 Someşan Laurian 213  
 Spek Rudolf 60, 109, 138, 141, 144, 145,  
 239, 240, 241, 246, 247, 248, 251, 286  
 Spektator s. a. Krenner 366, 487, 489,  
 498  
 Stache Guido 18  
 Stähle Willi 120  
 Staudinger Wilhelm 80, 116, 125  
 Steiner Leopold 42  
 Stemmler Herbert 211  
 Stephan 161  
 Straubinger Johann 111  
 Striegl Josef 243, 245, 466, 470, 480, 482,  
 483, 484, 493  
 Szabó Orest 49  
 Szalay Ladislaus 88  
 Szepesházy Karl von 6
- Szilagyí Istvan 24  
 Szirmay Antal 5  
 Szokol Paul 515  
 Szontagh Thom. von 94
- Tacács Alexander 104  
 Tepfenhardt Sepp 233  
 Teleki Paul 142  
 Teutsch G. D. 41, 53  
 Theil K. H. 209  
 Thiele J. C. 8  
 Thirring Gustav 46  
 Togan N. 105  
 Treiber Gustav 186  
 Tulbure Gh. 164, 214
- Vonház István 103, 119, 135, 136, 198  
 Voth Margarethe 210
- Wagner Johann Christoph 1  
 Wanger Georg 73  
 Wehenkel Günter 76  
 Weniger Andreas 146  
 Wenzel G. 27  
 Wieser Stefan 113, 168, 195, 231, 428,  
 434  
 Winkelmann Martin 126  
 Winkler Wilhelm 56  
 Winterhofen Fr. 342, 352, 376, 392  
 Wirsching Gustav 84  
 Wurzbach Konstantin 20
- Zahoranski Stefan 393  
 Zintz Richard 237  
 Zoltán Nyisztor 271, 557

# Kleine Mitteilungen

## Beiträge zur Kulturgeschichte der Bukowina

### I. Die Sachsen an der Kostina

Eine deutsche Töpferansiedlung des 15. Jh.s auf einem Freigute des Klosters Moldowitza in der Bukowina.

Es gilt heute als erwiesen, daß der Ausdruck „Siebenbürger Sachsen“ nicht stichhältig ist. Die nach Ungarn gerufenen deutschen Gäste der ungarischen Könige wurden auf dem Gebiete Siebenbürgens, ohne rechten Grund, einfach Sachsen genannt<sup>1)</sup>. Die Zweigniederlassungen, welche sie späterhin auch in anderen Gebieten des heutigen Großrumänien anlegten, führen somit die Bezeichnung „Sachsensiedlungen“ ebenfalls zu Unrecht.

Dieser Zweigniederlassungen gab es wahrlich viele. In einer ganzen Reihe von Gauen (Județi) außerhalb Siebenbürgens wie Baia (Fălticeni), Lăpușna (Chișinău), Neamț, Putna, Roman, Suceava, Vaslui finden wir in mittelalterlichen rumänischen Urkunden Ortsbezeichnungen wie : Sas, Sasa, Sasca, Săsciora, Săsciorii, Sașii pe Costina, Săseani = Săseni, Săsești, Sascut, Sasova, Sasu, Cornul lui Sas usw. nebst Bachnamen wie: Sasca, Săscuța, Săscior, die alle auf ehemalige „Sachsensiedlungen“ hinweisen<sup>2)</sup>.

Ein Aufsatz von Prof. AUGUST NIBIO<sup>3)</sup> handelt über eine Ortschaft in der heutigen Bukowina, die erstmalig am 29. November 1443 in der in Suczawa geschriebenen Schenkungsurkunde des moldauischen Fürsten STEFAN (1433—1447) an das Kloster Moldowitza unter dem Namen Săsciori beglaubigt erscheint.

Zwei weitere mittelalterliche Urkunden haben auch auf diese Ortschaft Bezug. Während die in Băiceni am 25. August 1454 ausgestellte Urkunde des Fürsten PETER AARON (1454—1457) die früher erwähnte Ortsbezeichnung Săsciori beibehält, heißt diese Niederlassung in der vom Fürsten STEFAN DEM GROSSEN in Hârlău am 15. November 1499 gegebenen Bestätigung früherer Schenkungen an das Kloster Moldowitza nunmehr: Sașii pe Costina = Die Sachsen an der Kostina.

Über diese heutigen Tages nicht mehr bestehende Ortschaft haben: FR. A. WICKENHAUSER, N. JORGA, R. FR. KAINDL, IOAN BOGDAN, M. COSTĂCHESCU, R. HONIGBERGER, A. NIBIO und T. BALAN gehandelt.

Nibio meint, die Frage, wann diese Siedlung entstanden sei und wie die Siedler die Ortschaft Săsciori in ihrer Muttersprache ursprünglich benannt haben, lasse sich heute nicht mehr beantworten, doch will er ein Săsciora oberhalb Baia von dem Săsciorii in der Bukowina wohl unterschieden wissen<sup>4)</sup>.

Nun gab es aber um dieselbe Zeit auch in Siebenbürgen ein Săsciori. Die fast gleichlautenden Ortsbezeichnungen in Siebenbürgen — an erster Stelle gesetzt, da ja von hier aus die „Sachsensiedlungen“ anderwärts abzweigen mußten —, in der

<sup>1)</sup> Über den slawischen Ursprung dieser Bezeichnung siehe: ELEMÉR MOOR, „Sachsenorte an der oberen Theiß“, SODF III (1939), 396.

<sup>2)</sup> I. BOGDAN, Documentele lui Ștefan cel Mare. Bukarest 1933, Bd II, S. 142 und 577. — M. COSTĂCHESCU, a. a. O., Bd. II, S. 123.

<sup>3)</sup> AUGUST NIBIO, Eine verschollene Sachsensiedlung in der Bukowina (Deutscher Kalender für die Bukowina). Czernowitz 1934.

<sup>4)</sup> A. NIBIO, a. a. O., S. 50.

Moldau bei Baia und endlich in der Bukowina fordern geradezu auf nachzuforschen, ob zwischen diesen Ortschaften ehemals engere Beziehungen bestanden, die in bezug auf die letztangeführte Ortschaft Aufklärung bringen könnten.

FR. A. WICKENHAUSER beruft sich auf eine Urkunde vom Jänner 1453, in der das Datum des Tages nicht angesetzt ist, laut welcher der moldauische Fürst ALEXANDER (1451—1454) eine „posada“ = Siedlung oberhalb der Stadt Baia „namens Sassi-čora, Kleinsachsen (derzeit Sasaki) . . . mit allen Abgaben und Fronen“ dem Kloster Moldowitza schenkte<sup>5)</sup>.

In der mittelalterlichen Urkundensammlung COSTĂCHESCU, in der immer der slawische Urtext und die rumänische Übersetzung gleichzeitig zum Abdrucke kommen, ist aber in oberwähnter Urkunde nur von einer „posada“ oberhalb Baia die Rede. Allerdings vermutet Costăchescu in dieser Siedlung, die schon seit 1439 im Besitze des Klosters Moldowitza ist, eine Vorstadt der von Sachsen bewohnten Stadt Baia<sup>6)</sup>.

In seinen weiteren Ausführungen berichtet WICKENHAUSER, daß derselbe Fürst Alexander am 26. Jänner 1453 auch dem Kloster Pobrata bedeutende Zuwendungen im Bezirke Neamţ, wo der Sasca- und der große Neamţulbach = Deutschenbach fließen, gemacht habe<sup>7)</sup>. R. FR. KAINDL wieder, die Sachsensiedlungen erörternd, übernimmt von Wickenhauser das Sassicora, in welchem er das heutige Sasca feststellt. Dadurch aber, daß er in der Urkunde vom 26. Januar 1453 es unterläßt, Pobrata als Geschenknehmerin<sup>8)</sup> zu nennen, wird der Anschein erweckt, als ob das Kloster Moldowitza in ein und demselben Monat von ein und demselben Fürsten gleich zweimal so reich begabt worden wäre.

In der Urkunde STEFANS DES GROSSEN vom 15. November 1499, die mir nur in der Übersetzung Wickenhausers vorliegt — Bogdan bringt dieselbe in der rumänischen Dokumentensammlung leider nur im Auszuge, die von A. J. JACIMIRSKIJ veröffentlichte Übersetzung der in Rußland befindlichen Originalurkunde war mir nicht zugänglich —, ist wohl von Sassii an der Kostina<sup>9)</sup> bzw. von Saşii pe Costina die Rede, der „posada“ aber oder Săsciora wird keine Erwähnung mehr getan. Das in der Reihenfolge der Schenkungen nach Sassii an der Kostina aufgezählte „Dorf an der Moldowa, an der Mündung der Moldowitza“, kann unmöglich Săsciora oberhalb Baia sein.

Während COSTĂCHESCU in Săsciorii in der Bukowina die Möglichkeit des Bestandes einer Sachsenansiedlung gegeben sieht<sup>10)</sup>, meint BALAN, daß die deutschen Geschichtsforscher angestrengt bemüht seien, in der Bukowina eine Sachsenkolonie nachzuweisen; die Ortsbezeichnungen in den erwähnten Urkunden aber zwingen nicht, den Bestand einer solchen anzunehmen<sup>11)</sup>.

Einem Aufsätze TH. B. STREITFELDS „Die Sastschorer Burg“ entnehmen wir, daß im Mittelalter eine Burg und eine Ortschaft in der Nähe der Stadt Mühlbach

<sup>5)</sup> FR. A. WICKENHAUSER, *Molda*, II. Bd., 1 Bändchen, S. 10. Das aus dem Slawischen stammende Wort *posada* bedeutet sowohl Abgabe als Siedlung. ARUNE PUMNUL übersetzte es in obiger Urkunde mit Siedlung.

<sup>6)</sup> M. COSTĂCHESCU, *Documentele moldaveneşti înaiute de Ştefan cel Mare*, Bd. II, S. 31 und 453.

<sup>7)</sup> F. WICKENHAUSER, *Molda*, S. 10.

<sup>8)</sup> R. F. KAINDL, a. a. O., S. 371.

<sup>9)</sup> WICKENHAUSER, *Moldawa*, S. 72. — I. BOGDAN, a. a. O., Bd. II, S. 142.

<sup>10)</sup> A. a. O., Bd. II, S. 190, Fußnote 10.

<sup>11)</sup> T. BALAN, *Satele dispărute din Bucovina*, S. 14.

in Siebenbürgen den Namen Sastschor (rumänisch Săscior, ungarisch Szaszczor, sächsisch Schiëwes = Schewis) geführt habe<sup>12</sup>). Dieses Săscior in Siebenbürgen hieß aber bis zum Jahre 1464 Oláhnagyfalu = Großrumänendorf und erst in diesem Jahre ist es unter dem neuen Namen urkundlich beglaubigt.

Es kommt also für die schon im Jahre 1439 nachgewiesene Ortschaft posada (von Wickenhauser Sassi-čora genannt) sowie für die 1443 urkundlich beglaubigte Ortschaft Săsciori in der Bukowina als Ursprungsort nicht in Betracht. Es wäre eher anzunehmen, daß die Bewohner der vorerwähnten Ortschaften und auch anderer sächsischen Zweigniederlassungen in der Moldau gezwungen waren, die Rückwanderung nach Siebenbürgen anzutreten, wofür allerdings keine urkundlichen Beweise vorliegen. Den weiteren Ausführungen aber werden wir entnehmen, daß die Zeitereignisse in der Moldau eine Rückkehr der Sachsen geboten erscheinen ließen.

Zunächst sei festgestellt, daß gegenwärtig auf der rumänischen Karte 1: 100000, oberhalb Baia, zwei Ortschaften eingezeichnet sind: Sasca mare = Großsachsen und Ruşii = die Russen, früher aber Sasca mică = Kleinsachsen genannt<sup>13</sup>). In welchem Jahre die Änderung der Ortsbezeichnung Sasca mică — Ruşii erfolgte, konnte ich trotz häufiger Nachfrage nicht in Erfahrung bringen. Dieses ehemalige Sasca mică dürfte das Sassi-čora = Kleinsachsen Wickenhausers sein.

Zwischen Baia und der Umgebung Baias einerseits und Săsciori später Saşii pe Costina in der Bukowina bestanden aber dank dem Kloster Moldowitza Beziehungen.

Baia wurde in der 2. Hälfte des 13. Jh.s von sächsischen Töpfern aus Rodna in Siebenbürgen als Tochterkolonie gegründet. Moldauische Chronisten glaubten sogar, Baia und Töpferei seien in der sächsischen Sprache gleichbedeutend<sup>14</sup>). Mittelalterlichen rumänischen Urkunden entnehmen wir, daß die moldauischen Fürsten das Kloster Moldowitza vom Jahre 1402 an mit Leibeigenen, Mühlen und Grundstücken, ja Ortschaften in und um Baia beschenkten<sup>15</sup>). So besaß das Kloster Moldowitza in Baia zwei Mühlen gemeinsam mit den Bürgern dieser Stadt, die damals zum Großteile noch von Sachsen bewohnt war. Späterhin gingen die wichtigsten Rechte dieser Stadt — unter diesen das Schankrecht 1458 — an das Kloster über und die Bürger von Baia wurden den Mönchen sogar wachzinspflichtig<sup>16</sup>). Mit dem Wohlstande der Bürgerschaft ging es trotz des der Töpferei ungemein günstigen Bodens, dessen Lob wir sogar aus dem Munde eines moldauischen Fürsten vernehmen, bergab<sup>17</sup>). Die Abwanderung der Sachsen konnte beginnen. Zeitlich fällt aber der Niedergang dieser Sachsensiedlung mit dem Auftauchen der Sachsen in Oláhnagyfalu = Großrumänendorf und der Namensänderung dieser Ortschaft in Sastschor (Săscior) 1464 zusammen! Dezember 1467 wird die Stadt Baia im Kampfe des moldauischen Fürsten STEFAN DES GROSSEN gegen König MATHIAS von Ungarn ein Raub der Flammen.

Der erste Fürst der Moldau erkor, nach der Landnahme, Baia zur Residenz. Sein Sohn und Nachfolger bevorzugte Sereth, das ein Mittelpunkt der katholischen

<sup>12</sup>) TH. B. STREITFELD, a. a. O., S. 126.

<sup>13</sup>) Siehe beiliegende Skizze.

<sup>14</sup>) ALEXANDER LAPEDATU, a. a. O., S. 26.

<sup>15</sup>) M. COSTĂCHESCU, a. a. O., S. 31.

<sup>16</sup>) FR. A. WICKENHAUSER, Molda, S. 12.

<sup>17</sup>) HURMUZACHI—N. JORGA, Documente, Bd. XV, S. 610.

Propaganda in der Moldau wurde. Auch hier führt eine in der Nähe befindliche ehemals befestigte Örtlichkeit den Namen Sasca. Ungefähr 1388 läuft die Stadt Suczawa Sereth den Rang ab, um nahezu zwei Jahrhunderte Hauptstadt der Moldau zu bleiben. Waren es politische, waren es religiöse Beweggründe, die zum so raschen Verfall der beiden ersten Residenzen führten? Das sind noch ungelöste Fragen.

NIBIO stellt auf Grundlage eines Grenzbriefes aus dem Jahre 1786 die Lage von Săsciori am Kostinabache, der aus der Vereinigung des Illischaska- und des Balaczanabaches entsteht und sich oberhalb der Stadt Suczawa in den Suczawafluß ergießt, zwischen Illischestie, Balaczana und Strojestie, fest. Ein Nebenbach der Illischaska führte 1786 noch den für die verödete Siedlung Săscior bezeichnenden Namen Sestschor<sup>18)</sup>. Die Entfernung des oberen Teiles von Săsciori von der Stadt Suczawa beträgt demnach nur 13,5 km.

ROMSTORFER berichtet in seinen Forschungsergebnissen über: „Das alte Fürstenschloß in Suczawa“; von einem alten aufgelassenen Ziegelofen bei Stupka (18,6 km von Suczawa entfernt), in dem unglasierte Ofenkacheln, gleicher Art wie sie glasiert in der Fürstenburg zu Suczawa zur Verwendung gelangten, entdeckt wurden, und folgert, daß die Ziegelöfen von Stupka auch die Schloßfeste beliefert haben müssen; die Glasierung der Kacheln und Ziegeln sei aber in der Schloßfeste vor sich gegangen<sup>19)</sup>.

Letzthin wurden nun vom Oberlehrer i. R. HANS DRESSLER unglasierte Kachelbruchstücke mit menschlichen Figuren in Illischestie aufgefunden, Kachelbruchstücke ganz gleicher Sorte wie die bei Stupka aufgefundenen. Romstorfer spricht also von einer Fundstelle bei und nicht in Stupka, Stupka aber ist von Illischestie nur 5 km entfernt. An zwei in der Săsciorii, auch Saşii pe Costina genannten Gegend gelegenen Stellen wurden diese dem Mittelalter angehörigen Funde gemacht, ein Beweis, daß fleißige Töpfer hier einst ihr kunstreiches Handwerk trieben. Es gab vor Jahren Stellen, die von Scherben förmlich übersät waren. Die Tonbruchstücke fielen der Pflugschar der Bauern zum Opfer. Gelegentlich der Einsendung der photographischen Aufnahme des Fundstückes teilte mir Herr DRESSLER freundlichst mit: Der vor zwei Jahren verstorbene Archäologe, Universitätsprofessor Dr. OREST TAFRALI, habe in Săsciori = Gropi Ausgrabungen vorgenommen, über deren reiches Ergebnis er in einem eigenen Werke handeln wollen. Die Forschungsergebnisse wurden leider noch nicht veröffentlicht.

In meinem Aufsätze „Teracote Sucevene“ habe ich darauf hingewiesen, daß der Lehm Boden in Suczawa und bei Stupka dem von Baia nicht nachstehe<sup>20)</sup>. Die Bergfeste, der Fürstenpalast, die zahlreichen Kirchen, die Bojaren- und reichen Kaufmannshäuser im Weichbilde der Stadt Suczawa und nicht zuletzt die zahlreichen Klöster der Umgebung<sup>21)</sup> boten ein gutes Absatzfeld für die erzeugte Töpferware. In Suczawa selbst wurden zahlreiche Ziegelöfen in 3—4 m Tiefe aufgefunden. Da Bruchstücke aller bis jetzt in der Moldau an anderen Orten aufgefundenen Arten

<sup>18)</sup> A. NIBIO, a. a. O., S. 52. Vgl. auch T. BALAN, Documente Bucovinene, Bd. III, S. 25 und Satele dispărute din Bucovina, S. 14. — Siehe auch beiliegende Skizze.

<sup>19)</sup> C. ROMSTORFER, a. a. O., S. 103.

<sup>20)</sup> R. GASSAUER, a. a. O., S. 3.

<sup>21)</sup> Vgl. N. JORGA, Istoria Românilor în chipuri și icoane, III. Bd, S. 24. Der Verf. schreibt hierzu: „Da ein großer Bedarf an glasierten Ziegeln und Zierkacheln war, ist es glaubhaft, daß Meister aus der Mitte der Sachsen ins Land gebracht wurden, um die fürstlichen Gotteshäuser zu schmücken.“

von Kacheln und Bodenfliesen in den Bodenfunden von Suczawa vertreten sind und neue unbekannte Arten auch heute noch aufgefunden werden, hielt ich mich für berechtigt, Suczawa als den Mittelpunkt der mittelalterlichen Kunsttöpferei in der Moldau zu bezeichnen und die vorzüglichen südostdeutschen Arbeiten, deren Modell auf hervorragende Bildhauer aus der 1. Hälfte des 15. Jh.s zurückgehen, als Suczawaer Erzeugnisse anzusprechen<sup>22)</sup>.

Für eine gedeihliche Entwicklung des Töpferhandwerks ist vor allem die Bodenbeschaffenheit maßgebend und diese war in der lehm- und wasserreichen Umgebung von Suczawa äußerst günstig. Was Wunder nun, wenn ein Teil der Sachsen aus Baia und deren Umgebung, den Zeitläuften Rechnung tragend, hier, der neuen Hauptstadt der Moldau näher, in ihrer altgewohnten Beschäftigung bessere Verdienstmöglichkeit gesucht hätte? In Suczawa aber, wo sich die verschiedensten Kulturinflüsse geltend machten, war der Sitz der Kunsthafnermeister.

Das Kloster Moldowitza, das schon frühzeitig enge Beziehungen zu Baia hatte, durfte bei der Ansiedlung der Sachsen an der Balaczana, Illischaska, am Seschtschor und an der Kostina hilfreiche Hand geboten haben. Säsciori, seit dem Jahre 1443 im Besitze des Klosters Moldowitza, wird — falls es nicht auch schon früher gewesen — im Jahre 1454 Slobozia<sup>23)</sup> = Freidorf durch fürstliche Gnade; die bisher dem Landesfürsten zustehenden Abgaben des Dorfes kommen nunmehr dem Kloster unmittelbar zugute. COSTĂCHESCU irrt, wenn er von zwei Dörfern Slobozia und Säsciorii spricht, denen Fürst Peter AARON am 25. August 1454 Freiheiten gewährte<sup>24)</sup>. Wenn zum Schlusse die Insassen von Säsciori nicht nur von den Fronarbeiten bei der Burg von Suczawa, sondern auch von allen sonstigen Arbeiten befreit werden, so war dies nur recht und billig, da sie ja als Töpfer zur Ausschmückung der Innenräume der Burg reichlich beitrugen.

Allem Anscheine nach muß die Zahl der Sachsenfamilien, die sich hier ansiedelten oder angesiedelt wurden, nicht allzu groß gewesen sein, da es sich um Spezialarbeiter handelte. In der Regierungszeit STEFANS DES GROSSEN dürften sie am zahlreichsten gewesen sein, wofür die Änderung des Dorfnamens von Säsciori = Kleinsachsen auf Saşii pe Costina = die Sachsen an der Kostina spricht.

In Suczawa wurden Meisterwerke der Töpferkunst des 14. und 15. Jh.s aufgefunden; vergebens aber suchen wir solche der folgenden Jahrhunderte. Dieser Verfall der Töpferkunst hängt mit dem Abgleiten Suczawas als Handelsemporium der Moldau und mit der Verlegung des Fürstensitzes nach Jassy (1563), dem späterhin auch die Verlegung des Metropolitanstuhles folgt, zusammen<sup>25)</sup>.

Die noch in Suczawa verbliebenen Handwerker fremden Volkstums fallen im November 1563 der wegen der Fremdherrschaft HERACLID DESPOTAS empörten einheimischen Volksmenge zum Opfer. Fürst ALEXANDER LAPUŞNEANU, dem Suczawa

<sup>22)</sup> A. a. O., S. 13.

<sup>23)</sup> Interessant ist was O. G. LECCA, a. a. O., S. 482 unter dem Schlagworte „Slobozia“ schreibt: So werden Dörfer benannt, die neu gebildet oder wieder bevölkert werden. Die Bewohner kommen oder werden aus anderen Orten gebracht. Häufig sind es fremde Kolonisten, die sich einige Zeit der Steuerfreiheit, sonst aber der Ansässigkeit, der Glaubens- und Sprachfreiheit erfreuten.

<sup>24)</sup> M. COSTĂCHESCU, a. a. O., S. 505. Wohl aber wurde die ebenfalls Moldowitza gehörige, in der Töpfergegend bei Baia gelegene Ortschaft Borgineşti auch vom Frondienste bei der Burg von Suczawa befreit.

<sup>25)</sup> J. NISTOR, a. a. O., S. 135 und 214.

seit seiner Flucht vor dem Thronräuber und Abenteurerfürsten verleidet ist, bittet am 25. Dezember 1564 zum zweiten Male Bistritz um Töpfermeister. Ein Beweis, daß in der Moldau Vertreter dieses Handwerks nicht mehr vorhanden waren<sup>26)</sup>. Zur Zeit des prachtliebenden Fürsten VASILE LUPU (1634—1653) wurden wieder Hafnermeister aus Siebenbürgen nach Suczawa berufen, weiß JORGA (a. a. O., S. 265) zu berichten. Die Möglichkeit einer kurzen Nachblüte ist also gegeben. Die Umgebung Suczawas wird wohl Freud und Leid der Hauptstadt geteilt haben. Der größte Teil, wenn nicht alle Insassen von Săsciori, auch Saşii pe Costina genannt, dürften ausgewandert sein.

Vom Jahre 1443 bis zum 1. Juli 1714 verblieb Săsciori — es kehrte später also zu seiner alten Bezeichnung zurück — im Besitze des Klosters Moldowitza. Als es um niedrigen Kaufpreis in den Besitz des Boiaren ISĂCESCUL überging, der es seiner Stiftung, dem Kloster Illischestie, schenkte, wird seiner Bewohner nicht mehr gedacht. Als Gutsgebiet (Attinenz) bald Illischestie, bald Balaczana zugeschlagen, gelangt es im Jahre 1785 in den endgültigen Besitz des griechisch-orientalischen Religionsfonds der Bukowina<sup>27)</sup>.

Wie schon früher erwähnt, sind die in der einst „Die Sachsen an der Kostina“ genannten Gegend gemachten Töpferarbeitsfunde denen dem Suczawaer Boden entstammenden gleich. Im nachfolgenden kommen daher außer dem in der Ortschaft Illischestie, das an einer Stelle „Schloß in der Lunca“ (= Aue) genannt wird, an das Tageslicht geförderten Kachelbruchstück auch die in neuester Zeit in Suczawa anlässlich von Hausneubauten und Kirchenrenovierungen aufgefundenen Wahrzeichen mittelalterlichen Kunsttöpferei zur Abbildung. Sie wurden bisher noch nirgends veröffentlicht.

Abbildung 1. Ein 8 × 6 cm großes Kachelbruchstück weist das bärtige Gesicht eines Mannes, das Haupt mit der Fürstenkrone geschmückt, auf. Das Kopfhair wallt in Locken rechts und links auf die Schultern herab. Es läßt sich noch nicht sagen, ob und welchem moldauischen Fürsten die Darstellung gilt.

Abbildung 2. Auf einem kleinen Kachelbruchstück sieht man eine Engelsegestalt in eigenartiger Körperhaltung, mit Krone und Kreuz auf dem Kopfe.

Abbildung 3 und 4 zeigen in ganz eigener Kachelform schöne Ornamente auf.

Abbildung 5—11. Auffallend groß ist die Anzahl der Ofenkacheln, die den Kampf St. Georgs mit dem Drachen versinnbildlichen. Die Art der Darstellung ist aber äußerst mannigfaltig. Nicht nur im Orient, wo der Mithraskult mit dem St.-Georgs-Kult verschmolz, war dieser letztere sehr verbreitet, auch im Abendlande fand er, namentlich in Schwaben, Franken und in Holland frühzeitig Eingang. Den im 11. und 13. Jh. in die Moldau und nach Polen einwandernden Armeniern war eine vermittelnde Rolle beschieden. Das von STRZYGOWSKI in der Burgkirche zu Ani in Armenien aufgefundene Flachbild mit zwei Reitern, Drachen bekämpfend, zeigt in der Ausführung verwandte Formgebung wie bei der auf den Ofenkacheln in Suczawa zur Abbildung gelangten Kampfszene. Vgl. Ani, *Revistă de Cultura Armeană* Anul V, Vol. II (Bucureşti 1937), S. 96, und den Drachen, der in Abbildung 6 auf Tafel I des Anhanges dargestellt wird. Siehe auch V. BRUSSOW, *Nota caracteristică a culturii armene in Ani*, Bd. I, Fasc. I, S. 20. Die alte und die neue Metropolitankirche in Suczawa waren dem hl. Georg geweiht. Das alte Stadtsiegel von Suczawa weist auch diesen Heiligen auf. Bekannt ist, daß Georgs-

<sup>26)</sup> HURMUZACHI-JORGA, Bd. XV, S. 610.

<sup>27)</sup> A. NIBIO, a. a. O., S. 50.

thaler und Schaumünzen von den Soldaten früherer Zeiten mit Vorliebe als Amulette gegen Verwundung getragen wurden. In Suczawa und Umgebung, die Schauplatz zahlreicher Gefechte waren, wurden hunderte Messingmedaillen, viele mit Spuren von Versilberung, aufgefunden, die auf der Vorderseite den Kampf mit dem Drachen und die Inschrift **ST. GEORGIUS EQVITVM PATRONVS** und auf der Rückseite ein bemanntes Segelschiff in Seenot und die Inschrift **IN TEMPESTATE SECVRITAS** tragen. Die Ausführung ist oft sehr primitiv. Die Vorliebe, mit der die St.-Georgs-Legende auf den Kacheln in Suczawa zur Darstellung gelangt, wird erklärlich.

Die Darstellungen von 5—11, mit Ausnahme von Abbildung 8, wären der Zeit um 1400 zuzuweisen. Auf der Abbildung 5 sieht man links oben nur den Rocksäum der Königstochter AJA (CLEODELINDE), die St. Georg befreit haben soll.

Abbildung 7. Kachelbruchstücke, die wiewohl auf zwei verschiedenen, zweihundert Schritte voneinander entfernten neuen Baustellen in Suczawa, in vier Meter Tiefe, aufgefunden wurden, sich anscheinend ergänzen. Der obere Teil der in der Abbildung zusammengestellten Kachel ist unglasiert und stellt ein Kirchlein dar, wie es auf den Motivbildern in moldauischen Kirchen, von den Händen des fürstlichen Gründers gehalten, als Wandmalerei zu sehen ist. Das ergänzende untere größere Kachelbruchstück, welches gelbbraun glasiert ist, zeigt aber eine Treppe auf, die zum Eingangstor des Kirchleins führt. Vor der Kirche der mächtige Körper eines Fabeltieres. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir es auch hier mit einer Abart der Darstellung der St.-Georgs-Legende zu tun haben. Die ganze Kachel dürfte in dem Ausmaß  $33 \times 23$  cm erzeugt worden sein.

Abbildung 8 stellt aber keine Ofenkachel dar, sondern ist ein Gipsabguß nach einem Modell des 17. Jh.s. Gefunden 1937 in einer Tiefe von 80 cm an der Stelle, wo ehemals ein Haus in der Nähe der alten St.-Georgs-Kirche stand. Eine Ofenkachel nach diesem Muster ist in Suczawa bis jetzt noch nicht aufgefunden worden. Neu ist hier die Darstellung einer weitläufigen Burg oder eines Stadtteiles im Hintergrunde sowie die Umrahmung in „geflochtener Seilform“. Sie verrät armenischen Einfluß. In einer Miniature eines armenischen Manuskriptes des 17. Jh.s finden wir eine getreue Kopie<sup>28)</sup> der Rahmung.

Auf den Abbildungen 10 und 11 sind zwei aus dem Fenster einer Burg dem Kampfe mit dem Drachen zusehende gekrönte Häupter, mehr oder weniger deutlich sichtbar.

Abbildung 12 stellt ein höfisches Paar aus dem 14. Jh. dar. Zwischen den Köpfen des Paares das Lilienwappen der Anjous, wie es auch auf den Münzen der moldauischen Herrscher seit PETER MUŞAT auftaucht. Vollkommen erhaltene Ofenkachel  $17 \times 17$  cm.

Abbildung 13 soll ein Wildschwein, einen knospenden Zweig abbeißend, darstellen. Kachelbruchstück aus dem Ende des 15. Jh.s.

Ich fühle mich angenehm verpflichtet, an dieser Stelle den Herren: Oberlehrer HANS DRESSLER, Tierarzt Dr. JOHANN KERTH und Professor MIHAI POLOCUŞERIU für das zur Verfügungstellen der Fundgegenstände zu danken.

#### Verzeichnis der benutzten Werke:

1. BALAN TEODOR, Satele dispărute din Bucovina. Cernăuți 1937.
2. BALAN TEODOR, Documente Bucovinene. Cernăuți 1937.

<sup>28)</sup> GH. BALS, a. a. O., S. 35, Fig. 35.

3. BALȘ GHEORGHE, Bisericile moldovenești din veacul al XVI-lea și al XVII-lea. Fundațiunea Regele Ferdinand. București 1933.
4. BOGDAN IOAN, Documentele lui Ștefan cel Mare. București 1913.
5. COSTĂCHESCU MIHAI, Documentele moldovenești înainte de Ștefan cel Mare. Iași 1932.
6. GASSAUER RUDOLF, Teracote Sucevene. Extras din „Buletinul Comisunii Monumentelor Istorice“. Fascicola 86 (Octombrie-December 1935). Vălenii de Munte 1938.
7. HURMUZACHI DE EUDOXIU-JORGA NICOLAI, Documente privitoare la Istoria Românilor XV, Partea I. București 1911.
8. JORGA NICOLAI, Istoria Românilor în chipuri și icoane vol III Negoțul și Meșteșugurile. București 1906.
9. KAINDL RAIMUND FR., Geschichte der Deutschen in den Karpathenländerr. Gotha 1907.
10. LAPEDATU ALEXANDRU, Antichitățile dela Baia. Buletinul Comisiunii Monumentelor Istorice. București 1909.
11. LECCA O. G., Dicționar istorie, arheologic și geografic. București 1938.
12. MÓOR ELEMÉR, Die ehemaligen Sachsenorte an der oberen Theiß. Südost-deutsche Forschungen, III. Jg. München 1936.
13. NIBIO AUGUST, Eine verschollene Sachsensiedlung in der Bukowina. Deutscher Kalender für die Bukowina. Czernowitz 1934.
14. NISTOR J., Die auswärtigen Handelsbeziehungen der Moldau im XIV., XV. und XVI. Jh. Gotha 1911.
15. ROMSTORFER CARL A., Das alte Fürstenschloß in Suczawa. Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, IX. Jg. Czernowitz 1901.
16. STREITFELD THEODOR B., Die Sastschorer Burg. Siebenbürgische Vierteljahrsschrift, 62. Jg, 1939, Heft 2. Jassi 1939.
17. WICKENHAUSER FRANZ A., Moldawa oder Beiträge zu einem Urkundenbuche für die Moldau und Bukowina, 1 Heft. Wien 1862.
18. WICKENHAUSER FRANZ A., Molda oder Beiträge zur Geschichte der Moldau und Bukowina, II. Bd., 1 Bändchen. Czernowitz 1885.

## II. Holzschnitzerei an der Zimmerdecke alter moldauischer Wohnhäuser in Suczawa

Suczawa, die einstige Hauptstadt der Moldau, soll einmal dicht bevölkert gewesen sein. DIMITRIE CANTEMIR, der Fürst der Moldau (1710—1711) berichtet von 40 steinernen Kirchen und 16.000 (sic) Wohnstätten<sup>29)</sup>. Wohl sind noch zehn steinerne Gotteshäuser aus mittelalterlicher Zeit vorhanden, doch kein steingefügtes Wohnhaus dieser Epoche. Öfters allerdings wurde Suczawa gebrandschatzt und die Häuser von Grund auf zerstört. Im Jahre 1769 wurde die Stadt anlässlich eines Tatareneinfalles zum letztenmal ein Raub der Flammen. Die Steinbauten wichen Holzbauten.

Doch auch die alten Holzhäuser, im schönen moldauischen Stil erbaut, verschwanden und verschwinden jahraus, jahrein, um stil- und geschmacklosen Neubauten Platz zu machen.

Nicht nur in den rumänischen Häusern der Landbevölkerung, sondern auch in einzelnen ehemals von Armeniern bewohnten Holzhäusern moldauischen Stils

<sup>29)</sup> GHEORGHE ADAMESCU, Dimitrie Cantemir Descrierea Moldovei. Traducere. București. Cartea Românească, S. 18.

in Suczawa findet man im größten Zimmer des Wohnhauses, unter den Dachbalken, die das Gewicht des Dachstuhles tragen, einen Balken, mitunter nur ein Brett, das wunderschöne Holzschnitzerei aufweist und dem Zimmer zur Zierde gereicht.

Vor vier Jahren gelang es mir — ein altes Holzhaus, zwischen dem Knabenobergymnasium und der armenischen hl. Kreuzkirche gelegen, wurde niedergerissen — ein solches Zierbrett, das schon als Brennholz verkauft werden sollte, zu retten und es als Leihgabe dem städtischen Museum von Suczawa zu überlassen.

Das Brett, aus Lindenholz, hat eine Länge von 4 m 50 cm, und eine Breite von 21 cm. Die Dicke von 5 cm in der Mitte des Brettes nimmt gegen die feingekerbten Ränder zu gleichmäßig bis auf 2 cm ab. Die Holzschnitzerei weist schöne Blattornamente und Weinbeeren auf. Das Zimmer, dessen Zierde es einst bildete, wurde in den letzten Jahren als Räucherzimmer verwendet, und so hatte sich im Verlaufe der Zeit eine fingerdicke festhaftende Rußschicht angesetzt. Beim Abbürsten dieser Schicht zeigten sich Spuren von Bemalung: Der Grund war dunkelrot gehalten, während die erhabenen Stellen Goldfarbe aufwiesen.

Anbei eine Abbildung des sich über die ganze Länge des Brettes stetig wiederholenden Musters (Taf. III b, Abb. 1).

### III. Marmorskulptur aus dem Inneren des alten Fürstenschlosses] zu Suczawa

Es gelang mir, einen in Privatbesitz befindlichen, als Treppenstein benützten Marmorblock, der aus den Innenräumen des fürstlichen Palastes stammte, für das städtische Museum in Suczawa zu erwerben. Der Block hat eine Länge von 53 cm, eine Breite von 33 cm und eine Höhe von 19 cm. Der Boden und die Rückwand sind unbehauen. Die Oberfläche und die Seitenwände weisen schöne Ornamentalschnitzerei auf. Hatte die Oberfläche schon sehr gelitten, so konnte die Schnitzerei einer Seitenwand zeichnerisch oder photographisch gar nicht wiedergegeben werden, weil sie beinahe ganz abgewetzt war. Die beiden Eckornamente der Abb. 1 b, Taf. IV, finden sich, in Stein gehauen, in der Kapelle des ehemaligen armenisch-orientalischen Klosters Zamka in der Nähe von Suczawa wieder<sup>30)</sup>.

Interessant ist, daß der Marmor gleiche Struktur und Äderung aufweist, wie der Marmor, aus dem das fürstliche Grabmal STEFANS DES GROSSEN in Putna in der Bukowina gefertigt ist. Der Marmor ist griechischer Herkunft<sup>31)</sup>.

### IV. Brandenburgisch-preußische und polnische Münzennachahmungen in der Münzstätte zu Suczawa

Die Frage, wo die moldauischen Fürsten ihre Münzen prägen ließen, in welchen Orten der Moldau Münzstätten bestanden haben, ist bis zum heutigen Tage noch nicht beantwortet. Nur was die Nachbildungen der Münzen fremder Staaten anbelangt, ist die Schloßfeste von Suczawa und ihre nächste Umgebung — namentlich in der Regierungszeit des Fürsten ISTRATIE DABIJA (1661—1665) durch massenhaft hier aufgefundene Prägeabfälle von brandenburgisch-preußischen, polnischen und schwedischen Münzen als Münzstätte eindeutig festgestellt. Über diese Münzstätte von Suczawa besteht eine ganze Literatur.

Auf einem Kupferblechstreifen fand ich nebeneinander die Stempelabdrücke

<sup>30)</sup> GHEORGHE BALȘ, Bisericile moldovenești din veacul al XVI-lea și al XVII-lea. București 1933, S. 477, Fig. 754.

<sup>31)</sup> Diese Mitteilung verdanke ich Herrn Architekt THEODORU.

der Schillinge JOHANN CASIMIRS von Polen (1649—1668), FRIEDRICH WILHELMS von Preußen (1640—1688), CHRISTINES von Schweden (1632—1654) und KARLS XI. von Schweden (1660—1697), ein Beweis, daß alle diese Münzen zu gleicher Zeit nachgeahmt bzw. geprägt wurden<sup>32</sup>). Auch Schillinge SIGISMUNDS III. von Polen (1587—1632), GUSTAV ADOLFS (1611—1632) und KARLS X., GUSTAV von Schweden (1654—1660) sowie GEORG WILHELMS von Brandenburg (1619—1640) wurden nachgeahmt. Das Prägematerial bestand nicht immer aus Kupfer, mitunter war es eine Silberlegierung. Aus Kupfer wurden aber, in ähnlicher Form, auch moldauische Schillinge mit dem Namen des Fürsten DABIJA geschlagen. Vereinzelt fanden sich im Boden Suczawas auch Schillinge des Fürsten von Muntenien RADU MIHNEA (1658—1659) aus dem gleichen Prägematerial.

Noch ist aber kein Prägeabfall bekannt, auf dem die Stempelabdrücke der Schillinge J. DABIJAS, GUSTAV ADOLFS, GEORG WILHELMS und RADU MIHNEAS gemeinsam mit einem der oberwähnten Stempelabdrücke (JOH. CASIMIR, FRIEDRICH WILHELM, GUSTAV ADOLF, CHRISTINE, KARL X. und KARL XI., SIGISMUND III.) vorkommt. Diese „Solidi“ scheinen nicht zur selben Zeit, wohl aber am selben Orte geprägt worden zu sein.

Nun wurde aber vor kurzem in der Nähe der Burg eine bis jetzt unbekannte Abart der Münzennachahmungen FRIEDRICH WILHELMS von Brandenburg (1640—1688) aufgefunden, die hier zur Abbildung und Beschreibung kommt. Siehe Taf. V, Abb. 3.

Vorderseite: . . . FRID VILHMAR BXSRIIP innerhalb eines äußeren breiteren und eines inneren schmälere Kreises. In der Mitte der preußische Adler. Rückseite: SOLIDVS CIVI RI innerhalb eines äußeren und eines inneren schmälere Kreises; in der Mitte 3 Kirchtürme mit Kreuzen. Im Vordergrund? Kupfer. 16 mm Durchmesser.

Die verschwommene Zeichnung der Rückseite erinnert an die Darstellung, die sich auf einer ebenfalls in Suczawa gefundenen Münze GUSTAV ADOLFS für Riga, die auf der Vorderseite ein großes Wappen von Riga und die Inschrift MON. NOVA. CIVI. RIENS. und auf der Rückseite, außer der Inschrift CVST. ADOLF. D. G. REX. SV . . ., auch kirchturmähnliche Gebäude mit einem Kreuz, im Vordergrund aber einige kleinere Kreuze aufweist. Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob diese Münze Gustav Adolfs schon bekannt ist. Was Prägematerial und Form anbelangt, ist sie den in Suczawa aufgefundenen, sog. silbernen und versilberten Schillingen Gustav Adolfs, Christines von Schweden sowie Georg Wilhelms von Brandenburg gleich.

Die Annahme ED. FISCHERS, daß außer den bekannten Suczawer Schillingen, die einen Durchmesser von 16—17 mm haben und zum größten Teile aus Kupfer bestanden, auch größere Geldstücke ausgeprägt wurden, wird bezweifelt, obwohl ROMSTORFER eine solche Münze genauest beschreibt. Da diese Münze, von der Romstorfer berichtete, daß sie in den Besitz der Münzensammlung der rumänischen Akademie der Wissenschaften gelangt sei, all dort später nicht mehr auffindbar war, spricht man im allgemeinen aber mit Unrecht von einem Irrtum Romstorfers<sup>33</sup>).

<sup>32</sup>) Dr. R. GASSAUER, Der gegenwärtige Stand der moldauischen Münzkunde. Czernowitz 1931, S. 26, Abb. 9. Idem: Alți șilingi poloni și prusiaci falsificați în monetaria din Suceava. Buletinul Societății Numismatice Române Anul XXVII, 1933, S. 92.

<sup>33</sup>) ILIE ȚABREA, Originea și activitatea monetăriei lui Dabija Voda din Suceava. București 1939, S. 19.

Im Jahre 1902 wurde sie im ehemaligen fürstlichen Schloßgarten, damals im Besitze des Schmiedemeisters PETER VON REPTA, beim Ackern aufgefunden und dem jüdischen Antiquitätenhändler E. ŞARAGA aus Jassi verkauft, der späterhin für diese Münze 100 Francs verlangte. Eine Kopie dieser Münze wurde dem Numismatiker E. FISCHER und eine zweite dem Münzensammler Baurat A. VON ISSICESCUL eingeschickt.

ROMSTORFER<sup>34)</sup> beschreibt die Münze aus gutem Silber, die einen Durchmesser von 27 mm hat, folgendermaßen. Vorderseite: Die Figur eines Fürsten im Harnisch und die Inschrift: Principis Moldaviae 1662. Rückseite: In einer zierlichen Cartouche, gleich der auf der Rückseite der schwedischen in Suczawa zur Zeit DABIJAS geprägten Schillinge für Riga, der Auerochsenkopf mit dem sechszackigen Stern zwischen den Hörnern. Rechts und links des Kopfes befindet sich die Sonne und der Halbmond. Abweichend von den traditionellen Wappen der Moldau ist aber ein Ring durch die Nüstern des Ochsen gezogen. Die Inschrift lautet: MONETA + NOVA + MOLDAVI(AE).

Es war dies also unstreitig eine moldauische Münze, dem polnischen Gepräge jener Zeit, auch was die Bezeichnung MONETA NOVA anbetrifft, nachgebildet.

Auf einem Denar aus der Zeit des polnischen Königs KASIMIR DES GROSSEN (1333—1370), der in Kalisch und Posen ausgeprägt worden war, befindet sich auf der Vorderseite der polnische Adler, auf der Rückseite aber ein Stierkopf mit einem Ring in den Nüstern: das Wappen obgenannter Städte<sup>35)</sup>.

In die Millionen ging die Anzahl der Kupferschillinge König JOHANN KASIMIRS (1649—1668) für Polen und Litauen, die in Suczawa nachgeahmt und geprägt wurden. Bis zum heutigen Tage werden sie noch äußerst zahlreich aufgefunden. Sie weisen mannigfache Abarten auf. Verprägungen und Beis schläge sind häufig. Ein bisher unbekannter Kupferschilling (Durchmesser 16 mm) weist auf einer Seite das Monogramm JOHANN KASIMIRS, darüber die Königskrone, und die Umschrift IOA CAS MDC RPO? auf, während die andere den preußischen Adler, darüber nur den unteren Teil der Herzogskrone und die Umschrift ?? WILHMARBR???? aufzeigt. Unter anderen gibt es Stücke, die die Jahreszahl 1684, die nicht mehr der Regierungszeit Johann Kasimirs entspricht, aufweisen. Ein Stück für Polen hat auf der Vorderseite die Inschrift IOAN POLONIO RETT, auf der Rückseite IOAN GN<sup>o</sup> POLONI 1666; sie tragen das Münzzeichen des TITUS LIVIUS BORATINI. Es gibt aber auch Stücke, die auf der Vorderseite nur die Inschrift „IOAN IOAN“ oder „CAS(IMIR), CAS“ haben, auf der Rückseite dafür nur „POLO POLO 1664“. Auf der Rückseite einiger Schillinge für Litauen befindet sich ein Münzzeichen, das einer sich ringelnden Schlange ähnlich sieht. Andere weisen wieder das Münzzeichen des Schatzmeisters von Litauen HIERONYMUS KRYSPIK VON KIRSZENSTEIN (1652—1668), einen nach rechts gerichteten Hirschkopf mit und ohne Initialen des Meisters, auf. Wieder andere haben die Initialen VD.

Uns interessieren aber besonders einige Schillinge König JOHANN KASIMIRS für Litauen mit der Jahreszahl 1663, welche auf der Vorderseite unter dem Kopfe des Königs die Initialen G. F. H. (GEORG FRIEDRICH HOFFMANN?) und auf der Rückseite unter dem litauischen Reiter und unter dem Wahrzeichen des Hauses WASA — der Wasagarbe — einen kleinen Ochsenkopf mit einem Ringe in den Nü-

<sup>34)</sup> K. A. ROMSTORFER-Lapedatu: Cetatea Sucevii. Bucureşti 1913, S. 94.

<sup>35)</sup> Dr. MAX. KIRMIS, Handbuch der polnischen Münzkunde, Posen 1892, S. 29. MARIAN GUMOWSKI, Monety Polskie. Warszawa 1924, S. 75, und Tabelle III, 43.

stern aufweisen. Siehe Taf. V, Abb. 4, die die Vorderseite und 4a, 4b, welche die Rückseiten zweier solcher Schillinge aufweisen.

Doch auch auf den moldauischen Schillingen ISTRATIE DABIJAS befindet sich auf der Vorderseite unter dem Reiter ein ähnlich kleiner Ochsenkopf, allerdings ohne Ring in den Nüstern.

Das Auftauchen des Auerochsenkopfes mit dem Ringe in den Nüstern auf der moldauischen Silbermünze vom Jahre 1662 als neuartiges Landeswappen und auf dem litauischen Schilling vom Jahre 1663 mit den Initialen G. F. H. als Münzzeichen dürfte kein bloßer Zufall sein und der Münzmeister G. F. H. dürfte der Prägung dieser Silbermünze nicht fremd gegenüber gestanden sein. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß er an der Ausprägung der moldauischen Schillinge DABIJAS, die zwischen 1661—1665 erfolgt, beteiligt war. Hat der Münzmeister, die polnischen Schillinge für Litauen nachahmend, auf den moldauischen Schillingen das Hauswappen der Wasa unter dem Reiter, durch einen kleinen Auerochsenkopf ersetzend (Hauswappen DABIJAS?), den Kupfermünzen ein deutlicheres moldauisches Gepräge geben wollen? Ist es sein eigenes Münzzeichen (unter Weglassung des Ringes in den Nüstern)? Das läßt sich schwer beantworten.

Auf dem östlich der ehemaligen Fürstenburg von Suczawa vorgelagerten Gelände werfen die Rekruten der Garnison jahraus, jahrein kleine Erdhügel als Dekungen zu Übungszwecken auf. Das Gelände ist gleichzeitig Hutweide. Die Hütungen vertieften die durch das Aufwerfen der Erde entstehenden Gruben und fanden eine Menge durchlochter Kupferblechstreifen, aber mitunter auch die aus diesen Streifen ausgestanzten Kupferblechstücke in Münzenform, die einen Durchmesser bis 24 mm aufweisen. In unmittelbarer Nähe der Burg wurden also doch auch größere Münzen ausgeprägt.

Einige von diesen, in der Mehrzahl ungeprägten Stücken, weisen jedoch Prägespuren und seltener Spuren von Versilberung auf. Sie sind nicht immer aus reinem Kupfer, sondern vereinzelt aus Messing, der stellenweise Goldglanz hat. Die Prägung ist schwach; auch hat das lange Verweilen in der feuchten Erde das Seinige dazu beigetragen, daß man oft weder die Prägebilder noch die Buchstaben der Inschriften deutlich ausnehmen kann. Es gibt sowohl lateinische als auch zyrillische Schriftzeichen; mit Hilfe eines guten Photoapparates oder auf chemischem Wege ließe sich vielleicht mehr feststellen. Auf einer größeren Kupfer- und auf einer Messingmünze aber sind die zyrillischen Buchstaben „DAR“ vom Worte Gospodar = Fürst, wie sie auf den moldauischen Münzen häufig vorkommen, deutlich erkennbar.

In Kriegszeiten und bei Finanzkrisen schmolzen die Münzherren das gute Geld ein und prägten edelmetallgeringhaltigeres aus. Manche Münzherren aber strebten mit der Umprägung und gleichzeitigen Münzmaterialverschlechterung persönliche Bereicherung an. Mit Ausnahme einzelner Münzen des ersten münzenprägenden Fürsten der Moldau PETER MUSCHAT, dann der Münzen ALEXANDER DES GUTEN (1400—1432), STEFANS DES GROSSEN (1457—1504) und HERAKLID DESPOTAS (1561 bis 1563) ist der Feingehalt an Silber bei den moldauischen Münzen äußerst gering. Begnügte man sich in anderen Ländern beim Erzeugen von Silbermünzen mit einer starken Kupferbeimengung, so lassen sich bei moldauischen Münzen auch noch Zinn und Blei in der Legierung nachweisen.

Namentlich die den verschiedensten Herrschern der Moldau, die den Namen Stefan führen, zugeschriebenen Münzen mit der zyrillischen Inschrift: „Io Stefana Woewoda Gospodar Zemly Moldawskoy“, sind Billonmünzen im schlechtesten Sinne des Wortes. An dem bereits früher erwähnten Fundorte, an dem sich ehemals eine

Münzstätte befunden haben dürfte, wurde auch ein Stück Bleimetall ausgegraben, das auf der Tafel abgebildet wird.

Das Bleistück von unregelmäßiger Form hat eine Länge von 8 cm, eine Höhe von 3 cm und eine Breite von 5.5 cm und weist ein Gewicht von 905 g auf. Lange Zeit unter Schutt und Erde liegend, zeigt es die dem Bleimetall eigene alte graue Patina. Mehrfache Beiliebsspuren weisen daraufhin, daß man einst in der schweren unscheinbaren Masse ein edleres Metall vermutete, es aber dann, nach Einsicht, einfach liegen ließ.

Eigenartig ist das auf der Stirnseite gelungen eingeritzte traditionelle Wappen der Moldau, das den Anschein erweckt, als ob es mit dem Prägwerke in das weiche Metall gepreßt worden wäre. Die darüber befindlichen eingeritzten buchstabenähnlichen Zeichen dürften Zinken sein, die dem damaligen Münzmeister geläufig waren, heute aber schwer zu deuten sind (siehe Taf. V, Abb. 1).

Ein ganz eigenartiger Fund, im selben Gelände, der ersterwähnten Fundstelle jedoch entfernter, läßt darauf schließen, daß hier auch die Nachahmung größerer brandenburgisch-preußischer Silbermünzen, aber ohne Fälschungsabsicht, versucht wurde. Es handelt sich um eine Silbermünze ALBRECHTS, des letzten Hochmeisters des Deutschen Ordens und ersten Herzogs von Preußen (1490—1568), des Begründers des „Collegium Albertinum“, der nachmaligen Universität zu Königsberg. Die Originalmünze und zwei kupferversilberte Nachahmungen wurden zusammen an ein und derselben Stelle aufgefunden.

Dieser blinde Zufall läßt sich nur so erklären, daß die, die Nachahmung vollführenden Personen gezwungen waren, ihre Tätigkeit Hals über Kopf einzustellen und ihr Heil in der Flucht zu suchen, so daß sie nicht einmal die Geistesgegenwart hatten, die Originalmünze mitzunehmen. Die Zeitereignisse, der an Fürst ALEXANDER LĂPUŞNEANA durch den Abenteurerfürsten HERAKLID DESPOT VODA begangene Thronraub, die darauf folgenden Kämpfe und der tragische Tod Heraklids, der vom aufständischen Boiaren STEFAN TOMSCHA in Suczawa mit dem Streitkolben erschlagen wurde, sprechen für eine solche überstürzte Flucht der Münzmeister.

Die Originalmünze (kein besonderer Feingehalt an Silber) hat einen Durchmesser von 23 mm. Die Vorderseite zeigt den unbedeckten bärtigen Kopf Albrechts mit ganz kurzem Kopfhaar, den Halspanzer gut sichtbar und die Inschrift zwischen zwei schnurartigen Kreisen: **IVSTVS \* EX \* FIDE \* VIVIT \* 1538 \*** und eine größere Verzierung. Die Rückseite: **ALBER \* D \* G \* MAR \* BRAN \* DVX \* PRVSS \***. In der Mitte der preußische Adler, der auf der Brust ein von einer Krone überhöhtes „S“ aufweist (siehe Taf. V, Abb. 2).

Die Nachahmungen, die denselben Durchmesser wie die Originalmünze haben, sind aus Kupfer, stark versilbert und zeigen auf der Vorderseite ein dem Original entfernt ähnliches Fürstenhaupt verschwommen auf. Der im Original vierkantig zugeschnittene Bart Albrechts scheint hier in einen Spitzbart auszulaufen, das Kopfhaar ist länger. Auch der Halspanzer weist eine andere Form und Zeichnung auf.

Die Inschrift auf der Vorderseite der ungelochten Nachahmung lautet: **IVSTVS \* EX \* FIDE \* VII? \* XX**

Die Inschrift auf der Vorderseite der gelochten Nachahmung: **\* IVSTVS \* EX \* FIDE \* ... ITV?S! \* X .**

Der Adler auf der Rückseite der Nachahmungen zeigt eine von dem Adler auf der Originalmünze abweichende Zeichnung auf. Das „S“ im Brustschild ist verkehrt „S“ gedruckt, die Krone darüber fehlt oder ist nur durch schwache Zacken angedeutet.

Die Inschrift der Rückseite aber besteht aus einer sinnlosen Aneinanderreihung von Buchstaben, die mitunter kopfgestellt oder verkehrt geprägt sind. Die Inschrift der Rückseite der ungelochten Münze weist folgende Buchstaben auf: \* BΛXSЯ DEXTIA \* X(B? XIIDN... Die Inschrift der Rückseite der gelochten Münze lautet: \* BV??? DEXTIN \* X(BEX? DN.

Es ist klar ersichtlich, daß die Nachahmung der Münze ALBRECHTS VON PREUSSEN versucht wurde, wobei man auf der Vorderseite nur die Devise „IVSTVS EX FIDE VIVIT“ beibehielt, die Jahreszahl 1538 aber einfach wegließ. Auch die Buchstaben der Inschrift auf der Rückseite zeigen keine blinde Nachahmung. Die Buchstaben A, C, L, M, P, ohne welche weder ALBER noch MAR. noch BRAN oder PRVSS. zur Geltung kommen können, fehlen gänzlich. Die Nachahmung galt also wahrscheinlich der Schaffung eines neuartigen Münztyps für einen anderen Herrscher.

Der Versuch der Nachahmung fällt in die Zeit nach 1538 und ist in Suczawa in der Moldau unternommen worden. Drei Fürsten der Moldau, die Münzen nach fremdländischen Typus bis 1564 prägten und ihren Sitz in Suczawa hatten, kommen hiebei in Betracht: ALEXANDER LĂPUȘNEANU (1552—1561, 1564—1568), HERAKLID DESPOTA (1561—1563) und STEFAN TOMSCHA (1563/64). Die Silbermünze ALBRECHTS VON BRANDENBURG (1490—1568) hatte um ihre Zeit in der Moldau Kurswert.

Von ALEXANDER LAPUȘNEANU ist uns ein Silberdenar aus dem Jahre 1558 bekannt, der den ungarischen Denaren mit dem Muttergottesbilde, am rechten Arm das Christuskind haltend, nachgebildet ist. Die Buchstaben der Inschrift zeigen den Übergang von der Mönchschrift zur Antiqua; namentlich ist der Buchstabe N in der Form von N charakteristisch. Während die Inschrift auf seiner Münze auf der Vorderseite abgekürzt einfach „Alexander Dei gracia Waiwoda Moldawiae 1558“ lautet und auf der Rückseite „Patrona Moldawi“, bedient dieser Fürst sich in Urkunden hochtrabender Titel: „Alexander dei gracia Weywoda de verus perpetuus Heres et Domines Regni Moldawiae“ oder „Petrus Alexander Palatinus Terrarum Moldawiae et Walachiae a sacra Regia Maiestate electus et constitutus<sup>36)</sup>. Diesem prachtliebenden Fürsten, der in seinen Bücherschätzen die von CICERO dem ATTICUS gewidmeten Schriften „de republica“ mit Gold auf Pergament geschrieben besessen haben soll<sup>37)</sup>, wäre es wohl zuzutrauen, prächtigere Münzen als die bescheidenen Silberdenare ausprägen zu lassen.

In der Ausprägung prachtvoller Münzen übertraf ihn aber sein Nebenbuhler auf dem moldauischen Fürstenthron: JAKOB HERAKLIDES DESPOTA (Iacobus Basilicus despotas Sami). Dieser läßt in Suczawa durch seinen siebenbürgischen Münzmeister WOLFGANGUS AURIFEX sowohl Kupfermünzen als Silberdenare (diese nach den Denaren seines Vorgängers Lăpeșneanu), weiterhin aber auch Silbertaler und als einziger moldauischer Fürst sogar Golddukat mit seinem Namen und Bildnisse prägen. Hiebei ahmt er ungarisches und deutsches Münzgepräge nach.

„Heraclidis Despote Patris Pater, Vindex et Defensor Libertatis Patriae“ lauten die phantastischen Aufschriften auf seinen aus reinem Edelmetall geprägten Talern und Dukaten.

Die Münzen ALBRECHTS VON PREUSSEN waren HERAKLID DESPOTA wohl be-

<sup>36)</sup> EDUARD FISCHER, Das moldauische Münzwesen. Jahrbuch des Bukowinaer Landesmuseums, IX. Jg. Czernowitz 1901, S. 36.

<sup>37)</sup> WILHELM SCHMIDT, Suczawas historische Denkwürdigkeiten. Czernowitz 1876, S. 125.

kannt. Er, der Protestant war und in seiner kurzen Regierungszeit der Reformationslehre in der Moldau zum Durchbruche verhelfen wollte, war, ehe er nach Polen und von hier aus in die Moldau einzog, in Königsberg Gastfreund des Preußenherzogs ALBRECHT „des Patrons aller Evangelischen“ gewesen<sup>38)</sup>. Es ist leicht möglich, daß Heraklid Despota solche Münzen, die, wie schon früher erwähnt, Kurswert hatten, in die Moldau mitgebracht hat. Sollte nun sein Münzmeister WOLFGANG den Versuch gemacht haben, die schöne Silbermünze des Gönners seines Fürsten mit dem Spruche: *Iustus ex fide vivit* nachahmend, eine neue Münztype den schon vorhandenen anzureihen?

Wir haben bereits früher darauf hingewiesen, daß bei den Nachahmungen Buchstaben, die auf Albrecht von Brandenburg und Preußen Bezug hätten, fehlen. Vergebens suchen wir nun in der Buchstabenreihe der Nachahmungen solche, die auf HERAKLIDES DESPOTA und die Moldau hinweisen würden. Wenn wir aber den kopfstehenden Buchstaben  $\Lambda = V$  richtig stellen, so bekommen wir mit Hilfe der anderen in der Nachahmungslegende vorhandenen Buchstaben das Wort „Vindex“, ein Wort, das auch auf den Talern und den Dukaten Heraklides Despotas vorkommt.

Von STEFAN TOMSCHA, dem Nachfolger Heraklids, sind uns aus dessen kurzer Regierungszeit — er wird von den Polen in Lemberg, wohin er sich vor ALEXANDER LĂPUŞNEANU, der zum zweiten Male die Zügel der Regierung an sich reißt, flüchtet, auf Betreiben der Türken geköpft — Silberdenare mit der Jahreszahl 1563 und 1564 erhalten. Sie sind denen Despotas genau nachgebildet<sup>39)</sup>. Diese Ähnlichkeit darf uns nicht Wunder nehmen, da WOLFGANGIUS AURIFEX in den rumänischen Chroniken LUPUL SASUL—WOLF der Sachse genannt, der Münzmeister Heraklid Despotas, vom neuen Herrscher STEFAN TOMSCHA in seinem Amte belassen wird und nunmehr auch die Silberdenare Stefan Tomşas prägt<sup>40)</sup>. Dieser Fürst kommt für die Nachbildung der Münzen ALBRECHTS VON BRANDENBURG wohl kaum in Betracht.

Zum Schlusses sei noch auf die eigenartige Prägungswiedergabe des Buchstabens N in der Form von  $\mathbb{N}$ , die allen Silberdenaren der drei vorerwähnten Herrscher der Moldau in der Inschrift eigen ist, hingewiesen. Aber auch die Kupfermünzen und sogar der Dukaten Despotas weisen diese Eigenart genau sowie die Nachahmungen der brandenburgisch-preußischen Münze Albrechts auf. Nur die Taler DESPOTAS machen eine Ausnahme. Man könnte glauben, daß die Münzmeister aller drei Herrscher dieselben Präggestanzen benutzt haben.

Selbst wenn die bei den Nachahmungen der brandenburgischen Münze, durch die geänderte Barttracht und den anders gezeichneten Halspanzer, sich ergebende Porträtähnlichkeit mit dem auf den Münzen HERAKLID DESPOTAS befindlichen Bildnisse dieses Herrschers nur der verschwommenen Prägung zuzuschreiben wäre, so paßt der Versuch der Nachahmung doch am besten in den Rahmen der zur Zeit Heraklid Despot Vodas ausgeübten münzprägerischen Tätigkeit.

Suczawa.

RUDOLF GASSAUER.

<sup>38)</sup> HANS PETRI, Vorbemerkungen zu einer Geschichte der Reformation und Gegenreformation in den Donaufürstentümern. Südostdeutsche Forschungen II. München 1937, S. 19.

<sup>39)</sup> CONSTANTIN MOISIL, Monete vechi româneşti inedite sau puţin cunoscute. Extras din Analele Academiei Române. Bucureşti 1915, S. 23.

<sup>40)</sup> Siehe JOSEF FLEISCHER, Die Münzstätte von Suczawa. Jahrbuch des Bukowinaer Landesmuseums, IV. Jg., Czernowitz 1896, S. 36, nach J. SOMMER(US), Vita Jacobi Despotae. Viteb 1587. Ausgabe LEGRANDE. Paris 1889, S. 49.



1



2



3



4



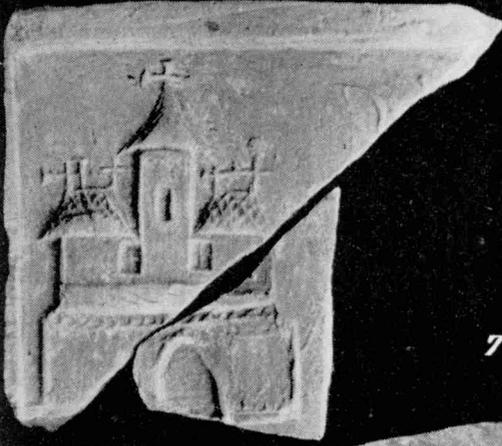
5



6

Tafel I.  
Terrakotten aus Suzawa und Umgebung.





7



8



9



10



11

Tafel II.  
Terrakotten aus Suczawa.

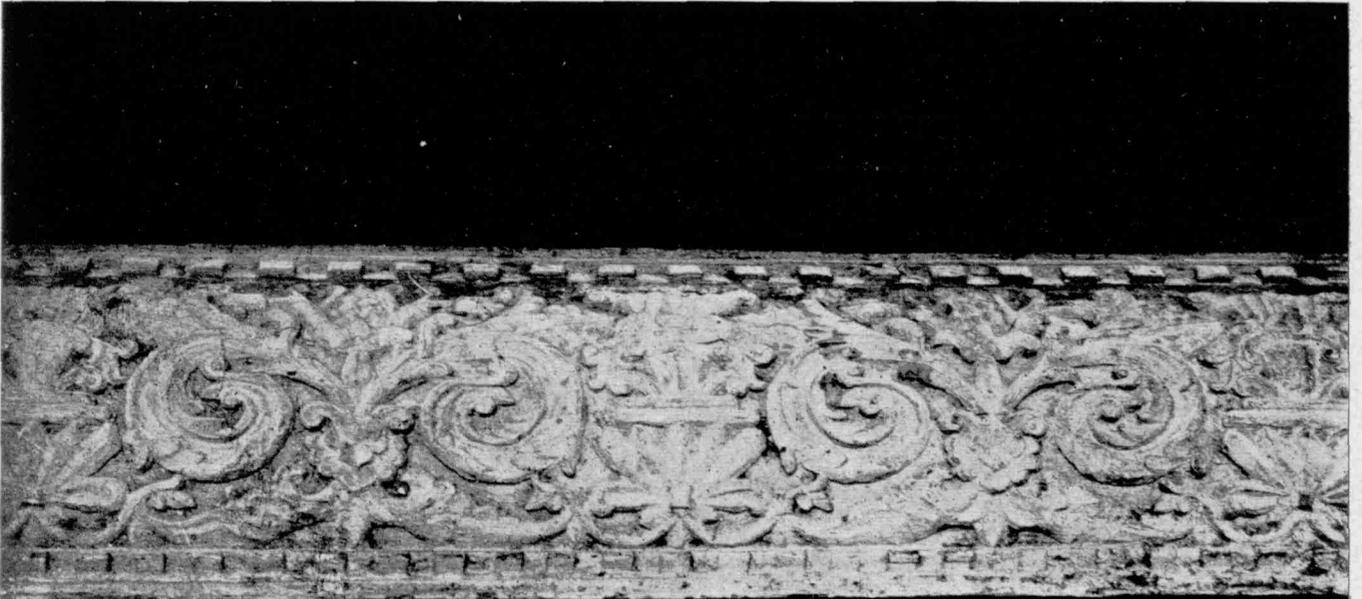




12



13



1

Tafel III.

- a) Abbildung 12 u. 13: Terrakotten aus Suczawa.
- b) Abbildung 1: Holzschnitzerei aus Suczawa.





1a



1b



1c

Tafel IV.  
Marmorskulpturen aus dem Fürstenschloß von Suczawa.





1



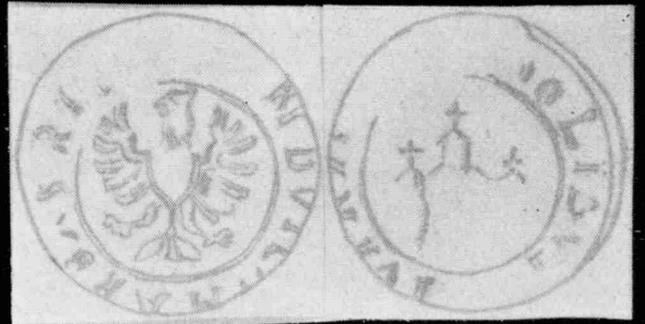
2



2a



2b



3



4



4a



4b

Tafel V.  
Aus Suczawas ehemaliger Münzstätte.



## Die Union der Siebenbürger Rumänen und der Wiener Staatsrat im thesesianischen Zeitalter

Es war die Aufgabe des Wiener Staatsrates, der Kaiserin MARIA THERESIA in allen Regierungsgeschäften beizustehen. Dabei galt es nicht nur die einzelnen Regierungsgeschäfte zu erledigen, sondern auch alle Fragen, die das Staatsleben betrafen, in ihrer ganzen Tragweite zu fassen und in das richtige Licht zu rücken.

Es ist selbstverständlich, daß gemäß der traditionellen Habsburgerpolitik religionspolitische Fragen in den Vordergrund traten, die durch das religionsempfindliche Gemüt der Kaiserin noch weiter vertieft wurden. Es ist infolgedessen nicht zu verwundern, daß im Zusammenhang mit den siebenbürgischen Religionsangelegenheiten die rumänische Religionsfrage in besonderer Weise in den Vordergrund gerückt wurde. Da namentlich in den ersten Jahren seit seiner Gründung (1761) der Staatsrat durch besondere Aktivität sich auszeichnete, kam es bald dazu, daß im Zusammenhang mit konkreten Regierungsgeschäften das Religionsproblem des Rumänentums in seiner Gänze aufgerollt wurde.

Man mußte von der bedauerlichen Feststellung ausgehen, daß die Unionsbestrebungen, das heißt die Rumänen zum griechisch-katholischen Glauben zu bekehren, nicht den erwarteten Erfolg gezeigt hatten. Der allgemeine Grundsatz, die katholische Religion als einigendes Band aller Völker der Monarchie zu verwenden, ließ sich in diesem Falle nicht durchführen. Aus den schriftlich niedergelegten Meinungsäußerungen der Staatsräte und anderer hoher Beamten, deren Berichte den Staatsratsakten beilagen, können wir quellenmäßig die geistig-religiöse Situation des Siebenbürger Rumänentums angesichts der Unionsfrage zur Darstellung zu bringen versuchen. Vor der Gründung des Staatsrates war Staatsminister v. UHLFELDT von der Kaiserin mit dem Referat über die Siebenbürger Religionsangelegenheiten beauftragt. Aus einem Bericht, den er von einem gewissen Baron SCHMIEDLEIN mit Datum vom 15. Juli 1759 erhielt, ersehen wir die vom Standpunkt der Habsburger gesehene, mißliche Lage der Union. Schmiedlein schreibt:

„Das unionswesen betreffend, wenn mir erlaubet ist zu sagen was ich denke, und die Folgen bekräftigen, so ist man von etwelcher Zeit von dem rechten Weg abgewichen und hat sich auf den Irrwege begeben, dem mann noch stätts hin nachgeheth. Man will das walachische Volk nach Art deren gesütteten Völkern führen, lenken und wenden, dessen genius jedoch ganz anders beschaffen ist, in so lang diesem durch heimliche Wege aufgewikleten Volk keine Forcht eingetrieben und denen Aufwiklern einzuschleichen der Weg nicht verschlossen wird, so ist keine oder doch nicht beständige ruhe zu hoffen. Mir kommt Vor, daß die bestellung des exemten Bischoff, den zweck, schwehrlich erreichen werde, den ist es einer, der unter des metropoliten jurisdiction gestanden ist, so wird die wenigstens heimlich pflegende einverständniss aus schon bekant gemachter ursach nicht aufheren, einem fremden hingegen, von dessen innerlicher gesinnung man nicht vollkommentlich überwiesen ist, in solche activität zu setzen dürfte allzu bedenklich seyn, anerwogen und wenn man betrachtet, daß nicht nur die Walachey und Moldau, sondern auch die an selbe weiters angränzende lande mit lautern Schismaticiis angefüllet seind, dass verdienet die Sache ein billiges nachdenken in ansehung deren künftigen Zeiten<sup>1)</sup>.“

Die Methode scheint dem Berichterstatter nicht die richtige zu sein. Man müsse den Einfluß, der aus den umliegenden Gebieten auf die Rumänen wirkte, durch

<sup>1)</sup> Aktenbestand Hungarica 361/250, 251.

strengere Maßnahmen abriegeln. Das war ja ein Hauptgrund, wie wir noch öfter sehen werden, weswegen die Rumänen zum Katholizismus bekehrt werden sollten, um so eine Scheidewand zwischen sie und die orthodoxe Umwelt zu stellen. Schon seit langer Zeit war der orthodoxe Bischofsstuhl, der auf uralte Tradition zurückweisen konnte, nicht besetzt gewesen. Wenn doch wieder von einer möglichen Besetzung die Rede war, so hoffte man damit die hierarchische Verbindung mit den orthodoxen Oberhäuptern der angrenzenden Gebiete zu unterbinden. Dieses wurde, wie aus Schmiedleins Bericht zu entnehmen ist, jedoch in Zweifel gezogen, worin wahrscheinlich der Grund zu suchen ist, daß die Besetzung erst viel später tatsächlich erfolgte, und zwar auch mit Bischöfen serbischer Herkunft.

Wenn der Staatsrat nach seinem Amtierungsbeginn die Besetzung des orthodoxen Bischofsstuhles zuläßt, ist das gleichsam als ein Eingeständnis aufzufassen, daß nämlich die Union nur teilweise sich durchgesetzt hatte. Scheinbar wollte man einstweilen die Rumänen zufriedenstellen, um dann planmäßig die Wiederaufnahme der Unionsbestrebungen vorzunehmen. Staatsrat BORIE, (der sehr aufrichtig in seinen Meinungsäußerungen ist, spricht direkt von einem „Scheitern“ der Union und führt diesen Umstand auf die Unbildung der unierten Geistlichkeit zurück<sup>2)</sup>).

Im Juni 1761 wurde ein Hofreskript erlassen, demnach nun die wenigen Unierten, die noch übrig geblieben waren, mit besonderer Sorgfalt zu behandeln wären, „um damit den Fuß der Union zu erhalten“. In vielen Orten waren so wenig Unierte, daß sie oft die Kirchen, die früher in vielen Fällen für sie mit Gewalt belegt wurden, nicht behaupten konnten. In solchen Fällen jedoch sollten die „non uniti“ die wenigen unierten Kapellen bauen, wofür je 100 fl. aus dem Staatsschatz bereitgestellt werden sollten<sup>3)</sup>.

Aus einem Votum des Staatsrates BORIE, der ein tief gläubiger und mitfühlender Mann war, geht hervor, daß im J. 1763 trotz mannigfacher Bemühungen die Lage der Union nicht besser geworden ist. Für das katholische Gemüt dieses Mannes war es schmerzlich auf Grund der eingegangenen Berichte feststellen zu müssen, daß viele Rumänen von einer Religion gar nichts wissen, ebensowenig von der Anzahl der Personen in der Gottheit. Ja einige können nicht einmal das Kreuz schlagen. „Mit Gott muß alles angefangen werden, sonst ist alles vergeblich.“ Es sei nun Aufgabe der siebenbürgischen Hofkanzlei, vorzuschlagen, wie man den Rumänen einen fruchtbringenderen Unterricht erteilen könne. Es müßten vor allem gut unterrichtete Pfarrer eingesetzt werden. Auf Grund einer Berechnung kommt unser Staatsrat zu der Feststellung „das Heil einer Seele ist mit 30 Kreuzern nicht zu teuer verkauft. es ist nicht um Ausreutung einer einmahlen tolerirten Religion<sup>4)</sup>, sondern um die Bekehrung wesentlicher Heyden zu tun“. Auch Staatsrat BLÜMEGEN äußert sich in demselben Sinn. Er ergänzt noch, daß die Rumänen Siebenbürgens so unwissend seien, daß sie oft gar nicht wissen, ob ihre Popen uniert oder „schismatisch“ seien<sup>5)</sup>. Auf Grund dieser Gutachten bekam Hofkanzler Graf BETHLEN den Auftrag, über die Frage der Volksbildung bei den Rumänen ein Gutachten auszuarbeiten<sup>6)</sup>.

<sup>2)</sup> Staatsrat 1761/2575.

<sup>3)</sup> Staatsrat 1761/1106.

<sup>4)</sup> Gemeint ist die orthodoxe, ursprünglich rumänische Konfession, die den siebenbürgischen Landesgesetzen nach geduldet war.

<sup>5)</sup> Dies ist der in den Staatsratsakten geläufige Ausdruck für griechisch-orthodox.

<sup>6)</sup> Zirkular des Staatsrates vom 13. Juli 1763. Nr. 2325/1763.

Die praktische Religionsausübung war bei den Rumänen ein lebendiger Ausdruck uralter Volksüberlieferung. Theologische Lehrmeinungen standen abseits von der Religiosität des Rumänen, die naturgemäß auf das kultisch Sinnliche gerichtet war. In diesem Sinne berichtete der unierte Vikar ATHANASIUS REDNIK an das siebenbürgische Thesaurariat am 28. März 1764, daß das Volk niemals durch „doctrina“, sondern nur durch sichtbare Beispiele gewonnen werden könne. Dieses kann jedoch ohne Kirchengüter und größere geldliche Mittel niemals durchgeführt werden. Niemals könne man ohne äußere „Akte“ die Union weiter ausdehnen und die alten Vorurteile beseitigen. (*Ex longinquo difficilime a suis reducetur praejudiciis.*) Das ist die ewige Klage der unierten Bischöfe, daß sie nicht genügend Geldmittel zur Verfügung hätten. Scheinbar auf Grund dieses Berichtes schrieb der Thesaurarius von Siebenbürgen BORNEMISSA an die Wiener Hofkammer, „daß dieses Volk mehrer durch die eiferliche Übungen, als tiefgelehrte Glaubens Geheimnissen, welche selbes meistens u. gründlich nicht versteht, zu der allein seelig machenden röm. Kirchen-Lehr u. gehorsam zu biegen und bezubehalten seye“<sup>7)</sup>.

Wie sehr gerade das Äußerliche den Erfolg der Union hinderte, zeigt die Ablehnung, die der römisch-katholische Kultus bei sämtlichen Rumänen fand. Bekanntlich wurde ja bei der Einführung der Union die Beibehaltung des Kultus in orientalischer Form genehmigt und nur eine dogmatische Umstellung gefordert. Wie wir jedoch gesehen haben, überwucherte die volkstumsmäßige Überlieferung alle dogmatischen Fragen. Ein Beweis dafür ist auch der Umstand, daß die Rumänen, die bereits zur Union bekehrt waren, sich energisch weigerten, wenn irgendeine Annäherung an den lateinischen Ritus versucht wurde. In dem Vertreter des lateinischen Ritus sahen die Rumänen auch den Vertreter des anderen Volkstums<sup>8)</sup>.

Die Frage, ob man die Rumänen zum lateinischen oder zum griechischen Ritus bekehren solle, wurde im Staatsrat sehr eingehend erörtert, als der Wiener Hofkriegsrat, auf Grund eines Berichtes von seiten des kommandierenden Generals von Siebenbürgen, am 1. Februar den Vorschlag erbrachte, im Radnaer Distrikt<sup>9)</sup> zum Unterricht der Rumänen Piaristen einzuführen.

Staatsrat STUPAN ist der Meinung, daß die Piaristen nicht einzuführen seien. Dem siebenbürgischen Bischof sei schon früher durch eine päpstliche Bulle bekannt gemacht worden, daß die Anhänger des griechisch-katholischen Glaubens nicht zum lateinischen Glauben zu bekehren seien. Deshalb solle man auch im Rodnaer Distrikt nur weltliche Schulmeister einführen und von der Einsetzung der Piaristen absehen.

Staatsrat BORIE dagegen ist nun ganz anderer Meinung. Er sagt, daß die Bestimmungen des römischen Stuhles nicht nur den bereits zum griechisch-katholischen Glauben Bekehrten den Übertritt zum lateinischen Ritus verbieten, sondern auch „Schismatiker“ sollten bloß zum griechisch-katholischen Glauben bekehrt werden, „aber“ „Der röm. Stuhl, hat nur allein die beförderung der Religion zur Absicht. Die absicht des Landesfürsten gehet auch dahin, Sie gehet aber zugleich weiter. Dieser hat nicht allein dahin zu sehen, umb das untergebene Volk zur wahren Religion zu bringen — und damit dessen Seeligkeit zu würken, sondern auch umb mit dem Ewigen wohl das zeitliche Wohl dessen Volks- und mit dessen wohl Jene des Staats zu verbinden.“

<sup>7)</sup> Hofkammerarchiv. Trans. Cam. Fasz. 12. Nr. 46.

<sup>8)</sup> In diesem Fall des deutschen oder ungarischen.

<sup>9)</sup> In Nordsiebenbürgen bei Bistritz.

Das Wohl des Volkes, wie auch das des Staates aber wird dann am besten befördert, wenn alles Volk derselben Religion wie der Herrscher angehört. Bei den unierten Rumänen besteht aber nun „die Vorbildung, als ob diese ihre Religion von jener der römischen Kirche unterschieden wäre“. Die Abneigung den Piaristen gegenüber sei der beste Beweis dafür. Diese Abneigung gehe sogar so weit, daß man eher bereit ist zum „Schisma“ zurückzukehren, als sich dem lat. Ritus zuzuwenden. Außerdem sind noch drei Tatsachen wichtig, die für den Staat „bedenklich“ seien, aber die Struktur des rumänischen Volkes mitbestimmen. 1. Die besondere Vorliebe der Rumänen für das orthodoxe Rußland. 2. Die große Abhängigkeit des rumänischen Volkes von ihrer Geistlichkeit. 3. Die große Anzahl der Rumänen.

Wir sehen Staatsrat Borie hat namentlich bei Anführung des letzten Grundes in seherischer Weise vorausgeahnt, woran einmal die Monarchie zerbrechen muß. Er weist weiter darauf hin, daß in Siebenbürgen 252 962 steuerpflichtige rumänische Familien gezählt werden, von denen 134 791 dem griechischen Ritus zugetan seien<sup>10)</sup>. Das päpstliche Verbot, die Rumänen zum lateinischen Ritus zu bekehren, sei daher für den Staat schädlich. Es sei daher ohne „placito regio“ nicht zu dulden. Darum müsse man beim päpstlichen Hof vorstellig werden, um zu erwirken, daß dieses Verbot für die Monarchie aufgehoben würde. Der römische Klerus in Siebenbürgen aber solle die Verfügung erhalten, die Rumänen gleich zum lateinischen Ritus zu bekehren. Diese „wichtige Sache“ aber soll ja nicht überstürzt werden, sondern man solle gewissenhaft die Meinung von bedeutenden Gelehrten einholen. Vor allem aber müsse man die ganze Sache völlig geheimhalten.

Borie hofft, daß die Rumänen ihre Abneigung gegen den römischen Ritus verlieren werden, wenn ihre Bildung gesteigert wird. „Es will anforderist nöhtig seyn, dass man dieses wilde Volk zu vernünftigen Menschen — und damit solches eines begriffs von Sachen fähig mache und das dessen Klerus zu denen, was derselbe äußerlich vorstellen solle, auch innerlich gebildet werde.“ Dieses wäre aber zu erreichen, wenn man auf die Ausbildung der Schulmeister besonderen Wert legt. Die deutsche Sprache wäre überall zu verbreiten, damit dem Rumänen die Möglichkeit geboten wäre, auch höhere Militärposten zu bekleiden. Das Blasendorfer Priesterseminar müsse besonders unterstützt werden und die tüchtigsten Geistlichen sollte man in Wien ausbilden lassen. Man dürfe keine Kosten scheuen, denn „mir bedünket es, dass die ausgaben, so für das wohl eines ganzen Volks in den zeitlich und ewig Heyl gemacht werden, die allernötigste seyen“.

In dieser nachdrücklichsten Weise verfocht Staatsrat Borie seinen Standpunkt. Die Staatsräte BLÜMEGEN und DAUN schlossen sich seiner Meinung an.

Staatsrat Graf HAUGWITZ wollte die Auslegung der päpstlichen Bulle so verstehen, daß der Papst den Übertritt vom griechischen zum lateinischen Ritus durchaus nicht verbieten wolle, sondern nur die Gleichwertigkeit beider Riten zum Ausdruck bringen wolle. Die Griechisch-katholischen seien also Katholiken „wie wir alle“. Auch die Gefahr, die Borie in der Nähe des orthodoxen Rußland erblickte, wollte Haugwitz nicht anerkennen. Man solle die Absichten des Papstes, die Rumänen beim griechisch-katholischen Ritus zu belassen, nicht durchkreuzen. Der Unterschied bestehe doch nur in den Zeremonien und die Mailänder Kirche habe doch auch ihre eigenen Zeremonien und werde bei diesen belassen.

Nachdem in dieser Weise die Meinungen auseinandergingen, war es natürlich

<sup>10)</sup> Die tatsächliche Volkszahl der Rumänen muß viel höher angesetzt werden.

nicht möglich, eine kaiserliche Anordnung zu erlassen. Der ganze Akt wurde daher noch einmal in Umlauf zu sämtlichen Staatsräten gebracht.

Stupan wiederholt noch einmal sein erstes Votum. Die Einwände Bories schienen ihn nicht überzeugt zu haben, auch Borie bleibt bei seiner Meinung. Haugwitz und Blümegen schließen sich noch ausdrücklicher Stupan an, so daß folgender Resolutionsentwurf zustande kam.

1. Man sollte sich an die päpstliche Bulle halten, die den Übertritt vom griechischen zum lateinischen Ritus verbiete.

2. Im Rodnaer Distrikt sind daher auch keine Piaristen einzuführen, sondern nur griechisch-katholische weltliche Schulmeister, die ihre Ausbildung in Wien erhalten sollen.

3. Der päpstliche Nuntius solle schließlich trachten, daß einige griechisch-katholische Rumänen in dem griechisch-katholischen Seminar in Rom Aufnahme fänden.

Stupan wehrte sich noch dagegen, daß man den Rumänen die deutsche Sprache beibringe. Man solle sich vorläufig damit begnügen, daß die Rumänen gesitteter würden.

Borie sieht sich schließlich genötigt, seine Meinung der Majorität gegenüber zurückzustellen. Alle übrigen Staatsräte stimmen dem Resolutionsentwurf zu, so daß schließlich derselbe zur Resolution erhoben wird, und mit Datum vom 18. April 1765 in Kraft trat<sup>11)</sup>.

Auf Grund dieser Resolution erhielten auch die Militärbehörden den Auftrag, dafür zu sorgen, daß die Rumänen zur Union, nicht aber zum lateinischen Ritus bekehrt würden<sup>12)</sup>.

Die verschiedenen Widerstände, die sich der Union entgegenstemmten, waren jedoch nicht nur im Innern des rumänischen Volkskörpers zu finden, sondern auch außerhalb desselben zu suchen, wie aus einem anschaulichen Bericht des kommandierenden Generals von HADIK klar hervorgeht. Hadik schreibt: „Mit der Union und dem Schismate ist es, wie mit der Fluth und Ebbe ergangen, eine schwache Luft deren Religions Vorurtheilen, oder zeitigern Eigennuzes hat den Strom bald dorthin zugeführt. Doch hat die union außer denen offenbahren, auch geheime Hindernisse, welche ihrer Aufnahme im Wege stehen.“ Zu diesen Hindernissen wird nun gezählt, daß die katholischen Grundherren Gegner der Union sind, weil die Untertanen, wenn sie zur Union übertreten, verschiedene Rechte beanspruchen, und außerdem auch von den Behörden in gewissen Fällen in Schutz genommen werden, so daß die Grundherren nicht wie bisher in willkürlichster Weise ihre Untertanen bedrücken können. Aber auch die Sachsen und die magyarischen Kalviner waren Gegner der Union, weil sie eine Stärkung des ihnen feindlichen Katholizismus darin sahen. Außerdem seien die Mittel, mit der die Union befördert wird, nicht die richtigen, da die „schismatici“ unnötig bedrückt würden und dadurch mit Recht oft Klage führen würden. Dadurch werde die Union nur verhaßt. Nicht nur durch Verkürzung könne man etwas erreichen, sondern durch Standhaftigkeit in der Bekehrung und im Unterricht<sup>13)</sup>.

Daß es schließlich auch in den folgenden Jahren nicht gelungen ist, die Union mit viel Erfolg unter den Rumänen auszubreiten, zeigt der Umstand, daß der Staats-

<sup>11)</sup> Staatsratsakten 1765/253.

<sup>12)</sup> Hofkriegsrat. 1765/555-1.

<sup>13)</sup> Bericht Hadiks an den Hofkriegsrat vom 7. November 1767. Archiv des Hofkriegsrates 1767—Nov. 27 — 142/7.

rat es immer wieder für notwendig erachtet, sich dieser Frage anzunehmen. Im Zusammenhang mit der Besprechung der Maßnahmen, die zur Verbreitung der Union ergriffen werden müßten, rät Staatsrat Borie dieselben Methoden anzuwenden, wie sie in Rußland von der Zarin KATHARINA II. Anwendung fanden. So wie die Zarin sich durch verschiedene Schenkungen an die Kirchen bei ihren Untertanen beliebt gemacht habe, so könne man durch ähnliche Maßnahmen auch die Liebe der Rumänen sich sichern. Dieses sei schon deshalb unbedingt notwendig, weil es für den Staat gefährlich werden könnte, wenn der „Hang“ der Rumänen zu Rußland nicht verringert würde. „Auch sei das Volk aus seiner äußersten Dummheit zu ziehen, so wird der Hang nach Rußland benommen<sup>14)</sup>.“

Auf Vorschlag des Staatsrates BINDER sollte die illyrische Hofdeputation über die Beförderung der Union einen genauen Vorschlag ausarbeiten. Diese Hofdeputation hatte die Aufgabe, sich mit griechischen Religionsangelegenheiten eingehend zu beschäftigen. Auf Grund des Vorschlages von Binder wurde dann tatsächlich dem Vorsitzenden dieser Deputation KOLLER am 18. August 1770 angeordnet, einen Bericht über die ganze Unionsfrage dem Staatsrat ehestens vorzulegen.

Schon am 27. August schreibt Koller an den Staatsrat zurück, daß er die Absicht habe, einen ganz genauen Bericht über den erwähnten Gegenstand in Form eines „Systems“ auszuarbeiten. Er habe die Absicht, dabei mit der Siebenbürger Kanzlei in enge Fühlung zu treten. Dieses sei aber insoweit schwierig, da der Protestant Samuel von BRUCKENTHAL Präsident der sieb. Hofkanzlei sei, und man vor ihm daher nichts geheim halten könne. Er müsse daher von dieser Angelegenheiten unter allen Umständen ferngehalten werden. Es sei auch sonst immer Grundsatz gewesen, die „Akkatolici“ von den griechischen Religionsangelegenheiten fernzuhalten. Der Rat der sieb. Hofkanzlei von CSEREY habe ihm berichtet, daß die Hofräte es nicht wagen, in irgendeiner Weise gegen Bruckenthal aufzutreten. Unter allen Umständen müsse daher die Kaiserin die Union auch „gegen verdeckte Umtriebe“ schützen. Bei der Behandlung dieses Berichtes meinte Staatsrat V. GEBLER, die Furcht vor Baron Bruckenthal sei auch „zu frühzeitig“<sup>15)</sup>.

Der überaus aufschlußreiche Bericht der illyrischen Hofdeputation wurde am 23. Mai 1771 dem Staatsrat eingereicht.

Es seien „unverbesserliche“ Vorkehrungen bis jetzt getroffen. Die guten Verfügungen aber seien nicht gut durchgeführt. Folgende Maßnahmen müßten sofort getroffen werden: 1. Die „schismatici“ müßten mehr in Schranken gehalten werden. 2. Die Unierten müßten in allen Dingen den Katholiken gleichgehalten werden. 3. Es solle eine genaue Zusammenschreibung aller Unierten samt ihrem Besitze erfolgen. 4. Jährlich sollten Visitationen des Unierten Bischofs stattfinden mit der Erlaubnis, große Mängel sofort abzustellen. 5. Es sollten eigene Kassen errichtet werden, die zur Besoldung der Geistlichen dienen sollten. 6. Unter die Rumänen sollte man „fromme Missionare“ schicken. 7. Der Haß zwischen den Unierten und den Orthodoxen müsse unbedingt behoben werden. Letzteres sei zu erreichen, wenn man den Nichtunierten mit mehr Sanftmut als bisher entgegenkomme, wenn man im Streitfall die Kirchen zwischen beiden Konfessionen teilen würde, wenn man die Nichtunierten in unierten Schulen unterrichten würde, und wenn man schließlich Mischehen gestatten würde, die daraus entspringenden Kinder aber in der Union erziehen würde.

<sup>14)</sup> Staatsratsakt 1770/2105.

<sup>15)</sup> Staatsratsakt 1770/2999.

Vor allem aber müsse in Siebenbürgen eine besondere Kommission aufgestellt werden, die nur die eine Aufgabe habe, sich mit der Förderung der Union zu befassen und sofortige Maßnahmen ergreifen dürfe.

Dieser Bericht wurde vom Staatsrat mit Wohlwollen zur Kenntnis genommen. Staatsrat v. GEBLER erwähnt in seinen Bemerkungen, daß aus diesem Bericht ersichtlich sei, wie man immer wieder völlig ohne System in der Unionsfrage vorgegangen sei. Unter KOLLER solle man eine Kommission errichten, zu der einige Hofräte hinzugezogen werden sollten. In Siebenbürgen aber solle der katholische Bischof „nur so weit es höchst nötig“ herangezogen werden, da dieser immer die Neigung haben werde, die Rumänen nicht zur Union, sondern zum lateinischen Ritus zu bekehren. Vor allem müsse der „Endzweck der Union in der Stille“ gehalten werden.

Am 15. Juli 1771 wurde nun Koller zum Präsidenten der neu zu gründenden Kommission ernannt. In Siebenbürgen wurde unter der Leitung des Gubernators von AUERSPERG eine Hilfskommission ernannt, die unabhängig von der Kommission Kollers ihre Berichte an den Staatsrat schicken sollte. Der Versuch Auerspergs, über den Stand der Union zu berichten, scheiterte daran, daß der unierte Bischof ATHANASIUS REDNIK auf die Aufforderung hin, Bericht zu erstatten, einfach erklärte, er sei wegen Unpäßlichkeit dazu nicht in der Lage<sup>16)</sup>. Auch sonst aber konnte die in Siebenbürgen vorhandene Kommission nicht eine besondere Tätigkeit entfalten, da erstens Auersperg nicht der richtige Mann dazu war, dann aber nach dessen Absetzung Baron v. BRUCKENTHAL Vorsitzender des Guberniums wurde, unter dem so eine Kommission nicht arbeiten konnte. Die im Rahmen der illyrischen Hofdeputation amtierende Kommission dagegen übte in den folgenden Jahren schon einen wichtigen Einfluß auf die Union in Siebenbürgen aus.

Alle Bemühungen blieben jedoch fast ohne Erfolg. Die erzielten Erfolge waren alle nur vorübergehender Natur, so daß immer ein verhältnismäßig kleiner Teil der Rumänen sich zur Union bekannte. Der Rumäne hielt zähe fest an den kultischen Formen, sah in der Union eine Gefährdung derselben und erfaßte instinktiv richtig, daß sie zu einer Entfremdung zwischen seiner Kirche und seiner völkischen Eigenart führen könne. Dogmatische Erfassung des Unterschiedes war dem Rumänen kein Herzensbedürfnis. Erörterungen dieser Art blieben ihm fremd.

Ein Anonymus berichtet, daß er in rumänischen Gemeinden gewesen sei, um an Ort und Stelle die Frage der Union zu studieren. Er frug die Rumänen, woraus ihr Glaube bestünde. Sie behaupteten das zu glauben, was auch ihr Pope glaube. Der Pope hingegen erklärte auf dieselbe Frage, das zu glauben, was sein Bischof glaube „ohne im Stande zu sein, das mindeste bestimmen zu können, in was denn jenes bestünde, was der Bischof glaubt“<sup>17)</sup>.

Aus einem ebenfalls anonymen Bericht ergibt sich ungefähr das gleiche Bild. Oft werde für uniert gehalten, was gar nicht uniert ist. Die übergetretene Geistlichkeit sei lediglich auf ihren Nutzen bedacht. Groß sei ihre Unwissenheit. Es sei ihnen der Vorwurf zu machen „durch den außer Acht gelassenen Unterricht ein unglückliches Volk in der bedauerlichen Dunkelheit“ gelassen zu haben. Sie seien nicht dazu im Stande, ihrem Volke „die wahren Glaubenssätze beizubringen“<sup>18)</sup>.

<sup>16)</sup> Staatsratsakt 1771/2058.

<sup>17)</sup> Staatsratsakt 1771/257.

<sup>18)</sup> Staatsratsakt 1772/1061.

Noch offener berichtet KOLLER am 24. November 1774, daß das Volk das Wesen der Union in keiner Weise erfassen könne. Alles hängt nur von den Geistlichen ab, denen das Volk „aus blindem Trieb, ohne reifer Erwägung anhänget“. Bald zähle man sich zu den Nichtunierten, bald zu den Unierten. „Wie überhaupt der meiste Theil von diesem Volk von dem Schisma eben so viel, als von der Union Wissenschaft hat.“ Infolge dieser Tatsachen bleibe das Entscheidende an der kaiserlichen Religionspolitik der alte Grundsatz: „Divide et impera“<sup>19)</sup>.

Neppendorf.

HELMUT KLIMA.

## Matthias Rath der Begründer des madjarischen Zeitungswesens

(1749—1810)

Im selben Jahre wie JOHANN WOLFGANG GOETHE erblickte auch der Begründer des madjarischen Zeitungswesens das Licht der Welt. Der Vater, ein ehrsamer Fleischermeister hieß JOHANNES, seine Frau war eine geborene RAITS. Unser MATTHIAS RATH war das erste Kind seiner Eltern. Obwohl evangelischer Herkunft, erhielt er die Taufe dennoch in der katholischen Kirche. Die auch noch unter MARIA THERESIAs Regierung (1740—1780) äußerst wirksame sog. „stille Gegenreformation“ — es sei nur an die berüchtigten „Transmigrationen“ erinnert<sup>1)</sup> — hatte es nämlich erreicht, daß in der alten Bischofsstadt Raab dem dort seit Anbeginn der Reformation blühenden lutherischen Gemeindegewesen<sup>2)</sup> der zeitweilige Garaus gemacht wurde, was man durch die Wegnahme auch des letzten evangelischen Gotteshauses einige Wochen vor Matthias Raths Geburt erreichen wollte. Die Eltern gaben den geistig sehr regen Knaben aus seiner Vaterstadt Raab zunächst nach Modern bei Preßburg. In diesem kleinen, damals ebenso wie Raab noch zum großen Teil deutschen Städtchen, das allerdings nunmehr fast völlig slowakisiert ist<sup>3)</sup>, konnte sich das Luthertum besser halten. In dem am Abhang der Kleinen Karpaten gelegenen

<sup>19)</sup> Staatsratsakt 1775/1551.

<sup>1)</sup> KONRAD SCHÜNEMANN, Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia. I. Bd. Berlin 1935 nennt die alpenländische Transmigration als Ganzes genommen einen „Fehlschlag“ und das Los der thesesianischen Transmigranten in Siebenbürgen „einen schwarzen Fleck“ in der thesesianischen Bevölkerungspolitik, a. a. O., S. 100 und 104.

<sup>2)</sup> PAYR S., A dunántuli ev. egyházkerület története (= Geschichte des transdanubischen evang. Kirchendistriktes). Ödenburg 1924, Bd I., S. 356 ff.

<sup>3)</sup> Über den Verlust an deutschem Volksboden in der Preßburger Gespannschaft finden sich sehr dankenswerte Ausführungen in der leider ungedruckten und daher weniger bekannten Wiener Dissertation von JOSEF BREU, Die Kroatensiedlung im südostdeutschen Grenzraum, S. 37 ff. Daß dieser Abbröckelungsprozeß bereits im 16. Jh. stark im Gang war, kann Breu mit einer Fülle von Belegen nachweisen. GÜNTER STÖCKL, Die deutsch-slawische Südostgrenze des Reiches im 16. Jh., Breslau 1940, geht bedauerlicherweise auf diesen so wichtigen Vorgang mit keiner Zeile ein. Als Wiener hätte Stöckl allerdings die Arbeit Breus, die von LENDL zitiert wird, leicht kennenlernen können. Vgl. HUBERT LENDL, Das gesellschaftliche Gefüge des Landvolkes im deutsch-madjarischen Grenzraum. Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung, II. Jg., S. 804, Leipzig 1938.

Modern<sup>4)</sup> gab es nämlich nachweislich seit 1597 ein evangelisches Gymnasium. In der Modreiner Lateinschule, die dem Lande so manchen tüchtigen Mann heranzubilden geholfen hatte, allerdings vor 70 Jahren ihre Pforten schloß, um einer Staatslehrerbildungsanstalt in der Stadt Platz zu machen<sup>5)</sup>, legte Matthias Rath die ersten Grundlagen seiner späteren großen, von vielen geschätzten Gelehrsamkeit.

Aus dem damals um den Bestand seines Luthertums ebenfalls hart kämpfenden Modern kam Matthias Rath nach Preßburg. Die heutige Hauptstadt der Slowakei erlebte unter Maria Theresia eine ihrer Glanzzeiten. „Hier war damals der Mittelpunkt des politischen Lebens: Die hohen Amtsstellen, der Palatin und die königliche Statthalterei hatten hier ihren Sitz. Hier wohnte auch die ungarische Aristokratie. Preßburg hatte demzufolge ein solch weltstädtisches Wesen und einen solchen Glanz wie nur wenige Residenzen“<sup>6)</sup>. Zwar hatte das einst hochberühmte evangelische Lyzeum, das sich sogar den Titel „gymnasium illustre“ erwerben konnte, von seinem früheren unter MATTHIAS BÉL<sup>7)</sup> besessenen vorzüglichen Ruf vieles eingebüßt<sup>8)</sup>. Der zur neuerlichen Hebung des evangelischen Gymnasialwesens aus Käsmark nach Preßburg berufene Rektor JOSEF BENCZUR<sup>9)</sup> (1760 bis 1770) war derjenige, der in Rath das Interesse und die Liebe an der madjarischen Sprache geweckt hat<sup>10)</sup>. Der Boden für das Madjarische am Lyzeum war damals durchaus günstig, denn schon im J. 1735 wird im Professorenkollegium über einen madjarischen Sprachkurs beratschlagt, dessen Ziel sein sollte, mit der Zeit die madjarische Sprache zur Unterrichtssprache zu erheben (ut haec lingua in schola nostra pedentim evadat vernacula<sup>11)</sup>). Auch auf die von Rath sehr gerne geübte Mathema-

4) Aus welchen Gründen Rath von seinen Eltern gerade nach Modern gegeben wurde, ist wohl kaum festzustellen. Möglicherweise waren es familiäre Beziehungen, die den Schulbesuch in Modern erleichtern halfen.

5) Emlékirat Hollerung Károly tizenötévi esperesi müködéséről (Gedenkschrift von der 15jährigen Amtswirksamkeit Karl Hollerungs als Senior (sc. des Preßburger ev.-luth. Seniorates. Anm. des Verf.), Preßburg 1912. Über das Luthertum in Modern siehe VICTOR HORNYÁNSZKY, Beiträge zur Geschichte ev. Gemeinden in Ungarn. Pest 1863, S. 132 ff. Pozsony-és környéke (= Preßburg und Umgebung) von Kornhuber, Rakovszky, Kanka und Romer, Preßburg 1865, S. 119—124. SZELÉNYI Ö., A magyar nevelés története a reformációtól napjainkig (Geschichte der ungarischen Erziehung von der Reformation bis in unsere Tage). Preßburg 1917, S. 58 und 115.

6) SCHRÖDL-PFEIFER-SCHMIDT, Geschichte der ev. Kirchengemeinde A. B. zu Preßburg. II. Bd., S. 247.

7) JEAN OBERUĆ, Matthieu Bel — un piétiste en Slovaquie au 18<sup>e</sup> siècle, Straßburg 1936.

8) Literatur wie Anm. 5, S. 246.

9) SZINNYEI J., Rát Mátyás. In: „Figyelő“, Bd. VIII, S. 162, Budapest 1879. Benczur, der 1771 wieder nach Käsmark zurückging, um daselbst ungestörter seinen Forschungen leben zu können, hatte sich durch seine Schrift „Confutatio praetensionis Borussicae in Silesiam“ sowie durch geographische und historische Werke berühmt gemacht. 1776 nach Preßburg als Stadtrat, 1784 nach Wien als Archivar bei der ungarischen Hofkammer berufen, verstarb er bald darnach in der Eigenschaft als Bibliothekar. Vgl. PALCSÓ ISTVÁN, A késmárki ág. hitv. ev. kerületi Lyceum története (= Geschichte des Käsmarker ev.-luth. Distriktslyzeums), S. 19 und 34 f.

10) SZINNYEI, a. a. O.

11) Literatur Anm. 5, S. 232.

tik wurde damals im Preßburger Lyzeum steigendes Gewicht gelegt, wie denn überhaupt ein Platzgreifen der Realgegenstände diesen Abschnitt der Lyzealgeschichte kennzeichnet<sup>12)</sup>.

Die von dem ersten Prinzen von Wales aus dem Hannoverischen Hause und nachmaligen König von Großbritannien GEORG II. (1727—1760) 1734 ins Leben gerufene Georgia Augusta, die rasch zu hoher Blüte gekommen war, hat bald auch aus Ungarn eine Anzahl von Studierenden aller Fakultäten angezogen. Unser Matthias Rath begab sich, nachdem er in Preßburg und später in Ödenburg die einheimischen höheren Schulen des Luthertums absolvierte und zunächst Ungarn sowie Siebenbürgen bereiste<sup>13)</sup>, auf das übliche Auslandsstudium nach dem Deutschen Reich. Während aber im Zeitalter LUTHERS Wittenberg, in dem der Orthodoxie Jena und Leipzig, später das pietistische Halle einen nachweisbar starken Anreiz auf die ungarländischen Lutheraner ausübten, ist es jetzt, wo der Rationalismus in Blüte steht, immer stärker auch Göttingen<sup>14)</sup>. Aus Raths im Budapester Nationalmuseum aufbewahrtem Album der Freundschaft mit dem Titel „Nominibus liber est insignibus ille dicatus a Matthia Rath Jauriniensi Theologiae et Philosophiae Cultore“ geht hervor, daß er neben der Gottesgelehrtheit auch philosophische Studien getrieben hat. Daß die philosophischen Studien in Göttingen zu jener Zeit mit Eifer betrieben worden sind, ist ebenso bekannt wie die Tatsache der auf ALBRECHT VON HALLERS Anregung ins Leben gerufenen Gesellschaft der Wissenschaften, die kurz vor Raths Erscheinen in Göttingen eine zweckmäßige Neueinrichtung erfuhr. Die während seines rund vierjährigen<sup>15)</sup> Aufenthaltes gemachten theologischen und mathematischen Studien ergänzte Rath außerdem noch durch mit besonderem Eifer betriebenen Forschungen auf dem Gebiete der klassischen Literaturen. Über diese seine Fähigkeiten spricht sich der ungarische HERDER, Superintendent JOHANN VON KIS, mit besonderer Hochachtung aus<sup>16)</sup>. Die von Rath auch öffentlich zum Ausdruck gebrachte Hochschätzung Göttingens als Sitz der Gelehrsamkeit und der Musen hat den ebenerwähnten Johann v. Kis mit dazu bestimmt, ein Jahr in Göttingen zu verbringen. Rath sagt nämlich in seiner auch im Druck vorhandenen Grabrede auf Superintendent GABRIEL VON PERLAKY u. a., daß ihm scilicet Rath das Schei-

<sup>12)</sup> Ebenda, S. 233.

<sup>13)</sup> RATH hielt sich auf seiner Reise durch Ungarn, wobei er besondere Aufmerksamkeit der madjarischen Volkssprache widmete, längere Zeit auch im kalvinischen Rom Ungarns, in Debrezin, auf. SZINNYEI, a. a. O. S. 162 f.

<sup>14)</sup> SZINNYEI teilt uns die Namen von 30 aus Ungarn und Siebenbürgen stammenden Studierenden mit, die gleichzeitig mit Rath in Göttingen den Geist der deutschen Wissenschaft in sich aufzunehmen bestrebt waren. Der von Szinnyei seiner Fakultät nach nicht des näheren bezeichnete PILLICH ist der Theologe JOHANN LORENZ PILLICH, der als erster Pfarrer nach der wiedererlangten Glaubensfreiheit den ersten öffentlichen evangelischen Gottesdienst am ganzen Heideboden am 1. Juni 1783 in den oberen Zimmern des Graf Starhembergischen Blauen Edelhofes zu Ragendorf gehalten hat. Vgl. JOHANN ZIMMERMANN, Zwei Jubiläumspredigten. Ungarisch-Altenburg 1934, S. 5. Derselbe: Berufung und Einführung eines Pfarrers in der Toleranzzeit. Gotthold, Evang. Volkskalender. Ödenburg 1936, S. 57—61.

<sup>15)</sup> Aus Raths Album ist ersichtlich, daß er bereits am 10. September 1773 in Göttingen geweiht hat.

<sup>16)</sup> KIS JÁNOS superintendens emlékezési életröleki (= Lebenserinnerungen des Superintendenten Johann von Kis), Budapest 1890, 2. Aufl., S. 166 und 349 f.

denmüssen von Göttingen, dem Hauptsitze ruhmvoller Wissenschaft, noch immer mit Schmerzen das Herz erfülle<sup>17)</sup>. Bedenken wir die Tatsache, daß seit dem Abschied von Göttingen fast zehn Jahre vergangen waren, so gewinnen wir gewißlich die Überzeugung davon, wie sehr es die Alma mater Georgia Augusta unserem Rath angetan haben muß!<sup>18)</sup> Diese im damals üblichen Predigerstil mit Emphase und Pathos vorgetragenen Gedanken und Gefühle haben ja dann auch ersichtlich ihre Wirkung getan und den Ruhm Göttingens und seiner Universität in Ungarn nur noch gesteigert. Als Kis seine Auslandsstudienreise antrat, führte ihn deshalb gewissermaßen ganz selbstverständlich sein Weg zunächst an die Georgia Augusta, wohin er mit seinen Landsleuten drittselfst kam und an die zwanzig teils aus Siebenbürgen, teils aus Ungarn stammende Lutheraner und Calviner daselbst als Commilitonen hatte<sup>19)</sup>.

Unser Rath selbst trat wahrscheinlich einige Zeit nach Ostern 1776 die Rückreise in die Heimat an. Dabei berührte er u. a. Kassel, Nürnberg, Erlangen und Regensburg. Doch scheint er sich mit der Heimkehr etwas Zeit gelassen zu haben, denn nach den Eintragungen im Freundschaftsalbum zu urteilen, taucht er erst im Frühjahr 1778 wieder in Ödenburg auf. Noch im selben, spätestens aber im darauffolgenden Jahr, dürfte er sich mit der Absicht längerer Seßhaftigkeit in Preßburg niedergelassen haben.

Der vielseitig gebildete Mann, dem das im Deutschen Reich damals in besonderer Weise blühende Geistesleben zahllose Anregungen verschafft haben mag, trug sich nunmehr mit dem Gedanken, seinem Vaterlande Ungarn bzw. dem madjarischen Volke dazu zu helfen, aus einem geistig-seelischen Dämmerzustand ans volle Licht hervorzutreten. Zur Erreichung dieses Zieles beabsichtigte er vorerst die Gründung einer in madjarischer Sprache erscheinenden Zeitung. Die auf solche Weise neuen Schliff und Glanz erhaltende Sprache sollte das Schwert des madjarischen Geistes werden, mit welchem künftig der madjarische Genius in der ihm

<sup>17)</sup> Kis, a. a. O., S. 137.

<sup>18)</sup> Die in Versen gehaltene Trauerrede auf PERLAKY gehört, abgesehen von dem weiter unten noch zu behandelnden journalistischen Produkten Rath's zu den wenigen uns aus seiner Feder in Druck erhalten gebliebenen Erzeugnissen eines rastlosen Fleißes. Vgl. Búcsuztató versek, melyeket néhai Fótisztelendő és N. Perlaky Gábor úrnak halálakor mondott. Raab 1786.

<sup>19)</sup> Kis, a. a. O., S. 129. Der ganze Abschnitt S. 125—135, der über Kis' Aufenthalt in Göttingen handelt, ist kulturgeschichtlich für die deutsch-madjarischen Studentenbeziehungen lehrreich. Göttingen, das bis in unsere Tage von ungarländischen Studierenden gerne frequentiert wird, übte auch im 19. Jh. eine beachtenswerte Anziehungskraft auf ungarländische Studierende aus. Vgl. die aus der 2. Hälfte des 19. Jh.s stammenden Eindrücke, die der ehemalige Klausenburger Pädagoge und Universitätsrektor STEPHAN SCHNELLER in seinen für die geistesgeschichtlichen Beziehungen Ungarns zu Deutschland aufschlußreichen „Pädagogiai dolgozatok“ gibt. II. Bd., S. 475—489, Budapest 1904. Schneller, ein gebürtiger Günser, ist der Prototyp des deutschen Gelehrten im madjarischen Gewande gewesen. Wer ihn jemals kennenlernen durfte, wird ihn niemals vergessen. Siehe auch K. PRÖHLE, Schneller István. Emlékbeszéd (St. Schneller, Gedächtnisrede), Fünfkirchen 1939. Die von GÖTZ VON SELLE herausgegebene „Matrikel der Georg-August-Universität zu Göttingen 1734—1834“ (Leipzig 1937) zeigt die regen Beziehungen zu Ungarn und Siebenbürgen im ausgehenden 18. Jh.

vom Schöpfer geschenkten arteigenen Weise an der Kulturgestaltung des Abendlandes tätigen Anteil zu nehmen hätte.

Der Preßburger Buchdrucker FRANZ AUGUSTIN PATZKO, der Herkunft nach ein Slawe, der des Madjarischen gar nicht fähig war, fand sich bereit, Rath bei seinen Plänen behilflich zu sein. Am 1. Juli 1780 erschien die „Elöre való tudakozás“ (Vorkundigung), gewissermaßen ein Verlagsprospekt, der von dem in Vorbereitung befindlichen Unternehmen Nachricht bringen sollte. Inzwischen war auch von der Statthalterei die erbetene Erlaubnis Maria Theresias erteilt worden, eine ungarische Zeitung, die erste in madjarischer Sprache, herausgeben zu dürfen<sup>20</sup>). Auf den Verlagsprospekt hin meldeten sich so viel Interessenten, daß Rath im November 1779 ein ausführliches Programm von der künftigen Gestaltung seines Blattes erscheinen lassen konnte<sup>21</sup>). Aus diesem ersehen wir u. a. welches Maß von Geschäftssinn bei dem Unternehmen obwaltete. Schwerlich wird dieser allein auf Raths Teilhaber PATZKO allein zurückgehen. Vielmehr dürften wir wohl mit gutem Grund annehmen, der Fleischermeisterssohn, dessen Vorliebe für Mathematik bekannt ist, verstand sich auch auf das Rechnen in wirtschaftlichen Angelegenheiten, ohne ihn beschuldigen zu wollen, er habe sein Unternehmen mit der Absicht auf lukrative Einnahmen begonnen, obgleich dem Rationalismus, dem Rath völlig und ganz huldigte, der „Nutzen“ keineswegs Nebensache war. Viel wichtiger allerdings als dieser mehr äußerliche Umstand, sind diverse Gesichtspunkte des Programms, die gerade auch uns näher angehen. Punkt 10 besagt das Blatt, der „Magyar Hírmondó“ (= Ungarischer Bote) habe keineswegs die Absicht, nur eine Übersetzung anderssprachiger Zeitungen darzustellen. Bemerkenswert ist Raths dabei zutage tretender journalistischer Stolz. Dieser läßt ihn erklären, er würde sich schämen, seinen Landsleuten nichts besseres bieten zu wollen. Punkt 12 des Programms räumt zwar ein, der Magyar Hírmondó werde nicht so ausführlich sein wie die deutschen Nachrichtenblätter, aber dafür glaubwürdiger. Eine Kritik der in deutschen Blättern erscheinenden Nachrichten können wir auch darin erblicken, daß er behauptet, diese würden gleichsam wie Kraut und Rüben schematisch nach den einzelnen Städten gebracht und nicht einmal nachgeschrieben, sondern sofort nachgedruckt, ließen daher die journalistische Eigentätigkeit und geistige Durchdringung vermissen, die zu geben, er im Punkte 11 verspricht. Dasselbst stellt er auch in Aussicht, die ausländischen Nachrichten womöglich aus den ursprünglichen Quellen zu schöpfen. Dies setzt mithin voraus, daß Rath wohl auch mancherlei westeuropäische Zeitungen gelesen hat, zumindest aber die „Neueren Auszüge aus den besten Wochen- und Monatsschriften“, die seit 1766 erschienen und Excerpte aus englischen sowie französischen Blättern und Zeitschriften brachten. Bezüglich der ungarländischen Nachrichten wollte er die Gelehrten des Landes zur Mitarbeit heranziehen und bittet sie (Punkt 15), ihm über merkwürdige Geschehnisse und Erfahrungen in ihrer Heimat bzw. auch

<sup>20</sup>) Die deutsche Publizistik in Ungarn konnte damals schon auf eine beachtliche Vergangenheit zurücksehen. Gerade Preßburg war in dieser Hinsicht führend. Vgl. HEINRICH RÉZ, *Deutsche Zeitungen und Zeitschriften in Ungarn*. München 1935 und FRITZ VALJAVEC, *Karl Gottlieb von Windisch*, München 1936.

<sup>21</sup>) Abgedruckt bei SZINNYEI, a. a. O., S. 164—168. Es wäre eine dankenswerte Untersuchung, die der Verf. leider selber nicht vornehmen kann, da ihm das Quellenmaterial fehlt, festzustellen, wie weit und ob überhaupt Windischs kurzlebiges „Preßburgisches Wochenblatt zur Ausbreitung der Wissenschaft und Künste“ Rath publizistisches Wollen und Wirken beeinflußt hat.

in den östlichen und südlichen Nachbarstaaten zu berichten. Mithin will sich Rath's Ungarischer Bote als ein sowohl nach dem europäischen Westen wie auch nach Südosteuropa hin orientiertes Wochenblatt erweisen. Sein Hauptanliegen aber ist, und das müssen wir bei diesem Manne deutscher Herkunft doppelt unterstreichen<sup>22)</sup>, dem ungarischen Vaterlande zu dienen, und zwar in einer Sache, in der er keinen Vorgänger hat, wie Rath selbst mit Nachdruck hervorhebt (Punkt 16).

Am 1. Januar 1780 erschien der „Magyar Hírmondó“ zum ersten Male. Die Auflagenhöhe war bescheiden, sie betrug bei über 300 Beziehern 400 Stück, konnte sich aber später auf 500 erhöhen. Rath gab sein wöchentlich zweimal erscheinendes Blatt drei Jahre lang heraus. Als er i. J. 1783 von seinen Raaber Landsleuten zum Pfarrer gewählt wurde, vermochte er offenbar neben dem neuen Amt die Tätigkeit als Hauptschriftleiter und Herausgeber des „Hírmondó“ nicht mehr ausüben, ohne seinen geistlichen Beruf zu vernachlässigen. Er gibt daher die Redaktion seines von ihm gegründeten Blattes auf und wird der erste Seelsorger, der durch JOSEFS II. Toleranzedikt neuerstandenen evangelisch-lutherischen Gemeinde in Raab. Am 4. Mai 1783 kann Rath den evangelischen Raabern das Gotteswort, und zwar in deutscher Sprache erneut verkündigen, das sie ein Menschenalter hindurch bitter entbehrt haben<sup>23)</sup>.

Nach dreijähriger Amtstätigkeit als Pfarrer zog sich Rath, den sein rationalistischer Reformeifer in mancherlei Gegensätze zur Gemeinde gebracht hatte, die keineswegs durchaus der dürren Vernunftgeistigkeit ihres Seelsorgers zugetan war, zu gelehrten Studien zurück. Als Linguist, der sechs Sprachen mächtig war, plante er die Herausgabe eines Wörterbuches in drei Sprachen: deutsch—madjarisch—lateinisch. Die an die Herausgabe dieses auf mehrere Bände berechneten Werkes gesetzten Hoffnungen bildeten allerdings eine schwere Enttäuschung, und zwar trotz der nicht ungünstigen Voraussetzungen, die zu jener Zeit gegeben waren, wo das Lateinische in Ungarn noch Amtssprache war (bekanntlich bis 1848), das Deutsche die Sprache der bürgerlichen Kultur des Landes darstellte, das Magyarische aber gerade einen immer stärkeren Aufschwung zu nehmen begann und um die Vorherrschaft zu kämpfen sich anschickte<sup>24)</sup>. Die Vorausbesteller, die Rath im deutschen und madjarischen Sprachbereich erhofft hatte, ließen ganz und gar auf sich warten.

<sup>22)</sup> VÁCZY J., Kazinczy Ferenz és kora (= Franz von Kazinczy und sein Zeitalter), Bd. I, S. 97, nennt Rath der Geburt nach einen Deutschen, aber gefühlsmäßig echten Madjaren. Er gehört mithin dem in Ungarn unter den dortigen Deutschen gar nicht seltenen Typus an, der deutsche Herkunft mit ausgesprochener Vorliebe alles Madjarischen vereint. Sein Madjarisierungsbestreben, dessen kultureller Inhalt ersichtlich ist, richtet sich aber noch nicht in renegatisch-chauvinistischer Art gegen das eigene Volkstum.

<sup>23)</sup> Auf Rath's Tätigkeit als Pfarrer können wir hier nicht näher eingehen. Es sei nur kurz vermerkt, daß er den Ruhm eines guten Predigers, eines gewandten Gesellschafters und vor allem eines aufgeklärten Mannes genoß. Als Aufklärer kämpfte er für seine rationalistische Ideen im ganzen Kirchendistrikt „mit der Tapferkeit eines Herkules gegen Aber- und Irrglauben“. Kis a. a. O. S. 166 und 354.

<sup>24)</sup> Ein hübsches Beispiel des erwachenden madjarischen Sprachefiers jener Zeit stellt u. a. der poetische Erguß dar, den der Übersetzer Sz. S. J. (?) der Satiren RABNERS unter dem Titel „Kedves hazám“ (= Mein liebes Vaterland) seinem Werke als *captatio benevolentiae* vorausschickt. Da wird nicht nur der Wunsch ausgesprochen, das Madjarische möge die Sprache der Gesetze, des Militärs, der

Das Interesse der in Frage kommenden Öffentlichkeit blieb aus. Zum Teil vielleicht auch von Rath selbst verursacht, indem er nämlich im Werbeprospekt auf unkluge Weise mehr oder minder offene Invektiven gegen seine Amtsbrüder schleuderte, die seinem Unternehmen nur schaden konnten<sup>25</sup>). Das Scheitern seines großen Planes, der Ruhm und Geld einbringen sollte, verbitterte unseren Rath außerordentlich.

Von den Raabern abermals zu ihrem Prediger berufen (1789), fand Rath als 45jähriger in der fast um die Hälfte jüngeren SUSANNA ROSINA REISCHL die Gefährtin seines Lebens. Das kurze Glück mit seiner Frau brachte ihm die Freude dreier Kinder. Doch schon nach siebenjähriger Ehe verstarb sie. Ihr folgte bald darauf auch das Töchterlein ZENOBIA, dessen Tod dieser Schüler ZENOS bitter beklagte<sup>26</sup>).

Nunmehr vereinsamte der durch viele Enttäuschungen und bitteres Leid hindurch gegangene Kämpfer immer mehr und war durch nichts mehr, zu weiteren Publikationen zu bewegen<sup>27</sup>).

Im J. 1796 sollte Rath am Preßburger Lyzeum Nachfolger des kurz vorher verstorbenen Rektors JOHANN STRETSKO werden. Der ehrende Ruf übte eine nicht geringe Verlockung aus. Doch meinte er, bereits zu alt zu diesem verantwortungsvollen Amte zu sein, das an seiner Stelle der aus Ödenburg berufene DANIEL STANISLAIDES übernahm, in dem das Lyzeum „einen Theologen von hervorragender Bildung“ bekam, „der im Verein mit seinen Kollegen die Schule auf ihrer bisherigen Höhe zu erhalten wußte“. Rath selbst jedoch verblieb in dem damals geruhsameren Amt eines Seelsorgers, das er auf Wunsch der Gemeinde bis zu seinem am 5. Februar 1810 erfolgten Tode in Treue versah<sup>28</sup>).

Schon FRANZ KAZINCZY war sich dessen bewußt, was Rath für Ungarn bedeutete. Er nannte ihn in seinem Memoirenwerk (= Pályám Emlékezete) den wahren Prometheus der madjarischen Nation und VÁCZY weist mit Nachdruck darauf, daß es Rath gewesen ist, dem Kazinczy den inneren Anstoß zur eigenen epochemachenden Wirksamkeit der madjarischen Sprachreform gab<sup>29</sup>). Wie VÁCZY auf Grund eingehender sprachgeschichtlicher Untersuchungen EDMUND SIMAIS nachweist, verdankt die madjarische Sprache Rath auch eine Fülle von Wort- und Begriffs-

---

bürgerlichen Kultur und Geistlichkeit werden, sondern mit einem für damals den Tatsachen durchaus widersprechenden, aber aus dem Patriotismus der Madjaren leicht erklärlichen Stolz behauptet: „Tudnod kell, hogy nyelved, minden nyelvel helyt áll“ (= Du mußt wissen, daß deine Sprache es mit jeder Sprache aufnehmen kann). Cf. Sz. S. J. Rabnerneck szatirái. Pressburg 1786, A 3.

<sup>25</sup>) KISS, a. a. O. S. 353 f.

<sup>26</sup>) Der Freund klassischer Bildung nannte seinen Sohn SOKRATES und eine zweite Tochter JULIA; vgl. SZINNYEI, a. a. O., S. 294.

<sup>27</sup>) Als letztes von Rath in Druck erschienenenes Werk haben wir ein madjarisches Andachtsbuch, das für Frauen bestimmt war, von dem aber auch nur der erste Teil 1788 bei JOSEF STREIBIG in Raab herauskam. Auch hierin können wir ein Dokument der Zeitgeschichte erblicken. Dem Rationalismus war es darum zu tun, „auch die Frau zu erfassen und auf diese Weise eine bessere Durchdringung des Volkes mit aufklärerischen Gedanken herbeizuführen“. VALJAVEC, a. a. O., S. 97. Daher das Bemühen des Aufklärers Rath, seine rationalistischen Ideen auf dem Weg über die Andachtsübung des weiblichen Geschlechtes zu verbreiten.

<sup>28</sup>) SZINNYEI, a. a. O., S. 294.

<sup>29</sup>) VÁCZY, a. a. O., S. 96 und 293.

neubildungen, die bis heute sich in der madjarischen Sprache gehalten und zu ihrer Bereicherung nicht unwesentlich beigetragen haben<sup>30</sup>). Nicht das geringste Verdienst unseres Rath ist es, wenn von seinem „Magyar Hírmondó“ gesagt wird: „Raths Buchbesprechungen, die gelegentlich eine ganze Nummer des Magyar Hírmondó ausfüllen, können als die ersten wahren Repräsentanten der Literarkritik angesehen werden<sup>31</sup>).

Mithin ein Mann, der es verdient, daß die deutsche Forschung in Ungarn sich mit ihm intensiv beschäftigt. In der Tat, Rath verdient es. Denn, wenn er auch nur einer aus einer langen Reihe von evangelischen Gelehrten deutscher Herkunft in Ungarn ist<sup>32</sup>), die in Erfüllung einer mehr oder minder bewußten Kulturmittlerrolle ihr Bestes dem Madjarentum gegeben haben, ohne dafür auch stets den Dank zu ernten, der Rath lange nach seinem Tode von einsichtsvollen Madjaren zuteil geworden ist, so fehlt doch von deutscher Seite her eine notwendige, eindringliche Würdigung seines einflußvollen Werkes<sup>33</sup>).

Im Dezember des Jahres 1937 wurde als Dank des Madjarentums auf einem Delta, worauf sich unter anderem der evangelische Bischofssitz in Raab befindet, ein Gedenkstein errichtet und unter großen Feierlichkeiten enthüllt, wobei der Platz nach Rath benannt worden ist. Außerdem hatten schon vorher Preßburg und Fünfkirchen Gassen nach Matthias Rath benannt.

Der wuchtige, eindrucksvolle Stein, der in Raab das Andenken dieses um das madjarische Geistesleben hochverdienten Mannes deutscher Herkunft wachzuhalten die Aufgabe hat, trägt die Inschrift:

MATTHIAS RATH  
Evangelischer Pfarrer  
(1749—1810)

Begründer des magyarischen Zeitungswesens.

Auf der dieser Inschrift entgegengesetzten Reversseite des Steines lesen wir die Schlußzeilen der ersten Folge des von Rath ins Leben gerufenen Magyar Hírmondó. Sie lauten in freier deutscher Übertragung:

Langsam ist aller Dinge Anfang  
Am Ursprung hängt Gewichtesschwere.

Oberschützen.

BERNHARD HANS ZIMMERMANN.

<sup>30</sup>) Ebenda, S. 226 f.

<sup>31</sup>) VÁCZY, a. a. O., S. 280.

<sup>32</sup>) Der erste dieser Reihe ist, soweit der Verf. sie zu übersehen vermag, kein geringerer als der zum Madjaren gewordene siebenbürgische Reformator KASPAR HELTH, von dem wir wissen, daß er für die madjarische Nationalliteratur des 16. Jh.s von sehr beachtbarer Bedeutung ist. Vgl. LAKATOS BÉLA, „Heltai Gáspár reformátor és kora“ (= Der Reformator Kaspar Helth und seine Zeit“. In: „A Dunántuli Református, egyházkerület Pápai főiskolájának értesítője az 1912—1913 iskolai évről“. Pépa 1913, S. 69.

<sup>33</sup>) Die kleine populäre Broschüre von STEPHAN KUSZÁK: Ráth Matyás, Raab 1940, wurde dem Verf. erst nachträglich bekannt.

## Zipser Ortsnamen aus Wiener Archiven

Althergebrachte gute deutsche Ortsnamen in erstaunlicher Menge weist der einsame Sprachraum und winzige Volkssplitter der Zips auf.

Von den nahezu dreihundert Orten des Gaues stehen für die überwiegende Mehrheit deutsche Namen noch heute im Gebrauch, für eine kleinere Anzahl waren solche nur mehr ehemals gebräuchlich, für die übrigen, etwa ein Zehntel der Gesamtzahl, sind derzeit oder ehemals gebräuchliche deutsche Namen nicht nachgewiesen.

Vor allen dieser letzteren Gruppe müssen wir nun unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Es sind mir über ein Dutzend deutscher Ortsnamen bekannt, Übersetzungen oder lautliche Eindeutschungen slawischer Namen, für die ich keine einwandfreien Belege aufbringen konnte, daher ist der Verdacht nicht abzuweisen, daß es künstliche Namen, Erfindungen sein können (Bachbrunn, Eichendorf, Fluder, Harachsdorf, Herisdorf u. a.), weiterhin kommen ebensoviel oder noch mehr ausgeprägt slawische Namen vor, für die es überhaupt keine annehmbare deutsche oder nur eine unvollkommen angegliche Form gibt (Horke, Nemeschan, Olschawitz, Roschkotz, Tscherneblat u. a.). Solche Namen durch gute deutsche zu ersetzen, deren Zahl herabzumindern, war immer mein vornehmstes Bestreben.

Daß die Arbeit in dieser Richtung von Erfolg begleitet war, das möchte ich hier an einigen unter mehreren ähnlichen Fällen herausgegriffenen Beispielen aus meiner Karte der Zips zeigen.

Für Šarpanec in der ersten Auflage steht in der zweiten: Auf der Blöße; in Bela heißt der Ort noch heute Of der Bläiß, weil dort vor dem Wald früher eine freie Wiese lag; auch S. WEBER erwähnt „das Wirtshaus auf der Blöß“<sup>1)</sup>.

Für Stratenu: Verlorenseifen; Stratenu war willkürlich von Dr. JOSEPH HAJNÓCZY dem slowakischen Ztratená (ztratená voda, verlorenes Wasser) nachgebildet; in Dobschau heißt das Dorf und der durchfließende Bach Floarnseifen<sup>2)</sup>; bei S. KLEIN kommt Vloarensaifen dreimal vor<sup>3)</sup>; schon bei GEORG BUCHHOLTZ d. Ä. findet sich: „in verlornen Seiffen“<sup>4)</sup>; „Ferloren Seiffen“, ein Bach bei Lublau, wird 1342 erwähnt<sup>5)</sup>; bei Troppau und Jägerndorf in Schlesien heißt ein Dorf Verlorenwasser.

Für Sadek: Häuchen. In der ersten Auflage meiner Karte ist dieser kleine Ort bei Lublau nicht verzeichnet. Haichen kommt in der Hatterbeschreibung von Lublau aus dem Jahre 1342 zweimal vor<sup>6)</sup>. Dieser Name ist die Verkleinerung von Hau, entsprechend der slowakischen Benennung Sadek, Verkleinerung von sad: Anbau, Siedlung. Die Zipser Ortsnamen Kuntschhöfchen und Höfchen oder Habchen, die

1) S. WEBER, Geschichte der Stadt Béla. Igló 1892, S. 255.

2) Mitgeteilt von Dr. J. LUX, Budapest und L. GRUSS, Göllnitz.

3) S. KLEIN, Topscher Gatscholper. Dobschau 1914, S. 90, 92, 93; S. 90, Anm. 1: „verlorene Seifen Bächlein, allwo der Häuer früher Erz gesiebet und geseufet hat. Wenn das Wasser stellenweis verschwindet, ist es ein verlorenes Seifen.“ S. 92, Anm. 4: „Strazena slav. Name des Nachbardörfleins, hat seinen Namen vom Bächlein, das sich verliert, periodisch verschwindet und hervorquillt.“

4) J. BUCHHOLTZ d. Ä., Historischer Geschlechtsbericht. Budapest 1904, S. 107.

5) S. WEBER, III. pótlék WAGNER: Szepesmegye okirattárához (Nachtrag zu Wagners Urkundensammlung des Zipser Gaues). Lőcse 1908, S. 9.

6) Ebenda.

letzteren zwei als ältere Namen für Emaus, sind ähnliche Verkleinerungsformen. Hau bezeichnet eine auf Rodeland stehende Siedlung. In der Zips und in den benachbarten Gauen gibt es viele Hauorte, der mundartliche Sprachgebrauch hat einige Namen aufbewahrt: Motzaa (Matzau), Hejschaa (Henschau), Jakobsaa (Jakobsau), Littensaa (Littmansau), Bläushenaa (Blasenhau, Blažov in Scharosch), Punahaa (Wagnerhau, Hačava in Turnau); andere waren früher gebräuchlich: Frankenu, Helbingsau, Stenzelau. Haa (Hau) — Häuchen zeigt denselben Lautwandel wie Fraa (Frau) — Fräulchen, Fräule in der Oberzipser Mundart. Über die Schreibweise der Hauorte, ob nämlich -hau oder -au zu schreiben ist, entscheiden von Fall zu Fall die schriftlichen Belege oder der heutige Sprachgebrauch; die schwankende Schreibung darf dabei nicht befremden, etymologische Folgerichtigkeit wäre hier und überhaupt bei den Ortsnamenformen nicht gut angebracht. Dafür aber, daß Zipser deutschen Ortsnamen im Slowakischen die wörtliche Übersetzung entspricht, könnte man außer Häuchen-Sadek noch anführen Altendorf-Stará Ves, Neundorf-Nová Ves, Neuwalddorf-Nová Lesná [Ves], Altwalddorf-Stará Lesná [Ves], Wintschendorf-Slovenská Ves, Verlorenseifen-Ztratená [Vodá], Altwasser-Stará Voda, Mühlerchen-Mlynčoky u. a.

Für Jarembina: Girm; Dr. JULIUS GRÉB hat nachgewiesen, daß dieser Name im Niederlande auch heute gebraucht wird und von einer in der Gegend häufig vorkommenden Baumart, Gremb oder Girm, Vogelbeere, herrührt<sup>7)</sup>. Er taucht schon im Jahre 1329 auf<sup>8)</sup>, heute in der Mundart des Niederlandes lautet er: Girm.

Für Toris: Siebenbrunn; diesen historischen Namen bestätigte mir zuerst Direktor VIKTOR GRESCHIK, Leutschau; einen Beleg vom Jahre 1619 fand ich in der Leutschauer Chronik: Siebenbrunnen<sup>9)</sup>. Die Dörfer Ober- und Untersiebenbrunn liegen in der Steiermark.

Nebenbei sei bemerkt, daß die Forschung sich nicht auf die eigentlichen Ortsnamen beschränken darf und zunächst die Geländennamen mitbeachten soll. Im nördlich der unteren Popper liegenden Höhenzuge und im Leutschauer Gebirge habe ich aus der alten Spezialkarte 1 : 144 000 die Gipfelbenennungen Auf der Schockel und Kniebeuger, aus den umliegenden Dörfern Auf dem Grat, Kalte Blöße, Laupnicker Berge, Kienenhübel, Hansberg, Die Höhe, Großer Schimmen, im Braniskogebirge aus alten Karten und Schriften Wolfsgrund und Purzelgrund ermittelt, alles in Vergessenheit geratene oder überhaupt nicht gekannte Namen.

Aus diesen und ähnlichen Ergebnissen zu schließen könnten weitere Forschungen auch noch für andere Orte gute deutsche Namen zutage fördern. Mundart und Geschichte werden noch überraschende Aufschlüsse bringen, von alten Leuten in entlegenen Dörfern läßt sich noch manches erfragen, in alten Urkunden und Aufzeichnungen liegt noch viel wertvoller Stoff begraben. Man darf eben nicht gleich alle Hoffnung aufgeben, wenn der Erfolg auf sich warten läßt, Zufall und gut Glück helfen oft, wo systematische Forschung versagt.

Eine nicht minder wichtige Aufgabe erfüllt die Forschung durch Feststellung der richtigen Namenformen. Im Laufe der Zeit stellten sich Schwankungen ein, die besonders im schriftlichen Gebrauch zu mannigfaltigen, oft irrigen Abarten führten. In der 2. Auflage der Karte der Zips möge man Berichtigungen wie Donnerstagmark,

7) Karpathenland 1932, S. 74.

8) FEJÉR, CD. VIII, 3, 5, 6, 112, 193, 387, 389.

9) HAIN GÁSPÁR lőcsei krónikája (Caspar Hains Leutschauer Chronik). Leutschau 1910—1913, S. 153.

Fladensdorf, Menersdorf, Neundorf, Niest, Sankt Girgen (für Donnersmarkt, Ladensdorf, Menhardsdorf, Neudorf, Netzdorf, Sankt Georgen in der 1. Auflage) nicht übersehen. Statt der Papierformen soll der heutige Sprachgebrauch maßgebend sein, genauer bestimmt: die lebenden Mundartformen in Schriftdeutsch übertragen sind zu verwenden, von einigen berechtigten Ausnahmen wie Bela, Felka, Georgenberg, Leutschau (alle ohne Artikel!) abgesehen.

In den Südostdeutschen Forschungen (1939, S. 808) äußerte sich H. WEINELT, daß mit meiner Karte „noch nicht alle Fragen befriedigend geklärt sind“. Das gebe ich selbst ohne Bedenken zu. Doch die größte Arbeit ist verrichtet, nun heißt es: unverdrossen weiterarbeiten, um alles, was zum uralten Volksgut der Zipser Ortsnamen gehört, vor dem Untergang zu retten, zu sichten und aufzubewahren.

Diesem Zwecke sollten meine Forschungen in Wiener Archiven dienen. Die meisten Angaben fand ich im Heeresarchiv, nur die auf die zwei letzten Ortsnamen bezüglichen stammen aus dem Hofkammerarchiv. Im Heeresarchiv durfte ich zwei grundlegende Kartenwerke benutzen: die Josephinische Aufnahme aus den Jahren 1763—1787, Handzeichnungen im Maßstabe 1 : 28 800, die Zipser Blätter XVIII, 2—6, XIX, 1—6, XX, XXI, 1—7, XXII, 6, 7 aus den Jahren 1783 und 1784, dazu die „Militärische Beschreibung des K. Hungarn“ in Handschrift, B. IX, 527; die Franciscaische Aufnahme aus dem Jahre 1822, Handzeichnungen im Maßstabe 1 : 28 800, die Zipser Blätter XXXVII, XXXVIII, 33—39.

#### Scheuerberg.

Das Dorf wird als Besitz der Familie Sváby im Jahre 1414 erwähnt. Dr. JULIUS GRÉB hat in seinem Aufsatz<sup>10)</sup> nachgewiesen, daß dies vor Zeiten der Name eines jetzt schon untergegangenen Dorfes war, welches nördlich Wintschendorf, östlich der über die Magure führenden Landstraße, neben dem heute unter dem Namen Vigoda bekannten Wirtshause, an beiden Ufern des Seifenbaches lag. Der verstorbene Wintschendorfer Müller ZASZTKO wußte Dr. GRÉB mitzuteilen, daß der Großvater einmal auf diesem auch später noch der Familie Zasztko zugehörigen Boden einen Kirchenschlüssel und eine Altarklingel ausackerte. Alte Weiber, die vormals auf der an dem Seifenbache liegenden Wiese zur Heuernte bestellt waren, erzählten, daß sie 1885 im Seifenbache hinabrollende Menschenschädel fanden, welche sicherlich ein in dieser Gegend nicht ungewohntes „großes Wasser“ aus den Kirchhofgräbern des untergegangenen Dorfes ausgewaschen hatte.

In seinen Ausführungen stützt sich Dr. GRÉB weiters auf einwandfreie Belege:

In einer Urkunde des Zipser Kapitels aus dem Jahre 1297, die den Hatter von Melter genau beschreibt, heißt es: „Prima meta incipit supra fluvium Poprad, ascendens circa indagine versus occidentem, usque ad montem Schurbergh.“ (Die Grenze beginnt an der Popper, gegen Westen bis an den Schurbergh reichend.)

Das Wirtshaus Vigoda hieß vormals Hofstatt<sup>11)</sup>, genauer angegeben: das alte Wirtshaus, daneben unmittelbar das heute noch stehende im Jahre 1862 gebaut wurde. Hofstatt bedeutet in der neuhochdeutschen Schriftsprache Hofraum, Haus-

<sup>10)</sup> Egyetemes Philologiai Közlöny. Budapest 1933, S. 142—146. Ich gebe hier zugleich den Inhalt dieses wertvollen Aufsatzes ausführlich an, da er meines Wissens nur in ungarischer Sprache erschienen ist, deutschen Lesern deshalb kaum bekannt sein dürfte.

<sup>11)</sup> Schematismus Cleri diocesis pro anno 1806: Hobstak Educillum. Im Schematismus 1824 und der folgenden Jahre: Educil. Hobstadt.

grund, in manchen Dörfern des Zipser Oberlandes jedoch heißen die dem Dorf zunächst gelegenen Äcker Häübstoot. Der Wintschendorfer Riedname Hobstak, als alter Name des Wirtshauses zugleich, ist ein Beweis dafür, daß das Wirtshaus eigentlich zum Weichbilde einer Gemeinde gehörte, die war Scheuerberg.

Šajerbark heißt in Wintschendorf der dem Hobstak-Ried gegenüber, am östlichen Ufer des Seifenbaches liegende Ried. Hier stand nach Dr. GRÉBS Darstellung die Winterzeile des Dorfes mit der Kirche und dem Kirchhof.

Über den Ursprung des Namens Scheuerberg vermutet Dr. GRÉB, daß die in Wintschendorf wohnenden Grundbesitzer den Boden nach der Waldrodung vorerst zu Wiesen benutzten und um das Heu auf dem entfernten Scheuerberg vor den dort häufigen Platzregen unter Dach zu bringen Heuschuppen bauten, wie das in der benachbarten Liptau an den Hängen der Berge üblich. Später entwickelten sich diese Schuppen zu einem Meierhof, wie es deren in der Umgebung mehrere gibt, so zum Beispiel Landi, eine halbe Stunde entfernt, und aus dem Meierhof entstand dann das Dorf.

Nach Dr. Grébs Ausführungen bleibt immer noch die Frage offen, auf welchem Berge die Heuschuppen standen, aus denen die Gemeinde Scheuerberg hervorging. Und eigentlich lag ja die Gemeinde nicht auf einem Berge, noch an einem Abhang, sondern auf ziemlich ebenem Boden unmittelbar am Fuße des Kreiger Berges. Diese Schwierigkeiten der Erklärung zu beseitigen und dadurch Dr. Grébs Forschungen zu ergänzen mögen die hier folgenden Angaben dienen.

Die Josephinische Aufnahme im Wiener Heeresmuseum hat für den Kreiger Berg „Scheuer B.“ eingezeichnet. In der Josephinischen Beschreibung heißt es: „Der Scheuer Berg ist in der Gegend der höchste, dominiert das Tal und das Dorf“ (nämlich Kreig).

Damit sind meines Erachtens alle bisher bestandenen Schwierigkeiten behoben, die Hindernisse eines richtigen Verständnisses aus dem Wege geräumt. Nun sieht man erst recht, was „mons Schurbergh“ in der Urkunde vom Jahre 1297 bezeichnet: den weithin sichtbaren Kreiger Berg als Hatterscheide. Das Dorf hat seinen Namen vom Berge erhalten, an dessen Fuß es lag, für die Benennung des Berges aber mag Dr. Grébs Heuschuppentheorie noch immer in Betracht kommen. Merkwürdig, daß der neuere Name des Berges, Kreiger Berg, von einem Dorfe herrührt, der ältere Name hingegen, Scheuerberg, auf ein Dorf und einen Ried überging.

Schwerberg als Bergnamen erwähnt auch KAINDL, unter Berufung auf DAVID FRÖLICH, vom Jahre 1615<sup>12)</sup>.

Scheüerberg ist auf einer um 1800 erschienenen Karte der Zips von MÁRKO<sup>13)</sup> noch als Praedium (Weiler, Meierhof) eingezeichnet, und zwar genau dort, wo Dr. Gréb auf Grund seiner Nachforschungen das Dorf vermutet; in der bedeutend älteren Josephinischen Aufnahme ist ein Dorf Scheuerberg nicht zu finden, daraus könnte man schließen, daß MÁRKOS Karte nach einer älteren Vorlage gezeichnet ist.

#### Metschelsdorf.

Ein Meierhof bei Donnerstmark, slowakisch Mečedelovec. Der Ort erhielt den Namen vom ersten Besitzer Mytscheleth, den eine Urkunde des Königs BELA IV.

<sup>12)</sup> R. F. KAINDL, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. Gotha 1907—1911, II, S. 168.

<sup>13)</sup> A. MÁRKO, Terrae seu comitatus Scepusiensis tabula. Die Karte erschien ohne Jahreszahl, nach SZINNYEI, Magyar Irók. Budapest, Bd. VIII, S. 631, am Anfang des 19. Jh.s.

im Jahre 1225 erwähnt, die Gemeinde selbst heißt laut einer Urkunde 1314 *Micheletfolua*<sup>14</sup>), ins Deutsche übertragen: Mitscheletsdorf. Mytscheleth, Michelet versucht Dr. STEPHAN KNEZSA von dem französischen Personennamen Michelet (Koseform zu Michel, Michael) abzuleiten; das nahe gelegene Wallendorf soll angeblich eine wallonische Siedlung sein<sup>15</sup>). Aus Mitschelet entwickelte sich im Slawischen Mitschedel durch Umstellung (Metathese) der Laute l und t; so erscheint in einem kirchlichen Verzeichnis aus dem 18. Jh. die Namenform Mitschedelowetz<sup>16</sup>), später *Meczedelowce*<sup>17</sup>), *Mecsedelfalva*<sup>18</sup>), *Metschedelowetz*<sup>19</sup>).

Die Namenform Metschelsdorf kannte ich zwar, doch hatte ich keinen Beleg dazu und mußte sie daher in der 3. Auflage des Verzeichnisses zur Karte der Zips als nicht erwiesen bezeichnen. Nun fand ich sie in der Francisceischen Aufnahme, nachher bei LIPSKY und in einem gleichzeitigen ungarischen Atlas<sup>20</sup>). Metschelsdorf ist die gefälligste, deutsch scheinende Form, sichtlich eine Kürzung der längeren Form Mitscheletsdorf: diese schrumpfte in der Aussprache zu Mitscheltsdorf, Mitschelsdorf ein, daraus entstand Mëtschelsdorf zufolge eines in der Oberzipser Mundart heimischen Lautwandels i — ë: Wind — Wënd, bitter — pëtter, hinken — hënken. Doch könnte diese Form auch auf einen alten deutschen Namen zurückgehen. Meschel kam in Tyrnau häufig als deutscher Personennamen vor<sup>21</sup>), sch wird in der Zipser Mundart oft in tsch umgelautet: Schunken — Tschonken, schallen — tschollen, schaudern — tschaudern, Mensch — Mantsch, wünschen — wintschen.

#### Elsbogen.

Der slawische Name Hniletz war mir auf der Karte der Zips schon lange her ein Dorn im Auge. Ich konnte mich nicht zufrieden geben, daß dieses einst deutsche Bergwerk keinen deutschen Namen haben sollte. In Dobschau heißt das Dorf Gilnetz, doch so heißt dort auch der Fluß und die Stadt Göllnitz, deshalb ist dieser mundartliche Name für das Dorf nicht geeignet. Der slowakische Name Hnilec gilt für den Fluß und das Dorf. Hnilčík (das Dorf Eisenbach) ist die verkleinerte Form.

Nun gelang es mir im Heeresarchiv sogar drei deutsche Namen, vielfach belegt, aufzustöbern: Grünblath-Hammer, Neue Welt, Ellenbogen.

„Grünblatz hamer“, am Knie der Göllnitz, linkes Ufer (Josephinische Aufnahme und Beschreibung).

„W. h. Neü Welt“, südlichst gelegen am linken Ufer (Josephinische Aufnahme).

„Welki Hnilecz d (= deutsch) Neue Welt“ (Francisceische Aufnahme). „Neue Welt“ (Spezialkarte 1 : 144 000).

<sup>14</sup>) FEJÉR, CD. IV, 2, 287.

<sup>15</sup>) Archivum Europae centro-orientalis, 1935, S. 289.

<sup>16</sup>) Omnes sub iurisdictione Episcopi Scepusiensis (loci). 1781 Leutschoviae. Im Landesarchiv zu Budapest.

<sup>17</sup>) CRUSIUS, Topographisches Postlexikon... Wien 1804—1809; THIELE, Das Königreich Ungarn. Kaschau 1833, Bd. 3.

<sup>18</sup>) Ebenda.

<sup>19</sup>) RAFFELSPERGER, Allgemeines geographisch-statistisches Lexikon... Wien 1845—1853.

<sup>20</sup>) J. LIPSKY, Repertorium aller Örter. Budae 1808; GÖRÖG és MÁRTON, Magyar Atlas. Wien 1802—1811. Repertorium.

<sup>21</sup>) Karpathenland 1938, S. 35.

„Ellenbogner hütten“, zwischen Grünblatz hamer und Neü Welt unterhalb des Flußknies am linken Ufer (Josephinische Aufnahme). „Der Weg nach Rosenau . . . gehet bei dem Ritter Berg hinauf, läuft auf dem langen Rücken, so eine Continuation des Predelberges ist, fort und kommt . . . über den Eyßen Berg, nach diesen Defile passieret selber den Rücken des Berges Ellenbogen und führet . . . zu dem Grünblatz hamer“ (Josephinische Beschreibung). Von unserem Schmöllnitzer Landsmann, Universitätsdozent Dr. JULIUS FLEISCHER (Wien), dem ich auch für anderweitige Aufklärungen und gute Ratschläge zu Dank verpflichtet bin, wurde mir mitgeteilt, daß in alten Bergwerksaufnahmen Ellenbogen ein wichtiger Triangulationspunkt war, Ellenbogenstollen von seinem Onkel MATTHIAS FLEISCHER, der um 1904 Grubenaufseher in Hniletz war, oft erwähnt wurde.

Wertvolle Ergänzungen dieser Angaben erhielt ich von Dr. JOHANN LIPTÁK, dem verdienten Leiter des Instituts für Heimatforschung in Kesmark, der denselben Ortsnamen auch anderswo fand, aus älteren Zeiten belegt.

SZEPESHÁZY und THIELE berichten: „Seit längerer Zeit wird auf dem zweiten Striche von Neudorf mehr Kupfer erzeugt . . . Seit 1701 bis 1814 . . . waren Babina am Göllnitzflusse und Ellesbogen, höher darüber, auf dem Holicsken, in Seegen, letzteres hatte besonders Ausbrüche, deren keine ähnliche in Ober-Ungern waren, und eine eigene Schmelzhütte . . . in letzterer (wurde) das Lager abgesetzt, und konnte ungeachtet aller Thätigkeit des Eigentümers, Johann Martin Grünblath, dessen Verdienste um den Bergbau eine große goldene Medaille von weiland Maria Theresia ruhmwürdigen Andenkens belohnte, nicht erhalten werden . . . Neuerer Entstehung ist Ferdinandi . . . nicht weit von dem Ellesbogner Gange<sup>22)</sup>.“ Ellesbogen bezeichnete demnach die höher gelegene Kupfergrube (Stollen, Gang), ebenso die dazu gehörige, tiefer gelegene, in der Josephinischen Aufnahme als Grünblatz hamer bezeichnete Schmelzhütte. Holičky vrch 1074 m liegt nach der älteren Spezialkarte 1 : 75 000 (Igló und Wagendrüssel) östlich fest am oberen Ende des Dorfes Hnilec, nach deren neuester Ausgabe (Spišská Nová Ves), sichtlich falsch eingezeichnet, 824 m östlich fest am unteren Ende des Dorfes.

ADOLF MÜNNICH führt Elnsbogen und Elsbogen an aus den Jahren 1749 bis 1769, die Kupfergrube bezeichnet er als „eine der stärksten“<sup>23)</sup>.

Die Namenform Elsbogen steht der Gründler Mundart am nächsten: in Göllnitz heißt der Ellbogen Iglspogn<sup>24)</sup>, in Einsiedel Egespogen<sup>25)</sup>, in Schwedler und Wagendrüssel Egelspogn<sup>26)</sup>. In der Dorfmundart des Zipser Oberlandes heißt der Ellbogen Kneerzchen.

Den Namen erhielt die Ansiedlung — die Bergwerkshütten an der Stelle des heutigen Dorfes — von dem nordöstlich daran liegenden Berg Elsbogen (Holičky vrch ?), der wiederum, ohne Zweifel, von dem an seinem Fuße liegenden Knie der Göllnitz so benannt wurde: der bisher in westöstlicher Richtung ziehende Fluß biegt an dieser Stelle plötzlich in einem scharfen Winkel gegen Süden um.

Ellbogen heißt auch ein Ort bei Karlsbad, tschechisch Loket.

<sup>22)</sup> C. SZEPESHÁZY und J. C. THIELE, Merkwürdigkeiten des Königreiches Ungern. Kaschau 1825, Bd. 2, S. 152.

<sup>23)</sup> ADOLF MÜNNICH, Geschichte der oberungarischen Waldbürgerschaft. Igló 1895, S. 29, 33, 42.

<sup>24)</sup> Mitgeteilt von Dr. ERNST FLACHBARTH, Budapest.

<sup>25)</sup> Mitgeteilt von RUDOLF GÖLLNER, Einsiedel.

<sup>26)</sup> Mitgeteilt von Pfarrer ARPAD NEUPAUER, Schwedler.

## Hörsin.

Im Hofkammerarchiv zu Wien konnte ich mit gütiger Erlaubnis des Herrn Generalstaatsarchivars Dr. JOSEPH KALLBRUNNER ein für den Zipser Bergbau hochwichtiges, umfangreiches Aktenbündel<sup>27)</sup> aus den Jahren 1551—1739 durchsehen. Da fiel mir in einem Schriftstück vom Jahre 1570 auf der Ortsname Hörsin (auf dem Rand des Papiers von fremder Hand geschrieben: Hersin), dazu folgender Text: „Da ist eine Wasserkunst, . . . auch ein Klain Ziment Wasser, das das Eisen zu Kupfer macht . . . ein Paur in Dorff Hörssen . . .“ Ein anderes Schriftstück, vom Jahre 1566, berichtet auch „von dem Ziment, mit welchen das Eisen zu Kupfer gemacht wird“, und zwar soll sich dieses in der Nähe von Schmöllnitz befinden. Im 1570er Schriftstück ist bei Hörssen erwähnt „das Perkwerk die Gründe genennt“ und „das Dorff die Höffen (= Slovinka) genent“. Trotz wiederholtem Nachforschen konnte ich über Hörsin, Hersin, Hörssen nichts Weiteres erfahren. Sollte es der ältere Name von Schmöllnitzhütte sein, in deren Nähe früher die berühmte Wasserkunst stand? Oder sollte es der Name einer seither untergegangenen Siedlung in dieser Gegend sein?

## Neundorf.

In den Südostdeutschen Forschungen (1939, S. 808) äußerte sich H. WEINELT über die 2. Auflage meiner Karte der Zips: „Nicht jede Veränderung ist aber als Verbesserung zu bezeichnen. So kann ich mich nicht mit Neundorf befreunden, das auf die Fügung ‚im neuen Dorf‘ zurückgeht. In solchen Fällen muß selbstverständlich der Nominativ verwendet werden.“ Es wäre demnach das Neudorf der 1. Auflage die richtige Namenform.

Es ist hier zu entscheiden: Neundorf oder Neudorf?

Zwar findet man in Geschichtswerken, Lexiken, auf Karten<sup>28)</sup> allgemein Neundorf verzeichnet, trotzdem war diese Namenform nachweisbar schon seit fünfhundert Jahren nur eine erzwungene künstliche, schein gelehrte Schreibweise, in der mündlichen Rede wurde sie nicht gebraucht. Diese meine Behauptung stützt sich auf eine Urkunde aus dem Jahre 1399, in der die andere Namenform, Neudorf, meines Wissens zum erstenmal erscheint; im Hofkammerarchiv fand ich Belege dazu aus dem 16., 17. und 18. Jh. Ich könnte weitergehend behaupten, daß Neudorf überhaupt nie gebräuchliche Namenform gewesen sei und dabei dürfte ich mich auf einen bewährten Fachmann berufen: „Alle deutschen Ortsnamen sind ursprüngliche Lokative (Ortsfall), deren Form später im Laufe der Sprachentwicklung mit dem dritten Fall (Dativ) zusammenfiel. In althochdeutscher Zeit trat ein „zu“ mit oder ohne Artikel zum Ortsnamen, Namenformen wie Altenburg sind eben nur so zu verstehen: „zu der alten Burg“ oder München: „bei den München“<sup>29)</sup>. Demnach wäre überhaupt nur Neudorf möglich gewesen und so zu erklären: „zum neuen Dorf“ oder „im neuen Dorf“. Als Gegenstück haben wir in der Zips Altendorf, weiterhin Deutschendorf und Wintschendorf, Schwarzenberg, Rotenberg, Kahlenberg, Reichenwald, Grellenseifen, Schnellenseifen. Wer Neudorf schreibt, müßte

<sup>27)</sup> Faszikel 15—15382.

<sup>28)</sup> So in den meisten Urkunden, in der Georgenberger Chronik, bei CASPAR HAIN, GEORG BUCHHOLTZ d. Ä., KORABINSKY, LIPSZKY, in der Josephinischen Aufnahme und Beschreibung, in der Franciscacischen Aufnahme, in allen älteren militärischen General- und Spezialkarten u. a.

<sup>29)</sup> HELBOK, Die Ortsnamen im Deutschen. Berlin 1939, Sammlung Göschen, S. 11.

daher folgerichtig auch Altdorf, Deutschdorf, Wintschdorf usw. schreiben, was jedoch niemand einfällt. Das neuerlich aufgebrachte „Zipser Neudorf“ ist schon deshalb zu meiden, weil es dem slowakischen Spišská Nová Ves nachgebildet ist und weder in der Überlieferung noch im lebendigen Sprachgebrauch wurzelt.

In der Oberzipser Mundart heißt die Stadt Neundroff, in der Gründler Naandroff. Geschichtliche Belege: Newendorf 1399<sup>30</sup>); Neundorf 1412<sup>31</sup>); Nevendorf 1426<sup>32</sup>); Neüendorf 1565<sup>33</sup>); Neuendorff 1565<sup>34</sup>); Neundroff 1583<sup>35</sup>); Neüendorff 1697<sup>36</sup>); Neyndorf 1723<sup>37</sup>); Neundorfer 1746<sup>38</sup>). In dem von H. Weinelt selbst herausgegebenen „Stadtbuch von Zipser Neudorf“ (München 1940) kommt Neundorf (Newendorf, Newndorf, Newindorf, Neindorf) in den Jahren 1383—1577 neunzehnmal vor, Neudorf (Newdorf, Newedorf) nur sechsmal.

Nun darf man nicht übersehen, daß hier neben Neundorf auch Neuendorf mehrfach belegt ist. Die Frage, welche von diesen beiden Schreibarten mehr berechtigt sei, dürfen wir daher nicht umgehen, zumal sie in der Karpathen-Post F. 30, 1935 einmal schon erörtert wurde. Dr. FRITZ ZIMMERMANN setzte sich in seiner Besprechung meiner Karte der Unterzips entschieden für Neuendorf ein, das Wesentliche der Begründung lasse ich im Wortlaut folgen, um meine Entgegnung — jetzt nach fünf Jahren — daran anknüpfend vorzubringen.

„Nicht Neundorf darf es nämlich heißen, sondern Neuendorf. Gewiß stützt sich der Verf. darauf, daß diese Schreibweise nicht belegt sei (die obigen Belege hatte ich damals noch nicht veröffentlicht), und daß auch anderweitig Orte, deren Benennung von ‚neu‘ abgeleitet ist, dieselbe Namensentwicklung genommen, z. B. Neunkirchen für Siedlungen, die nach einer ‚neuen Kirche‘, aber nicht nach 9 Kirchen benannt wurden. Trotzdem ist es ungeheuer wichtig, gerade in diesem Fall den richtigen Sinn des Namens in seinem Schriftbild zu bewahren. Neundorf wirkt unglaublich fremd dadurch, daß man unwillkürlich die Vorstellung der Zahl 9 damit verbindet, während Neuendorf sich in klarster Art und Weise als wesensgleich mit dem bisher gewohnten Schriftbild kenntlich macht.“

Also auf sinngemäße Schreibart kommt es Dr. ZIMMERMANN an, die den Zusammenhang mit dem Eigenschaftswort „neu“ augenfällig hervorhebt. Hiezu möchte ich bemerken, daß ich in der Karte der Unterzips wie auch später in der 2. Auflage der Karte der Zips nicht etymologische Schreibung anstrebte, nicht die Herkunft der Ortsnamen vor allem hervorzukehren trachtete, sondern grundsätzlich — und das achte ich für einen wesentlichen Fortschritt über die 1. Auflage hinaus — mich nach dem lebendigen Sprachgebrauch richtete, wo der noch zu ermitteln war; so schrieb ich denn auch statt Neudorf Neundorf, nicht Neuendorf, weil das e weder in der Mundart noch in der Umgangssprache der Gebildeten gesprochen wird und

<sup>30</sup>) Landesarchiv zu Budapest, Dl. 8420.

<sup>31</sup>) FEJÉR, CD. X, 5, 297.

<sup>32</sup>) An einer Glocke des Zipser Kapitels.

<sup>33</sup>) Hofkammerarchiv.

<sup>34</sup>) Ebenda.

<sup>35</sup>) MIKULIK, Magyar kisvárosok élete (Leben ungarischer Kleinstädte). Rozsnyó 1885, S. 35.

<sup>36</sup>) Hofkammerarchiv.

<sup>37</sup>) KRAY, Terrae seu Comitatus Scepusiensis tabula. Anhang zu BEL, Prodromus. Norimbergae 1723.

<sup>38</sup>) Hofkammerarchiv.

sicherlich nie gesprochen wurde, Neuendorf daher meines Erachtens genau so Papierform bliebe wie Neudorf: dort wird ein Laut willkürlich zugesetzt, hier weggelassen. Daß die Schreibart Neudorf die verwirrende Vorstellung der Zahl 9 erwecke, wäre nur bei einer Pluralform zu befürchten (Neundörfer); gewöhnlich denkt man im Sprechen weder an 9 noch an neu, um die Bedeutung kümmert sich bloß der Forscher. Übrigens ist Neudorf keine ungewohnte Form, Andrees Handatlas vermerkt 13 Neudorf-Orte; Schreibarten wie neuster, Neurer, Neurung sind für die Schriftsprache zugelassen<sup>39)</sup>.

In der Karpathen-Post F. 51, 1939 erschien ein anderer Artikel, in dem Neudorf und Nová Ves als erfundene Benennungen hingestellt sind, dafür Iglo für den rechtmäßigen gemeinsamen deutsch-slowakisch-ungarischen Namen erklärt und zum Gebrauche empfohlen ist. Diesen Namen brachten angeblich deutsche Siedler aus ihrer mährischen Heimatstadt Iglau mit. „Die Ungarn gebrauchten ausschließlich die Namensform Igló, die Slawen ausschließlich Iglóv. Auch in der gebildeten Umgangssprache der Zipser Deutschen wurde seit Jahrhunderten nur Iglo gebraucht, die Mundart allerdings nannte die Stadt Neudrof, wogegen sich die Igloer immer stark währten und die Leutschauer beschuldigten, daß sie diesen Namen absichtlich gebrauchen und bewahren, um die rasch aufblühende jüngere Kollegin Dorf nennen zu können . . . Nach dem Umsturz des Jahres 1918 war es den Tschechen sehr daran gelegen, nicht nur allen Orten slawische Namen geben zu können, sondern eine jede Erinnerung an die ungarische Herrschaft auszulöschen. Da kam ihnen der mundartliche Name Neudrof, die alte Nova Villa sehr gelegen und sie nannten die Stadt Nová Ves.“

Man vermutet schon die geheime Triebfeder: es soll durch Dorf oder Ves im Namen die Bedeutung und das Ansehen der Stadt nicht herabgesetzt werden! Nun könnte man einwenden: wenn Düsseldorf mit einer halben Million Einwohner sich seines Namens nicht schämt, dann wird ja wohl auch Neudorf dieser ehrwürdige alte Name nicht zur Schande gereichen. Fürs Übrige, um auch den Schein der Vereinommenheit zu meiden, werde ich mich auf die Ausführungen eines Fachmannes berufen, der, wohl gemerkt, eher für die ungarische als für die deutsche Sache eingenommen ist: „Die slawische Form des Namens ist nicht Iglo, sondern die Übersetzung des deutschen Namens Neudorf, Nová Ves. Nach anderen, die voraussetzen, daß die Bewohner der Stadt aus dem mährischen Iglau eingewandert waren, sollten die Deutschen den Namen der alten Vaterstadt mitgebracht haben. Die Richtigkeit dieser bloß auf die Ähnlichkeit des Namens sich stützenden Theorie schließt die Tatsache aus, daß bisher zwischen Iglau und Iglo keine Verbindung nachgewiesen wurde, weiterhin die früh aufgekommene, doch durch die lateinische Form Villa Nova lange verdeckte deutsche Form Neudorf<sup>40)</sup>.“

Diesen Ausführungen schließe ich mich ohne Vorbehalt an und füge noch einen gewichtigen Beleg aus dem 18. Jh. hinzu, aus KORABINSKYS vortrefflichem Lexikon und dem daselbst beigegebenen deutschen und slawischen Ortsnamenverzeichnis: „Iglo oder Neudorf, Nowawes“<sup>41)</sup>, Neudorf, Igló<sup>42)</sup>; „Sspiská-Nowáwes. Igló im

<sup>39)</sup> Der große Duden. Rechtschreibung, 10. Aufl., S. 376; SANDERS und WÜLFING, Wörterbuch der deutschen Sprache. 8. Aufl., Leipzig und Wien, S. 481.

<sup>40)</sup> Dr. FEKETE NAGY, A Szepesség területe és társadalmi kialakulása (Die gebietliche und gesellschaftliche Entwicklung der Zips). Budapest 1934, S. 101.

<sup>41)</sup> KORABINSKY, Geographisch-Historisches und Produkten-Lexikon. Preßburg 1733. S. 257.

<sup>42)</sup> Ebenda. Erstes Register. Über Örter, welche deutsche Namen haben.

# Karte der

# ZIPPS

mit derzeit oder ehemals gebrauchten deutschen Namen

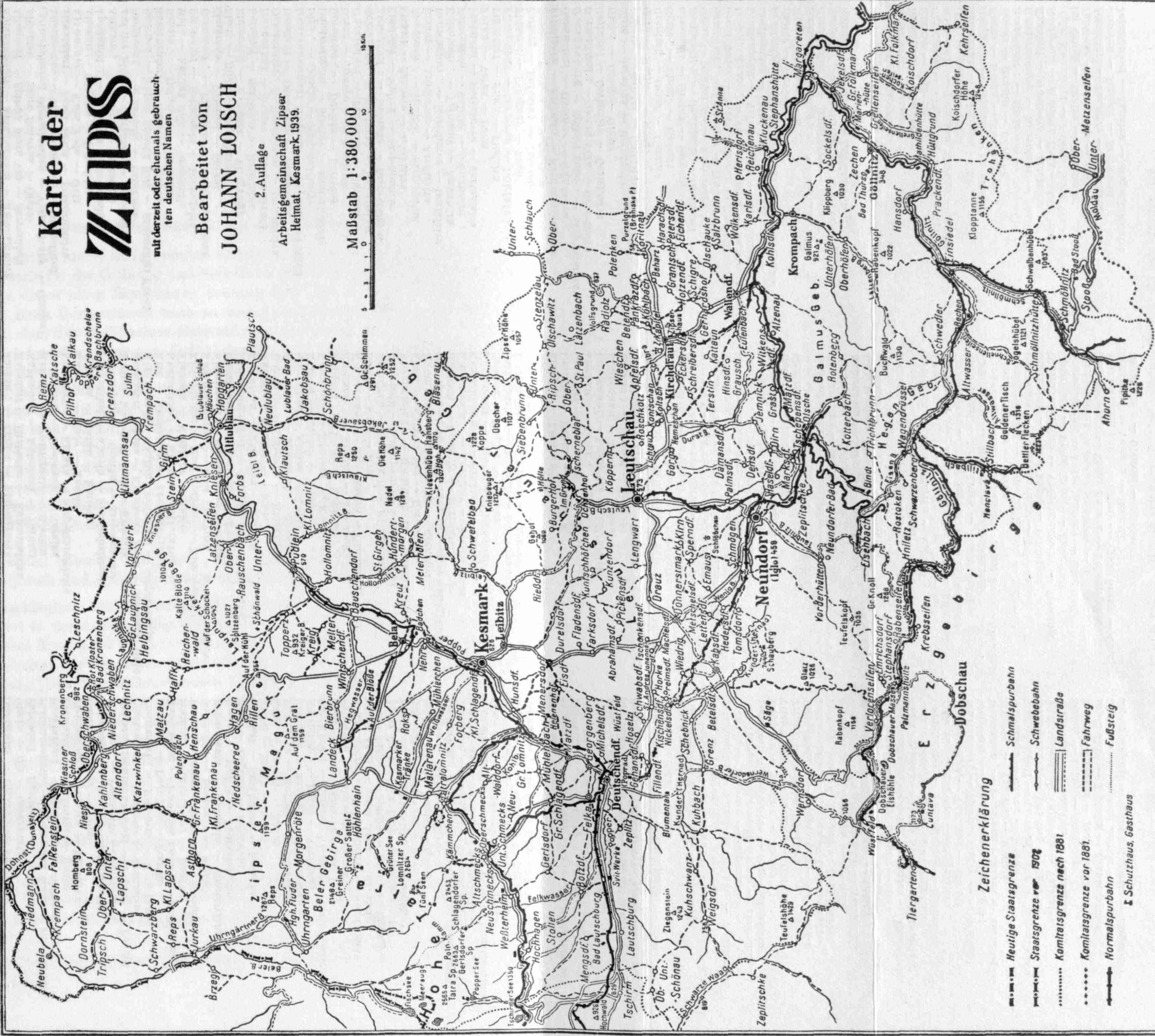
Bearbeitet von

**JOHANN LOISCH**

2. Auflage

Arbeitsgemeinschaft Zipser Heimat, Kesmark, 1939.

Maßstab 1:380,000



## Zeichenerklärung

- Heutige Staatsgrenze
- Staatsgrenze vor 1902
- Komitatsgrenze nach 1881
- Komitatsgrenze vor 1881
- Normalspurbahn
- Schmalspurbahn
- Schwebebahn
- Landstraße
- Fahrweg
- Fußsteig

⊠ Schutzhaus, Gesthaus

Abrahamsdorf — Abrahamovo — Abrahamfalva  
 Abendorf — Spišská Stará Ves — Szepesfalva  
 Altbühlau — Stará Ľubovňa — Óbudó  
 (Altmeierhöfen) **Oberschwabau** — Vysná Šváby — Ómajor  
 Altschmecks — Starý Smokovec — Óvátráfűred  
**Altwaldorf** — Stará Lesná — Felsőerdőfalva  
 Altwasser — Stará Voda — Óviz  
 Alzeman — Oľenava — Detrefalva  
 Apfelsdorf — Jablonov — Szepesalmás  
 Aschorn — Osturňa — Osztonya  
 Auf der Blöße — Sarpanec — Sárberék  
 Bachbrunn — Závodne — Patakelve  
 Badchen — Kaptele Spišská Beľa — Szepesbéfal Fűrűd  
**Bauschendorf** — Basovoce — Busóc  
 Beharz — Beharovoce — Beharó  
 Bela — Spišská Beľa — Szepesbéla  
 Betelsdorf — Betlanovce — Betlenfalva  
 Betendorf — Bišacovce — Szepesmindszent  
**Berbrunn** — Yrborná — Sörkut  
 Blind — Blind — Blindbánya  
 Blumental — Kvetnica — Virágvolgy  
 Botzdorf — Batizovce — Batizfalva  
 Bürgerhof — Dvorce — Szepesúvárd  
 Damandsdorf — Domanovce — Dománfalva  
 Densdorf — Danisovce — Dénestfalva  
 Deutschendorf (Poprad) — Poprad — Poprád  
 Dirm — Odorin — Szepesdelény  
 Donnerstmark — Štvrtok — Csütörtökhegy  
 Dorntstein — Duršin — Deresény  
 Drauz — Drauce — Szepesdaróc  
 Durelsdorf — Tvarožná — Duránd  
 Eckerdorf — Baldovce — Baldafalva  
 Eichendorf — Dúbrava — Szepesvágyes  
**Einstdel** — Múšek — Szepesremete  
**Eisndorf** — Zakovce — Izsákfalva  
 Eisenbach — Hulík — Szepespaták  
 Emaus — Arnúovce — Arútófalva  
 Emrichsdorf — Imrichovce — Imrichfalva  
 Eulenbach — Vebachy — Ágostháza  
 Falkenstein — Falstín — Solymónbereg  
 Farksdorf — Farkasovce — Farkasfalva  
 Felka — Velká — Felka  
 Füllendorf — Filice — Fülefalva  
 Fladendorf — Levkovec — Lőfalva  
 Fluder — Podspady — Zágó  
**Forberg** — Folvarky — Tártaľja  
 Forb — Forbasy — Poprdéfűred  
 Friedmann — Fridman — Fridmanvágása  
 Georgsdorf — Gánovce — Gánfalva  
 Georgenberg — Spišská Sobota — Szepesszombat  
 Gerhartshof — Dobrá Vola — Gebertfalva  
 Gersdorf — Gerlachov — Gerlachfalva  
 Gíbel — Gíbel — Gíbelly  
 Gírn — Jarabina — Berkenyéd  
**Góhálitz** — Gehlica — Góhalebánya  
 Górg — Harhov — Górgó  
 Grantesch — Grant — Garancs  
 Grast — Chrast — Haraszt  
 Grausch — Hrušov — Szepeskörtvelyes  
 Grelenseifen — Grelenseit — Grelenzét  
 Grenz — Hranovnica — Szepesvéghegy  
 Grendorf — Granastov — Határhegy  
 Grottkolmar — Velký Folkmar — Nagyszolymár  
 Großfrankman — Velká Franková — Nagyfrankvágása  
 Großbauplek — Velký Lipník — Nagyhárbass  
**Großlommitz** — Velká Lomnica — Kakaslommle  
**Großschlagendorf** — Velký Slavkov — Nagyszalók  
 Hafke — Havka — Hóka  
 Hagen — Háy — Háyí  
 Hagensdorf — Heľmanovce — Nagykuncfalva  
 Harachdorf — Harakovec — Harakóc  
 Haseldorf — Leskovany — Monyoróás  
 Hanchen — Sadek — Lublóvárfa  
 Hedersdorf — Hadusovce — Edősfalva  
 Heblingau — Haligovce — Helvágsáa  
 Helenenhof — Helenin Dvor — Honamajor  
 Hensehan — Hanusovce — Hanuszfalva  
 Herisdorf — Hrišovce — Gyánfalva  
 Hirsdorf — Hincovce — Hencfalva  
 Hniletz — Hnilec — Iglóvéghegy  
 Hochhagen — Vysná Háy — Felsőháyí  
 Hóhlenhain — Tatranská Kóhina — Barlanghegy  
 Hólle — Peklo — Pokol  
**Hollomatz** — Holamitca — Hollomale  
**Hogarten** — Hobgart — Komloskört  
 Horke — Horka — Bozsafalva  
 Hozele — Hozelec — Felszék  
 Holzendorf — Hodkovec — Szepesúvár  
 Hundertmorgen — Hodermark — Szátelek  
**Hunsdorf** — Hunovce — Hunfalva  
 Hüttgrund — Gemléka Huta — Góhlichnuta  
 (Igló) Neundorf — Spišská Nová Ves — Igló  
 Im Grund — Dolina — Felsőmajor  
 Jakobsau — Jakubany — Jakabvágás  
 Jekelsdorf — Jaklovec — Jekelfalva  
 Jemack — Jamak — Szepesárki  
 Johannsdorf — Janovce — Szepesjanosfalva

Jurkan — Jurgov — Szepesgyőke  
 Kabsdorf — Hrubšice — Káposztfalva  
 Kahlenberg — Kalenberk — Tarhegy  
 Kalkau — Medbrod — Mészke  
 Kámmen — Hrebienk — Tarajka  
 Karlsdorf — Kalava — Szepeskarolyfalva  
 Karsche — Kače — Kacsás  
 Kattaun — Katún — Kattony  
 Katzwinkel — Kacvň — Szentmindszent  
 Kehrseifen — Opátka — Szepesapátka  
 Kesmark — Kežmarok — Késmárk  
 Kesmarker Tränke — Kežmarské Zleby — Kesmarki Itató  
 Kirchrudau — Spišské Podhradie — Szepesvárfa  
 Kím — Kurmány — Szentkórin  
 Kischenzdorf — Kisovce — Hísfalva  
 Klautsch — Kolárovc — Kálás  
 Kleinfolkmar — Malý Folkmar — Kissolymár  
 Kleinfrankman — Malá Franková — Kisfrankvágása  
 Kleinlappsch — Lapšanka — Kislappos  
**Kleinlommitz** — Lomníčka — Kislommle  
 Kleinschlagendorf — Malý Slavkov — Kisszalók  
 Kluckenau — Kluknava — Klukno  
**Knesen** — Gházdá — Gnézda  
 Kolbach — Kolbachy — Hidegpatak  
 Kohlsdorf — Kolhovoce — Kóhlfalva  
 Kolschdorf — Kojšov — Kójsó  
 Kolsch — Kolkov — Kolsó  
 Kolschan — Konány — Konesán  
 Köppern — Uľozá — Kópevény  
 Korftan — Koržné — Koroňok  
 Koterbach — Koterbachy — Ótősbánya  
 Kreleg — Krig — Krig  
 Krempaceh — Krempaceh — Belákorompa  
 Krempaceh — Krempaceh — Lublókrompa  
 Krendschelan — Krendzselovka — Kanyargós  
 Kreuz — Krížová Ves — Keresztfa  
 Krompach — Krompachy — Korompa  
 Bad Kronenberg — Smerdžonka — Koronahegyfűrűd  
 Kubach — Kubachy — Hernádalu  
 Kubschwanz — Kravňany — Erzsébetháza  
 Kuntschhöfchen — Hradisko — Kisvár  
 Kunzendorf — Vikovce — Kiskuncfalva  
 Landeck — Lendak — Lándok  
 Latzenbach — Podpróc — Lánópatak  
 Latzenseifen — Lacková — Lackvágása  
 Lautschburg — Lučivná — Lucsivna  
 Bad Lautschburg — Kápele Fűrűvá — Inesvána  
 Lechnitz — Lechnica — Lehnle  
 Leibitz — Pubka — Leibic  
 Lengwart — Lengvarty — Lengvárt  
 Leschnitz — Lešnica — Erdős  
 Letensdorf — Letanovce — Letánfalva  
 Leutschau — Lerová — Löcse  
 Liehtan — Dolany — Dolján  
 Liktmanau — Likmanová — Hársád  
 Lubnauer Bad — Lubovňanské Kápele — Lublófűrűd  
 Lubnauer Schloß — Lubovňanský Zámok — Lublóvár  
 Machelsdorf — Machalovce — Mahalfalva  
 Margareten — Margecany — Szentmargita  
 Marienhütte — Huta Maria — Máriahuta  
 Marksdorf — Markusovce — Márkusfalva  
 Marthlenhütte — Huta Matilda — Matildhuta  
 Matharenan — Mathary — Matiháza  
 Matzan — Matšovce — Szepesmátyásfalva  
 Matzdorf — Matejovce — Mátyásfalva  
**Matzöfen** — Matejovce — Matóc  
**Melertöfen** — Majerka — Majorka  
**Melter** — Mالدور — Mالدور  
**Menersdorf** — Vrbov — Ménárd  
 Mengsdorf — Mengušovce — Mengusfalva  
 Mestschelsdorf — Mečedolovce — Mésedőfalva  
 Michelsdorf — Stráža — Sztrázsa  
**Milhenbach** — Žďar — Zár  
 Mörrenröbe — Milbach — Malompatak  
 Mühlerchen — Mlynčoký — Tótraháza  
 Nedscheere — Jevresko — Tavas  
**Nehre** — Strážky — Nagyör  
 Nemeschan — Nemešany — Réti  
 Neubela — Nová Beľa — Újbéla  
 Neudubau — Nová Ľubovňa — Újlubó  
 Neundorf (Igló) — Spišská Nová Ves — Igló  
 Neudorfer Bad — Novoveské Kápele — Iglófűrűd  
 Neuschmecks — Nový Smokovec — Újvátráfűred  
**Neuwaldorf** — Nová Lesná — Alsóerdőfalva  
 Nickelendorf — Mikušovce — Miklósfalva  
 Niederschwaben (Suhlechnitz) — Nižné Šváby — Alsólehmle  
 Nest — Nedeca — Nedec  
 Niesner Schloß — Nedešský Zámok — Nedecvár  
 Oberhöfen — Vysná Slovinky — Felsőszalánk  
 Oberlappsch — Vysná Lappš — Felsőlappos  
 Obertrausenbach — Vysné Ružbachy — Felsőzúgó  
 Oberschlanch — Vysný Slavkov — Felsőszalók  
 Oberschmecks — Horný Smokovec — Felsővátráfűred  
 Oberschönan — Vysná Šumava — Felsőszépfalu  
**Oberschwabau** (Altmeierhöfen) — Vysné Šváby — Ómajor  
 Ochsenhof — Volárňa — Ikonalak  
 Olschanke — — Oľšavka — Kisolava

Olschawitz — Oľšavica — Nagyolsva  
 Olsche — Oľš — Csákypuszta  
 Palmisdorf — Hartelovce — Palmafalu  
 Palzmannshütte — Palczmanské Maza — Palczmannhuta  
 Parkradorf — Pongráčovce — Pongrádfalva  
 Petersdorf — Petrovce — Petróc  
 Ploksendorf — Plkovce — Plkfalva  
 Pihlow — Pihlov — Pihló  
 Pohlbach — Potok — Lengyelpatak  
 Polenzen — Polanovce — Polyánfalva  
 (Poprad) Deutschendorf — Poprad — Poprád  
 Prackendorf — Prakovce — Prákfalva  
 Preimsdorf — Primovce — Primfalva  
 Pudlein — Podolhne — Podoln  
 Rabenseifen — Havrania Dolina — Hollópatak  
 Radlitz — Ordozvany — Rágyóc  
 Rechen — Pla na Hrbljach — Gereblye  
 Reichenau — Rychňava — Richnó  
 Reichenwald — Rychvald — Kristályfalva  
 Remz — Múšek — Poprádremete  
 Reys — Replsko — Répásfalva  
**Riebdorf** — Ruschnovce — Ruszkin  
 Rihlen — Relov — Relyó  
**Roks** — Rakusy — Rókus  
 Roschkotz — Roškovec — Roskafalva  
 Rostoken — Báztoky — Iglórozsóka  
 Rotenberg — Poráč — Vereshegy  
 Rot Kloster — Cervený Kláštor — Vörös Kláštor  
 Säge — Pla — Béla völgytelép  
 Salzbrunn — Slávnava — Szék  
 Sankt Andree — Svätý Ondrej — Szentandras  
 Sankt Anne — Svätá Anna — Szentanna  
 Sankt Gírgen — Jurské — Szepesszentpál  
 Sankt Paul — Pavľany — Szepesszentpál  
 Sebnauberg — Kláštorisko — Menedékrő  
 Secheniek — Štavník — Savnik  
 Seibira — Sívá Brada — Zsibra  
 Schigra — Zehra — Zsigra  
 Schöbchen — Rúbanisko — Gondúzó (Sans Souci)  
 Schmögen — Smlžany — Szepesúmeg  
**Schmollnitz** — Smolník — Szomolnok  
**Schmolzhütte** — Smolnícka Huta — Szomolnokhuta  
 Schönwald — Puslovce — Pusztagyház  
 Scheibersdorf — Buglovce — Göbölfalva  
 Schwabsdorf — Švábovce — Svábfalva  
 Schwarzbeg — Černá Hora — Feketebérc  
 Schwarzberg — Černoorské Kápele — Feketehegyfűrűd  
 Schwärzenberg — Švábovce — Svábfalva  
 Schwedler — Švedlár — Švedler  
 Schwerfeldbad — Tubické Kápele — Teiblekenfűrűd  
 Siebenbrunn — Turysky — Tararó  
 Soekelsdorf — Žakarovce — Zakárfalva  
 Spendorf — Illasovce — Illésfalva  
 Stein — Kamionka — Kövesfalva  
 Stenzelan — Brnlovce — Szepesszentlőrinc  
 Stephansdorf — Štefanovce — Kisistván  
 Stephanshütte — Štefaneka Huta — Istvánhuta  
 Stillebach — Štibach — Lassúpatak  
 Stollen — Štola — Stóla  
**Stoß** — Štoš — Stósz  
 Bad Stoß — Kápele Štoš — Stószfűrűd  
 (Suhlechnitz) Niederschwaben — Nižné Šváby — Alsólehmle  
 Sulm — Velký Sulm — Nagyszulm  
 Tatraalmnitz — Tatranská Lomnica — Tátralommle  
 Testin — Testany — Szepesnádasd  
 Bad Thurso — Turzovské Kápele — Turzófűrűd  
 Tomsdorf — Tomášovce — Szepesstamašfalva  
 Topperz — Toporec — Toporc  
**Triehbrunn** — Závadka — Görögfalva  
 Tripsch — Trībš — Úferebes  
 Tschepensdorf — Čepanovce — Csepánfalva  
 Tscherneblat — Závrada — Lócseszentanna  
 Tschonkondorf — Čenčice — Csantafalva  
 Úrhgarten — Javorňa — Javorina  
 Unterhofen — Nižné Slovinky — Alsószalánk  
 Unterlappsch — Nižné Lappš — Alsólappos  
 Unterauschenschbach — Nižné Ružbachy — Alsózúgó  
 Untertripsch — Nižné Repaše — Alsórepás  
 Unterschmecks — Dolný Smokovec — Alsóvátráfűred  
 Unterschönan — Nižná Šumava — Alsószépfalu  
 Verlorenseifen — Zrútaná — Sztracena  
 Vorderhütten — Predná Huta — Iglóhuta  
 Vorwerk — Folvark — Nagymajor  
**Wagendrüssel** — Vondrišiel — Méreny  
 Waldendorf — Spišské Vlady — Szepesolaszi  
 Wegsdorf — Vikartovce — Hernádó  
 Westerheim — Tatranská Polianka — Tátraszéplak  
 Wieschig — Vydriň — Védina  
 Wieschen — Lúčka — Békta  
 Wintschendorf — Slovenská Ves — Szepesváfalva  
 Wikensdorf — Vitkovec — Vitfalva  
 Woikensdorf — Vojkovec — Vojkafalva  
 Wüst Feld — Pušté Pole — Pusztamező  
 Zeehen — Čechy — Górctelep  
 Zepfitz — Teplica — Szepesfalpoca  
 Zepfischke — Teplicka — Hernádfalpoca  
 Zipserhaus — Spišský Zámok — Szepesvár  
 Zipsper Kapittel — Spišská Kapitňa — Szepesbely

Nach dem deutschen Ortsnamen kein Zeichen = derzeit gebräuchlich; Punkt = ehemals gebräuchlich; Doppelpunkt = in Gebrauch nicht erwiesen.  
 Gesperrt gedruckt sind ungarische Ortsnamen, die urkundlich berichtigt, von der früher amtlichen Benennung abweichen.  
 Nachdruck der Karte oder des Verzeichnisses, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verfassers gestattet.

Pett gedruckt sind die Orte mit deutscher Mehrheit, gesperrt die mit deutscher Mindertheit der Volkszahl 1930 gemäß.  
 Nachdruck der Karte oder des Verzeichnisses, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verfassers gestattet.

zipser“ (Komitat)<sup>43)</sup>. Also keinen gemeinsamen deutsch-slowakisch-ungarischen Namen gab es, in jeder Sprache war von alters her ein eigener Name gebräuchlich: Neundorf, Nová Ves, Igló. Arges Stilvergehen, Verletzung des Sprachgefühls läßt sich der Zipser zuschulden kommen, der in Rede oder Schrift den Ortsnamen der anderen Sprachen statt der eigenen gebraucht, um Bildung zu zeigen und vornehm zu tun.

Budapest.

JOHANN LOISCH.

### Der Nachtwächter im Ofner Bergland

Der Nachtwächter<sup>1)</sup> ist in unserem Gebiet noch nicht verschwunden<sup>2)</sup>. Obwohl die Gendarmerie für die Ordnung und Sicherheit in den Dörfern eine Gewähr bietet, hält man an dieser alten Einrichtung dennoch fest. Das Bewußtsein, während der Nacht auch einen Dorfgenossen wach zu wissen, der mit dem Leben der Gemeinde vertraut ist, dem das Wohl seines Heimatdorfes doch mehr am Herzen liegen muß als einem Ortsfremden, trägt zum Gefühl der Geborgenheit nur noch bei. Der Nachtwächter von heute erinnert natürlich nur wenig an den von einst. Ein Horn führt er nur noch in Üröm mit. Seine Waffe, die Hellebarde oder der Spieß, wurde schon in den meisten Dörfern außer Gebrauch gesetzt<sup>3)</sup>. Stundenrufe oder Lieder bekommt man nirgends mehr zu hören. Über den Wächter vergangener Zeiten und über das einstige Treiben bei Nacht ist noch eine Reihe heiterer Geschichten im Umlauf. Vom heutigen Nachtwächter, der ja nur Hilfsperson ohne bedeutende Macht ist, weiß man wenig zu erzählen.

Den Nachtwächter wählt der Gemeinderat von Jahr zu Jahr. Er erhält in der Regel ein Monatsgehalt (20—50 Pengö), mancherorts, nach altem Brauch, auch

<sup>43)</sup> Ebenda. Zweites Register, welches die Örter nach ihren slowakisch-kroatisch-illyrisch und walachischen Namen enthält.

<sup>1)</sup> Einschlägiges Schrifttum: EUGEN BONOMI, Az egyházi év Budaörs német község nyelvi és szokásanyagában tekintettel Budaörs környékére (Das Kirchenjahr in Spruch und Brauch der deutschen Gemeinde Budaörs mit Rücksicht auf die Umgegend); Arbeiten zur deutschen Philologie, Heft 53. Budapest 1933, S. 33. — Buda-foki bakterság (Das Nachtwächterwesen von Promontor): Budafok és Vidéke vom 14. I. 1900 (Der Schreiber des Aufsatzes tritt für das Abschaffen des Nachtwächters und für die Gründung einer Feuerwehr ein). — K. J., Az éjjeli örködésről (Vom Nachtwachen): Budafok és Vidéke vom 10. I. 1904 (Für den Nachtwächter und gegen das Nachtwachen in Bia).

<sup>2)</sup> In Budaörs (seit 1906; in diesem Jahr wurde nämlich die Gemeindepolizei ins Leben gerufen) und Promontor (seit 1909/10) gibt es keinen Nachtwächter mehr. Einen Nachtwächter hat: Budajenő, Budakeszi, Csobánka, Klein Turwal-Torbágy, Krottendorf-Békásmegyer, Nagykovácsi, Pesthidegkut, Pilisszentiván, Pilisvörösvár (vor etwa 25 Jahren noch 2), Telki, Üröm, Weindorf-Pilisborosjenő. — Zwei: Bia (einst nur einen), Budakalász (seit dem Krieg), Diósd (seit 1936), Groß-Turwal-Törökbálint (seit 1925/26), Piliscsaba (seit ungefähr 12 Jahren), Solymár. — Vier: Etyek (seit 1936, vorher gab es nur einen), Pomáz, Zsámbék (seit 1930, vorher nur zwei).

<sup>3)</sup> Zur Zeit noch gebraucht in Etyek, Klein-Turwal, Nagykovácsi, Pesthidegkut und Telki.

freie Wohnung im Hirtenhaus<sup>4)</sup>, ein Paar Stiefel und einen Mantel<sup>5)</sup>, hier und dort auch Weizen<sup>6)</sup>. Seine Pflicht ist, von 9—10 Uhr abends bis 3—4 Uhr morgens im Dorf umherzugehen, um Diebstähle, Einbrüche und Ruhestörung zu verhindern und Feuergefahr rechtzeitig zu melden. Einst mußte er auch während seines nächtlichen Rundganges die Stunden mit einer entsprechenden Zahl von Hornstößen anzeigen<sup>7)</sup>. Der Ürömer Nachtwächter tut es jetzt noch<sup>8)</sup>; nach dem Blasen sagt er: „Gelobt sei Jesus Christus!“<sup>9)</sup>.

Aus einigen Gemeinden sind auch Wächterrufe und -lieder belegt. Gleiche oder ähnliche wurden auf deutschem Sprachgebiet oft aufgezeichnet<sup>10)</sup>. Eine Verordnung, die dem Wächter das Ausrufen der Stunden oder gar das Absingen eines bestimmten Liedes zur Pflicht gemacht hätte, soll es, wie man behauptet, nirgends gegeben haben. Unsere Rufe und Lieder führten nur manche Nachtwächter im Munde<sup>11)</sup>. Legten sie ihr Amt nieder, war es auch um diesen schönen Brauch geschehen. Nachstehend einige Beispiele:

<sup>4)</sup> Budakeszi (vor dem Krieg im Spritzenhaus), Klein-Turwal, Krottendorf, Üröm, Weindorf (vor dem Krieg).

<sup>5)</sup> Budajenö, Budakeszi (seit 1937 trägt er eine Uniform), Nagykovácsi, Piliscsaba, Weindorf.

<sup>6)</sup> Pesthidegkut (bis zum Kriege einige Zentner; jetzt nichts mehr), Piliscsaba (von jedem Haushalt erhält er 2 kg Weizen oder den entsprechenden Geldeswert; nach der Ernte pflegt er darum zu kommen).

<sup>7)</sup> In folgenden Gemeinden stößt der Nachtwächter nicht mehr ins Horn: Bia (seit 8—10 Jahren), Budajenö (seit dem Krieg), Badakalász (seit dem Krieg), Budörös (seit 1906), Csobánka (seit dem Krieg), Diósd (seit 1920/21), Etyek (seit dem Krieg), Groß-Turwal (seit 1910—1912), Klein-Turwal (seit 12—14 Jahren), Krottendorf (seit den 90er Jahren), Nagykovácsi (seit 1926/27), Pesthidegkut (seit etwa 10—15 Jahren), Piliscsaba (seit etwa 15 Jahren), Pilisszentiván (seit dem Krieg), Pilisvörösvár (seit 1927), Pomáz (seit dem Krieg), Promontor (seit etwa 60 Jahren), Solymár (seit dem Krieg), Telki (seit dem Krieg), Weindorf (seit etwa 14 Jahren), Zsámbék (seit 1927/28). — Das Blasen ist allenthalben darum abgekommen, weil es hieß, Diebe und Einbrecher könnten daraus leicht folgern, wo der Nachtwächter sich eben befindet.

<sup>8)</sup> Auch hier täte er es nicht mehr, wenn die Gemeinde darauf nicht bestünde. Bläst er, sagt man, weiß man wenigstens, daß er seinen Dienst auch tatsächlich versieht.

<sup>9)</sup> Früher auch in Groß-Turwal und Zsámbék.

<sup>10)</sup> Vgl. hierzu hauptsächlich JOSEF WICHNER, Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter. Regensburg 1897. Weitere Literatur im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens I. Sp., 809 f. — Aus Ungarn hat man bisher, meines Wissens, erst drei deutsche Wächterrufe veröffentlicht, und zwar einen aus Béb (Komitat Wesprim) und zwei aus Transdanubien (ohne Ortsangabe). Vgl. JOSEF HAPP, Béb község német nyelvjárásának hangtana (Lautlehre der deutschen Mundart der Gemeinde Béb): Arbeiten zur deutschen Philologie, Heft 18. Budapest 1915, S. 79 (ein Nachtwächterlied und seine Parodie, beide ohne Melodie). — MATTHIAS NITSCH, A dunántuli németség (Das Deutschtum in Transdanubien): Nemzetiségi ismertető könyvtár (Nationalitätenbücherei) hg. von Orestes SZABÓ, 2., I. Teil, S. 65 (zwei Lieder ohne Melodie und ohne Ortsangabe).

<sup>11)</sup> Budakalász: ANTON SCHOLL, Nachtwächter vor ungefähr 35—40 Jahren sang das obenstehende Lied. Mit dem stimmte das Altofner Nachtwächterlied über-

## Budakalász:

Mäini liə(b)m Heən und Fraun, losz äinḡg<sup>12)</sup> soogn̄,  
 Näin Uə hots schə kschloogn̄.  
 Keipz Ocht əfs Fäjə und əfs Liəcht,  
 Tas khən Unklik kschiecht<sup>13)</sup>.

(Budakalász, 6. Mai 1937.)

## Budakeszi:

Haustiən<sup>14)</sup>, schtee auf,  
 Ti Veegiläin sinḡən əf kriənə Häid,  
 Tə Fuəmaun əf tə Schtroosn,  
 Kout weət iəm nicht velosn.  
 Träai Uə wiəts schloogn̄.

(Budakeszi, 27. Februar 1937.)

## Pilisvörösvár:



Nu-ur auf, nur auf e-es ist scho-on Zäit, ti-i Vög-le-ein-sin-gen auf



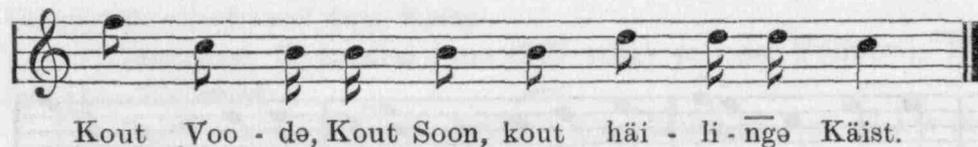
krü - ne-er Häid, teər Woch-tər hat zwöl-fe ke - pla-a-sen, ke - pla-a-sen.

(Pilisszentiván, 2. Februar 1937.)

ein, das noch in den 70er Jahren des 19. Jh.s immer um 10 Uhr abends am Florian-Platz gesungen wurde. — Budakeszi: Der Slowake ROMOLOWSKI, ein Fremder, der bis 1868 längere Zeit in Budakeszi Nachtwächter war, sang abends um 9 (das Lied siehe oben) und morgens um 3 Uhr (siehe die obenstehende Zsámbéker Fassung) in der Hauptgasse ein Lied (Mitteilung des JAKOB GEISELHART aus Budakeszi, der 1938 im Alter von 92 Jahren starb. Die Liedtexte konnte er noch hersagen). — Groß-Turwal: FRANZ SCHLÄGER, Nachtwächter von 1900 bis 1907. Außer den Eingangszeilen seines Liedes (Mäini liəm Läit losz äinḡg soogn̄, teər Haummə teər hot . . . kschloogn̄ . . .) konnte nichts ermittelt werden. — Klein-Turwal: GEORG LEIDENSCHAFT, aus Etyek gebürtig, Nachtwächter um die Jahrhundertwende, pflegte nach dem Blasen ein Lied zu singen, das uns, leider, nicht überliefert ist. — Nagykovácsi: PETER STEHR, Nachtwächter zu Beginn der 90er Jahre; über das Lied, das er sang, weiß man nicht mehr Bescheid. — Pilisvörösvár: STEPHAN NICK, Nachtwächter um 1900, sang ab Mitternacht bis 3 Uhr das obenstehende Lied. — Üröm, Der Nachtwächter JAKOB SCHUCK (vor ungefähr 12 Jahren) stimmte um 2 Uhr in der Früh das in Pilisvörösvár bekannte Lied an (s. oben).

<sup>12)</sup> euch.<sup>13)</sup> geschieht.<sup>14)</sup> Hausdirne.

## Zsámbék:



(Zsámbék, 10. Oktober 1937.)

Der größeren Sicherheit halber werden noch in Budajenö, Klein Turwal- Torbágy, Nagykovácsi und Telki, wie einst überall, auch die Bürger zu Wächterdiensten herangezogen. Sie müssen vor oder nach Mitternacht zu zweien in bestimmten Gassen oder in einem Dorfbezirk Wache halten und im Notfall dem Nachtwächter beistehen. Das Ablösen erfolgt um Mitternacht. Dieser Pflicht kann man sich aber auch entledigen, indem man an seiner Statt einen anderen stellt (Burschen lassen sich für Geld oder Wein leicht gewinnen!) oder, wo es möglich ist, sich loskauft. Diese Hilfswächter unterstehen dem Berufsnachtwächter. Der Richter (Bürgermeister) oder ein Mitglied des Gemeinderates pflegt sie zu beaufsichtigen.

Selten bekleidet der Nachtwächter nur eine Stelle. Er ist oder war im allgemeinen oft auch Totengräber<sup>17)</sup>, „Bettelrichter“<sup>18)</sup>, manchenorts Kleinrichter, Helfer des Gerichtsvollziehers oder Begleiter von Schülern. Hier wollen wir nur

<sup>15)</sup> oder.

<sup>16)</sup> schiebe (schüre?).

<sup>17)</sup> Vgl. meinen Aufsatz: Tod und Begräbnis bei den Deutschen im Ofner Bergland, SODF 3 (1938), S. 168 ff.

<sup>18)</sup> Jetzt nur in Üröm. Einst auch in Groß-Turwal (von 1907 bis zum Krieg), Klein-Turwal (bis zum Krieg), Pesthidegkút (bis zum Krieg), Pilisszentiván (bis zum Krieg), Solymár (bis zum Krieg), Zsámbék (bis zu den 90er Jahren). — Neben dem Nachtwächter gibt es einen Bettelrichter in Bia (Madjaren und Deutsche haben ihren für sich!) und Etyek. Einst in Budajenö, Budakalász (bis zum Krieg), Budakeszi (bis 1937), Budaörs (bis 1906), Csobánka (bis 1910), Diósd (bis 1893/94), Groß-Turwal (bis 1906/07), Krottendorf (noch in den 80er Jahren; er war zugleich Gänsehirt), Nagykovácsi (bis vor 7—8 Jahren), Piliscsaba (bis vor 12—14 Jahren), Pilisvörösvár (noch vor 35—40 Jahren), Pomáz, Promontor (bis zu den 80er Jahren), Weindorf (bis zu den 80er Jahren).

kurz auf den sog. Bettelrichter (Wächter bei Tag) eingehen, nicht nur, weil er zu- meist mit dem Nachtwächter identisch war und es hier und dort noch ist, sondern auch deswegen, weil er ihn gewissermaßen ergänzt. Dem Bettelrichter obliegt es, die im Dorfe umherziehenden Fremden, verdächtigen Personen, namentlich Zigeuner und Bettler (daher der Name Bettelrichter, Pee(d)lrichtø) im Auge zu behalten und nötigenfalls aus der Gemeinde zu weisen. Außerdem mußte er manchenorts auch gewisse Arbeiten verrichten, z. B. die Kirchentür öffnen, im Winter vor der Kirche den Schnee kehren u. dgl. Als Lohn für seine Dienste ist er berechtigt an bestimmten Tagen der Woche von Haus zu Haus gehend Gaben zu sammeln, also zu betteln. Daß der Bettelrichter, schon seiner Beschäftigung wegen, nie eine besondere Achtung genoß, ist klar. Auch schon deswegen nicht, weil sich um diese Stelle seit jeher nur Arbeitsunfähige, Arme oder Krüppel zu bewerben pflegen. Eine Respektperson ist der Bettelrichter nur dort, wo er auch Nachtwächter ist.

Die Bettelrichter wurden schon fast überall abgebaut. Wie lange sich noch der Nachtwächter behaupten kann, ist fraglich. Der Neuzeit ist schon viel Althergebrachtes zum Opfer gefallen. Früher oder später wird der Nachtwächter auch weichen müssen.

Budapest.

EUGEN BONOMI.

## Zur Frage des Krimgotischen

(Nachtrag\*)

Über die verschiedenen Strömungen, die jene allgemeine Bereitschaft allen gotischen Fragen gegenüber mit sich geführt haben, in der auch BUSBECK seine Reise unternahm, hat bereits K. BURDACH viel Wichtiges gesagt<sup>1)</sup>. Neben die geläufigeren humanistischen Einflüsse tritt als neue Macht die protestantische Sprachtheologie, die im Codex Argenteus ihre erste, monumentale historische Bestätigung erkannte. Von den scheinbar nur historischen Bemühungen um das Gotische bis zu den scheinbar nur national-sprachlichen Leistungen der slawischen Übersetzer geht da derselbe Zug ökumenischer Weite, und mit CASPAR PEUCER kommen Historisches und Missionarisches, kommen Germanisches und Slawisches sogar in derselben Person zusammen<sup>2)</sup>. Dem humanistischen Interesse für die vaterländischen Geschichtsquellen verdankt diese Zeit die gotische Bibel und also mittelbar auch die erste genaue Kunde von den gotischen Resten auf der Krim. Andererseits mußten sich diese Entdeckungen in eine bestehende Geschichtskonstruktion fügen. Die Sehnsucht, die abendländische Bildung in einen möglichst ungebrochenen Zusammenhang zu bringen, hat allerorts die merkwürdigsten Genealogien entstehen lassen; sie erklärt sich aber weniger oder nicht lediglich aus dem Ehrgeiz, „alt zu sein“, wie Burdach es darstellt<sup>3)</sup>, sondern mehr aus dem Bestreben, in das geistige Erbe der Alten, der „inventores“, der sieben oder siebzig Weltweisen einzutreten, auf die gerade das „anonyme“ späte

\* Vgl. SOF I, 1940, S. 200—204.

<sup>1)</sup> Die nationale Aneignung der Bibel und die Anfänge der germanischen Philologie, Halle a. d. Saale 1924 (oder in der Festschrift für E. MOGK), S. 56 (273) ff., 70 (287) ff. und 83 (300) f.

<sup>2)</sup> Vgl. Ernst BENZ, Hans von Ungnad und die Reformation unter den Südslawen, Zschr. f. Kirchengesch. 1939, H. 3/4, und: Caspar Peucers slawische Beziehungen, Zschr. f. slav. Phil. XVI, 1939, H. 3/4.

<sup>3)</sup> S. 55 (272).

Mittelalter und die beginnende Neuzeit ihre Kenntnisse und Erkenntnisse zurückzuführen liebten, und an deren Anordnung und Umordnung in Bildungs-Stammbäumen sie lange Gefallen fanden<sup>4)</sup>. Ein Interesse, das dem ganzen Volk und der eigenen Vergangenheit zugute gekommen wäre, hätte sich höchstens innerhalb des Christlichen entfalten können, wenn die Früchte dieses Interesses auch oft (und gerade in sprachlicher Beziehung oft) als nationale Tat erscheinen. So von OTFRID<sup>5)</sup> bis PRIMOŽ TRUBAR.

Busbeck übernahm aus diesen systematischen Bestrebungen der Humanistischen Geschichtswissenschaft vor allem den Glauben, daß Goten und Sachsen verwandt seien. Burdach weist mit Recht darauf hin<sup>6)</sup>, wie im Hinblick auf sein Vokabular dieser Glaube viel eher als eine reale Fehlerquelle anzusehen ist, als es bloße linguistische Unwahrscheinlichkeiten sind. So hat dieselbe Macht erst genützt und dann geschadet. Immerhin sind die Fehlerquellen begrenzt und bestimmbar, und selbst wenn man besonders skeptisch wäre, selbst wenn man z. B. mit heranziehen wollte, was schon die Pithoeana bemerkt haben: wenn sie sagen: „Les Flamans apprennent plus vite les Langues que les autres Nations, et les prononcent plus mal“<sup>7)</sup> — selbst dann würde es sich noch nicht rechtfertigen, daß man die aufgezeichneten kringotischen Reste ohne weiteres ad acta legt.

Braunschweig.

DIETRICH GERHARDT

### Nachtrag zu einem Aufsatz D. Tschizewskijs

(SOF I [1940], S. 211—214)

In einer „Kleinen Mitteilung“ bietet D. TSCHIZEWSKIJ einen Beitrag über „Ein unbekannter polyglotter Druck aus Halle“, eine Trauerschrift für den 1713 in Halle verstorbenen slowakischen(?) Theologiekandidaten GEORG GRUNDEL. Verf. bezeichnet das auf S. 213 (S. 2 und 3 des Originals) abgedruckte Gedicht des MICHAEL ZIMANY Dobroniensis als „ein slowakisches“, das „leider aus Mangel an Typen ohne diakritische Zeichen gedruckt werden mußte“.

Ergänzend sei dazu auf folgendes hingewiesen: als slowakisch läßt sich dieser poetische Nachruf höchstens im übertragenen Sinne, etwa in Hinblick auf den slowakischen Autor oder den Inhalt, der die gemeinsame slowakische Heimat erwähnt, bezeichnen, sprachlich ist es ein rein tschechisches Gedicht, und zwar sehr reines und genau studiertes „Bibeltschechisch“, das — wie bekannt — den protestantischen Slowaken als Kirchen- und auch als Schriftsprache diente; es ist so rein, daß man geradezu das Angelesene herauslesen kann. Somit meines Erachtens ein reziproker Beweis, daß diese Verse ein protestantischer Slowake geschrieben haben muß.

<sup>4)</sup> Über einen Stammbaum, in den ein GAUTBERTUS die griechischen Kenntnisse des christlichen Abendlandes gebracht hat, hoffe ich selbst später berichten zu können und verweise einstweilen auf L. BETHMANN, Arch. d. Ges. X, 1851, S. 333 und 334, L. MÜLLER, Rh. Mus. XXII, 1867, S. 635/36, L. DELISLE, Not. et Extr. XXXV/1, 1896, S. 311/12 und R. EHWALD, MGH AA XV, 1919, S. 46/47.

<sup>5)</sup> Vgl. G. BAESECKE, Das heutige Bild des Althochdeutschen, Zschr. f. dt. Bildg. XII, 1934, S. 80.

<sup>6)</sup> S. 72 (289), Anm. 2.

<sup>7)</sup> Ausg. v. P. DES MAIZEAUX I, Amsterdam 1740, S. 512.

Wenn wir die diakritischen Zeichen hinzufügen, erhalten wir neben dem reinen Sprach- auch ein reines tschechisches Schriftbild:

„Kdež gest žádost naše? o Bratře GRUNDELJ!  
 Kdy gsmе se wespolek nawrátiti chtěli  
 K přemilým Rodičům / ga k mogim; a ty k twjm:  
 Kterak ginam cestu kráčeti tě widjm?  
 Ale gdeš do Wlasti k Nebeskému Otcy /  
 Gehož swaté wůli poddávals se wždycky.  
 Tato též Otcowská wůle se splnila:  
 Za Wlasti Vhersku / Nebesku ty dala.  
 O šťastná proměna! wěř že nic lepšjho  
 Státi se nemohlo času nynegšjho.  
 Nowina když tato přidge kwám Přátelé /  
 Nermutě se pro smrt milého Přjtele.  
 Nermutě se prosým: neb blahoslaweně  
 Zesnul: odpočiwá: wstane též radostně.“

Was die Rechtschreibung dieses poetischen Nekrologs betrifft, ist sie mit wenigen Ausnahmen (das Gedicht entstand zwei Menschenalter vor der tschechischen Wiedergeburt), die teils auf Druckfehler<sup>1)</sup>, teils auf historische Schreibung<sup>2)</sup> zurückzuführen sind, die gleiche, die vom tschechischen Schrifttum bis zu den Zeiten HAVLÍČEKs verwendet wurde<sup>3)</sup>; sie erscheint also als sehr modern.

Sprachlich läßt sich kein einziger Slowakismus<sup>4)</sup> nachweisen. Auch die Syntax ist vollständig tschechisch empfunden bzw. angelernt.

Der Verf. ist also unbedingt als Slowake anzusehen; nicht nur aus den einleitend erwähnten Erwägungen heraus, sondern auch in bezug auf seine Person<sup>5)</sup>. Die Erklärung für diesen Unterschied, der sich hier aus der verschiedenen und abweichenden Verwendung von Heimat- und Berufssprache ergibt, ist eben im Konfessionellen zu suchen: dem protestantischen Theologiestudenten kommt es ganz selbstverständlich vor, daß er seinem Kameraden gleichen Glaubens und gleicher (pietistischer) Gesinnung einen Nachruf in jener Sprache verfaßt, die sie so sehr von ihren katholischen Volksgenossen schied, also in der tschechischen Bibelsprache! Und daß diese von einem zukünftigen Pastor und Prediger bis in alle Feinheiten beherrscht wurde, braucht wohl nicht erwähnt zu werden.

<sup>1)</sup> pridge st. priged; das Wort ist überhaupt stark verdrückt. Vgl. auch den ganz überflüssigen Apostroph, wahrscheinlich ein Ersatz für das Häkchen auf dem r.

<sup>2)</sup> prozým st. prosjm, doch könnte hier ebenfalls Druckfehler vorliegen, durch Vertauschung von handgeschriebenem y und j; otcy st. otoi.

<sup>3)</sup> Für v — w, j — g, í — j, ss — š usw.

<sup>4)</sup> Auch die Langform des pron. pers. „mogim“ st. „mým“ ist nicht als stichhältig zu bezeichnen, da Lang- und Kurzform selbst noch im Neutschechischen sehr lange in Gebrauch stehen.

<sup>5)</sup> Vgl. dazu die von Tschizewskij angeführte Literatur.

## Nachrichten

### Konrad Richter †

Am 10. Januar l. J. schied einer der verdienstvollsten Vorkämpfer deutsch-rumänischer Zusammenarbeit auf kulturellem Gebiete Dr. KONRAD RICHTER im Alter von 69 Jahren aus dem Leben. Der Verstorbene, der in Berlin das Licht der Welt erblickt hatte, gehörte zu den fähigsten Schülern der berühmten Germanisten ERICH SCHMIDT und HERMANN GRIMM. Seine Dissertation, die der Legende vom Heiligen Christophorus galt, wurde bald zu einem umfangreichen Buch erweitert, das in Fachkreisen große Beachtung fand. Von dem Wunsche beseelt, im Ausland für die Werte des deutschen Geistes sich einzusetzen, nahm er 1895 eine Anstellung an dem damals eröffneten Jassyer Lyzeum als Lehrkraft für deutsche Sprache an. Nach vorübergehender Wirksamkeit in der Moldau und in Turnu-Severin wurde er 1902 an das Lyzeum Mihai Viteazu nach Bukarest berufen. In demselben Jahr habilitierte er sich an der Universität. Nachdem er ein Jahrzehnt hindurch sein Fach in erfolgreicher Weise vertreten hatte, wurde er zum außerordentlichen Professor befördert. Bald darauf fand er auch an der neugegründeten Handelshochschule als Dozent für deutsche Sprache und Handelskorrespondenz Verwendung. Als Verfasser zahlreicher Lehrbücher, die sich gut bewährten, und als gewissenhafter Pädagoge trug er in hervorragendem Maße dazu bei, daß der Unterricht der deutschen Sprache im rumänischen Unterrichtswesen der Vorkriegszeit die verdiente Förderung erfahre.

Nach dem Weltkrieg wurde sein Lehrauftrag, trotz lebenslänglicher Anstellung, für erloschen erklärt. Da ihm jede Wirkungsmöglichkeit in seinem Fach benommen war, nahm er den Posten eines Leiters der Verwaltung der Bukarester evangelischen Gemeinde an. Nach jahrelangen Bemühungen wurde ihm sein Katheder an der Handelshochschule wieder anvertraut und mit gewohntem Eifer gab er sich bis zur Erreichung der Altersgrenze der ihm so lieb gewordenen Lehrtätigkeit hin.

Bleibende Verdienste erwarb sich Konrad Richter als berufener Mittler zwischen dem deutschen und rumänischen Geistesleben. Es war dies eine selbstgewählte Aufgabe, für die er als genauer Kenner der deutschen und rumänischen Literatur wie kaum ein zweiter berufen erschien. Jahrzehnte hindurch betätigte er sich als feinsinniger Übersetzer, dem es Bedürfnis war, Proben der hervorragendsten Schöpfungen des rumänischen Schrifttums der deutschen Leserschaft zugänglich zu machen. Hierbei wurde von ihm, der es liebte, eigene Gedanken und Stimmungen in Verse zum Ausdruck zu bringen, die Lyrik bevorzugt. Als umfassendste Leistung dieser Bestrebungen darf seine als stattlicher Band erschienene Übersetzung der Gedichte MIHAIL EMINESCUS, des hervorragendsten rumänischen Lyrikers bezeichnet werden<sup>1)</sup>, die durch Verleihung eines namhaften Preises von seiten der Bukarester Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet wurde und deren Veröffentlichung durch die Münchener Deutsche Akademie gefördert wurde. In der Einleitung zu seiner Übersetzung bekennt K. Richter: „Möge ihr Widerhall bezeugen, daß ein Deutscher, dem Rumänien zur zweiten Heimat geworden ist, sich ehrlich bemüht hat, die Seele des Volkes, in dem er heimisch geworden ist, zu verstehen und in seiner Muttersprache nachempfinden zu lassen.“ Das echt

---

<sup>1)</sup> MIHAIL EMINESCU, Gedichte, übersetzt von KONRAD RICHTER. Jena und Leipzig, Verlag von Wilhelm Gronau 1937.

deutsche Talent, sich in die Seele eines anderen Volkes zu versetzen und ihre geheimen Schwingungen zu belauschen, besaß der Dahingeschiedene in hohem Maße. Dies beweisen seine Übertragungen rumänischer Volkslieder und der Gedichte namhafter Lyriker, ferner zahlreicher Skizzen von J. L. CARAGIALE, Em. GARLEANU usw.

Als geschätzter Mitarbeiter von Zeitschriften hat K. Richter ebenfalls viel dazu beigetragen um die kulturellen Beziehungen zwischen dem deutschen und rumänischen Volke zu festigen und zu vertiefen. Eine Fülle wertvoller Beiträge brachten aus seiner Feder die sieben Jahrgänge der „Revista Germaniştilor Români“ (Zeitschrift rumänischer Germanisten), durch deren Herausgabe der Bukarester Germanist Univ. Prof. SIMION C. MĂNDRESCU sich ein großes Verdienst erworben hat. In ihren Spalten veröffentlichte Richter nicht nur Übersetzungen, sondern auch eine Anzahl gehaltvoller Studien. Aus der Reihe der Letztern seien hervorgehoben: „Heinrich von Kleist Mucenicul“ (Heinrich von Kleist ein Märtyrer), Stefan George in lumina mişcării actuale“ (Stefan George im Lichte der gegenwärtigen Bewegung), Din istoria limbii comerciale germane (Aus der Geschichte der deutschen Handelssprache). Ferner zählte auch die „Siebenbürgische Vierteljahresschrift“, das Korrespondenzblatt des Vereines für siebenbürgische Landeskunde Jahre hindurch K. Richter zu ihren ständigen Mitarbeitern, in ihm besprach er in erster Reihe die schöngeistigen Veröffentlichungen der deutschen Volksgruppe Rumäniens. Schließlich hat er im Rahmen des von Prof. S. Măndrescu ins Leben gerufenen Bukarester Deutsch-Rumänischen Kulturinstituts hingebungsvoll sich dafür eingesetzt, daß eine planmäßige Zusammenarbeit zwischen beiden Völkern, von deren Notwendigkeit er tief durchdrungen war, auf dem Gebiet des geistigen Lebens zustandekomme. Ein aufrichtiges kulturelles Zusammenwirken beider Nationen, die sich in vieler Hinsicht trefflich ergänzen, blieb das unverrückbare Ziel, auf das seine gesamte Lebensarbeit ausgerichtet war. Durch sie hat er den Gebildeten des rumänischen und deutschen Volkes, die für die Notwendigkeit eines ehrlichen kulturellen Austauschs Verständnis aufbringen, ein bleibendes Vorbild hinterlassen. Sein Wert ist umso größer, da den Verstorbenen nicht nur ein reiches Wissen, sondern auch echter Seelenadel und seltene Lauterkeit des Geistes auszeichneten.

Kronstadt.

OSKAR WITTSTOCK.

### Paul B. Sochán † (1862—1941)

Am 23. Januar 1941 starb in Preßburg der Begründer der slowakischen Volkskunde und Politiker PAUL B. SOCHÁN. Seine Arbeiten auf dem Gebiete der slowakischen Volkskunde haben ihn auch über die Grenzen seiner Heimat bekannt gemacht.

Sochán gehört zu jenen Slowaken, die wegen ihres völkischen Bekenntnisses von der Mittelschule relegiert wurden. Der Weg zu einem ordentlichen wissenschaftlichen Studium war ihm auf diese Weise unmöglich gemacht worden. Sochán, der in sich die Berufung zum Künstler fühlte, wollte Maler werden. In Prag und München setzte er seine künstlerischen Studien fort, doch wurde sein Augenmerk auf die Volkskunde gelenkt, die er dann in der Slowakei propagierte. Er studierte die Volkstrachten, Gebräuche und Sitten, die Lieder und die Volkskunst seines slowakischen Volkes. Er entdeckte somit das slowakische Volk für die Volkskunde und verwertete das bis dahin nicht bearbeitete Material für eine Reihe von Studien

und Aufsätzen. Die Aufmerksamkeit für diese Dinge verdankt er den deutschen Lehrern und auf diese Weise bildet Socháň eines der letzten Glieder in der Kette der deutsch-slowakischen Zusammenarbeit des 19. Jh.s. Von seinen Arbeiten verdienen die folgenden eine besondere Würdigung:

1. Muster slowakischer Volksstickereien (tschech.). Prag 1890.
2. Proben altslowakischer Stickereien (slow.). Turč. Sv. Martin 1893.
3. Slowakische Volksornamente. (slow.). Turč. Sv. Martin 1894.
4. Der slowakische Soldat im Volkslied. 1940.

Außer diesen Arbeiten erschien eine Reihe von Aufsätzen in den verschiedensten tschechischen, deutschen, madjarischen und slowakischen Zeitschriften. Dem slowakischen Brauchtum hat er in den letzten Jahrzehnten größere Aufmerksamkeit geschenkt und veröffentlichte eine eingehende Studie über das altslowakische bäuerliche Brauchtum. Der slowakischen Volksgestalt JÁNOŠIK wollte er in einer größeren Arbeit ein bleibendes Denkmal setzen, doch ist diese seine letzte Arbeit unveröffentlicht geblieben.

Als Organisator und Propagator der slowakischen Volkskunst bekleidete er seit der Gründung der Slowakischen Musealgesellschaft in Sankt Martin am Turz bis zum Jahre 1912 das Amt eines ersten Sekretärs. Während des Weltkrieges wirkte er in Amerika als Journalist, veranstaltete dort mehrere volkskundliche Ausstellungen und warb auch dort für die slowakische Volkskunde.

Nach dem Weltkrieg setzte er in St. Martin und in Preßburg seine wissenschaftliche Tätigkeit fort, sammelte weiter volkskundliches Material und verlangte eine stärkere Beachtung der slowakischen Volkskunde. Eine Reihe von Studien hat Socháň nicht veröffentlicht. Das Material, das er in jahrzehntelanger Arbeit zusammengetragen hat, bildet einen Grundstein der slowakischen Volkskunde. Einer ausschließlichen wissenschaftlichen Tätigkeit konnte sich P. B. Socháň nicht widmen, er mußte, um seinen Unterhalt zu bestreiten, Arbeiten übernehmen, die ihm nicht lagen.

Seine Mahnung, das slowakische volkskundliche Material zu sammeln, die Sitten und Gebräuche vor der Überfremdung zu schützen, das Volkslied und die Trachten, vor allem die bäuerliche Hausindustrie zu pflegen, blieb nicht ohne Widerhall. Seine Schüler können jetzt sein Werk fortsetzen und können auf Grund der Vorstudien, die er hinterlassen hat, zum wissenschaftlichen Ausbau der slowakischen Volkskunde schreiten.

Berlin.

M. SCHWARTZ.

Dr. GUSTAV THIRRING (1861—1941), der sich vor allem als Verfasser statistischer Arbeiten einen Namen machte, ist am 31. März 1941 gestorben. Vgl. den ausführlichen Nachruf von KARL HEIMLER in Soproni Szemle V. (1941), 74—88.

Der deutsche Historiker, Dr. RUDOLF CRAEMER, früher Dozent an der Universität Königsberg, starb Mai d. J. im Alter von 38 Jahren. An einer Veröffentlichung des Arbeitswissenschaftlichen Instituts über „Deutschland und Südosteuropa“ (Berlin 1940) ist C. stark beteiligt gewesen. Auch seine Veröffentlichung „Deutschtum im Völkerraum“, von der bisher nur der erste Band erschienen ist, geht auf die historische Problematik des Südostdeutschtums näher ein.

# Stephan Ludwig Roths Kolonisationsversuch im zeitgeschichtlichen Zusammenhang

Von GOTTFRIED FITTBOGEN † (Berlin)

## Einleitung: Das Interesse an Roths Versuch

Der Versuch STEPHAN LUDWIG ROTHS<sup>1)</sup>, deutschländische Landwirte auf dem Sachsenboden Siebenbürgens anzusiedeln, ist — objektiv genommen — nicht von großer Bedeutung. Es sind dadurch nur 1000—2000 Menschen in Bewegung gesetzt worden. Und die Geschichte des Landwirtschaftsvereins in Siebenbürgen faßt das Ergebnis in die Worte zusammen: „So erstickte die Schwabeneinwanderung nach Siebenbürgen . . . gleich in ihrem Keim; den erhofften Anstoß zum Fortschritt brachte sie der Landwirtschaft nicht<sup>2)</sup>.“

Gleichwohl bleibt der Versuch doch interessant und lehrreich. Nicht die Dimensionen eines Unternehmens sind das Wesentliche, sondern die Grundsätze, auf denen es beruht. Nicht der Erfolg ist das Wesentliche, sondern das Ziel, das es anstrebt. Darum kann auch ein kleiner Versuch von grundsätzlicher Bedeutung sein.

Dazu kommt ein Weiteres. Zu Roths Zeit war die deutsche Auswanderung in vollem Gange. Manche Unternehmungen und Pläne wurden betrieben. Roths Versuch, einen Teil dieser Auswanderer aufs Sachsenland zu lenken, ist ein Versuch unter vielen<sup>3)</sup>. Um seine Eigenart zu erkennen, müssen wir ihn neben andere Pläne oder Unternehmungen stellen. Nur so wird seine Stellung in der Zeitgeschichte klar.

Diese Pläne und Versuche stellen wir nicht beliebig und uferlos nebeneinander. Wir begnügen uns mit denen, die mit Roths Versuch sich sachlich oder geographisch berühren.

Und zwar sind es drei Projekte, die sich mit Ungarn und mit Siebenbürgen, dem Nebenlande Ungarns, befassen. FRIEDRICH LIST faßt Ungarn (und nur als Nebenland Ungarns auch Siebenbürgen) als Zielland deutscher Auswanderung ins Auge. LUDWIG ROSENFELD beschränkt sich auf Siebenbürgen, und hier wieder auf ein kleines Teilgebiet dieses Landes, nämlich

---

<sup>1)</sup> Vgl. meine früheren Roth-Aufsätze: Stephan Ludwig Roth. Umriss seines Wirkens. Südostdeutsche Forschungen 1938, S. 781—796; und: Die Stephan-Ludwig-Roth-Ausgabe und der Stand der Roth-Forschung, ebenda 1939, S. 747—760.

<sup>2)</sup> JOSEPH BEDEUS VON SCHARBERG der Jüngere, Entstehung, Umgestaltung und Entwicklung des siebenbg.-sächs. Landwirtschaftsvereins und dessen Wirksamkeit in den Jahren 1845—1895. Hermannstadt 1895, S. 24.

<sup>3)</sup> Über die deutsche Auswanderung zur Zeit Roths siehe: FR. SCHENDERLEIN, Die Kolonisationsbestrebungen in Deutschland zwischen 1840 und 1850. Diss. Maschinenschrift. Leipzig 1923. Darin über Roth: S. 58 f.

auf das von den Sachsen verwaltete Gebiet. GUSTAV HÖFKEN endlich faßt mit List ganz Ungarn ins Auge, modifiziert dessen Plan aber selbständig.

Diese verschiedenen Strömungen und Pläne müssen wir kennenlernen und müssen Roths Versuch daneben stellen. So lernen wir einen Teil der Kräfte, die damals lebendig waren, kennen und sehen zugleich, welche Stellung Roth im Widerspiel dieser Kräfte einnimmt.

Auf diese Weise erweist sich die Beschäftigung mit Roth als sehr fruchtbar. Stephan Ludwig Roth wird nicht immer unmittelbarer Gegenstand, aber er wird immer Kristallisationspunkt dieser Forschungen sein.

Wir betrachten der Reihe nach die Pläne von Friedrich List, Ludwig Rosenfeld, Gustav Höfken und sehen dann, was wir daraus für Roth lernen.

## I. Friedrich List und Siebenbürgen

### 1. List und Ungarn

FRIEDRICH LIST ist es, der die Aufmerksamkeit der Deutschen auf den Südosten Europas als ein mögliches Einwanderungsland gelenkt hat. Es ist nötig, seine Gedanken schärfer ins Auge zu fassen; um so mehr, als sie sich erst schrittweise entwickelt haben.

Zuerst hat List davon in dem Schlußkapitel des ersten (und einzigen) Bandes seines „Nationalen Systems der politischen Ökonomie“, der im Mai 1841 erschien, gesprochen. Er stellt dort die Richtlinien für die Handelspolitik des Deutschen Zollvereins auf und spricht in diesem Zusammenhang auch von der Bedeutung, die die ausgewanderten Deutschen für den Zollverein haben oder doch haben könnten. Er beginnt mit dem Negativen: die Deutschen, die in Nordamerika leben, haben so gut wie keine Bedeutung für den Zollverein. Zwar sind die meisten deutschen Auswanderer gerade nach Nordamerika gegangen; ja, die Deutschen denken, wenn von Auswanderung die Rede ist, fast ausschließlich an Nordamerika; aber doch ist es kein günstiges Auswanderungsland. „Was hilft es der deutschen Nation, wenn die nach Nordamerika Auswandernden noch so glücklich werden, ihre Persönlichkeit geht der deutschen Nationalität für immer verloren, und auch von ihrer materiellen Produktion sind nur unbedeutende Früchte für Deutschland zu erwarten. Es sind blanke Illusionen, wenn man bei den innerhalb der Unionsstaaten lebenden Deutschen die deutsche Sprache glaubt erhalten oder dort mit der Zeit ganz deutsche Staaten bilden zu können. Wir haben einst selbst diese Illusion geteilt, sind aber nach zehnjährigen<sup>4)</sup> Beobachtungen an Ort und Stelle davon zurückgekommen.“

<sup>4)</sup> List lebte 1825—1832 in den Vereinigten Staaten (mit kurzer Unterbrechung in den Jahren 1830/31), und zwar (nach FRIEDRICH LENZ, Friedrich List 1936) vom 9. Juni 1825 bis Sommer 1832.

Günstiger für die Erhaltung der deutschen Sprache in der Fremde und für eine Steigerung des Handelsverkehrs mit den Staaten des Zollvereins seien die Aussichten in Mittel- und Südamerika. „In besonderen Schutz nehmen sollte man Kompanien, die sich in den deutschen Seestädten bilden, um in jenen Ländern große Strecken Landes zu kaufen und sie mit deutschen Pflanzern anzusiedeln<sup>5)</sup>“.

„Gleiche Politik“ (und nun wendet List sich dem europäischen Südosten zu), „gleiche Politik wäre in Beziehung auf den Orient, die europäische Türkei und die unteren Donauländer zu befolgen. Deutschland hat ein unermessliches Interesse dabei, daß in diesen Ländern Sicherheit und Ordnung Bestand gewinnen, und in keiner Richtung wie in dieser ist die Auswanderung der Deutschen so leicht zu effectuieren von den Individuen und so vorteilhaft für die Nation. Ein Anwohner der oberen Donau könnte sich mit dem Aufwand des fünften Teils an Geld und Zeit, womit seine Auswanderung an die Ufer des Eriesees verbunden ist, nach der Moldau und Walachei oder nach Serbien oder auch nach den südwestlichen Ufern des Schwarzen Meeres versetzen. Was ihn mehr dorthin als hierhin zieht, das ist der dort herrschende höhere Grad von Freiheit, von Sicherheit und Ordnung. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Türkei dürfte es eben den deutschen Staaten in Verbindung mit Österreich nicht unmöglich sein, in der Art auf die Verbesserung der öffentlichen Zustände jener Länder zu wirken, daß der deutsche Kolonist sich nicht mehr zurückgestoßen fühlte, zumal wenn die Regierungen selbst Kolonisationskompanien stiften, daran teilnehmen und ihnen fortwährend ihren besonderen Schutz angedeihen lassen würden.“

Von Ungarn ist hier noch mit keiner Silbe die Rede; es ist auch nicht stillschweigend mit inbegriffen. Denn List denkt hier nur an die Länder an der unteren Donau; Ungarn aber liegt an der mittleren Donau. List hat also die Länder im Auge, die noch unter der lähmenden Herrschaft der Türkei schmachten und die durch Einwanderer der europäischen Kultur erschlossen werden sollen. (Auch bei den südwestlichen Ufern des Schwarzen Meeres, die für deutsche Einwanderer geeignet sind, denkt er offenbar nur an den Teil des Schwarzen Meeres, der noch der Türkei gehört.) Österreich — im Bunde mit Deutschland, als deutsche Macht — soll sich anschicken, das Erbe der Türkei anzutreten; nicht Rußland soll ihr Erbe werden. Diese Politik ist deutlich antirussisch gerichtet.

Das Einwandererprogramm darin ist klar, aber doch, scheint es, nur aus der Theorie gewonnen. Der Wunsch ist der Vater des Gedankens. Die

<sup>5)</sup> Über den in diesem Sinne gemachten Versuch einer deutschen Kolonisation in Südchile siehe meinen Aufsatz: Von Philippi bis Anwandter. Die Entwicklung des Gedankens der deutschen Einwanderung in Chile. Ibero-Amerikanisches Archiv 1936, S. 271 ff.

Nachprüfung, ob und wie sich dieser Wunsch verwirklichen läßt, fehlt. Von diesen Ländern selbst, von ihrer eigenen Bevölkerung und wie weit dort die empirischen Verhältnisse der Aufnahme zahlreicher Einwanderer entgegenkommen, ist mit keiner Silbe die Rede.

Bereits ein Jahr später kommt List wieder auf die Einwanderung in die Donauländer zurück, in der Schrift „Die Ackerverfassung, die Zwangswirtschaft und die Auswanderung“<sup>6)</sup>. Er betrachtet hier die Auswanderung als ein Hilfsmittel, die gar zu große Zersplitterung, die Zerstückelung des Grund und Bodens zu bekämpfen. Auch hier sucht er den Blick der Auswanderer von den Vereinigten Staaten ab- und auf die Donauländer im Südosten Europas hinzulenken.

„Der Strom der Auswanderung“, sagt er, „hat in der neuesten Zeit in Deutschland so ganz ausschließlich seine Richtung nach Nordamerika genommen, daß man an kein anderes Land mehr denkt, wenn davon die Rede ist . . . Im Grunde genommen ist aber diese Richtung der Auswanderungen für Süddeutschland eine ganz unnatürliche . . . Die Uferländer der Donau links und rechts von Preßburg bis zu ihrer Mündung, die nördlichen Ufer der Türkei und die westlichen Ufer des Schwarzen Meeres, bieten so recht dem deutschen Auswanderer eine Masse unbenützter, aber natürlich fruchtbarer Ländereien, die ihm nicht schwerer zu erreichen wären, als es dem Nordamerikaner von New York oder Pennsylvanien die Ländereien am Mississippi und Missouri sind . . . Welchen gewaltigen Strom von Macht läßt das südöstliche Deutschland nach dem Ozean fließen! In den Kanal der Donau geleitet, was könnte er bewirken?“

Man sieht, hier ist ein neues Donau-Land hinzugekommen. Nicht erst von der türkischen Grenze an, schon von Preßburg an laden die Uferländer der Donau den Einwanderer ein: Ungarn, das Land an der mittleren Donau, ist als Einwanderungsland hinzugekommen.

Dies Land wird noch größere Bedeutung für die Einwanderer haben als die Länder an der unteren Donau. In enger Zusammenarbeit mit den Madjaren werden die Einwanderer vermöge ihrer Arbeitskraft und des Kapitals, das sie mitbringen, Ungarn schnell zur Blüte bringen; die Bevölkerung wächst, der Wohlstand hebt sich; nicht nur das eigene Land, auch die Länder des Deutschen Zollvereins werden davon ihren Gewinn haben. Madjaren und Deutsche müssen zusammengehen. „Nicht wohl kann es eine Verbindung geben, von welcher man sich eine schönere Har-

<sup>6)</sup> Erschienen in der Cottaschen „Deutschen Vierteljahrsschrift“ 1842, Heft 2, und gleichzeitig auch als selbständige Schrift (Stuttgart, Verlag Cotta). Beim Druck mußte manches gestrichen werden. Vollständiger Text erst in der neuen List-Ausgabe: Schriften, Reden, Briefe. Im Auftrage der Friedrich-List-Gesellschaft herausgegeben: Bd. V, S. 418—547.

monie, reicheren Ehesegen, mehr materielle und geistige Prosperität versprechen dürfte, wie die zwischen den Deutschen und den Madjaren . . . Die eine Partei bringt Fruchtbarkeit, produktive Kraft im Ackerbau, in Gewerben und Handel, Kapital, Sinn für bürgerliche Ordnung und Einrichtungen, einen hohen Grad von Ausbildung in den Wissenschaften und Künsten und eine reiche Literatur bei; die andere ritterlichen Sinn, kriegerischen Geist, politisches und rhetorisches Talent, feurigen Patriotismus, in ihrer Grundlage ganz vortreffliche Institutionen, die nur noch der Feile bedürfen, um so gute Dienste zu tun als die besten ihrer Art, endlich große Massen von Naturfonds. Deutsches Phlegma wird durch ungarisches Feuer belebt, wie dieses durch jenes temperiert wird. Deutschland wird jährlich an Ungarn eine halbe Million Menschen abgeben können und gleichwohl seine eigene Bevölkerung bedeutend vermehren. Ungarn mit Transsylvanien wird statt 11—12 mit Leichtigkeit 25—30 und mit den übrigen Donauländern 50—60 Millionen Menschen nähren können . . . Und ist Ungarn im Innern gekräftigt und politisch geordnet, ist das madjarische Element mit dem deutschen ein Herz und eine Seele, stehen beide in Harmonie mit der königlichen Gewalt, so wird auch das ungarische Slawentum sich zu madjarisieren genötigt sehen; und keine Gewalt der Erde wird dann hindern, daß Ungarn seine Macht bis an den Balkan, bis an die Ufer des Schwarzen Meeres erstrecke und in die Reihe der ersten Nationen von Europa eintrete.“

Der Fortschritt ist deutlich. Auch jetzt noch sind die Länder an der unteren Donau, auf türkischem Boden, Auswanderungsziel; aber sie treten zurück. In den Vordergrund schiebt sich Ungarn. Ihm fällt bei der Entwicklung im Südosten eine besondere Mission zu.

Bisher war nur allgemein Österreich als Erbe der Türkei genannt (bis 1867 ist „Österreich“ die Bezeichnung der Gesamtmonarchie; erst nach der Einführung des Dualismus wird die Bezeichnung „Österreich-Ungarn“ nötig). Jetzt wird das näher ins Auge gefaßt. Von den Ländern der Monarchie fällt denen, die Grenznachbarn der Türkei sind, durch ihre Lage eine besondere Funktion zu: sie sind als Nachbarn die unmittelbar Beteiligten. Die Hauptfunktion dabei geht also auf die Osthälfte der Monarchie, auf Ungarn über.

Zwar schlummern Ungarns Kräfte noch; es ist dieser großen Aufgabe im Augenblick noch nicht gewachsen. Aber eine Einwanderung großen Stils — jährlich eine halbe Million Einwanderer — kann hier helfen; sie bringt Menschen, Intelligenz, Arbeitskraft und Kapital ins Land. Von ihr befruchtet wird Ungarn schnell ein starker aktionsfähiger Staat werden, der — gestützt auf Österreich und den Deutschen Bund — sich bis ans Schwarze Meer ausdehnen wird. Von den österreichischen Ländern wird Ungarn der Haupterbe der Türkei sein.

Auch der Zollverein wird den Aufschwung Ungarns wohltuend spüren; der Handelsverkehr mit Ungarn nimmt einen entsprechenden Aufschwung. Freilich, ein Opfer haben die Länder des Zollvereins dabei zu bringen. Die Einwanderer, die sie nach Ungarn schicken, und ohne die Ungarn nicht in der Lage wäre, ein blühendes Land zu werden — diese deutschen Einwanderer gehen ihrer Nationalität verloren, sie gehen im madjarischen Volk auf. Aber ihren Verlust hätte das deutsche Volk auch zu beklagen, wenn sie nach Nordamerika gegangen wären. So aber bleibt ihm doch ein zwiefacher Gewinn: Wachstum seines Wohlstandes durch Belebung des Verkehrs mit Ungarn und Wachstum seiner Macht. Sein Einfluß reicht — durch das befreundete Österreich und Ungarn — bis in den Südosten. Mitteleuropa reicht — wirtschaftlich und politisch — bis ans Schwarze Meer.

Auch vom madjarischen Standpunkt ist das die einzige praktisch mögliche Lösung. Mancher Madjar hängt zwar an der Vorstellung von einer unvermischten, reinblütigen, großen madjarischen Nationalität; aber das ist ein gefährlicher Traum. Um dahin zu gelangen, würde das madjarische Volk, das nur sehr langsam wächst, im besten Falle Jahrhunderte brauchen; viel Zeit aber steht ihm — angesichts des rapiden Wachstums des russischen Volkes und der russischen Kraft — nicht zur Verfügung. Statt in Jahrhunderten sich gemächlich zu vollziehen, muß die Entwicklung in Jahrzehnten vorwärtsgetrieben werden, in amerikanischem Tempo. Das ist nur möglich durch Einströmen deutschen Blutes; aber auch dabei wird das madjarische Element das vorherrschende sein und bleiben. Besser also eine „gemischte, aber starke Nationalität“ als eine reinblütig madjarische Nationalität, die zur Verkümmern verurteilt ist. Nur zwischen diesen beiden Möglichkeiten besteht die Wahl<sup>7)</sup>.

Gewiß, eine Konzeption, die der Größe nicht entbehrt. Sie fand begrifflicher Weise auch in Ungarn Beachtung; vor allem aber führte sie List selbst in das Land, dem er eine so große Rolle zugeordnet hatte. Im November 1844 besuchte er Ungarn und nahm hier, in Preßburg und Pest, in der Stadt des ungarischen Reichstages wie in der künftigen Hauptstadt, mit den verschiedensten Kreisen Fühlung. Seine Aufgabe war nicht sich zu informieren und für eine bestimmte Richtung in Ungarn Partei zu ergreifen, seine Aufgabe war vielmehr, jedem Ungarländer, welcher Richtung und welcher Volkschaft er auch angehören mochte, gegebenenfalls seinen Rat angedeihen zu lassen. So trat er auch mit den Kreisen um KOSSUTH in Verbindung. Hatte Kossuth für die wirtschaftliche Förderung Ungarns doch gerade eben den „ungarischen Schutzverein“ gegründet (am 6. Oktober

<sup>7)</sup> Zollvereinsblatt 1843, S. 323 ff; in dem zweiten Aufsatz Lists über Österreich und den Zollverein, der den Untertitel führt: Über die Zollvereinigung der österreichischen Provinzen mit Ungarn (Zollvereinsblatt 1843, Nr. 18—20).

1844, vier Wochen vor Lists Eintreffen), mußte doch gerade für Kossuth und die „Bewegungspartei“ der Grundgedanke Lists von eminenter Bedeutung sein, der Gedanke, um dessentwillen List sein System als nationales Wirtschaftssystem bezeichnete: Träger des wirtschaftlichen Lebens ist nicht der einzelne, sondern die Nation, der er angehört. Welches ist nun für die ungarische Nation der Weg, den sie einzuschlagen hat, um zu wirtschaftlicher Blüte zu gelangen? Welche nationale Wirtschaftspolitik hat sie zu treiben? Es mußte für Kossuth und seine Freunde von hohem Wert sein, diese Fragen mit List zu besprechen, seine Meinung zu hören und seine Gedanken für ihren Bedarf durchzudenken.

Jedenfalls fand List freundliche Aufnahme; und auch sein Einwanderungsprogramm, auf das es uns hier allein ankommt und das bei der magyarischen Empfindlichkeit am ehesten Anstoß erregen konnte, wurde nicht a limine abgelehnt. Kossuths eigenes Organ, *Pesti Hirlap*, hatte schon 1842 (am 11. Dezember), kurz nach dem Erscheinen von Lists Schrift eine auszugsweise Übersetzung derselben veröffentlicht<sup>8)</sup>. Und jetzt erklärte der *Budapesti Hirado* (am 2. Januar 1846) ausdrücklich: „Von den Deutschen“ (die nach Lists Vorschlag ins Land kommen) „haben wir für unser Ungarum nichts zu fürchten. Die Deutschen, unter den Ungarn richtig verteilt, werden gar bald ungarisch denken und fühlen, und finden sie sich einmal zurecht, so passen sie sich den Verhältnissen rasch an. Der Slowake wäre in dieser Hinsicht viel schwieriger zu behandeln“<sup>9)</sup>.

Umgekehrt hatte auch List den ungarischen Dingen Aufmerksamkeit geschenkt. Er hatte z. B. die Kossuthsche Broschüre in seinem Zollvereinsblatt (1843, Nr. 5) freundlich besprochen und hatte daraufhin, also zur Verständigung mit Kossuth, seine eigenen Gedanken in zwei Aufsätzen dargelegt („Österreich und der deutsche Zollverein“. Zollvereinsblatt 1843, Nr. 15, 16 und Nr. 18—20). Auch später verfolgte das Zollvereinsblatt die Entwicklung in Ungarn mit Teilnahme.

So brachte es einen Artikel von Kossuths Freund FRANZ PULSZKY über eine spezifisch ungarische Institution (11. Januar 1847: Über die Avicität in Ungarn) und besprach seine Broschüre „Aktenstücke zur Geschichte des ungarischen Schutzvereins“, freundlich (am 19. Juli 1847)<sup>10)</sup>.

<sup>8)</sup> L. GROSS, Friedrich List und Ungarn. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 1930, S. 118 ff. Lists Aufenthalt in Ungarn: LUDWIG HÄUSSER, F. Lists Leben, 1850 (Bd. I seiner List-Ausgabe), S. 335—347. FRIEDRICH LENZ, Friedrich List, 1936, S. 124—126. Kossuths Artikel von 1842 waren in deutscher Sprache als selbständige Schrift erschienen: LUDWIG KOSSUTH, Ungarns Anschluß an den deutschen Zollverband. Aus dem Ungarischen des „Pesti Hirlap“ übertragen von G. St. (Gustav Steinacker). Leipzig 1842.

<sup>9)</sup> L. GROSS, S. 123, Anm. 3.

<sup>10)</sup> Beides nach Lists Tod, aber beides offenbar durch List vermittelt.

Den Ertrag seines Aufenthalts in Ungarn legte List gleich nach seiner Rückkehr in zwei Denkschriften nieder, die eine bestimmt für die Zentralregierung des Habsburger Reiches; in beiden berührt er auch (und nur diese Frage interessiert uns hier) die Einwanderung.

In der ersten Denkschrift „Über die Transportverbesserung in Ungarn“ (Schriften, Reden, Briefe, Bd. III, S. 434—461), heißt es nur, daß die „Einwanderung deutscher Industrieller, Pächter und Landwirte eine bedeutende und regelmäßige werden“ müsse; in der größeren Denkschrift aber, „Über die nationalökonomische Reform des Königreiches Ungarn“, (Bd. III, S. 462—527) gibt LIST auch Einzelwinke, wie die Einwanderung dies Werk von „unermeßlicher Wichtigkeit“, zu fördern sei; vor allem spricht er hier seinen politischen Leitgedanken in prägnanter Form aus: Ungarn sei nicht bloß in ein Bollwerk gegen Rußland, sondern auch in ein Instrument der friedlichen Eroberung aller unteren Donauländer zu verwandeln. Auf seine Vorschläge hat List keine Antwort von METTERNICH erhalten, sie haben friedlich in den Akten geschlummert.

Damit ist aber nicht gesagt, daß Lists Bemühungen in dieser Sache ganz ohne Wirkung geblieben sind. List kam in einem fruchtbaren Augenblick nach Ungarn und nach Wien. Die Erörterung der wirtschaftlichen Fragen war bereits in Fluß gekommen. Die Förderung der ungarischen Industrie und des ungarischen Verkehrswesens waren bereits Gegenstand amtlicher Verhandlungen geworden, die Ständetafel des ungarischen Reichstages (1843/44) mahnte und drängte, die Regierung verhielt sich retardierend. Nun aber war es List gelungen, die Frage der „national-ökonomischen Reform“ Ungarns populär zu machen; die Öffentlichkeit beschäftigte sich damit und sah ihre Notwendigkeit ein. Auch der mächtigste Mann Wiens und der ganzen Donaumonarchie, METTERNICH, interessierte sich für die Angelegenheit; er hatte (am 3. Dezember 1844) eine eingehende Unterredung mit List, bat ihn, seine Gedanken für ihn in einer Denkschrift zusammenzufassen (so entstand die Denkschrift, die wir bereits erwähnten), und er griff dann tatsächlich die ökonomische Reform Ungarns mit eigener Hand an, und zwar an dem von List bezeichneten Punkt: bei der Verbesserung des Verkehrswesens. Als seine Gedanken feste Gestalt gewonnen hatten, schrieb er am 1. Mai 1845 (also nicht gar so lange nach der Unterredung vom 3. Dezember 1844 und der Entgegennahme der Denkschrift vom Februar 1845) einen Brief: Der Kaiser wende seine Aufmerksamkeit jetzt hauptsächlich den Mitteln und Wegen zu, die am geeignetsten seien, den Wohlstand Ungarns zu fördern (wir haben keinen Grund, das für eine bloße Redensart zu halten); also auch der Kaiser stand unter dem Eindruck von Lists ungarischem Programm, sei es nun der Kaiser FERDINAND selbst, oder das Mitglied des Oberhauses, das ihn in Regierungsangelegenheiten

vertrat, der Erzherzog LUDWIG). „Als das Wichtigste und Dringendste in dieser Beziehung erscheint die Regelung des Straßenwesens und die Vermehrung und Vervollständigung aller Kommunikations- und Transportmittel“; ein Komitee solle die Sache in die Hand nehmen, und der Empfänger des Briefes möge die Leitung des Komitees übernehmen.

Der Mann aber, dem Metternich diese Aufgabe übertrug, war der ungarische Graf STEPHAN SZÉCHENYI<sup>11</sup>). Und man kann nicht leugnen, daß Metternich eine bessere Wahl nicht treffen konnte. Széchenyi hatte seit seinem Eintreten ins öffentliche Leben, seit 1825, bereits sehr viel für sein Vaterland geleistet, hatte auch schon mit der Donauregulierung und der Förderung der Donau-Schifffahrt die Reform des Verkehrswesens begonnen. Er steckte so tief in den ungarischen Dingen, hatte bei seinen Landsleuten ein so großes Ansehen, daß List — trotz aller seiner Vorzüge — auf diesem Gebiet nicht mit ihm konkurrieren konnte. Einem Rivalen wie Széchenyi hätte auch List neidlos die Palme gegönnt.

Eine Beeinflussung Széchenyis durch List ist damit nicht notwendig gegeben. Natürlich kannte Széchenyi Lists Hauptwerke. List trug nur dazu bei, daß Metternich dem Grafen die Gelegenheit zur Entfaltung seiner Kräfte, zur Verwirklichung seiner Gedanken gab. Selbst wenn Metternich ihm (was bei ihren persönlichen Beziehungen durchaus nicht unmöglich wäre) Lists Denkschrift zu lesen gegeben haben sollte, könnte dieser Einfluß nur sekundär sein. Széchenyi war trüchtig von eigenen Gedanken. In einem sind übrigens List und Széchenyi verwandt: beide streben den politischen Fortschritt auf dem Umwege über die Förderung des wirtschaftlichen Lebens an.

Und beide kämpfen dabei gegen den Kantönligeist für die Einheit ihrer werdenden Nation, List gegen den Partikularismus der Kleinstaaterei, Széchenyi gegen die Selbstherrlichkeit der Komitate<sup>12</sup>).

Die Möglichkeit eines Hand-in-Hand-Gehens von Metternich und Széchenyi war durch die innere Entwicklung Széchenyis gegeben. Széchenyi schloß sich zu jener Zeit keiner Partei an, weder der liberalen Partei, zu deren Führer Kossuth er in einen schärferen Gegensatz trat, aber auch nicht der Regierungspartei. Er schloß sich vielmehr als einzelner (und nur er konnte das) unmittelbar der Regierung an; und zwar nicht um ihr als Werkzeug zu dienen, sondern um die Regierung mit seinen eigenen Ideen zu beeinflussen und mit ihrer Unterstützung die als notwendig erkannten

<sup>11</sup>) MAX FALK, Graf Stephan Széchenyi und seine Zeit. Österreichische Revue, Juni 1866, S. 57.

<sup>12</sup>) HANNS SCHLITTER, Aus Österreichs Vormärz. Bd. III: Ungarn. Zürich—Leipzig—Wien 1920, Amalthea-Verlag, S. 69—72, 144 (Anm. 257): Ungarn sei in Gefahr, sich in seine Komitate als „in 52 nicht regierbare Republiken aufzulösen“.

Reformen durchzuführen (seit etwa 1842). Die Regierung konnte sich seiner nur bedienen, wenn sie seinem Gedanken diene. Nun hatte Széchenyi es erreicht, daß die Regierung, daß der Kaiser selbst die Fahne des Fortschritts in die Hand nahm. Wie sollte er sich da dem Rufe Metternichs versagen? Es war eine Konstellation von geschichtlicher Bedeutung.

Am 16. August 1845 sind die Verhandlungen abgeschlossen; aus dem Komitee ist inzwischen eine staatliche Behörde geworden; nun ordnet Metternich durch eine Verfügung die Errichtung einer „Sektion für Kommunikationsangelegenheiten bei der kgl. ungarischen Statthalterei“ an und ernennt den Grafen Széchenyi als „wirklichen kgl. ungarischen Statthalterierat“ zu ihrem Leiter. Sogleich geht Széchenyi an die Arbeit: er nimmt die Theiß-Regulierung in Angriff, und er stellt ein Programm für das gesamte Kommunikationswesen Ungarns auf. Vor dieser Staatsschrift, dem bedeutendsten staatsmännischen Werk, das Ungarn jemals besessen hat<sup>13)</sup>, und der praktischen Leistung, die Széchenyi nun in seinem neuen Amt entfalten konnte, verblaßt auch Lists Denkschrift.

Jedenfalls hat List — weniger durch diese eine Denkschrift als durch sein gesamtes Auftreten in Ungarn und in Wien — eine erhebliche Wirkung auf die „ökonomische Reform“ Ungarns ausgeübt; sein Auftreten hat den Stein ins Rollen gebracht und die Berufung Széchenyis durch Metternich

<sup>13)</sup> MAX FALK, Österreichische Revue. Juli 1866, S. 66. Ebendort, Juni 1866, S. 74, Juli 1866, S. 66, 67. Schon vor der Ernennung zum Leiter des ungarischen Kommunikationswesens hat Széchenyi den Plan aufgestellt „Vier, fünf oder sechs von Budapest zur Landesgrenze ausstrahlende Verkehrslinien, auf denen sich jedermann bei Tag und bei Nacht, im Sommer und im Winter — soweit er will und wie garstig auch das Wetter toben mag — frei und mit größter Bequemlichkeit in und durch Ungarn bewegen kann“, Gesammelte Werke Széchenyis, herausgegeben von der Akademie der Wissenschaft, Bd. VIII (1894), S. 320—324, im Rahmen einer größeren Sammlung „An die hervorragenden Einwohner Ungarns“, II. Teil (datiert vom 10. Juli 1844), Werke VIII, S. 312—366.

Eine deutsche Übersetzung fehlt bisher; ebenso fehlt eine deutsche Darstellung der Tätigkeit Széchenyis als Leiter des ungarischen Kommunikationswesens.

Überhaupt ist, scheint es, Széchenyi in der deutschen und deutschsprachigen Literatur etwas stiefmütterlich behandelt. Die einzige Arbeit in deutscher Sprache, die eine Gesamtdarstellung von Széchenyis Wirken gibt, eben die Arbeit von Falk, ist nun schon zwei Menschenalter alt; sie ist auch nicht als Buch erschienen, sondern ist in einer Zeitschrift vergraben.

Die Gesamterscheinung Széchenyis ist, so viel ich sehe, dem deutschen Leser z. Zt. nur in der Dichtung zugänglich, nämlich in dem Széchenyi-Roman von MIKLÓS SURÁNYI, Ein Volk allein. Historische Romantrilogie (ins Deutsche übersetzt von KÄTHE GASPER. Berlin—Wien—Leipzig 1937. Verlag Paul Zsolnay, 777 Seiten) — einem Roman allerdings, der seinen Zweck erfüllt und im Leser den Wunsch erweckt, nun den historischen Széchenyi kennen zu lernen.

bewirkt. Ging List selbst dabei auch wieder leer aus, so blieb sein Wirken doch nicht ohne sachlichen Erfolg.

Was List damals schon für die Öffentlichkeit bedeutete, zeigt besser als alles andere der Bericht, den AUGUST LUDWIG FRANKL über den Festabend, der am 23. Dezember 1844 ihm zu Ehren in Wien veranstaltet wurde, in seinen „Sonntagsblättern für Literatur und Kunst“ veröffentlichte. Er ist ein wertvolles Zeitdokument. Wir entreißen ihn daher der Vergessenheit und geben ihn nach dem Abdruck in Lists Zollvereinsblatt (21. Januar 1845) wieder:

### Das Festmahl zu Ehren des Dr. Friedrich List

Unter diesem Titel ist uns der nachstehende Artikel, der in den von Dr. L. A. Frankl redigirten Wiener „Sonntagsblättern“<sup>14)</sup> erschien, zur Aufnahme in unsre Spalten abschriftlich mitgetheilt worden; wir glaubten, trotz der Stellung des Gefeierten zum Zollvereinsblatte, die Aufnahme nicht versagen zu dürfen.

„Es ist (so heißt es darin) ein löblicher Gebrauch die Männer, welche sich als die Ausgangs- und Gravitationspunkte nationaler Bestrebungen bethätigen, welche die Durchführung einer volksthümlichen Idee sich zur Aufgabe ihres Lebens gesetzt haben, auch als die geweihten Träger einer solchen Idee persönlich zu ehren, ihnen diese Verehrung als eine allgemeine Gesinnung zur Anschauung zu bringen, und sie hiedurch aus dem ermüdenden Detail ihres Ringens zu dem reinen Pathos ihrer Sendung zu erheben — sie zu feiern. Eine solche Feier spricht den tiefsten Inhalt des nationalen Bewußtseyns aus, und wo in den Gemüthern das Bedürfniß der socialen Huldigung einmal sich regt, da dürfte für eine Tänzerin keine Aussicht mehr seyn von Menschenthieren im Triumphe nach Hause gezogen zu werden. Wir haben List gefeiert, nicht den Claviervirtuosen Liszt, den bleichen Weiberschütterer, nein, den thatkräftigen Dr. Friedrich List, den Menelaos, „den Rufer im Streite“ der deutschen Industrieinteressen, den Vorkämpfer und Vorfechter deutschen Thuns und Trachtens, das einstige punctum saliens des nun schon so mächtig und stark heran gewachsenen deutschen Zollvereins, mit welchem das meerbeherrschende Albion Verträge schließt, dem der junge Riese jenseits des großen Wassers die Hand zum Welthandel herüber reicht. Der Deutsche wird nicht ewig sinnen und denken, er wird durch List zur That geführt. Das Bewußtseyn diese Bedeutung List's war es welches die Vertreter der praktischen Interessen der Wissenschaft, der Industrie und des Handels in der großen Kaiserstadt an der Donau veranlaßte, zu Ehren des Begründers „der nationalen Oekonomie“ und des deutschen Zollvereins ein Festmahl zu veranstalten, an welchem sich auch die schöne Litteratur durch einige Repräsentanten betheiligte. Am 23 Dec. Abends nach neun Uhr versammelten sich hundert und fünfzig Personen im Saale des Casino am neuen Markte. Es war eine glänzende Gesellschaft, in welcher der Beamten-, Gelehrten- und Advocatenstand, die Litteratur, der Gewerbs- und Handelsstand auf eine würdige Weise sich vertreten sahen — eine Gesellschaft welche durch den Vorsitz des Präsidenten des n. ö. Gewerbsvereines, Hrn. Grafen Colloredo-Mannsfeld, ihre eigenthümliche Bedeutung erhielt. Die von dem Festcomité geladenen Gäste nahmen an drei nach der Länge des Saales parallel laufenden Tafeln von

<sup>14)</sup> Voller Titel. Sonntagsblätter für Literatur und bildende Kunst.

je fünfzig Gedecken Platz; Dr. List befand sich in der Mitte des Saales zur Rechten des Hrn. Grafen Colloredo. Bald nach den ersten Gängen erhob sich der Herr Graf Colloredo, und machte in einer kurzen aber gehaltvollen Rede auf die Verdienste aufmerksam, welche sich Oesterreichs Herrscher seit der Regierung der großen Kaiserin Maria Theresia um die Emporbringung der vaterländischen Industrie erworben haben, und indem er einen Toast auf Se. Majestät unsern jetzt regierenden Kaiser ausbrachte, forderte er den Hrn. Regierungsrath und Professor Dr. Kudler als Lehrer der Staatswissenschaft an der hiesigen Universität auf, dem gefeierten Gaste die Gesinnungen der Versammlung auszudrücken. Regierungsrath Kudler entwickelte nun die Verdienste des Dr. List in folgender an diesen letztern gerichteten Anrede:

„„Ich glaube der allgemeinen Zustimmung mich erfreuen zu können, wenn ich mich erhebe, um Ihnen, unserem gefeierten Gaste, ein herzliches Lebehoch auszubringen. Unsere heutige Versammlung mag zum Beweise dienen daß Wien nicht bloß, wie bekannt, ausgezeichnete Kunstleistungen zu schätzen wisse, sondern daß es auch vorzügliche wissenschaftliche und auf die Beförderung des Gemeinwohles gerichtete Bestrebungen mit aller Wärme anerkenne.

„„Ihre Bemühungen, die Volkswirtschaftslehre zu einer wahrhaft nationalen Doctrin zu erheben, haben bei uns überall Anklang gefunden. Ihnen gebührt das Verdienst, wiederholt und einleuchtend nachgewiesen zu haben daß es bei der Emporbringung der Betriebsamkeit eines Volkes nicht auf einige vereinzelte ökonomische Beförderungsmittel ankomme, sondern auf die Vervollkommnung des ganzen socialen Zustandes, auf die Ausbildung aller seiner Institutionen und auf die Fortschritte der sittlichen und geistigen Bildung in allen ihren Zweigen, und daß Nationalität, in ihrer höheren Bedeutung, nicht in der Gleichheit der Abstammung und Sprache, sondern in dem kräftigen Zusammenwirken Aller zum Wohle der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, im ächten Gemeingeist bestehe.

„„Ihr an den Tag gelegter Vorsatz, auch praktisch mitzuwirken zur Kräftigung der Industrie Oesterreichs und Ungarns, welches letztere nun einmal seine wahren Interessen von jenen des großen Gesamtreichs nicht zu trennen vermag, kann nur mit Freude aufgenommen werden zu einer Zeit, in der so viele edle Kräfte den Gewerbefleiß der Monarchie zu heben suchen, in einer Zeit in der unsere erleuchtete Staatsverwaltung diesem Gegenstande ihre Sorgfalt in besonderem Grade zuwendet, in einer Zeit endlich in welcher die Ueberzeugung immer allgemeiner wird, daß die Urproduction in unseren von der Natur so reich begabten Ländern erst durch eine gleichmäßige Entwicklung der Manufactur-Industrie ihre volle Höhe zu erreichen und das Land erst dadurch seine ganze umfassende Productivkraft zu entwickeln vermag. Sie werden nun unsere darauf gerichteten Bemühungen mit Ihren persönlich in zwei Welttheilen gesammelten Erfahrungen unterstützen. Ein Wort sey mir vergönnt zur Entschuldigung daß ich unter so vielen weit mehr dazu geeigneten Männern mich erhob, was gewiß nicht aus Anmaßung geschah. In meiner Eigenschaft als Lehrer der politischen Oekonomie an hiesiger Hochschule fühlte ich den Drang Ihnen meine Erkenntlichkeit für den Impuls öffentlich auszusprechen welcher aus Ihren Schriften zu weiteren Forschungen in dieser Wissenschaft ausging; ich erhob meine Stimme als Mitglied des österreichischen Gewerbsvereines, dem in noch höherer Beziehung anzugehören ich mir stets zur Ehre schätzte, ich fühle mich Ihnen endlich geistesverwandt durch jenen Gemeinsinn den ich bei mannichfaltigen Gelegenheiten zu bethätigen strebte. Schon genießen Sie die große Befriedigung, die Saat die Sie ausgestreut haben, in dem

Emporkommen des Eisenbahnwesens und der deutschen Industrie schöne Früchte bringen zu sehen. Möchten Sie noch recht lange und in immer größerem Umfange dieses Lohnes sich erfreuen.““

„Ein auf den Gefeierten ausgebrachter Toast beschloß die Rede des Hrn. Regierungsrathes Kudler, die hierauf von Dr. List folgendermaßen erwidert wurde:

„„Bestürmt von Gefühlen der Dankbarkeit und Rührung fühle ich mich kaum der Rede mächtig. Auf einen solchen Toast — nach einem solchen Zurufe — von einer solchen Versammlung — wie soll ich Worte der Erwidern finden! — Möge der Himmel mir Kraft verleihen das Wohlwollen zu verdienen, womit Sie einen Toast aufgenommen haben der, bevorwortet von dem verdienstvollen Vorstände Ihres so segensreich wirkenden Gewerbsvereines, und ausgebracht von einer der ersten Zierden Ihrer Hochschule, bis zur Beschämung ehrenvoll für mich ist.

„„Ich zähle den heutigen Tag unter die glücklichsten meines Lebens; denn was könnte einem einfachen Publicisten wünschenswertheres zu Theil werden als der öffentliche Beifall so großer Notabilitäten, wie ich sie in diesem Saale versammelt sehe. Thörichter Eitelkeit wäre ich jedoch zu bezichtigen, würde ich das heutige Fest auf Rechnung meiner unbedeutenden Persönlichkeit setzen. Ohne Zweifel haben Sie nur meine zufällige Anwesenheit in dieser Kaiserstadt als eine längst ersehnte und willkommenen Veranlassung benützen wollen, um Ihre Sympathie für die übrigen Bruderstämme deutscher Nation an den Tag zu legen.

„„Als ich vor beinahe einem Vierteljahrhundert mit einigen Genossen von einer deutschen Hauptstadt zur andern wanderte, um für die Idee eines allgemeinen deutschen Handelsbundes Theilnahme zu erwecken, da richteten wir zuerst unsere Schritte nach dieser Kaiserstadt. Geboren und zum Theil erzogen unter dem beglückenden Scepter der deutschen Kaiser, habe ich den Namen Oesterreichs von Jugend auf im Herzen getragen. Nicht aber Gefühle allein leiteten unsere Schritte nach dieser Hauptstadt, sondern die Ueberzeugung daß in allen großen und nationalen Angelegenheiten der Deutschen, sollen sie zur Vollendung reifen, das Kaiserreich an der Spitze stehen müsse.

„„Damals standen unsern jugendlichen Wünschen unübersteigliche Hindernisse im Wege. Seitdem ist ein Vierteljahrhundert verflossen, bei weitem das folgenreichste in der ganzen Geschichte der Friedenszeiten des Continents. Gewaltige Erfindungen sind in dieser Periode ans Licht getreten und haben die Völker zum Wetteifer in der Industrie angespornt. Große Capitale wurden erspart und griffen überall dem Gewerbleiß und Handel unter die Arme. Neue Transportmittel von unermeßlicher Wirksamkeit sind ins Leben getreten, oder bereiten sich vor den inneren Verkehr in einer bis jetzt unerhörten Weise zu beleben. Deutschland hat inzwischen begriffen durch welche Mittel sein auswärtiger Handel zu fördern sey. Der Zollverein, von kleinem Anfang größer und immer größer geworden, hat endlich durch den belgischen Vertrag auch die Macht erlangt alle noch nicht unirten Städte und kleineren Länder des deutschen Bundes in das Bereich seiner Zolllinien zu ziehen, und seine Schifffahrt nicht minder als seinen auswärtigen Handel zu fördern. Bald werden nur noch zwei Handelskörper in Deutschland neben einander stehen: Oesterreich und der Zollverein.

„„Unter solchen Umständen wie natürlich ist der Wunsch — bei denjenigen zumal die nicht unmittelbar in der Industrie theilhaftig sind — es möchten auch die letzten Schranken fallen die den Deutschen von dem Deutschen trennen. Ich meines Orts, wie sehr ich diesen patriotischen Wunsch theile, habe die Schwierigkeiten die seiner Erfüllung im Wege stehen, mir selbst und Andern niemals verhehlt.

Ich kann mich deßhalb auf ein offenkundiges Votum berufen, das schon vor zwei Jahren über diese wichtige Frage von mir abgegeben worden ist. Seitdem habe ich nichts gehört oder gelesen, was vermögend gewesen wäre meine damalige Ueberzeugung im geringsten zu ändern. Gegenwärtig und für eine Reihe von Jahren dürften nach meiner Ansicht nur einzelne wechselseitige Verkehrserleichterungen ausführbar seyn, und zwar nur solche deren Nützlichkeit für beide Theile auf flacher Hand liegt. Hoffen wir es möge auf diesem Wege der allmählichen Annäherungen den hohen Regierungen gelingen die Wünsche der Völker dergestalt zu erfüllen daß die endliche commercielle Nationaleinigung Keinem Schaden zufügt und Allen Vortheil bringt. Hoffen wir insbesondere daß das Princip eines zureichenden Schutzes gegen fremde Nationen unter allen Umständen unerschüttert bleibe.

„„Gewiß spreche ich nur aus Ihrer Seele, hochzuverehrende Herren, wenn ich bei dieser Gelegenheit der hohen Energie und Intelligenz, womit die kaiserl. Regierung dem übrigen Deutschland in Herstellung eines nationalen Transportsystemes vorangeschritten ist, meine Bewunderung zolle.““

„„Vielleicht auch stimmen Sie mit mir überein, wenn ich den Wunsch äußere daß eine benachbarte Nation, eine der deutschen verbrüdete Nation, eine Nation voll Hochsinn und Loyalität, in ihrem edeln, wenn auch vielleicht zu raschen und ungestümen Streben nach gesellschaftlicher Vervollkommnung und materieller Verbesserung, und insbesondere in Herstellung eines verbesserten Transportsystems, der Grundbedingung aller Entwicklung und alles Fortschrittes, durch deutsche Privatkräfte aufs nachdrücklichste unterstützt werde.

„„Sicher aber, hochzuverehrende Herren, bin ich Ihrer Zustimmung, wenn ich den Abfluß deutscher Capital- und Arbeitskräfte, die kostspielige Auswanderung deutscher Brüder nach fernen überseeischen, unbekanntem, rechtlosen und ungesunden, nach pestilenzialischen Wüsten und Wildnissen, als eine thörichte und schädliche Vergeudung der Nationalkräfte, als ein großes Nationalübel betrachte, wenn ich den Wunsch hege, der deutsche Auswanderer möchte in den herrlichen Uferländern der Donau einen Rechtszustand und eine Aufnahme finden, wodurch er vermocht würde seine Verpflanzung auf eine seiner individuellen Wohlfahrt und den national-ökonomischen und politischen Interessen, so wie der Ehre seines Vaterlandes besser entsprechende Weise zu bewerkstelligen.

„„Erlauben Sie, hochzuverehrende Herren, daß auch ich einen Toast bringe: Deutschland — in Wissenschaft und Kunst, in Litteratur und Gesittung ein Stern erster Größe unter den Nationen der Erde — Deutschland — bestimmt durch seine natürlichen Hülfquellen, durch die Tüchtigkeit seiner Völker und durch eine weise Handelspolitik das reichste Land des europäischen Continents zu werden — Deutschland — durch Einheit und innere Entwicklung berufen zu der hohen Stellung eines ersten Garanten des europäischen Friedens — Deutschland! unser großes und herrliches, unser gemeinsames und geliebtes Vaterland lebe hoch!““

„Hierauf folgte ein Toast auf Deutschlands, Oesterreichs und Ungarns Gedeihen. Das hiedurch angeregte ungarische Interesse gab der Versammlung sogleich Gelegenheit einen Magyar selbst hierüber zu hören. Hofagent Kis begehrte das Wort. Indem er den mächtigen Anklang berührte, welchen List's nationalökonomische Schriften in Ungarn gefunden hatten, führte er aus, wie es das Wohl seines Vaterlandes erheische sich dem Bruderlande Deutschland, vorzüglich dem Kaiserstaate selbst anzuschließen, wie der Ungar sehr wohl erkenne daß seine ächte Gesittung nur vom Westen her sich vollziehe, wie daher von diesem aus der Ueberrest

der uncultivirten asiatischen Naturkraft umgebildet werden müsse. Zugleich aber flammte das Wort des Redners für die ungetrübte Aufrechterhaltung der Reinheit der ungarischen Nationalität und der Verfassung seines Vaterlandes. Ein hundertstimmiges Eljen! folgte dem begeisterten Schlusse seiner Rede. Nach einer kurzen Erwiderung List's sprach Freiherr von Sommaruga (jun.) über die Nothwendigkeit daß ein Jeder auch auf seinem individuellen Standpunkte sich an der Fortbildung der großen nationalen Interessen betheilige. Nun brachte die Poesie dem Nationalökonomem ihre Spenden. Bauernfeld<sup>15)</sup> trug ein sehr gelungenes Gedicht vor, worin er den Welthandel und den Verkehr mit Gedanken als das letzte Ziel des Zollvereins behandelte und dem deutschen Michel einige satyrische Bonbons an die träumerische Stirn warf. Castelli wies in einem launigen und witzigen Gedichte, worin ein zum Festmahle nicht geladener Bauer seine derben Reflexionen anstellt, auf die hohe Bedeutung des Bauernstandes, als der Ceres der Volkswirtschaft hin. Darauf begrüßte Löwenthal den Stifter des Zollvereins in entsprechender Weise, und L. A. Frankl in folgendem improvisirten Scherze:

Phantasie liebt heitre Verschwendung,	Doch sollt es — durch List gelingen
Edler Geiz ist Oekonomie,	Vernünftige Oekonomie
Wo ist die verbindende Wendung,	In die deutschen Länder zu bringen,
Ich suchte und fand sie nie.	Ueberböt' es alle Phantasie.
Wie sollen Poeten Dich preisen ?	Drum grüß' ich Dich trefflicher Meister!
Nicht ökonomisch sind sie, —	Oekonom und Poet sind sich gleich. —
Und Staatsökonomem erweisen	Doch merk', nicht ökonomisch sind Geister
Je als Poeten sich die ?	Und Herzen in Oesterreich.

„Es folgten nun Toaste auf Toaste, kleinere Vorträge von Dr. Schmit u. s. w. Ein Uhr nach Mitternacht endete ein Fest, welches wir keinen Anstand nehmen als ein vaterländisches zu bezeichnen. Die Versammlung bewies daß es ihr an dem erforderlichen Tacte nicht gebreche, um selbst die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes in würdiger Weise zu besprechen, daß es auch bei uns an Männern nicht fehle die sich ohne Rückhalt für die höchsten Interessen der Nation offen zu begeistern vermögen, ohne dabei in leere Renommistereien und burschikose Excentricitäten zu verfallen, und daß bei diesem Zweckessen nicht das Essen der Zweck war.“

Der Bericht ist, wie gesagt, wertvoll als Zeitdokument.

Es war eine ganz ungewöhnliche Ehrung, die List hier erwiesen wurde. „Man feierte“, sagte ein Zeitgenosse, „den berühmten Gast, wie vordem noch nie ein Privatmann in Österreich gefeiert worden war<sup>16)</sup>.“

Auch in Wien, der Hauptstadt des Gesamtstaats, verfehlte List nicht,

<sup>15)</sup> Bauernfelds Gedicht auf den Zollverein ist abgedruckt in der Transsilvania 1845, Nr. 2, und in seinen „Gedichten“ (Leipzig 1852, S. 165—168); er benutzt die Gelegenheit, vom Zollverein auch „Gedankenzollfreiheit“ zu fordern.

<sup>16)</sup> FRANZ SCHUSELKA, Österreichische Vor- und Rückschritte. Hamburg 1847, S. 221. — Wenn Schuselka nur den juristisch-politischen Leseverein (von 1841) als Veranstalter des Festes nennt, wird das ein Irrtum sein. Es scheinen sich mehrere Vereine zusammengetan zu haben. Den Vorsitz führte der Präsident des niederösterreichischen Gewerbsvereines. Vgl. auch den Bericht in IGNAZ KURANDAS „Grenzboten“, 1845, I, 63 ff.

die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Angelegenheiten Ungarns zu lenken und ihr insbesondere sein Einwanderungsprogramm — als Voraussetzung für die Größe Ungarns — ans Herz zu legen. „Sicher bin ich Ihrer Zustimmung, wenn ich den Wunsch hege, der deutsche Auswanderer möchte in den herrlichen Uferländern der Donau einen Rechtszustand und eine Aufnahme finden, wodurch er vermocht würde, seine Verpflanzung auf eine seiner individuellen Wohlfahrt und den national-ökonomischen und politischen Interessen, sowie der Ehre seines Vaterlandes besser entsprechende Weise zu bewerkstelligen.“

Das war im deutschen Wien. In welcher Achtung aber List auch in Ungarn, und zwar gerade auch bei den Madjaren, stand, zeigt der Bericht von FRANZ PULSZKY, dem Freund Kossuths, über Lists Aufenthalt in Preßburg, der Stadt des ungarischen Reichstages; wir müssen auch ihn hier mitteilen (Allgemeine Zeitung Nr. 322 vom 17. November 1844):

„Preßburg, 11. Nov. Dr. List befindet sich noch immer in unserer Mitte, und ist der Gegenstand der Aufmerksamkeit aller Classen. Vielleicht ist noch nie einem Fremden in Ungarn so viele Ehre widerfahren. Kaum ans Land gestiegen, drängten sich bei ihm die Einladungen zu Gastmahlen, Banketten und Reunions, und in die verschiedenen Casinos, nicht nur von Seite der beiden Parteien der Magnaten und Deputirten, sondern auch der höchsten Kron- und Staatsbeamten, wie z. B. des Oberhofkanzlers Grafen v. Majláth, des Judex Curiae Hrn. v. Majláth und des Präsidenten der ungarischen Hofkammer Hrn. Grafen v. Széchen. Von Seite der conservativen Partei gaben die Grafen Felix Zichy und Georg Andrassy, von Seite der Opposition Graf Casimir Batthyány glänzende Gastmahle. Bei letzterm waren der berühmte Graf Stephan Szécsény, der Vater der ungarischen Reform, der Graf Ludwig Batthyány, das talentvolle Haupt der magnatischen Opposition, und nebst noch mehreren Magnaten von der Opposition, die Häupter der Ständetafel, v. Klauzál, v. Beöthy, v. Bezerezy, v. Szentkirály und v. Pázmándy zugegen. Es wurden dort Reden gehalten, welche Ihnen mitzutheilen ich vielleicht später in den Stand werde gesetzt werden. Um sich diese große Popularität zu erklären, muß man wissen daß Dr. List's Werk „das nationale System der politischen Oekonomie“ in der Originalsprache oder in einer sehr gelungenen magyarischen Übersetzung seit drei Jahren bei uns in den Händen aller Gebildeten ist, und der öffentlichen Meinung des Landes eine ganz neue Richtung gegeben hat, dergestalt daß seit anderthalb Jahren die Säle unsrer gesetzgebenden Körper von List's Namen wiederhallen, so oft von Handel und Industrie, von Eisenbahnen oder Zöllen die Rede ist. Jeder wollte also den Mann kennen lernen, der in so klarer und eindringlicher Weise zu ganzen Nationen zu reden weiß. Auch geruhte der Erzherzog Palatin ihn schon

am zweiten Tag nach seiner Ankunft mit einer Audienz zu begnadigen, und aus der Dauer derselben schließt man wohl nicht mit Unrecht, der deutsche Nationalökonom habe in dieser hohen Region einen besonders günstigen Eindruck gemacht. Andererseits wandten sich an ihn die angesehensten Bürger, Kaufleute und Industriellen der Stadt Preßburg, um ihn über ihre städtischen Interessen zu consultiren, und Einsender spricht aus eigenem Wissen und aus eigener Theilnahme, wenn er versichert daß aller Wahrscheinlichkeit nach ein ungewöhnlicher Aufschwung der industriellen und commerciellen Zustände unsrer Stadt sich von Dr. List's Anwesenheit unter uns datiren wird. In gleicher Absicht sind gestern (das ist: am 10. November, Pulszky hat den Bericht am 11. November geschrieben) und heute Deputirte aus entfernten königlichen Freistädten hier angekommen um ihn einzuladen sie mit einem Besuch zu beehren, und ihnen mit gutem Rath in Verbesserung ihrer industriellen und commerciellen Zustände beizustehen . . .

Mehrere der begütertsten Magnaten haben gegen ihn ihre Geneigtheit zu kolonisieren erklärt, und die königliche Hofkammer soll um so weniger abgeneigt sein, auf Dr. Lists Vorschläge einzugehen, als auf Veranlassung des erleuchteten Präsidenten der kaiserlichen Hofkammer bereits ähnliche Kolonisationsversuche, wie Dr. List sie beabsichtigt, eingeleitet worden sind.“

Da steht es mit dürren Worten, und zwar mit den Worten eines Nichtdeutschen: List hat „der öffentlichen Meinung des Landes eine ganz neue Richtung gegeben“. Er, der Privatmann, war in Ungarn eine geistige Macht geworden.

Aber wo bleibt bei alledem Siebenbürgen? Wo bleiben insbesondere die Siebenbürger Sachsen? Was hat List ihnen zu raten?

## 2. List und die Siebenbürger Sachsen

Die Antwort ist: für Siebenbürgen hat List kein spezielles Interesse; es liegt nicht an der Donau. Er erwähnt es nur gelegentlich als ein Nachbarland Ungarns<sup>17)</sup>. Als solches wird es von der Transportverbesserung in Ungarn, von der national-ökonomischen Reform Ungarns natürlich auch einen Gewinn haben. Aber eigene Gedanken sich über Siebenbürgen zu machen, hatte List bisher keinen Anlaß.

Zunächst galt es, seinen großen Grundgedanken auszusprechen: Ungarn durch Einwanderung und andere Mittel zu einem Instrument der friedlichen Gewinnung aller unteren Donauländer zu entwickeln. Die Einzelfragen waren *cura posterior*.

<sup>17)</sup> Dreimal wird es in den Gesammelten Schriften erwähnt: III, 499. V, 504, 517. VII, 189 f.

Mit ihnen sich auseinanderzusetzen, war es Zeit, bis er selbst durch eigenes Nachdenken auf sie geführt wurde oder bis ein anderer diese Frage von außen an ihn herantrug und sie ihm zur Beantwortung vorlegte.

Als List nach seiner Rückkehr aus Ungarn in Wien lebte, drängten sich viele Menschen an ihn heran, um ihm die speziellen Fragen, die sie beschäftigten, vorzulegen und den Rat des vielerfahrenen Mannes zu hören. Unter den vielen wandte sich auch ein Siebenbürger Sachse, der in Wien lebte, an List; berufener konnte kaum einer sein. Es war FRANZ CONRAD, der siebenbürgische Hofagent, er hatte also von Amts wegen die Interessen Siebenbürgens in Wien zu vertreten; als Siebenbürger Sachse vertrat er insbesondere die Interessen der Sachsen. Es ist derselbe Franz Conrad, den wir als Freund Stephan Ludwig Roths kennen<sup>18)</sup>; derselbe, der nur ein Vierteljahr später, am 18. März 1845, den Brief an Roth schrieb, der diesen veranlaßte, nach Württemberg zu fahren, um von dort tüchtige Landwirte nach Siebenbürgen zu holen. Conrad hatte bereits zweimal mit List gesprochen, zum dritten Male war er jetzt bei dem Festmahl mit ihm zusammen; hier brachte er als Siebenbürger Sachse sogar ein Hoch auf List aus.

Was er wollte und erreichte, sehen wir am besten aus dem Brief, den er am Tage nach dem Festmahl, am 24. Dezember 1844, an einen Freund schrieb und durch diesen in der „Transsilvania“, dem Beiblatt zum „Siebenbürger Boten“ in Hermannstadt, veröffentlichen ließ<sup>19)</sup>.

Der Redakteur der Transsilvania, damals FRIEDRICH HANN<sup>20)</sup>, nahm den Brief gern auf und benutzte die Gelegenheit, diese Nummer (Nr. 2) zu einer List-Nummer zu machen.

An die Spitze des Blattes, das er jedesmal mit einem andern Motto einleitete, setzte er diesmal ein Wort von List, aus seinem Nationalen System der politischen Ökonomie: „Überall und zu jeder Zeit sind Intelligenz, Moralität und Tätigkeit der Bürger mit dem Wohlstand der Nation in gleichem Verhältnis gestanden, haben die Reichtümer mit diese (sic!) Eigenschaften zu- oder abgenommen.“ Er bittet, dem Blatt auch fortan ähnliche Mitteilungen zugehen zu lassen und begrüßt die Aussicht auf einen Besuch Lists in Hermannstadt mit Begeisterung: „Wolle der Himmel

<sup>18)</sup> Südostdeutsche Forschungen 1939, S. 791—794.

<sup>19)</sup> Dieser Freund war nicht ROTH; denn er redet ihn mit Sie an, während er sich mit Roth duzte. CONRAD wird den Brief aus praktischen Gründen an einen Landsmann gerichtet haben, der in Hermannstadt selbst wohnte und den Brief leicht an die Transsilvania weitergeben konnte.

<sup>20)</sup> Später war Hann in Wien, in der Redaktion der „Austria“, des Organs des Handelsministeriums tätig (unter Höfken); dort starb er früh (1852). — Eine Übersicht über alle Siebenbürger Sachsen, die in der Zeit von etwa 1840 bis 1867 in Wien gelebt und über die Tätigkeit, die sie dort ausgeübt haben, wäre sehr dankenswert.

den weltberühmten Meister der materiellen Grundkräfte der Völker baldigst zu uns führen! Er möge sich überzeugen, daß auch dieses Glied in der großen Länderkarte Europas den Drang der Zeit nach materiellem Wohlstand, als erster Stufe auf der Leiter europäischer Civilisation, empfunden hat; überzeugen, daß dieses Land die Ankunft des vielerfahrenen, seltenen Mannes als eine höhere Schickung betrachtet, deren segensreiche Wirkungen es nach ihrem ganzen Gewicht zu würdigen versteht.“

Außer dem Brief brachte er auch den Toast zum Abdruck, den BAUERNFELD an dem Listabend auf den Zollverein ausgebracht hatte. (Conrad hat das Gedicht offenbar mitgeschickt.) Conrads Brief selbst aber lautet:

Brief über Dr. Fr. List.

Wien, 24. December 1844.

Mit Vergnügen höre ich, daß Sie Mitarbeiter sind an der „Transsilvania“; so theile ich Ihnen denn etwas mit, was Transsilvanien betrifft.

Nachdem ich schon zweimal mit Herrn Dr. List die Kolonisierungsfrage verhandelt, war ich Mitgenosse des Festes, was ihm gestern Abend der hiesige juridisch-politische Leseverein, der Gewerbsverein, und ausgezeichnete hiesige Schriftsteller gaben. 160 Gedecke, alles nach Wiener Art gewählt; Champagner und Toaste auf den geliebten Monarchen, die Großen des Reichs als Förderer Oesterreich's Wohl, auf Zollverein, Eisenbahnen u. s. w. in Strömen ausgebracht, von Männern aller Lande der glorreichen österreichischen Monarchie, des Auslandes, selbst Nordamerika's. Als nun auch für Ungarn eine Stimme ertönte, so trieb mich das Gefühl, auch meines Vaterlandes zu gedenken. Folgendes ist, worauf ich mich noch aus meinem Toaste erinnere:

Auch von den sieben Burgen der südlichsten Grenze der Monarchie ertöne ein Lebehoch dem Verfasser des nationalen Systems der politischen Oekonomie. So wie der Gefeierte es that, so durchzieht seine Lehre Länder und Meere. Doch weiter und weiter verbreitet sich sein Wort; auch nach Siebenbürgen drang es ein, wird keimen und reifen zur schönsten Ernte; dies Land wird ferner bewähren, was Jahrhunderte zeigten, daß die Interessen Siebenbürgens es fest an Oesterreich's, fest an Deutschland's Intelligenz und Nationalökonomie knüpfen. In diesem Lande lebt auch ein kleines, aber fleißiges und treues landständiges Völkchen, das Volk der Sachsen, stark an Willen, in Landbau, Gewerben und Handel anstrebend, doch klein an Zahl; Dr. List rufe ich auf! seinen Rath zu dessen Mehrung! — National-Wohl im Geist des ergrauten Lehrers sei unser Wahlspruch! Siebenbürgens herzlicher Nachruf! Doktor List lebe hoch!

Gerührt erwiderte er: „ich ziehe hin, kennen will ich das gelobte Ländchen, kennen auch die Sachsen, will rathen und helfen.“

Vermuthlich begrüßen Sie ihn schon nächstes Jahr in Hermann's Mauern gastfreundlich und herzlich.

Ihr Freund

F. C.

Conrad war es also tatsächlich gelungen, in persönliche Fühlung mit List zu kommen. Er hatte Lists Rat für die Mehrung des Wohlstandes seines Volkes erbeten und seine Teilnahme gewonnen. Gerührt erwiderte List: „Ich ziehe hin, kennen will ich das gelobte Ländchen, kennen auch die Sachsen, will raten und helfen.“ Conrad hoffte, List werde seine Absicht schon im Frühjahr 1845 ausführen und Hermannstadt besuchen. Dort hätte List eine großartige Aufnahme gefunden.

Es ist kaum zu bezweifeln, hätte List länger gelebt (sein Tod am 30. November 1846 machte allen weiteren Plänen ein jähes Ende), so hätte sein Interesse für Ungarn, für die Weckung seiner latenten Kräfte ihn bald zum zweiten Male in dies Land geführt; vielleicht hätte er dann auch Zeit gefunden, einen Abstecher nach Siebenbürgen zu machen. Aber es ist sehr zweifelhaft, ob sein Besuch den Sachsen wirklich hätte nützen können. Gerade in der wichtigsten Frage ging List seinen eigenen Weg; auf ihm hätten ihm die Sachsen nicht folgen können, ohne sich selbst aufzugeben. In Wahrheit: bei einem Besuch Lists in Hermannstadt wäre der innere Gegensatz, der zwischen Conrad und List in dieser Frage bestand, leicht offen zum Ausbruch gekommen.

Für die Stärkung des eigenen Volkstums hatten die Sachsen von List nichts zu erwarten. Ein Zustrom von Einwanderern, die sich — im Sinne Lists — mit den Madjaren verschmelzen sollten, mußte ihnen geradezu lebensgefährlich werden.

Daraus folgt: der Einwanderungsgedanke ist in Siebenbürgen unabhängig von List entstanden. Wie aber ist er dann entstanden?

## II. Der Einwanderungsgedanke in Siebenbürgen

Will man den Einwanderungsgedanken in Siebenbürgen verstehen, so muß man die — in ihrer Art immerhin großartige — Konzeption Lists vergessen. Nichts von den großen Volksmassen, die List in Bewegung setzen will; nichts von den weitschauenden wirtschaftspolitischen und politischen Zielen, die er bis ans Schwarze Meer verfolgt.

Die Siebenbürger Sachsen haben viel bescheidenere Ziele: sie wollen sich ihrer Haut wehren und sich von den mitwohnenden Nationen nicht an die Wand drücken lassen. Auch in Siebenbürgen regt sich bereits mächtig — von der Entwicklung in Ungarn beschwingt — der madjarische Gedanke. Auf dem siebenbürgischen Landtag stehen die Sachsen als kleinster Landstand zwei madjarischen Landständen, dem Adel und den Szeklern gegen-

über. Auf den Landtagen<sup>21)</sup> haben es die Sachsen schwer, sich ihrer Haut zu wehren. Aus dieser Situation heraus mußte beinahe zwangsläufig bei ihnen der Gedanke entstehen: wie viel leichter hätten wir es doch, wenn unsere Zahl größer wäre! Was können wir tun, um unsere Zahl zu vermehren? Aus dieser Situation heraus, zeigt G. A. SCHULLER in seinem immer wieder zu zitierenden Aufsatz über die Einwanderung von Württembergern in das Sachsenland<sup>22)</sup>, ist denn auch tatsächlich der Gedanke, das Sachsenvolk durch Zuwanderung zu stärken, zuerst ausgesprochen, und zwar im Kreise um BEDEUS, Ende der Dreißigerjahre. „Früher dürfte der Gedanke kaum Beachtung gefunden haben, selbst wenn ein besinnlicher Kopf ihn auch gehegt haben möchte“ (S. 260).

Der Gedanke ist also auf sächsischem Boden erwachsen.

Wer ihn zuerst gehabt hat, wird sich schwer feststellen lassen. Ist ein Einzelner Urheber eines solchen Gedankens? Geht er nicht eher aus der gemeinsamen Sorge der Verantwortlichen hervor? Mit einem Male ist er da, man kann nicht sagen, wer ihn zuerst ausgesprochen hat; der ganze Kreis ist sein Träger.

Immerhin wird es vielleicht möglich sein, festzustellen, wer in besonderem Maße Träger des Gedankens geworden ist.

Zunächst: nichts spricht dafür, daß BEDEUS selbst der Hauptverfechter dieses Gedankens gewesen ist. — Das geht aus der großen Bedeus-Biographie von FRIEDENFELS hervor<sup>23)</sup>. Ihr Verfasser, Eugen Friedenfel, stand im allernächsten Verhältnis zu dem Helden seines Buches: er war sein Stiefsohn, hatte lange in seinem Hause gelebt und war genau mit seinem Leben und seinen Gedanken vertraut. Darnach war Bedeus zwar auch einer der Förderer des Unternehmens; aber nirgends findet sich ein Hinweis, daß er im besonderen Maße mit ihm verwachsen war. Und das hätte sein Stiefsohn wissen müssen. War er doch zur Zeit, als der Rothsche Kolonisationsversuch im Gange war, bereits als junger Beamter in Wien tätig, und zwar in eben der Behörde, die die Angelegenheit amtlich zu bearbeiten hatte, der siebenbürgischen Hofkanzlei; 1844 (August) bis 1848

<sup>21)</sup> Die Landtage fanden statt in den Jahren 1834/35, 1837/38, 1841—1843, 1846/47.

<sup>22)</sup> Landwirtschaftl. Blätter für Siebenbürgen. 1922, S. 260 ff. Vgl. dazu meine Roth-Aufsätze in den Südostdeutschen Forschungen 1938, S. 791 ff.; 1939, S. 750.

<sup>23)</sup> EUGEN FRIEDENFELS, Joseph Bedeus von Scharberg. Beiträge zur Zeitgeschichte Siebenbürgens im 19. Jahrhundert. 2 Bde. Neue Ausgabe. Wien 1885.

Der Verfasser, der selbst noch die Zeit der sächsischen Eigenverwaltung und die Zeit vor 1848 miterlebt hatte, hat es sich angelegen sein lassen, die versunkene Welt jener Tage den Lesern lebendig zu machen. Dazu dienen zahlreiche Exkurse, in denen die Verfassungs- und Verwaltungsfragen eingehend behandelt werden.

stand er hier als „Hofkonzipist“<sup>24)</sup>, und zwar an einer Stelle, wo er die Arbeiten dieser Behörde genau kennenlernen mußte: der Vizepräsident der siebenbürgischen Hofkanzlei, Baron SAMUEL JOSIKA (einen Präsidenten hatte sie damals nicht, Josika war also der tatsächliche Präsident der Hofkanzlei) hatte ihn in sein Präsidialbüro aufgenommen. Friedenfels war also für seine Darstellung nicht nur auf die Mitteilungen seines Stiefvaters angewiesen, er hatte die Sache am maßgebenden Ort selbst miterlebt. Dadurch gewinnt sein Exkurs über die Schwabeneinwanderung (Bd. I, S. 395 bis 402) geradezu Quellenwert; Quellenwert nämlich für die Vorgänge, die sich in der siebenbürgischen Hofkanzlei abspielten; hier lernte er die Freunde und die Gegner der Einwanderung kennen.

Die Stelle aber, die der Einwanderung die größten Hindernisse bereitete, war die siebenbürgische Hofkanzlei selbst: ihr Chef, Baron Samuel Josika, war Gegner der Einwanderung<sup>25)</sup>; die terroristische Haltung der Hofkanzlei schreckte nach Friedenfels (Bd. I, S. 400) die meisten ab, „sich für die Einwanderung zu exponieren und zwang auch die Entschlossensten zur vorsichtigen Zurückhaltung“. Hofkanzlei und Gubernium (das heißt: die Reichsbehörde für Siebenbürgen in Wien und die siebenbürgische Landesbehörde in Klausenburg) trugen „noch lange den Personen, die auch nur im Verdachte standen, hierbei mitgewirkt zu haben (Hofagent Franz Conrad, Ludwig Rosenfeld, Bedeus, Friedenfels u. a. m.), besonders aber dem Pfarrer Stephan Ludwig Roth . . . die Beteiligung an dieser Angelegenheit in gehässiger Weise nach“.

Hier haben wir also die Namen der wichtigsten Förderer der Sache: in Siebenbürgen BEDEUS, in Wien FRANZ CONRAD und LUDWIG ROSENFELD, dazu auch der junge EUGEN FRIEDENFELS; letzterer war noch zu jung, um viel zu bedeuten, hat aber doch ein Recht, sich als Konzipisten der siebenbürgischen Hofkanzlei mitzunennen. Von den beiden andern, Franz Conrad und Ludwig Rosenfeld, war Rosenfeld in der wichtigsten Position: er war Hofrat bei der Staatskonferenz<sup>26)</sup>. In dieser Stellung konnte

<sup>24)</sup> Er war 1819 geboren, also damals (1845/46) 26/27 Jahre alt. Im Sturmjahr 1848 war er sächsischer Abgeordneter im ersten ungarischen Reichstag, der in Pest stattfand. TRAUSSCH III, 566.

<sup>25)</sup> JOSIKA war seit November 1844 Vize-Hofkanzler. Erst 1848 wurde er (vom siebenbürgischen Landtag) zum Hofkanzler gewählt.

<sup>26)</sup> Rosenfelds Laufbahn war diese: er trat 1838 in Wien als Hofsekretär in die k. k. allgemeine Hofkammer ein, die nach der Revolution zum k. k. Finanzministerium umgestaltet wurde. Er wurde am 2. Dezember 1843 zum Regierungsrat befördert und der Staatskonferenz zugeteilt, wo er am 28. Oktober 1845 in die Stellung als Hofrat und Protokollführer einrückte. In dieser Stellung blieb er bis zur Revolution. 1849 trat er zu der Zentralstelle für das Finanzwesen zurück, jetzt genannt k. k. Finanzministerium. 1858 Sektionschef (unter dem Finanzminister

er die Angelegenheit tatsächlich wesentlich fördern. Als nämlich die siebenbürgische Hofkanzlei an den Statuten des in der Bildung begriffenen Landwirtschaftsvereins Anstoß nahm, weil er die Einberufung von deutschländischen Landwirten für die Hebung der sächsischen Landwirtschaft in Aussicht nahm, war es Rosenfeld, dessen Eingreifen dies Hindernis überwand: „durch die Vermittlung des Hofrates Rosenfeld, der auch von jeher sehr für die Einwanderung eingenommen war<sup>27)</sup>, wurden die beanständeten Worte allerhöchsten Ortes nicht gestrichen“ (Bd. I, S. 161 f.). Rosenfeld ist der Hauptprotector der Sache.

Noch deutlicher spricht eine Stelle, die Friedenfels aus dem Originalmanuskript seines Stiefvaters mitteilt; in ihr spricht also Bedeus in eigener Person (I, 168): „Schon seit dem ersten Frühjahre verlauteten verschiedene Gerüchte, daß Baron Josika mit Hofrat Rosenfeld sehr gespannt sei.“ Diese Gerüchte waren auch außerhalb Wiens verbreitet. Auch in Klausenburg, dem Sitz der siebenbürgischen Landesbehörde, kannte man sie. Dort hörte der siebenbürgische (madjarische) Graf JOSEPH KEMÉNY auf Gerend von ihnen und gab sie brieflich an ANTON KURZ weiter: „der hohe dikasterialische Horizont solle in Wien etwas trübe aussehen; denn man behauptet: entweder Josika oder Rosenfeld soll in kurzer Zeit stürzen“ (Brief vom 8. Mai 1846)<sup>28)</sup>. Die Spannung war also recht bedeutend. „Hiezu kam“, fährt Friedenfels fort, „Rosenfelds gehätscheltes Steckenpferd<sup>29)</sup>, die Einwanderung der Schwaben, die er um jeden Preis zu fördern trachtete. Dies kam dem Hofkanzleipräsidenten gerade recht; er brauchte zu der bevorstehenden Wahl (nämlich der Wahl zum Präsidenten der siebenbürgischen Hofkammer) eine Gelegenheit, sich Popularität zu verschaffen und auch die Liberalen zu gewinnen: hierzu kamen ihm die Schwaben wie gerufen und er entwickelte einen — sehr wohlfeilen Eifer zur Erschwerung und Verhinderung der Kolonisation.“ Nach alledem war Rosenfeld der Hauptträger des Einwanderungsgedankens.

Dazu stimmt es, daß er schon früher, wie G. A. SCHULLER mitteilt<sup>30)</sup>, zwei handschriftliche Aufsätze über diese Frage verfaßt hat. Sie tragen die

---

Freiherrn von Bruck, 1855—1860), 1865 Ruhestand und Erhebung in den Freiherrenstand. 1869 gestorben. Nach FRIEDENFELS, Bedeus I, 240—295; vgl. WURZBACH und TRAUSCH, Schriftsteller-Lexikon der Siebenbürger Deutschen III, 125.

Über die Kompetenzen von Staatskonferenz und Staatsrat siehe den Exkurs bei FRIEDENFELS I, 331—341.

<sup>27)</sup> Von uns gesperrt.

<sup>28)</sup> Ungedruckte Briefe des Grafen Joseph Kemény an Anton Kurz. Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens. Neue Folge. Kronstadt 1860, S. 241.

<sup>29)</sup> Von uns gesperrt.

<sup>30)</sup> Landwirtschaftliche Blätter 1922, S. 270.

Jahreszahl 1840. Mag ihre definitive Gestalt auch von Lists Veröffentlichungen beeinflußt sein, ihre Urgestalt ist älter; schon 1841 (als List noch gar nicht von der Einwanderung nach Ungarn gesprochen hatte — das geschah erst 1842) nahm ein Freund (Dr. KARL LUDWIG SIGMUND) eins der Manuskripte nach Deutschland mit, sprach über das Thema des Manuskripts mit Tübinger Professoren und suchte Fühlung mit der Redaktion der (im Verlage Cotta erscheinenden) Deutschen Vierteljahresschrift<sup>31)</sup>. Die Aufsätze werden also tatsächlich in ihrer Urform bereits

<sup>31)</sup> Nach G. A. Schuller, Landwirtschaftliche Blätter für Siebenbürgen 1922, S. 270, hat SIGMUND in einem Brief vom 8. Mai 1841 aus Heidelberg berichtet, daß der Aufsatz, durch den ROSENFELD deutsche Auswanderer nach Siebenbürgen lenken wollte, „in Tübingen bei mehreren Professoren vollen Anklang gefunden hätte und in der ‚Deutschen Vierteljahresschrift‘ wohl in vollem Umfang Aufnahme finden würde“. Dort ist er nicht erschienen.

Der hierher gehörige Teil des Briefes von Sigmund an Rosenfeld, damaligen k. k. Hofsekretär der Hofkammer in Wien, lautet (nach gütiger Mitteilung von Herrn Dr. RUDOLF SPEK, dem Direktor des Brukenthalischen Museums in Hermannstadt):

„Hochgeehrter Herr Hofsekretär!

Obwohl ich nicht mehr die Freude hatte, mich bei Ihnen persönlich beurlauben zu können, so ließ ich mir die bewußte Angelegenheit doch am Herzen liegen. In Stuttgart fand ich bei den Geistlichen keinen Anklang. Desto mehr in Tübingen; der Direktor des Predigerseminars Schnürerer sagte mir, die Idee sei eine ausgezeichnete und verdiene alle Förderung, er notierte sich die Hauptmomente, wie ich ihm sie (nach Ihrem Manuskript) mitteilte und verhiß mir, darüber noch des Abends mit dem Professor der Staatswissenschaften und mit dem alten Poppe zu sprechen. Den folgenden Morgen sagte er mir, ihre gemeinsame Beratung wäre dahin ausgefallen, besagte Angelegenheit entweder in dem Schwäbischen Merkur im Auszug zur Sprache zu bringen oder in der in Württemberg so verbreiteten und geachteten Deutschen Vierteljahrsschrift in toto den Aufsatz zu geben, wobei der Verfasser immer ungenannt bleiben könne. Das Band zwischen den Geistlichen und den Auswanderungslustigen sei so locker, ja die Regierung selbst mißdeute den Geistlichen jede Förderung der Art so sehr, daß diese gar nichts in besagter Angelegenheit zu wirken vermögen würden. Aus Hessen sollen auch viele, sehr Vermögliche und dazu Protestanten, auswandern.

Sollten Sie an die Vierteljahrsschrift etwas senden wollen, so bitte ich es an Herrn Dr. Sprengler, praktischen Arzt in Augsburg, zu schicken, welchen Sie mit Beziehung auf meinen Namen angehen wollen, durch Altenhöfer die Sache an die Redaktion gelangen zu lassen. Für einen etwaigen Auszug gibt die Redaktion des Schwäbischen Merkur gerne den Raum: Sie hätten direkt an dieselbe zu adressieren.“

Vom weiteren Verlauf der Angelegenheit wissen wir nur, daß der Aufsatz nicht in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ erschienen ist.

Trotzdem ist es möglich, daß Rosenfeld noch einen Schritt in der Sache gemacht und sich auf dem ihm empfohlenen Wege über Augsburg an die Redaktion der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ gewendet hat (tatsächlich wurde die Redaktion von Legationsrat von Kölle in Stuttgart geführt). Dann könnte die Angelegenheit

1840 entstanden sein. ROSENFELD könnte also am ehesten, wenn wir einen einzelnen nennen wollen, der Vater des Gedankens sein.

Rosenfeld hat sich offenbar bei seinen Landsleuten wie höheren Orten eines gewissen Ansehens erfreut. Die „Transsilvania“ in Hermannstadt, die jede Nummer mit einem Motto eröffnet, verwendet am 19. Dezember 1845 ein Wort von ihm als Motto; in dieser Nummer bringt sie einen Aufsatz über Handel und Agrikultur in der Walachei. Das Wort von Ludwig von Rosenfeld aber, das sie voranstellt, lautet: „Den Donaumündungen bedeutend näher gelegen als viele andere Länder kann Siebenbürgen, unter der Voraussetzung einer befriedigenden Qualität seiner Erzeugnisse, die Konkurrenz mit jenen um so leichter aushalten, als durch seine Lage der Weg der Waren bis zum Markte des Absatzes verkürzt, und also der Preis derselben vermindert wird.“ Es scheint sich dabei um Lists südöstlichen Gedanken zu handeln, den Rosenfeld nachträglich aufgenommen hätte. Und in der Revolutionszeit mit ihren unkontrollierbaren Nachrichten läßt sich der Freiherr von Kübeck durch Rosenfeld über die Gebiete, in denen er ihn für besonders fachkundig hält, informieren; sein Tagebuch<sup>32)</sup> vom 17. Jänner 1849 berichtet: „Rosenfeld über die Zustände in Ungarn und Siebenbürgen. Er bestärkte damit meine Besorgnisse „der unglückliche Reichstag (in Kremsier) scheint immer mehr an Gewicht zu gewinnen, obschon man ihn in der Tasche zu haben meint. Auch die neuesten Wahlen sind ungünstig und zeugen von dem Einflusse der revolutionären Partei.“

in Augsburg im Kreise der Redakteure der Allgemeinen Zeitung besprochen sein, vielleicht mit ständigen Mitarbeitern der Allgemeinen Zeitung in Augsburg, als deren wichtigster Friedrich List zu nennen ist, der sich Ende 1840 in Augsburg niedergelassen hatte. Obwohl Rosenfelds Aufsatz ungedruckt blieb, könnte er auf diese Weise doch eine gewisse anregende Wirkung gehabt und das Interesse der Beteiligten auf den Südosten (wenn auch nicht auf Siebenbürgen so doch auf Ungarn) gelenkt haben, so daß im nächsten Jahrgang (1842) der Vierteljahrsschrift nicht weniger als drei Aufsätze über den Südosten erschienen: der Aufsatz von List, den wir schon kennen, mit seinem Projekt der großzügigen Auswanderung nach Ungarn, der Aufsatz von Gustav Höfken über eine deutsche Handels- und Auswanderungs-Gesellschaft für den Südosten, den wir noch kennenlernen werden (Höfken lebte in der zweiten Hälfte des Jahres 1841, dann wieder vom November 1842 in Augsburg), ein Aufsatz von Kölle. Aber irgendeine positive Grundlage für diese Hypothese ist nicht vorhanden. Gegebenenfalls hätte G. A. Schuller dann wohl irgendeine Spur davon in den Rosenfeld-Papieren gefunden. Das Wahrscheinlichere ist also, daß Rosenfelds Aufsatz nicht zur Kenntnis von Altenhöfer und des Schriftstellerkreises in Augsburg gekommen ist.

<sup>32)</sup> Tagebücher des Carl Friedrich Freiherrn Kübeck von Kübau. Wien 1909, Bd. II. — Auch am 1. September 1848 notiert Kübeck Rosenfelds Besuch, doch hier ohne nähere Angabe: „Besuch bei Hummelauer. ROSENFELD bei mir.“ Auch hier dürfte es sich um Mitteilungen über Ungarn und Siebenbürgen gehandelt haben.

In Siebenbürgen haben wir früher gesehen, trat der Einwanderungsgedanke in zwei Formen auf<sup>33</sup>). Bei Rosenfeld und seinen Freunden ist er volkspolitisch orientiert, bei Roth, dem Manne der Praxis, wirtschaftlich; Roth ging von den Bedürfnissen der Landwirtschaft aus; deutschländische Landwirte sollten herbeigezogen werden, um auf Sachsenboden als Pioniere des rationellen Ackerbaues zu wirken. Darüber ist nichts Neues zu sagen.

Roth hat nachträglich auch den volkspolitischen Gedanken Rosenfelds aufgenommen und beide verschmolzen. Wie weit das zum Vorteil der Sache gereichte, ist eine offene Frage.

Es fügt sich, daß wir die Äußerung eines zeitgenössischen Fachmannes über Roths Kolonisationsversuch besitzen; diese Äußerung stammt aus dem Jahre 1850 und ist von GUSTAV HÖFKEN in seiner Schrift „Deutsche Auswanderung und Kolonisation im Hinblick auf Ungarn“ ausgesprochen (Wien, Verlag von Carl Gerold).

Zunächst ein Wort über Höfken und seine Stellung in der Auswanderungsfrage.

### III. Höfken und das Projekt der Kolonisierung in Ungarn

#### 1. Höfkens Anfänge

Der Name Höfken besagt uns heute nichts mehr; zu seiner Zeit war das anders. WURZBACH nennt ihn „unbedingt einen der bedeutendsten Publizisten“ seiner Zeit, und, das Gebiet andeutend, auf dem er publizistisch tätig war, fügt er hinzu: er ist Verteidiger der Schutzzölle und Anhänger Friedrich Lists.

GUSTAV HÖFKEN<sup>34</sup>) war in Hattingen in der Grafschaft Mark (bei Hagen) im Jahre 1811 geboren, hatte als preußischer Offizier begonnen, war aber bald — politischer Differenzen wegen — aus dieser Laufbahn ausgeschieden. Dann machte er zunächst den spanischen Bürgerkrieg mit,

<sup>33</sup>) Südostdeutsche Forschungen. Jg. III, S. 791 ff., Jg. IV, 1939, S. 749 f.

<sup>34</sup>) Außer den Nachschlagewerken (Wurzbach, Bd. 9; ADB, Bd. 50) siehe: EDUARD HEYCK, Die Allgemeine Zeitung 1798—1898. München 1898, S. 131 ff. — OTTO WAGNER, Mitteleuropäische Gedanken und Bestrebungen in den Vierzigerjahren (1840—1848). Diss., Marburg 1935, S. 47—52, 55—57, 62—64, 86, 89—92. — FRIEDRICH LENZ, Friedrich List, Der Mann und das Werk. München-Berlin 1936, S. 179 f., 354. — P. HERMANN MESTES, Dortmund im deutschen Einigungskampf von 1848—1849. Dortmund 1937, S. 48 ff., 57, 106 f., 115—118. — P. HERMANN MESTES, Gustav Höfken. Kölnische Zeitung, 12. Januar 1937. — JOHANN KÓSA, Die ungarische Kolonisationsfrage um die Mitte des 19. Jhs. Wien 1938. SA. aus dem Jahrbuch des Graf Kuno Klebelsberg-Instituts für ungarische Geschichtsforschung in Wien, S. 32—37. (Tendenziös, mit politischen Nebenabsichten geschrieben.)

der ihm später den Stoff zu seinem ersten Buch gab<sup>35</sup>); seiner politischen Stellung gemäß kämpfte er auf der Seite der Königin-Regentin CHRISTINE für die spanische Verfassung gegen den absolutistischen DON CARLOS. Nach der Rückkehr wandte er sich der akademischen Laufbahn zu, er wollte sich in Berlin als Privatdozent niederlassen, aber die preußische Regierung schob dem einen Riegel vor; sie setzte ihn in Untersuchungshaft (1838).

Nach einigem Tasten betrat er den Weg als nationalökonomischer Schriftsteller, ohne doch den Gedanken an die akademische Laufbahn aufzugeben. Er steht deutlich unter dem Einfluß FRIEDRICH LISTS, dessen Hauptwerk, „das nationale System der politischen Ökonomie“, 1841 erschien.

Am 1. Januar 1842 übernimmt er die Redaktion der „Rheinischen Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe“ in Köln<sup>36</sup>) und tritt in ihr für die Fortbildung des deutschen Zollvereins, für die Entwicklung des deutschen Handels und für die Befreiung des deutschen Volksbewußtseins von allem, was die Einigung hemme, ein. Er schlägt also wie List (und, fügen wir hier hinzu, wie Graf Széchenyi in Ungarn für die Madjaren) den indirekten Weg ein; er will durch den wirtschaftlichen Aufschwung des Volkes den politischen Fortschritt vorbereiten. Aber den leitenden Herren des Verlages ist dieser Ton zu trocken, sie wollen ein rein politisches Blatt radikaler Richtung; infolgedessen erklärt Höfken bereits am 18. Januar seinen Rücktritt. Sein (zweiter) Nachfolger in der Redaktion ist KARL MARX (im Oktober 1842), ein halbes Jahr später wird die Rheinische Zeitung verboten.

Höfken tritt nun, nach einer Reise durch Westeuropa, als Mitredakteur unter GUSTAV KOLB in die Redaktion der Allgemeinen Zeitung in Augsburg ein (Anfang November 1842)<sup>37</sup>); zwei Jahre lang (1842—1844) bleibt er in dieser Stellung, bleibt aber auch nach seinem Ausscheiden aus der Redaktion in Augsburg, ist nicht nur freier Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung, sondern wird auch zu redaktioneller Mitarbeit herangezogen. Auch nach seinem Fortgang aus Augsburg bleibt er in freundschaftlichen Beziehungen zur Allgemeinen Zeitung; die Mitarbeit an der Allgemeinen Zei-

<sup>35</sup>) Tirocinium eines deutschen Offiziers in Spanien, 4 Bde. Stuttgart 1841, Verlag Karl Göpel.

<sup>36</sup>) JOSEPH HANSEN, Gustav von Mevissen. Ein rheinisches Lebensbild. Berlin 1906, Bd. I, S. 250 f. — HERMANN KÖNIG, Die Rheinische Zeitung von 1842 bis 1843 in ihrer Einstellung zur Kulturpolitik des Preußischen Staates. Münster i. W. 1927, S. 8—10. — KARL BUCHHEIM, Die Geschichte der Kölnischen Zeitung, ihre Besitzer und Mitarbeiter 1831—1850. Köln 1930, S. 33, 36.

<sup>37</sup>) EDUARD HEYCK, Die Allgemeine Zeitung 1798—1898. München 1898, S. 131 ff. Dazu direkte Mitteilungen des Cottaschen Verlages.

tung begleitet ihn durch sein ganzes Leben. Dies Verhältnis zur Allgemeinen Zeitung bedeutet wirklich etwas für ihn: die Allgemeine Zeitung war das große großdeutsche Blatt, und Höfken war großdeutsch gesinnt.

Die Augsburger Jahre sind ein wichtiger Abschnitt seines Lebens. Hier entwickelte er sich zum nationalökonomischen Schriftsteller; hier in Süddeutschland lernte der Preuße alles als Deutscher betrachten; die Richtung, die er hier vertrat, behielt er sein ganzes Leben hindurch bei: politisch großdeutsch, wirtschaftlich Anhänger des weiteren Ausbaues des Deutschen Zollvereins.

Das erste Buch seiner Augsburger Zeit „Der deutsche Zollverein in seiner Fortbildung“ (Stuttgart und Tübingen 1842, Verlag Cotta, 596 Seiten) dient der Ausgestaltung des Deutschen Zollvereins und zeigt schon im Titel den Einfluß Lists, auf dessen Anregungen die Entstehung des Zollvereins letztlich zurückgeht. List selbst zwar war dieser „Doppelgänger“ lästig. In seinen Briefen an Cotta<sup>38)</sup> (auch List lebte damals in Augsburg, auch sein Nationales System der politischen Ökonomie war bei Cotta erschienen, und dem Leiter des Verlages, dem Freiherrn GEORG VON COTTA, lag — wie schon seinem Vater — die Förderung des Zollvereins am Herzen) äußert er mehrfach seine Mißstimmung gegen ihn. Mag das an persönlichen Zufälligkeiten liegen oder mag Höfken sich seiner Abhängigkeit von List tatsächlich nicht in vollem Umfange bewußt gewesen sein und sich für selbständiger gehalten haben als er war, jedenfalls wandelt Höfken der Sache nach weitgehend in Lists Bahnen.

Noch deutlicher wird das bei Höfkens nächster Schrift. Kaum hat List in dem Schlußkapitel seines Nationalen Systems der politischen Ökonomie (1841) die Aufmerksamkeit auf die unteren Donauländer gelenkt (wir sprachen oben davon), so nimmt Höfken den Gedanken auf und führt ihn in einer eigenen Arbeit weiter aus: „Erweiterung des deutschen Handels und Einflusses durch Gesellschaften, Verträge und Ansiedlung. Mit besonderer Beziehung auf die Errichtung einer süddeutschen Handels- und Kolonisationsgesellschaft“ (Stuttgart 1842, Cotta; zuerst in der Cottaschen „Deutschen Vierteljahrsschrift“). Die Gesellschaft soll (das ist der Punkt, der uns hier angeht) eine besondere Abteilung für Ansiedlung haben<sup>39)</sup>. Die

<sup>38)</sup> Lists Schriften, Briefe, Reden. Bd. VII. — Eine polemische Auseinandersetzung LISTS mit HÖFKEN findet sich in seinem „Zollvereinsblatt“ vom 22. Juli 1845 unter dem Titel: „Die deutsche Monatsschrift über die Fragen der Zollvereinsgesetzgebung“; abgedruckt: Werke, Bd. VII, 426 ff.

<sup>39)</sup> Die Meinung von JOHANN KÓSA (S. 32), daß HÖFKEN „der Vater der ganzen Idee“ sei, ist ungenau; List ist ihr „Vater“. Kósa hat das Schlußkapitel von Lists Nationalem System der politischen Ökonomie übersehen.

In seiner Schrift vom Jahre 1842 bleibt Höfken noch ganz im Rahmen von Lists Türkei-Programm (untere Donau). Daß Höfken die Gedanken seines Aufsatzes

Ansiedlungen finden, wir wissen es, an der unteren Donau, auf türkischem Boden statt. Gleichwohl haben Süddeutschland und Österreich unmittelbares Interesse an ihnen. Denn diese Länder werden nicht immer unter dem Halbmond bleiben. Soll etwa Rußland dessen Erbe antreten? Die Ansiedlung von Deutschen soll dazu dienen, den Einfluß Österreichs (und Deutschlands) zu stärken. Im ganzen bleibt das Ansiedlungsprogramm noch etwas blaß.

Als dann List seinen Plan ausbaute und (noch 1842) das Land an der mittleren Donau, Ungarn, zum Ziel der Auswanderung machte, damit es in der Lage sei, seinen Einfluß auf die Länder an der unteren Donau auszudehnen und im Verein mit dem Deutschen Bunde und Österreich das Erbe der Türkei anzutreten, da hat auch Höfken diesen Schritt mitgemacht. Aber mit einer bedeutsamen Abwandlung. Auch Höfken wünscht, daß viele Deutsche nach Ungarn kommen, um das Land durch ihre Arbeit zur schnelleren Entwicklung zu bringen. Aber das Ziel, durch diesen Zustrom deutschen Blutes ein neumadjarisches Volk zu schaffen und ihm die Suprematie über die Völker an der unteren Donau zu erringen, teilt er nicht. Das deutsche Element in Ungarn soll erhalten bleiben; das madjarische Volk bedarf seiner als eines Bundesgenossen; sonst, meint er, läuft es Gefahr, den ihm numerisch überlegenen Slawen zu erliegen. „Nur durch das Deutschtum kann sich auch das Madjarentum behaupten.“

Entsprechend bleiben auch die Völker auf dem zur Zeit noch türkischen Boden, was sie sind. Fallen dereinst ihre Ketten, so fallen sie damit nicht der Herrschaft der Madjaren anheim, sondern sie bilden „einen freien Staatenbund im unteren Donaugebiete mit eigenen Verfassungen nach den verschiedenen Bedürfnissen der Nationalitäten zwischen der Türkei und Rußland; nur dann (bei Anerkennung des deutschen Elements) werden auch die Romanen als Ganzes ein Glied dieser freien großen Föderation bilden, deren Schutz, Rußland gegenüber, Österreich und Deutschland zu übernehmen hätten“<sup>40</sup>).

Später hat Höfken der deutschen Kolonisation in Ungarn eine eigene Schrift gewidmet (1850). Aber inzwischen war viel geschehen, das Jahr

in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ später (1846) in einer besonderen Flugschrift des gleichen Titels wiederholt habe, ist ein Irrtum Kósas. Die Schrift erschien bereits 1842; sie ist nur eine buchhändlerisch selbständige Ausgabe des Zeitschriftenaufsatzes.

Ein halbes Jahr später veröffentlichte List dann seinen Vorschlag zur Einwanderung nach Ungarn. Auch diesen Gedanken hat Höfken übernommen, aber er hat ihn wesentlich modifiziert. Diesen modifizierten Plan hat er dann freilich mit großer Ausdauer vertreten.

<sup>40</sup>) H(ÖFKEN), Deutschlands Verhältnisse zu Ungarn. Deutsche Zeitung, 4. August 1848.

1848 hatte Europa ein anderes Aussehen gegeben; insbesondere hatte Ungarn sich in der Revolution gegen Österreich erhoben, aber die Erhebung hatte mit einer Niederlage geendet. Auch in Höfkens Leben hatte sich infolge der Ereignisse des Jahres 1848 ein bedeutender Wechsel vollzogen.

Von seinen Schriften vor der Revolution zeigt noch eine deutlich Lists Einfluß: „Belgien in seinem Verhältnis zu Frankreich und Deutschland mit Bezug auf die Frage der Unterscheidungszölle für den Zollverein“ (Stuttgart 1845, Cotta). Den Unterscheidungszöllen hatte List seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Diese drei nationalökonomischen Schriften zeigen eine einheitliche Haltung. Sie sind sämtlich im Cotta-schen Verlage erschienen. Die erste wurde für sein Leben von Bedeutung.

Außerdem hat Höfken vor 1848 noch zwei Bücher herausgegeben: „Englands Zustände, Politik und Machtentwicklung. Mit Beziehung auf Deutschland“, 2 Teile, Leipzig 1846, Verlag G. Mayer und „Vlaemisch-Belgien“, 2 Bände, Bremen 1847, Verlag Schlotdman. Da trat der Umschwung in seinem Leben ein.

1847 nämlich erhielt Höfken einen Ruf nach Heidelberg an die „Deutsche Zeitung“. Heidelberg wurde noch nicht sein bleibender Wohnort, aber es wurde eine bedeutsame Durchgangsstation für ihn.

Der „Deutschen Zeitung“, deren Gründung für den 1. Juli 1847 vorbereitet wurde, standen von vornherein ungewöhnlich viele Gelehrte zur Verfügung; sie ist dadurch tatsächlich die führende Zeitung des deutschen Liberalismus geworden. Um einen in Redaktionsgeschäften erfahrenen Praktiker zu bekommen, trat man mit Redakteuren der Allgemeinen Zeitung in Fühlung. Höfken trat gern in die Redaktion der „Deutschen Zeitung“ ein, mit ihm kam auch HERMANN MARGGRAF von Augsburg nach Heidelberg. HÖFKEN, der sich durch seine Schriften bereits einen gewissen Ruf als Volkswirtschaftler erworben hatte, wurde am Kopf der Zeitung neben GERVINUS, HÄUSSER, MATHY und MITTERMAIER als einer der fünf Herausgeber genannt.

Wenn Höfken allerdings gehofft hatte, als erfahrener Praktiker maßgebenden Einfluß auf die Zeitung gewinnen zu können, so sah er sich in dieser Erwartung getäuscht. Er blieb auf seine vertraglich festgelegten Einzelgebiete (die technische Redaktion, den spanischen und den niederländischen Artikel) beschränkt. Mehr als das: GERVINUS, die Seele der Zeitung, wurde auch so sehr ihr Kopf, daß die übrigen Herausgeber (die fünf Herausgeber waren ursprünglich als Redaktionsausschuß gedacht) ganz in den Hintergrund traten. Vom 1. Oktober 1847 an verschwanden sie vom Kopf der Zeitung. Gervinus duldet keine andern Götter neben

sich, Höfken mußte zum 1. Januar 1848 wieder aus der Redaktion ausscheiden<sup>41)</sup>).

Aber er blieb in Heidelberg. Denn Heidelberg war als wissenschaftliches wie als politisches Zentrum für ihn anziehend. Hier in der Universitätsstadt konnte er sein altes Ziel, den Eintritt in die akademische Laufbahn, wieder aufnehmen. Diesmal gelang sein Versuch. Am 21. Januar 1848 reichte er sein Gesuch um Habilitation bei der Universität ein, am 8. März wurde sein Gesuch genehmigt, am 13. Juni ist er Privatdozent.

Im Zusammenhang mit der Erteilung der *venia legendi*, als deren Voraussetzung, erwarb sich Höfken jetzt den Dokortitel; am 28. April fand der akademische Akt statt, bei dem er seine Thesen öffentlich zu verteidigen hatte. Schon einige Tage vorher, am 25. April, hatte er — nach Heidelberger Brauch ohne Ankündigung im gedruckten Vorlesungsverzeichnis<sup>42)</sup> — seine

<sup>41)</sup> Über die „Deutsche Zeitung“ siehe die Dissertation von EDUARD SCHULZE, Gervinus als politischer Journalist. Leipzig 1930. Darin über Höfken, S. 53, 69 f., 72, 78.

Bereits nach einem Jahr, im August 1848, legte Gervinus die Redaktion nieder und reiste nach Italien; formell zeichnete er noch bis zum Ende des Vierteljahrs als verantwortlicher Redakteur. Tatsächlich führte während dieser Zeit LUDWIG HÄUSSER (in Heidelberg) die Redaktionsgeschäfte, der schon seit dem Mai vielfach für Gervinus eingetreten war, da dieser — als Abgeordneter — meist in Frankfurt war. Mit dem Ausscheiden von GERVINUS war die Glanzzeit der „Deutschen Zeitung“ vorüber. Am 1. Oktober 1848 siedelte sie nach Frankfurt über.

Höfken hat wohl auch später noch, als er der Redaktion nicht mehr angehörte, gelegentlich Beiträge für die „Deutsche Zeitung“ geliefert. Z. B. dürften die Aufsätze „Siebenbürgen und Ungarn“ (Nr. 195, 15. Juli 1848), „Deutschlands Verhältnisse zu Ungarn“ (Nr. 216, 4. August 1848) von ihm stammen; sie sind gekennzeichnet durch ein lateinisches H, das an ihrer Spitze steht.

PAUL THORBECKE, Aus Deutschlands Sturm- und Drangperiode. Bilder aus Briefen von Gervinus, Mathy und Bassermann. Deutsche Revue 1909, II, S. 92—105, 208—225 (bes. S. 223—225). Über die Stellung der Deutschen Zeitung in den politischen Verhältnissen Badens siehe LEONHARD MÜLLER, Die politische Sturm- und Drangperiode Badens. Mannheim 1905, Bd. I, S. 139—146, 179—188; Bd. II, S. 4—6, 37 f., 87—90.

<sup>42)</sup> Der damalige Gang bei Aufnahme eines Privatdozenten in Heidelberg war dieser: wenn die Promotion zum Doktor bestanden war, konnte der neue Doktor sofort bei seiner Fakultät um Zulassung als Privatlehrer nachsuchen. Die Fakultät sandte das Gesuch mit ihrem Gutachten an das Ministerium des Innern und das erteilte die *venia legendi*. Von diesem Augenblick an durfte der Doktor Vorlesungen halten; diese Vorlesungen wurden aber nicht ins gedruckte Vorlesungsverzeichnis aufgenommen (außer, wenn dies die Fakultät auf Antrag ausdrücklich beschloß). So hat Höfken im Sommersemester 1848 gelesen.

Dann folgte der öffentlich-akademische Akt, in dem der Doktor seine gedruckten Thesen verteidigte (bei Höfken fand er am 28. April statt); dies wurde wiederum der Regierung mitgeteilt, und nun war die Fakultät verpflichtet, die von

ersten Vorlesungen begonnen: eine private Vorlesung „Das organische System der politischen Ökonomie“ und ein Publikum über „Deutsche Handelspolitik und Verfassung“. Aber kaum hatte er zu lesen begonnen, so mußte er seine Vorlesungen abbrechen. Die politische Aktivität der Zeit ergriff auch ihn und führte ihn als Abgeordneten in die deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt und dann nach Wien.

So kam es, daß Heidelberg nur Durchgangsstation für ihn wurde und seine Tätigkeit an der Universität dort keine tieferen Spuren hinterlassen hat. Ob er dem Privatdozenten-Verein, der damals bestand, angehörte, wissen wir nicht<sup>43)</sup>. Die kritischen Briefe über die Universität Heidelberg, die im November und Dezember 1848 in der „Deutschen Zeitung“ erschienen und in Heidelberg Aufsehen erregten<sup>44)</sup>, betrachten ihn zwar als eine hoffnungsvolle neue Kraft, aber sie können nur konstatieren, daß er — infolge seiner Abwesenheit in Frankfurt — sich als Universitätslehrer noch nicht habe versuchen können. Noch zweimal hat er Vorlesungen angekündigt (jetzt stehen sie im gedruckten Vorlesungsverzeichnis), für das Sommersemester 1849 eine Vorlesung über „Nationalökonomie und deutsche Politik mit besonderer Rücksicht auf die neue Reichsverfassung“; sie zeigt deutlich den Einfluß der Zeitereignisse. Für das Wintersemester 1849/50 hatte er drei Vorlesungen angekündigt, über „Nationalökonomie“, über

ihm angekündigten Vorlesungen ins gedruckte Vorlesungsverzeichnis aufzunehmen. Deshalb erscheint Höfken im Vorlesungsverzeichnis für das W. S. 1848/49 erstmalig mit einer angekündigten Vorlesung. — Die Daten über Höfken als Heidelberger Privatdozenten verdanke ich Herrn Professor Dr. H. FINKE, Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek Heidelberg.

<sup>43)</sup> Die Existenz des Privatdozenten-Vereins ist bekannt aus JAKOB MOLESCHOTTS Erinnerungen an seine und Hermann Hettners Heidelberger Privatdozentenzeit: „Hermann Hettners Morgenrot“, Gießen 1883. Weiteres ließ sich bisher — nach gütiger Mitteilung des Heidelberger Universitätsarchivs — über ihn nicht ermitteln. Der Verein war offenbar eine lose Vereinigung zur Vertretung der Standesinteressen. Sollte nicht doch aus Briefen und Erinnerungen alter Heidelberger einiges über ihn zutage kommen?

<sup>44)</sup> Diese (sieben) kritischen Briefe erschienen in der „Deutschen Zeitung“ im November und Dezember 1848. Gegen sie verfaßte Professor EDUARD MORSTADT, einer der Betroffenen, sofort eine Broschüre unter dem Titel „Inquisition auf den Rattenkönig-Spuk in Heidelberg“ (Heidelberg 1849, Verlag von Julius Groos, 67 Seiten). Darin sind die Briefe abgedruckt und mit polemischen Glossen versehen. Das Schlußkapitel Morstadts (Résumé oder „Sammtaufgriff“) ist vom 4. Januar, seine Vorrede vom 14. Januar 1849 datiert. — Morstadt deutet auf Gervinus als Verfasser oder Inspirator der Briefe hin; ebenso DAHMEN, Noch ein Wort des Kurators aus Anlaß der halboffiziellen Beurteilung seines Schreibens über die Angriffe der Deutschen Zeitung gegen die Universität Heidelberg, Heidelberg 1849. Authentisches über den Verfasser ist nicht bekannt; schon im Sommer 1848 war Gervinus aus der Redaktion der Deutschen Zeitung ausgeschieden.

„Deutsche Politik“ und über „Handelspolitik“. Das erste Mal hielt ihn noch Frankfurt fest, das zweite Mal hinderte ihn der Ruf nach Wien. Er kehrte nicht mehr nach Heidelberg zurück, um die eben begonnene akademische Laufbahn fortzusetzen.

Wichtiger als die Universität, das wissenschaftliche Heidelberg, ist für Höfken das politische Heidelberg geworden.

Heidelberg war damals von besonderer politischer Bedeutung. Nicht nur für Baden, sondern für ganz Deutschland. Hier hatte die Zeitung, die den gesamten Liberalismus Deutschlands, und zwar den positiven Liberalismus, um sich sammeln und zu einer aktionsfähigen politischen Partei erziehen wollte, ihren Sitz. Hier fand am 5. März 1848 die Versammlung der 51 Vaterlandsfreunde statt, die den Stein ins Rollen brachte (und drei von den fünf Männern der „Deutschen Zeitung“ gehörten ihr an, Gerwinus, Häusser, Mathy). Hier in Heidelberg hatte der Siebener-Ausschuß seinen Sitz, der die Einladungen zum Vorparlament (vom 31. März bis 3. April 1848) erließ. Präsident des Vorparlaments war wiederum einer der Männer der „Deutschen Zeitung“, Mittermaier. Im Reichsparlament erhielten die einstigen Herausgeber der „Deutschen Zeitung“ sämtlich einen Sitz (nur Häusser begnügte sich mit einem Mandat für den badischen Landtag); ebenso ihr Verleger FRIEDRICH BASSERMANN.

Die politische Lebendigkeit Heidelbergs kam auch Höfken zugute. Daß er Mitherausgeber der Deutschen Zeitung war, blieb in seiner Heimat nicht unbeachtet; als es galt, Kandidaten für die Nationalversammlung aufzustellen, erinnerte man sich gern dieses Sohnes der Mark. So wurde Höfken in seiner Heimat, im Wahlkreis Dortmund-Bochum, gewählt.<sup>45)</sup> Im ersten Wahlgang zwar unterlag er; denn er hatte einen berühmten Gegner: den Freiherrn GEORG VON VINCKE, den bekannten Fortschrittsmann, der sich dann in Frankfurt merkwürdigerweise der äußersten Rechten anschloß. Die Grafschaft Mark nämlich hatte Vincke, um seiner Wahl ganz sicher zu sein, in zwei Wahlkreisen aufgestellt: nicht nur im Kreise Hagen, dessen Landrat er war, sondern auch im Kreise Dortmund-Bochum. Er siegte hier mit 77 gegen 56 Stimmen über Höfken, der selbst — das ist bezeichnend für die Wahlen des Jahres 1848 — für Vincke gesprochen hatte. Höfken wurde nun zum Stellvertreter gewählt (mit 103 von 133 Stimmen).

Da aber Vincke auch in Hagen gewählt war und die Wahl für Dortmund-Bochum ablehnte, mußte hier eine Neuwahl stattfinden. Und jetzt siegte Höfken, mit derselben erdrückenden Majorität wie bei der Wahl zum Ersatz-

<sup>45)</sup> WURZBACH und ADB machen ihn fälschlich zum Abgeordneten von Hagen. Höfkens Geburtsort Hattingen gehörte zum Wahlkreis Dortmund-Bochum.

mann (103 von 133 Stimmen). „Freiherr von Vincke hatte sich in einem Schreiben an die Wahlmänner des hiesigen Bezirkes ebenfalls zugunsten Höfkens sehr warm ausgesprochen<sup>46)</sup>.“

In Frankfurt, wo er die Zahl der in der Paulskirche bereits vorhandenen 108 Professoren noch um einen weiteren verstärkte<sup>47)</sup>, verleugnete der Heidelberger Privatdozent die Herkunft von der Gelehrsamkeit nicht.

Höfken war es nicht gegeben, Lorbeeren als Redner zu ernten. Ihn hinderte, wie ein Augen- und Ohrenzeuge berichtet<sup>48)</sup>, eine „gewisse herbe Schroffheit und Schwerfälligkeit der Gedanken und der Worte, die ihm öffentliches Reden fast unmöglich machte, seine politischen Ansichten aber oft auf eine bedenkliche Spitze des Bizarren und Unpraktischen hinaufschraubte“.

Höfken schloß sich der Partei des „Württembergischer Hofes“, dem linken Zentrum, an und blieb ihm, zusammen mit dem Heidelberger Mittermaier, auch treu, als sich nacheinander zwei beträchtliche Gruppen von ihr lösten und eigene Parteien bildeten; zuerst nach links im Juni, die Partei der Westendhalle (mit 42 Mitgliedern), dann nach rechts, nach dem 18. September, d. h. nach der Ermordung der Abgeordneten AUERSWALD und LICHNOWSKY, die im Zusammenhang mit den Streitigkeiten über den Waffenstillstand von Malmö stattfand, die Partei des Augsburger Hofes (mit gleichfalls 42 Mitgliedern, gegründet am 6. Oktober). Durch diese Sezessionen schmolz der Württemberger Hof, der ursprünglich an Stärke fast die Rechte im Kaffee Milani erreichte, von rund 131 Mitgliedern auf 47 zusammen<sup>49)</sup>.

Höfken wurde in den Ausschuß für völkerrechtliche und internationale Fragen gewählt (15 Mitglieder). Als Mitglied dieses Ausschusses hat er auch im Plenum der Nationalversammlung einige Male das Wort ergriffen, ohne doch eigentliche Reden zu halten. In der Sitzung vom 5. Juni stellt er einen

<sup>46)</sup> Deutsche Zeitung vom 14. und 23. Mai 1848. Die geringe Zahl der abgegebenen Stimmen erklärt sich daraus, daß die Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung in Preußen nicht aus Urwahlen hervorgingen, sondern aus indirekter Wahl; sie wurden von Wahlmännern gewählt.

<sup>47)</sup> LOUIS BERGER, Der alte Harkort. Ein westfälisches Lebens- und Zeitbild. Leipzig 1890, S. 357. Die Zahl der Professoren wird verschieden angegeben.

KARL KLÜPFEL, Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung 1848—1871. Berlin 1872. S. 46 rechnet zum Gelehrtenstand 104 Professoren (Universitätsprofessoren, Gymnasiallehrer) und 12 Literaten.

<sup>48)</sup> KARL BIEDERMANN, Erinnerungen aus der Paulskirche. Leipzig 1849, S. 365. — Biedermann und Höfken waren anfangs Fraktionsgenossen, erst infolge der Gründung des „Augsburger Hof“ schied Biedermann aus dem Württemberger Hof aus.

<sup>49)</sup> EISENMANN, Die Parteien der deutschen Reichsversammlung, ihre Programme, Statuten und Mitgliederverzeichnisse. Erlangen 1848.

Antrag auf Prüfung der böhmischen Wahlangelegenheit (in Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien hatten viele Wahlkreise, namentlich die tschechischen, keine Abgeordneten für die deutsche Nationalversammlung gewählt und damit von vornherein ihren Widerspruch gegen die im Werden begriffene deutsche Reichsverfassung offen kund gegeben); am 23. November 1848 hat er einen Antrag zur Limburger Frage, am 29. Januar 1849 einen Antrag zur Donaufrage vertreten. Mit diesem letzten Antrag ist er wieder bei seinem speziellen Thema angelangt: bei den Ländern an der mittleren und unteren Donau. Wenn er auch den Antrag des Abgeordneten Schulz ablehnt, eine besondere Kommission zur Behandlung der Donaufrage einzusetzen (dafür genüge die völkerrechtliche Kommission), so hat er doch in der Hauptsache dessen Ansichten geteilt: die Donaufrage ist „die Hauptfrage unserer Zukunft“. Insbesondere handelt es sich dabei um die künftige Entwicklung Ungarns und der beiden Donaufürstentümer, der Moldau und der Walachei. „Ein mit Deutschland natürlich (d. h. durch wirtschaftliche und politische Interessen) verbundenes romanisches Reich im Süden hat dieselbe hohe Bedeutung, wie das madjarische, ja es hat noch eine höhere.“ Ein wichtiges Mittel, diese Länder zu fördern, ist die Zuleitung von deutschen Einwanderern<sup>50</sup>). So hat Höfken an den Arbeiten der Nationalversammlung teilgenommen.

Wichtiger aber als die Tätigkeit im Parlament und in der völkerrechtlichen Kommission wurde für Höfken etwas anderes; in Frankfurt wurde er mit dem österreichischen Abgeordneten von Triest zusammengeführt, mit BRUCK, dem Schöpfer des österreichischen Lloyd in Triest. Bruck wurde sein Schicksal. Als BRUCK österreichischer Handelsminister geworden war (im Oktober 1848), holte er Höfken bald in sein Ministerium (November 1849), er sollte sein Mitarbeiter sein bei dem großen Werk der Zoll- und Handelseinigung zwischen Deutschland und Österreich, das er als Handelsminister in Angriff nahm: Österreich sollte dem deutschen Zollverein beitreten, der Zollverein sollte das Band werden, das alle deutschen Staaten umschlang und wirtschaftlich einigte; diese wirtschaftliche Einigung würde auf ihre politische Entwicklung den günstigsten Einfluß haben. Diesem Ruf konnte Höfken nicht widerstehen; hier sah er einen Wirkungskreis, der ihn lockte. Er kehrte nicht mehr nach Heidelberg zurück und nahm die akademische Tätigkeit nicht mehr auf; er ging nach Wien und blieb dort für den Rest seines Lebens — volle 40 Jahre lang.

Eduard Heyck berichtet (in seiner Geschichte der Allgemeinen Zeitung, S. 153) kurz und bündig: Die Wahl in die Frankfurter Nationalver-

<sup>50</sup>) Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen Konstituierenden Nationalversammlung. Hrsg. von F. WIEGAND, Bd. IV, S. 2618.

sammlung führte Höfken „zur Bekanntschaft mit Bruck, der ihn 1849 in das Wiener Handelsministerium berief“. Tatsächlich aber ist ihre Bekanntschaft schon älter<sup>51)</sup>. Sie wurde herbeigeführt durch Höfkens erstes nationalökonomisches Buch, sein Buch über die Fortentwicklung des deutschen Zollvereins (siehe oben S. 310). Bruck fand Gefallen an dem Buch, er wünschte — als Direktor des österreichischen Lloyd — den Verfasser für den Lloyd in Triest zu gewinnen, um durch ihn das Journal des österreichischen Lloyd zu einem bedeutenderen Blatte zu entwickeln. Im Jahre 1843 suchte er deswegen Höfken in Augsburg auf. Höfken lehnte ab, er konnte sich nicht entschließen, seine Verbindung mit der Allgemeinen Zeitung aufzugeben. Aber im nächsten Jahre besuchte er, bei Gelegenheit einer Reise, Bruck in Triest. Aus dieser Zeit, aus dem Jahre 1844, stammen ihre freundschaftlichen Beziehungen. Sie sind also älter als Frankfurt.

Als Bruck dann daranging, den Gedanken der Zoll- und Handelseinigung zu verwirklichen, brauchte er einen Fachmann als Mitarbeiter; er konnte keinen geeigneteren finden als Höfken. Und jetzt konnte Höfken sich ihm nicht mehr versagen. Die Aufgabe, an der Ausdehnung des Zollvereins auf Österreich, an der wirtschaftlichen Einigung Mitteleuropas mitzuarbeiten, nicht durch Bücher, sondern praktisch, mußte ihn reizen.

## 2. Höfken als Mitarbeiter Brucks Bruck und Höfken in Frankfurt

BRUCK hatte bereits mit der Begründung des österreichischen Lloyd in Triest Wesentliches für die Entwicklung des österreichischen Wirtschaftsleben geleistet. 1848 entsandte ihn die Stadt Triest als den Mann ihres Vertrauens ins Frankfurter Parlament. Er trat hier der äußersten Rechten (im Kaffee Milani) bei, der ungewöhnlich viele Aristokraten angehörten (18 unter 40 Mitgliedern, also fast die Hälfte; und zwar 15 „Geburtsaristokraten“ und — zu diesen gehörte Bruck — 3 „Geldaristokraten“)<sup>52)</sup>. Er stand mit seiner Partei auf dem Vereinbarungsprinzip, d. h. die werdende deutsche Verfassung kann nicht einseitig von der Nationalversammlung den Einzelstaaten auferlegt werden; sie muß vielmehr von der Nationalversammlung mit den Regierungen der Einzelstaaten vereinbart werden (praktisch heißt das: insbesondere mit den beiden Großstaaten Österreich und Preußen). Als die Schaffung eines Reichsmarineministeriums in Frage

<sup>51)</sup> P. HERMANN MERTENS, Gustav Höfken. Kölnische Zeitung, 12. Januar 1937.

<sup>52)</sup> EISENMANN, Die Parteien der teutschen Reichsversammlung, ihre Programme, Statuten und Mitgliederverzeichnisse. Erlangen 1848. — Die Zahl der Abgeordneten, die keiner Partei beitraten, war in der Tat auffallend hoch: 146. Darunter befinden sich unter anderen E. M. Arndt, Jahn, Uhland.

kam, dachte man sofort an Bruck; aber dazu war es noch zu früh, Bruck lehnte ab<sup>53</sup>), und der Handelsminister DUCKWITZ mußte auch die werdende Kriegsflotte des werdenden Reichs unter seine Obhut nehmen.

Bruck gehörte zwei Kommissionen an: dem Ausschuß für Arbeiter-, Gewerbe- und Handelsverhältnisse und (seit dem 9. Juni) dem Ausschuß für die Marine.

Und noch einem andern Österreicher von Bedeutung begegnete Höfken: KARL CZOERNIG, dem Begründer der österreichischen Statistik, den der böhmische Wahlkreis Friedland als seinen Vertreter nach Frankfurt geschickt hatte. Czoernig gehörte wie Bruck der äußersten Rechten an, als einer von ihren 12 „Bürokraten“. Er wurde in den volkswirtschaftlichen und Finanzausschuß gewählt. Doch ist er in Frankfurt wenig hervorgetreten; der gelehrte Statistiker, der in Wien das österreichische statistische Büro leitete, fühlte sich — als „Mann der positiven Tatsachen“ — in dem parlamentarischen Getriebe nicht ganz in seinem Element<sup>54</sup>). Aber sobald es eine statistische Aufgabe galt, war er dafür zu haben. Und so wäre er beinahe der Mitbegründer der Reichsstatistik geworden. Der Handelsminister Duckwitz<sup>55</sup>) nämlich ging daran, ein Büro für die Reichsstatistik ins Leben zu rufen. Er wandte sich deswegen an Czoernig (und einen Professor HANSEN<sup>56</sup>); beide faßten die Idee mit großer Liebe auf und erboten sich, ein Programm für eine umfassende Anstalt auszuarbeiten. Sie reichten ihre reichhaltige Ausarbeitung Anfangs Mai 1848 ein. „Als aber das Ministerium sich seiner Auflösung näherte, baten sie sich ihr Werk wieder aus.“ Da kein Deutsches Reich zustande kam, konnte auch eine Reichsstatistik nicht zustande kommen.

Seine Anschauungen über die politische Hauptfrage der Nationalversammlung, über die Stellung Österreichs zu Deutschland, hat er in einer Flugschrift, zugleich im Namen seiner gleichgesinnten Landsleute, niedergelegt: „Zur Orientierung in der österreichischen Frage.“ Von einem österreichischen Abgeordneten. Am 18. Oktober 1848. — 14 Seiten. Sie wurde bei den Verhandlungen über die neue Reichsverfassung an die Abgeordneten verteilt.

<sup>53</sup>) FRIEDRICH BODENSTEDT, Erinnerungen aus meinem Leben. 2. Aufl., Berlin 1890, Bd. II, S. 271. — Bruck hatte Bodenstedt im Jahre 1848 (vom Juni an) für das Journal des österreichischen Lloyd in Triest gewonnen, ebenda S. 248 f., 256.

<sup>54</sup>) CZOERNIG, Biographische Notizen. Wien 1879, S. 13.

<sup>55</sup>) ARNOLD DUCKWITZ, Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben von 1841—1866. Bremen 1877, S. 103.

<sup>56</sup>) Hanssen ist bei Eisenmann, Die Parteien der deutschen Reichsversammlung, nicht aufgeführt.

Czoernig wendet sich darin nachdrücklich gegen die §§ 2 und 3 der Reichsverfassung, welche für die deutschen Provinzen Österreichs nur die bloße Personalunion nach den übrigen Ländern der Monarchie zulassen wollen — praktisch also die Auflösung Österreichs bedeuten würden. Sein positives Programm aber ist dies: die deutschen Provinzen Österreichs sollen nicht nur bei Deutschland bleiben, sie sollen noch enger als bisher mit ihm verbunden werden. Die Form für diese Verbindung ist noch zu schaffen. Nur wenn Deutschland und Österreich innig miteinander verbunden sind, sind sie stark genug, die Aufgabe zu erfüllen, die sich zwangsläufig aus ihrer Lage zwischen dem Westen und dem Osten Europas ergibt, die Aufgabe nämlich, die Freiheit der Länder, die zwischen dem Westen und dem Osten eingekeilt sind, zu garantieren; sie sind „der Kern eines künftigen Staatenbundes von Mitteleuropa“.

Von besonderer Wichtigkeit ist die einheitliche Gestaltung des Wirtschaftslebens: Die materielle Wohlfahrt erfordert die Vereinigung sämtlicher Ländergebiete Deutschlands und Österreichs zu einem Zoll- und Handelsverbände, übereinstimmende Regelung der Schifffahrt, des Münz- und Postwesens, der Maße und Gewichte und der verwandten Beziehungen. Das Gebiet dieses Vereins würde den größten europäischen Markt für die einheimische Industrie darbieten, die industriereichen Gebiete würden in freiem Verkehr mit den Gebieten stehen, die an Fülle der Rohstoffe strotzen, aber noch der eigenen Fabrikationstätigkeit ermangeln: mit Galizien, Ungarn und Oberitalien. Man spürt deutlich Brucks Einfluß. Als Bruck Handelsminister geworden war, berief er Czoernig als Leiter der statistischen Abteilung (als „Sektionschef“) in das österreichische Handelsministerium, und bald folgte auch Höfken. Czoernig wurde sein unmittelbarer Vorgesetzter. Auch Czoernig also gehört zu dem Kreise um Bruck.

Es ist nicht möglich von Bruck zu sprechen, ohne der Stellung, die er in der Geschichte Österreichs einnimmt, wenigstens mit einem kurzen Worte zu gedenken. Bruck ist der Träger des Gedankens der mitteleuropäischen Zoll- und Handelseinigung<sup>57)</sup>.

<sup>57)</sup> RICHARD CHARMATZ, Minister Freiherr von Bruck. Der Vorkämpfer Mitteleuropas. Sein Lebensgang und seine Denkschriften. Leipzig 1916. Dort auch die weitere Literatur über Bruck.

Über den Mitteleuropagedanken von Bruck siehe OTTO WAGNER, Mitteleuropäische Gedanken und Bestrebungen in den Vierzigerjahren (1840—1848). Dissertation. Marburg 1935. Diese Dissertation bietet mehr als Dissertationen zu bieten pflegen.

## Brucks Stellung in der Geschichte Österreichs

Von Frankfurt aus begann Brucks politischer Aufstieg; hier erhielten auch seine politischen Anschauungen ihre entscheidende Prägung. Er, der Norddeutsche, lebte schon lange (seit 1821) in Österreich und war zum Österreicher geworden; er hatte sich — als Gründer und Leiter des österreichischen Lloyd — aber bisher nur wirtschaftlich betätigt. Jetzt führte ihn das Sturmjahr 1848 auf die politische Bahn und in den Brennpunkt des politischen Geschehens. Hier in Frankfurt strömten Menschen und Ideen zusammen, hier erhielt er die fruchtbarsten Anregungen, und sein lebendiger Geist wußte sie zu verarbeiten<sup>58</sup>).

Wo und wie dieser Prozeß vor sich ging, wissen wir nicht zu sagen. Der Verkehr der Abgeordneten untereinander vollzog sich frei und zwanglos. Die Klubs, denen sie beitraten, hatten noch nicht die Starrheit der späteren Parteien. Möglich auch, daß der Verein für deutsche Zolleinigung<sup>59</sup>) den Boden abgab, auf dem Bruck mit Abgeordneten und Männern des Wirtschaftslebens sich zum Gedankenaustausch traf, möglich daß er, Czoernig und Höfken hier an den Erörterungen teilnahmen.

Schnell bediente sich die österreichische Regierung der Fähigkeiten Brucks. Im August 1848 wurde er österreichischer Bevollmächtigter bei der Deutschen Zentralgewalt<sup>60</sup>), am 21. November wurde er österreichischer Handelsminister, und zwar in dem Ministerium, das den Neuaufbau Österreichs in verworrener Zeit durchzuführen hatte.

<sup>58</sup>) ALEXANDER GRAF VON HÜBNER, Ein Jahr meines Lebens. 1848/49. Leipzig 1891. — Aufzeichnung in Olmütz (wo Kaiser und Regierung damals ihren Sitz hatten) vom 13. November 1848: „Abends ein langes Gespräch mit Bruck über unsere künftigen Beziehungen zu Deutschland. Er hat seine Zeit in Frankfurt nicht verloren. Dieser selfmademan besitzt einen merkwürdigen Reichtum von Gedanken.“

Die Erinnerungen Hübners, wie sie jetzt vorliegen, bestehen aus zwei verschiedenen Bestandteilen: den Aufzeichnungen aus den Jahren 1848 und 1849 und den Zutaten, die er vor der Herausgabe hinzugefügt hat. Beide sind im Text nicht geschieden. Daher mit Vorsicht zu benutzen.

Hübner hat Schwarzenberg in der ersten Zeit seines Ministeriums als Privatsekretär gedient; er sieht also manches mit Schwarzenbergs Augen.

<sup>59</sup>) HERMANN VON FESTENBERG-PACKISCH, Geschichte des Zollvereins mit besonderer Berücksichtigung der staatlichen Entwicklung Deutschlands. Leipzig 1869, S. 284 f.

Geschichte der Handelskammer zu Frankfurt a. M. (1707—1908). Beiträge zur Frankfurter Handelsgeschichte. Herausgegeben von der Handelskammer zu Frankfurt. Frankfurt a. M. 1908, S. 433.

<sup>60</sup>) Während der kurzen Zeit des Bestehens der Deutschen Zentralgewalt (von der Ernennung des Erzherzogs Johann bis zu seinem Rücktritt) war Österreich durch drei verschiedene Bevollmächtigte vertreten: durch BRUCK, den Freiherrn von MENSCHENGEN und SCHMERLING.

Fürst FELIX SCHWARZENBERG war der Kopf des Ministeriums, der die Gesamtrichtung der Regierungspolitik bestimmte<sup>61)</sup> (dezernatmäßig war er Inhaber dreier Ministerien: Ministerpräsident, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Minister des kaiserlichen Hauses)<sup>62)</sup>. Als er nach Ausbruch der Revolution seinen Gesandtenposten in Neapel verließ und in das umgewandelte Österreich zurückkehrte, antwortete er anonym, als einfacher Adeliger, auf die „gutgemeinten Wünsche“, die der Schriftsteller CASTELLI in der Wiener Zeitung an den österreichischen Adel gerichtet hatte, und erklärte: der Adel sei freudig bereit, „alles zu tun, was Österreich einig, groß und mächtig machen kann“. Das ist das Ziel, das ihm auch jetzt voranleuchtete, als er mitten in der Auflösung aller Verhältnisse an die Spitze der Regierung trat: die Einigkeit, Größe und Macht Österreichs.

Diesem hohen Ziele entsprechend wählte SCHWARZENBERG die Männer, mit denen er regieren wollte: einen neuen jugendlichen Kaiser, FRANZ JOSEPH, der am 2. Dezember sein Amt antrat, und ein neues Ministerium, das er am 21. November 1848 dem österreichischen Reichstag in Kremsier vorstellte. Es war ein Ministerium der österreichischen Renaissance. Jeder der Minister sollte zu dem großen Werk beitragen, was er seinen besonderen Fähigkeiten nach dazu beitragen konnte. Aber der Neubau würde nicht das Werk der einzelnen, er würde das Werk des Gesamtministeriums sein. Bei dieser Art der Zusammenarbeit ist es nicht leicht „tunlich, das Wirken des Einzelnen aus der ministeriellen Gesamttätigkeit herauszugreifen und den individuellen Anteil an der letzteren genau abzuschätzen“ (Berger, S. 417). Bei der Herkunft der Grundgedanken aber ist es möglich.

Das große Ziel, dem alle mit vereinten Kräften — *viribus unitis* — zustrebten, die Einheit und Größe Österreichs, stammte von Schwarzenberg; das wirtschaftliche Programm, die Zoll- und Handelseinigung Mitteleuropas, stammt von Bruck. Wenn Bruck auch schon nach zwei und einem halben Jahre (am 23. Mai 1851) wieder ausschied, anfangs war er wohl — neben Schwarzenberg — der einflußreichste Minister. „Was in den ersten Jahren des Ministeriums Schwarzenberg nach Innen und Außen Großes geschaffen

<sup>61)</sup> ADOLF FRANZ BERGER, Fürst Felix zu Schwarzenberg. Ein biographisches Denkmal. Leipzig 1853. — Die dort geäußerte Vermutung, er möge sich auf der Durchreise durch Triest bereits mit zwei Männern aus seinem späteren Ministerium geistig gefunden haben, nämlich mit dem Gouverneur des Küstenlandes, dem Grafen Stadion, und dem Direktor des österreichischen Lloyd, KARL VON BRUCK, ist nur für Bruck möglich; Stadion war bereits seit Frühjahr 1847 (ernannt am 21. April 1847) Gouverneur von Galizien.

<sup>62)</sup> Das „Ministerium des Kaiserlichen Hauses“ bestand auch nach 1867 weiter und wurde stets von dem beiden Reichshälften gemeinsamen Minister des Äußern verwaltet; JOSEPH DALLINGER, Die Ministerien der österreichischen Monarchie von 1848 bis auf die Gegenwart. Österreichisches Jahrbuch 1901, S. 99—150.

und angebahnt wurde, immer wird der Name Bruck damit in ehrenvoller Verbindung stehen (Berger, S. 418)“.

Insbesondere mußte Bruck dem Ministerpräsidenten Schwarzenberg, der dem deutschen Gedanken kühl gegenüberstand, der der künftigen Größe Österreichs gern einen unbequemen Abgeordneten des deutschen Reichstages (ROBERT BLUM) opferte, deutlich machen, wie eine Verbindung Österreichs mit Deutschland möglich sei, ohne daß dadurch die Einheit und Größe Österreichs Schaden litte. Die Brucksche Lösung der Frage ist: Österreich muß nicht nur dem deutschen Zollverein beitreten, es muß auch als Gesamtmonarchie dem deutschen Bunde beitreten. So ist nicht nur seine Einheit gewahrt, die zerbrechen würde, wenn nur die deutschen Landesteile der Monarchie dem Bunde beiträten; so wird sein Beitritt zugleich das Mittel, in diesem Bunde — vermöge der Größe des Ländergebietes — die Führung zu behaupten<sup>63</sup>). Auch der wirtschaftliche Gedanke der Zoll- und Handelseinigung Mitteleuropas bekommt auf diese Weise eine schwarzgelbe Färbung, die er ursprünglich nicht hatte, und in diesem Sinne wurde er von Schwarzenberg akzeptiert.

#### Höfken im Dienst von Brucks Idee der Zoll- und Handelseinigung

Nachdem wir Brucks Bedeutung für die Gesamtpolitik Österreichs und seine Stellung im Ministerium der österreichischen Renaissance kennengelernt haben, kehren wir zu unserer Einzelfrage zurück. Nunmehr können wir unschwer erkennen, welche Aufgabe Höfken dadurch zufiel, daß er in Brucks Dienste trat.

War Bruck der Mann der wirtschaftlichen Einigung Mitteleuropas, so fiel damit denen, die er in sein Ministerium berief (in unserem Falle also Czoernig und Höfken), eo ipso die Aufgabe zu, ihn bei der Verwirklichung seines Gedankens zu unterstützen. Noch in seinen Lebenserinnerungen bekennt sich Czoernig zu Bruck; er war ihm über Brucks Tod hinaus treu geblieben. „Durch mein amtliches Wirken“, sagt er da, „zieht sich gleich einem roten Faden das Streben nach einer Verwirklichung einer näheren Handelsverbindung Österreichs mit dem Osten und einer Handelseinigung mit Deutschland und dem benachbarten Italien hindurch.“ Das ist die große Konzeption Brucks: sein wirtschaftliches Mitteleuropa besteht aus drei Ländergruppen. Das Schwergewicht liegt bei dem Staat der Mitte, Groß-

<sup>63</sup>) ALEXANDER GRAF VON HÜBNER, Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849. Leipzig 1891, S. 375: „Der Gedanke, in das neue Deutschland unsere Magyaren, Tschechen, Polen, Südslawen, Rumänen, Italiener usf. einzuführen, ist in Brucks Kopf entsprungen. Der Mann ist überreich an neuen und kühnen Ideen... Der Fürst hat sich diesen Gedanken angeeignet, weil er eigentlich nur die logische Folgerung seines Programms von der einheitlichen Monarchie ist.“

Österreich; nach Norden schließen sich an die Länder des Deutschen Bundes, nach Süden die Staaten der italienischen Halbinsel. In seinen Lebenserinnerungen hat Czoernig auch den Hergang der Berufung festgehalten: „Als Freiherr von Bruck sein Ministerium organisierte<sup>64)</sup>, übertrug er mir die Durchführung im Detail... Um dieselbe Zeit war durch Bruck der Gedanke der Zolleinigung Österreichs mit Deutschland in Anregung gekommen. Freiherr von Bruck, welcher diese großartige Idee schon länger genährt und mit seinen Vertrauten besprochen hatte, bediente sich bei deren Kundgebung meiner Mitwirkung, sohin über meine Anregung jener HOCKS<sup>65)</sup> und HÖFKENS. Die Umstände“, fügt er allerdings, am Ende seines Lebens auf das Erreichte zurückblickend hinzu, „die Umstände waren jedoch nicht dazu angetan, das Vorhaben zu begünstigen.“

Zunächst aber gingen Czoernig und Höfken mit Bruck frisch an die Arbeit. Sie konnten es; denn sie teilten die Anschauungen Brucks und dienten daher gern seiner „großartigen Idee“.

Höfken insbesondere fiel die Aufgabe zu, die „großartige Idee“ mit den Mitteln des Schriftstellers zu fördern. Dazu hatte Bruck die journalistische Abteilung in der statistischen Sektion eingerichtet. Höfken hatte hier die „Austria“<sup>66)</sup> zu redigieren, anfangs daneben sogar noch ein zweites

<sup>64)</sup> CZOERNIG, Biographische Notizen. 1879, S. 14.

<sup>65)</sup> KARL FERDINAND HOCK (1808—1869), von Geburt Jude, von Glauben Katholik, 1852 geadelt, 1859 in den Freiherrnstand erhoben, gehörte nicht zu den Vertrauten des Frankfurter Kreises. — Delbrück (Lebenserinnerungen I, 278) hat von ihm keine sehr hohe Meinung. Er hatte sich nach der Gründung des ungarischen Schutzvereins durch KOSSUTH (siehe oben S. 288) neben dem Freiherrn von Zedlitz an der Polemik gegen ihn in der „Allgemeinen Zeitung“ beteiligt, auch eine eigene Broschüre gegen ihn losgelassen: „Gegen den ungarischen Schutzverein und seine Tendenzen“ (Leipzig 1845). Wenn also FRANZ PULSZKY sich in seiner Broschüre „Zur Geschichte des ungarischen Schutzvereins“ (Leipzig 1847, S. XVII) gegen „Dr. H.“ wendet, so dürfte darunter Hock und nicht Höfken gemeint sein.

<sup>66)</sup> Die „Austria“ begann ihr Erscheinen am 1. April 1849, Czoernig hat sie begründet (im Auftrage Brucks) und in den ersten sieben Monaten sie selbst redigiert. Seit dem 1. November 1849 wurde Höfken ihr Schriftleiter, er behielt die Schriftleitung auch bei, nachdem er (1855) aus dem Handelsministerium ins Finanzministerium übergetreten war. Erscheinungsweise und Verlag der „Austria“ wechselten mehrfach. Zuerst erschien sie täglich, von 1856 an wöchentlich, endlich, schon lange nach Höfkens Ausscheiden, seit 1883 monatlich. Die Daten sind im einzelnen diese: 1849—1855 als Tageszeitung führte sie den Titel: Austria. Tagblatt (1852 ff.: Zeitung) für Handel und Gewerbe, öffentliche Bauten und Verkehrsmittel. 300 Nummern Wien. Verlag Jasper, Hügel und Kranz (1852: Jaspers Witwe und Hügel; 1853: Hügel; 1854/55: Gerold). — 1856—1883 als Wochenschrift führte sie den Titel: Austria. Wochenschrift für Volkswirtschaft und Statistik. 52 Hefte. Wien. Verlag C. Gerold (1859: Braumüller.) — 1871 erhält sie einen neuen Unter-

Blatt, ein Mitteilungsblatt<sup>67)</sup>. Als erfahrener Schriftsteller konnte er auch in anderen Blättern zu Worte kommen. Wir brauchen das im einzelnen nicht zu verfolgen. Das Wesentliche ist: Höfken kam nicht auf dem üblichen Wege der Beamtenlaufbahn auf seinen Posten. Er wurde um seiner selbst willen auf diesen Posten gestellt. Er bedeutete also sehr viel mehr, als sonst der Beamte bedeutet.

Über seine Tätigkeit weiß WURZBACH zu melden (und er ist über österreichische Interna stets gut informiert): „Schon sein (Höfkens) erster Artikel über die österreichisch-deutsche Zoll- und Handelseinigung vom 26. Oktober 1849 in der Wiener Zeitung erregte allgemeines Aufsehen, und den „Denkschriften“ des Handelsministers von Bruck vom 30. Dezember 1849 und 30. Mai 1850 folgten zahlreiche Artikel aus Höfkens Feder in der „Austria“, in der „Allgemeinen Zeitung“, in der „Deutschen Vierteljahresschrift“ u. dgl. m.“ Und er weiß weiter zu melden: daß mehrere der amtlichen Arbeiten Höfkens ohne seinen Namen im Druck erschienen seien.

Welche sind das?

Die Antwort finden wir bei CZOERNIG, der ja als Sektionschef mit der Tätigkeit des unter ihm arbeitenden Sektionsrates aufs genaueste vertraut war. Es heißt in dessen Lebenserinnerungen an der bereits zitierten Stelle (S. 14): „Von letzterem (d. i. von Höfken) wurden die bezüglichlichen Denkschriften ausgearbeitet. Siehe die Denkschriften des österreichischen Handelsministeriums über die deutsch-österreichische Zoll- und Handelseinigung. Wien 1850.“ Diese Antwort ist überraschend: Höfken hat also die Denkschriften seines Ministers nicht nur journalistisch vorbereitet und nach dem Erscheinen propagiert, er hat sie auch selbst verfaßt.

Auch Richard Charmatz wußte das noch nicht. In dem Buche, mit dem er Brucks Gedächtnis als des ersten großen Vorkämpfers für Mitteleuropa erneuert hat, erwähnt er Höfken nur einmal (auf S. 70) flüchtig als Schriftleiter der „Austria“. Für sein Buch als Ganzes verschlägt das nichts. Denn ob Bruck selbst oder einer seiner Mitarbeiter die Denkschriften ver-

---

titel: Austria. Archiv für Consularwesen, volkswirtschaftliche Gesetzgebung und Statistik. — 1883—1909 als Monatsschrift behielt sie anfangs (1883—1900) diesen Titel unverändert bei; zuletzt führte sie den alten Namen nur noch im Untertitel; 1901—1909: Österreichisches volkswirtschaftliches Archiv (vormals „Austria“). Herausgegeben vom k. k. Handelsministerium. Wien. Kranz.

<sup>67)</sup> Das zweite Blatt war für Berichte größeren Umfangs bestimmt, die in die „Austria“, die damals als Tageszeitung erschien, nicht aufgenommen werden konnten; vgl. die Broschüre „Karl Freiherr von Bruck“, Leipzig 1850; es erschien nur zwei Jahre lang. Der volle Titel ist: Mitteilungen über Handel, Gewerbe und Verkehrsmittel, sowie aus dem Gebiet der Statistik überhaupt, nach Berichten aus dem k. k. Handelsministerium. Herausgegeben von der administrativen Statistik. Wien, Gerold, 1850 und 1851.

faßt hat, ist lediglich eine interne Frage des Ministeriums. Dazu hat das Buch das Verdienst, den wichtigsten Teil dieser Denkschriften wieder allgemein zugänglich gemacht zu haben.

Auf Grund dieser neuen Erkenntnis können wir nun die Frage Wurzbachs, in der Hauptsache, beantworten und das Verzeichnis der Schriften Höfkens um einige Titel bereichern.

Die genannten beiden Denkschriften des Handelsministeriums von 1849 und 1850 sind also Höfkens Eigentum, soweit amtliche „Verlautbarungen“ Eigentum eines einzelnen sein können.

Im Dienst der Zoll- und Handelseinigung hat er die offiziellen Schriften herausgegeben. Zunächst die Schrift, welche die beiden grundlegenden Denkschriften in Buchform zusammenfaßte und unter die Leute brachte: Die Denkschriften des k. k. österreichischen Handelsministeriums vom 30. Dezember 1849 und 30. Mai 1850 und die Depesche des k. k. österreichischen Ministers des Äußeren vom 26. Juli 1850 in betreff der österreichisch-deutschen Zoll- und Handelseinigung. Leipzig 1850. Verlag Costenoble und Rimmelman. 60 S. (Wir bezeichnen sie unten als A.)

Zwei Jahre später, nach Abschluß der Zollkonferenzen, die auf Einladung Schwarzenbergs in Wien stattfanden (vom 4. Januar bis zum 20. April 1852), hatte er die Öffentlichkeit über die Ergebnisse dieser Konferenzen zu informieren; es geschah in der Schrift: Die Wiener Zoll-Konferenzen. Ein getreuer Abdruck der wichtigsten Verhandlungsstücke nebst einer Vorrede. Wien 1852. Aus der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei. XV + 231 Seiten.

Außerdem aber unterstützte er die große Aktion für die Zoll- und Handelseinigung noch durch private Arbeiten seiner Feder. Da auch sie letzten Endes auf amtliche Quellen zurückgehen, hat er sie gleichfalls ohne seinen Namen erscheinen lassen. Sie laufen den offiziellen Aktionen parallel und wollen die öffentliche Meinung für die gute Sache gewinnen. Der Titel der ersten Schrift lautet: Die Denkschriften des österreichischen Handelsministers Freiherrn von Bruck über die österreichisch-deutsche Zoll- und Handelseinigung, betrachtet mit Rücksicht auf die Umgestaltung des Deutschen Bundes. Wien 1850. Verlag Carl Gerold. IX + 322 Seiten (B).

Diese Schrift hält Charmatz irrtümlich gleichfalls für amtlich, so daß von den Denkschriften zwei (amtliche) Ausgaben nebeneinander erschienen wären, die größere in Wien (B), die oben genannte kleinere in Leipzig (A). Tatsächlich ist B eine Privatarbeit Höfkens, ihr Kern die „Beleuchtung“, die er den Denkschriften zuteil werden läßt, und das Bestreben, dem Gedanken der Zoll- und Handelseinigung Verbreitung zu verschaffen. Dazu ist allerdings die Kenntnis der Denkschriften nötig; er stellt sie daher an die

Spitze seines Buches<sup>68</sup>); und dadurch hat sich Charmatz offenbar irreführen lassen.

Die zweite Privatarbeit knüpft an die österreichische Zollreform, durch die Bruck das österreichische Zollsystem dem Zollsystem des Zollvereins angenähert hatte, und die Konferenzen, die in Dresden stattfanden (vom 23. Dezember 1850 bis 15. Mai 1851), an. Ihr Titel lautet: „Deutschlands Zoll- und Handelseinigung mit Hinblick auf die österreichische Zollreform und die Dresdner Konferenzen.“ Regensburg 1851. Verlag Georg Joseph Manz, 294 Seiten.

Endlich könnte man an Höfken als den Verfasser der Skizze von Brucks Leben und Leistung denken, die 1850 in der Schriftenreihe „Die Männer der Gegenwart“ erschien<sup>69</sup>). Ihr Verfasser ist zweifellos ein Mann vom Bau, da aber kein bestimmtes Merkmal für Höfken spricht, wird sie wohl von einem andern Herrn des Handelsministeriums stammen. Jedenfalls ist diese Schrift eines kundigen Fachmannes nicht ohne biographischen Wert; aus ihr spricht der Geist, mit dem die Männer der österreichischen Renaissance an ihre Arbeit gingen, und sie zeigt insbesondere die Leistung Brucks, der sein Ministerium zum „Muster aller Handelsministerien auf dem Kontinent“ gemacht habe. Mit dieser Einschätzung dürfte der Verfasser sogar recht haben.

Noch zwei weitere Schriften sind aus dem Feldzug des österreichischen Handelsministeriums für die österreichisch-deutsche Zoll- und Handelseinigung hervorgegangen; die erste wurde durch die schon oben erwähnte Zollkonferenz, die auf Einladung Schwarzenbergs in Wien vom 4. Januar bis 20. April 1852 stattfand, an der aber Preußen nicht teilnahm, die zweite durch die Zollkonferenz veranlaßt, die Preußen mit den Mitgliedern des

---

<sup>68</sup>) In der folgenden Inhaltsangabe machen wir den persönlichen Anteil Höfkens durch Sperrdruck kenntlich; darnach ergibt sich folgender Aufbau der Schrift: Vorwort, S. III—IX. Der vorbereitende Artikel der Wiener Zeitung vom 26. Oktober 1849, S. 1—10. Erste Denkschrift (mit Beilage), S. 11—45. Zweite Denkschrift, S. 46—94. Beleuchtung, S. 95—256. Schlußbetrachtung, S. 257—282. Anhang (6 Aktenstücke), S. 283—322.

<sup>69</sup>) Karl Freiherr von Bruck. Leipzig 1850. Verlag Costenoble und Rimmelmann. 48 Seiten. (Die Männer der Gegenwart. In Biographien, nebst Porträts. Nr. 4). — Von den Heften dieser Schriftenreihe waren bereits Nr. 5—17 angekündigt, darin sollten von den Männern des Ministeriums Schwarzenberg behandelt werden: Schwarzenberg (Nr. 6), Schmerling (Nr. 9), Thun (Nr. 11); es scheinen aber nur Nr. 1—4 erschienen zu sein (Radowitz, Bach, Heinrich von Gagern, Bruck). Der Verlag Costenoble und Rimmelmann, der sie von Nr. 3 an herausgab (vorher erschien sie in der Vereins-Verlagsbuchhandlung zu Leipzig), ist derselbe Verlag, bei dem in demselben Jahr die Ausgabe der Denkschriften des österreichischen Handelsministeriums erschien. Was für Beziehungen bestanden hier?

Deutschen Zollvereins in Berlin (vom 19. April bis 29. September 1852) abhielt, hervorgerufen. Der Titel der ersten Broschüre lautet:

Die Zollkonferenz in Wien in ihren notwendigen Folgen für das gesamte Deutschland. Mit offiziellen Aktenstücken. Leipzig 1852. Verlag Gustav Rimmelman. 94 Seiten<sup>70</sup>).

Die zweite heißt:

Die Zollkonferenz zu Berlin, die preußische Erklärung vom 7. Juni und die deutsche Zolleinigung. Leipzig 1852. Verlag Gustav Rimmelman. 47 Seiten.

Sie sind aber nicht von Höfken verfaßt. In beiden Schriften handelt es sich nicht um die positive Darlegung der „großartigen Idee“ Brucks, um die technische Durchführung des Grundgedankens, sondern um politische Polemik gegen Preußen. Ihr Verfasser dürfte KARL FERDINAND HOCK sein. Denn — nach Wurzbach<sup>71</sup>) — stammt die erste Broschüre aus Hocks Feder. Damit ist auch die zweite für ihn gesichert; denn beide Broschüren stammen nach Inhalt und Stil offenbar von demselben Verfasser.

Das Bedeutsamste aber bleibt, daß Höfken die beiden Denkschriften von 1849 und 1850 sowie den vorbereitenden Artikel in der Wiener Zeitung (vom 26. Oktober 1849), wenn auch in Fühlung mit seinem Minister, selbst verfaßt hat. Während Höfken durch diese Entdeckung an Bedeutung gewinnt, verliert doch gleichzeitig sein Minister Bruck nichts. Im Grunde ist es selbstverständlich, daß ein Minister nicht Zeit hat, derartige Denkschriften selbst zu verfassen; er bedarf dazu eines Mitarbeiters, dem er diese Arbeit übertragen kann. In Höfken hatte Bruck ihn. Aber daß er ihn hatte, ist kein Zufall, sondern Brucks eigenes Werk. Er hatte sich diesen Mann ja selbst ins Ministerium geholt, um ihn im Dienst seiner „großartigen Idee“ zu verwenden.

Auch der Gegenspieler Brucks, der preußische Handelsminister AUGUST VON DER HEYDT<sup>72</sup>), merkwürdigerweise ein Sohn derselben Stadt wie Bruck (beide sind in Elberfeld geboren), hatte einen Höfken zur Verfü-

<sup>70</sup>) Auf S. 45 (u. 60) dieser Schrift wird der „k. k. Sektionsrat Höfken“ als Verfasser der 1851 in Regensburg erschienenen Schrift genannt.

<sup>71</sup>) WURZBACH, IX, 79: „Als ein Ergebnis seiner amtlichen Tätigkeit unter Freiherrn von Bruck ist sein Werk „Die Wiener Zollkonferenzen, Wien 1852“ zu betrachten.“ — Der Titel ist ungenau (Plural!) wiedergegeben, die Angabe selbst wird richtig sein. — Auch die Angabe, daß Hock die Schrift „unter Freiherrn von Bruck“ geschrieben habe, ist ungenau. Bruck war bereits im Mai 1851 zurückgetreten, aber Schwarzenberg setzte seine Wirtschaftspolitik der Zoll- und Handelseinigung auch ohne Bruck fort. (Er starb während der Konferenz, am 5. April 1852.)

<sup>72</sup>) ALEXANDER BERGENGRÜN, Staatsminister August Freiherr von der Heydt. Leipzig 1908.

gung. Er hieß RUDOLF DELBRÜCK<sup>73</sup>). Als Bruck seinen Feldzug für die Zoll- und Handelseinigung am 26. Oktober 1849 mit dem Artikel Höfkens in der Wiener Zeitung eröffnen ließ, antwortete ihm von der Heydt am 7. November mit einem Artikel aus Delbrücks Feder in dem (preußischen) Staats-Anzeiger. Beide Artikel waren offiziös, beide erschienen ohne den Namen ihres Verfassers; denn der zufällige Verfasser war Nebensache. Und so hat auch Delbrück manche Denkschrift und manchen Artikel offiziösen Charakters verfaßt.

Doch besteht — bei aller Parallelität ihrer amtlichen Tätigkeit — ein deutlicher Unterschied in der Stellung Höfkens und Delbrücks zu ihren Ministern. Höfken war in der Tat wesentlich die Feder seines Ministers; Delbrück war dies auch, aber erst in zweiter Linie. Delbrück war von seinem Eintritt ins Handelsministerium an (1849) — auch in Preußen war das Handelsministerium eine Frucht des Sturmjahres — Sachbearbeiter<sup>74</sup>); er hatte die Fragen der Zollunion selbst zu bearbeiten, Höfken hatte sie nur schriftstellerisch zu vertreten. Delbrück war Träger eigener Gedanken — Gedanken, denen sein Minister zustimmte. Er konnte später von sich selbst sagen, daß er „tatsächlich die treibende Kraft der preußischen Handelspolitik wurde“<sup>75</sup>). Daher ist es zweifelhaft, ob Delbrück und Höfken sich persönlich kennengelernt haben. Denn als Delbrück zu Verhandlungen in Wien war (1850), hatte er nicht mit Höfken zu verhandeln (der war ja nicht Sachbearbeiter), sondern mit den Hofräten HOCK, CZOERNIG und BECHER<sup>76</sup>), hauptsächlich mit den beiden ersten. „Die Herren Hock und Czoernig waren

<sup>73</sup>) RUDOLF VON DELBRÜCK, Lebenserinnerungen, 2 Bde. Leipzig 1905. Über ihn: KARL VON HELFFERICH, Biographisches Jahrbuch, Bd. IX (1906), S. 365—391.

<sup>74</sup>) 1849 Geheimer Regierungsrat und vortragender Rat, 1859 Ministerialdirektor. — Delbrück hatte als Beamter eine bedeutendere Stellung als Höfken, er wäre bei der nächsten Vakanz Handelsminister geworden; da wurde Bismarck auf ihn aufmerksam und berief ihn zu seinem Mitarbeiter: 1867 Präsident des (neugeschaffenen) Bundeskanzleramtes, nach der Reichsgründung des Reichskanzleramtes.

ERWIN VON SCALA, Die wirtschaftlichen Einigungsbestrebungen vom Wiener Kongreß bis zum Zusammenbruch. Indem Sammelwerk von Kleinwächter und Paller: „Die Anschlußfrage.“ Wien-Leipzig 1930, S. 19—35. Dort wird (S. 29) Delbrück irrtümlich als Minister bezeichnet; derselbe Irrtum findet sich schon bei RUDOLF SIEGHART, Zolltrennung und Zolleinheit. Die Geschichte der österreichisch-ungarischen Zwischenzoll-Linie. Wien 1915, S. 117. Da aber Delbrück tatsächlich die preußische Handelspolitik unter dem Minister von der Heydt wesentlich bestimmt hat, so ist dieser Irrtum belanglos. — Von der Angabe, daß nach Brucks Tode zuerst Höfken seine Nachfolge angeboten sei, dieser aber abgelehnt habe (ADB, Kölnische Zeitung 1889, Nr. 228), ist wenig zu halten: sie fehlt bei Wurzbach. Auch stand Höfken nicht hoch genug.

<sup>75</sup>) Lebenserinnerungen, Bd. I, S. 211.

<sup>76</sup>) SIEGFRIED BECHER (Jude, katholisch), Wurzbach, I, 208, ADB II, 204.

mit ihrem Minister die treibende Kraft des Planes, der erste von der finanziellen und zolltechnischen, der zweite, der geniale Schöpfer der österreichischen Statistik, von der wirtschaftlichen Seite.“

Dazu kommt, daß Delbrück mit den österreichischen Herren nicht in gesellschaftlichen Verkehr kam; man sah sich nur bei den amtlichen Gelegenheiten. „Gesellschaftlich war ich“, schreibt DELBRÜCK<sup>77)</sup>, „in Wien äußerst wenig in Anspruch genommen. Es war für die Wiener Gewohnheiten im Vergleich zu den Berliner charakteristisch, daß keiner von den österreichischen Beamten, mit welchen ich zu verhandeln hatte, mir auch nur eine Tasse Tee vorsetzen ließ.“ So kommt es, daß der Verfasser der Bruckschen Denkschriften in Delbrücks Lebenserinnerungen überhaupt nicht genannt wird.

Als Bruck zum zweiten Male Minister wurde (1855—1860), diesmal Finanzminister, mit der ausgesprochenen Aufgabe, die zerrütteten Finanzen Österreichs in Ordnung zu bringen, hat er sich seinen bewährten Mitarbeiter ins Finanzministerium herübergeholt (ebenso auch Hock). Wiederum hat er — diesmal aber nicht am Beginn seiner Tätigkeit, sondern gegen ihr Ende — eine Denkschrift von Bedeutung ausgehen lassen: „Die Aufgaben Österreichs“ (1859).

Die Konstellation bei der Geburt dieser Denkschrift war eine völlig andere als 1849/50 im Ministerium Schwarzenberg. Damals handelte es sich darum, einen Grundgedanken ressortmäßig zu verarbeiten und ihn in die einzelnen Paragraphen zu fassen, ohne die er nicht amtliche Wirklichkeit werden kann. Die neue Denkschrift aber greift über alle Ressorts hinaus, sie hat den Staat in seiner Gesamterscheinung zum Gegenstand; sie ist nicht das Werk eines Fachmannes, sondern eines Politikers, eines Staatsmannes.

Wieder war eine Krisis über Österreich gekommen. Diesmal nicht von innen durch die Revolution, sondern von außen durch die Niederlage im Krieg gegen Frankreich und Sardinien. Der Friede von Villafranca, am 12. Juli 1859, machte zwar dem Blutvergießen ein Ende. Aber wie sollte sich Österreich von dem Schlage wieder erholen? — In dieser tiefen Depression entwarf Bruck (so wird im Vorwort zu der Buchausgabe der Denkschrift berichtet), die „Skizzen einer Denkschrift, welche den einzuschlagenden Gang der Regierung, sowohl im Innern als nach Außen, zeichnen sollte. Die außerordentlichen Ereignisse hatten die ganze Staatsmaschine ins Stocken gebracht, . . . überall fühlte man, das Bisherige sei abgelebt. Der Finanzminister, der täglich neue Mittel für die immensen Heeresbedürfnisse herbeischaffen mußte, hatte diese Zerrüttung aller Verhältnisse klarer vor

<sup>77)</sup> Lebenserinnerungen, I, 257.

Augen als alle andern; jedoch ungebeugten Mutes und voll Zuversicht in die ungebrochene Kraft des Reiches dachte er daran, durch zweckmäßige Reformen das Vertrauen neu zu beleben.“ Zehn Jahre nach der Revolution war schon wieder eine gründliche Umgestaltung des Staates nötig geworden. Was muß geschehen?

Die Denkschrift antwortet: der Staat muß zwei neue Grundpfeiler erhalten. Eine Verfassung (das heißt: eine Verfassung für den Gesamtstaat, für das große, einheitliche Kaisertum Österreich) und die Erkennung des deutschen Berufs Österreichs. Es ist kein Zweifel, daß diese Denkschrift entscheidend dazu beigetragen hat, daß der Kaiser und die österreichische Regierung sich vom reinen Absolutismus abwandten und in verfassungsmäßige Bahnen einlenkten; bereits im August 1859 wurde Bach entlassen. Im zweiten Punkt freilich steht es anders: die deutsch-zentralistische Leitung des Gesamtstaats war erschüttert. Die Gedanken, welche die Denkschrift als Regierungsprogramm entwickelt und wirksam zusammenfaßt, sind neu nur in ihrer aktuellen Zusammenfassung. Diesen Gedanken hat er für seine Person schon immer nachgelebt. Verfassung und deutscher Beruf Österreichs waren schon immer sein privates Bekenntnis. Der Verfassung wegen (das ergibt sich vielleicht als Rückschluß aus der neuen Denkschrift) hat er sich frühzeitig von Schwarzenberg getrennt, der sich weigerte, Österreichs Verfassung in Kraft zu setzen, und dem deutschen Beruf Österreichs wollte er schon mit seinem Programm der Zoll- und Handelseinigung Mitteleuropas dienen. Es ist aber nicht nur Brucks persönliches Programm, es ist das Programm des ganzen fortschrittlich gesinnten Teils der zentralistischen Richtung Österreichs, insbesondere der zentralistisch gesinnten deutschen Beamenschaft. Es ist also auch Höfkens Bekenntnis. Wir haben keinen Anlaß daran zu zweifeln, daß Höfken auch diese Denkschrift seines Ministers verfaßt hat.

Diese Staatsschrift hat „der getreueste Diener zuerst dem Kaiser im Manuskript vorgelegt, dann wurde sie in der Hofdruckerei als Manuskript in wenigen Exemplaren gedruckt“. Sie war also nur für den internen und internsten Gebrauch bestimmt. (Dieser Druck war uns nicht zugänglich.)

Erst nach dem jähen Sturz und dem ebenso jähen Tode Brucks (23. April 1860) wurde die Denkschrift veröffentlicht, unter dem ursprünglichen einfachen Titel „Die Aufgaben Österreichs“ (Leipzig 1860. Verlag Otto Wigand, XII, 98 Seiten)<sup>78)</sup>. Brucks Name fehlt auf dem Titelblatt. Aber die Einleitung nennt ihn als Verfasser und gibt die Daten über ihre Entstehung (die wir oben mitgeteilt haben).

<sup>78)</sup> Von preußischer Seite erschien darauf eine Antwort: „Die Aufgaben Preußens gegenüber der Schrift des Ministers von Bruck Die Aufgaben Österreichs.“ Halle 1869. Verlag C. E. M. Pfeffer. 23 S.

Ihre Veröffentlichung war ein Akt der Pietät. Mit ihrer Veröffentlichung wollte der Herausgeber dem gestürzten und verdächtigten Manne ein Denkmal setzen „als Staatskünstler, als Patrioten, als politischem Charakter“. „In diesen wenigen Druckseiten ist die Quintessenz eines stürmisch bewegten Lebens, das Resultat sorgenvoller Nächte um das Gedeihen Österreichs, die reife Frucht angestrengten Nachdenkens und rastloser Studien im Gebiete der Staatsökonomie, und die Überzeugung eines übereifrigen Patrioten, daß nur durchgreifende Reformen zum Ziele führen, enthalten.“ Auch diesen Akt der Pietät würden wir gerne Höfken zuschreiben, wagen aber doch nicht, Vorwort und Herausgabe der Schrift ihm positiv zuzuschreiben.

Den „deutschen Beruf Österreichs“ aber hat Bruck nicht erst jetzt entdeckt; er hat ihn schon immer gekannt. Eine der Aufgaben (auf die andern brauchen wir hier nicht einzugehen), die Österreich durch seinen „deutschen Beruf“ auferlegt wird, ist die Stärkung des deutschen Elements in seinen Kronländern: speziell in Ungarn.

Die Förderung des wirtschaftlich noch wenig entwickelten Ungarn durch deutsche Kräfte, insbesondere durch die Berufung deutscher Kolonisten, war schon ein Programmpunkt des Ministeriums Schwarzenberg, des Ministeriums der österreichischen Renaissance.

Damit lenken wir wieder in Listsche Bahnen ein und sehen, welche Gestalt Lists Gedanke in den Händen der österreichischen Politiker angenommen hat.

### 3. Höfken und die Kolonisation in Ungarn

Als eins der Mittel, die innere Erneuerung Österreichs zu fördern (unter „Österreich“ ist hier immer der Gesamtstaat mit Einschluß Ungarns zu verstehen) wurde vom Ministerium Schwarzenberg tatsächlich auch ins Auge gefaßt, Kolonisten in seine landwirtschaftlich noch unentwickelten Landesteile, d. h. nach Ungarn und seinen Nebenländern zu rufen und durch sie den Aufschwung des Landes in die Wege zu leiten. Was die österreichische Regierung auf diesem Gebiet gewollt und geleistet hat, war bisher so gut wie unbekannt, hat aber neuerdings eine eingehende Darstellung — von JOHANN KÓSA — gefunden<sup>79)</sup>. Wir verweisen auf sie für alle Einzelheiten.

Am 1. Oktober 1849 wurde der erste amtliche Schritt dazu getan: der österreichische Ministerrat beriet über die Kolonisation in Ungarn und setzte eine Kommission ein, welche die Durchführung der Kolonisation

<sup>79)</sup> JOHANN KÓSA, Die ungarische Kolonisationsfrage um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Wien 1938. Sonderabdruck aus dem Jahrbuche des Graf Kuno Klebelsberg-Instituts für ungarische Geschichtsforschung in Wien. S. 53.

vorbereiten sollte. Sie bestand aus den Vertretern der an der Kolonisationsfrage beteiligten Ministerien. Federführend war, wie das in der Natur der Sache liegt, das Ministerium für Landeskultur (und Bergwesen); der Minister selbst, FREIHERR VON THINNFELD führte den Vorsitz, Referent war ein Herr seines Ministeriums, Ministerialrat EMIL VON KLEYLE<sup>80</sup>). Außerdem entsandten noch vier Ministerien ihre Vertreter in die Kommission, nämlich das Ministerium der Finanzen, des Innern, des Handels und der Justiz. Diese Minister waren FREIHERR PHILIPP VON KRAUSS, ALEXANDER VON BACH, der, anfangs Justizminister, im Juli 1849 die Nachfolge des Grafen STADION, des Ministers für Verfassungsfragen, angetreten hatte und als Minister des Innern nun Minister gegen die Verfassung wurde, FREIHERR VON BRUCK und endlich ANTON RITTER VON SCHMERLING, der als Nachfolger Bachs Justizminister geworden war. Die Namen der Beamten, die diese Minister in die Kolonisations-Kommission entsandten, sind: die drei Ministerialräte VON SZÖGYÉNY, VON ZELLNER, VON KELER, die drei Sektionsräte VON NAGY, VON LESSNER, Dr. HÖFKEN<sup>81</sup>). Zwei von ihnen verdienen besondere Beachtung: Szögyény und unser Höfken.

Herausgekommen ist, um dies vorwegzunehmen, bei der Sache nicht viel. Erst nach neun Jahren, am 23. Dezember 1858, ist man so weit, Bestimmungen für die Durchführung der Kolonisation zu erlassen. Es geschieht in der „Kaiserlichen Verordnung vom 23. Dezember 1858, wirksam für die Königreiche Ungarn, Kroatien und Slawonien, die serbische Wojwodschaft mit dem Temeser Banate und das Großfürstentum Siebenbürgen, womit die, neu entstehenden landwirtschaftlichen Ansiedlungen zu gewährenden Begünstigungen und die Bedingungen zu deren Erlangung festgestellt werden“<sup>82</sup>). Aber jetzt hatte das Gesetz keine praktische Bedeutung mehr.

„Es war nicht mehr als ein Stück Papier, nicht mehr als ein Musterbeispiel des bürokratischen Arbeitstempos des absolutistischen Staates“ (KÓSA, S. 121). Es wurde nicht mehr ausgeführt.

<sup>80</sup>) Erst bei der Auflösung des Ministeriums für Landeskultur (1853) wurde Kleyle — mit der Abteilung, welche die Kolonisationsangelegenheit zu bearbeiten hatte — in das Finanzministerium übernommen. WURZBACH, 12, 85; KÓSA, S. 53 f. ist hier ungenau. — Österreich hat sich von 1853—1867 ohne Landwirtschaftsministerium beholfen. — Über Kleyles Stellung im Jahre 1848 siehe HEINRICH RESCHAUER, Das Jahr 1848. Geschichte der Wiener Revolution. Wien 1876. Bd. I, S. 131, 141.

<sup>81</sup>) HÖFKEN, S. 180. Statt von Keler nennt Kósa (S. 54) vielmehr von Koller.

<sup>82</sup>) Reichsgesetzblatt für das Kaisertum Österreich. 1858, S. 717—721. Außer dem Kaiser und dem Premierminister (dem Grafen BUOL-SCHAUENSTEIN) ist die Verordnung vom Innenminister Bach unterzeichnet; die Führung der Sache war also inzwischen ans Ministerium des Innern übergegangen.

Ein wesentliches Verdienst an diesem Arbeitstempo hatte der Vertreter des Finanzministeriums in der Kommission, der Ministerialrat JOHANN [JANOS] VON SZÖGYÉNY<sup>83)</sup>. Er war ein „alter Kameralbeamter, der trotz seinem jahrzehntelangen Aufenthalt in Wien seine ungarische Gesinnung nie aufgegeben hatte“. Er hielt es daher für seine Aufgabe, die Einführung österreichischer Einrichtungen in Ungarn zu verhindern. Er betrieb also mit amtlichen Mitteln und in legaler Form (als erfahrener Beamter verstand er sich auf diese Kunst) die Sabotage eben des Plans, den seine Regierung betrieb.

Szögyénys Antipode war HÖFKEN; er war mit dem Herzen bei der Sache.

Aber wer war der Urheber des Plans? Das heißt: welcher der fünf Minister hat die Aufnahme des Kolonisationsplans in das Regierungsprogramm veranlaßt?

Der Minister für Landeskultur, Thinnfeld, verteilte zwar schon bei der ersten Verhandlung im Ministerrat, am 1. Oktober 1849, eine Denkschrift; über ihren Inhalt wissen wir nichts Näheres. Es macht nicht den Eindruck, als habe er in dieser Angelegenheit eine nennenswerte Initiative entfaltet. KÓSA bemerkt einmal (S. 56): die Sache wurde dem Ministerium für Landeskultur zugewiesen, „was gleichbedeutend war mit ihrer endgültigen Beiseitelegung“. Auffallend ist auch, daß er in der ersten Sitzung forderte, daß die ganze Frage seinem Ressort unterstellt werde. War das nicht selbstverständlich? Also scheint es, war die Anregung zur Kolonisation in Ungarn nicht von ihm, dem Landwirtschaftsminister, ausgegangen; er nahm die Durchführung der Sache, scheint es, erst nachträglich für sein Ministerium in Anspruch.

Die Nekrologe<sup>84)</sup> wissen nichts von einem Interesse THINNFELDS für die Kolonisation in Ungarn zu melden.

Von KRAUSS, der aus Galizien kam, und von BACH ist es nicht bekannt, daß sie von sich aus Interesse für Kolonisation in Ungarn gehabt hätten. SCHWARZENBERG dachte vorübergehend an Deportierung revolutionärer Madjaren nach Algier oder Brasilien, kommt also auch als Vater

<sup>83)</sup> KÓSA, S. 54, 81, Anmerkung 26, S. 135. Szögyény starb 1858; vgl. Nagy, Iván: Magyarország Családai. Bd. 10 (Pest 1863), S. 847 (= Genealogisches Handbuch). Diese wie manche andere Ungarische betreffende Angabe verdanke ich dem Ungarischen Institut an der Universität Berlin.

<sup>84)</sup> WURZBACH. Wilhelm Ritter von Haidinger, Zur Erinnerung an Ferdinand Freiherrn von Thinnfeld. Vorgelegt in der Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt am 21. April 1868. Wien 1868. — Dieser zweite Nekrolog ist allerdings rein geologisch orientiert; daß hier die ungarische Kolonisation nicht erwähnt wird, besagt also nichts.

des positiven Gedankens in dem Programm seines Ministeriums nicht in Betracht. Anders steht es mit SCHMERLING und BRUCK.

SCHMERLING<sup>85</sup>) war, so viel wir wissen, der erste, der den Plan, Kolonisten in großer Zahl nach Ungarn zu berufen, amtlich vertreten hat. Und zwar hat er das bereits getan, bevor er Minister geworden war. Bereits in Frankfurt hat er — in seiner Eigenschaft als österreichischer Bevollmächtigter bei der deutschen Zentralgewalt — den ersten amtlichen Schritt in dieser Angelegenheit getan<sup>86</sup>). Am 21. Januar 1849 nämlich, unter dem Eindruck des ersten erfolgreichen Vordringens der österreichischen Truppen unter Windischgrätz in Ungarn (der Rückschlag und die Siege der ungarischen Revolutionsgenerale, die das Eingreifen Rußlands notwendig machten, kamen erst später) — schon am 21. Januar 1849 macht Schmerling dem deutschen Handelsminister DUCKWITZ von dem Plane der österreichischen Regierung Mitteilung: in Ungarn „reiche Strecken Landes der Kultur fleißiger Hände anzuvertrauen, und einer großen Zahl Deutscher, die nun in fremden Weltteilen eine neue Heimat suchen, diese ganz nahe und unter verwandten und befreundeten Bewohnern zu verschaffen“. Er hat den Wunsch, die Unterstützung von Duckwitz für ein Unternehmen zu gewinnen, das „für Deutschland dadurch segensreich werden kann, daß Tausende seiner Söhne dem Vaterlande erhalten werden“.

Wir kennen diese Melodie. Schmerling hat offenbar bei seinem Besuch in Olmütz, wo er sich über die Haltung der österreichischen Regierung speziell in den deutschen Angelegenheiten orientieren wollte, diesen Auftrag erhalten. Das werdende deutsche Reich schien ihm der gegebene Bundesgenosse für das Projekt, das Frankfurter Terrain der beste Boden, es zu fördern. Schmerling kannte ja die Frankfurter Verhältnisse wie kaum ein zweiter; er war ja nicht nur Abgeordneter (als solcher gehörte er zur Casino-Partei, der Rechten); er war außerdem der Reihe nach in den wichtigsten amtlichen Stellungen tätig: zuerst als (letzter) österreichischer Gesandter beim alten Bundestag, dann als Reichsminister des Innern und Äußern (vom 15. Juli bis 5. August), in dieser Zeit war er tatsächlich der maßgebende Minister, dann (vom 5. August bis 13. Dezember) Minister des Innern, als solcher führte er seit dem 16. September auch den Vorsitz im Ministerrat.

SCHMERLING hatte die Genugtuung, daß das ungarische Kolonisations-

<sup>85</sup>) ALFRED RITTER VON ARNETH, Anton Ritter von Schmerling. Episoden aus seinem Leben. 1835, 1848—1849. Wien 1895. S. 275: „Schmerling war mit Bruck seit ihrem mehrmonatlichen Aufenthalt in Frankfurt befreundet.“

<sup>86</sup>) GEORG LEIBBRANDT und FRITZ DICKMANN, Auswanderungsakten des Deutschen Bundestags (1817—1866) und der Frankfurter Reichsministerien (1848/49). Stuttgart 1932, S. 65.

projekt auch im Frankfurter Reichstag zur Erörterung kam. Bereits acht Tage, nachdem er sein Schreiben an DUCKWITZ gerichtet hatte, am 29. Januar 1849 brachte der Abgeordnete FRIEDRICH SCHULZ<sup>87)</sup> aus Weilburg (anfangs Mitglied des Württemberger Hofes, also Parteigenosse Höfkens, seit dem Juli Mitglied der Partei der Westendhalle, die sich durch Ausscheiden aus der Gesellschaft des Württemberger Hofes gebildet hatte) die Angelegenheit im Plenum zur Sprache. „Wer könnte“, sagte er in seiner Rede über die Donaufrage<sup>88)</sup>, „an der Wichtigkeit der Auswanderungsfrage in die Donauländer zweifeln. Ich freue mich, daß der österreichische Bevollmächtigte bei der Reichsgewalt diesen Gegenstand in die Hand genommen hat; er hat damit den glücklichsten Griff seines Lebens getan.“ Es müsse sobald als möglich „durch eine gesicherte Rechtsgrundlage in Ungarn der geeignete Boden für deutsche Einwanderung geschaffen werden“.

Aber die Interpellation vom 29. Januar 1849 hatte Schulz schon vor einem Vierteljahr eingereicht; damals aber war Schmerling noch nicht österreichischer Bevollmächtigter bei der Zentralgewalt. War Schmerling also der erste Österreicher, der amtlich für die Kolonisation in Ungarn eintrat, so ist er damit noch nicht als der nachgewiesen, der die Regierung Schwarzenberg veranlaßt hat, sie in ihr Programm aufzunehmen; er wird es um so weniger sein, als er ja dieser Regierung gar nicht angehörte. Er hat während seines Aufenthaltes in Olmütz den Auftrag von der Regierung erhalten, in Frankfurt Bundesgenossen für die Durchführung des Kolonisationsplanes zu suchen; dieser Gedanke war also bereits ein Stück des Regierungsprogramms.

Bleibt also von den Ministern nur noch BRUCK übrig. Hat er vielleicht diesen Gedanken aus Frankfurt nach Olmütz und Wien mitgebracht? Wir sind über die Einzelheiten seines Aufenthaltes in Frankfurt nicht unterrichtet. Aber es gibt einen zwingenden Beweis dafür, daß er sich schon sehr früh, lange vor dem 1. Oktober 1849, das heißt: lange vor der ersten Sitzung des Ministerrats, die sich mit der Kolonisation in Ungarn befaßte, mit diesem Projekt befaßt hat: Bruck hat nämlich ein Werk ausarbeiten lassen, das der geplanten Kolonisierung in Ungarn dienen sollte, indem es die frühere Kolonisationsbewegung darstellte und damit die historischen Unterlagen für das neue Kolonisationswerk lieferte. Spätestens Ende 1849

<sup>87)</sup> Der Abgeordnete Friedrich Schulz war Lehrer am Gymnasium in Weilburg, seit 1843 mit dem Titel Konrektor (nicht Rektor; so wird er bezeichnet bei OTTO WAGNER, *Mitteleuropäische Gedanken und Bestrebungen in den vierziger Jahren, 1840—1848*. Marburg 1935, S. 62), 1859 Professor; seit 1864 in Wiesbaden, wo er 1867 starb. ALBERT HERRMANN, *Gräber berühmter und im öffentlichen Leben bekannt gewordener Personen auf den Wiesbadener Friedhöfen*. Wiesbaden 1928, S. 144 f.

<sup>88)</sup> *Stenographische Berichte*, Bd. VII, S. 4927.

lag es, ein Buch von 150 Seiten, großen Formats, als Manuskript gedruckt, fertig vor. Wie lange vorher muß es also begonnen sein!

Dies Werk nennt, wie bei amtlichen Schriften üblich, nicht den Namen seines Verfassers; sein Titel ist: „Deutsches Colonialwesen in Ungarn und Siebenbürgen im 18. und 19. Jahrhundert. Abschnitt als Manuskript gedruckt, aus dem Texte zu der im Ministerium des Handels von der Direction der administrativen Statistik bearbeiteten ethnographischen Karte der österreichischen Monarchie.“ Wien 1849. (Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. VI + 94 + 54 Seiten.) Sein Verfasser ist JOSEPH VINCENZ HÄUFLER, einer der Beamten des Handelsministeriums, der in der statistischen Sektion unter Czoernig diente.

Später wurde diese Arbeit auch der Öffentlichkeit übergeben. Zwar nicht als selbständige Schrift, aber als ein Teil des großen Werkes, das die Direktion der administrativen Statistik herausgab und das daher CZOERNIGS Namen trägt: Ethnographie der österreichischen Monarchie. Bd. I—III. Wien 1857. Die von Häufner verfaßte Arbeit findet sich dort in dem Ungarn gewidmeten Teil (Bd. II, III), und zwar im dritten Bande; die Darstellung auf S. 1—94, die Beilagen (sie haben besondere Seitenzählung) auf S. 1—54.

Wenn also dies Buch, das eine ausgezeichnete wissenschaftliche Leistung ist, spätestens Ende 1849 gedruckt vorlag, so muß, das folgt unweigerlich daraus, BRUCK es sofort nach seiner Ernennung zum Minister in Auftrag gegeben haben. Vorher aber muß er sich SCHWARZENBERGS Zustimmung versichert haben. Das heißt mit andern Worten: die Kolonisation in Ungarn ist von Anfang ein Punkt im Regierungsprogramm Schwarzenbergs, und Bruck ist es, der sie ins Regierungsprogramm gebracht hat.

Daß diese Arbeit so schnell fertiggestellt wurde, ist eine erstaunliche Leistung, nur möglich, weil Bruck in HÄUFLER den besten Kenner der Ethnographie Ungarns zur Verfügung hatte. Czoernig kannte ihn und holte ihn als den besten Sachkenner für diese Arbeit heran<sup>89</sup>). HÄUFLER (1810—1852)

<sup>89</sup>) LUDWIG BITTNER, Gesamtinventar des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Wien, Bd. I (1936) enthält auf S. 1—166 die Biographien der Archivbeamten; darin S. 50 f. über Häufner: er „hat am Staatsarchiv seine historisch-geographischen Studien fortgeführt und eine historische Karte des österreichischen Kaiserstaates sowie eine Sprachenkarte desselben Gebietes gezeichnet (1848). Diese Studien kamen ihm zugute, als die Direktion der administrativen Statistik beim Handelsministerium eine offizielle ethnographische Karte der österreichischen Monarchie abzufassen unternahm, und Häufner wurde (November 1849) zwecks Bearbeitung des Textes für diese Karte als Ministerialsekretär in dieses Ministerium übernommen“. Häufner hat also die Arbeit über das deutsche Colonialwesen in Ungarn und Siebenbürgen noch als Beamter des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, dem er von 1847 (April) bis 1849 (Oktober) angehörte, ausgeführt, aber bereits im Auftrage Czoernigs und Brucks; im November 1849 trat er dann ins Handelsministerium über. Vgl. Wurzbach, VII, 185; Czoernig, Biographische Notizen. Wien 1875. Der größte

war ein Mann von wissenschaftlicher Bedeutung, der lange in Ungarn gelebt hatte, und zwar in einer Position, in der ihm alle Hilfsmittel zu Gebote standen, als Erzieher des Sohnes des Palatins Erzherzog JOSEPH. HÄUFLER war der erste, der die ethnographische Betrachtung auf den gesamten Kaiserstaat Österreich ausdehnte; und zwar tat er das schon vor der ungarischen Revolution. Im Jahre 1846 erschien sein grundlegendes Werk „Sprachenkarte der österreichischen Monarchie samt erklärender Übersicht der Völker dieses Kaiserstaates, ihrer Sprachstämme und Mundarten, ihrer örtlichen und numerischen Verteilung“ (Pest 1846, zweite Auflage 1849). HÄUFLER, nicht CZOERNIG, ist der Begründer der österreichischen Ethnographie. Wann HÄUFLERS Arbeit gedruckt vorlag, ist nicht überliefert, geht auch aus JOHANN KÓSAS Buch nicht hervor. Sollte sie etwa mit der Denkschrift identisch sein, die der Landwirtschaftsminister THINNFELD bereits am 1. Oktober 1849 verteilen konnte? Oder wie ist sie sonst den Beteiligten zugegangen und (was im amtlichen Leben wesentlich ist) aktenkundig geworden?

Ist CZOERNIGS „Ethnographische Karte“ und seine „Ethnographie der österreichischen Monarchie“ unter den Auspizien BRUCKS begonnen, so rückt damit sein Doppelwerk (Karte und Text dazu) in eine neue Beleuchtung. Es soll der Renaissance Österreichs dienen. Insbesondere sollen die beiden Bände über Ungarn — in Anknüpfung an die Kolonisation des 18. Jh.s — eine neue Periode der Kolonisation in Ungarn vorbereiten. Diese Bände als die dringlichsten werden zuerst fertiggestellt; aber ebenso wie Ungarn sollte jedes Kronland der Monarchie seine ethnographische Darstellung erhalten; das Werk sollte also viele Bände umfassen. Wie wertvoll mußte z. B. eine Darstellung der ethnographischen Verhältnisse in den Sudetenländern mit ihrem deutsch-tschechischen Gegensatz oder Galiziens mit seiner polnisch-ukrainischen Rivalität werden, verfaßt zu einer Zeit, wo der Nationalitätenkampf noch nicht im vollen Gange war! Aber es ist nicht mehr dazu gekommen. Die meisten Bände sind ungeschrieben geblieben. Behandelt sind nur zwei, sage und schreibe, zwei Kronländer, Ungarn und Niederösterreich. Das Werk ist ein Torso geblieben<sup>90)</sup>.

Teil der unter Czoernigs Namen gehenden „Ethnographie der österreichischen Monarchie“ ist also von Häufler verfaßt, nämlich Bd. II, III (Ungarn und Siebenbürgen) ganz; Bd. I (Niederösterreich) zum großen Teil (Druckbogen 1—19; siehe Vorrede zu Bd. I).

<sup>90)</sup> Erschienen sind nur drei Bände. Ihr Inhalt ist: Band I: 1. Ethnographische Übersicht über den Gesamtstaat. 2. Niederösterreich. 3. Österreichs Neugestaltung, d. h. die Neugestaltung von Gesamt-Österreich. Die Darstellung dieser Neugestaltung ist — unorganisch — in die Behandlung des Landes Niederösterreich eingeschoben, eine schriftstellerische Anomalie. CZOERNIG hat das offenbar selbst gefühlt. Er hat diese Darstellung aus diesem Zusammenhang gelöst und ein Jahr später als selbständiges Buch erscheinen lassen, unter dem Titel: Österreichs Neugestaltung

Und weshalb blieb das große Werk ein Torso? Was CZOERNIG in seinen Lebenserinnerungen als Grund für das Nichtzustandekommen von BRUCKS Plan der Zoll- und Handelsunion angibt (oben S. 324), das gilt auch für das Nichtzustandekommen seines großen Werkes: „Die Umstände waren nicht darnach angetan, das Vorhaben zu begünstigen.“ Und wie dem Werke Czoernigs, so erging es auch der österreichischen Renaissance: sie blieb in den Anfängen stecken.

Neben BRUCK saß auch BACH im Ministerium Schwarzenberg, neben das „große einige Österreich“, das Bruck und seinen Mitarbeitern vorschwebt, tritt zugleich das Neuösterreich Bachs. Die Regierungsmethoden, die es anwendet, lähmen den Aufschwung der Geister und machen die Erreichung des angestrebten Zieles unmöglich. Großösterreich bleibt ein Traum, der nie verwirklicht wird; an die Stelle der Reichseinheit tritt bald die Teilung des Reiches in zwei Teile, die durch künstliche Konstruktion zusammengehalten werden und den Schein einer Großmacht vortäuschen. Nach einigen Übergangsversuchen (seit 1860) kommt 1867 der „Dualismus“ zum Siege. Ein Werk wie das CZOERNIGS ist jetzt unmöglich. Schon sein Titel ist unzeitgemäß geworden. Statt „Ethnographie der österreichischen Monarchie“ müßte er vielmehr lauten: „Ethnographie der österreichisch-ungarischen Monarchie“.

Seine Apotheose hatte das Bachsche Neuösterreich bereits im Jahre 1857 gefunden. Damals erschien, aus Anlaß der Reise Kaiser FRANZ JOSEPHS nach Ungarn, die anonyme Broschüre „Rückblick auf die jüngste Entwicklungsperiode Ungarns“ (Wien 1857. Neudruck: Wien 1903), verfaßt von Bachs Presse-Referenten BERNHARD MAYER<sup>91</sup>). Sie sollte zeigen, wie herrlich weit die Neugestaltung Österreichs und die Eingliederung Ungarns in den Gesamtstaat bereits gediehen sei: Ungarn wird in den Einheitsstaat eingeschmolzen und gewinnt dabei.

Aber diese Broschüre hatte nicht den gewünschten Erfolg. Sie löste den leidenschaftlich bitteren Protest des Grafen SZÉCHENYI aus, seinen anonym erschienenen „Blick auf den anonymen Rückblick“ (zuerst in wenigen Exemplaren für einen vertrauten Kreis gedruckt, Wien 1857; dann veröffentlicht in London 1859; beide Male in deutscher Sprache). Die unversöhnliche Gegnerschaft des Madjarentums kommt hier zum ersten Male zum offenen Ausdruck. Der „größte Ungar“ knüpft an seine Anfänge an: er stellt sich wieder, wie 1825, an die Spitze der Opposition. Die Aufregungen, die der kranke Mann dabei zu erleiden hat, führen seinen Tod herbei.

1848—1858. Stuttgart und Augsburg 1858. J. G. Cotta'scher Verlag. 728 Seiten. Bd. II und III: Ungarn. Hauptverfasser des ungarländischen Teils ist, wie gesagt, HÄUFLER; Czoernig selbst ist nicht Verfasser, sondern Spiritus rector und Herausgeber.

<sup>91</sup>) WURZBACH.

In einer absolut feindlichen Atmosphäre ist eine Kolonisation im großen Stil nicht möglich.

Hat also BRUCK den Plan zur Kolonisation in Ungarn schon aus Frankfurt mitgebracht, so ist es wahrscheinlich, daß er ihn dort mit Czoernig und Höfken besprochen hat; Höfken hat den Gedanken vielleicht schon vor Bruck gehabt und zur Entstehung des Planes beigetragen. Möglich ist auch, daß Schmerling, der sich, wie wir wissen (siehe oben S. 335, Anm. 85), in Frankfurt mit Bruck befreundet hatte, bereits hier den Plan kennen lernte. Jedenfalls konnte Bruck den Kolonisationsplan ins Regierungsprogramm nur aufnehmen lassen, wenn er für seine Person ihn schon vorher gehegt hatte.

So erklärt es sich am einfachsten, daß auch das Handelsministerium in der Kommission für die ungarische Kolonisation vertreten war. Es war selbstverständlich, daß Bruck als seinen Beauftragten Höfken in die Kommission entsandte, und ebenso selbstverständlich, daß Höfken mit besonderem Eifer an die Arbeit ging.

Als die Kommission den Auftrag erhielt, Vorschläge für die Durchführung der Kolonisation zu unterbreiten, stellte er ein ausführliches, historisch begründetes Arbeitsprogramm auf und veröffentlichte es als besondere Schrift: „Deutsche Auswanderung und Kolonisation mit Hinblick auf Ungarn“ (Wien 1850, Gerold).

Die Schrift trägt Höfkens Namen; sie ist also seine persönliche Arbeit, nicht die Arbeit der Kommission. Aber der Sache nach ist sie doch mehr als die Arbeit eines bloßen Privatmannes. Höfken bemerkt ausdrücklich (S. 167), die von ihm entwickelten Grundsätze „stimmen doch in allem Wesentlichen mit den allgemeinen Grundsätzen überein, über welche die für die Kolonisation niedergesetzte Kommission sich vorläufig verständigt hat“. Insbesondere können die leitenden „Grundsätze für die Ansiedlung in Ungarn“, die er im vorletzten Kapitel darlegt (S. 167—181), als die Grundsätze der Kommission gelten. Auch Ministerialrat VON SZÖGYÉNY, müssen wir annehmen, hatte ihnen nicht widersprochen; er behielt sich nur im Stillen vor, das Werk auf seine Weise zu bekämpfen.

Höfkens Schrift erschien also in dem fruchtbaren Augenblick, als der Übergang von der Erwägung zur Tat unmittelbar bevorstand oder doch, wie wir jetzt sagen müssen, unmittelbar bevorzustehen schien. Sie selbst sollte diesen Schritt beschleunigen — wie seine Denkschriften und die persönlichen Schriften über die Zollunion den Verhandlungen zwischen Österreich und Preußen als Schrittmacher dienten.

Das Arbeitsprogramm aber ist dies.

Das Ziel, dem die Männer der österreichischen Renaissance dienen, ist die Größe und Blüte Österreichs. Soll Österreich ein wirtschaftlich blü-

hendes Mitteleuropa schaffen, so muß es selbst blühen. Zunächst müssen also die Landesteile, die noch in ihrer Entwicklung zurückgeblieben sind, gefördert werden, in erster Linie Ungarn. Das wirksamste Mittel, dies Land zur Blüte zu bringen, ist, ihm Kolonisten in großer Zahl zuzuführen. Diese werden mit ihrer Arbeitskraft und dem Kapital, das sie mitbringen, schnell den Wohlstand der „österreichischen Ostlande“ (so wird Ungarn von dem Anhänger des zentralistisch regierten Gesamtstaates konsequent bezeichnet) steigern. Auch die Länder des deutschen Zollvereins, die ja demnächst in Zollunion mit Österreich treten, werden das bald in ihren steigenden Zolleinnahmen spüren. Denn „nach der österreichisch-deutschen Zolleinigung wird die Zunahme der Bevölkerung in Ungarn sogar auch den gemeinsamen Finanzeinkünften zugute fallen“ (S. 201).

Aber die Wirkung der Siedlungsaktion, meint Höfken, geht weit über das Wirtschaftliche (das sich in der Zunahme der Bevölkerung, dem Wachstum der Staatseinnahmen und des Wohlstandes der einzelnen zeigt) hinaus; sie wird auch auf die ethnographischen Verhältnisse Einfluß gewinnen. Bisher nämlich, meint HÖFKEN (S. 103), hat in Ungarn „tatsächlich doch keine Nationalität den Sieg über die andere errungen, und die Märzverfassung<sup>92)</sup>, unter deren Ägide nun erst feste gesunde Zustände werden sollen, trägt an ihrer Spitze den Grundsatz der vollen Gleichberechtigung der Völker“.

Die „österreichischen Ostlande“ sind noch menschenarm; ihr fruchtbarer Boden kann die doppelte Zahl von Bewohnern ernähren. Aber woher diese große Zahl der Einwanderer nehmen? — Als Kolonisten sind Einwanderer aller Völker, die zu solcher Arbeit Neigung haben, willkommen; auch Inländer, insbesondere Madjaren, können an dem Werk der Kolonisierung teilnehmen; niemand ist ausgeschlossen. Tatsächlich liegt es nun aber so, daß das deutsche Volk von allen Völkern die meisten Auswanderer stellt. Sie gehen nur fast alle übers Meer, da sie von Ungarn nichts wissen. Gelingt es aber (und das kann bei geschickter Werbung nicht schwer fallen), ihnen klar zu machen, daß das nahe gelegene Ungarn ihnen eine bessere und sicherere Zukunft bietet als Nordamerika, so werden sie gern nach Ungarn kommen und bald die große Mehrheit der Kolonisten stellen. „Das ganze Oberdeutschland, über 25 Millionen zählend, kann leicht jährlich 200 000 Menschen entbehren, auch Westfalen, Rhein- und Moselland sowie Sachsen und Thüringen haben noch überschüssige Bevölkerung. Wenn dieser Auswandererstrom sich nur zur Hälfte oder einem Drittel einige Jahrzehnte hindurch in die unteren<sup>93)</sup> Donaulande ergösse, wenn zugleich Einheit,

<sup>92)</sup> Das ist die Verfassung für den Gesamtstaat vom 4. März 1849 (am 31. Dezember 1851 wurde sie aufgehoben).

<sup>93)</sup> Sollte heißen: die mittleren Donaulande. Die „untere Donau“ ist versehent-

Ordnung, Energie dort in die ganze Kolonisation gebracht würde — welche Zukunft würde sich für diese Lande bereiten!“ (S. 198.)

Mit welchen Zahlen also rechnet Höfken? — Der dritte Teil der jährlich aus Oberdeutschland abfließenden 200000 Menschen beträgt 66666; dazu kommen die aus Mittel- und Nordwestdeutschland Abwandernden (der deutsche Osten kommt damals als Auswanderungsland kaum in Betracht); mit 50000 werden wir sie eher zu hoch als zu niedrig ansetzen; davon würden 16666 nach Ungarn einwandern. Zusammen macht das: 83332 Seelen, also rund 83000 Einwanderer. Das macht einen Zuwachs in zehn Jahren von 830000, in zwanzig von 1660000, in dreißig Jahren von 2490000 Menschen. Wird die Hälfte der Einwanderer nach Ungarn gelenkt, so erhöht sich die Zahl der deutschen Einwanderer fürs erste Jahrzehnt auf 1250000, fürs zweite auf 2500000, fürs dritte auf 3750000 Menschen. Das ist nicht ganz so viel, wie LIST ins Auge faßte, der großzügig Ungarn jährlich eine halbe Million deutsche Einwanderer zur Verfügung stellen wollte; aber es ist doch noch eine ganz respektable Zahl.

Mit dieser Zahl werden die Deutschen zweifellos das stärkste Einwandererkontingent stellen und zugleich das wertvollste; sie werden am meisten zum Aufblühen der „österreichischen Ostlande“ beitragen. Dabei werden sie aber nicht (und hier trennt sich Höfken von List) im madjarischen Volk aufgehen, sie werden vielmehr bleiben, was sie sind; denn sie werden sich bewußt sein, „den andern Stämmen gegenüber eine sittlich, gewerblich und staatlich vorgeschrittene Nationalität zu vertreten, sowie eine an Geisteswerken und Bildung reichere Sprache“ (192). So wird sich das Gewicht des deutschen Elements in Ungarn erheblich steigern.

Höfken geht auch auf Detailfragen der Ansiedlung ein, insbesondere gibt er eine Übersicht über die staatlichen Ländereien, welche für eine solche Kolonisation zur Verfügung stehen (S. 138 ff.) und betont, daß zur Durchführung der Aktion eine Zentralstelle geschaffen werden müsse, sei es als eigene Behörde, sei es als Abteilung in einem Ministerium. Fünf Ministerien gemeinsam können nicht kolonisieren; eine einzige Stelle muß die Arbeit in die Hand nehmen. Aber darauf brauchen wir nicht einzugehen. Uns kommt es nur auf das Grundsätzliche an.

Noch eine weitere Schrift ist zur Vorbereitung der großen Siedlungsaktion erschienen, vermutlich von der Regierung inspiriert<sup>94</sup>); sie faßt zu

---

lich aus dem ersten Projekt LISTS unverändert übernommen. — Ein Beispiel, wie stark eine einmal geprägte Formulierung, auch wenn sie sachlich nicht mehr zutreffend ist, nachwirkt.

<sup>94</sup>) Die Beeinflussung des Buches durch die österreichische Regierung ist nicht offen ausgesprochen, sie ergibt sich aber aus dem Zusammenhang der Dinge. Woher wären dem Verfasser sonst die Absichten der Regierung so genau bekannt? Dann

Nutz und Frommen der künftigen Einwanderer alles Wissenswerte über Ungarn und die übrigen „österreichischen Ostlande“ zusammen: Handbuch zur Kenntnis Ungarns, ferner Siebenbürgens, der serbischen Woiwodschaft, des Temescher Banates, Slawoniens, Kroatiens, der k. k. Militärgrenze und des ungarischen Litorales, in historisch-geographisch-statistischer, in topographischer, ökonomischer, industrieller und kommerzieller Beziehung, insbesondere mit einer erschöpfenden Darstellung der ganzen Auswanderungsangelegenheit, und für Auswanderer nach jenen Ländern speziell eingerichtet und verfaßt von JULIEN CHOWNITZ (J. CHOWANETZ). Bamberg 1851. Verlag der Buchnerschen Buchhandlung. 374 Seiten.

In diesem Buch ist nun auch Genaueres über die Durchführung der Siedlungsaktion gesagt. „Der Zeitpunkt der Siedlung nach Ungarn“, heißt es im Vorwort, „ist jetzt (1851) noch nicht gekommen; aber er wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die kaiserliche Regierung selbst hat diese Angelegenheit in die Hand genommen und sich das erste und letzte Wort dabei vorbehalten. Sobald jenes gesprochen sein wird, ist der Augenblick gekommen, früher nicht.“

dürfte aber die Vermittlung zwischen Chownitz-Chowanetz und der Regierung in den Händen der journalistischen Abteilung des Handelsministeriums, d. h. in den Händen Höfkens gelegen haben. Das Buch ist eine Kompilation, aber als Zusammenfassung des Standes von 1850 unter einem bestimmten Gesichtspunkt nicht ohne zeitgeschichtliches Interesse. Nach BRUCKS Willen ist bereits (am 1. Oktober 1850) die innere Zollgrenze zwischen Ungarn und dem übrigen Österreich gefallen. Zum ersten Male in der Geschichte ist die Donaumonarchie ein einheitliches Zoll- und Handelsgebiet. Damit ist die Voraussetzung für die kommende Zoll- und Handelseinigung mit den Staaten des Deutschen Bundes gegeben (Chownitz, S. 215 ff.). Das Buch hat auch sonst die BRUCK-HÖFKENSchen Gedankengänge in sich aufgenommen. In Ungarn müssen, so betonte schon LIST, zunächst geordnete Rechtsverhältnisse hergestellt werden; dazu gehört in erster Linie die Einführung einer modernen Verfassung. Diesem Gedanken huldigt auch CHOWNITZ. Er druckt daher als Lockmittel auch die neue Verfassung ab, die Ungarn demnächst zu einem Rechtsstaat im modernen Sinne machen wird (S. 149—162). — „Demnächst“ — denn das Ministerium Schwarzenberg hat die Verfassung zwar am 4. März 1849 dekretiert, aber noch nicht in Kraft gesetzt. Am 31. Dezember 1851, nicht lange nach dem Erscheinen von Chownitz' Buch, wurde sie auch formell aufgehoben. Vorher aber (am 13. September 1850) hatte Bach bereits das Landesstatut veröffentlicht, das Ungarn einer rein absolutistischen Verwaltung unterwarf; auch das Statut druckt Chownitz ab (S. 163—167). Der erste Gesichtspunkt von Bruck-Höfken kommt infolgedessen bei ihm also nur gebrochen zur Geltung. Ungebrochen aber kommt der zweite Gesichtspunkt zur Geltung; das, was Bruck den deutschen Beruf Österreichs genannt hat (S. 328 f.): „Sind alle ehemaligen Schranken und Hindernisse beseitigt, sind die natürlichen Bedingungen des Kredits und Fortschritts eingetreten — dann wird, wie von selbst, ein befruchtender Strom von Geld- und Menschenkräften sich aus dem Westen nach Osten ergießen — und die Ausdehnung der Kulturherrschaft des deutschen Elementes bis ans Schwarze Meer und in die Nähe des Orients wird kein frommer Wunsch mehr sein.“

Damit das große Werk beginnen kann, ist aber noch mehr nötig; es sind große Vorarbeiten und Erhebungen sachlicher Natur zu leisten; „es sind ferner durch sachkundige Kommissäre an Ort und Stelle die nächsten Angriffspunkte für die Kolonisation auf den Staatsgütern auszuersuchen; und soll dann, wenn man mit diesen umfassenden Arbeiten zu Ende gelangt sein wird, der eigentliche praktische Kolonisationsplan ausgefertigt und eine spezielle Zentralbehörde für die Einwanderung aufgestellt werden. Allem Anschein nach dürfte dies in nicht mehr langer Frist geschehen, in dem auch dieser Gegenstand mit der bewunderungswürdigen Tätigkeit der k. k. Ministerien betrieben wird“.

Nun, die „bewunderungswürdige Tätigkeit der k. k. Ministerien“ in dieser Angelegenheit kennen wir bereits; sie brauchte neun Jahre, bis das nötige Einwanderungsgesetz zustande kam; es erschien am 23. Dezember 1858 in Form einer kaiserlichen Verordnung (siehe oben S. 333). Aber damit ging ihnen der Atem aus. Weder der „eigentliche praktische Kolonisationsplan“ noch die „Zentralbehörde für Einwanderung“ hat je das Licht der Welt erblickt. Denn beim Erscheinen des Einwanderungsgesetzes, um die Jahreswende 1858/59, kündigte sich bereits der Krieg gegen Sardinien und Frankreich und damit die Krisis an, welche in seinem Gefolge über Österreich hereinbrach; sie zog wie so manches andere auch das ungarische Kolonisationsprojekt in ihren Strudel (siehe oben S. 330). Auch Brucks Denkschrift über den deutschen Beruf Österreichs konnte daran nichts mehr ändern. Die Kolonisation Ungarns, die der Ministerrat am 1. Oktober 1849 beschlossen hatte, hat nie begonnen.

Das Ansiedlungsgesetz, so zitierten wir oben (S. 333) Kósa, war bei seinem Erscheinen „nicht mehr als ein Stück Papier“, es war zugleich „ein Musterbeispiel des bürokratischen Arbeitstempos des absolutistischen Staates“.

Das erste stimmt, das zweite trifft nicht den Kern der Sache.

Gehört es wirklich zum Wesen des absolutistischen Staates, daß er im Schneckentempo arbeitet und trotzdem nichts zustande bringt? Kann er nicht gerade, weil er absolut ist, seinen Willen sehr schnell in die Tat umsetzen? — Jawohl, gegebenenfalls kann er das. Nötig ist nur, daß ein klarer Wille wirklich vorhanden ist. Aber daran haperte es hier. Anfangs war die Tätigkeit der k. k. Ministerien wirklich bewunderungswürdig.

Der Beschluß des Ministerrats vom 1. Oktober 1849 war gefaßt. Aber wo ist der Wille, der ihn ernstlich durchführte? Bruck, der, wenn unsere Hypothese richtig ist, der Vater des Beschlusses war, konnte seine Ausführung nicht übernehmen; denn die Frage der Einwanderung und Kolonisation fällt nicht in das Ressort des Handelsministers. Der Landwirtschaftsminister aber, der als zuständiger Ressortminister die Sache zu betreiben

hatte, THINNFELD, hatte offenbar kein Interesse dafür; eine Kolonisationsangelegenheit ihm zu überweisen war „gleichbedeutend mit ihrer endgültigen Beiseitelegung“ (siehe oben S. 334). Und Bach, dem später (1853) Thinnfelds Erbschaft zufiel, hatte wahrlich so viel auf Händen, daß es kein Wunder ist, wenn er diese Angelegenheit, die nicht seiner eigenen Initiative entsprungen war, nur nebenbei betrieb. Bruck aber und Schwarzenberg schieden bald aus, der erste durch Demission (23. Mai 1851), der zweite durch seinen Tod (5. April 1852).

Der Vater des Beschlusses hätte seine Ausführung sicher in einem ganz anderen Tempo betrieben. Die Vize-Väter aber erwiesen sich als Stiefväter, sie hatten kein inneres Verhältnis zu dem Beschluß. Es lag also wohl ein alter Beschluß des Ministerrats vor, aber es fehlte der ernstliche Wille, ihn durchzuführen.

Außerdem machten sich die Folgen der Verwirkungstheorie geltend — der Theorie, nach der Ungarn durch den Aufstand von 1848/49 sämtliche Rechte verwirkt habe und als erobertes Land zu verwalten sei<sup>95</sup>). Denn durch diese Theorie wurden die gesamtstaatlich gesinnten Madjaren vollständig lahmgelegt und eine gesamtstaatliche Orientierung des öffentlichen Lebens in Ungarn von innen heraus, unter Führung bodenständiger Ungarn, von vornherein unmöglich gemacht. Selbst dem Grafen SZÉCHENYI, dem leidenschaftlichen Gegner Kossuths, der in der Revolution von 1848/49 nur eine „unglückliche Mißverständs-Empörung“ sah und die dauernde Vernunftthe zwischen Österreich und Ungarn für nötig hielt, war jede Möglichkeit genommen, positiv zu wirken; mußten alle Ungarn ohne Unterschied für diese „Mißverständs-Empörung“ büßen, so blieb dem einzelnen nichts weiter übrig, als in der allgemeinen massa perditionis unterzutauchen und die allgemeine Stimmung zu teilen. Diese war dann auch geschlossen oppositionell.

So blieb auch in diesem Punkte die österreichische Renaissance in den Anfängen stecken. Das große Werk der Kolonisation wurde gar nicht begonnen. „Die Umstände“, würde CZOERNIG in seiner milden Resignation sagen, „die Umstände waren nicht darnach angetan, das Vorhaben zu begünstigen.“

<sup>95</sup>) Hauptträger der Verwirkungstheorie dürfte SCHWARZENBERG sein. Von den übrigen Ministern treten (nach HÜBNER, Ein Jahr meines Lebens. Leipzig 1891, S. 340) GRAF STADION und BACH für sie ein, auch BRUCK. Doch zeigt sich Bruck den Einwendungen gegen die Verwirkungstheorie zugänglicher, „weil er kein Doktrinär ist“. Die Stellung Brucks zur Verwirkungstheorie bedarf noch der Klärung. Die Verwirkungstheorie hat Schwarzenberg in seinem Vortrag für den Kaiser am 2. Juni 1849 dargelegt; abgedruckt bei HANNS SCHLITTER, Versäumte Gelegenheiten. Die oktroyierte Verfassung vom 4. März 1849. Zürich-Leipzig-Wien 1920, S. 143 bis 150; sie liegt aber bereits der Verfassung vom 4. März zugrunde.

Es bleibt noch übrig, den Kolonisationsversuch von Stephan Ludwig Roth selbst zu betrachten.

#### IV. Stephan Ludwig Roths Kolonisationsversuch

##### 1. Roths Versuch.

Es fügt sich, daß HÖFKEN sich in seiner Schrift auch über Roths Kolonisationsversuch geäußert hat. Wir beginnen damit, dies Urteil aus sachkundigem Munde kennen zu lernen<sup>96)</sup>.

Bei seinem Überblick über die schon bestehenden deutschen Ansiedlungen in Ungarn, Siebenbürgen und dem Banat, Ansiedlungen älteren und neueren Ursprungs (S. 103—131), gedenkt HÖFKEN auch des Kolonisationsversuchs von ROTH als des letzten. Er geht dabei von der bevölkerungspolitisch ungünstigen Lage der Siebenbürger Sachsen aus (S. 113):

... „Indes“ (d. h.: nach den Stürmen der Revolution von 1848/49, trotz der Aufhebung des von Kossuth dekretierten Anschlusses Siebenbürgens an Ungarn) „liegt Siebenbürgen, namentlich das Sachsenland, schwer darnieder von den furchtbaren Stürmen und Untaten, die darüber hingewütet hatten, und Einwanderung von Deutschen erscheint nötig, wenn nicht dennoch am Ende das deutsche Kultur-Element dort langsam absterben soll.“

„Schon im 17. Jh., ehe Kriege und Krankheiten die deutsche Bevölkerung in Nordungarn und Siebenbürgen dezimierte, war sie merklich zusammengeschmolzen... Die Sachsen sind der Vielkinderei abgeneigt, weil jedes Kind mit Höfen und dazugehörigen Gründen ausgestattet werden soll... Und jenen so geringen Nachwuchs verdünnten noch mannigfache sächsische Auswanderungen!

„Leider war auch“ (und nun kommt Höfken auf Stephan Ludwig Roth) „leider war auch die von Pfarrer Roth 1845—1846 aus Württemberg bewirkte Auswanderung ganz verfehlt. Es hatte sich ein landwirtschaftlicher Verein in Siebenbürgen zur Verbesserung des Landbaues auf sächsischem Grunde gebildet, der seinen Zweck durch die Einberufung tüchtiger deutscher Landwirte fördern wollte; auch sollten einige Württemberger auf den adeligen Sachsengütern gegen eine mäßige Robotablösungstaxe sowie in den freien sächsischen Orten aufgenommen werden, doch nur auf zerstreuten leeren Ansässigkeiten und wenn sie imstande wären sich solche Besitzungen anzukaufen. Statt dessen strömten auf einmal weit mehr Auswanderungslustige herbei als wünschenswert war (bloß vom 17.—24. März 1846 meldeten

<sup>96)</sup> Die erste Darstellung hat Roths Versuch bereits nach drei Jahren gefunden, in HÄUFLERS „Deutschem Kolonialwesen in Ungarn und Siebenbürgen“ (1849). Höfken wird außerdem weiteres Material zur Verfügung gestanden haben, teils aus amtlichen Quellen, teils aus der Presse.

sich in Wien bei der siebenbürgischen Hofkanzlei 138 Familien aus 748 Köpfen, die freilich 58 646 fl. C. M. Vermögen bei sich führten, und bis Ende Mai 1846 waren 307 Familien aus 1460 Köpfen in Siebenbürgen eingewandert), viele von ihnen waren vermögenslos, andere waren nicht Landleute, die man am liebsten gewollt, sondern Handwerker, die bei dem Zunftwesen Siebenbürgens schwer ein Unterkommen fanden. Ferner steigerte eine falsche Spekulation die Forderungen für Pachtgüter und zu erkaufende Grundstücke. Hinzu kam die allgemeine Kehrseite der sächsischen Zustände, kleinliche Eifersucht und Mißgunst gegen jeden Nichtsachsen als fremden Eindringling. Hätten die Sachsen früher die sogenannten „Landler“, wie sie die später einwandernden und nicht wie sie privilegierten Deutschen nannten, besser und williger aufgenommen, es stünde jetzt vieles bei ihnen anders; sie können jenen Fehler nicht vollständig genug ablegen. Endlich machten Madjaren es sich zur Aufgabe sowohl in Siebenbürgen Widerwillen unter Ungarn und Walachen gegen die Einwanderer hervorzurufen, als auch diese selbst während ihres Durchzuges durch Ungarn so schlecht als möglich zu behandeln, um andern die Lust zur Nachfolge zu benehmen. Kurz, die Sache mußte enden, wie fast alle derartige vereinzelt Unternehmen in Ungarn geendet haben. Von den eingewanderten Familien kauften nur 33 Eigentum an, 60 pachteten Haus und Grund, 214 pachteten teils Gründe, dienten teils im Dorflohn oder trieben Handwerk.“

Höfken macht also auf vier Tatsachen aufmerksam und sieht in ihnen den Grund für den geringen Erfolg von Roths Unternehmen.

Erstens: die wilde Einwanderung führte ungerufene und darum auch unberufene Elemente nach Siebenbürgen.

Zweitens: die eigennützige Spekulation, mit der sächsische Besitzer die Konjunktur ausnützten und den Preis für Pachtung und Kauf von Grundstücken in die Höhe trieben, schreckte ernsthafte Zuwanderer ab.

Drittens: die Mißgunst der Sachsen gegen jeden Nichtsachsen wirkte gleichfalls abschreckend.

Viertens: von madjarischer Seite wurde die Einwanderung bekämpft und erschwert.

Diese Kritik trifft doch nicht den wesentlichen Punkt. Das Wesentliche eben ist dies:

Höfken hat ganz richtig erkannt, daß Roths Unternehmen landwirtschaftlich orientiert ist, und zwar ist es in seiner Urgestalt rein landwirtschaftlich orientiert. Roth will die sächsische Landwirtschaft veredeln und ihr dadurch zu höheren Erträgen verhelfen. Er hat gefunden, daß man dies Ziel unschwer erreichen kann, „ohne viele Schreibereien und Verwaltungspersonal, auf unscheinbarem, geräuschlosem Wege, so daß es keine

Aufregung“ absetzt<sup>97)</sup>, nämlich durch Einberufung von deutschländischen Landwirten, die als Pächter oder Eigentümer an solche Stellen treten, für die keine sächsischen Anwärter vorhanden sind; indem diese Einwanderer sich selbst eine bessere Existenz gründen, als sie sie in der Heimat haben könnten, werden sie zugleich durch ihr überlegenes Können Lehrmeister der sächsischen Landwirte und zeigen ihnen, wie man rationell wirtschaftet.

Zweifellos ein einfacher und gesunder Gedanke<sup>98)</sup>. Nun ist aber Roth im Verlauf seines Unternehmens nicht im Rahmen dieses Programms geblieben; er hat es an drei Punkten überschritten.

Er hat nämlich erstens, und zwar schon in seiner ersten Werbenotiz, die er im Schwäbischen Merkur in Stuttgart veröffentlichte<sup>99)</sup>, die Aufmerksamkeit der Einwanderer nicht nur auf den sächsischen Teil Siebenbürgens gelenkt, sondern darüber hinaus auf madjarischen Besitz außerhalb des Sachsenbodens, nämlich auf die Besitzungen von madjarischen Adeligen, die von sächsischen Hörigen bewirtschaftet werden<sup>100)</sup>: „der nächste (siebenbürgische) Landtag kann vielleicht über die Verkäuflichkeit der adeligen Güter in den Komitaten entscheiden“. Damit kommt ein unsicheres Moment in das Kolonisationsprogramm hinein. Einstweilen ist der Verkauf derartiger Güter noch nicht gestattet. Roth lockt hier seine Württemberger mit Zukunftsaussichten, von denen er nicht weiß, ob sie sich je erfüllen werden.

Und sofort erhebt BEDEUS, der geistige Leiter des (erst im Entstehen begriffenen) landwirtschaftlichen Vereins<sup>101)</sup> in einem Brief seine warnende

<sup>97)</sup> Werke, V, 121, 137.

<sup>98)</sup> Genau genommen, muß man auch hier noch scheiden zwischen dem guten Gedeihen der Zuwanderer für ihre Person und Familie und der von ihnen erwarteten Umgestaltung der sächsischen Landwirtschaft. Der erste Punkt bietet keine Schwierigkeit; für den zweiten Punkt hat ROTH selbst (in dem Brief an BERGLEITER vom 20. September 1845) auf die grundlegende Schwierigkeit aufmerksam gemacht. Voraussetzung dafür, daß die deutschländischen Landwirte rationell wirtschaften könnten, sei die Aufhebung der Dreifelderwirtschaft und die allgemeine Einführung der Stallfütterung. — Doch das mag hier auf sich beruhen.

<sup>99)</sup> Am 10. September 1845. Werke, V, 141.

<sup>100)</sup> Über die Lage der hörigen Sachsen auf Komitatsboden sind wir nur unvollkommen unterrichtet.

MELTZL, Statistik der sächsischen Landbevölkerung (Archiv d. Vereins f. siebenbürg. Landeskunde 1885), widmet den „Grundbesitzverhältnissen in den ehemals unfreien Gemeinden“ eine besondere Tabelle (VI). Da sind alle noch bestehenden ehemals unfreien (72) Gemeinden aufgezählt.

<sup>101)</sup> Der landwirtschaftliche Verein war in der Tat in einer merkwürdigen Lage; er war erst im Entstehen begriffen und hatte noch keinen aktionsfähigen Vorstand. Mit der Kolonisation hatte er sich eine zu schwere Aufgabe gestellt; er konnte nicht gedeihen. Erst auf veränderter Grundlage kam er in den siebziger und achtziger Jahren zur Blüte.

Stimme: „der Hinweis auf die Güter außerhalb des Sachsenbodens sei eine Unvorsichtigkeit gewesen. Wir sollten doch nicht für die Kolonisierung des ungarischen Adelsbodens mit Deutschen uns einsetzen, sondern lieber die dort befindlichen Sachsen auf den Sachsenboden zurückziehen, aber ohne Gerede und Aufsehen<sup>102)</sup>.“ ROTH ist dann auch nie wieder auf diese Angelegenheit zurückgekommen. Aber der Hinweis war einmal geschehen; er ging durch die Presse und wurde von Deutschen und Madjaren gelesen.

Auch in einem zweiten Punkt ging Roth über sein ursprüngliches Programm hinaus. Wie sollte er sich bemerkbar machen? Wie an seine Leute herankommen? Mündlich, von Mensch zu Mensch? Wie lange würde das dauern? Seine Zeit aber war knapp bemessen. Und so ging er den Weg, den damals alle Auswanderungsagenten in Deutschland einschlugen: er wandte sich an die Öffentlichkeit. Im „Schwäbischen Merkur“, dann im „Beobachter“, also in den beiden verbreitetsten Zeitungen Württembergs, läßt er seine Mitteilungen für die Auswanderer erscheinen. Aus Interesse an der Sache gibt auch die Augsburger Allgemeine Zeitung seine Werbung weiter. Die Allgemeine Zeitung aber, schreibt er voll Freude an seinen Vater (Brief vom 24. September 1845), „ist eine Welttrompete, von dort erfährt es jeder Stamm in Deutschland“.

Aber damit hatte er jenen geräuschlosen Weg verlassen, und sofort trat Aufregung ein. Nicht nur die madjarische Presse, auch die Behörde, welche die Einwanderungsangelegenheit zu bearbeiten hatte, die siebenbürgische Hofkanzlei in Wien, schnappte ein; insbesondere war ihr Leiter, Baron SAMUEL JOSIKA, ein Gegner von Roths Unternehmen. Roth und der siebenbürgische Hofagent FRANZ CONRAD bekamen die Nackenschläge persönlich zu fühlen.

Und drittens: Roths Programm hatte (und das ist das Wichtigste) eine Änderung grundsätzlicher Natur erfahren. Ursprünglich wollte er nur Landwirte sammeln, jetzt ließ er diese Beschränkung fallen.

Schon der Siebenbürger Sachse ROSENFELD hatte die Einwanderung nicht landwirtschaftlich, sondern volkspolitisch betrachtet; sie sollte eine Vermehrung der Volkszahl der Sachsen bringen. Er wird mit Roth bei dessen Aufenthalt in Wien davon gesprochen haben.

Nun aber in Stuttgart, der Hauptstadt Württembergs, dem Sitz des Cottaschen Verlages, tönte ihm vielfach ein Gedanke entgegen: „Nur Deutsche an die Donau, wie Sand am Meere, nur Deutsche in die Donauländer und nach Siebenbürgen, so heißt's, so klingt's in vielen Zirkeln<sup>103)</sup>.“

<sup>102)</sup> G. A. SCHULLER, Landwirtschaftliche Blätter in Siebenbürgen, 1922, S. 347. Ebenso hält ROSENFELD diesen Hinweis für unvorsichtig; ebenda S. 346.

<sup>103)</sup> Brief an Rosenfeld vom 23. September 1845.

Lists Gedanke, verbreitet von der Allgemeinen Zeitung, war in Württemberg lebendig. Sollte das nicht auf den Mann, der aus dem fernen Siebenbürgen kam, Eindruck machen? Der Gedanke bewies auch an ihm seine suggestive Kraft und riß ihn mit sich fort.

Die Einwanderung rückt in den großen „mitteleuropäischen“ Zusammenhang. „Hier an der Donau und sonst nirgends geht für Deutschland der Stern der Größe auf<sup>104</sup>).“ Bei einer solchen Einwanderung im großen Stil ist jeder tüchtige Deutsche willkommen. Schon zum Frühjahr 1846 wird er — als erste Gruppe — an 1000 Familien auf die Beine bringen, und zwar kinderreiche Familien. „Das gibt Rekruten, für den deutschen Kaiser einen Kern deutscher Einwohner, der durch die vielen Kinder von Bedeutung wird. Die Leute bringen 6—9 Kinder mit.“ Siebenbürgen wird so der „feste Punkt, von dem aus der Kaiser dem Meere zu und der Donau zu (zu) wirken berufen ist“<sup>105</sup>).

Die Folge war, daß eine wilde Einwanderung eintrat und auch ungeeignete Elemente sich auf den Weg nach Siebenbürgen machten. Die siebenbürgische Hofkammer in Wien ergriff Maßnahmen, die Auswanderung nach Siebenbürgen einzudämmen, Roth selbst ließ eine Warnung an die Auswanderungslustigen in Württemberg veröffentlichen: einstweilen sei es genug; mit weiterer Einwanderung nach Siebenbürgen solle man warten, bis er wieder eine entsprechende Anzeige mache<sup>106</sup>).

Damit war die Einwanderungsaktion ins Stocken gekommen.

Der landwirtschaftliche Verein, der sich nun endlich konstituierte (Vorsteherwahlen 6. Juni 1846 und 27. Mai 1847) hat versucht, das Unternehmen weiter zu führen, doch ohne nennenswerten Erfolg.

Roth ist in Siebenbürgen dann wieder zu seinem ursprünglichen Gedanken der bloß landwirtschaftlichen Einwanderung zurückgekehrt: „Uns ist es um sittliche, verständige Landwirte, und nicht bloß um Deutsche zu tun. Nicht unsere Vermehrung, unsere Verstärkung beabsichtigen wir<sup>107</sup>).“ Aber das Unheil war nun einmal geschehen, die Aufregung war eingetreten, der Widerstand wachgerufen.

Hätte Roth sich auf seinen ursprünglichen Plan beschränkt, hätte er mehr erreicht. Da er aber das politisch Unmögliche anstrebte, erreichte er auch das Mögliche nicht.

<sup>104</sup>) (Erste) Anzeige für Auswanderer. Schwäbischer Merkur, 10. September 1845. Werke, V, 141.

<sup>105</sup>) Brief an Rosenfeld, 23. September 1845.

<sup>106</sup>) Brief an Peter Wolf vom 28. Januar 1846.

<sup>107</sup>) Konzept der „Aufklärungen für Auswanderungslustige“, Bd. V, 259.

## 2. Vergleichende Betrachtung der verschiedenen Pläne

Am großzügigsten ist **LISTS** Plan. Er will durch Zustrom deutschen Blutes das madjarische Volk so stärken, daß es — gestützt auf Österreich und Deutschland — in der Lage ist, Herr der bisher türkischen Länder an der unteren Donau zu werden und für Mitteleuropa die Wacht am Schwarzen Meer zu halten. Es ist die madjarische, die rot-weiß-grüne Form des Einwanderungsgedankens.

Aber diesem Gedanken fehlt die empirische Grundlage. Er beruht nicht auf einem Studium der tatsächlichen Verhältnisse in diesen Ländern sowie der Bedürfnisse und Fähigkeiten der hier lebenden Volkschaften. Er ist gewonnen durch die Analogie mit der Einwanderung nach Amerika. In den Vereinigten Staaten ist die Regierung selbst Trägerin der Einwanderungsaktion. Aber wo ist in Ungarn das bodenständige Element, das die Einwanderung in die Hand nimmt? List wußte, daß ohne Mitwirkung des einheimischen Elements eine solche Aktion nicht möglich war. Er hätte gewünscht, daß die Regierung und die ungarischen Träger der Reformbestrebungen sich zu gemeinsamem Handeln zusammenfänden; würde die „ökonomische Reform“ Ungarns auf diese Weise angegriffen, dann würden auch die ungarischen Grundbesitzer dabei mitwirken und selbst den größten Vorteil davon haben. Dann würde eine Ansiedlung großen Stils durchgeführt werden können. List wußte also, worauf es ankam. Aber er konnte die Situation nicht ändern. So blieb sein Gedanke bloße Theorie.

Nicht ganz so großartig, doch immer noch bedeutend genug ist **HÖFKENS** Projekt. Diese Abwandlung des Listschen Gedankens mag ursprünglich schwarz-rot-gold empfunden sein, in den Händen des Ministeriums Schwarzenberg nahm es zwangsläufig schwarz-gelbe Farbe an. Die Länder an der unteren Donau, deren Erschließung durch deutsche Kolonisten bei List doch noch im Hintergrunde bleibt, werden gar nicht mehr berücksichtigt; Ungarn hat nicht mehr die Mission, Erbe der Türkei und Vormacht Mitteleuropas an der unteren Donau zu werden. Die Einwanderung nach Ungarn (samt seinen Nebenländern) hat einen andern Zweck: sie dient der Einheit und Größe des Gesamtstaates Österreich; sie fördert allerdings die wirtschaftliche Blüte der „österreichischen Ostlande“, zugleich bringt sie aber auch eine Stärkung des deutschen Elements zuwege, schwächt dadurch die separatistischen Tendenzen, die vom madjarischen Bevölkerungsteil ausgehen können. Diesem Projekt fehlt nun notwendig die heimische ungarländische Schicht, die bereit gewesen wäre, es zu tragen. Es scheiterte daher ebenso wie Lists Projekt. Höfken, der den ganzen Staatsapparat in Bewegung setzen wollte, hat also im Grunde Roth nichts vorzuwerfen; er hat noch weniger erreicht als Roth.

Sehr viel bescheidener ist der Plan des Siebenbürger Sachsen **ROSENFELD**. Er hält sich in engen Grenzen; er hat es nur mit dem nicht sehr um-

fangreichen sächsischen Territorium in Siebenbürgen zu tun; er rechnet nicht mit Millionen, sondern nur mit einigen Tausenden. Er läßt sich nicht auf große Projekte ein, sondern tritt nur für konkret begrenzte Wünsche der Siebenbürger Sachsen ein; sein Plan trägt die rot-blaue Farbe. Hier sind wohl bodenständige Kräfte vorhanden, die den Plan tragen können. Da er aber volkspolitisch orientiert ist, ruft er auch die Kräfte der andern Volksschaften auf. Diese sind aber politisch die stärkeren, so kann auch der sächsische Plan nicht ausgeführt werden.

Einzig Roths Plan (in seiner ursprünglichen Form), der die grüne Farbe der Landwirtschaft trägt, ist durchführbar. Er ist keine Haupt- und Staatsaktion. Hier wird „die Einwanderung nicht als eigentliche Einwanderung oder Vermehrung der Seelenzahl angesehen“, sondern nur als Mittel zur Veredlung der Landwirtschaft und zur Steigerung ihres Ertrages<sup>108</sup>). Es war zweifellos möglich eine gewisse Zahl von Landwirten auf dem Sachsenboden als Pächter und Eigentümer anzusetzen, und zwar so lange, als der Wirtschaftsprozeß diesen Zuwanderern Existenzmöglichkeit bietet.

Die Zahl dieser Zuwanderer fällt quantitativ kaum ins Gewicht, ihre Bedeutung liegt in der Qualität.

Im Grunde sind die Zuwanderer nur der Ersatz für den Ausfall, den die Sachsen infolge ihrer geringen Volksvermehrung erleiden<sup>109</sup>). Die Walachen kommen gern vom Komitatsboden auf den Sachsenboden. Immerfort ziehen neue Walachen „in die Stelle aussterbender oder verkaufender Deutschen auf Sachsenboden ein“. Walachische „Knechte und Mägde machen sich ansässig und vermehren die walachische Population“<sup>110</sup>). Dieser ständige Zuwachs an Walachen von außen (durch Zuwanderung) und innen (durch größere Kinderzahl) ist für die Sachsen, die Herren des Sachsenbodens, gefährlich. Statt dieser fremden sollen lieber deutsche Kräfte zu ihnen kommen; so bleibt deutscher Besitz in deutschen Händen.

Diese Zuwanderer konnten erwarten, ihr gutes Fortkommen zu finden. Wie weit sie freilich auch die Umgestaltung der sächsischen Landwirtschaft herbeiführen würden, ist eine andere Frage; dazu waren noch andere Voraussetzungen nötig. Gedeihen aber konnte dies Unternehmen nur, wenn es still und geräuschlos betrieben wurde.

Roths Plan also ist in seiner ursprünglichen Form, so schlicht und bescheiden er ist, eben weil er schlicht und bescheiden ist, den andern Plänen, die wir kennen gelernt haben, überlegen.

<sup>108</sup>) Werke, V, 161.

<sup>109</sup>) Auf diesen Punkt im Leben des sächsischen Volkes legt ROTH mehrfach den Finger.

<sup>110</sup>) Werke, V, 176.

# Die vor- und frühgeschichtliche Forschung auf dem Gebiete der Slowakei und der ehemaligen Karpatenukraine in den Jahren 1918—1938

Von JAN EISNER (Prag)

## I. Teil

Über die Forschungsergebnisse der Vor- und Frühgeschichte auf dem Gebiete der Slowakei und der ehemaligen Karpatenukraine in den Jahren 1918 bis 1931 habe ich eine übersichtliche Darstellung im Buche „Slovensko v pravěku“ (Die Slowakei in der Vorzeit), welches 1933 erschien, gegeben<sup>1</sup>). Über die Neuentdeckungen, Ausgrabungen und neuen Publikationen, die der Vor- und Frühgeschichte dieser beiden Länder gewidmet sind oder für das Studium ihrer vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler besondere Bedeutung haben, berichte ich fortlaufend im „Sborník Muzeálnej slovenskej spoločnosti“ (Jahrbuch der slowakischen Museumsgesellschaft) seit 1926 (XX. Jg.). Die Ergänzungen und Verbesserungen zu meinem Buch kann man in den Jahrgängen (seit 1932, XXVI. Jg.) dieses Jahrbuches einsehen<sup>2</sup>).

In meiner Übersicht der archäologischen Forschung auf dem Gebiete der ehemaligen und jetzigen Slowakei sowie der ehemaligen Karpatenukraine will ich vor allem die neuen Funde und Ausgrabungen sowie die Neuerscheinungen, die die Urzeit dieser beiden Länder betreffen, erwähnen, hingegen die bis zum J. 1931 bereits vorliegenden prähistorischen Ergebnisse nur kurz streifen. Ich berichte aber nicht nur über die ausgeführte Arbeit, sondern weise auch auf die noch zu lösenden Aufgaben hin, die auf den Forscher warten.

Eine Übersicht über die Vor- und Frühgeschichte des gesamten Gebietes der ehemaligen Tschechoslowakischen Republik gab J. SCHRANIL<sup>3</sup>). In einem kurzen informativen Aufsatz wies J. NEUSTUPNÝ auf die Hauptergebnisse der prähistorischen Forschung auf diesem Gebiete während der

---

<sup>1</sup>) J. EISNER, Slovensko v pravěku (Die Slowakei in der Vorzeit), Preßburg 1933, Bd. XIII der Veröffentlichungen der „Učená spoločnosť Šafaříkova“ (Šafařík-Gesellschaft), VII u. 282 S., 24 Bilder, CV Tafeln, 2 Pläne und 1 Karte. Deutsche Zusammenfassung: Die Vor- und Frühgeschichte des Landes Slowakei, 283—328. Französische Zusammenfassung: La Slovaquie à l'époque préhistorique et dans les premières périodes de l'histoire, 329—343.

<sup>2</sup>) Der Bericht für das Jahr 1937 und folgende wird später veröffentlicht.

<sup>3</sup>) J. SCHRANIL, Československo v pravěku (Die Tschechoslowakei in der Vorzeit). In: Československá vlastivěda (Tschechoslowakische Heimatkunde), II, Prag 1933, 7—114.

beiden Jahrzehnte nach dem Weltkriege hin<sup>4)</sup>. J. PASTERNAK ist der Verfasser des Buches über die Vor- und Frühgeschichte der Karpatenukraine und der Ostslowakei<sup>5)</sup>. Š. JANŠÁK verfaßte eine Monographie über die Ergebnisse seiner Forschungen in der Ostslowakei, wo er eine große Kollektion Obsidianartefakte zusammenbrachte, welche Sammlung durch keine andere übertroffen wird<sup>6)</sup>. Ein weiteres Werk JANŠÁKS befaßt sich mit den früh- und vorgeschichtlichen Funden des unteren Gran- und Eipeltales<sup>7)</sup>. Auch dieses Werk ist eigentlich nur eine Beschreibung und Erläuterung seiner eigenen Untersuchungen. Weitere Monographien, die einzelne Fragen der Vor- und Frühgeschichte dieser beiden Gebiete behandeln, werden später angeführt. Insgesamt wurden bis jetzt 12 größere Werke, die sich ausschließlich mit vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern dieser Gebiete beschäftigen, herausgegeben. Weitere befinden sich in Vorbereitung. J. FILIP veröffentlichte seit 1931 in den „Památky archeologické“ (Archäologische Denkmäler) die Bibliographie des tschechischen und slowakischen archäologischen Schrifttums. C. STREIT begann in der Zeitschrift „Sudeta“ mit der Herausgabe einer kritischen Bibliographie des tschechischen und slowakischen archäologischen Schrifttums<sup>8)</sup>. Archäologische Aufsätze und Referate brachte die Zeitschrift „Bratislava“, das Organ der ehemaligen „Šafařík-Gelehrtengesellschaft“ in Preßburg, die Zeitschriften des Slowakischen Nationalmuseums in St. Martin am Turetz: „Časopis Muzeálnej slovenskej spoločnosti“ (Zeitschrift der slowakischen Museumsgesellschaft) und der „Sborník Muzeálnej slovenskej spoločnosti“ (Jahrbuch der slowakischen Museumsgesellschaft), ferner der „Sborník Matice slovenskej“ (Jahrbuch der Matica slovenská) in St. Martin am Turetz, die Prager Zeitschriften „Památky archeologické“ (Archäologische Denkmäler) und „Obzor prae-

<sup>4)</sup> J. NEUSTUPNÝ, Die prähistorische Forschung in der Tschecho-Slowakei in den letzten zwanzig Jahren, „Prager Rundschau“ 1938, 383—403.

<sup>5)</sup> J. PASTERNAK, Ruské Karpaty v archeologii (Die russischen Karpaten in der Archäologie), Prag 1928.

<sup>6)</sup> Š. JANŠÁK, Praveké sídliská s obsidiánovou industriou na východnom Slovensku (Prähistorische Siedlungen mit Obsidiankultur in der Ostslowakei), Preßburg 1935, S. 1—105, 171—183, 186—187, 191—193, 18 Karten und Pläne, 1 Tafeln; franz. Zusammenfassung: Stations préhistoriques à industrie de l'obsidienne dans la Slovaquie orientale, 107—143; deutsche Zusammenfassung: 145—169.

<sup>7)</sup> Š. JANŠÁK, Staré osídlenie Slovenska. Dolný Hron a Ipeľ v praveku (Die alte Besiedlung der Slowakei. Das untere Gran- und Eipeltal in der Vorzeit), St. Martin am Turetz 1938, XVI + 176 S., 21 Karten und Pläne, XXXII Tafeln.

<sup>8)</sup> STREIT, Das tschechische und slowakische Schrifttum des Jahres 1935. In: Sudeta XII (1936), 98—118. Das tschechische und slowakische Schrifttum des Jahres 1936. Daselbst, Jg. XIII (1937), 58—69. Das tschechische und slowakische Schrifttum des Jahres 1937. Ebenda, Jg. XIV (1938), 61—78.

historický“ (Prähistorische Rundschau), sowie eine Reihe fremder Zeitschriften.

Große Ausgrabungen unternahmen das Archäologische Institut in Prag, das Slowakische Landeskundliche Museum in Preßburg, das Slowakische Nationalmuseum in St. Martin am Turetz und das Lehoczkysche Landesmuseum in Munkatsch.

### Die ältere Steinzeit

Erfolgreiche Ausgrabungen wurden an folgenden paläolithischen Fundorten durchgeführt: in der Höhle zu Weinitz (Bez. Priewitz), unter der Leitung von J. F. BABOR, J. EISNER, Š. JANSÁK und K. MEDVECKÝ, in der Oberen Tuffna-Höhle in Harmanec (Bez. Neusohl), wo A. LIEBUS<sup>9)</sup> grub, und in der Höhle „Domica“ bei Kecskő (Bezirk Tornalja), wo J. BÖHM ein „Lorbeerblatt“ vom Solutréentypus fand.

A. LOUBAL entdeckte eine paläolithische Station in Boleráz (Bez. Tyrnau), V. VLK in Moravany an der Waag (Bez. Pistyan), B. TUHÝ, J. EISNER und J. MADL in Zamarovce (Bezirk Trentschin) und J. MADL in Dubnica an der Waag (Bezirk Illau). Einige paläolithische Denkmäler in Ipoly-ság wurden durch I. HORVATH gerettet. Ob einige Funde, die JANSÁK in Czéke und Kásó im Trebischower Bezirk gemacht hat, der älteren Steinzeit angehören, wird erst eine gründliche Untersuchung ergeben. J. SKUTIL und Š. JANSÁK halten die meisten Obsidianfunde, welche Janšák in den Trebischower, Groß-Micheler und Chlumetzer Bezirken gemacht hat, für paläolithische. Höchstwahrscheinlich handelt es sich um Funde aus der neolithischen, wenn nicht zum Teil sogar aus einer jüngeren Zeit.

J. SKUTIL glückte die Entdeckung einer paläolithischen Station in Sächsisch Bereg (Beregszász), außerdem gelang ihm der sichere Nachweis, daß zu den wichtigsten paläolithischen Fundstätten Mitteleuropas Púchov gehört.

Die slowakischen paläolithischen Funde werden von den meisten Forschern, die sich mit dem Studium des paläolithischen Zeitalters des mittleren Donauraumes beschäftigen, mehr oder weniger ausführlich behandelt und untersucht. Wir erwähnen hier den Aufsatz von H. BREUIL<sup>10)</sup> und das Buch von J. HILLEBRAND<sup>11)</sup>. Mit einer Einteilung der slowakischen paläolithischen Stationen beschäftigen sich J. F. BABOR, J. EISNER,

<sup>9)</sup> A. LIEBUS, Ergebnisse der bisherigen Grabungen in der Oberen Tuffna-Höhle in der Slowakei. *Sudeta IX* (1933), 41—58.

<sup>10)</sup> H. BREUIL, Notes de voyage paléolithique en Europe centrale, I, Les industries paléolithiques en Hongrie, *L'Anthropologie XXXIII*, 1923, 323—346.

<sup>11)</sup> J. HILLEBRAND, Die ältere Steinzeit Ungarns. *Archaeologia Hungarica 17*. Budapest 1935.

J. PETRBOK, J. SKUTIL und in der letzten Zeit L. ZOTZ, der auf die auffallende Ähnlichkeit des paläolithischen Fundortes von Moravany an der Waag mit denen von Osteuropa hingewiesen hat<sup>12)</sup>. J. SKUTIL sammelte sorgfältig alle Nachrichten über die paläolithischen Funde in den beiden Ländern und erörterte die bisherigen Anschauungen in bezug auf ihre Datierung in einer selbständigen Schrift<sup>13)</sup>.

### Die jüngere Steinzeit und die Übergangsperiode zur Bronzezeit

Für das Studium der Vorzeit des gesamten Gebietes der ehemaligen Slowakei und der Karpatenukraine sind für die neolithische Zeit bis zur La-Tène-Zeit wichtige Schriften erschienen, die der vorgeschichtlichen Zeit der Nachbarländer gewidmet sind. Für Rumänien ist es das Werk von J. NESTOR<sup>14)</sup> und für Ungarn die übersichtliche Darstellung von F. VON TOMPA<sup>15)</sup>.

Nach den bisherigen Funden kann gesagt werden, daß die Kultur der Spiralmäander-Keramik in der Slowakei ganz jungen Datums ist, dennoch kann man sie in eine ältere und jüngere Periode teilen. Die jüngere Keramik im mittleren Donaauraum wird nach H. MITSCHA-MÄRHEIM als Zselizer Typus bezeichnet. Wenn wir nur wenige Funde eines Fundortes kennen, so ist es schwer zu entscheiden, ob sie dem Kulturkreis der älteren Spiralmäander-Keramik angehören oder schon dem Kulturkreis der Keramik des Zselizer Typus, welcher im mittleren Donaubereich entstand, und dessen Träger zum Teil den Einflüssen der Lengyel-Kultur erlagen, zugezählt werden müssen. Größere Untersuchungen wurden nur am Wohnplatz der Spiralmäander-Keramik in Gairing (Bez. Malacky)<sup>16)</sup> vorgenommen, sonst wurden an den anderen Fundorten nur Probegrabungen vorgenommen<sup>17)</sup>. Um die Erforschung vorgeschichtlicher Fundstätten in der Slowakei hat

<sup>12)</sup> L. F. ZOTZ, Neue Funde aus dem Aurignacien-Lößbrastplatz von Moravany in der Slowakei, Wiener Prähistorische Zeitschr. XXVI, 1939, 52—57; L. F. ZOTZ und W. VLK, Das Paläolithikum des unteren Waagtales. Quartär, Jahrbuch für die Erforschung des Eiszeitalters und seiner Kulturen (Berlin), 2. Bd., 1939, 65—101.

<sup>13)</sup> J. SKUTIL, Paleolitikum Slovenska a Podkarpatskej Rusi (Das Paläolithikum in der Slowakei und der Karpatenukraine), T. Sv. Martin 1938, 247 S., 61 Bilder, 22 Tafeln und 2 Karten. Deutsche Zusammenfassung: Das Paläolithikum der Slowakei und der Podkarpatská Rus, S. 249—251.

<sup>14)</sup> J. NESTOR, Der Stand der Vorgeschichtsforschung in Rumänien, 22. Bericht der Römisch-germanischen Kommission 1932, 11—181.

<sup>15)</sup> F. VON TOMPA, 25 Jahre Urgeschichtsforschung in Ungarn 1912—1936, Sonderabdruck aus dem 24./25. Bericht der Römisch-germanischen Kommission 1934/35, 27—114, 117—127.

<sup>16)</sup> J. EISNER 1933, 14 ff., Tafel III.

<sup>17)</sup> Púchov kommt als Fundort dieser Keramik nicht in Betracht (vgl. J. EISNER 1933, 14, 285).

sich Š. JANŠÁK die größten Verdienste erworben, der eine ganze Reihe neuer Fundorte, darunter auch Wohnplätze mit Spiralmäander-Keramik, entdeckte, genauestens ihre Lage beschrieb und so die zukünftige Lokalforschung erleichterte. Über die Ergebnisse seiner Forschungsarbeiten referierte er im „Sborník Muzeálnej slovenskej spoločnosti“ (Jg. XXII [1928] bis Jg. XXIX [1935]). Wichtig ist, daß die Kultur der Spiralmäander-Keramik auch im Norden des Landes in Bešenová (Bez. Rosenberg) auftrat, deren Träger wohl aus Norden (Polen) stammen.

Einige Funde weisen darauf hin, daß die zukünftige Erforschung der slowakischen Fundstätten der Keramik des Zselizer Typus ihr Verhältnis zur Bükker Kultur klären wird. Scherben mit Verzierungen der Bükker-Keramik sind auf dem Fundort der Spiralmäander-Keramik in Šarfia (Bez. Modern) gefunden worden. Nevidzany (Bez. Zlaté Moravce) ist ein Fundort der jüngeren Spiralmäander-Keramik, welche man vielleicht dem Zselizer Typus zurechnen muß; ein Scherben mit mehrmaligen eingeritzten Linien erinnert an die Bükker Keramik. Eine systematische Untersuchung wurde nur an dem Fundort der Zselizer Keramik in Harcsáspuszta (Bez. Ógyalla) (J. BÖHM) vorgenommen. Ihre neuen Fundorte wurden durch ein besonderes Verdienst Š. JANŠÁKS und J. HINTEREGGERS<sup>18)</sup> festgestellt.

Schöne Erfolge wurden in der Erforschung der Bükker Kultur erzielt<sup>19)</sup>. Ich selber grub in den Höhlen von Jasov-Jászó (Bez. Moldau)<sup>20)</sup>, und J. BÖHM unternahm eine ausgedehnte und erfolgreiche Erforschung der interessanten Höhlenfundorte in „Domica“ bei Kecskő (Bez. Tornalja), in Ardó (ebenfalls Tornalja)<sup>21)</sup> und in der „L'adnica“ bei Szilicze (Bez. Rosenau).

<sup>18)</sup> Neue Daten über die Fundorte der Keramik des Zselizer Typus im unteren Grantal veröffentlichten H. MITSCHA-MÄRHEIM und R. PITTIONI, Zur Besiedlungsgeschichte des unteren Grantales, Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien LXIV, 1934, 147 bis 149, 167—168, Taf. I, 1—2, 4—23. Über die Funde auf der Großen Schütt berichtet H. F. J. BARTA und K. WILLVONSEDER: Zur ur- und frühgeschichtlichen Besiedlung der Großen Schütt, Sudeta X, 1934, 14—16, Taf. I, 6, II, 2—8, 10—14, 16. Neue Daten über die Zselizer Kultur bringt Š. JANŠÁK, der auch ein Bild eines Tonscherbens mit Gesichtsdarstellung von Tompa (Kreis Ipolyság) (1938, Taf. XXXI, 5) bringt.

<sup>19)</sup> Vgl. die Aufsätze: L. KRASKOVSKÁ, Památky bukovohorské kultury ve sbírkách Vlastivědného musea v Bratislavě (Denkmäler der Bükker Kultur in den Sammlungen des Landeskundlichen Museums zu Preßburg), Pam. Archaeol. XXXIX, 1933, 46—49; M. U. KASPAREK, Bükker Funde aus der Slowakei, Sudeta X, 1934, 104—106.

<sup>20)</sup> J. EISNER 1933, 18 ff., 286, Taf. VII, VIII, 1—7, 9, 11—14, 16—20, IX, 1, 4, 6, 7, 9, 10, 12, 15, X.

<sup>21)</sup> An der Erforschung der Höhle von Ardó beteiligte sich auch die amerikanische Archäologische Schule unter der Leitung von VL. J. FEWKES.

Sonst wurden nur neue Fundorte der Bükker Keramik entdeckt und auf ihnen kleinere Untersuchungen angestellt<sup>22)</sup>. Das Verdienst in dieser Beziehung gebührt in erster Linie JANSÁK, der auch die Feststellung machte, daß die Angehörigen der Bükker Kultur zahlreiche Obsidiangegegenstände anfertigten<sup>23)</sup>.

Für die Lengyelkultur und für die mit ihr artverwandten Gruppen bürgert sich immer mehr die von F. VON TOMPA vorgeschlagene Gesamtbezeichnung Theißkultur ein. Diese Kultur entstand im Karpatenbecken und kam in der Slowakei mit der Voluten- (Spiralmäander-) Keramik und im oberen Theißgebiet mit der Bükker Keramik in Berührung. Ihre Träger drangen vom Süden her bis in das Rajetzer Tal vor. Die Untersuchungen auf ihren Fundorten in der Slowakei sind erst in den Anfängen<sup>24)</sup>.

Bis jetzt wurde ein einziges Skelettgrab der Lengyel-Kultur in Senča (Bez. Vrábce-Verebely) entdeckt<sup>25)</sup>. Gut erhaltene Gefäße, die in die Sammlungen aufgenommen wurden, stammen eher aus Gräbern als aus Wohnplätzen<sup>26)</sup>. Systematische Grabungen wurden an den Siedlungsstätten in Gairing (J. EISNER), in Nová Ves nad Žitavou (Bez. Vrábce-Verebely) (A. LOUBAL) und in Súľov-Hradná (Bez. Velká Bytča) (F. PAUK) vorgenommen<sup>27)</sup>.

In der ehemaligen Karpatenukraine untersuchte J. BÖHM die Siedlungsstätte auf dem „Kleinen Berg“ (Kishegy) in Munkatsch und auf dem „Homolog“ und „Tóvár“ in Déda (Bez. Sächsisch-Bereg). Neue Fundstätten der Theißkeramik suchte vor allem Š. JANSÁK auf.

In einigen Siedlungen des oberen Theißgebietes wurde die stammverwandte Keramik, mit eigenartigen tiefgeritzten Verzierungen geschmückt, gefunden, doch wurde in der Slowakei das Vorhandensein dieser Keramik

<sup>22)</sup> Hierher gehören Altsohl, Sása (Bez. Revúca), Kaschau, im Trebischower Bezirk Gercsely, Kásó, Szürnyeg, Kistoronya und Zemplén, dann Kucany (Bez. Großmichel) und Szöllöske und Bodrogszerdahely im Bezirk von Királyhelmece.

<sup>23)</sup> S. JANSÁK 1935.

<sup>24)</sup> Bemalte Keramik fand man in Abrahám (Bez. Galanta), in Zeleneč (Bez. Tyrnau), in Paderovce (daselbst), in Bohdanovce (daselbst) und in Velké Kostolany (Bez. Píšťan).

<sup>25)</sup> Die Tote hatte am Halse Dentalienperlen und an der linken Hand zwei Armbänder, aus Meermuscheln gedrechselt.

<sup>26)</sup> Man stieß auf sie in Čáčov (Bez. Senitz), Abrahám und Felsőszeli (Bez. Galanta), in Nová Ves nad Žitavou und in Čajkov (Bez. Lewentz).

<sup>27)</sup> Wertvoll ist die Analyse der Kohlenreste aus den Feuerstellen der jüngeren Lengyel-Kultur, die F. PAPÁNEK lieferte: Štúdiá o slovenských lesoch v dobe poľadovej (Dendrologické preskúmanie pravekých ohníšť v Jánošíkovej jaskyni v Súľovských skalách) (Studien über die slowakischen Wälder der Nacheiszeit: Dendrologische Untersuchung der vorzeitlichen Feuerstätten in der Janoschik-Höhle in den Súľover Felsen), Bratislava XI, 1937, 170—193, Taf. I—VII.

nur durch einige kleinere Funde bezeugt<sup>28</sup>). Aber vielleicht belehren uns auch die slowakischen Funde eines Tages über Beziehungen dieser keramischen Gruppe zur Kultur der Spiralmäander-Keramik.

Die BODROGKERESZTUR-KULTUR verbreitete sich in der Slowakei bis in das obere Theißgebiet und über das untere Eipel- und Grangebiet bis in das obere Neutragebiet<sup>29</sup>). Die Spuren der Bodrogkeresztur Keramik lassen sich in den slowakischen Denkmälern bis in die Bronzezeit verfolgen.

Die wichtigste eneolithische Kultur in der Slowakei ist die Kultur der kannelierten Keramik oder die Badener Kultur. Ihre Fundstellen<sup>30</sup>) sind sehr zahlreich im Marchgebiet, in den Donauebene und auch in dem gebirgigen Teile der Slowakei und wurden z. B. von Š. JANŠÁK und den Lokalforschern wie V. ŠEMMER entdeckt<sup>31</sup>). Fachgemäße Untersuchungen wurden auf der Fundstelle in Trentschin (J. MADL), in Ivanovce (Bez. Trentschin) (J. MADL, C. STREIT), auf dem Berge „Drevenik“ bei Wallendorf (Bez. Zipser Neudorf) (J. NEUSTUPNÝ) und auf dem Berge „Kőszegő“ bei Sátorospuszta (Bez. Losonc) (V. BUDA VARY) angestellt. Ganze Gefäße, die oft in die Museen wandern, stammen nicht aus den Siedlungen, sondern eher aus Gräbern, aber die Umstände, unter denen sie entdeckt wurden, sind meistens nicht bekannt, und auch das Grab von Ipolyvisk (Bez. Ipolyság) wurde nicht fachgemäß untersucht<sup>32</sup>). Wie weit die Coţofeni-Kultur, die mit der Badener verwandt ist, aus Siebenbürgen bis in das ehemalige Gebiet der Karpatenukraine reichte, wird erst dann festgestellt werden können, wenn z. B. die Sied-

<sup>28</sup>) Neue Fundorte dieser Keramik sind Bény (Bez. Párkány), Kéménd (dasselbst), Bussa-Csalár bei Blauenstein und Barca (Bez. Kaschau).

<sup>29</sup>) Die Gefäße aus Barca, wo J. TEPLÝ die Untersuchungen durchführte, stammen höchstwahrscheinlich wie die Gefäße aus Tompa (Š. JANŠÁK 1938, Taf. XXXI, 17, 19, 27), das Gefäß aus Oroszka (Bez. Zseliz) (H. MITSCHA-MÄRHEIM und R. PITTIONI 169, Taf. VII, 13) und das schöne anthropomorphe Gefäß aus Német Szölgyén (J. NEUSTUPNÝ, Anthropomorfní nádobka bodrogkeresztúrského typu z Něm. Seldína (okres Parkan), Bratislava IX, 1935, 131—133, mit 1 Tafel (Ein anthropomorphes Gefäß Bodrogkeresztur Typus aus Német Szölgyén [Bez. Párkány]) aus den Gräbern.

Aus Gräbern stammen auch die Funde von Ludanice (Bez. Topolčany) (L. NISCHER-FALKENHOF, Kupferzeitliche Keramik von Nyitraľudány, Dolgozatok [Szeged] VIII, 1932, 271—273).

<sup>30</sup>) Vgl. MITSCHA-MÄRHEIM und R. PITTIONI 148 ff.; H. F. J. BARTA und K. WILLVONSEDER 16; P. PATAY, Frühbronzezeitliche Kulturen in Ungarn, Dissertationes pannonicae ser. II, no. 13, Budapest 1938, 12—19, Taf. II.

<sup>31</sup>) Neue Fundorte von Schüsseln mit Scheidewand (vgl. EISNER 1933, 288), welche für die slowakische Badener Kultur typisch sind, sind Pogranyce (Bez. Neutra), Ivánka bei Neutra (Bez. Neutra), Veľké Krškany (Bez. Lewentz), Ipolyvisk, Bény, Ipolypásztó (Bez. Zseliz) und Tompa (Š. JANŠÁK 1938, Taf. XXXI, 12).

<sup>32</sup>) Š. JANŠÁK 1938, 84, Taf. XXX, 13, 14.

lung auf dem „Kleinen Berg“ bei Munkatsch richtig und gründlich erforscht sein wird.

Problematisch ist bis jetzt die Keramik, deren Gefäße mit wabenartigen Vertiefungen verziert sind<sup>33</sup>). Ihre Kultur berührt sich wohl in ihren Anfängen mit der Badener, aber die Urnen aus Lontó (Bez. Zseliz)<sup>34</sup>), welche an ihrem Unterteil mit wabenartigen Vertiefungen verziert sind, sind panonischen Typus und gehören dem Ende der ersten oder der zweiten Bronzezeit an. Die Gefäße der Schnurkeramik mährischen Typus und die Scherben der Glockenbecherkeramik, welche in der Umgebung von Skalitz K. ANDEL fand, stammen sicherlich aus Gräbern.

Wichtig, aber bis jetzt in der Slowakei noch wenig erforscht, ist die mit Furchenstich verzierte Keramik<sup>35</sup>). Da es sich [manchmal nur um den Fund einiger Scherben handelt, ist die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kultur für diese Funde schwer zu entscheiden. In der Hauptsache handelt es sich um Ausläufer eines großen Verbreitungsgebietes einer Keramik, die mit Furchenstich verziert ist und sich über die östlichen Alpen, über Ungarn und Jugoslawien erstreckt (TYPUS VUČEDOL-ZÓK, ostalpine Pfahlbauten).

Außer den Funden, die J. EISNER erwähnt<sup>36</sup>), traf man noch auf mit Furchenstich verzierte Keramik in Skalitz, in Ivánka bei Neutra und in Naszvad (Bez. Ógyala). Das städtische Museum in Preßburg erwarb ein Gefäß des Mondsee-Typus aus Patpuszta (Bez. Ógyala). Ebenso wird erst eine zukünftige Untersuchung die kulturelle Zugehörigkeit der Hügelgräber erklären, welche in Košarovce (Bez. Stropkov) festgestellt wurden. Außer einigen Scherben wurde dort eine Axt mit feingeschliffenen Seiten und ein schönes Silex-Messer, 11 $\frac{1}{2}$  cm lang, sichergestellt.

Ebenso konnte bis jetzt die genaue Feststellung der Funde, die älter sind als die Maďarovce-Kultur, aber mit ihr wohl genetisch zusammenhängen, nicht getroffen werden<sup>37</sup>).

Mesolithische Funde sind bis jetzt in der Slowakei unbekannt. Kleine Werkzeuge, aus hartem Stein angefertigt und zum Teil ähnlich den kleinen Gegenständen wie denen von Tardenoisien, wurden bis jetzt nur in den jün-

<sup>33</sup>) Ihre neuen Fundorte sind: Kamenica nad Hronom-Garamkövesd (Bez. Párkány), Kamendín-Kéménd (ders. Bez.), Oroszka, Ipolyvisk und Százd (Bez. Ipolyság) und Domaníky (Bez. Karpfen). Vgl. H. MITSCHA-MÄRHEIM und R. PITTIONI 159, 162, 168, Taf. VII, 17, VIII, 2—4, 24; Š. JANŠÁK 1938, 104, 156, Taf. III, 1—7, XX, 8, 10, XXIX, 11, 12, 14, 15, 17, XXX, 2, 6, 7.

<sup>34</sup>) Š. JANŠÁK 1938, Taf. XXIX, 7, 9.

<sup>35</sup>) Über die weiß inkrustierte Keramik mit Furchenstich aus Ágotamajor (Bez. Zseliz) schreiben H. MITSCHA-MÄRHEIM u. R. PITTIONI 168, Taf. III, 21—23.

<sup>36</sup>) J. EISNER 1933, 37—38, 288, 332.

<sup>37</sup>) J. EISNER 1933, 57, Taf. XXVIII, XXIX, 1, 8.

geren Schichten festgestellt. Die Veröffentlichung der Ausgrabungen, die J. BÖHM in Harcsáspuszta vornahm, wird uns vielleicht belehren, wie weit diese kleinen Werkzeuge der Zselizer Kultur angehören und wie weit der Kultur der kannelierten Keramik, die dort ebenfalls vertreten ist, und der die fein ausgearbeiteten Pfeilspitzen zugerechnet werden müssen. Für den wahrscheinlichen Fundort der Kollektion der sehr ähnlichen Werkzeuge im I. Realgymnasium zu Preßburg hält J. SKUTIL Sološnica (Bez. Malacky)<sup>38)</sup>, aber A. LOUBAL erklärt folgerichtig<sup>39)</sup>, daß diese nur ein Teil der großen, aber sehr zerstreuten Sammlung von kleinen Artefakten sei, welche F. SANDORFI in Dolný Lopašov (Bez. Pistyan) gesammelt hatte. Neuerdings stellte A. Loubal fest, daß man auf interessante Steinwerkzeuge wie auf ein trapezähnliches Werkzeug und einen großen Scheibenkratzer in Machulince (Bez. Zlaté Moravce) gestoßen sei. Ein großer diskusähnlicher Kratzer wurde bei der Forschungsarbeit des Preßburger Landeskundlichen Museums in Vráble-Verebély entdeckt. Es bedarf aber neuer Entdeckungen und Forschungen, damit wir sicher feststellen können, welcher Zeit und welcher Kultur diese interessanten Gegenstände angehören.

### Die Bronzezeit und die Hallstattzeit

Das Studium der Bronzezeit in Mitteleuropa hat in den letzten Jahren durch das Verdienst der mitteleuropäischen Forscher eine besondere Vertiefung erfahren. Für den slowakischen Archäologen, der sich mit den Denkmälern der Bronzezeit und der Hallstattzeit beschäftigt, sind besonders wichtig die Übersicht von NESTOR und die von TOMPA, die Werke von K. WILLVONSEDER, T. SULIMIRSKI, ferner die von J. FILIP, der die einzelnen Entwicklungsphasen der Urnenfelder des Lausitzer Typus in Böhmen und Mähren einer gründlichen Erörterung unterzogen hat<sup>40)</sup>, und endlich die von J. BÖHM<sup>41)</sup>, der die Einteilung der Denkmäler der Bronzezeit und Hallstattzeit

<sup>38)</sup> J. SKUTIL, Zur Frage der „mesolithischen“ Funde aus der Tschechoslowakei, *Przegład archeologiczny* V, Posen 1933—1936, 159—167.

<sup>39)</sup> A. LOUBAL, Neolit a eneolit v Jedlicskovej sbierke (Neolithisches und Eneolithisches in der Sammlung Jedlicskas), *Kultúra* (Tyrnau) V, 1933, 589—599, 773 bis 781, VI, 1934, 472—476.

<sup>40)</sup> J. FILIP, Popelnicová pole a počátky železné doby v Čechách (Die Urnenfelder und die Anfänge der Eisenzeit in Böhmen), Prag 1936-37, 176 S., 90 Tafeln und Bilder, 1 Karte. Mit deutschen Auszügen. Ders., *Lužická kultura v Československu* (Die Lausitzer Kultur in der Tschechoslowakei), *Pam. Archaeol.* XXXXI, 1936—1938, 14—46; deutsche Zusammenfassung: Die Lausitzer Kultur in Böhmen und Mähren, I. Teil, 46—51.

<sup>41)</sup> J. BÖHM, Základy hallstattské periody v Čechách (Die Grundlagen der Hallstattperiode in Böhmen), Prag 1937, 299 S., 103 Bilder und Karten; deutsche Zusammenfassung 246—280.

in Böhmen und Mähren nach dem gleichen Muster vorgenommen hat, wie sie P. REINECKE für Süddeutschland vorgeschlagen hat. Um die Einteilung der slowakischen Funde in dieser Weise bemühte sich A. LOUBAL, dessen vorzeitiger Tod aber diese Arbeit nicht ausführen ließ. Die Reineckesche Klassifizierung kommt auch für die Slowakei in Frage. Dabei muß aber der slowakische Archäologe auch jene Klassifizierung beachten, die F. von TOMPA für das ungarische Gebiet vorgeschlagen hat.

Das Studium der Bronzezeit der Slowakei ist sehr interessant, denn auf ihrem Gebiete trafen sich die Kulturen einheimischen Ursprunges mit denen aus den westlichen Ländern und aus dem Norden. Ihre Denkmäler sind ein sichtbarer Beweis für den Zuzug neuer Völkerschaften über den Karpatenkamm.

Die heimischen Kulturen sind in den Gebieten der mittleren Donau verbreitet und entwickelten sich in Ungarn auf der alten einheimischen Grundlage, welche aber nicht einheitlich war. Sie unterscheiden sich in vielem voneinander und zeigen einen verschiedenen Entwicklungsgang auf, aber dennoch hängen sie zusammen. P. PATAY gab eine detaillierte Einteilung der älteren bronzezeitlichen Funde in Ungarn nach den einzelnen Kulturgruppen und untersuchte ihr Entstehen, ihre Entwicklung und gegenseitige Beziehungen, dabei die slowakischen Funde fleißig beachtend.

Wir betrachten zuerst diejenigen Kulturen, welche im slowakischen Marchgebiete und in den an der Donau gelegenen Ebenen der südlichen Slowakei verbreitet sind.

Die Aunjetitzer Kultur reicht von Mähren und vielleicht auch von Niederdonau in das slowakische Marchgebiet und in das mittlere Waaggebiet; ihre Gräberfelder liegen also auch östlich von den Kleinen und Weißen Karpaten und ihre Funde reichen im Osten bis Komorn und noch weiter<sup>42)</sup>. Neuerdings stieß man auf ein Aunjetitzer Grab in Holitsch (Bez. Skalitz), und andere wurden in Brezová pod Bradlom (Bez. Myjava), in Vel'ké Šenkvice (Bez. Modern), in Trenčianske Biskupice (Bez. Trentschin), in Hloža und Púchov<sup>43)</sup> entdeckt. Zur Aunjetitzer Kultur gehören vielleicht auch die Hockergräber, auf welche man in Ivanovce stieß, wo C. STREIT ein interessantes Kinderdoppelgrab entdeckte. Vielleicht gehört hierher auch das Grab von Hul, in welchem die Ohrringe an einem Ende blattförmig verbreitert waren,

<sup>42)</sup> Eine Zusammenstellung der Aunjetitzer Funde im Karpatenbecken gibt P. PATAY, 67, 68 ff., Karte X.

<sup>43)</sup> Š. KRIŽANOVÁ, Hroby únětickej kultúry zo staršej doby bronzovej v Hloži (okres Ilava) a v Púchove nad Váh. (Die Gräber der Aunjetitzer Kultur aus der älteren Bronzezeit in Hloža [Bez. Illau] und in Púchov an der Waag), Pamätnica Mestského muzea Dr. Karola Brančíka v Trenčíne 1877 až 1937 (Gedenkbuch des Dr. Karl Brančík Stadtmuseums in Trentschin 1877—1937). Trentschin 1937, 47—50.

und welches A. LOUBAL einer älteren Periode der älteren Bronzezeit zuschreibt<sup>44</sup>).

Den Bericht über die zahlreichen Aunjetitzer Keramikfunde auf der Burg Theben an der Marchmündung, wo ich einige Jahre hindurch systematische Untersuchungen vorgenommen hatte, bereite ich für den Druck vor. Von den Beziehungen der Maďarovce-Kultur zur Aunjetitzer zeugen vor allem die Maďarovce-Fundorte im Westen der Slowakei, Veselé (Bez. Píšťan) und Ivanovce.

Auf Gefäße mit Gewebeabdrücken (Litzenkeramik) stieß man in Gellér auf der Großen Schüttinsel<sup>45</sup>). Ob die Wieselburger Kultur vom Süden her bis an das nördliche Ufer des Thebener Tores vorgestoßen war<sup>46</sup>), ist fraglich.

Die Maďarovce-Kultur hat ihre Wurzeln in den alten heimischen Kulturen, vor allem in der Kultur der kannelierten Keramik, aber weist Beziehungen auch zur Bodrogkereszturer Kultur und zur Glockenbecherkeramik auf. Die Einflüsse der zuletzt genannten Kultur auf die Maďarovce-Kultur waren wohl nur durch Vermittlung der Aunjetitzer Kultur möglich<sup>47</sup>).

Der Zusammenhang der Maďarovce-Keramik mit der Keramik der jüngeren Perioden kann leicht verfolgt werden. Die Maďarovce-Kultur kennen wir vor allem aus den Wohnplätzen, von welchen wenigstens einige ihren Mittelpunkt auf einem erhöhten und befestigten Orte hatten; als Beispiel führen wir „Földvár“ in Vráble-Verebely an, dessen Plan Š. JANŠÁK zeichnete<sup>48</sup>), und vielleicht auch „Zámeček“ (Schlößchen) in Kisvárád

<sup>44</sup>) A. LOUBAL, Starobronzový hrob v Hule (okres Vráble) (Altbronzezeitliches Grab in Hul [Bez. Vráble-Verebely]), Sborník Matice slovenskej XIII, 1935, 347 bis 355. — Ein Ring aus Bronzedraht mit zurückgebogenem Ende und einige Bronzebruchstücke aus Čáčov (Bez. Senica) stammen höchstwahrscheinlich aus einem Grabe ebenso wie das Gefäß von Naszvad und ein anderes aus Ógyala. — Das Gefäß von Kéménd (Š. JANŠÁK 1938, Taf. VI, 2) kann mit den Gefäßen verglichen werden, über welche P. Patay berichtet, 71—72.

<sup>45</sup>) H. F. J. BARTA und K. WILLVONSEDER 6—8, 16—17, Taf. II, 1.

<sup>46</sup>) Vielleicht gehört hierher das Gefäß aus Theben-Neudorf (Bez. Preßburg), welches J. EISNER (1933) auf Taf. XXVII, 2, darstellt. — P. PATAY aber bezweifelt (82), daß die Keramik dieses Fundortes der Wieselburger Kultur angehört. — Die Brandgräber, die auf demselben Gräberfelde entdeckt wurden (J. EISNER 1933, 56—57, 292), sind jüngeren Datums und hängen kulturell mit den Funden z. B. von Baierdorf in Niederdonau aus der späten Bronzezeit zusammen. — Das Urnengrab aus „Grba“ in dieser Gemeinde (J. EISNER 1933, Taf. XXVII, 6) ist einstweilen zeitlich und kulturell schwer zu bestimmen.

<sup>47</sup>) A. LOUBAL ist der Ansicht, daß die Einflüsse der Glockenbecherkultur auf die Maďarovce-Kultur durch Vermittlung der nordpannonischen inkrustierten Keramik erfolgten.

<sup>48</sup>) Š. JANŠÁK, Staré osídlenie Slovenska (Die alte Besiedlung der Slowakei), Sborník Muz. slov. spol. XXV, 1931, 53—56, Taf. VIII, XXIV, XXV.

(Bez. Neuhäusel), dessen Plan wir dem gleichen Forscher verdanken<sup>49)</sup>. Von den Bronzegegenständen, die in den Gebieten der Maďarovce-Kultur gefunden wurden, sind besondere brillenartige schwere Doppelspiralen mit einem Haken in der Mitte, höchstwahrscheinlich irgendwelche Anhänger, bekannt. Ein solches Schmuckstück ist uns bekannt aus dem Lieskovce-Tal (Moravské Lieskovce, Bez. Waagneustadtl), aus Kőbölkút (Bez. Párkány)<sup>50)</sup> und aus Ágotamajor<sup>51)</sup>. Aus „Zámeček“ (Schlößchen) ist eine deformierte schwere Spirale, vielleicht von einem ähnlichen Gegenstande. Fachliche Untersuchungen wurden in Boleráz (A. LOUBAL), in Veselé (J. NEUSTUPNÝ), in Ivanovce (J. MADL, C. STREIT), in Neutra (J. BÖHM) und in Kisvárad (J. EISNER) vorgenommen. Zugleich wurden neue Fundorte entdeckt<sup>52)</sup>.

Die Maďarovce-Kultur begann in der älteren Bronzezeit und lebte noch in der mittleren Bronzezeit, aber wann sie endet, kann nach den bisherigen Untersuchungen nicht gesagt werden. Einige ihrer Siedlungen waren lange bewohnt, aber die Funde aus den jüngeren Perioden können nicht unter dem Namen Maďarovce-Kultur zusammengefaßt werden, obwohl sie sich aus ihr, wenigstens zum Teil, entwickelten.

Die Menschen der Maďarovce-Kultur begruben ihre Toten in ihren Ansiedlungen und legten sie in das Grab in Hockerstellung, aber später begannen sie sie auf dem Rücken langgestreckt beizusetzen. Š. KRALOVIČ untersuchte in Vráble-Verebély ein Grab, in welchem das Skelett auf dem Rücken lag und beim Kopfe einen kleinen Krug mit hohem Halse hatte, welcher mit einem Bandhenkel überwölbt ist. Das Gefäß hat auf dem Boden drei Füßchen, und ihr linsenförmig abgeplatteter Unterteil ist mit drei Buckeln verziert. Dicht am Schädel war eine Nadel mit tordiertem Schaft und flachem Kopf. Vereinzelt kam man dort auch noch auf andere Funde der gleichen Zeit.

Die Forscher weisen mit Recht auf die engen Beziehungen der Maďarovce-Kultur zu der der nordpannonischen inkrustierten Keramik hin<sup>53)</sup>. Besonders die Fundorte der pannonischen Keramik am nördlichen Ufer der Donauübergänge bei Komorn und an der unteren Gran und Eipel zeugen von den engen gegenseitigen Beziehungen beider Kulturen. Das

<sup>49)</sup> A. a. O. 31—35, Taf. III, 1, 4, 5 u. IV, 1.

<sup>50)</sup> J. EISNER 1933, 63, 293—294.

<sup>51)</sup> H. MITSCHA-MÄRHEIM und R. PITTIONI, Taf. IV, 8.

<sup>52)</sup> Eine Zusammenstellung der Fundorte des Maďarovce-Typs findet man bei P. PATAY 77—81, Karte Nr. XI. — Über die Funde des Maďarovce-Typs schrieben H. MITSCHA-MÄRHEIM und R. PITTIONI 157—158, 170, Taf. III, 17 und vielleicht auch 18, VII, 4—11, 18.

<sup>53)</sup> Eine Zusammenfassung der Fundorte dieser Kultur lieferte P. PATAY 60—68, Taf. IX.

Brandgräberfeld in Harcsáspuszta untersuchten J. BÖHM, F. MOHAPL und J. ŠVEHLA.

Von den nördlichen slowakischen Tälern und der Karpatenukraine kann einstweilen angenommen werden, daß dort zu Beginn der Bronzezeit die älteren Bewohner jener Gegenden lebten (in der Slowakei die Träger der Badener Kultur). Die grundlegende Schrift über das Entstehen der mitteldanubischen Hügelgräberkultur verfaßte K. WILLVONSEDER<sup>54</sup>), der nachwies, daß zu ihrem Entstehen die Maďarovce-Kultur beigetragen hat. Die slowakischen Funde der mitteldanubischen Hügelgräberkultur<sup>55</sup>) stammen aus der 2. und 3. Bronzezeit und der wichtigste ist das Lager der Töpferwerkstätte aus Zohor (Bez. Preßburg). Vereinzelt erscheinen die Nadeln des Hügelgräbertypus mit diskusähnlichem Kopfe (Ivánka bei Neutra) und andere Bronzegegenstände, welche vielleicht auch eng mit der Hügelgräberkultur zusammenhängen, wie z. B. Griffzungenschwerter mit parallelen Schneiden (Theben-Neudorf, Groß-Diosek [Bez. Galanta], Király-rév-Kráľov Brod [derselbe Bez.]<sup>56</sup>).

Wenn wir von den Funden der mitteldanubischen Hügelgräberkultur absehen, so sind die Funde in der südlichen Slowakei aus der mittleren Bronzezeit (2. und 3. nach P. REINECKE) alle heimischen Ursprunges. Man stößt öfter auf solche Funde, aber nur zufallsweise. Es ist das Verdienst von TOMPA, daß wir sie heute besser bestimmen können, aber im ganzen sind uns die slowakischen Funde aus der mittleren Bronzezeit, in der die Pilyer Kultur ihren Anfang nahm, wenig bekannt. Interessant sind die Skelettgräber im unteren Grangebiet, in welchen ein eigenartiger kleiner Krug erscheint, der unten am Bauch kleine Buckel aufzeigt<sup>57</sup>).

In der südwestlichen Slowakei ist eine Gruppe von Funden, die vielleicht vom Ende der mittleren Bronzezeit bis zum Beginn der Hallstattzeit bestanden hat und in Verbindung mit jenen Gebieten war, welche sich von der Slowakei westlich erstreckten<sup>58</sup>).

Ihre Entstehungszeit untersuchte A. LOUBAL<sup>59</sup>). Einige Gefäße gleichen

<sup>54</sup>) K. WILLVONSEDER, Die mittlere Bronzezeit in Österreich, Wien-Leipzig 1937, 484 S., 10 Bilder, 56 Taf., 1 Karte.

<sup>55</sup>) Über sie schreibt z. B. K. WILLVONSEDER, Zur Datierung des Bronzegürtels von Tetétlen, Dolgozatok (Szeged), XI, 1935, 223—226.

<sup>56</sup>) K. KRIEGLER, Ein Bronzeschwert von Kráľov Brod, Sudeta XIV, 1938, 17.

<sup>57</sup>) Hierher gehört das Grab von Nagy-Sáro (Bez. Zseliz) [K. KRIEGLER, Das Doppelgrab und andere prähistorische Funde von Nagy-Sáro am Granfluß (Sudeta VI, 1930, 106—115)] und aus Zseliz (H. MITSCHA-MÄRHEIM und PITTIONI 165, 170, Taf. IX, 24—30). Ein ähnliches Gefäß ist aus Garamdamasd (ders. Bez.) (Š. JANŠÁK 1938, Taf. XXV, 5) und aus Felsőváradi (ders. Bez.) (daselbst Taf. XXV, 19).

<sup>58</sup>) J. EISNER 1933, 141—143, 302—303, 334.

<sup>59</sup>) A. LOUBAL, Jihozápadní Slovensko v mladší době bronzové (Die südwest-

in der Form und Art der Graphitierung den Knobiser Funden in Böhmen. In typologischer Beziehung sind solche Gefäße, die mit der mitteldanubischen Hügelgräberkultur verwandt sind, älteren Datums. So z. B. die Urne aus Moravský Sv. Ján (Bez. Malacky)<sup>60</sup>), die in ihrer Form dem Gefäß aus Ebed (Bez. Párkány)<sup>61</sup>) gleicht, das wohl der mitteldanubischen Hügelgräberkultur angehört. Das Gefäß von Tyrnau ist mit vertikalen Furchen verziert, die mit den Fingern auf dem Lehmewurf des Gefäßes ausgeführt wurden, bevor dieses gebrannt wurde. Die Wände seines Halses sind gerade; die Form des Gefäßes gleicht den Vasen der Hügelgräberkultur<sup>62</sup>). Bei einer weiteren eingehenderen Untersuchung stellen wir wohl den Zusammenhang dieser slowakischen Keramik des Knobiser Typus mit der Keramik der Grabhügelkultur und Lausitzer Urnenfelderkultur fest. Die großen Gefäße mit Lehmüberzug, in den die Furchen mit den Fingern gemacht wurden, haben ihren Anfang schon in der frühen Bronzezeit.

Östlich des Gebietes mit den Funden des Knobiser Typus herrschte zu jener Zeit in den slowakischen Donauebenen die heimische Kultur vor. Hierher gehören die Begräbnisstätten von Muzsla (Bez. Párkány) und Hetény (Bez. Ógyalla), aber ihre Funde sind bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden, und deshalb kann man z. B. ihr Verhältnis zur Lausitzer Kultur schwer bestimmen.

Die südwestliche und südliche Slowakei gehörten in der jüngeren Hallstattzeit zum ostalpinisch-pannonischen Gebiet<sup>63</sup>). Die Entdeckung der Funde aus jener Zeit nimmt ständig zu, aber sie werden erst dann mit den Funden in den östlichen Alpen und im ungarischen Donauebene verglichen und eingereiht werden können, wenn sie veröffentlicht sein werden. Es sind dies Begräbnis- und Siedlungsstätten aus jener Zeit, in welcher eine Keramik vorherrschte, die mit glänzenden Graphitbändern auf dem graphitierten Grunde verziert ist. Außer den graphitierten Vasen tauchen Scherben einfacher Töpfe und Schüsseln auf. Es wurden auch auf Burgwällen Grabungen angestellt, die in der jüngeren Hallstattzeit besiedelt waren, so auf Theben (J. EISNER) und auf „Molpir“ in Smolenice (Bez. Tyrnau) (A. LOUBAL).

Die Pilinyer Kultur<sup>64</sup>), wie wir sie aus den Begräbnisstätten des ungarischen Slowakei in der jüngeren Bronzezeit), *Památky archaeologické* XXXIX, 1933, 20—24.

<sup>60</sup>) A. LOUBAL, I. c. Bild 9.

<sup>61</sup>) J. EISNER 1933, 88, 296, Bild 5, Nr. 6.

<sup>62</sup>) Vgl. z. B.: J. SCHRÁNIL, *Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens*, Berlin und Leipzig 1928, Taf. XXIV, 26.

<sup>63</sup>) J. EISNER, *Nové nálezy z první doby železné na Slovensku* (Neue Funde aus der ersten Eisenzeit in der Slowakei), Bratislava VII, 1933, 235—239. Mit französischer Zusammenfassung.

<sup>64</sup>) Ihre Benennung ist provisorisch.

schen<sup>65</sup>) und des einst slowakischen Grenzgebietes kennen, ist mit Bronzefunden und zahlreichen Beziehungen zur Lausitzer Kultur datiert, vor allem in die vierte Bronzezeit und erste Hallstattzeit, aber ihr Beginn ist älter und gehört wahrscheinlich schon der zweiten Bronzezeit an. Es ist dies eine einheimische Kultur, und deshalb kann man in ihrer Keramik die Beziehungen z. B. bis zur Bodrogkereszturer und Theiß-Kultur verfolgen. Sie wird aber erst dann bekannt sein, wenn die Ausgrabungen des Nationalmuseums in Budapest und die V. Budavárys z. B. auf der Begräbnisstätte von Monosza (Bez. Losonc) veröffentlicht werden.

Pilinyer Typus sind auch einige Siedlungsfunde, auf die man in „Somvölgy“ bei Monosza (V. BUDA VARY), in Pinc (Bez. Losonc) (derselbe), in Barca (J. TEPLÝ) und in den Höhlen von Ardó (J. BÖHM und V. FEWKES), in Szilicze (J. BÖHM) und in Jasov-Jászó (J. EISNER) stieß.

J. BÖHM<sup>66</sup>) datiert die Siedlungsfunde aus der Höhle in Szilicze annähernd in die Zeit von 800—600 v. Chr. und reiht sie in die zweite Hallstattperiode nach der Einteilung von P. REINECKE ein<sup>67</sup>). Höchstwahrscheinlich erstreckte sich das Pilinyer Ausbreitungsbereich bis tief in das slowakische Gebiet. Die Funde aus dem Burgwall auf dem „Krivín“ bei Psáry (Bez. Königsberg) und aus dem Burgwall auf „Sitno“ bei Schemnitz gehören, soweit dies heute gesagt werden kann, eher dem Pilinyer als dem Lausitzer Gebiet an.

Beim Studium der Beziehungen der Lausitzer Kultur zu den heimischen Kulturen im Karpatenkessel muß auch die Keramik berücksichtigt werden, deren Gefäße am bauchigen Unterteil mit breiten und reichsten vertikalen Kanneluren verziert sind, wie sie auch auf den Lausitzer und Knobiser Gefäßen nachweisbar sind. Hierher gehören z. B. die Gefäße aus Mohipusza in Borsód in Ungarn<sup>68</sup>), von denen ich annehme, daß sie älter sind als die Gefäße mit vertikalen breiten Kanneluren in den erwähnten Kulturen. Die Keramik der Begräbnisstätte in Abara (Oborín)<sup>69</sup>) gehört vielleicht

<sup>65</sup>) J. HILLEBRAND, A zagyvapálfalvai bronzkori urnatemető (Das bronzezeitliche Urnenfeld von Zagyvapálfalva bei Salgótarján), *Archaeologiai Értesítő* XL, 1923—1926, 60—69; deutsche Zusammenfassung 289—291. — Ders., Újabb ásatások a zagyvapálfalvai bronzkori urnatemetőben, daselbst XLIII, 1929, 34—40; deutscher Auszug: Über die neueren Ausgrabungen im bronzezeitlichen Urnengräberfeld von Zagyvapálfalva 323—324.

<sup>66</sup>) J. BÖHM und J. KUNSKÝ, Silická Lednice (Die Sziliczer Eishöhle), *Sborník Česko-Slovenské společnosti zeměpisné XXXIV*, 1938, 129—133.

<sup>67</sup>) Auch im Inventar der Kustánfalvaer (Kušanowitz) Kultur kann man die Nachklänge der alten Keramik aus der Bronzezeit erkennen.

<sup>68</sup>) J. EISNER 1933, 89—91, 297—298, Taf. XLIV, 1—6, 8.

<sup>69</sup>) GR. MEDVECKÝ, Pohrebisko z doby bronzovej v Oboríne (okres Michalovce) (Das bronzezeitliche Gräberfeld von Oborín - Abara [Bez. Großmichel]), *Sborník Matice slovenskej XIV*, 1936, 239—241, mit 1 Taf.

auch zu dieser Gruppe wie die Keramik von Mohipuszta, und man kann ihre Datierung in die mittlere Bronzezeit verlegen. Die vollentwickelte Spiralbuckelkeramik datiert F. VON TOMPA<sup>70)</sup> in seine späte Bronzezeit (Tószeg D). Ihre Anfänge sind alt und einige ihrer Fundorte kann man wohl schon für die mittlere Bronzezeit belegen. Außer in einigen Einzelfunden erscheint sie in der Slowakei auf dem Hockergräberfeld in Košťany (Bez. Kaschau) und in der Wohngrube von Barca (an beiden Orten forschte J. TEPLÝ) und in der ehemaligen Karpatenukraine taucht sie auf dem Urnengräberfeld in Sztánfalva (Bez. Munkatsch) auf, wo J. und E. ZATLUKAL Ausgrabungen anstellten<sup>71)</sup>, und in der Siedlungsstätte in Nevetlenfalva, wo J. BÖHM seine Untersuchungen vornahm.

Um die Erforschung der slowakischen Lausitzer Kultur machte sich neben J. MADL, der im mittleren Waagtal<sup>72)</sup> arbeitete, vor allem V. BUDA-VÁRY, der einige Lausitzer Begräbnisstätten<sup>73)</sup> untersuchte und eine Monographie über die Lausitzer Kultur in der Slowakei vorbereitet, verdient. Die Träger dieser Kultur drangen höchstwahrscheinlich schon am Ende der dritten Bronzezeit in die Täler des gebirgigen Teiles der Slowakei ein. Für ihre älteste Phase in der Slowakei gelten die typischen Funde, in denen die Keramik noch ihre alten Lausitzer Formen bewahrt hat. Die Funde, an denen der Übergang von der Lausitzer Phase zur schlesischen (nach der Terminologie der tschechischen Archäologen) erkennbar ist, stammen etwa aus der Anfangszeit der Hallstattperiode, die schlesische Phase gehört ganz und gar der Hallstattzeit an. Der Einfluß der Lausitzer Kultur auf das obere Theißgebiet beginnt in der letzten Bronzezeit. Die Platenitzer Phase ist in der Lausitzer Kultur in der Slowakei bis auf den nördlichen Teil des slowakischen Marchgebietes, wo z. B. ein Urnengräberfeld in Vrádište (Bez. Skalitz) entdeckt wurde, nicht vertreten. Die entwickelte Hallstattzeit im slowakischen Lausitzer Gebiet ist überhaupt wenig bekannt, obwohl dort aus dieser Zeit mächtige Burgwälle mit zahlreichen Spuren der Besiedlung und

<sup>70)</sup> F. VON TOMPA 94 a d.

<sup>71)</sup> ZATLUKÁL J. és ZATLUKÁL E., Adatok Podkarpatszka Rusz praehistoriájához (Daten zur Prähistorie der Karpatenukraine), Munkatsch 1937, 66—73.

<sup>72)</sup> Vgl. z. B. den Aufsatz: J. MADL, Zafudnenie stredného Považia v dobách kultúry lužicko-sliezskej (Die Besiedlung des mittleren Waaggebietes zur Zeit der Lausitz-schlesischen Kultur), Sborník Matice slovenskej XIV, 1936, 227—238.

<sup>73)</sup> Vgl. z. B. die Aufsätze: V. BUDA-VÁRY, Hroby z mladšej doby bronzovej v Košeci (okres Ilava) (Gräber aus der jüngeren Bronzezeit in Košeca [Bez. Illau], Sborník Muzeálnej slovenskej spoločnosti XXIII, 1929, 125—130; ders., Archeologický výzkum Slovenského národného múzea na popolnicovom pohrebišti lužicko-sliezskeho typu pri Ilave r. 1932 (Archäologische Untersuchungen des Slowakischen Nationalmuseums auf dem Urnengräberfeld Lausitz-schlesischen Typus bei Illau im Jahre 1932), Časopis Muzeálnej slovenskej spoločnosti XXIV, 1932, 65—70.

reiche Bronzemannfunde bekannt sind<sup>74</sup>). Höchstwahrscheinlich wurde damals dort neben graphitierten Gefäßen eine einfache Keramik für den Hausgebrauch erzeugt. In entlegenen Gegenden wurde noch in der späten La-Tène-Zeit die Keramik des Hallstätter Typus angefertigt, wie dies einige Gefäße des Púchover Typus beweisen<sup>75</sup>). Auf die Frage, wann die Hallstätter Burgstätten in der Slowakei entstanden sind, kann wegen der noch ungenügend durchgeführten Forschungen keine bestimmte Antwort gegeben werden, obwohl ihrer eine ganze Reihe, vor allem durch das Verdienst Š. JANSÁKS, entdeckt wurde<sup>76</sup>).

Die Slowakei ist sehr reich an bronzezeitlichen Massenfunden, die auch in den letzten Jahren gemacht wurden. Auf den Massenfund von Bronzegegenständen auf dem „Drevenik“ bei Kirchdrauf stieß man anläßlich einer systematischen Ausgrabung (J. NEUSTUPNÝ), was äußerst selten ist<sup>77</sup>).

Die ältesten slowakischen Massenfunde wurden in der südwestlichen Slowakei auf dem Aunjetitzer Verbreitungsgebiet gemacht und gehören der älteren Bronzezeit an<sup>78</sup>). Die übrigen wurden größtenteils im Norden an den Straßen, die auf die andere Seite der Karpaten führten, gemacht und gehören der letzten Bronzezeit und der älteren Hallstattzeit an. Die jüngsten Massenfunde stammen aus der jüngeren Hallstattzeit. Die Bronzegegenstände, welche die Träger der Lausitzer Kultur anfertigten, unterscheiden sich von den Bronzewaffen und Schmuckstücken, die auf dem Gebiet der heimischen Kulturen im Karpatenbecken gegossen wurden.

Die Zeit der skythischen Einflüsse<sup>79</sup>) in der ehemaligen Karpaten-

<sup>74</sup>) J. EISNER 1933, 149—152, 304—305.

<sup>75</sup>) E. BENINGER, Die germanischen Bodenfunde in der Slowakei, Reichenberg und Leipzig 1937, 59—101.

<sup>76</sup>) Vgl. auch den Aufsatz: V. ONDROUCH, Příspěvek k osídlení Nízkých Tater a Velké Fatry v době před slovanské (Beitrag zur Besiedlung der Niederen Tatra und der Großen Fatra in der vorslawischen Zeit), Bratislava IX, 1935, 526—549.

<sup>77</sup>) J. NEUSTUPNÝ, Poklad bronzů na Dreveniku ve Spiši (Depotfund der Bronzezeit aus Drevenik bei Kirchdrauf), Sborník Národního musea (Annales Musaei Nationalis Pragae) I, 1938—1939, 201—219, Taf. XII—XIII; deutsche Zusammenfassung 219—220. — Vgl. auch z. B.: I. BORKOVSKYJ, Tři hromadné nálezy bronzů z Podkarpatské Rusi (Drei Bronzeverwahrffunde aus Karpatenukraine), Pam. archaeol. XXXX, 1934—1935, 99—102; deutsche Zusammenfassung 102. — O. SEEWALD, Ein frühhallstattzeitlicher Verwahrffund aus Banka bei Pistyan, Sudeta XIV, 1938, 10—15.

<sup>78</sup>) J. EISNER 1933, 55—56, 292.

<sup>79</sup>) Eine Zusammenfassung der skythischen Funde in der Slowakei und in den Karpaten um Polonina gab ich im Buch „Slovensko v pravěku“ (Die Slowakei in der Vorzeit), 164—166, 307—308, 335, und in der Revue Bratislava XI, 1937, 86—89. Jüngst erwarb das städtische Museum in Neuhäusel einen skythischen Eisendolch

ukraine und in ihrer Umgebung ist uns jetzt verhältnismäßig gut bekannt durch das Verdienst J. BÖHMS, der gemeinsam mit J. M. JANKOVICH die wichtigen Grabhügel aus jener Zeit in Kuštanovice = Kustánfalva (Bez. Munkatsch) erforschte und ihre Funde mit dem Namen Kuštanowitzer Kultur bezeichnete<sup>80</sup>). Andere Grabhügel des Kuštanowitzer Typus untersuchten J. und E. ZATLUKÁL, welche zugleich nach den gleichalterigen Siedlungsstätten forschten und feststellten, daß einige Burgwälle in der ehemaligen Karpatenukraine in der Zeit der Kuštanowitzer = Kustánfalvaer Grabhügel entstanden<sup>81</sup>).

V. BUDA VARY untersuchte in Vojnatina (Bez. Szobránc) die Urnengräber, wo als Urnen ziegelfarbene Töpfe mit Warzen unter dem Rande dienten, ähnlich den Gefäßen der Kuštanowitzer = Kustánfalvaer Grabhügeln.

Was die Metallfunde im nördlichen Theißgebiet in der Hallstattzeit anbelangt, wurden dort zahlreiche charakteristische Schmuckstücke und Waffen angefertigt. Dann brach jene Zeit an, die wir die „thrakokimmerische“ nennen, und nach ihr die skythische. Die Eisenindustrie beginnt dort schon in der ersten Hallstattzeit, wie dies der Fund aus NIEDZIELISKA beweist, der aus dieser Zeit stammt und der vor allem Bronzefunde des „ungarischen“ Typus enthielt, aber unter anderem auch schon einen Eisenamboß<sup>82</sup>). Eisenbeile und andere Eisenfunde aus Jasov-Jászó und drei Beile aus Groß-Schlagendorf (Bez. Deutschendorf) stammen vielleicht aus einer etwas älteren Zeit als aus der Kuštanowitzer = Kustánfalvaer, wie der Massenfund von Eisengegenständen aus Alsómislye (Bez. Kaschau)<sup>83</sup>). Die Eisenindustrie der späten La-Tène-Zeit unter der Polonina in den Karpaten knüpfte vielleicht an die alte einheimische Eisenindustrie an.

---

aus Szántó (Bez. Léva) und eine skythische Streitaxt aus Neuhäusel. — Zur Ausstellung „Alte Kunst in der Slowakei“ in Prag sandte E. COUDENHOVE aus dem Fund von Zseliz skythische Bronzegegenstände und eine in der Hand angefertigte Tonschüssel, keineswegs aber zwei auf der Scheibe hergestellte Krüge; über diese beiden Gefäße berichten H. MITSCHA-MÄRHEIM und R. PITTIONI (166, 171, Taf. X, 6, 7), daß sie dem gleichen Funde angehören wie die angeführten skythischen Funde.

<sup>80</sup>) J. BÖHM und J. M. JANKOVICH, *Skythové na Podkarpatské Rusi, Část prvá: Mohylové pohřebiště v Kuštanovicích* (Skythen in Karpatenukraine, Erster Teil: Hügelgräber in Kuštanowitz), *Carpatica I-A*, Prag 1936, 71 S., XX Taf.; deutscher Auszug 72—80.

<sup>81</sup>) ZATLUKÁL J. és ZATLUKÁL E. 89—166.

<sup>82</sup>) T. SULIMIRSKI, *Brazowy skarb z Niedzielisk, pow. Przemyślany* (Ein Bronze-depotfund aus Niedzieliska, Bez. Przemyślany), *Światowit XVII* (1936/37), Warschau 1938, 255—282, 9 Bilder, VII Taf.

<sup>83</sup>) J. EISNER 1933, 162, 305, 335, Taf. XLI.

## II. Teil

## Die Denkmäler aus der La-Tène-Zeit

Die Denkmäler von der Begräbnisstätte in Stampfen (Bez. Preßburg)<sup>84)</sup> zeigen reichliche Beziehungen zur Hallstattkultur auf und stellen die älteste Stufe der La-Tène-Kultur in der Slowakei dar. Die übrigen slowakischen La-Tène-Denkmäler müssen zweifellos den Kelten zugerechnet werden. Sie können in zwei Gruppen gegliedert werden, von denen die ältere die zweite und dritte Phase der La-Tène-Kultur nach der Einteilung von P. REINECKE umfaßt; in ihrem Inventar können die Beziehungen zur Hallstattkultur, die sich auch in der Keramik<sup>85)</sup> erkennen lassen, festgestellt werden. Fachmännische Ausgrabungen wurden auf der Begräbnisstätte in Garamdamasd (Bez. Zseliz) (J. EISNER)<sup>86)</sup>, in Felső Jattó (Kreis Sellye) (K. KRIEGLER), in Veľká Maňa (Bez. Vráble-Verebély) (P. GAJDOŠ und J. KRAJMER) und in Zsitvatópuszta (Bez. Ógyalla) (V. BUDA VÁRY)<sup>87)</sup> vorgenommen.

Als die Kelten in die Slowakei kamen, siedelten sie sich zuerst in einigen Gebieten der Donauniederung, an den unteren Flußläufen der Waag, Neutra, Gran und Eipel an, drangen am weitesten nach Norden bis in die Gegend von Turetz und zogen sogar bis in das obere Theißgebiet. Anfänglich kamen sie in einige slowakische Gebiete überhaupt nicht. Zu diesen gehören vor allem die gebirgigen Teile und das slowakische Marchgebiet. In diesen Gegenden blieb die alte Bevölkerung weiterhin und lebte ihr eigenes Leben. Die späte Hallstattschicht auf der Burg Theben berührt sich, wie es scheint, mit den dortigen Spät-La-Tène-Funden, und die Hallstattkeramik ist eine der Grundlagen der Keramik des Púchov-Typus.

Die slowakischen La-Tène-Denkmäler, welche nach der Einteilung von P. REINECKE typologisch der 2. und 3. Stufe der La-Tène-Kultur angehören,

<sup>84)</sup> J. EISNER 1933, 168—170.

<sup>85)</sup> Wie R. PITTIONI nachwies, ist die Vase mit dem engen Hals, die sich auf den slowakischen Fundorten zahlreich vorfindet, nur eine weitere Entwicklung der Hallstatt-Vase. Vgl. R. PITTIONI, La Tène in Niederösterreich, Materialien zur Urgeschichte Österreichs, H. 5, 1930, 94—99. Auf die engen Beziehungen der Hallstattkultur zur La-Tène-Kultur im Karpatenkessel hat L. MÁRTON hingewiesen: A korai La Tène-kultúra Magyarországon (Die Frühlatènezeit in Ungarn), Archaeologia Hungarica XI, 1933, 120 S., XXX Tafeln. Die slowakischen La-Tène-Funde behandelt L. Márton in der Abhandlung: A korai La Tène sírok leletanyaga, Dolgozatok (Szegedin) IX—X, 1933—1934, 93—127. Deutsche Zusammenfassung: Das Fundinventar der Frühlatènegräber 128—165.

<sup>86)</sup> J. EISNER 1933, 170 ff. Aus Damasd und den anderen Fundorten veröffentlicht neues Material MITSCHA-MÄRHEIM und R. PITTIONI 153 ff.

<sup>87)</sup> V. BUDA VÁRY, Nové nálezy z doby latènskej na Slovensku, Sborník Muz. slov. spol. XXXI, 1937, 185—187; deutsche Zusammenfassung: Neue Funde aus der Latènezeit in der Slowakei 187—188.

hängen entwicklungsgemäß eng mit den slowakischen Spät-La-Tène-Denkmalern zusammen. Es ist das Verdienst Š. JANSÁKS, V. BUDAVARYS und der Lokalforscher (K. ANDEL, J. MADL, V. ŠEMMER und d. a.), daß zahlreiche neue Wohnplätze aus der späten La-Tène-Zeit entdeckt wurden, aber eine planmäßige Erforschung wurde nur auf der Burg Theben (J. EISNER) vorgenommen, wo sich ein ausgedehntes keltisches Oppidum befand. Das dortige keramische Material umfaßt z. B. Bruchstücke großer Vorratsgefäße mit mächtigem waagrechtem Rand, wie solche auch an anderen Orten der Slowakei gefunden wurden, und Scherben bemalter Vasen des Stradonitz-Typus. Eine besondere Gruppe der slowakischen Spät-La-Tène-Kultur stellt die Púchov-Kultur<sup>88)</sup> dar, um deren Erkenntnis sich E. BENINGER<sup>89)</sup> verdient gemacht hat. Auf die Fragen, wie sie entstanden und wie sie sich entwickelte und wann sie endete, kann uns nur eine planmäßige Erforschung an einigen ihrer zahlreichen befestigten Höhengiedlungen in den gebirgigen Teilen der nordwestlichen Slowakei eine Antwort geben. Wünschenswert ist auch ein Vergleich der „Púchov“-Keramik z. B. mit der Keramik aus den gleichzeitigen dakischen Fundorten in Rumänien. Die Púchov-Kultur dauerte lange nach Christi Geburt, und deshalb können auf ihren Fundorten die Belege der germanischen Kultur und ihrer Einflüsse gesucht werden.

Barbarische Münzen, in der Slowakei zahlreich gefunden, wurden immer eifrig studiert (Ö. GOHL, J. PETRIKOVICH, J. EISNER)<sup>90)</sup>. Neuerdings bearbeitete R. PAULSEN die slowakischen Münzfunde aus der Boier- und vorboischen Zeit<sup>91)</sup>; das Buch von K. PINK ist eine grundlegende Schrift zum Studium der ostkeltischen Münzen<sup>92)</sup>.

Die neuen slowakischen Funde bearbeitet fleißig V. ONDROUCH, dem wir z. B. die Beschreibung und Analyse der Silbermünzen des Honter-Typus (so von K. PINK benannt), die mit einigen Goldmünzen im reichen Schatz von Lewentz<sup>93)</sup> gefunden wurden, und die Beschreibung des neuen (schon vierten) Schatzes von Silbermünzen des Typus Biatic, welcher in Preßburg entdeckt wurde<sup>94)</sup>, verdanken.

<sup>88)</sup> J. EISNER, Sbíerka pamiatok pravekých a pamiatok z počiatku doby dejinnej v muzeume v Turčianskom Sv. Martine, Časopis Muzeálnej slovenskej spoločnosti XVIII, 1921, 17—18; derselbe 1933, 182.

<sup>89)</sup> E. BENINGER 1937, 59 ff.

<sup>90)</sup> Vgl. EISNER 1933, 187—195.

<sup>91)</sup> R. PAULSEN, Die Münzprägungen der Boier mit Berücksichtigung der vorboischen Prägungen, Leipzig und Wien 1933.

<sup>92)</sup> K. PINK, Die Münzprägung der Ostkelten und ihrer Nachbarn. Dissertationes pannonicae ser. II, fasc. 15, Budapest 1939, 159 S., XXX Taf., 1 Karte.

<sup>93)</sup> V. ONDROUCH, „Barbarské“ mince z Levic (Barbarische Münzen aus Lewentz [Léva]), Bratislava XI, 1937, 16—22, Taf. I—III.

<sup>94)</sup> V. ONDROUCH, Nové bratislavské biateky (Neue Preßburger Biaticen), Bratislava XI, 1937, 355—369, Taf. I—VI.

### Römische Denkmäler

Eine planmäßige Erforschung der römischen Bauten in der Slowakei wurde vom Prager Archäologischen Institut durchgeführt. So wurde durch A. GNIRS ein Teil des römischen Kastells in Stampfen (Kreis Preßburg) freigelegt<sup>95)</sup>, und I. L. ČERVINKA entdeckte die Reste des Lagers der XIV. Legion aus der älteren Zeit der römischen Provinzen in Theben.

Neuerdings wurden von V. MENCL und J. EISNER auf der Thebener Burg Reste eines römischen Baues aus der Zeit Kaisers VALENTINIAN I. (364—375) entdeckt. J. BÖHM untersuchte die interessanten Wallbefestigungen des nördlichen Teiles des römischen Lagers Kelemantia auf dem jetzigen „Leányvár“ (Izsa, Bez. Ógyalla) und führte eine einstweilige Untersuchung der ausgedehnten unbefestigten römischen Siedlung am linken Donauufer, bevor diese Leányvár berührt, durch. Die Siedlung entdeckte K. BUCHELA, und auf einen ähnlichen Wohnplatz stieß weiter den Donau- strom entlang bei Patpuszta (Bez. Ógyalla) J. FILO; beide Siedlungen sind anscheinend spätlatènezeitlichen Ursprunges. Mit der Rettung der römischen Denkmäler, der Münzen, beschäftigten sich auch z. B. F. MOHAPL, D. KORBULY und R. HORNA. Mit dem Studium der römischen Denkmäler in der Slowakei befaßte sich J. DOBIÁŠ<sup>96)</sup>, der sich besonders der Datierung der slowakischen römischen Bauten und der römischen Inschrift des Kaisers MARC AUREL auf dem Felsen zu Trentschin widmete, und nach ihm besonders V. ONDROUCH und F. KRÍZEK<sup>97)</sup>.

Eine Zusammenfassung der römischen Denkmäler in der Slowakei

<sup>95)</sup> A. GNIRS, Ein Limes und Kastelle der Römer vor der norisch-pannonischen Donaugrenze. Ein vorläufiger Bericht. *Sudeta* IV, 1928, 120—153.

<sup>96)</sup> Vgl. J. DOBIÁŠ, Dva příspěvky k topografii válek markomanských a kvádských (Zwei Beiträge zur Topographie der Markomannen- und Quadenkriege), *Český časopis historický* XXVII, 1921, 143—156; ders.: Les Romains dans le territoire de la Tchécoslovaquie actuelle d'après les fouilles récents, *Extrait du cinquième congrès international d'archéologie*, Alger (14.—16. avril 1930), Alger 1933; ders.: I Romani nel territorio della Cecoslovacchia odierna, *Gli studi romani nel Mondo*, II, Bologna 1935, 59—91; ders.: Il limes romano nelle terre della repubblica Cecoslovacca ed i tentativi di portare le frontiere dell'Impero sui monti Sudeti e Carpati, *Quaderni dell'Impero*, Il Limes romano VIII, Istituto di studi romani, Roma 1938.

<sup>97)</sup> F. KRÍZEK, *Terra sigillata in der Slowakei*, Brünn 1939, 93 S., 11 Taf. — Eine kritische Bibliographie aller Publikationen, welche die römische Provinz Pannonien behandeln (*Bibliographia pannonica*), veröffentlicht seit dem Jahre 1935 A. ALFÖLDI, Professor der Budapester Universität, der auch eine wichtige Sammlung von Schriften über das römische Pannonien, die *Dissertationes pannonicae*, herausgibt, die für das Studium der römischen Denkmäler in der Slowakei wichtig ist. Vgl. die Werke: J. SZILÁGYI, *Inscriptiones tegularum pannonicarum*, Budapest 1933; Gy. JUHÁSZ, *A brigetioi terra sigillátak* (Die Sigillaten von Brigetio), Budapest 1936.

und eine Übersicht der Erforschung des slowakischen römischen Limes lieferte V. ONDROUCH<sup>98)</sup>, der neben J. DOBIAŠ<sup>99)</sup> sich eifrig mit dem Studium der in der Slowakei gefundenen römischen Münzen<sup>100)</sup> beschäftigt und eine Zusammenstellung gestempelter Ziegel des ganzen ehemaligen tschechoslowakischen Gebietes herausgeben will.

### Germanische und sarmatische Funde

Die germanischen Funde in der Slowakei hat E. BENINGER<sup>101)</sup> bearbeitet, nach Gruppen geordnet und nach ihrer kulturellen Bedeutung bewertet. Seit dem Erscheinen seines Buches wurden in der Slowakei einige reiche Gräber entdeckt. Den Bericht über das reiche Grab von Čáčov, datiert durch eine Münze Kaiser Hadrians (117—138), bereitet V. ŠEMMER zur Veröffentlichung vor, den Bericht über ein Grab mit zahlreichen Metallgefäßen aus der älteren römischen Provinzialzeit von Hochstetten bei Preßburg schreibt V. ONDROUCH, der auch den neuen und sehr reichen Grabfund aus Stráže (Bez. Pistyan) veröffentlicht, um dessen Rettung V. VLK und I. WINTER sich besonders verdient gemacht haben. Den Bericht über die Gräber in Ivánka an der Donau bei Preßburg aus der mittleren römischen Provinzialzeit veröffentlicht F. BROUČEK. Systematische Untersuchungen an germanischen Fundorten wurden bis jetzt wenig unternommen. I. L. ČERVINKA untersuchte einen Teil der Begräbnisstätte aus dem 1. Jh. n. Chr. in Láb (Bez. Malacky), ich selbst führte eine Probegrabung auf der ausgedehnten Siedlungsstätte in Cífer (Bez. Tyrnau) durch und durchforschte die Kulturgrube in Ógyalla, und J. BÖHM stellte einige Untersuchungen in Bény an. Über die germanischen Funde in der Ostslowakei schrieb E. BENINGER<sup>102)</sup> und über die Funde in der ehemaligen

<sup>98)</sup> V. ONDROUCH, *Limes romanus na Slovensku* (Der Limes romanus in der Slowakei), Bratislava 1938, XIV und 112 S., 145—154, 12 Bilder, XVII Tafeln, 1 Karte; italienische Zusammenfassung: *Il limes romano in Slovacchia* 113—144.

<sup>99)</sup> Vgl. den Aufsatz von J. DOBIAŠ, *Příspěvky k numismatice římské doby císařské. I. Medaillon Faustiny mladší* (Beiträge zur Numismatik der römischen Kaiserzeit. I. Medaillon der jüngeren Faustina), *Numismatický časopis československý* V, 1929, 14—19, 233, 240—241, Taf. VI, 5.

<sup>100)</sup> Vgl. sein Buch: V. ONDROUCH, *Der römische Denarfund von Vyškovce aus der Frühkaiserzeit*, Preßburg 1934.

<sup>101)</sup> E. BENINGER, *Die germanischen Bodenfunde in der Slowakei*, Reichenberg u. Leipzig 1937, 172 S., 30 Tafeln. — Neu erschien z. B. der Aufsatz: J. EISNER, *Nové nálezy z doby římskoprovinciální na Trnavsku* (Neue Funde aus der römischen Provinzialzeit im Tyrnauer Gebiet), *Sborník Matice slovenskej* XV, 1937, 203—211, Taf. I—III; mit deutschem Auszug.

<sup>102)</sup> Vgl. z. B. seine Abhandlung: *Der Wandalfund von Czéke-Cejkov*, Sonderabdruck aus dem XLV. Bande der *Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien*, Wien 1931, 183—224, Taf. VII—XX.

Karpatenukraine B. VON RICHTHOFEN<sup>103</sup>). In Kapušany (Bez. Eperies) stieß man auf Skelettgräber, in denen sich Gefäße vorfanden, die eine auffallende Verwandtschaft mit denen in den sarmatischen Gräbern des Theißgebietes aufweisen.

Das wichtige Buch von E. BENINGER „Die germanischen Bodenfunde in der Slowakei“ stellt auch eine grundlegende Arbeit für das Studium der Denkmäler aus der Völkerwanderungszeit in der Slowakei und der ehemaligen Karpatenukraine dar. J. NEUSTUPNÝ bemühte sich erfolgreich um die Feststellung der hunnischen Gruppe im Denkmälerinventar aus der Völkerwanderungszeit<sup>104</sup>), der A. ALFÖLDI eine wertvolle Monographie widmete<sup>105</sup>). Ich lieferte Berichte über einige Funde aus der Völkerwanderungszeit in der Slowakei<sup>106</sup>). Meine Beschreibung und Analyse zweier Vierspangenhelme aus Alsószemeréd (Bez. Ipolyság) befindet sich im Druck<sup>107</sup>).

### **Die slawischen Denkmäler aus der Zeit der Burgwallkultur, die awarischen und altmadjarischen Denkmäler**

Die Zeit der Burgwallkultur in der Slowakei teile ich in drei Entwicklungsphasen. Vor allem in die ältere Burgwallzeit, welche die Jahrhunderte von der slawischen Einwanderung bis zu dem Zeitraum umfaßt, wo in der Slowakei das Christentum Eingang findet, also annähernd bis zum Jahre 850. In die mittlere Burgwallperiode fällt die Blüte und der Untergang des Großmährischen Reiches und ein bedeutender Teil des 10. Jh.s, also die Zeit von 850—950 und vielleicht noch etwas später. Die jüngere Burgwallperiode umfaßt die letzten Jahrzehnte des 10. Jh.s und dazu die ersten zwei Jahrhunderte unseres Jahrtausends; ihr älterer Zeitraum erstreckt sich bis in den Anfang des 11. Jh.s, und zwar ist es die

<sup>103</sup>) B. FRHR. VON RICHTHOFEN, Zur Urgeschichte der Ostgermanen, Wiener Prähistorische Zeitschrift XIX, 1932, 127—144.

<sup>104</sup>) J. NEUSTUPNÝ, Příspěvky k době stěhování národů v Karpatské kotlině (Beiträge zur Völkerwanderungszeit im Karpatenkessel), Obzor praehistorický IX, 1930—1935, 11—27; französischer Auszug: Contributions à l'époque de la grande migration des peuples dans le bassin des Carpathes 29—32.

<sup>105</sup>) A. ALFÖLDI, Leleték a hun korszakból és ethnikai szétválasztásuk (Funde aus der Hunnenzeit und ihre ethnische Sonderung), Archaeologia Hungarica IX, Budapest 1932.

<sup>106</sup>) J. EISNER, Neue völkerwanderungszeitliche Funde aus der Slowakei, Germania 22, 1938, 31—32, Taf. 5—6; ders., Germanische Silberfibeln des 5. Jahrhunderts aus der Slowakei, Germania 22, 1938, 250—252, Taf. 49. — Die Gräber aus Csány (Bez. Kaschau) sind datiert durch Blechsilberfibeln, wie solche in Kaschau gefunden wurden. (Vgl. E. BENINGER, Die germanischen Bodenfunde, S. 57, Nr. 172.)

<sup>107</sup>) I. HORVÁTH rettete sie für das Slowakische Museum in Preßburg.

Zeit, in der zu den Slowaken die Schmuckgegenstände des Belobrdó-Typus eingeführt wurden.

Ich durchforschte das ausgedehnte Gräberfeld des Keszthelyer Typus in Theben-Neudorf, das der fleißige Lokalforscher J. ZAVADIL entdeckt hatte, und bereite die Veröffentlichung des Forschungsberichtes vor<sup>108</sup>). Auf einer anderen gleichalterigen Begräbnisstätte in dieser Gemeinde konnte ich einstweilen nur einige Gräber untersuchen, unternahm aber auch eine Erforschung der gleichalterigen Siedlungsstätte auf den nahegelegenen Feldern „Ďalsie Topolite“.

V. BUDA VARY bereitet den Fundbericht über seine erfolgreiche Forschung auf dem Gräberfeld vom Keszthelyer Typus in Dunaradvány (Bez. Ógyalla) vor. J. TEPLÝ durchforschte in Barca zwei Gräber mit Fundgegenständen des Keszthelyer Typus. In einem war eine Frau mit bronzenen Ohrringen und einem Topf beerdigt, in dem anderen ein Reiter mit seinem Pferde. Der Reiter war mit Messer, Speer und Beil bewaffnet, von der Ausrüstung des Pferdes war noch der Steigbügel erhalten; auch in diesem Grab befand sich ein Gefäß. Das dritte Grab war schon vollkommen zerstört. Das Gräberfeld in Barca ist das nördlichste des Keszthelyer Typus im Theißgebiet. Die Beschreibung und Analyse des wertvollen Silberschatzes von Schmuckgegenständen, Gefäßen und byzantinischen Münzen in Zemiansky Vrbovok (Bez. Karpfen) werden von V. BUDA VARY und I. BORKOVSKÝ vorgenommen. Zu den ältesten slawischen Denkmälern in den westslawischen Gebieten gehören die Urnengräber, welche sich auf dem erwähnten ausgedehnten Gräberfeld in Theben-Neudorf vorfanden<sup>109</sup>).

Die Erforschung der Brandgrabhügel ohne Urnen in Borovce bei Pistyan begann J. NEUSTUPNÝ, welcher auch die Brandhügelgräber slawischen Ursprungs in Bodrogszerdahely untersuchte.

<sup>108</sup>) Vgl. J. EISNER 1933, 240 ff.; ders., Merovejské zbraně na pohřebišti v Děvínské Nové Vsi u Bratislavy, Bratislava VI, 1932, 553—559 (Merowingische Waffen auf dem Gräberfeld von Theben Neudorf). Ders., O falerách z avarskoslovenského pohřebišťe v Děvínské Nové Vsi u Bratislavy, Bratislava VII, 1933, 391 bis 396, 1 Tafel (Über die Phaleren aus dem awarisch-slawischen Gräberfeld in Theben-Neudorf bei Preßburg). Franz. Zusammenfassung: Les phalères provenant du champ de sépulture avaro-slave à Devínska Nová Ves près Bratislava 396—397. Die Gräbergruppe, in denen die Toten mit dem Haupt gegen Westen und mit den Füßen gegen Osten liegen (also umgekehrt als auf dem übrigen Gräberfeld), und in welchen kleine typische S-förmige Schläfenringe gefunden wurden, bedeutet nicht die letzte Phase des Gräberfeldes, wie ich das ursprünglich angenommen hatte. Es handelt sich hier um einen kleinen Friedhof aus den Anfängen der jüngeren Burgwallzeit, welcher auf dem alten und schon verlassenen Gräberfeld angelegt wurde.

<sup>109</sup>) J. EISNER, Popelníkové hroby z doby hradištní na Slovensku (Urnengräber aus der Burgwallzeit in der Slowakei). In: Pam. Archaeol. XXXX, 1934—1935, 82—89; deutsche Zusammenfassung: Burgwallzeitliche Urnengräber in der Slowakei 89—90.

Um die Untersuchung der Gräberfelder aus der mittleren Burgwallzeit<sup>110)</sup> machte sich I. L. ČERVINKA verdient, der einen Teil der Hügelgräber auf dem Gräberfeld von Skalitz<sup>111)</sup> untersuchte, und V. BUDA VÁRY, der die meisten Hügelgräber auf dem Gräberfeld in Krasňany<sup>112)</sup> und die in Brezolupy und in Vysočany<sup>113)</sup> untersuchte. Auf allen Begräbnisstätten, die V. BUDA VÁRY untersuchte, sind in den Hügelgräbern sowohl Skelett- wie Brandbestattungen und in Brezolupy fanden sich sogar alte Urnengräber vor. Ein Bericht über ein wichtiges Skelettgräberfeld aus dem 9. Jh. in den Weingärten der Gemeinde Theben, wo ich an einem Teil selber Grabungen unternahm, ist im Druck. Ich durchforschte auch einen Teil des Skelettgräberfeldes in Tarkoskedd (Bez. Neuhäusel). Im Kessel des Turzflussés befindet sich eine selbständige Gruppe von Gräbern, durchwegs Hügelgräber, mit reichen Beigaben<sup>114)</sup>. N. FETTICH ergänzt und berichtigt die älteren Berichte über den reichen Fund von Turčianska Blatnica (Bez. St. Martin am Turetz) und bewertet die kulturelle Bedeutung der dortigen Funde und gleichalterigen Denkmäler von Malý Čepčín und von Gairing<sup>115)</sup>. Eine verdienstvolle Arbeit leistete V. BUDA VÁRY, als er die Untersuchung des großen Grabhügels in Malý Čepčín beendete und hierbei einige

<sup>110)</sup> Eine Zusammenstellung der slowakischen Gräberfelder aus der mittleren Burgwallzeit gab J. EISNER 1933, 250—260, 319—322, 339—340; ders., Pohřebiště ze střední doby hradištní na Slovensku (Gräberfelder aus der mittleren Burgwallzeit in der Slowakei), Sborník Matice slovenskej XIII, 1935, 364—378. Vgl. auch den Aufsatz von L. KRASKOVSKÁ, Slovanské pamiatky z Moravského Sv. Jána (Slawische Denkmäler aus Moravský Sv. Ján), Sborník Matice slovenskej XV, 1937, 224—234.

<sup>111)</sup> I. L. ČERVINKA u. J. MATIEGKA, Lebky a kostry z mohyl z doby veľkomoravské u Uh. Skalice (Schädel und Skelette aus den Gräbern der großmährischen Zeit von Skalitz), Anthropologie III, 1925, 97—108; franz. Zusammenfassung: Les crânes et squelettes des tumuli de l'époque du Royaume de la Grande Moravie près de Uh. Skalice (Slovaquie), 106.

<sup>112)</sup> V. BUDA VÁRY, Staroslovanské mohyly v Krasňanoch (okr. Žilina) (Alt-slawische Grabhügel in Krasňany [Bez. Sillein]). Časopis Muzeálnej slovenskej spoločnosti XXV, 1933, 50—53.

<sup>113)</sup> V. BUDA VÁRY, Výskum staroslovanských mohýl v Brezolupoch a v Jerichove (obec Vysočany) (okres Bánovce nad Bebr.) (Forschungsbericht über die alt-slawischen Hügelgräber in Brezolupy und Jerichov [Gemeinde Vysočany] [Bez. Bánovce nad Bebr.]), Sborník Matice slovenskej XIII, 1935, 355—364.

<sup>114)</sup> J. EISNER 1933, 258—259, 260, 319—321, 339—340.

<sup>115)</sup> N. FETTICH, A honfoglaló magyarság fémművészége (Die Metallkunst der landnehmenden Ungarn), Archaeologia Hungarica XXI, Budapest 1937, 1—136, 142—296, 137 Tafeln; J. PASTERNAK, A krylosi (Galicia) magyar sírletek (Die ersten altungarischen Grabfunde in Krylos [Galizien] nördlich der Karpaten), Archaeologia Hungarica XXI, Budapest 1937, 137—141, 297—303). — Über die oben angeführten Funde schreibt FETTICH auf S. 108—121, 263—278.

interessante Einzelheiten feststellte<sup>116</sup>). Er fand dort z. B. die Spuren von einem Pferdeskelett nicht vor, worüber T. LEHOCZKY in seinem ersten Forschungsbericht jenes Grabhügels sich äußerte<sup>117</sup>).

Für das Studium der altmadjarischen Denkmäler stellt das große Werk von N. FETTICH, „Die Metallkunst der landnehmenden Ungarn“, eine grundlegende Arbeit dar, die unzweifelhaft zu den bedeutendsten ungarischen archäologischen Schriften gehört.

J. NEUSTUPNÝ bereitet einen Bericht über seine erfolgreiche Untersuchung auf der altmadjarischen Begräbnisstätte von Bodrogszerdahely vor. L. ALBRECHT und B. SZÓKE forschten auf der Begräbnisstätte von Naszvad, das Slowakische Landeskundliche Museum in Preßburg erwarb einige Funde aus dem Grab, das in Ipolyszalka (Bez. Párkány) entdeckt wurde und das Museum in Munkatsch erhielt die Funde aus einem Reitergrab von Sächsisch-Bereg.

An den Beginn der jüngeren Burgwallzeit müssen die kleinen Begräbnisstätten<sup>118</sup>) gesetzt werden, in welchen sich noch Gefäße vorfinden wie in den Gräbern der mittleren Burgwallzeit, und manchmal finden sich in den Gräbern Schmuckstücke des Belobrdó-Typus; in diese Zeit gehören offenkundig auch die kleinen Begräbnisstätten, in welchen die Toten mit dem Kopf gegen Westen und mit den Füßen gegen Osten zu liegen und keine Beigaben haben. Die zweite Gruppe von Friedhöfen aus der jüngeren Burgwallzeit sind die Kirchenfriedhöfe, von denen einige schon im 11. Jh. angelegt wurden<sup>119</sup>). Durchforscht wurde der ausgedehnte Friedhof von Theben (J. EISNER), die Begräbnisstätte von Boleráz (A. LOUBAL), ein Teil der Begräbnisstätte von Alsó Jattó (Bez. Neuhäusel, J. EISNER), die Begräbnisstätte von Naszvad (B. SZÓKE), die in Neutra (J. BÖHM) und die auf der „Skalka“ bei Skala (Bez. Trentschin, J. MÁDL)<sup>120</sup>).

<sup>116</sup>) V. BUDAÁRY, Zpráva o výskume „Homôlky“ v Malom Čepčine (okr. Turčiansky Svätý Martin) r. 1936 (Bericht über die Untersuchung auf „Homôlka“ in Malý Čepčín [Bez. St. Martin am Turetz] im J. 1936), Sborník Muzeálnej slovenskej spoločnosti XXX, 1936, 94—99, 8 Bilder; deutsche Zusammenfassung 99—100.

<sup>117</sup>) T. LEHOCZKY, Régészeti böngészet hazánk északi vidékein (Alttertumsforschung-Nachlese im nördlichen Teile unseres Vaterlandes). Archaeologiai Értesítő, régi folyam, VIII, 1874, 280—281.

<sup>118</sup>) Untersucht wurde die Begräbnisstätte in Theben-Neudorf, welche wir schon erwähnt haben, dann der kleine Friedhof in Preßburg (J. EISNER) und in Dvorec (Bez. Bánovce nad Bebravou) (V. BUDAÁRY). Vielleicht gehört hierher auch die kleine Begräbnisstätte in Barca, welche J. TEPLÝ untersuchte.

<sup>119</sup>) Auf einigen fanden sogar bis ins 18. Jh. Bestattungen statt.

<sup>120</sup>) Eine Beschreibung der Begräbnisstätten aus der jüngeren Burgwallzeit in der Slowakei gab J. EISNER, Naše řadové hřbitovy hradištní (Unsere burgwallzeitlichen Reihenfriedhöfe), Sborník na počest Jozefa Škultétyho, St. Martin am Turetz 1933, 316—324.

Eine wichtige Fundgruppe aus der Burgwallzeit in der Slowakei bilden die Massenfunde von Eisenwerkzeugen und anderen Gegenständen. Sie stammen aus der älteren und mittleren Burgwallzeit, aber die gleichen Gegenstände wurden gewiß auch später noch angefertigt. Auf Massenfunde aus der Burgwallzeit stieß man in Gairing<sup>121</sup>). Den Bericht über den wertvollen Massenfund von Moravský Sv. Ján bereite ich für den Druck vor<sup>122</sup>). In Zsitvatőpuszta (Bez. Ógyalla) entdeckte man einen Massenfund von Eisengegenständen, unter anderem zwei Pflugmesser, drei Äxte mit ausgeschnittener Schneide, zwei Äxte mit nichtausgeschnittener Schneide und ein Bruchstück einer Axt<sup>123</sup>).

Zu interessanten Ergebnissen gelangte Z. FRANKENBERGER bei der anthropologischen Untersuchung der slowakischen Skelette aus der Burgwallzeit<sup>124</sup>). Aus der älteren Burgwallzeit hatte er nur wenig Material von der Begräbnisstätte in Theben-Neudorf zur Verfügung, da die meisten Skelette zerfallen waren. Aus der mittleren Burgwallzeit untersuchte er die Skelette des Gräberfeldes von Moravský Sv. Ján, aus der jüngeren Burgwallzeit hatte er reiches Material von den Begräbnisstätten in Theben und Alsó Jattó zur Verfügung und untersuchte auch einige Skelette aus der „Skalka“. Das Hauptergebnis seiner Studien ist die Erkenntnis, zu der auch J. MATIEGKA bei der Erforschung der Skelette aus den Grabhügeln der mittleren Burgwallzeit in Skalitz<sup>125</sup>) gelangte, daß die damaligen Slowaken sich anthropologisch von den slawischen Bewohnern der böhmischen Länder nicht unterschieden. Mit den anderen Völkern vermischten sich die Slowaken in ihrem südlichen Siedlungsgebiete erst in der jüngeren Burgwallzeit.

<sup>121</sup>) J. EISNER 1933, 249, 318—319, 339.

<sup>122</sup>) In einer Tiefe von 40—50 cm befand sich dort ein eiserner Kessel, der mit einem großen Blech aus einem zweiten Kessel verdeckt war, dessen Bruchstücke um ihn herumlagen. Im Kessel waren eiserne Waffen und Werkzeuge, z. B. ein Speer, drei Zäume, zwei Steigbügel, drei Äxte, zwei den spätlatènezeitlichen Lappenäxten ähnliche Gegenstände, zwei Hämmer, eine Pflugschar, eine Hacke, zwei Eisenbeschläge von Holzschaukeln, ein Schlüssel, drei kleinere Ringe, die ineinandergehängt waren, und zwei größere Ringe. Insgesamt 14 Bronzegegenstände befanden sich im Funde; sie gehörten alle dem Keszthelyer Typus an, bis auf eine römische Münze, die aber im Keszthelyer Inventar nicht ungewöhnlich ist.

<sup>123</sup>) Ein langer Gegenstand mit einer Öffnung ist vielleicht ein Barren, dem man die Form einer Axt gab (HORST OHLHAVER, Frühmittelalterliche Eisenbarren aus Staré Město in Mähren, *Germania* 23, 1939, 119—122). Ein solcher Eisenbarren wurde in der Slowakei nur in einem Exemplar gefunden, und zwar in Neutra, wo man ihn aus dem Fluß fischte.

<sup>124</sup>) Z. FRANKENBERGER, *Anthropologie starého Slovenska* (Anthropologie der alten Slowakei), Preßburg 1935, XII + 1—72, 77—107 S., XI Tafeln; französischer Auszug: *Anthropologie de la Slovaquie ancienne* 73—75.

<sup>125</sup>) I. L. ČERVINKA u. J. MATIEGKA, I. c.

Š. JANŠÁK suchte eifrig die slowakischen Burgwälle auf, zeichnete die Grundrisse und Durchschnitte ihrer Wälle und Gräben, ebenso der Berge, auf denen er Burgwälle vorfand, und manchmal stellte er auch kleinere Untersuchungen an. So z. B. zeichnete und beschrieb er den umfangreichen Burgwall in Bény<sup>126)</sup> und den Burgwall in Felsővár (Bez. Zseliz)<sup>127)</sup> und in Zemplén (Bez. Trebišov)<sup>128)</sup>; diese Burgwälle stammen vielleicht alle noch aus der Zeit vor der madjarischen Landnahme im Karpatenkessel. Untersucht wurde die Burgstätte Theben, wo zuerst I. L. ČERVINKA<sup>129)</sup> Grabungen vornahm und dann ich mit MENCL<sup>130)</sup>, und die Burgstätte in Neutra, wo J. BÖHM und V. MENCL<sup>131)</sup> Untersuchungen anstellten; beide Burgstätten entstanden wohl schon in der älteren Burgwallzeit. Auf einer kleineren Befestigung „Na pieskoch“ in Theben-Neudorf, die ein Teil der Thebener Befestigung war, grub ich sieben Sonden aus. Auf dem „Molpir“ in Smolenice stellte A. LOUBAL Probeuntersuchungen an und entdeckte dabei eine altertümliche Burgwallkeramik. Aus der Zeit vor der madjarischen Landnahme stammt auch die Burgstätte „Grác“ in Malé Kozmálovce (Bez. Léva) und die Burgstätte „Hrádze“ bei Kozárovce (Bez. Zlaté Moravce), welche Š. JANŠÁK entdeckte und aufzeichnete<sup>132)</sup>; auf der letzterwähnten Burgstätte stellte V. BUDA VARY nähere Untersuchungen an. Von Š. JANŠÁK haben wir eine Beschreibung eines Teiles des eigenartigen langen Walles im Grangebiet<sup>133)</sup>. In der Nähe von Súdovce (madj. Szodó) (Kreis Karpfen) kann man ihn in einer Länge von 6 km verfolgen; der Wall ist mit der gleichen Technik ausgeführt worden wie der Wall der Burgstätte „Hrádze“ (und ist aller Wahrscheinlichkeit nach das Werk slawischer Hände aus der Zeit vor der madjarischen Landnahme). Kleine Befestigungen, umgeben nach alter Art mit Gräben und Wällen, entstehen schon im 11. Jh., aber bis heute wissen wir nicht, wie lange sich der Brauch in der Slowakei erhalten hat, die Burgen mit dieser altertümlichen Technik zu befestigen. Es war dies wieder Š. JANŠÁK, der die späten Befestigungen aufsuchte und Pläne von ihnen anfertigte, aber eine systematische Untersuchung wurde nur auf der Burgstätte des Berges „Kőszegő“ bei Sátorospuszta (V. BUDA VARY) vorgenommen.

<sup>126)</sup> Š. JANŠÁK 1938, 21—33, 136—139, Plan Nr. 5—9, Taf. VIII—XIII.

<sup>127)</sup> Š. JANŠÁK 1938, 64—69, 145—147, Plan Nr. 12—13.

<sup>128)</sup> Š. JANŠÁK 1935, 70—73, 132—133, 160—161, Karte 12 u. 15.

<sup>129)</sup> J. EISNER 1933, 263, 264—265, 270—271.

<sup>130)</sup> Ein ausführlicher Bericht über die Ausgrabungen auf der Burg Theben ist im Druck.

<sup>131)</sup> J. BÖHM u. V. MENCL, Výzkum na hradě nitranském 1930—1931 (Ausgrabungen auf der Burg Neutra 1930—1931), Památky archaeol. XXXVII, 1932, 64—79.

<sup>132)</sup> Š. JANŠÁK, Staré osídlenie Slovenska (Die alte Besiedlung der Slowakei), Sborník Muzeálnej slovenskej spoločnosti XXV, 1931, 56—61, Taf. IX, XXVI.

<sup>133)</sup> Š. JANŠÁK 1938, 94—96, 128, 153—154, 166, Plan Nr. 18.

# Der Hausbesitz im alten Pest

Von ERNST HÄCKEL (Budapest)

(Fortsetzung)

## II.

### Der Hausbesitz in den vorwiegend von Deutschen bewohnten Straßenvierteln im alten Pest

#### Erläuterungen

Die nachfolgende quellenkundliche Arbeit ist der Versuch einer Übersicht über den vorwiegend deutschen Hausbesitz im alten Pest. Hierbei sind jeweils alle zu einem geschlossenen Häuserblock gehörigen Hausstellen zu einer Gruppe zusammengefaßt. An der Spitze jeder einzelnen Gruppe steht zur leichteren Orientierung des Lesers eine kurze Lagebeschreibung des betreffenden Häuserviertels mit dem Quellenhinweis auf den der Arbeit zugrunde liegenden Zweiten Zaiger der Stadt Pest, der nicht nur die Lage, sondern auch die Maße und Maßveränderungen der einzelnen Häuser angibt. (Vgl. hiezu den Stadtplan von Pest.) — Der Lageübersicht des Häuserblocks folgen die Angaben über die Besitzverhältnisse der einzelnen zu diesem Block gehörigen Häuser bzw. Hausstellen. An der Spitze jedes Hauses steht die Hausnummer. Da es in dem Zeitraum von 1687—1718 zwei verschiedene Numerierungen gegeben hat, von denen die ältere, uns nicht lückenlos bekannte, von 1687 bis ungefähr 1696 in Geltung war, ist in allen rekonstruierbaren Fällen außer der späteren Numerierung auch die frühere in Klammer angegeben. Mehrmals konnte allerdings die Identität der alten und der neuen Nummer nur mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden. 178 (< 199, 200) bedeutet, daß das Haus mit der Nr. 178 aus den Nummern 199 und 200 entstanden ist. — Der Nummer folgen die Besitzer in chronologischer Reihenfolge. Angeführt werden: Vor- und Zunamen, und zwar in der im Gewährprotokoll mitgeteilten Form mit sämtlichen in anderen Archivalien vorkommenden Schreibarten, sodann die Angabe des Berufes und der eventuellen Zugehörigkeit zum Bürgerstand (mit Angabe des aus der Bürgerrolle ersichtlichen Jahres der Einbürgerung). — Den Namen des Mannes folgen gewöhnlich auch die Vornamen der im Gewährprotokoll als „Mitgewährnehmerin“ genannten Gattin des Besitzers. Wenn das Gewährprotokoll die Gattin jedoch nicht erwähnt, wird ihr Name, sofern er aus anderen Archivalien ersichtlich wird, in Klammer beigefügt ( $\infty$  mit Anna = verheiratet mit A.). — Hinweise auf den Besitz anderer Pester Häuser stehen in Klammer. [Vgl. H(aus) 37.] — Diesen Daten folgt dann entweder der Kaufpreis (Kpr.) oder die Mitteilung, auf welche

Art der neue Besitzer das Haus erworben hat (z. B. „gratis“ durch Verleihung seitens der Ofner Cameraladministration, durch Erbe, durch Einheirat usw.) — Alle bekannten Veränderungen im Hausbesitz werden, auch wenn sie, wie bei Vererbung innerhalb einer Familie, nicht aus neuen Überschreibungen im Gewöhrprotokoll hervorgehen, sondern erst aus späteren Aufzeichnungen rekonstruiert werden müssen, für sich und einzeln vermerkt. Hierbei können allerdings die meist miterbberechtigten unmündigen Kinder von Besitzern nur selten berücksichtigt werden. Es war auch in diesem Zusammenhange nicht so wichtig, die genauen Erbansprüche festzustellen, als ein möglichst genaues genealogisches Bild einzelner am Hausbesitze beteiligter Familien zu erhalten.

Abschluß jeder Hausbeschreibung sind die Quellenangaben zum Hausbesitz.

Alle in folgender Arbeit angeführten Archivalien befinden sich im Budapester Stadtarchiv. Es ist mir ein Bedürfnis, auch von dieser Stelle aus Herrn Archivar Dr. GEORG BANRÉVY für so mannigfache Ratschläge bei Erforschung des auf den Pester Hausbesitz bezüglichen Archivbestandes meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

#### Abkürzungen

- BR. = Pester Bürgerrolle.  
 GPr. = Gewöhrprotokoll.  
 GPr. I/25 = Gewöhrprotokoll Bd. I, fol. 25.  
 RPr. = Ratsprotokoll.  
 H. = Haus.  
 Kpr. = Kaufpreis.  
 Test. a. a. = Testamenta archivi antiqui.  
 Qu.: = Quellen.  
 Z. II/1 = Zaiger der Stadt Pest, Bd. II, fol. 1.

#### Nr. 1—8, 435, 436.

An der Stadtmauer, vom Ofner Tor (später Waizner Tor) durch die Ofner Torgasse zum Servitengässel. Z. II/1—4, 225, 226.

1. (< 1?)<sup>1)</sup> a) Michel Michalzi, Bürger, mit Susanna. — Kpr. 12 fl.  
 b) Susanna, Witwe des a. [Vgl. H. 2.] — Erbe.  
 c) Michel Pichler (Büchler), Schuster, Bürger (1693), mit Maria Magdalena. — Kpr.?  
 d) Maria Magdalena, Witwe des c. — Erbe.  
 e) Johann Georg Waidinger (Waindtlinger), Gastgeber, Bürger (1715), mit Maria Magdalena (= d). — Einheirat.

<sup>1)</sup> Daß Nr. 1 (neu) mit Nr. 1 (alt) übereinstimmt, ergibt sich aus dem RPr. v. 15. 7. 1695: Verkauf des Hauses der „Michatzkin“, zweifellos Susanna, der Witwe des Michel Michalzi, an c.

- f) e und sein Stiefsohn Joh. Georg Pichler. — Erbe.  
 g) e und Klara (II. Ehe).  
 Qu.: GPr. I/17 v. 13. 8. 1687 (a), II/80 v. 24. 5. 1702 (b, c),  
 II/254 v. 1. 7. 1718 (d—g), RPr. v. 15. 7. 1695 (b, c), Test.  
 a. a. 117 (f), C/696 (c).
- 2.<sup>2)</sup> a) Michazin, „ein Soldatenweib“ (Z. II/1).  
 b) Dionysius Luibel, Wagnermeister, Bürger (1697) (∞ mit  
 Anna Maria). — [Vgl. H. 3.]  
 c) Thomas Werner, Wagner, Bürger (1717). — [Vgl. H. 3.)  
 Qu.: Z. II/1 (a—c), C/696 (a).
3. a) Hans Widtner<sup>3)</sup>. — [Vgl. H. 4.] — Gratis.  
 b) Dionysius Luibel mit Anna Maria. — [Vgl. H. 2.] —  
 Kpr. 67 fl.  
 c) Thomas Werner. — [Vgl. H. 2.]  
 Qu.: GPr. II/55 v. 29. 8. 1699 (a, b), Z. II/2 (c).
4. a) Hans Widtner<sup>3)</sup>. — [Vgl. H. 3.] — Gratis.  
 b) Sabo Janosch, Bürger. — Kpr. 170 fl.  
 Qu.: GPr. II/55 v. 29. 8. 1699 (a, b), II/253 v. 1. 7. 1718 (b).
5. a) Lorenz Heußler (Heisler), Schildwirt beim Weißen  
 Schiff<sup>4)</sup>, Bürger (1691), mit Dorothea. — [Vgl. H. 6,  
 10, 41.]  
 b) Dorothea, Witwe des a. — Erbe.  
 c) Stephan Nußgraber, Schildwirt, Bürger (1712), mit  
 Dorothea (= b). — [Vgl. H. 6.] — Einheirat.  
 d) Dorothea, Witwe des c. — Erbe.  
 e) Anatol Chenu mit Dorothea (= d). — Einheirat.  
 Qu.: GPr. II/86 v. 25. 5. 1702 (a), II/181 v. 1. 12. 1714 (b, c),  
 III/3 v. 1. 1. 1719 (d, e), Test. a. a. 293 (d, e), C/696 (a).
6. a) Lorenz Heußler mit Dorothea. — [Vgl. H. 5, 10, 41.) —  
 Gratis.  
 b), c), d), e) wie unter Nr. 5.  
 Qu.: GPr. II/32 a v. 18. 7. 1698 (a), II/181 v. 1. 12. 1714 (b, c).

<sup>2)</sup> Nr. 2 und 3 dürften nach dem Ankauf durch b eine Einheit gebildet haben; vgl. Inventar Luibel, Test. a. a. 49, in dem das Haus Luibels als zwischen dem Schuster M. Pichler (Nr. 1) und Sabo Ivan (richtig: János, d. i. Nr. 4) liegend, bezeichnet wird.

<sup>3)</sup> Unbekannt.

<sup>4)</sup> Das Schildwirthshaus z. Weißen Schiff war der bekannteste Einkehrghasthof im alten Pest und spielte rund 180 Jahre lang eine große Rolle.

7. a) Johann Fünckh (Fink), Bader (Barbier, Chirurgus), Bürger (1692) ∞ mit Dorothea, verw. Preßl'in. — [Vgl. H. 38.] — Gratis.  
 b) Hans Peter Preßl (Presel), [Stiefsohn des a aus der Ehe des Pester Baders Paul Preßl († um 1691) mit Dorothea, nachmaliger Fink'in. — Erbe.  
 c) Georg Maurer<sup>5)</sup>, Maurer, Bürger (?). — Kpr. 125 fl.  
 Qu.: GPr. II/36 v. 27. 8. 1698 (a), II/118 v. 15. 3. 1709 (b, c), C/696 (a).
8. a) Hans Fockhinger, „ein maurergeßöhl“ (GPr.), Bürger (1695), mit Anna Catharina. — Kpr. 5 fl.  
 b) Johann Georg Kernhoffer, Handelsmann, Bürger (1698), mit Anna Maria, geb. Schwinger'in. — [Vgl. H. 107, 198.] — Kpr. 375 fl.  
 c) „HHn Grünerischen Niderlaags Verwandte“ (GPr.) in Wien. — Konkurs des b<sup>6)</sup>.  
 d) Blasius Lenner (Lehner, Lechner), Zimmermann, Bürger (1696), mit „Ehe Consortin“ (vermutlich Gertrudis). — [Vgl. H. 106.] — Kpr. 310 fl.  
 Qu.: GPr. II/7 v. 16. 9. 1696 (a), II/59 v. 6. 2. 1700 (b), II/210 v. 1. 7. 1717 (c, d), C/696 (a).
435. Entsteht durch Abtrennung von Nr. 7.  
 a) Matthias Kollmann mit Maria. — [Vgl. H. 412 (Neue Welt).] — Kpr. 10 fl 50 Denar.  
 Qu.: GPr. II/212 v. 12. 2. 1717.
436. Entsteht durch Abtrennung von Nr. 7.  
 a) Peter Egger (Eckher) mit Anna. — [Vgl. H. 428 (Neue Welt).] — Kpr. 10 fl. 50 Denar.  
 Qu.: GPr. II/212 v. 12. 2. 1717.

Nr. 9, 10, 36, 37.

Eingeschlossen von Ofner Tor-, Serviten- und Barmherziggasse. Z. II/5, 18, 19.  
 9. (< 7). Die Besitzverhältnisse sind nicht ganz klar<sup>7)</sup>.

<sup>5)</sup> Die BR. verzeichnet keinen Bürger dieses Namens, hingegen wird e im GPr. ausdrücklich als Bürger bezeichnet.

<sup>6)</sup> Vgl. hiezu Test. a. a. 9 — GPr. II/210: „weillen dießes Hauß . . . dem G. Kernhoffer eigenthumblich zu gehörig war, von deme aber ein solches in concursu deren creditorn an die HHn Grünerischen Niderlaags Verwandte in Wienn . . . gerichtlich gedigen.“

<sup>7)</sup> Von den obengenannten Besitzern werden bloß c, d und e im GPr., b nur

- a) Mathias Lambert Kohlbacher (Kollbacher), kaisl. Dreißigstamt-Gegenhändler, Bürger (1692). — [Vgl. H. 17, 23, 33.]
- b) Heinrich Härtl (Hartel), Wagner, Bürger (1691) ( $\infty$  mit Catharina). — [Vgl. H. 37, 281.] — Kpr. 380 fl.
- c) Johann Unger ( $\infty$  mit Maria Regina). — Kpr.?
- d) Maria Regina, Witwe des c<sup>8</sup>). — Erbe.
- e) Johann Englmann, Weber, Bürger (1724), mit Maria Regina (= d). — Einheirat.

Qu.: GPr. II/240 v. 1. 6. 1718 (c—e), RPr. v. 2. 4. 1694 (a, b), Z. II/5 (b).

- 10.
- a) Lorenz Heußler. — [Vgl. H. 5, 6, 41.] — Kpr.?
  - b) Tobias Joseph Ignatius Leistner, Salzcommissarius, Bürger (1695). — Kpr. 1350 fl.
  - c) Erben des b, nach dessen Tod i. J. 1708.

Qu.: GPr. II/251 v. 1. 7. 1718 (a—c), C/696 (b), BR. (c).

- 36.<sup>9)</sup>
- a) Johann Scheineckher, Müller, Bürger (1713), mit Eva.
  - b) Eva, Witwe des a. — Erbe.
  - c) Mathias Straub, „ein weinzürl“ (GPr.), Bürger (1717), mit Catharina. — [Vgl. H. 112, 411.] — Tausch gegen H. 112.

Qu.: GPr. II/229 v. 1. 1. 1718 (a—c).

- 37.
- a) Heinrich Härtl, mit Catharina. — [Vgl. H. 9, 281.] — Gratis.
  - b) Maria Theresia Muethsambin (Mutsam), „gebohrne Sagerin“, Bürgerin (1703)<sup>10)</sup>. — Kpr. 750 fl.

Qu.: GPr. II/81 v. 24. 5. 1702 (a), II/109 v. 24. 10. 1702 (b).

im Z. II angeführt. Der Verkauf des Hauses 7 (vermutl. später 9) von a an b ergibt sich aus dem RPr. v. 2. 4. 1694.

<sup>8)</sup> Laut BR. 1696 ist d aber die Witwe des Zimmermanns Veit Prameier, bei dem die BR. schreibt: „den 3. 9bris 1698 gestorben, relictam uxorem ducit Johann Englmann“. Demnach wären die Angaben im GPr. II/240 über Johann Unger falsch.

<sup>9)</sup> Die der BR. vorangestellte Häuserliste von Pest „Nachricht der Hauß No, wo dessen possessor mit den nahmen zufinden“ bezeichnet Nr. 36 als Eigentum der Serviten!

<sup>10)</sup> Vermutlich Gattin od. Witwe des Pester Bürgers Christian Anton Mutsam.

## Nr. 11—21.

Eingeschlossen von Barmherzig-, Herren- und Hatvanergasse. Z. II/6—11.

11. a) Veneri Ceresola, kaisl. Baumeister zu Ofen ( $\infty$  mit Lucia)<sup>11)</sup>. — Gratis.  
 b) Georg Suchentrunk, Schmied, Bürger (1687), mit Anna Maria. — [Vgl. H. 39, 44.] — Kpr. 40 fl.  
 c) Erben des b, nach dessen Tod i. J. 1717.  
 Qu.: GPr. II/11 v. 30. 10. 1696 (a), II/117 v. 20. 5. 1707(b), Test. a. a. 124 (c)<sup>12)</sup>.
12. a) P. P. Serviten (Z. II/6: „Der P. P. Serviten Wohnung“). — Gratis.  
 Qu.: GPr. II/37 v. 22. 9. 1698.
13. a) Johann Sorg = Jean Soeur, „Schildwürrh beym weisen Rössel“ (BR.), Bürger (1694).  
 b) P. P. Serviten.  
 Qu.: Z. II/7 (a, b), BR. (a).
14. a) Andreas Gollay (= Kállay), „nobilis Korponiensis“<sup>13)</sup> (C/696).  
 b) P. P. Serviten.  
 Qu.: Z. II/7 (a, b), C/696 (a).
15. a) Philipp Eschenbruckher, Schildwirt beim Goldenen Adler, Bürger (1689). — [Vgl. H. 47.] — Gratis.  
 b) Jacob Hörzig (Hertzig, Herzog), Bäcker, Bürger (1698). — [Vgl. H. 16.] — Ankauf am 18. 11. 1698 (RPr.). — Kpr. 115 fl.  
 Qu.: GPr. II/15 v. 28. 2. 1697 (a), II/47 v. 11. 4. 1699 (b), II/250 v. 1. 7. 1718 (b).
16. a) Jacob Fieg (Füeg, Vich), Steinmetz, Bürger (1693), mit Maria Martha. — Kpr.?  
 b) Erben des Ehepaars Fieg.

<sup>11)</sup> Vgl. hierzu Ofner Test., I/261.

<sup>12)</sup> Die auf Suchentrunk bezügliche Eintragung in C/696 kann sich entweder auf Nr. 39 od. 44 beziehen.

<sup>13)</sup> Laut BR. (1698) ist Andreas Horvat, „Hungarus, nobilis“ Besitzer oder Bewohner des Hauses. Vielleicht sind beide miteinander identisch, was sich einerseits aus dem gleichen Vornamen (Andreas), andererseits aus dem Beiwort „Korponiensis“ und dem Namen Horvát = Kroaté erklären ließe.

- c) Jacob Herzog (Hörzig) und dessen „ehe Consortin“. — [Vgl. H. 15.] — Kpr. 300 fl.
- d) Catharina Höchtlin, Witwe des Lorenz Höchtl († um 1717). — [Vgl. H. 375.] — Kpr. 330 fl.
- Qu.: GPr. II/91 v. 3. 6. 1702 (a), II/195 v. 1. 11. 1715 (b, c), C/696 (a). — Die auf d bezügliche Eintragung im GPr. ist durchgestrichen.
17. a) Johann Jacob Watula, kaisl. Dreißigstamt-Gegenhandler zu Ofen. — War vorgemerkt auf das Haus.
- b) Mathias (Lambert) Kollbacher. — [Vgl. H. 9, 23, 33.] — Kpr. 500 fl.<sup>14)</sup>
- c) Johann Beatus Neander, gewes. kaisl. Proviandfuhrwesens-Direktor, Stadthauptmann von Pest, Bürger (1702), und Benigna Christina, geb. v. Capoll. — [Vgl. H. 23.] — Schuldforderung an b.
- d) Mathias Hentsch, Wirt, Bürger (1716), mit Magdalena. — Kpr. 1500 fl.
- Qu.: GPr. I/95, II/1 e v. 4. 2. 1696 (a, b), II/230 v. 3. 1. 1718 (c), II/232 v. 17. 1. 1718 (d), C/696 (b)<sup>15)</sup>.
18. a) Johann Lechner (Lehner, Lenner v. Lennersperg), Zimmermeister, Bürger (1695) (∞ mit Margaretha Elena). — [Vgl. H. 177.)] — Kpr. 15 fl.
- b) Pindtershoffen<sup>16)</sup>, „Mauth bestandt Inhaaber zu Hainburg“ (GPr.). — Gratis<sup>17)</sup>.
- c) Franciscus Tassis, „30 iger zu Zolnockh (Szolnok)“ (GPr.). — Kpr. 200 fl.
- Qu.: GPr. II/8 v. 1. 10. 1696 (a), II/32 v. 26. 5. 1698 (b, c), C/696 (a).
19. a) Ladislaus Soldan (= Zoltán), Stuhlrichter der Gespanschaft Pest, Pilis und Solt, Bürger. — [Vgl. H. 128.)] — Gratis.
- b) Igratius Devay mit Anna Juliana. — Kpr.?
- Qu.: GPr. II/14 v. 2. 12. 1696 (a), III/41 (b), C/1715 (b).

<sup>14)</sup> GPr. I/95: „nach dessen (Watula) Zeittl: hintritt aber ist solches Haus von mehr berührten ofner. Adm. umb willen keine Erben vorhandten zu abzahlung der schulden pr. Fünffhundert gulden kheuffl. Überlassen...“

<sup>15)</sup> Die beiden auf Kollbacher bezüglichen Eintragungen in C/696 dürften sich auf Nr. 17 und 23 beziehen.

<sup>16)</sup> Fehlt sonst in allen Schriften.

<sup>17)</sup> Daß das Haus gratis an b verliehen wurde, könnte bedeuten, daß der Ankauf durch a später wieder annulliert worden ist.

- 20 (17). a) Martin Kalcher (Kalger), Maurermeister, Bürger (1687)  
 (∞ mit Maria, geb. Nehrb'in). — Kpr. 50 fl.  
 b) Maria, Witwe des a, später verehel. Reinisch'in. — Erbe.  
 c) Johann Sebastian Kayßer (Kayser), kaisl. Salzeinnehmer, mit Elisabetha (= Tochter des a). — Kpr. 3000 fl.(?)<sup>18</sup>.

Qu.: GPr. I/41, II/25 v. 15. 5. 1688 (a), II/220 v. 1. 6. 1717 (b, c), C/696 (a), Test. a. a. 1 (a—c).

21. a) Gregorius Meszaros = Gergel Fator, Fleischhacker, Bürger (1693).  
 b) Witwe des a, nach dessen Tod i. J. 1697 (1699?).  
 Qu.: Z. II/11 (a), BR. (a, b).

Nr. 31, 32, 388—390, 407—410.

Begrenzt von Barmherziggasse, Hatvaner Gasse, Hatvaner Torgasse und Komitatsgässel. Z. II/16, 146 = 202, 145 = 202, 145 = 203, 211—213.

31. a) Johann Balthasar Pöckh (Böck, Beck), „der Röm. Kayl. Mayestät Veldt Proviand ober Commissarius“ (GPr.). — Bürger (1690). — [Vgl. H. 52.] — Gratis<sup>19</sup>.

Qu.: GPr. II/24 v. 16. 2. 1698 (a), C/696 (a).

32. a) Johann Reichhardt Pachner v. Eggenstorff<sup>20</sup>, „der Röm. Kayl. M. Veldt Kriegs Comissarius“ (GPr.). — Assigniert am 26. 6. 1695.

b) „Die Pest, Pilis und Solder gespanschafft“ (GPr.).

Qu.: GPr. II/13 v. 1. 12. 1696 (a, b), C/696 (a).

388. a) Nagy Gergel.  
 b) Erben des a.  
 c) Joseph Stadtler (Stättler), Faßzieher, Bürger (1717), mit Katharina. — Kpr. 245 fl.

Qu.: GPr. II/214 v. 1. 3. 1717 (a—c).

<sup>18</sup>) Das H. ist nach dem Tod des a i. J. 1701 (nicht 1717, wie Römer und Pásztor annehmen), „wegen überhäufften schulden ad eridam gedigen . . . undt da keine contentirung erfolget. auch das Hauß höher nicht alß 3000 fl. biß daher verkhaufft werdtten können, alß haben die . . . creditores das Hauß in solutum ihrer ganzen forderung genohmen“ und an c verkauft.

<sup>19</sup>) Gleichzeitig erhielt J. B. Pöck auch eine mit Nr. 31 zusammenhängende „Egghaußstöhl“, deren Nr. 279 offensichtlich noch aus der Zeit der alten Numerierung stammt. Die im GPr. für Nr. 31 und 279 angegebenen Maße ergeben summiert die im Z. II/16 für Nr. 31 angeführten Maße.

<sup>20</sup>) Nicht Puchner Richard, wie Pásztor, a. a. O., S. 63, angibt.

389. a) Heredi Janosch.  
 b) Nikolaus Englmann, Fuhrmann, Bürger (1714), mit Maria Magdalena. — Kpr. 30 fl.  
 Qu.: GPr. II/156 v. 20. 5. 1713 (a, b).
390. a) Ferenz Schembery ( $\infty$  mit Anna Maria, geb. Oberaigner).  
 b) Franz Ober(r)aigner, Bürger (1699).  
 Qu.: Z. II/145 = 203, Test. a. a. 71 (a, b).
407. Stadtwirtshaus.  
 Qu.: Z. II/211.
408. a) Johann Kaspar Kuppelhalter.  
 Qu.: Z. II/212, GPr. III/6.
409. a) Horvath Jansj, „Thorwarttl“ (GPr.). — Gratis (1717).  
 Qu.: GPr. III/177.
410. a) Diettrich Ferenz (sic!). — [Vgl. H. 329, 437.] — Gratis.  
 b) Bodo Gergell. — Kpr. 38 fl.  
 c) Andreas Poll, Fuhrmann, Bürger (1715), mit Helena. — [Vgl. H. 425.] — Gratis (1717).  
 Qu.: GPr. II/183 v. 10. 1. 1715 (a, b), III/18 (c).

Nr. 33—35, 379, 382—387.

Zwischen Barmherziggasse und Neuer Welt, im Süden begrenzt vom Komitatsgässel. Z. II/17, 18, 141 = 197, 143 = 199, 200, 201.

33. a) Mathias (Lambert) Kollbacher (Kohlbacher). — [Vgl. H. 9, 17, 23.]  
 b) (Karl) Franz Martin Clar, kais. Postverwalter zu Ofen. — Kpr. ?  
 c) Franz Panowsky v. Panow, „deren löbl. Pest, Pilis vndt Soldt unirten Comitaten perceptor“ (GPr.). — Kpr. 50 fl.  
 Qu.: GPr. II/33 v. 19. 6. 1698 (a, b, d), II/152, vermutl. 1712 (c).
34. a) Lucas Hosch (Hösch, Hüß), Maler, Bürger (1698). — [Vgl. H. 279.] — Gratis.  
 b) Serviten. — Gratis<sup>21)</sup>.  
 Qu.: GPr. II/21 v. 19. 8. 1697 (a), II/37 v. 22. 9. 1698 (b).

<sup>21)</sup> Das Grundstück dürfte dem a wegen Nichtbebauung wieder weggenommen worden sein, oder er bekam im Tauschwege die Hausstelle Nr. 279.

35. Servitenkirche.
379. a) Egidi Träschl (Trässel) mit Maria, geb. Kollbauerin.  
 b) Hans Berger, Maurer, Bürger (1700) ( $\infty$  mit Maria, verw. Träschl'in). — Kpr.?  
 c) (Franz) Joseph Schellhauß (Schellhas), Schildwirt, Bürger (1694), mit Pauline Katharina. — [Vgl. H. 180.] — Kpr. 40 fl.  
 Qu.: GPr. II/128 v. 3. 1. 1711 (b, c), Z. II/141 (a), Test. a. a. 103 (a, b).
382. a) Quirinus Höß (Häss), Zimmermann, Bürger 1699). — Gratis.  
 b) Maria, Witwe des a. — Erbe.  
 c) Christian Hueber mit Maria (= b). — Einheirat.  
 Qu.: GPr. II/34 v. 18. 7. 1698 (a)<sup>22</sup>), II/258 v. 1. 7. 1718 (b, c).
383. a) Simon Reggauer, Zimmermann, Bürger (1698). — Gratis (1698).  
 b) Witwe des a, nach dessen Tod i. J. 1699. — Erbe.  
 c) Johann Sigmund Berger, Hafner, Bürger (1702) ( $\infty$  mit b). — Einheirat.  
 d) Witwe und Kinder des c, nach dessen Tod um 1716.  
 Qu.: GPr. II/43 v. 8. 2. 1699 (a)<sup>23</sup>), III/123 (b, c), BR. (d).
384. a) Leonhard Oberauer, Hafner, Bürger (1698). — Gratis (1698).  
 b) Michael Straub, „Weinzürl“ (BR.), Bürger (1701), mit Maria Ursula. — Kpr. 80 fl.  
 Qu.: GPr. II/44 v. 8. 2. 1699 (a)<sup>24</sup>), II/108 v. 1. 10. 1702, II/258 v. 1. 7. 1718 (b), RPr. v. 28. 6. 1701 (a, b).
385. a) Christian Stumb (Stumpf), Klampferer, Bürger (1699) ( $\infty$  mit Anna Maria). — [Vgl. H. 288.] — Gratis (1698).  
 b) Heinrich Hambel, Maurer. — Kpr.?  
 c) Adam Heuenstein (Hebenstein), Maurermeister, Bürger (1704), mit Barbara. — Kpr. 140 fl.  
 Qu.: GPr. II/46 v. 8. 2. 1699 (a)<sup>25</sup>), II/118 v. 23. 9. 1708 (b, c).

<sup>22</sup>) Ohne Numerierung, aber aus GPr. II/258 wird der Zusammenhang klar.

<sup>23</sup>) Ohne Hausnummer, aber aus GPr. III/123 wird der Zusammenhang ersichtlich.

<sup>24</sup>) Die in GPr. II/44 fehlende Hausnummer wird aus II/258 ersichtlich.

<sup>25</sup>) Ohne Hausnummer, vgl. aber GPr. II/118, Z. II/144, 200.

386. a) Michel Einfaldt, Messerschmied, Bürger (1713), mit Maria. — Gratis (1716).  
Qu.: GPr. III/85 v. 4. 9. 1724.
387. a) Georg Wißler (Wisler), Hafner, Bürger (1698).  
Qu.: Z. II/201.

## Nr. 279, 411—433.

Späteres Grundstück des Kaisl. Hospitals (Invalidenspitals) in der Neuen Welt, angrenzend an das Servitengässel. (Auf dem Stadtplan leere Vierecke.)<sup>26)</sup> Z. II/140, 213—224.

279. a) Lukas Hösch (Hosch, Hüß). — [Vgl. H. 34.]  
b) Kaisl. Hospital.  
Qu.: GPr. II/48 v. 14. 4. 1699 (a).
411. a) Matthias Straub. — [Vgl. H. 36, 112.]  
b) Kaisl. Hospital.  
Qu.: Z. II/213 (a).
412. a) Matthias Kollmann. — [Vgl. 435 (neben 7).]  
b) Kaisl. Hospital.  
Qu.: Z. II/214, Spec. (a).
413. a) Gonze Janos.  
b) Hospital.  
Qu.: Z. II/214 (a).

<sup>26)</sup> Zu diesem Pester Invalidenspital wurde im Sinne einer Stiftung des Graner Erzbischofs Primas Graf Széchenyi am 2. Aug. 1716 der Grundstein gelegt. Der kaisl. Feldmarschalleutnant Freih. Maximilian Ludwig v. Regale, Präfekt der Festung Ofen, war schon 1715 vom Hofkriegsrat beauftragt worden, einen entsprechenden Bauplatz für das Spital auszusuchen. Er fand auch ein geeignetes Grundstück und ließ den Plan hiezu durch den kaisl. Baumeister Joh. Hölbling anfertigen. Darnach handelte es sich ursprünglich um einen Platz an der Hatvaner und Servitengasse (ehemals Barmherziggasse, jetzt Kossuth L.-ut, Városház-u.). Da dieser Platz jedoch nicht vollkommen entsprach, wurde ein anderer Platz an der Neuen Welt, an der Stelle, wo sich heute das Pester Stadthaus befindet, in Vorschlag gebracht. Die Liste (Specification, abgekürzt: Spec.) mit den Schätzwerten der auf diesem Bauplatz gelegenen bgl. Häuser befindet sich im Wiener Kriegsarchiv (Hofkriegsrath, Protocoll, Exped. 1716, Januar 226) und enthält 19 bürgerliche Namen, von denen folgende aber weder im GPr. noch im Z. II vertreten sind: Geörg Schmidt, Georgius Bodo, Johann Steinecker, Thomas Schyrocky, Bencke, Paul Fuhrmann, Guerinus Zimmermann. — Im ganzen handelt es sich anscheinend um einen Komplex mit 23 Hausstellen, von denen im Zaiger II jedoch nur 17 als von Bürgern bewohnt bezeichnet werden.

414. a) Madacz Adam.  
b) Hospital.  
Qu.: Z. II/215, Spec. (a).
415. a) Christoph Poma (Bomoz), Maurer.  
b) Hospital.  
Qu.: Z. II/215, Spec. (a).
416. a) Gabriel Mahller, Tagwerker.  
b) Hospital.  
Qu.: Z. II/216, Spec. (a).
- 417—419. Unbewohnt.
- 420.<sup>27)</sup> a) Georg Straub.  
b) Hospital.  
Qu.: Z. II/218, Spec. (a).
422. a) Jakob Bogner, Bürger (1702).  
b) Hospital.  
Qu.: Z. II/219, Spec. (a).
- 423, 424. Unbewohnt.
425. a) Andreas Poll, Fuhrmann, Bürger (1715). — [Vgl. H. 409.]  
b) Hospital.  
Qu.: Z. II/220 (a).
426. a) Georg Wolff.  
b) Hospital.  
Qu.: Z. II/221 (a).
427. a) Lengell Gaspar.  
b) Hospital.  
Qu.: Z. II/221 (a).
428. a) Peter Eckher (Egger). — [Vgl. H. 436.]  
b) Hospital.  
Qu.: Z. II/222 (a).
429. Unbewohnt.
430. a) Georg Zach.  
b) Hospital.  
Qu.: Z. II/223 (a).

---

<sup>27)</sup> Nr. 420 entsteht aus Nr. 180 und liegt in der Leopoldgasse.

431. Unbewohnt.
432. a) Matthias Mödl.  
b) Hospital.  
Qu.: Z. II/224 (a).
433. a) Georg Steger (Spec.: Joh. Georg Stögl).  
b) Hospital.  
Qu.: Z. II/224, Spec. (a).

## Nr. 38—47.

Begrenzt von Herrengasse, Mautgässel, Schmiedgässel und Ofner Torgasse; durchquert vom Spitalgässel. Z. II/19—24.

- 38 (<59). a) Paul Preßl (Presel), Bader, mit Dorothea. — Kpr. 10 fl.  
b) Dorothea, Witwe des a. — Erbe.  
c) Johann Fünckh (Fink), Bader ( $\infty$  mit b). — [Vgl. H. 7.] — Einheirat.  
d) Dorothea, Witwe des c, und Maria Katharina, deren Tochter ( $\infty$  mit Joh. Burger). — Erbe.  
e) Johann Burger, Weinschenk, Bürger (1712), mit seiner Tochter Susanna. — Erbe (nach dem Tod der Gattin).  
f) Johann Burger mit Maria Magdalena (II. Ehe).  
g) Maria Magdalena, Witwe des f. — Erbe.  
h) Nikolaus Pfendthueber, Weißbäcker, Bürger (1719), mit Maria Magdalena (= g).  
Qu.: GPr. I/11 v. 1. 8. 1687 (a), III/21 v. 1. 1. 1720 (b—h).
39. a) Johann Georg Suchentrunkh, mit Anna Maria. — [Vgl. H. 11, 44.] — Kpr. 10 fl.  
b) Nikolaus Zucker, Wagner, Bürger (1694), mit Barbara. — Kpr.?  
c) Barbara, Witwe des b, nach dessen Tod i. J. 1702. — Erbe.  
d) Johann Georg Lotter (Luter), Wagner, Bürger (1709), mit Barbara (= c). — Einheirat.  
e) J. G. Lotter, nach dem Tod seiner Gattin um 1713. — Erbe.  
f) e mit Ursula.  
Qu.: GPr. I/5 v. 28. 7. 1687 (a), III/1 v. 12. 12. 1718 (b—f), BR. (c), Test. a. a. 123 (b).

40 (< 57). a) Stephan Sentivany, bgl. Büchsenmacher, mit Elisabetha. — Kpr. 10 fl.

Qu.: GPr. I/25 v. 22. 9. 1687, II/251 v. 1. 7. 1718.

41 (< 56). a) Michael Jasco (Jasko), Müller, Schildwirt bei der weißen Rose, Bürger (1687)<sup>28)</sup>, mit Eva (Rosina). — Kpr. 30 fl.

b) Lorenz Heußler. — [Vgl. H. 5, 6, 10.] — Kpr. ?

c) Frau Anna Johanna Leschlin, vermutl. Gattin od. Witwe des Jakob Leßle (Leßel)<sup>29)</sup>, officialis bellicus Caesareus. — Ankauf am 3. 8. 1696. — Kpr. 600 fl.

d) (Johann) Georg Früdt (Fridt, Frey [BR.]), Wirt zur Weißen Rose, Bürger (1716), mit Maria Barbara. — Kpr. 500 fl.

Qu.: GPr. I/10 v. 31. 7. 1687 (a), II/111 v. 18. 12. 1702 (b, c), II/205 v. 1. 8. 1716 (d).

42. a) Georg Reuttenbacher (Reitenbacher), Zimmermann, Bürger (1688).

b) Adam Bindter (Pinder), „Weinzedl“ (BR.), Bürger (1705), mit Klara. — Kpr. 150 fl.

c) Klara, Witwe des b, nach dessen Tod i. J. 1707. — Erbe.

d) Mathias Klebeiß, „Weinzürl“ (BR.), Bürger (1714), mit Klara (= c). — Einheirat.

Qu.: GPr. II/238 v. 1. 6. 1718 (a—d), Test. a. a. 17 (c).

43. a) Nemet Jurco<sup>30)</sup>.

Qu.: GPr. II/76 v. 24. 5. 1702.

44. a) Georg Suchentrunkh. — [Vgl. H. 11, 39.]<sup>31)</sup>

b) Erben des a, nach dessen Tod i. J. 1717.

Qu.: Z. II/22 (a, b), Test. a. a. 124 (b).

45. a) Georg Prunner, „Administrations Rath in Ofen“, Bürger (1698).

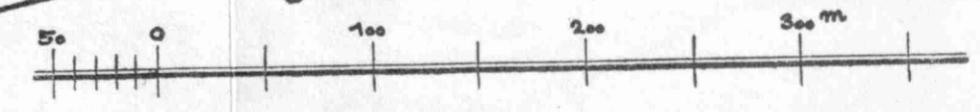
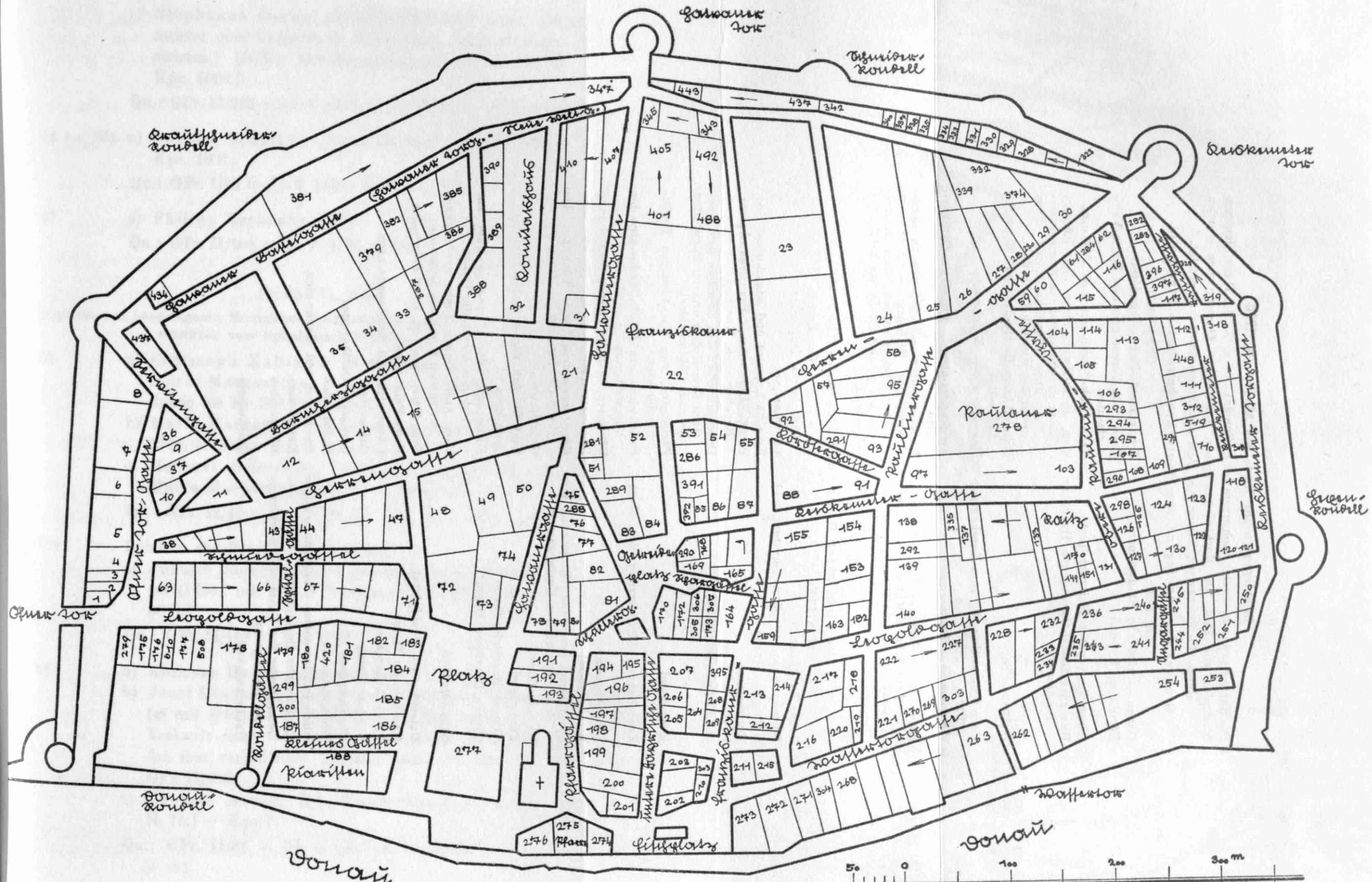
b) Stadt Pest, die das Haus nach dem Tode des a als Caduc-Haus behält und weiterverpachtet an Stephan Graf v. Lavernay.

<sup>28)</sup> Gibt i. J. 1695 das Bürgerrecht auf und wandert nach Raab aus. Jasco war ab 14. 4. 1692 (GPr.) auch deutscher Vormunder, er darf daher als Deutscher gelten. Vgl. Schmall, a. a. O., Bd. I, S. 140.

<sup>29)</sup> C/696 und Pásztor schreiben Plöschel.

<sup>30)</sup> BR. 1691 schreibt Georg Nimex, operarius. Beide dürften identisch sein.

<sup>31)</sup> Die Eintragung in C/696 dürfte sich auf dieses Stammhaus der Fam. Suchentrunk beziehen.



### Erläuterungen zur Karte von Alt-Pest um 1700

Die Karte wurde angefertigt nach einem bei L. SCHMALL (a. a. O., Bd. I) erschienenen Stadtplan von Pest. Die dort eingetragenen ungarischen Gassenamen wurden durch die im zweiten Zaiger von Pest erwähnten deutschen ersetzt.

Grenzen der vorwiegend von Deutschen bewohnten Stadtteile.

Um 1700:

Donau — nördliche Stadtmauer  
Nördliches Rondell

Gegenwart:

Franz-Josefs-Kai — Vigadóter  
Ecke Deák-Ferenc-utca und Mária-Valéria-utca

Ofner Tor (später Waitzner Tor)  
Hatvaner Bastei-Gasse (auch Hatvaner Tor-Gasse)

Ecke Deák-Ferenc-utca und Váci-utca  
Vom Deák-Ferenc-Platz den Häuserblock durchquerend bis Semmelweis-utca, dann ungefähr durch diese weiter bis Kossuth-Lajos-út

Hatvaner Tor

Ecke Károly-Király-út und Kossuth-Lajos-út

Neue Welt entlang bis zum Kecske-  
meter Tor

Magyar-utca — Kalvinplatz

Herrengasse — Paulinergasse

Kecske-méti-utca — Prohászka-Ottokár-  
utca

Kecske-  
meter Gasse — Leopoldgasse in  
nordwestlicher Richtung — Köhary-  
gässel

Kaas-Ivor-utca — Váci-utca in nord-  
westlicher Richtung — und den  
Häuserblock zwischen Kaas I.-utca  
und Irányi-utca zur Donau hin durch-  
querend

Die wichtigsten Gassen und Straßen in Alt-Pest.

Um 1700:

Ofner Tor-Gasse  
Barmherziggasse (später Servitengasse)  
Hatvaner Straße  
Herrengasse

Gegenwart:

Kristófpplatz — Hajó-utca  
Városház-utca  
Kossuth-Lajos-ut und Kigyó-utca  
Petöfi-Sándor-utca, Franziskanerplatz,  
Egyetem-utca, Kecske-méti-utca

Schmiedgässel

Durchschneidet den zwischen dem heu-  
tigen Kristófpplatz und der Párisi-utca  
liegenden Häuserblock

Mautgässel

Párisi-utca, von Váci-utca bis Petöfi-  
Sándor-utca

Zwerchgässel (Fortsetzung des Maut-  
gässels)

Párisi-utca, von Petöfi-Sándor-utca bis  
Városház-utca

Leopoldgasse

Váci-utca, in ihrer ganzen Ausdehnung

Rondellgässel

Régi posta-utca, vom Kai bis Váci-utca

Spitalgässel (ungefähr Fortsetzung des  
Rondellgässels bis Herrengasse)

Régi posta-utca, von Váci-utca bis  
Petöfi-Sándor-utca

Kleines Gässel

Galamb-utca

Pfarrgässel

Eskü-út, von Váci-utca bis Eskü-tér

(Obere) Bayrische Gasse  
Untere Bayrische Gasse

Curia-utca

Schultergässel

Fortsetzung der Curia-utca quer zur  
Duna-utca bis an die Donau

Getreideplatz (Traidplatz)

Vom Apponyiplatz (nahe am Franzis-  
kanerplatz) durch die Duna-utca

Kecske-  
meter Gasse

Ecke Curia-utca und Veres-Pálné-utca

Franziskanergasse

Veres-Pálné-utca

Köröser Gasse

Irányi-utca und Reáltanoda-utca

Paulinergasse

Cukor-utca

Wassertorgasse

Prohászky-Ottokár-utca

Obere Paulinergasse — Ungarische Gasse

Molnár-utca

Kecske-  
meter Basteigasse

Szerb-utca und Havas-utca

Kecske-  
meter Tor-Gasse und Kecske-  
meter Basteigasse

Képiró-utca

Haiduckengässel

Bástya-utca

Szarka-utca

- c) Stephanus Orczy, „Hochfürstlich-hoch undt Teutschmeister ober Capitain in denen Jasig- undt Cumaner Districten.“ (GPr.), mit Susanna, geb. Petrovag'in. — Kpr. 4000 fl.

Qu.: GPr. II/222 v. 27. 7. 1717 (a, c), II/165 v. 18. 9. 1713 (b).

- 46 (< 50). a) Johann Scharley, „Schniermacher“ (GPr.), Bürger. — Kpr. 10 fl.

Qu.: GPr. I/83 v. 15. 7. 1692, II/255, vermutl. 1718.

47. a) Philipp Eschenbruckher. — [Vgl. H. 15.]

Qu.: GPr. II/104 v. 13. 7. 1702, C/696.

Nr. 63—71, 394.

Begrenzt von Leopoldgasse, Mautgässel, Schmiedgässel und Ofner Torgasse; durchschnitten vom Spitalgässel. Z. II/32—36, 205.

63. a) Christoph Kallinger, Hufschmied, Bürger (1692), mit Maria Margaretha. — Gratis. — Verkauft ein Spatium davon als Nr. 394 (s. unten!).  
b) Maria Margaretha, Witwe des a, nach dessen Tod i. J. 1714. — Erbe.  
c) Michael Schuester, Hufschmied, Bürger (1715), mit Maria Margaretha (= b). — Einheirat.

Qu.: GPr. II/46 v. 9. 4. 1699 (a), Test. a. a. 108 (b, c).

394. Entsteht aus Nr. 63. Vgl. Z. II/205.

- a) Johann Pachsneider (Backschneider), Maurer, Bürger (1696), mit Maria Barbara. — [Vgl. H. 57.] — Kpr. 80 fl.

Qu.: GPr. II/159 v. 1. 6. 1713.

64. a) Andreas Hausrucker von Ofen.  
b) Josef Lindtmayr (Lindemaer), Schlosser, Bürger (1697) ( $\infty$  mit Eva). — [Vgl. H. 400.] — Kpr. 30 fl.  
Verkauft einen Teil seines Grundstücks als Nr. 64 an c; das ihm verbleibende Spatium erhält Nr. 400. Vgl. hiezu GPr. II/239.  
c) Thomas Arvay, bgl. Kupferschmied. — [Vgl. hiezu H. 71.] — Kpr.?

Qu.: GPr. II/84 v. 24. 5. 1702 (b, c), II/239 v. 1. 6. 1718 (a—c).

65. a) Georg Heußler, „Wirth zum guldenen Hirsch“ (BR.),  
Bürger (1695) ( $\infty$  mit Anna Johanna). — [Vgl. H. 199.]  
b) Anna Johanna, Witwe des a, nach dessen Tod i. J. 1712. —  
Erbe.  
c) Peter Lehner (Lechner), Schildwirt, Bürger (1712), und  
Anna Johanna (= b).  
Qu.: GPr. II/88 v. 1. 6. 1702 (a), Test. a. a. 20 (b, c), C/696 (a).
66. a) Hans Jakob Stiglmayr (Steckelmaer)<sup>32)</sup>, Schneider-  
meister, Bürger (1696), und Katharina.  
Qu.: GPr. II/85 v. 24. 5. 1702, II/249 v. 1. 7. 1718, C/696.
67. a) Bartholomäus Lederwas, Bader, Chirurgus, Bürger  
(1695). — Gratis.  
b) Nach dem Tod des a i. J. 1706 fällt das Haus an die Stadt,  
die es zum „bader Hauß“ macht.  
c) Georg Kirchmayer, Bader, Bürger (1713), mit Anna. —  
Ankauf i. J. 1712. — Kpr. 650 fl.  
Qu.: GPr. II/33 v. 18. 7. 1698 (a), II/149 v. 22. 7. 1712 (b, c),  
Test. a. a. 44 (b, c).
- 68 (< 66). a) Bartholomäus Preßl (Bresel), Glaser, Bürger (1692). —  
Kpr. 15 fl.  
Qu.: GPr. I/75 v. 15. 7. 1692, C/696.
69. a) Tarhos Mathias, Capitaneus Hungarius<sup>33)</sup>, Bürger (1696).  
Qu.: BR. 1696.
- 70 (< 69). a) Martin Hasi, Knöpfmacher<sup>34)</sup>, mit Katharina. — Kpr.  
8 fl.  
Qu.: GPr. I/80 v. 15. 2. 1692, II/81, 246 (Bestätigungen des  
Besitzes).
71. a) Christian Mayr, Sattler, Bürger (1693), mit Katharina. —  
Gratis.  
b) Katharina, Witwe des a, nach dessen Tod i. J. 1706. —  
Erbe.

<sup>32)</sup> BR. 1693 bezeichnet als Besitzer der Nr. 66 Johann Ernst Ranzinger, Schneider, gestorben 1699. — Es wäre also denkbar, daß er das Haus noch vor Stiglmayr besessen hat.

<sup>33)</sup> Z. II/35: „Ain Vngar: Hußar Mathias Sarosch.“ Beide dürften identisch sein.

<sup>34)</sup> BR. 1687 nennt als Besitzer des Hauses Gongati Marton, „Knöpfmacher“. Es ist anzunehmen, daß beide identisch sind.

- c) Thomas Arvay. — [Vgl. H. 64.] — mit Katharina (= b). — Einheirat.
- d) Die fünf „Christian Maerischen Kindter“ (Test. a. a. 61), nach dem Tod der Mutter i. J. 1707. — Erbe.
- e) (Heinrich) Johann Georg Jerxe (Jerchse), Fuhrmann, Bürger (1714), mit Anna Theresia (= Tochter des a). — Ablöse 600 fl.<sup>35)</sup>

Qu.: GPr. II/47 v. 11. 4. 1699 (a), II/260 v. 1. 7. 1718 (e), Test. a. a. 61 (b—d).

Nr. 48—50, 72—74.

Begrenzt von Herrengasse, Hatvanergasse, Platz, Mautgässel. Z. II/24, 25, 36, 37.

48 (< 46). a) Christoph Edler v. Vorstern (Vorster, Vorstner), „der Röm. Kayl. M. Hoff Camer Rath und General Proviandmaister“ (GPr.), Bürger (1690). — [Vgl. H. 49, 50.] — Kpr. 200 fl.

b) Erben des a.

c) Ferdinand Anton Freih. v. Laffert. — Schuldforderung an a<sup>36)</sup>.

Qu.: GPr. I/91 v. 30. 10. 1693 (a), II/207 v. 30. 10. 1716 (b, c).

49 (< 47). a) Christoph Edl. v. Vorstern. — [Vgl. H. 48, 50.] — Kpr. 15 fl.

b) Erben des a.

Qu.: GPr. I/91 v. 30. 10. 1693 (a).

50 (< 48). a), b), Qu.: wie oben!

72. a) Johann Georg Cämmerer (Kammer), „Kayl. Pruckh Hauptmann“ (GPr. III/39) (∞ mit Anna Maria).

b) Anna Maria, Witwe des a, nach dessen Tod um 1694. — Erbe.

c) Samuel Eyßrich (Eusserich) v. Eisenthal, Kaufmann, Bürger (1694) (∞ mit b). — [Vgl. H. 73.] — Einheirat.

<sup>35)</sup> GPr. II/260: „... da eingangs ernenter Johann Jerxe sich mit der hinterlaßenen Mayrischen Tochter Anna Theresia verehelicht hatt, ist gedachtes Haus in die Schazung genohmen, undt solches ihme vmb undt für 600 fl. . . . Kaüfflich überlaßen worden . . .“

<sup>36)</sup> GPr. II/207: „krafft erhaltenen spruchs, undt darauff dem Magistrat dahier übergebenen allergnädigsten Kayl:<sup>n</sup> undt Königl:<sup>n</sup> befelch ad supplendam maximè suae praetensionis restantem summam bestehend an Capital undt Interesse in 4316 fl. 52 Xr . . .“

- Qu.: RPr. v. 8. und 16. 2. 1694 (a, b), Z. II/36 (c), GPr. III/39 (a—c), C/696 (c).
73. a) Heinrich Siegfried Heroldt v. Blumenfeld, Apotheker, Bürger (1688).  
 b) Samuel Eyßrich v. Eisenthal. — [Vgl. H. 72.] — Kpr. 2000 fl.  
 c) F. Zacharias Christian Osterwalt. — [Vgl. H. 185.] — Kpr. 500 fl.  
 Qu.: GPr. II/115 v. 25. 9. 1705 (a, b), RPr. 2. 10. 1705 (c).
74. a) Heinrich Leinkh, „Veldt Provianth Verwalther“ (GPr.).  
 b) Benedict Theobald v. Mayern, „der Röm. Kayl. Mayt. Rath und Ober Einnehmer in Pergstötten“ (GPr.), Bürger (1702).  
 c) Erben des b.  
 d) Adam Eusserich (Eiserich, Eyßrich)<sup>37)</sup>, bgl. Handelsmann, und „dessen Eheconsortin“. — Kpr. 1000 fl.  
 Qu.: GPr. II/12 v. 27. 11. 1696 (a, b), II/185 v. 26. 2. 1715 (c, d).

Nr. 279, 175—178, 445.

- Ofner Tor, Leopoldgasse, Rondellgässel, Donau. Z. II/148, 88, 89, 230.
- 279.<sup>38)</sup> a) Michael Sickh (Siek), Maurer, Bürger (1696). — Gratis.  
 b) Martin Röhler, Bäcker, Bürger (1702), mit Maria. — Kpr. 300 fl.  
 Qu.: GPr. II/71 v. 6. 4. 1702 (a, b).
175. a) Ivan Antonoviz, „Ein Rätz“ (GPr.).  
 Qu.: GPr. II/23 v. 20. 1. 1698.
- 176.<sup>39)</sup> a) Paul Ehrenreich, Wirt, Bürger (1695) ( $\infty$  mit Maria).  
 b) Maria, Witwe des a, nach dessen Tod i. J. 1696. — Erbe.  
 c) Georg Schröder (Schreter), Müller, Bürger (1698), mit Maria (= b).  
 d) Maria, Witwe des c, nach dessen Tod 1705.  
 e) . . . . Steinöder, mit Maria (= d).

<sup>37)</sup> Bruder des Samuel Eyßrich v. Eisenthal, vgl. H. 72, 73.

<sup>38)</sup> Die Nr. 279 kommt noch einmal in der Neuen Welt vor.

<sup>39)</sup> Die Besitzverhältnisse konnten nur durch Inanspruchnahme verschiedener Dokumente rekonstruiert werden. Hierbei wurde angenommen, daß die eingetreteten Männer jeweils in den Mitbesitz des Hauses gelangten.

f) Jakob Denk, Fischer, Bürger (1707), mit Maria (= Tochter der Maria Steinöderin, vermutl. aus ihrer Ehe mit P. Ehrenreich). — Kpr. 600 fl.

Qu.: Z. II/88 (a), C/696 (a), BR. 1696 (b, c), Test. a. a. 22 (d), GPr. II/138 v. 24. 2. 1711 (e, f).

177. a) Kovatz Janosch (= Kovács János), Bürger. — Gratis.  
 b) Witwe des a; wird vom Pester Magistrat „lauth attestation de dato 19. aug. 1698 Eines vngebührenden Wandl beschuldigt“ (GPr.) und verläßt die Stadt.  
 c) Johann (Baptist) Lechner (= Lenner von Lennersperg), Zimmermeister, Bürger (1695), mit Margaretha Elena. — [Vgl. H. 18.] — Kpr. 180 fl. (an die Stadt).  
 Qu.: GPr. I/87 v. 15. 7. 1692 (a), II/50 v. 4. 6. 1699 (b, c).

178 (< 199, 200).

a) Johann Maximilian Bidtner (Bittner), „der Röm. Kayl. Mayestät Schifschreiber“ (GPr.), Bürger (1696)<sup>40</sup>. — [Vgl. H. 153.] — Kpr. 50 fl.

b) Franciscus Södter (= Sötér), Stuhlrichter, Bürger.

Qu.: GPr. I/39 v. 14. 4. 1688 (a), I/68 v. 10. 6. 1692 (b), II/127 v. 14. 8. 1707 (b)<sup>41</sup>.

- 445.<sup>42</sup> a) Augustin Sigart (Sykhart) mit Katharina. — Gratis (1717).

Qu.: GPr. II/237 v. 1. 6. 1718.

Nr. 179—190, 299, 300.

Rondelgässel, Leopoldgasse, Hauptplatz, Donau; durchquert vom Kleinen Gässel.  
 Z. II/90—95, 157, 158.

179. a) Hans Haffner, „Schopfer“ (GPr.) = operarius ad naves (C/696), Bürger (1696).  
 b) Ludwig Peiwerling (Biberling), „gewester Capitaneuthenant vnter dem löbl. graff Herberstonischen regiment“ (GPr.), Bürger (1702), mit Anna Maria. — Kpr. 700 fl.

<sup>40</sup>) GPr. I/39 bezeichnet Bidtner bereits als Bürger: laut BR. ist er jedoch erst 1696 als Bürger aufgenommen worden.

<sup>41</sup>) Diese zweite Gewöhr lautet auf Franz Sötter (sic!) und seine Familie: „pro se et consorte sua nobili quippe Domina Sophia Janosy suisque filiis, atque sic pro suis et necessariis haeredibus in linea descendente masculini sexus...“ GPr. II/127.

<sup>42</sup>) Z. II/230: „ain Hauß in der Donau Rondtellaßl hinter der Nro 178 ligend...“

- Qu.: GPr. II/100 v. 3. 6. 1702 (a), II/107 v. 4. 8. 1702 (b), C/696 (a).
- 299.<sup>43)</sup> a) Benedikt Haaberzahl (Haberzell), Müller, Bürger (1699) ( $\infty$  I. mit Cordula)<sup>44)</sup>. — [Vgl. H. 187.]  
 b) Katharina Püchler'in (Bichler), Witwe des Hans Georg Bichler. — [Vgl. H. 187.] — Tausch.  
 Qu.: GPr. II/99 v. 3. 6. 1702 (a), II/191 v. 1. 8. 1715 (b).
180. a) Joseph Schellhauß (Schellhas), Wirt, Bürger (1694). — [Vgl. H. 379.]  
 b) Matthias Simonowiz = Matthias Tripsin, bgl. Handelsmann, ein Raitze, und Sebastian Mathia(ß), Goldschmied, Bürger (1712), ein Raitze. — Kpr. 690 fl.  
 Nach dem Tode des M. Tripsin i. J. 1715 teilt dessen Sohn Simon mit dem Mitbesitzer das Grundstück, behält selbst die Nr. 180, während Seb. Mathia(ß) Nr. 420 bekommt.  
 c) Simon Tripsin.  
 Qu.: GPr. II/127 v. 11. 10. 1710 (a—b), II/221 v. 1. 7. 1717 (c)<sup>45)</sup>, C/696 (a).
420. Entstanden durch Abtrennung von Nr. 180.  
 a) Sebastian Mathia (sic!). — [Vgl. H. 180.]  
 Qu.: GPr. II/222 v. 1. 7. 1717.
- 181 (< 195).  
 a) Martin Riemer, Bürger(?)<sup>46)</sup>, mit Maria. — Kpr. 10 fl.  
 b) Elisabetha, Witwe des a (II. Ehe), nach dessen Tod um oder vor 1715.

<sup>43)</sup> Die im GPr. II/99 genannte Nr. 179 muß teilweise aus 179 hervorgegangen sein und stimmt mit Nr. 299 überein. Vgl. Z. II/157.

<sup>44)</sup> Cordula Haaberzahlin starb lt. Test. a. a. 2 um 1703. In zweiter Ehe war Benedikt H. verheiratet mit Franziska. Vgl. H. 187!

<sup>45)</sup> Beide Gewöhrbriefe stehen miteinander in Widerspruch. GPr. II/127 nennt einen Matth. Simonowiz, II/221 aber einen Simon (durchgestrichen ist: Matthias) Tripsin als Mitbesitzer. Der Sachverhalt dürfte folgender sein: Der laut Test. a. a. 74 am 20. Jan. 1715 verstorbene Matth. Tripsin, Besitzer eines Hauses in der Leopoldgasse, scheint identisch zu sein mit Matth. Simonowiz. Nach seinem Tod teilt dann sein Sohn Simon Tripsin — s. Gewöhrbrief v. 1. 7. 1717! — das Grundstück mit Seb. Mathias.

<sup>46)</sup> GPr. I/15 erwähnt, daß M. Riemer gleichzeitig als Bürger aufgenommen wird. BR. verzeichnet ihn aber nicht. Der erst 1713 eingebürgerte Martin Riemer kann mit ihm nicht identisch sein. Vgl. übrigens dessen H. 286 (entstanden aus Nr. 53).

c) Paulus Stimicza (= Schwiegersohn des a), mit Elisabetha. — Kpr. 140 fl.

Qu.: GPr. I/15 v. 9. 8. 1687 (a), II/195 v. 1. 11. 1715 (b, c).

182. a) Franz Hermanstorffer (Hörmanstorff), Schlosser, Bürger (1694)<sup>47)</sup>.

b) Gregorius Stuplanez (Stublanz, Stupanitz)<sup>48)</sup>, bgl. Büchsenmacher, mit Anna Barbara.

Qu.: GPr. II/67 v. 13. 2. 1701 (a, b), C/696 (a).

183. a) Georg Kleinhackhl (Kleinhäckel), Bäcker, Bürger (1687).

b) Maria Susanna, Witwe des a, nach dessen Tod i. J. 1698. — Erbe.

c) Drei Söhne (Johannes, Hans Adam, Hans Philipp) und drei Töchter (Maria Barbara, Maria Judith, Maria Elis.) von a und b, nach dem Tod der Mutter i. J. 1701. — Erbe.

d) Adam Herzog, Weißbäcker, Bürger(?)<sup>49)</sup>, mit Maria Elisabetha, geb. Kleinhackhl. — Kpr. 500 fl.<sup>50)</sup>.

Qu.: GPr. II/145 v. 1. 12. 1711 (a, d), Test. a. a. 46 (b, c), C/696 (a).

184 (< 192).

a) Georg Hasel, Bürger(?)<sup>51)</sup>. — Kpr. 50 fl.

b) Witwe des a. — Erbe.

c) Georg Reckh (Röck), Schlosser, Bürger (1692), mit b. — Einheirat.

d) Georg Reckh mit Rosina (II. Ehe). — Erbe.

Qu.: GPr. I/38 v. 5. 4. 1688 (a), II/157 v. 20. 5. 1713 (b—d)<sup>52)</sup>.

<sup>47)</sup> Laut RPr. v. 18. 2. 1701 gibt a sein Bürgerrecht auf. Der Kaufvertrag mit b ist datiert v. 2. 2. 1701.

<sup>48)</sup> BR. erwähnt als Herkunftsort: „Carlstatt in Croatien.“

<sup>49)</sup> GPr. nennt ihn Bürger, BR. verzeichnet ihn nicht. Der 1698 eingebürgerte Jakob Hertzog ist laut Test. a. a. 157 sein Bruder.

<sup>50)</sup> Vgl. hiezu den Kaufvertrag mit den Erben, GPr. II/145.

<sup>51)</sup> GPr. nennt ihn Bürger, BR. erwähnt ihn nicht.

<sup>52)</sup> Die Besitzverhältnisse sind nicht ganz klar. GPr. II/157 läßt bloß vermuten, daß G. Reckh in erster Ehe mit der Witwe des a verheiratet war.

185 (&lt; 277, 278).

- a) Johann Valentin Knöper (richtig: Knipper)<sup>53</sup>), „Fendrich von Raab“ (GPr.), mit Barbara. — Kpr. 130 fl.
- b) Elias Rußwurmb, „gewester Palatinischer Stainsalz Versilber“ (GPr.) ( $\infty$  mit Gertraut Renata). — Kpr. 600 fl. (Kaufvertrag v. 12. 8. 1695).
- c) Gertraut Renata, Witwe des c, nach dessen Tod um 1696. — Erbe.
- d) Johann Nikolaus Kehl, „Palatinischer Stain Salz Verwalter in Pest“ (GPr.), mit Gertraut Renata (= c). — Einheirat.
- e) Gertraut Renata, Witwe des d, nach dessen Tod i. J. 1709. — Erbe.
- f) F. Zacharias Christian Osterwalt, Apotheker, Bürger (1701). — [Vgl. H. 73.] — Kpr. 2700 fl.

Qu.: GPr. I/6 v. 29. 7. 1687 (a), I/95 v. 4. 2. 1696 (c), II/42 v. 8. 2. 1699 (b—d), II/168 v. 1. 10. 1713 (f), Test. a. a. 47 (e), C/696 (c).

186.

- a) Moritz Brean<sup>54</sup>), Kaufmann, Bürger (1690).
- b) Jakob Proberger. Braumeister Bürger (1687) ( $\infty$  mit Anna Maria). — [Vgl. H. 134, 135, 146.] — Schuldforderung<sup>55</sup>).
- c) Anna Maria, Witwe des b, nach dessen Tod i. J. 1711. — Erbe.
- d) Johann Michael Gottfried Wyshay, Kaufmann, Bürger (1714), mit Anna Maria (= c). — [Vgl. H. 233, 234.] — Kpr. 2705 fl. 13 Xr.<sup>56</sup>).

Qu.: GPr. II/115 v. 17. 2. 1707 (a, b), II/218 v. 28. 5. 1717 (c, d), C/696 (a).

<sup>53</sup>) Joh. Val. Knipper war der zweite Stadtrichter von Pest.

<sup>54</sup>) BR. gibt als Herkunftsort Savoyen an.

<sup>55</sup>) Vgl. hiezu GPr. II/115: „Vnd weil disses hauß Vormahlß herrn Moriz Brean . . . Zue geschriben war, disses nun aber auf in Anno 700 ihme hergelihene 1500 fl. Rein. nach dem damahl genohmenen Saz, Vnndt Biß dahier ordentlich geführtes Klagen . . . in der Schazungs Summa Von zweytaußent, Vier Hundert gulden“ dem Jakob Proberger gerichtlich „zu adjudicirt“ wird.

<sup>56</sup>) Beide Eheleute haben das H. „vermög auffgerichteten Kauff Contract von denen übrigen Herrn undt Frauen Probergerischen miterben in Summa sambt dem, waß sie Frau mitgewöhrnehmerin an der ihrigen Erbportion alß nemblichen das drüttl selbst zu fordern hatt, dann deß H<sup>n</sup> Claudi 345 fl. auch mitbegrüffen, Pr. 2705 fl. 13 Xr an sich käufflich gebracht“. GPr. II/218. — Vgl. hiezu Test. a. a. 97.

187. a) Peter Jordan, Maurer, Bürger (1696), mit Maria.  
Von Nr. 187 wurde vermutl. 1698 ein Stück als Nr. 187  
(später 300) abgetrennt und Andreas Ratt gratis über-  
lassen<sup>57</sup>).
- b) Hans Schwarzenbacher mit Eva (= Tochter des in-  
zwischen verstorbenen a). — Erbe.
- c) Hans Georg Bichler (Püchler), Schiffmeister(?)<sup>58</sup>, mit  
Marina. — Kpr. 150 fl.
- d) Katharina Püchler'in<sup>59</sup>, Witwe des c. — Erbe. (?)
- e) Benedikt Haberzahl (Haberzell) mit Franziska  
(II. Ehe). — [Vgl. H. 200.] — Tausch<sup>60</sup>.
- Qu.: GPr. II/100 v. 3. 6. 1702 (a), II/124 v. 15. 1. 1710 (b, c),  
II/191 v. 1. 8. 1715 (d, e).

300. Entsteht durch Abtrennung von Nr. 187.

- a) Andreas Ratt (richtig: Roth), Stadtfischer, Bürger  
(1697). — Gratis.

Qu.: GPr. II/31 v. 25. 4. 1698.

188 (< 189).

- a) Antonius Schweidler, „der Röm. Kayl. Mayestät Feldt-  
kriegs Comissarius“ (GPr.). — Kpr. 75 fl.
- b) P. P. Societatis Jesu. — Kpr. 300 fl. Verkauft am 28. 3.  
1702.

Qu.: GPr. II/1 d v. 27. 2. 1695, II/68 v. 4. 3. 1701 (beide zu  
a), II/113 v. 10. 4. 1703 (b), C/696 (a).

189. a) Thomas Daschner (Taschner), Fuhrmann, Bürger (1696)  
(∞ mit Magdalena). — Gratis.
- b) Magdalena, Witwe des a (von den Kuruzzen erschlagen)<sup>61</sup>.  
— Erbe.

<sup>57</sup>) Daß Peter Jordan anfangs wahrscheinlich Alleinbesitzer des Grundstücks war, wird aus dem Z. II/94 ersichtlich.

<sup>58</sup>) Vgl. RPr. v. 17. 1. 1710: „Hanß Georg Pichler, ein Schiffmeister von Walthaußen in Oberösterreich, wirdt Burger.“ BR. nennt erst 1713 einen Johann Georg Pichler, „Eußenhandler“, 1714 einen Georgius Püchler, Fuhrmann. Es ist nicht anzunehmen, daß diese mit c identisch sind.

<sup>59</sup>) GPr. II/124 v. 15. 1. 1710 nennt als Ehefrau Marina; demnach dürfte Katharina Püchler'in schon die zweite Gattin des c gewesen sein.

<sup>60</sup>) d tauscht ihr Haus mit B. Haberzahl (Nr. 299) „wegen urgirung der schulden“ und erhält überdies 200 fl.

<sup>61</sup>) Vgl. BR.: „Von den Kuruzzen 170... im aprill niedergehaut.“

- c) Antonius Resch, Schiffmeister, Bürger (1718) ( $\infty$  mit einer Tochter der b). — Kpr. 500 fl. (Ankauf i. J. 1718)<sup>62</sup>.  
Qu.: GPr. II/30 v. 25. 4. 1698 (a), III/43 (b, c), C/696 (a).
190. a) Johann Georg Pistori, Stadtfischer, Bürger (1696) ( $\infty$  mit Anna Maria, geb. Rebeker'in)<sup>63</sup>. — Gratis.  
Qu.: GPr. II/31 v. 25. 4. 1698, II/245 v. 1. 7. 1718, C/696.

## Nr. 277 (&lt; 188).

Hauptplatz, seitlich von der Kirche. Z. II/139.

277. a) Donatus Graf Heußler (Heisler) von Heidersheim, „der Röm. Kayl. Mayestät Cammerer vnd Gral Kriegs Commissarius“ (GPr.). — [Vgl. H. 52.]. — Kpr. 500 fl.  
b) Erben des a, nach dessen Tod i. J. 1696<sup>64</sup>.  
c) Johanna Sophia von Klögelsberg (richtig: Glöckelsperg), geb. Hufnaglin v. Hillingen<sup>65</sup>. — Kpr. 450 fl.  
Qu.: GPr. II/1 d v. 27. 2. 1695 (a), II/22 v. 16. 10. 1697 (b, c).

## Nr. 274—276.

Zwischen Kirche und Donau. Z. II/137, 138.

Pfarrhaus und Schule.

## Nr. 191—193.

Am Hauptplatz, Ecke Leopoldgasse-Pfarrgässel. Z. II/96, 97.

191. a) Johann Märckhel (Merkell, Markel), Kaufmann, Bürger (1687).

<sup>62</sup>) GPr. III/43: „... nach dessen (Taschner) zeithl:<sup>n</sup> Hintrütt aber, da ein solches (Haus) an die wittib Magdalenam Taschnerin, undt ihren (sic!) 3. von Taschner seel:<sup>n</sup> hinterlassenen Pupillen alß Georg Taschner, Theresiam, undt Elisabetham auff die helffte Erblich gediehen, hatt die wittib auch mit Consens ihrer Kinder... an... Antonium Resch alß ihren Tochter Mann umb die Summa Pr: 500 fl. noch in Ao: 1718... käufflich cedirt.“

<sup>63</sup>) Vgl. Test. a. a. 2.

<sup>64</sup>) Er starb an den Folgen einer im Kampfe gegen die Türken erworbenen Verwundung in Szegedin am 26. 8. 1696.

<sup>65</sup>) = Gattin des Johann Dietrich v. Glöckelsperg, der als Oberst 1697 die Bürgerrechte von Pest erwarb. 1704 wurde er Feldzeugmeister, 1706 starb er, reichbegütert in Ungarn, an Wassersucht. Das von seiner Gattin auf dem Hauptplatz erbaute Palais war lange Zeit hindurch gesellschaftlicher Mittelpunkt des alten Pest. Nach dem Tode ihres Mannes übersiedelte sie nach Wien und vermachte ihr Haus ihrem Verwandten Franz Popovics, mit der Bedingung, daß er den Namen Glöckelsperg annehme und sich adeln lasse. Die Stadt erhebt jedoch unter dem Titel der caducitas auf das Haus Anspruch, verzichtet aber schließlich auf die Hälfte des Hauses und tritt die andere Hälfte für 2600 fl. an Popovics ab. Vgl. hiezu Pásztor, a. a. O., S. 64.

- b) Friedrich Bergtramb (Bertram), kaisl. Proviantoffizier, Bürger (1696). — Kpr. 3200 fl. Kaufvertrag v. 8. 10. 1696.  
 c) Johann Georg Schmidt, „des aussern Raths in Wienn“ (GPr.). — Schuldforderung<sup>66</sup>).

Qu.: GPr. II/68 v. 18. 3. 1701 (a—c), C/696 (a).

192. Rathaus.

193. a) Johannes Riett (Riedt), Tischler, Bürger (1690).

Qu.: GPr. II/75 v. 24. 5. 1702, C/696.

Nr. 75, 288, 76—82.

Begrenzt von Hatvanergasse, Schultergässel, Leopoldgasse. Z. II/38, 153, 38—41.

75. a) Johann Linzer, Wirt, Bürger (1693).  
 b) Johann Tribul (Tribl), „Pixenschiffter“ (BR.), Bürger (1700).  
 c) Sohn des b, nach dessen Tod zw. 1705 und 1711. — Erbe.  
 d) Michael Meyer (Mayer), „Stöckhlschneider et Weinzöttl“ (BR.), Bürger (1710), mit Barbara. — [Vgl. H. 58, 266.] — Kpr. 300 fl.  
 e) Matthias Hüllebrandt (Hültebrandt), „Käßstecher“, Bürger (1718), mit Anna Maria. — Kpr. 500 fl.  
 Qu.: Z. II/38 (a), C/696 (a), GPr. II/139 v. 31. 7. 1711 (b—d), II/235 v. 5. 5. 1718 (e).

288. Entsteht durch Abtrennung von Nr. 75<sup>67</sup>).

- a) Christian Stumb (Stumpf), Klampferer, Bürger (1699) (∞ mit Anna Maria). — [Vgl. 385.] (Neue Welt, Ecke Komitatsgässel).  
 b) Anna Maria, Witwe des a. — Erbe.  
 c) Paulus Templ (Dempel), Lebzelter, Bürger (1695) (∞ mit Barbara). — Tausch gegen Nr. 143. Kpr. 130 fl.

Qu.: GPr. II/200 v. 19. 5. 1716 (a—c).

<sup>66</sup>) GPr. II/68: „so dan ist mehrermeltes Haus von Jhme (Bertram) H<sup>n</sup> Schmidt vmb Ein pr 3285 fl. dargelichene Summa geldt pr 698 verhypothecirt, und sothanniges hypothee auch bey dem Kayl: und Königl: grundtbuech Ofen vorge-merckht, und hernach Jhme H<sup>n</sup> Schmidt Crafft tradirter schrifftl: Cession à Conto bemelt seiner pr. 3285 liquidirter anforderung pr. 3000 fl. freywillig überlassen und Cedirt . . .“.

<sup>67</sup>) Das Spatium 288 dürfte noch unter dem Besitzer Joh. Linzer von 75 abgetrennt worden sein.

76. a) Georg Schor, Stadtwachtmeister, Bürger (1695), mit Elisabetha. — Gratis.  
 b)<sup>68)</sup> Michael Samhauer (Samhouer), Kaufmann, Bürger (1698) ( $\infty$  mit Ursula).  
 c) Ursula, Witwe des b, nach dessen Tod i. J. 1702. — Erbe.  
 d) Bergstätter Brean.  
 e) (Hans) Georg Schneider, Seiler, Bürger (1705), mit Benigna Katharina (verw. Sax'in, geb. Amaßmayer'in)<sup>69)</sup>. — Kpr. 800 fl.

Qu.: GPr. II/27 v. 6. 3. 1698 (a), II/177 v. 1. 8. 1714 (d, e), C/696 (a), BR. (b).

77 (< 261).

- a) (Johann) Michael Kliemer (Klimmer, Climer), Bindermeister, Bürger (1691) ( $\infty$  mit Susanna). — Gratis.  
 b) Susanna, Witwe des a, nach dessen Tod i. J. 1711. — Erbe.  
 c) Gabriel Grabwinkler, Binder, Bürger (1713), mit Susanna (= b). — Einheirat.

Qu.: GPr. I/89, II/35 v. 15. 7. 1692 (a), C/696 (a), Test. a. a. 75 (b, c).

78 (< 74).

- a) Paul Grienwaldt (Grünewald), „Bixenschiffter“ (BR.), Bürger (1687), mit Barbara. — [Vgl. H. 157.] — Kpr. 20 fl.  
 b) Johann Dominicus Kreuzer, „der Röm. Maystät Kriegs Comissarius“. — [Vgl. H. 217, 218.] — Kpr. 900 fl.  
 c) Georg Augustin Krämer, Handelsmann, Bürger (1694), mit Maria Anna. — [Vgl. 260.] — Kpr. 900 fl.

Qu.: GPr. I/22 v. 30. 8. 1687 (a), II/64 v. 8. 12. 1700 (b), II/69 v. 16. 4. 1701 u. II/252 v. 1. 7. 1718 (c), C/696 (a).

79 (< 75, 76).

- a) Joannes Tobisch = Pobitz<sup>70)</sup>, kath. Raitze, Kirschner, Bürger. — Kpr. 30 fl.

<sup>68)</sup> Die Besitzverhältnisse zwischen a und d sind vollkommen ungeklärt. Gewährbriefe besitzen wir nur für a und e. BR. 1698 nennt M. Samhauer († 1702, s. Test. a. a. 1 et A) Besitzer von Nr. 76. Es ist denkbar, daß Samhauer gleichzeitig mit seiner Einbürgerung auch das Haus erworben hat. — Wer der im GPr. II/177 genannte Bergstätter Brean ist, läßt sich nicht feststellen.

<sup>69)</sup> Vgl. hierzu Test. a. a. 56.

<sup>70)</sup> Ein Vergleich von GPr. und Zaiger ergibt die Übereinstimmung beider Namen.

- b) „Johann Bobizische Erben“ (Z. II/40).  
 Qu.: GPr. I/26 v. 22. 9. 1687 (a), Z. II/40 (b), C/696 (a).
80. a) Mihal Gusman (Z. II/40: Gusmj)<sup>71)</sup>, Raitze, Bürger. —  
 Gratis.  
 b) Joannes Beankoviz. — Kpr.?.  
 c) Georgius Teschenj, Riemer. — Kpr. 300 fl.  
 Qu.: GPr. II/32 v. 13. 5. 1698 (a), II/216 v. 1. 5. 1717 (b, c).
81. a) Martin Nehrer, Schildwirt beim Weißen Lamm, Fleisch-  
 hacker, Bürger (1692), mit Sybilla Maria. — Kpr. 20 fl.  
 b) Sybilla Maria, Witwe des a, nach dessen Tod i. J. 1701. —  
 Erbe.  
 c) (Johann) Ferdinand Schmidt, Fleischhacker, Bürger  
 (1701), mit Sybilla Maria (= b). — Einheirat.  
 d) Ferd. Schmidt, nach dem Tod seiner Frau i. J. 1706. —  
 Erbe.  
 e) d mit Maria Margaretha (II. Ehe).  
 Qu.: GPr. I/79 v. 15. 7. 1692 (a), Test. a. a. 31 (b—d), II/157  
 v. 28. 5. 1713 (d), C/696 (a).
82. a) Matthias Wittmayr, Schuster, Bürger (1692). — [Vgl.  
 H. 54.] — Gratis.  
 b) Johann Antoni Mosell, Stadtsyndicus, Bürger (1692).  
 Qu.: GPr. I/89 v. 15. 7. 1692 (a), II/35 v. 19. 7. 1698 (b).

<sup>71)</sup> BR. 1691 nennt als Besitzer von 80: „Ötves Michel, Cathol. Ratz“. Vermutlich identisch mit a.

(Schluß folgt.)

# Die Entwicklung des bulgarischen Zeitschriftenwesens von ihren Anfängen bis 1878

Von WENA POLITOWA-DENEWA (Sofia)

Mit der Entstehung und Bedeutung des periodischen Druckes schlechthin werden wir uns hier nicht beschäftigen, sondern wir werden die Entwicklung und Bedeutung der bulgarischen Presse bzw. der bulgarischen Zeitschriften vor der Befreiung (1878) herausarbeiten.

Während bei den mittel- und westeuropäischen Völkern die periodische Presse schon seit dem 16. Jh. als ein mächtiges Mittel zur Verbreitung der Kultur und zum Ausdruck der gesellschaftlichen Meinung erscheint, genießen die Balkanvölker den Nutzen des wiederkehrenden Druckes erst seit den 30er Jahren des 19. Jh.s. Allein die Bulgaren verspäten sich wegen der ungünstigen kulturellen und politischen Verhältnisse, in denen sie sich befinden, um ungefähr 12 Jahre. So erscheint 1842 in Smyrna die erste bulgarische Zeitschrift *Ljuboslovie* (Liebe zum Wort) von K. FOTINOV. Mit dieser Zeitschrift wird der Anfang des bulgarischen periodischen Druckes gemacht. Vier Jahre später erscheint die erste bulgarische Zeitung in Leipzig — *Bälgarski Orel* (Bulgarischer Adler). Die bulgarischen Zeitschriften und Zeitungen vermehren sich schneller als die unserer Nachbarn, und in den 70er und 80er Jahren des 19. Jh.s erleben sie eine Blütezeit.

Die Verhältnisse, unter denen sich damals die Zeitungen und Zeitschriften in Bulgarien entwickeln, sind, wie schon erwähnt, sehr ungünstig. Die strenge Überwachung der Presse von seiten der türkischen Regierung und des griechischen Patriarchats hindern ihre freie Entwicklung. Man arbeitet geheim; man darf sich nicht frei ausdrücken und greift zu Gleichnissen oder zweideutigen Ausdrucksweisen, um die staatliche oder kirchliche Obrigkeit zu kritisieren oder um die Rechte des Volkes zu verteidigen. Die strenge Zensur erlaubt keinerlei Äußerungen über gesellschaftliche und politische Fragen, die ihr bedenklich erscheinen. Während des „Kirchenkampfes“<sup>1)</sup> liebäugelt man mit der Regierung des osmanischen Reiches, um die Pfeile gegen den griechischen Patriarchen und seine Geistlichkeit richten zu können. Erheblicher Freiheit erfreuen sich die Veröffentlichungen der Emigranten in Rumänien, Serbien, Rußland, Österreich-Ungarn und Deutschland. Doch leiden ihre Schriftwerke auch unter der Verfolgung der heimischen Regierungen, die nicht in Streit mit dem türkischen Reich geraten wollen. Man beschlagnahmt ihre Werke, verhaftet die Herausgeber u. dgl.

<sup>1)</sup> Der Kampf um die Selbständigkeit der bulgarischen Kirche.

Ein zweites Hindernis ist das geistig tiefe Niveau, auf dem sich damals das bulgarische Volk befindet, da man ihm alles Licht der Aufklärung durch Auflösen seiner Schulen und Kirchen und durch den Zwang, Griechisch zu sprechen, versperrt hat. Dadurch sehen sich die Aufklärer und Journalisten gezwungen, das Volk erst zu wecken, ihm Nationalbewußtsein einzuflößen und Interesse für Wissenschaft einzupflanzen, mit einem Wort: Leser zu schaffen. Das ist aber eine schwere Aufgabe. Wie sehr die Gleichgültigkeit der Leser die Verf. der Zeitschriften kränkt, ersieht man aus den folgenden Worten des Leiters der Zeitschrift *Bälgarski knižici* (Bulgarische Hefte), die an einen Kritiker der Zeitschrift gerichtet worden sind: „Ihr Schweigen würde uns mehr kränken als die Aufmerksamkeit, die Sie unseren ‚Heften‘ schenken; wir wünschen nur, daß Sie Ihre Meinung in einer solchen Form darstellen, daß wir sie auf gemeinsame Erörterung stellen können; diese Meinung kann auch die anderen veranlassen, ihre Meinungen zu äußern; dadurch würde eine Polemik entstehen, und auf diese Weise könnte die Wahrheit klagemacht werden.“<sup>2)</sup> Bei ihrer großen Aufgabe, ein reges geistiges Leben zu schaffen, können die Zeitschriften nur schwer Leser gewinnen, da die Veröffentlichungen oft nicht leicht verständlich für den Durchschnittsleser sind oder uninteressant erscheinen, weil sie oft keine aktuellen Fragen enthalten. Im Gegensatz zu den Zeitschriften finden die Zeitungen zahlreichere Leser.

Nicht nur geistige Gründe stehen der Entwicklung des periodischen Druckes im Wege, sondern auch wirtschaftliche. Das bulgarische Volk lebt in Armut und ringt mit aller Kraft um sein Dasein. Es sind wenig Leute, die sich etwas Besonderes leisten können, und gerade bei ihnen fehlt oft das geistige Interesse. Man muß ein großes Opfer darbringen, wenn man sich den geistigen Werten widmen will. Man bedarf dafür der regen, geistigen Teilnahme, eines Wissensdranges und des wachen Nationalbewußtseins.

Auch Hindernisse technischer und verwaltungsmäßiger Art sind vorhanden. Es fehlt eine vernünftige Teilung der Arbeit. Die Leiter der Zeitschriften sind zu gleicher Zeit Schriftsteller, Übersetzer, Korrektoren, Drucker, Herausgeber, Administratoren usw. Sie sind gezwungen, Leser und Stifter für ihre Zeitschrift selbst zu suchen. Der Versand der Schriften ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden wegen der schlechten Straßen, der schlechten, unregelmäßigen und unsicheren Beförderungsmittel und der hohen Postgebühren im osmanischen Reiche.

Bei solchen Verhältnissen können die Zeitschriften nicht lange gedeihen. Von ungefähr 28 Zeitschriften vermögen nur 8 einen Jahrgang

<sup>2)</sup> *Sävremenna Letopis'* (Zeitgenössische Chronik) in *Bälgarski knižici*, I (1858), H. 5, 130.

und noch darüber hinaus zu bestehen: eine erscheint ein Jahr, drei zwei Jahre, eine drei Jahre, zwei fünf Jahre und eine elf Jahre hindurch. Immerhin blühen die bulgarischen wiederkehrenden Schriften sowohl im osmanischen Reiche als auch im Ausland. Die Leiter der Zeitschriften arbeiten mit großem Idealismus und unerschöpflicher Liebe zu ihrem Volk. Die Zeitschrift ist für sie kein Handelsunternehmen, kein Mittel zum materiellen Aufstieg, sondern ein Mittel zur Verbreitung und zum Durchsetzen der edelsten Ziele. Das Zentrum des periodischen Druckes im türkischen Reiche ist Konstantinopel. Rustschuk, Smyrna, Adrianopel und Saloniki mit ihren Druckereien mit zyrillischen Buchstaben sind auch Mittelpunkte des bulgarischen Schrifttums.

Die bulgarischen Zeitschriften vor der Befreiung sind die Hauptorgane der bulgarischen Erneuerung, die unter anderem durch das Werk des Mönches aus Athos, PAISIJ, Slavjanobälgarska istoria (Slawisch-bulgarische Geschichte), in den 80er Jahren des 18. Jh.s intensiv zum Durchbruch kommt. Diese periodischen Werke sind Träger der allgemeinen Aufklärung des bulgarischen Volkes, und als solche behandeln sie hauptsächlich rein kulturelle Fragen. In den 60er und 70er Jahren überwiegen die Probleme des sogenannten „bulgarischen Kirchenkampfes“ im Interessenkreis der bulgarischen Journalisten. Der Hauptgegenstand unserer Zeitschriften ist in zweiter Linie die Wissenschaft mit ihren zahlreichen Gebieten.

Um die bulgarischen Zeitschriften von den Anfängen bis 1878 näher kennenzulernen und um uns damit mit der Entwicklung des geistigen Lebens der Bulgaren vor der Befreiung vertraut zu machen, müssen wir diese Schriften in chronologischer Reihe betrachten.

Wie schon erwähnt, leitet den Anfang der Zeitschriften in Bulgarien KONSTANTIN FOTINOV mit seinem Werk Ljuboslovie (Liebe zum Wort) ein, das er in Smyrna in einer griechischen Druckerei, die die britische Bibelgesellschaft mit slawischen Buchstaben versehen hat, herausgibt.

Konstantin Fotinov ist eine Gestalt der bulgarischen Erneuerung<sup>3)</sup>, die durch den Drang zur nationalen Einigung und Behauptung, wie auch durch den Drang zur geistigen und kirchlichen Freiheit gekennzeichnet ist. Hierher gehören noch PAISIJ, SOFRONIJ, PETÄR BERON, NEOFIT BOZVELI, IW. A. BOGOROV u. a., die als Zöglinge der griechischen Schule der bulgarischen Erneuerung die Tür des griechischen Einflusses öffnen. So unterstützt Fotinov unter dem griechischen Einfluß die Forderung nach einer archaischen Sprache, und dieser Bürger der Stadt Samokov, einer der

<sup>3)</sup> Die bulgarische Erneuerung vollzieht sich in einer Zeit von 100 Jahren auf dem Wege einer ununterbrochenen fortschrittlichen Entwicklung unter verschiedenen Triebfedern: Lebensbedingungen, historische und politische Verhältnisse, Einwirkung der kulturellen Faktoren der Nachbarländer des übrigen Europas.

Mittelpunkte des geistigen Lebens in Bulgarien während dieser Zeitspanne, schreibt in altertümlicher Sprache seine Zeitschrift *Ljuboslovie*. Der in Samokov um 1800 geborene Fotinov studiert in Athen, arbeitet eine Zeitlang in Konstantinopel, betätigt sich als Lehrer in Smyrna und bleibt zu gleicher Zeit Schriftsteller und Übersetzer. Besitz, Bibliothek und Handschriften von ihm sind verlorengegangen<sup>4</sup>).

Seine Zeitschrift *Ljuboslovie* erscheint einmal im Monat und läuft ungefähr zwei Jahre, von 1844—1846<sup>5</sup>). Ein hohes Ziel steckt sich Fotinov in seiner Zeitschrift: nämlich dem Nutzen der Menschheit zu dienen. Das legt er auseinander in dem Vorwort des ersten Heftes seiner Zeitschrift: *Predislovie ljubočitatelym* (An die Leser). Und wenn wir den Inhalt der „*Ljuboslovie*“ verfolgen, sehen wir, daß sie einen allgemeinen Bildungscharakter hat. Diese Zeitschrift ringt um ein beständiges Interesse für Buch und Wissen bei den Bulgaren. Das Buch bietet dem Publikum alles auf einmal dar, die Zeitschrift tut es nach und nach, und sie hält auf diese Weise das Interesse der Leser immer wach. So äußert er sich in dem erwähnten Vorwort: „Eine solche monatliche Zeitschrift wird vielleicht den anderen Schriften“ (er meint Bücher) „vorgezogen, denn die anderen Schriften“ (die Bücher) „werden auf einmal herausgegeben und werden auf einmal genossen, diese Zeitschrift aber wird jeden Monat erneuert und bietet immer neue und verschiedene Aufsätze und Gedanken, die der Mensch genießen kann, und so wird immer wieder sein Interesse gereizt<sup>6</sup>).“ Aus seiner tiefen religiösen Haltung heraus betrachtet Fotinov die Sprache und die Schriftzeichen als eine Gabe Gottes, als Offenbarung des Allmächtigen. Durch die Sprache wird der Ruhm Gottes verbreitet. Deshalb scheint ihm das Problem der Sprache, und nämlich der Muttersprache, das Wichtigste. Und warum der Muttersprache? Die Sprache ist ein Ausdrucksmittel der Sitten, der Bräuche des Volkes, ein Ausdrucksmittel des Charakters, der Erziehung, der Bildung des Menschen, der ein Teil seines Volkes ist. Und da die Sprache ein Zeichen der Volksbildung und letzten Endes des Volkswesens ist, muß man die Muttersprache lieben und pflegen, obwohl die fremden Sprachen gelernt werden. In diesen Gedanken des Aufsatzes *Narod i ezik* (Volk und Sprache)<sup>7</sup>) bricht das wache

<sup>4</sup>) Weiteres über K. Fotinov siehe: IV. D. ŠIŠMANOV, Konstantin Fotinov, *negoviat život i negovata dejnost* (K. F., sein Leben und seine Tätigkeit), in Sb. N. U. Kn. XI (Sammlung der Volksdichtung, Bd. 11), Sofia, 1894, 591—763.

<sup>5</sup>) 1842 gibt FOTINOV in Smyrna das erste Probeheft heraus und 1844 beginnen die Lieferungen regelmäßig zu erscheinen.

<sup>6</sup>) *Predislovie ljubočitatelym* (Vorwort an die Leser) in *Ljuboslovie*, Probeheft (1842), 13 f.

<sup>7</sup>) *Ljuboslovie*, I (1844), H. 1., 21 f.

Nationalbewußtsein des Verf. und sein letztes Ziel durch, sein Volk erhalten zu sehen. Deshalb hebt er als Hauptaufgabe die Lösung des Sprachproblems hervor. Er ringt um eine einheitliche Schriftsprache. Wir hören FOTINOV in seiner Zeitschrift reden: „Zuerst müssen wir unsere Sprachverschiedenheit beseitigen<sup>8)</sup>.“ Das scheint ihm auf dem Wege der Polemik am besten erreicht zu werden und im Heft 12 ersucht er die Volksgelahrten, ihre Meinungen über die Schriftsprache zu äußern und zu seiner eigenen Meinung über dieselbe Frage Stellung zu nehmen. Die Bulgaren dürfen nicht mehr im geistigen Schlaf leben. Wie der Mönch PAISIJ, der im 18. Jh. vom Athos durch seine „Slavjanobälgarska istoria“ das bulgarische Volk aus seinem geistigen Traum weckte, weckt jetzt Fotinov seine Landsleute zur Arbeit. Im Vorwort seiner Zeitschrift stellt er seinem Volk die Fragen, ob es Bücher der Erdbeschreibung besitzt, um sein Heimatland kennenzulernen, ob es eine Grammatik verfaßt hat, um seine Sprache zu behaupten, ob es sittlicherbauliche Bücher besitzt, ob es eine ausführliche Geschichte, eine Rhetorik, Lehrbücher der Physik, Mathematik u. a. hat. Gott möge den Verstand seines Volkes aufklären, ruft er aus, und es aus der Finsternis herausreißen, damit es Gott preise und seine Nachfolgerschaft im Licht erziehe und sie für ein gutes ehrenhaftes Leben vorbereite. Der Verf. weist auf die glänzende Vergangenheit der Bulgaren und stellt in der Gegenwart die mitteleuropäischen Völker als Beispiel hin. Man braucht auch nicht sehr weit Beispiele zu suchen: höher als die Bulgaren stehen in kultureller Hinsicht ihre Nachbarn. Wo sollen die Bulgaren aber die Rettung suchen? — Der richtige Weg zur Aufklärung sind die Schulen und die Bücher. Der Verf. setzt große Hoffnung auf die gute Zukunft seines Volkes. Es besitzt gute Eigenschaften: es ist fleißig, geduldig, eifrig in der guten Tat. Man muß es nur geistig bereichern und es wird mit der Zeit den übrigen europäischen Völkern ähnlich. Man muß Schulen gründen und gute Lehrer ausbilden lassen. Großer Fleiß in jeder Hinsicht wird gepredigt. Die Schule vermittelt die Wissenschaft, entwickelt die Kunst und die Sprache, verbreitet die Sittlichkeit, befestigt den christlichen Glauben. Das Volk soll im Geiste des Glaubens zur Ehre Gottes erzogen werden.

Außer den Aufsätzen, die der Hauptaufgabe der Zeitschrift, dem Aufruf zum geistigen Erwachen, unmittelbar dienen, wie „Koe e sredstvo-to na prosveštenie-to“ (Welches ist das Mittel zur Bildung), „Slavjano-bälgarski slovestnosti“ (Das slawisch-bulgarische Schrifttum), „Mäčno e da poznaj čovek sam sebe si“ (Es ist schwer, sich selbst zu erkennen), enthält das Werk FOTINOVs Aufsätze aus verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens, die dem Leser Elementarkenntnisse vermitteln. So z. B.

<sup>8)</sup> Ljuboslovie, I (1842), H. 12.

Tierbeschreibungen mit Bildern: „Slon“ (Der Elefant), „Paun“ (Der Pfau), dann Aufsätze über den Ackerbau, „Kak da se pazi čovek ot grāmotevica“ (Wie sollen wir uns vor dem Donnerschlag schützen), Lebensbeschreibungen des hl. NIKOLAUS, der hl. Gebrüder ZYRILL und METHOD u. a. Es werden auch historische, sittlich-religiöse, geographische, soziale, wirtschaftliche und andere Fragen behandelt. — Man kann sagen, „Ljuboslovie“ stellt eine Elementarenzyklopädie dar.

Die zweite bedeutende Zeitschrift, die 1850 in Wien monatlich zu erscheinen beginnt, ist Mirozrenie (Weltanschauung). Wie „Ljuboslovie“ erscheint „Mirozrenie“ in großem Format, in zwei Spalten gedruckt und mit Bildern versehen. Das Erscheinen dieser Zeitschrift wird nach 1851 (1850—1851 erscheinen nur 5 Hefte) unterbrochen. Erst nach 20 Jahren (1870) wird die Ausgabe der Zeitschrift wieder aufgenommen unter dem Namen Mirozrenie ili bālgarski Invalid (Weltanschauung oder bulgarischer Invalid<sup>9)</sup>). Erscheinungsort ist jetzt Bukarest. Und dieses Mal kann die Zeitschrift nicht gedeihen. Der Mangel an Geldmitteln läßt nur zwei Hefte erscheinen. Als Motto steht auf dem Titelblatt der „Mirozrenie“: „Danke dem Gegenwärtigen und suche das Bessere“ — und nach 20 Jahren — „Freiheit und Volkstum und Volksbildung“. Redakteur dieser Zeitschrift ist IVAN DOBROVSKI<sup>10)</sup>, der 1812 in Sliven geboren ist. Neben seinem Lehrerberuf, den er zehn Jahre lang in Sliven, Kotel, Braila u. a. Städten ausübt, ist er Schriftsteller und Publizist, ein Mitkämpfer für die Lösung des bulgarischen Kirchenproblems. Er wandert von Staat zu Staat, besucht Rußland, die Walachei, Österreich und hält sich eine Zeitlang in Amerika auf. Nach der Befreiung Bulgariens wohnt er in Plovdiv und führt ein einsames Leben. Man sieht viele Handschriften auf seinem Tisch liegen, man sieht ihn immer im Zimmer arbeiten, aber was er tut, hat niemand erfahren. Seine Entwürfe sind verlorengegangen.

Am Anfang des ersten Heftes der Zeitschrift sucht der Verf. nach Mitarbeitern und ladet zur gemeinsamen Arbeit alle Landsleute ein, die eingesehen haben, daß die Zeitschrift dem Nutzen des Vaterlandes dient. Das Ziel, das sich Dobrovski in „Mirozrenie“ setzt, ist das Wohlergehen

<sup>9)</sup> Diese Ergänzung des Titels kommt von der Störung des Erscheinens her.

<sup>10)</sup> Ich werde in dieser Abhandlung keine ausführlichen Biographien angeben, sondern nur mit ein paar Strichen die Lebensumrisse der Leiter und der Mitarbeiter der Zeitschriften zeichnen, um das bulgarische wiederkehrende Schrifttum besser zu charakterisieren. Ausführliches über IVAN DOBROVSKI siehe: IV. D. ŠIŠMANOV, „Ivan Dobrovski (Po lični spomeni i beležki)“ (Nach eigenen Erinnerungen und Notizen), in der Zeitschrift „Bālgarski pregled“ (Bulgarische Schau), III, Bd. 7—8, Sofia 1896, 139/86.

des bulgarischen Volkes schlechthin, das durch die ständige Förderung seiner geistigen Entwicklung zu erreichen ist — und ein zweites Ziel — die Annäherung der slawischen Völker untereinander durch gegenseitiges Sich-Kennen-Lernen. Das Endziel seines Werkes drückt Dobrovski im ersten Heft der Fortsetzung seiner Zeitschrift *Mirozrenie ili bälgarski Invalid* deutlich aus: „Schon lange, von Jugend her, hatte der Unterzeichnete den eifrigsten Wunsch, nach Möglichkeit zur Wiedergeburt und zum Glück des vielgequälten bulgarischen Volkes beizutragen, und er unternahm eines Tages mit diesem allgemein-nützlichen Ziel die Herausgabe einer Zeitschrift<sup>11)</sup>.“

Diesem Ziel gemäß beschäftigt sich die Zeitschrift einmal mit historisch-philologischen Fragen, die sich direkt auf das bulgarische Volk beziehen, zweitens mit der Geschichte der anderen slawischen Völker und drittens mit allgemein-unterhaltenden Dingen. Das Programm der Zeitschrift ist im ersten Heft, S. 3, des „*Mirozrenie ili bälgarski Invalid*“ angegeben. Beliebter Gegenstand dieser Zeitschrift ist das Problem des Slawentums und der slawischen Sprache überhaupt. Durch diese Behandlung des Slawentumproblems zeichnet sich dieses Werk Dobrovskis vor den anderen Zeitschriften aus. Die Verkündigung der Idee, die damals von den Bulgaren so hoch geschätzt wird, fordert von den Verfassern ein geschicktes Verfahren, denn die Zeiten sind ungünstig dafür. In dem Aufsatz *Za cerkovno-slavjanskia czik* (Über die kirchenslawische Sprache) wird die letztere als die zukünftige Schriftsprache aller Slawen bezeichnet. Man weist auf das deutsche, das italienische und das griechische Volk hin, wie sie trotz den stark unterschiedlichen Mundarten eine Schriftsprache haben, durch die das Aufblühen der Wissenschaft und der Kunst ermöglicht wird<sup>12)</sup>. Die panslawistischen Ideen kommen auch in anderen Aufsätzen zum Vorschein: *Za slavenobälgarska t povestnost* (Von der slawisch-bulgarischen Geschichte), *Narodopis' Avstrijski* (Österreichische Völkerchronik). Im letzten Artikel werden die Slawen in Österreich behandelt: Tschechen, Polen, Kroaten, Ukrainer, Slowenen und Slowaken. Sie haben eine gemeinsame Sprache, die sich nur mundartlich unterscheidet; sie sind einig trotz der Verschiedenheiten in der Religion und verteidigen ihre Nationalität gegen die Angriffe der anderen Völker. Diese Slawen sind viel gebildeter als die Bulgaren. Die aufgewecktesten Slawen in Österreich sind die Tschechen und die Kroaten, die ihrer Bildung, ihrer Handarbeit, ihrer Kunst nach mit den Deutschen, den gebildetsten der europäischen Völker, verglichen werden können. Der Verf. weist auf die Verwandtschaft der Bulgaren mit den Russen hin und nennt die letzteren „wissensdurstige und freiheitliebende

<sup>11)</sup> *Mirozrenie ili bälgarski Invalid* (1870), H. I, 3.

<sup>12)</sup> Vgl. *Mirozrenie* (1851), 60 ff.

Menschen<sup>13</sup>). — Politisch-nationale Dinge werden im Kapitel *Različni izvestia* (Verschiedene Nachrichten) behandelt, z. B. „*Zagrebska novina za sporazumenieto na visokata porta s bälgarite posredstvom Särbia*“ (Agramer Nachricht von der Vereinbarung der „Hohen Pforte“ mit Bulgarien durch die Vermittlung Serbiens), „*Zaštita za proizhoda na knjaza Bogoridi*“ (Verteidigung der bulgarischen Herkunft des Fürsten Bogoridi), „*Za bälgarskite raboti*“ (Von den bulgarischen Dingen). Es wird hier u. a. die schwere Lage der Bulgaren unter der türkischen Herrschaft hervorgehoben und besonders das ungebändigte, grausame Verfahren der Janitscharen<sup>14</sup>) untersucht. Von überwiegend historischem Charakter sind die Aufsätze: *Bälgaria i särbia* (Bulgarien und Serbien), *Pärvoto kräštavane*, *Borba s gärcite i frankite* (Die erste Taufe, der Kampf mit den Griechen und Franken) u. a. Außer den Originalaufsätzen sind noch Übersetzungen zu erwähnen, z. B. *Razselvane na slavjanite zad Dunava* (Die Ansiedlung der Slawen jenseits der Donau) von GILVERDING, Übersetzung von IV. DOBROVSKI. — Der Teil „*Različni izvestia*“ verleiht durch die aktuellen Fragen, die dort behandelt werden, der Zeitschrift *Mirozrenie* den wirklichen Charakter eines periodischen Werkes.

Eine dritte Entwicklungsstufe im Leben der bulgarischen Zeitschriften ist das periodische Werk „*Bälgarski knižici*“ (Bulgarische Hefte). Diese Zeitschrift erscheint ab Januar 1858 zweimal monatlich in Konstantinopel unter der Leitung von DIMITÄR MUTEV. Bald darauf erkrankt er und die Leitung übernimmt Dr. IVAN A. BOGOROV. Den zweiten Jahrgang leitet G. KRÄSTEVIC, den dritten und vierten TH. BURMOV und die letzten zwei Hefte des vierten Jahrganges SAVA FILARETOV.

DIMITÄR MUTEV ist einer der gelehrten Bulgaren. Er studiert in Moskau Philologie, erwirbt sich in Berlin die Doktorwürde und ist später in Petersburg Professor der Philosophie. 1858 ist er Redakteur der Zeitschrift *Bälgarski knižici*; 1860 wird er nach Belgrad als Direktor des bulgarischen Gymnasiums berufen, wo er 1864 stirbt<sup>15</sup>).

Dr. IV. A. BOGOROV ist auch ein bulgarischer Gelehrter. Seine Heimatstadt ist Karlovo. Er betätigt sich als Lehrer, als Schriftsteller, als Wissen-

<sup>13</sup>) Vgl. *Mirozrenie* (1850), 3.

<sup>14</sup>) Christen-Kinder, die für den türkischen Heeresdienst ausgebildet waren.

<sup>15</sup>) Siehe N. NAČOV, *Dimitär S. Mutev, doktor na filosofiata i magistär na svobodnite nauki* (Dimitär S. Mutev, Doktor der Philosophie und Magister der freien Wissenschaften), in der Zeitschrift „*Svetlina*“ (Licht), IV, Bd. 12, Sofia 1896.

„*Maläk prinos kām biografiata na D. Mutev*“ (Kurzer Beitrag zur Biographie D. Mutevs) in „*Godišnik na Narodnata biblioteka*“ (Jahrbuch der Nationalbibliothek) in Sofia 1924/25, Sofia 1926, 222 f.

schaftler, als Publizist. Er verfaßt eine bulgarische Grammatik, eine Vseobšta geografija (Allgemeine Geographie), die eine ausführliche Beschreibung der europäischen Türkei, nämlich Bulgariens, darstellt, ferner eine Matematičeska geografija (Mathematische Geographie), ein Bulgarisch-französisches und ein Französisch-bulgarisches Wörterbuch, ein Bulgarisches Wörterbuch, eine Abhandlung „Za glasnite na bälgarskia ezik“ (Von den Selbstlauten der bulgarischen Sprache) u. a. Außerdem gibt er Volkslieder und Zeitungen wie Bälgarski orel (Bulgarischer Adler), Carigradski vestnik (Konstantinopler Zeitung), Turcia (Türkei) u. a. heraus, ist Leiter der Zeitschriften Bälgarski knižici (Bulgarische Hefte), Žurnal za nauka, zanajat i targovia (Journal für Wissenschaft, Handwerk und Handel), Knigovište za pročitane (Lesestücke) u. a. In Konstantinopel gründet er die erste bulgarische Druckerei, ringt um die Erlaubnis zum Bau einer bulgarischen Kirche in Konstantinopel, ist Dolmetscher bei dem russischen Militär<sup>16</sup>).

Der dritte Leiter der Bälgarski knižici ist G. KRÄSTEVIC, geboren 1820 in Kotel. Dieser hervorragende Mann, der in Paris das Recht studierte, ist in der Geschichte Bulgariens als Verwalter Ost-Rumeliens bekannt. Jahrelang ist er Vertreter des Fürsten BOGORIDI auf der Insel Samos. Er ist später Mitglied des obersten Gerichts in Konstantinopel, daneben auch Schriftsteller und Übersetzer<sup>17</sup>).

THEODOR ST. BURMOV, der vierte Mitarbeiter der Bälgarski knižici, ist ein eifriger Kämpfer um die Selbständigkeit der bulgarischen Kirche. Vizegubernator in Plovdiv, Gubernator in Sofia, wird Burmov 1879, als ALEXANDER BATTENBERG den bulgarischen Thron bestiegen hat, Ministerpräsident des ersten bulgarischen Ministeriums. Als Abgeordneter nimmt er teil an den ersten zwei Volksversammlungen des jungen Bulgariens. Aus seiner journalistischen Tätigkeit ist zu erwähnen, daß er Herausgeber der Zeitungen Vremjo (Zeit), Sävetnik (Ratgeber) und Mitarbeiter der Zeitungen Vitoša und Bälgarski glas (Bulgarische Stimme) ist. Er ist auch Korrespondent der russischen Zeitungen Moskva (Moskau) und Moskovskia Vedomosti (Moskauer Nachrichten)<sup>18</sup>).

Und nun werfen wir einen Blick auf das Leben des fünften Mitarbeiters der Zeitschrift, SAVA FILARETOV. Er ist ein russischer Zögling, der in Odessa Philologie studiert. In Sofia übt er vier Jahre seinen Lehrerberuf, aber

<sup>16</sup> W. PUNDEV, Über Bogorov in Pärvi stichotvorci (Erste Dichter), Nr. 5, Biblioteka bälgarska knižnina (Bibliothek der bulgarischen Literatur), Sofia 1925.

<sup>17</sup> Siehe MARKO BALABANOV (Gavrail Krästevič), Naroden deec knižovnik, sädia, upravitel“ (Volkstätter, Schriftsteller, Richter, Verwalter), Sofia 1914.

<sup>18</sup> Siehe M. D. BALABANOV, T. S. Burmov (Th. S. Burmov), in Letopis' na Bälgarskoto knižovno družestvo (Chronik der bulgarischen Buchgemeinschaft), 1906, H. II, Sofia 1907, 84 ff.

von den Türken verdächtigt, siedelt er nach Petersburg über. Dort bleibt er aber nicht lange, sondern wird als Sekretär des russischen Konsuls nach Adrianopel geschickt; der russische Gesandte in Konstantinopel behält ihn jedoch als Beamten der dortigen Gesandtschaft<sup>19)</sup>.

Die Zeitschrift *Bälgarski knižici* wird von der Gesellschaft *Bälgarska knižnina*, die in den 60er Jahren des 19. Jh.s in Konstantinopel gegründet worden ist, herausgegeben. Da die Zeitschrift Organ der Gesellschaft ist, decken sich die Ziele. Darüber erfahren wir aus dem Jahrgang II, H. 1, S. 7 der Zeitschrift „*Bälgarski knižici*“. Das neue Werk will dem Leser den christlichen Glauben, die bulgarische Sprache, die bulgarische Geschichte und das bulgarische Volkstum nahebringen. Dadurch wird die kirchliche Selbständigkeit erreicht, d. h. die Erhaltung der Nationalität des bulgarischen Volkes gesichert. Aus einer Veröffentlichung der erwähnten Gesellschaft ist ihre Aufgabe zu ersehen: 1. Anschaffen der nötigen Bücher für die bulgarischen Schulen und Kirchen in einer billigen Preislage; 2. Sammeln des bulgarischen Sprachgutes und der Gedanken der Gelehrten über die bulgarische Sprache<sup>20)</sup>. Die Sprach- und Literaturpflege der Gesellschaft entspricht also vollkommen dem obenerwähnten Ziel der Zeitschrift. Als Waffe im bulgarischen Kirchenkampf bringt die Zeitschrift *Bälgarski knižici* eine Reihe von Aufsätzen, von historischen und kulturkundlichen Forschungen, um die Vergangenheit der Bulgaren vor der Welt aufzurollen und zu zeigen, daß Bulgarien einst eine eigene und selbständige Kirche besessen hat und daß die Bulgaren eines kulturellen Lebens fähig sind. Zu nennen sind: *Posledni stranici ot bälgarskata istoria* (Die letzten Seiten der bulg. Geschichte), *Narodna poesia i bälgarskata drevnost* (Die Volksdichtung und das bulg. Altertum). — Es ist darin hervorgehoben, daß niemand bisher die Forschung des Volkstums so stark getrieben hat wie die Zeitschrift *Bälgarski knižici*. Alle Kulturvölker beschäftigen sich mit der Pflege des Volkstums, besonders die Deutschen, die die Volkskunde begründet haben. Ihrem Beispiel folgend will die Zeitschrift der Volksdichtung, den Liedern, Märchen, Sprichwörtern usw. einen großen Raum geben. *Sinodik na car' Borisa* (Synodik des Zaren Boris). — Darin sind die Namen der verstorbenen Könige und Königinnen, Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe verzeichnet. — *Dokumenti za bälgarskata cärkovna istoria* (Dokumente zur bulg. Kirchengeschichte). Jedes Heft der Zeitschrift beginnt mit der *Žitie na sveti Kliment* (Lebensbeschreibung des

<sup>19)</sup> Siehe L. KASĀROV, *Enciklopedičeski Rečnik* (Konversationslexikon), Teil III, 2719.

<sup>20)</sup> *Bälgarski knižici*, zitiert bei Ū. IWANOV, *Bälgarskij periodičeski pečat ot vāzraždāneto mu do dnes* (Der bulgarische periodische Druck von der Erneuerung bis heute), Sofia-Plovdiv 1891, 25.

heiligen Kliment). — *Kratko izsledvane na bälgarskata drevnost* (Kurze Forschung zum bulgarischen Altertum) von G. KRÄSTEVIC. Hier behandelt er die ersten Siedlungen der Bulgaren, unter welchen Namen dieses Volk in die Geschichte eingeführt worden ist, welche Völker von ihm berichten usf. — *Über den Ursprung und die Heimat des Glagolitismus* von PAUL JOSEPH SAFARIK, Universitäts-Bibliothekar in Prag. — *Kratko načertanie za tova če bälgarskoto archiepiskopstvo i čerkovnonačalie nichno ne zaviseo ot carigradskia patriarch ot stari vremena do 1767 g.* (Kurzer Bericht von der Tatsache, daß das bulgarische Erzbistum und sein Kirchenvorstand von alten Zeiten bis 1767 unabhängig von dem Patriarchen in Konstantinopel waren). — *Reč' na profesor Konstantina Zelenckago za načaloto i obrazovatelite na čerkovno-slavjanskia ezik* (Vortrag des Professors Konstantin von Selenc über die Anfänge und die Gründer der kirchenslawischen Sprache). — *Za narodnite pesni u üznite slavjani spored Ürij Venelin* (Über die Volkslieder der Südslawen nach Jurij Wenelin), ein Auszug aus seinem gleichnamigen Buch. — *Vaproši predloženi ot bälgarskite poslannici na Rimskia Papa Nikolaj I i negovite otgovori* (Fragen, die von den bulgarischen Gesandten dem römischen Papst Nikolaus I. gestellt worden sind, und seine Antworten). — *Za načaloto, razprostranienieto i utvärždenieto na christianskata vera meždu bälgarite* (Von dem Anfang, von der Verbreitung und Behauptung des Christentums bei den Bulgaren) von TH. ST. BURMOV. — *Za carigradskia patriarch. Duchät i stremleniata na visokoto gräcko duhovenstvo i na patriarcha v Carigrad* (Von dem Patriarchen in Konstantinopel. Die Bestrebungen der hohen griechischen Geistlichkeit und des Patriarchen in Konstantinopel) usw. Viel Platz ist auch den sprachlichen Forschungen eingeräumt, so in den Abhandlungen *Za nekoi mäčnosti v bälgarskoto pravopisanie* (Von manchen Schwierigkeiten der bulgarischen Rechtschreibung), *Za upotrebata na člena* (Von dem Gebrauch des Artikels), *Vseobšta bälgarska gramatika* (Allgemeine bulgarische Grammatik), *Za glagolite* (Über die Verben) (Aufsatz über die Konjugation des Verbums der bulg. Sprache). — *Dva bälgarski räkopisa ot P. R. Slavejkov* (Zwei bulgarische Handschriften von P. R. Slavejkov), aus der einen ist zu entnehmen, wie das Altbulgarische ins Kirchenslawische übergeht. — *Misli za bälgarskia ezik* (Gedanken über die bulg. Sprache). Hier ist die Schriftsprache gemeint. In der Zeitschrift wird viel lebhafter als in den vorhergehenden dieses Problem behandelt. Man macht Vorschläge, die Mundarten zu untersuchen und die Schriftsprache auf einer derselben aufzubauen. Besonders stark ist das Problem der Schriftsprache in dem sogenannten Diskussionskapitel *Otpisvane na bälgarski knižici* (Das Tagebuch der Bälgarski knižici) vertreten. Hier finden auch andere Fragen, z. B. der Preis der Zeitschrift, die Mittel, die der „Knižici“ zur

Verfügung stehen, Erörterung. Warum wollen nun die Journalisten mit den Lesern diskutieren? — Sie fühlen sich noch jung in ihrer Tätigkeit und suchen Anregung zu ihren Forschungen, Behauptung ihrer Meinungen. „Bälgarski knjižici“ vergißt auch nicht den Lesern von den Erfindern des slawischen Alphabets zu erzählen; so entsteht der Aufsatz: Kiril i Metodi, slavjanski prosvetiteli, podvizite i života im (Zyrrill und Method, die Aufklärer der Slawen. Ihr Werk und ihr Leben). Das Publikum hat ferner die Möglichkeit, manche interessanten Übersetzungen zu lesen, wie: Radi načaloto i mestoto na glagolitičeskite slova (Über den Ursprung und die Heimat des Glagolitismus) von PAUL JOSEPH SAFARIK, und wieder von ihm Za načaloto i rodinata na glagolitizma (Über den Anfang und den Platz der glagolitischen Schriften). Eine eingehende Behandlung verdient der Aufsatz Prosvetenie i knižnina na Bălgare-ti (Bildung und Literatur der Bulgaren). Diese Abhandlung stellt Materialien für die bulg. Bildungsgeschichte dar. Wir hören von dem geistigen Schlummer der Bulgaren im osmanischen Reiche, wie sie ihre Nester hüteten, ihr Handwerk in den Städten arbeiteten, die Bildung nicht für nötig hielten und dachten, alle Leute auf der Welt leben wie sie. Erst die Berührung mit dem Ausland durch den Handel und die Auswanderung gebar das Interesse für die Bildung. Die erste Anregung bekamen die Bulgaren durch die sogenannte Ribnij Bukvar (Fischfibel), die aber keine große Umgestaltung des Unterrichts hervorrief, weil sie die Kirchenlieder und Kirchenlesungen nicht enthielt. Die Bulgaren fuhren fort, das Lesen und Schreiben auf dem Holzbrett „pinakida“ bei dem Handwerker-Lehrer zu lernen und waren stolz, wenn sie ihren Namen aufschreiben und in der Kirche singen konnten. Einen zweiten Anstoß zur Aufklärung gaben die Bücher Bălgarskă Grammatikă (Bulgarische Grammatik), Zemleopisanie (Erdbeschreibung), Aritmetikă (Arithmetik) und andere Lehrbücher, die NEOFIT BOSVELI in Belgrad herausgab. Allmählich wurde das Interesse der Bulgaren für die Bildung wach und entflammte zu großem Eifer. Ein dritter Mönch, NEOFIT RILSKI, trug auch zur Aufklärung seiner Landsleute bei. Er übersetzte die Vzaimno-učitelni tablici (Gegenseitig-lehrende Tafeln) und verfaßte eine bulg. Grammatik, die für die Schule in Gabrowo gedruckt wurde. Manche waren der Meinung, daß es notwendig sei, die kirchenslawische Sprache zu lernen, um die Messe in der Kirche verstehen zu können, und verwarfen das Erlernen des Bulgarischen als eine überflüssige Arbeit, weil sie dachten, man könne ja bulgarisch reden. Bald darauf aber bewiesen die bulgarischen Patrioten aus Odessa, daß die Bulgaren ihre Muttersprache lernen müssen, und sie veranlaßten wohlhabende Leute, ihre Söhne ins Ausland zu schicken, um sie dort studieren zu lassen. Es wurden manche Bücher ins Bulgarische übersetzt. Nach dem Beispiel der Mitteleuropäer lernten die Bulgaren

Griechisch. BOGOROV, der Verfasser des betreffenden Aufsatzes, gibt hier die Idee zur Gründung einer Handelsgesellschaft, die zwei Donauschiffe bauen lassen soll. Die Schule in Gabrowo zog die Aufmerksamkeit zahlreicher Bulgaren, sogar mancher Ausländer auf sich. Ein Engländer, der diese Schule besuchte, ließ den dortigen Lehrer das Neue Testament übersetzen und wollte es drucken lassen. Er suchte dafür eine Druckerei. Die von Saloniki war verbrannt, die Einrichtungen der Druckerei in Samokov waren verrostet, weil es keine Arbeit gab. Da fand er eine Druckerei in Smyrna und ließ dort das Neue Testament drucken. Das Buch erfuhr eine große Verbreitung und erlebte vier Auflagen. Im Gegensatz zu dem Neuen Testament konnte die Zeitschrift *Ljuboslovie* keinen großen Erfolg ernten, weil der Verfasser darin keine das Volk anziehenden Dinge brachte, und weil diese Zeitschrift wegen der Mundart, in der sie geschrieben war, für viele unverständlich blieb, denn in der damaligen Zeit war ja das Leichteste und doch das Schwierigste, Bulgarisch zu schreiben. Weiterhin erzählt uns BOGOROV von seiner Tätigkeit als Journalist<sup>21</sup>). — Das Interessanteste und Neueste, was die Zeitschrift *Knižici* den Lesern darbietet und was diese Zeitschrift vor den anderen auszeichnet und ihr einen aktuellen, publizistischen Charakter verleiht, ist das große wiederkehrende Kapitel *Sävremenna letopis'* (Chronik der Gegenwart). In dem ersten Heft 1858 (S. 12 f.) sind die Aufgabe und das Programm der Chronik angegeben. Diese Chronik wird danach trachten, durch zahlreiche historisch-politische, literarische und andere Aufsätze die geistigen Ansprüche jedes Lesers zu befriedigen. Aus praktischen Gründen wird die Chronik in Unterkapitel geteilt: *Političeski dnevnik* (Politisches Tagebuch), *Tärgovski dnevnik* (Handelstagebuch), *Kniževnij dnevnik* (Literarisches Tagebuch), *Obštij dnevnik* (Allgemeines Tagebuch) und *Promišlenij dnevnik* (Industrielles Tagebuch). Jedes Kapitel der Chronik fängt gewöhnlich mit einem kurzen Abschnitt an, der Tagesberichte enthält; z. B. von dem Tode des großen Wesirs Raschid Pascha, von dem strengen Winter, von der freien Donaufahrt usw. Dann beginnen die Tagebücher. Das umfangreichste Tagebuch ist das politische. Hier werden wirkliche Tatsachen wiedergegeben, die eine Bedeutung im politischen und gesellschaftlichen Leben haben. Es werden hier Fragen der äußeren und inneren Politik und auch internationale Fragen erörtert. Die Information ist sehr gut und zuverlässig. Oft werden die Meinungen der fremden Zeitungen und Zeitschriften berichtet. Treffend werden z. B. im ersten Heft des ersten Jahrganges die europäische Lage nach dem Krim-Krieg und die dadurch entstandenen internationalen Beziehungen behandelt. Sehr geschickt legt die Chronik den Reichsbericht von reichen

<sup>21</sup>) *Prosvetenie i knižnina na Bälğare-ti* (Bildung und Literatur der Bulgaren) in *Bälğarski knižici*, I (1858). Vgl. H. I, 16 ff.

und bevorrechtigten Leuten in der Türkei aus. — Das Handelstagebuch behandelt den Zustand des Handels in der Heimat und im Ausland. In einem der Hefte berichtet die Chronik, daß der Sultan erlaubt habe, die Handelszeitung auf bulgarisch erscheinen zu lassen usf. — Das Literarische Tagebuch umfaßt Berichte, die sich auf das bulgarische Schrifttum beziehen; außerdem enthält es Besprechungen bulgarischer und fremdsprachiger Bücher. Aus dieser Chronik erfahren wir, daß K. FOTINOV seine Zeitschrift *Ljuboslovie* wieder aufnimmt, daß in Konstantinopel eine Druckerei von DRAGAN ZANKOV und G. B. MIRKOV mit der Erlaubnis der Regierung eröffnet worden ist. Das erste Buch, das dort auf Französisch erschienen ist, ist eine *Kratka istoria za turskata daržava* (Kurze Geschichte des türkischen Reiches), übersetzt und ergänzt von P. R. SLAVEJKOV. Man lobt die gute Sprache und den guten Druck des Buches. Die größte Freude aber bringt das Wörterbuch von NEIDEN GEROV<sup>22</sup>). — Das Allgemeine Tagebuch bringt alle Neuigkeiten, die die Aufmerksamkeit der Leser verdienen, die aber in die anderen Tagebücher nicht eingerückt werden können. Das Tagebuch beginnt mit der Mitteilung von der Neugründung einer bulgarischen Schule in Konstantinopel. Dieses Ereignis ist eine sehr große Freude für die Bulgaren, da ihre Kinder nun die Möglichkeit haben, in ihrer Muttersprache zu lernen. Ferner lesen wir auch über die Methode des Unterrichts in dieser Schule. Eine andere angenehme Nachricht ist die des *Carigradski vestnik* (Konstantinopler Zeitung) von der Eröffnung der bulgarischen Mädchenschule in Stara-Sagora in Südbulgarien. Anlässlich dieser Nachrichten wurde von dem pädagogischen Institut in Jena, in dem Weimarer Großherzogtum, berichtet.

Nachdem wir die Chronik der *Bälgarski knižici* kurz durchgenommen haben, ist noch der künstlerische Teil der Zeitschrift zu erwähnen. Dieser Teil ist vertreten durch Volkslieder: Heldenlieder z. B. von KRALI MARKO (KRAL MARKUS); Liebeslieder u. a.; Märchen wie *Trojan i Angelica* (Trojan und Angeliza); Gedichte von P. R. SLAVEJKOV; die Novelle von WASIL DRUMEV, *Neštastna familia* (Die elende Familie), die erste bulgarische Novelle; Erzählungen wie *Ljubovnicite na vodeničarkata* (Die Liebhaber der Müllerin); die Übersetzung des Romans *Cičo Tomovata koliba* (Onkel Toms Hütte) usw.

Im Vergleich mit den vorhergehenden zwei Zeitschriften zeigen die *Bälgarski knižici* einen großen Fortschritt durch den höheren Grad des Wissens und der Kulturpflege. Hier fehlen die naiven historischen und philologischen Gedanken und Hypothesen eines FOTINOV und DOBROVSKI;

<sup>22</sup>) *Bälgarski knižici*, I (1858), H. I, 12 ff.

wir bemerken hier wissenschaftliche Methode und wissenschaftliche Forschung, die echte historische Quellen und Beweise suchen<sup>23)</sup>.

Zwei Jahre nach dem Erscheinen der Bälgarski knižici beginnt 1860 in Moskau eine andere Zeitschrift, Bratski trud (Arbeitsgemeinschaft), unter der Leitung des RAIKO IWANOV ŽINSIFOV zu erscheinen. Diese Zeitschrift bereichert das bulgarische Schrifttum nur durch vier Hefte von verschiedenem Umfang.

Der Leiter der Zeitschrift Bratski trud, R. IW. ŽINSIFOV, stammt aus einem der Bitolja-Dörfer in Mazedonien. Er ist 1839 geboren. Zuerst lernt er bei seinem Vater, der Lehrer in Bitolja ist; später studiert er Philologie als Stipendiat in Moskau. Als Lehrer unterrichtet er im Lyzeum des Zaren NIKOLAUS und in mehreren Moskauer Gymnasien. Der begabte Lehrer besitzt auch dichterisches Talent. Mit seinen in russischen Journalen veröffentlichten Aufsätzen ringt er vor dem russischen Publikum um das Recht der Bulgaren, eine eigene Hierarchie zu besitzen. Er schildert dieser Leserschaft die schlechte Lage der Bulgaren und weist auf die Bedürfnisse dieses Volkes hin. 1867 veröffentlicht er in der Zeitung BURMOVS Vreme (Zeit) eine große Abhandlung: Otnošeniata na Vizantijskite Imperatori kām Bālgaria v caruvaneto na predposlednij bālgarski car' Alexandra Asenja (Die Beziehungen der byzantinischen Imperatoren zu Bulgarien während der Regierung des vorletzten Zaren Alexander Asen). 1870 erscheint sein Heldenlied aus dem mazedonischen Leben: Karwawa Koschülja (Blutiges Hemd). Seine Gedichte finden Platz in der Brailsko spisanie (Brailer Zeitschrift) und der Zeitung Vek (Jahrhundert). Als Literarhistoriker arbeitet er über die Poesie der Slawen<sup>24)</sup>.

An der Zeitschrift Žinsifovs nehmen auch andere Bulgaren teil: L. KARAVELOV, N. BONČEV, K. MILADINOV, T. THEOHAROV u. a. Auf dem Titelblatt der Zeitschrift steht als Wahlspruch:

Dein Vaterland verlaß nicht,  
 Alte Sitten schmähe nicht. Rakovski.

Singe mir, Slawke, singe mir  
 Aus einer Kehle zwei Stimmen,  
 Aus einem Munde zwei Worte . . . Volkslied<sup>25)</sup>.

<sup>23)</sup> W. PUNDEV, Periodičeski pečat predi osvoboždenieto (Periodischer Druck vor der Befreiung), Sofia 1939, 50.

<sup>24)</sup> Siehe W. PUNDEV: Pārvi stichotvorci (Erste Dichter), Nr. 5, Biblioteka Bālgarska knižnina (Bibliothek Bulgarischer Literatur), Sofia 1925.

<sup>25)</sup> Baštino ognište ne ostavaj Popej mi, Slavke le, popej mi  
 Stari običaj ne preziraj. Iz edno gārlo dav glasa  
Iz edna usta dve dumi Narod. pesnja.  
Rakovski.

Schon aus dem Motto ist zu entnehmen, daß diese Zeitschrift patriotische Regungen zur Erhaltung der bulgarischen Nationalität entzündet. Scharfe Pfeile sind hier nicht nur gegen die Griechen gerichtet, wie es in anderen Zeitschriften bis jetzt geschehen war, sondern auch gegen die Türken. Woher aber diese Möglichkeit? — Wie wir sehen, erscheint *Bratski trud* in Moskau, also im Ausland, und nicht in dem osmanischen Reiche. In *Dve dumi kăm čitateli-te* (Zwei Worte an die Leser) schildert R. ŽINSIŦOV die furchtbare Lage der Bulgaren unter dem doppelten Joch. Er wendet sich an das bulgarische Volk: „Die Anadol-Türken quälen und zerreißen dich seit 400 Jahren, sie trinken durstig dein Blut wie ein Meerblutegel. Der Türke beschimpft deinen Sohn, den Bulgaren: ‚Du bist Gjaur (d. h. Ungläubiger), ändre deinen Glauben oder beuge dich unter mein Schwert.‘ Der Türke tritt die Ehre deiner schlanken, großen Bulgarin mit den schwarzen Augen und dem lichten Gesicht. Der Türke geht ins Haus des friedlichen Bulgaren, zieht sein langes, fürchterliches Schwert heraus, steckt es in den Boden, und die liebe junge *Stojna* steht vor ihm und bewirtet ihn mit sprudelndem Wein und scharfem Schnaps. O! Die Giftschlange soll ihn verschlingen! Die traurige Mutter schaukelt ihr unglückliches Kind und heiße Tränen, fein wie Perlen, fließen aus ihren Augen. Ein Jüngling macht sich auf den Weg, in der Hoffnung, ein wenig Geld zu verdienen, um seine alte Mutter, seinen blinden Vater und seine unglückliche Schwester zu ernähren; am anderen Tage aber kräht der schwarze Rabe auf dem verdorrten Baum und spricht: ‚Elende Greisin, deinen Sohn hat man getötet‘ . . . Dies aber ist nicht alles. Siehe die anderen Bluthunde, graue Bären, Aasfresser, schlechte Griechen, listige Phanarioten! Sie verdammen dich, wenn du bulgarisch sprichst, verbrennen deine Schulen, verbrennen deine Bücher, verfolgen deine Lehrer, übergeben dich dem Türken, und du, schuldloser Bulgare, sitztest lange im dunklen Gefängnis, deine Jugend vergeht, du glimmst und glimmst dort wie eine Wachskerze und läßt dein Mark im Gefängnis. Und warum? Weil du deinem Volke in unschuldiger Hilfe beistehen willst, weil du deine niedergetretene Muttersprache ins Leben rufen willst, weil du auf Bulgarisch und nicht auf Griechisch schreiben willst, weil du den Namen Gottes in deiner Sprache preisen, weil du deinen Glauben vor Schmähungen wahren willst, diesen Glauben, in dem du geboren und in vielen Qualen aufgewachsen bist und den dir Großvater und Urgroßvater hinterlassen haben . . .<sup>26)</sup>“

Die Zeitschrift *Bratski trud* vertritt mehr die Poesie: die Volkspoesie und die persönliche Dichtung. Viele Gedichte wie *Guslar na säbor* (Guslspieler auf der Kirchmeß), *Săn* (Traum), *Ochrid* (Ochrid), *Taen glas* (Ge-

<sup>26)</sup> *Dve dumi kăm čitateli-te* (Zwei Worte an die Leser) in *Bratski trud* (1862), H. 4, 4 f.

heime Stimme), Seljanka (Bäuerin), Doba (Zeit), Na brata si (An meinen Bruder), Na čužbina (Im fremden Lande) u. a. füllen die Seiten der Zeitschrift. Auch die Gedichte sind von der Liebe zum Volk und zur Heimat durchdrungen. In Na čužbina (Im fremden Lande) schildert der Dichter das freudenlose Schicksal der Bulgaren im Ausland, ihre Sehnsucht nach der Heimat und ihr Streben nach Bildung und Wissenschaft. Traurige Töne klingen auch im Gedicht Novobälgarska gusla (Neubulgarische Gusla) an. Weit von den Eltern und Verwandten, aber nicht im fremden Lande, wandert der Dichter in den grünen Tälern, aber es ist ihm schwer zu Mute. Er kann das Leid seines Volkes nicht mehr mitansehen, das in Armut und Unwissenheit lebt. Und er hört die Stimme, die ihn zur Arbeit auf den unbestellten, unfruchtbaren Acker ruft.

Nicht zu übersehen ist der Aufsatz Nekolko dumi za bälgarskă-tă knižnina (Einige Worte zum bulgarischen Schrifttum). Nachdem G. THEOCHAROV einen kurzen Überblick über die alte bulgarische Literatur gegeben hat, behandelt er die neue sehr streng und lehnt sie fast ab, weil sie nichts Einheitliches, aus einer kontinuierlichen Entwicklung Entstandenes darstellt. Es sind kaum 20 Jahre vergangen, seitdem die bulgarische Sprache im Druck auftritt; außerdem ist das bulgarische Volk so stark durch die Griechen in seiner Bildung gehindert worden, daß es viel besser Griechisch und Türkisch schreiben kann als Bulgarisch. Die Griechen haben den Bulgaren solchen Abscheu vor ihrer Muttersprache eingepflanzt, daß sie ihre Sprache „eine Hirten- und derbe Bauernsprache, die zu keinem Ausdruck hohen Gedankens fähig“, nennen. Die ersten zehn Jahre des bulgarischen gedruckten Schrifttums bringen den Anfang zweier Parteien: Bulgarismus und Griechismus; in die letzten zehn Jahre fällt der Höhepunkt des Kampfes zwischen diesen Parteien. Der Kampf wird in dem zweiten Jahrzehnt vom ganzen bulgarischen Volk geführt, nicht nur in manchen Städten Bulgariens wie früher. Das bulgarische Schrifttum vermehrt sich rasch, die Bulgaren werden aufgeklärt über ihre Muttersprache, ihre Nationalität und über das Endziel der Griechen. Gelehrte Bulgaren, die nicht mehr in Griechenland, sondern in den slawischen Ländern studiert und eine große Liebe zu ihrem Volk und ihrer Muttersprache bewahrt haben, treten schon in die Führung des bulgarischen Geisteslebens ein.

Nicht nur den rein geistigen Interessen dienen die Zeitschriften vor der Befreiung. Es gibt auch solche, die wirtschaftlich-ökonomische Probleme vertreten, wie Žurnal za nauka, zanajat i tãrgovia (Journal für Wissenschaft, Handwerk und Handel). Diese Zeitschrift beginnt 1862 in Belgrad unter der Leitung von Dr. IW. A. BOGOROV zu erscheinen. Wenn wir einen Blick in den ersten Aufsatz des ersten Heftes werfen, können

wir uns von der Aufgabe und dem Inhalt der Zeitschrift einen Begriff machen. In dieser Abhandlung stellt der Verfasser in schlichter Weise den Zusammenhang zwischen Handwerk, Industrie, Handel und Kultur dar; mit anderen Worten, er stellt die Zusammenhänge zwischen Zivilisation und Kultur fest. Mit Hilfe der Naturkräfte und des Scharfsinns der Menschen, durch Instrumente und Maschinen wird leichtere und raschere Erzeugung erreicht. Die Mitteleuropäer beziehen von den Bulgaren Rohstoffe, verarbeiten sie und verkaufen ihre Fabrikzeugnisse zehnmal teurer, und so werden sie reich, die Bulgaren bleiben immer arm. Die Bulgaren müssen danach streben, selbst ihre Rohstoffe zu verarbeiten. So werden sie mehr verdienen. Denn das materielle Wohlergehen ist der Hebel der Bildung. Die Entwicklung der Kultur hängt eng mit der wirtschaftlichen Lage eines Volkes zusammen, aber das Wohlergehen eines Volkes ist durch die Arbeitsfähigkeit, durch die Entwicklung des Handwerks und des Handels bedingt. Wenn man mehr Erzeugnisse herstellt, sei es Agrar- oder Handwerksware, hat man mehr Möglichkeiten zu verkaufen und zu kaufen. So wird der Handel gefördert und die wirtschaftliche Lage eines Volkes gebessert, was die geistige Höherentwicklung ermöglicht.

Der chronologischen Reihe der bedeutenden periodischen Schriften folgend, müssen wir die Zeitschrift *Duchovni knižki sa poučavane na vseki christianin* (Geistliche Hefte zur Erbauung jedes Christen) erwähnen, die als Fortsetzung der Zeitschrift *Duchovni knižki* (Geistliche Hefte) von 1864 erscheint. Die neue Zeitschrift leitet R. I. BLÄSKOV in Bolgrad in der Walachei. Er gibt zwölf Hefte heraus.

Auf dem Felde der Bildungsarbeit ist Raiko Iliev Bläskov als Lehrer und als Schriftsteller tätig. Die griechischen Verfolgungen zwingen ihn nach der Walachei zu fliehen. Er hält sich elf Jahre als Lehrer in Bolgrad und Ploešt auf. Als Herausgeber einiger Zeitschriften wie des *Učilište* (Schule), des *Nova Bălgaria* (Neues Bulgarien), des *Slavjansko bratstvo* (Slawische Bruderschaft) usw. übersetzt er *Žitia na svetiite prez Januari* (Die Biographien der Heiligen im Januar), verfaßt *Dărveniät kräst ili utechata na neštastnite* (Das Holzkreuz oder der Trost der Elenden), eine Fibel für die Grundschule u. a.<sup>27)</sup>.

Die kirchlich-literarische Zeitschrift Bläskovs enthält Predigten, Aufsätze über die Kirchengeschichte vom Beginn des Christentums an, über die Ereignisse in der bulgarischen Kirchenregierung der alten Zeit, Abhandlungen über den bulgarischen Kirchenstreit mit den Griechen und Aufsätze zur Erbauung der Christen.

<sup>27)</sup> Siehe Ū. IWANOV: *Bălgarskij periodičeski pečat ot vāzraždāneto mu do dnes* (Der bulgarische periodische Druck von der Erneuerung bis heute), Sofia-Plovdiv 1891.

Eine Zeitschrift, die ein großes, umfangreiches Programm hat, die aber der spärlichen Mittel wegen nur drei Lieferungen in Druck bringt, ist *Obšti trud* (Gemeinsame Arbeit), herausgegeben von THEODOSIJ IKONOMOV, der Lehrer und Direktor der Schule in Bolgrad ist. Mitarbeiter der Zeitschrift sollten die Professoren der Schule in Bolgrad sein, trotzdem appelliert man an die anderen gelehrten Bulgaren, an diesem Werk teilzunehmen, das sich die Aufklärung des bulgarischen Volkes und dessen Erhaltung zum Ziel gesetzt hat. Was diese Zeitschrift vor den anderen auszeichnet, ist die Betonung der Erziehung. Die Wissenschaft bereichert den Verstand, die sittliche Erziehung aber veredelt das Herz, erhebt die Seele des Menschen zum Guten und Göttlichen. Die Bildung darf man von der Erziehung nicht trennen, wenn man eine geistige Vervollkommnung erreichen will. In dieser Hinsicht sind die Vermittler des geistigen Fortschritts die Schulen und das Schrifttum. Das bulgarische Volk ist zu arm, um Zeitschriften für die verschiedenen Gebiete der Wissenschaften zu gründen, darum bietet „*Obšti trud*“ ein umfangreiches Programm dar. Es wird hier behandelt: 1. Die Geschichte und besonders die Geschichte des bulgarischen Volkes; 2. Sprachwissenschaft, nämlich der Erforschung der Muttersprache; 3. die mündliche Volksdichtung: Lieder, Sprichwörter, Märchen, Rätsel; 4. Beschreibung der Volkssitten, der Bräuche und des Aberglaubens; 5. Pädagogik oder die Erziehungswissenschaft; 6. Biographien, besonders der berühmten Vorkämpfer des Slawentums; 7. gerne fügen wir auch in die Zeitschrift originelle Novellen ein, die uns unsere Belletristen liefern werden. — Die wissenschaftlichen Forschungen werden in Originalaufsätzen und auch in Übersetzungen ganz oder in Auszügen veröffentlicht<sup>28)</sup>.

Wie wir bereits gesehen haben, stellt die Zeitschrift *Balgarski knižici* 1861 ihr Erscheinen ein. Von diesem Jahr bis 1870 tritt im Leben der bulgarischen Zeitschriften sozusagen eine Pause ein. In dieser Zeitspanne erscheinen einige Zeitschriften, von denen wir drei in dieser Abhandlung schon behandelt haben, die aber nicht lange bestehen. Erst 1870 weisen die bulgarischen Zeitschriften eine erhebliche Wiederbelebung auf. In diesem Jahr sehen wir IV. DOBROVSKI seine Zeitschrift *Mirozrenie* erneuern. 1870 ist das Geburtsjahr zweier großer, bleibender Zeitschriften: *Periodičesko spisanie na balgarskoto knižovno družestvo* (Zeitschrift der bulgarischen Buchgemeinschaft) und *Čitalište* (Lesebibliothek). Die letztere Zeitschrift erscheint in Konstantinopel zweimal monatlich, mit Ausnahme des dritten Jahrganges, fünf Jahre lang unter der Schriftleitung verschiedener ge-

<sup>28)</sup> Vgl. *Obšti trud*, I (1868), H. I, 1 ff.

lehrter Bulgaren: M. D. BALABANOV, LASAR JOVČEV (später Exarch JOSEPH), P. R. SLAVEJKOV, TH. IKONOMOV, S. S. BOBČEV und D. CANKOV. Die Zeitschrift genießt auch die Teilnahme anderer Gelehrten, wie von R. ŽINSIFOV, G. PARLIČEV, G. KRÁSTEVIC, IV. VAZOV u. a.

Der Hauptschriftleiter der Zeitschrift Čitalište ist MARKO BALABANOV. Klissura ist die Heimatstadt dieses Gelehrten und großen Staatsmannes. Er hat in Paris Rechtswissenschaft studiert. In seiner Persönlichkeit findet der bulgarische Kirchenkampf einen guten und eifrigen Mitarbeiter. 1876 geht er mit D. CANKOV nach Mitteleuropa, um die Vermittlung der Großmächte zur Erleichterung der Lage des bulgarischen Volkes zu erbitten. Nach der Befreiung Bulgariens ist er Abgeordneter in der ersten Volksversammlung. Der Fürst Alexander Battenberg beauftragt ihn, das erste bulgarische Ministerium zu berufen. Er wird Minister des Äußeren. Später ist er Mitglied des Staatsrats. Er ist auch Professor an der Universität Sofia, Schriftsteller, Übersetzer und Journalist<sup>29</sup>).

TH. IKONOMOV studiert Theologie in Kiew. Er gehört zu den Unierten, die nach Rom fahren wegen der Ernennung des SOKOLSKI zum ersten bulgarischen unierten Bischof. 1880 wird er Minister des Innern, nachher Präsident des Staatsrats, dann Gesandter in Serbien. Er verfaßt Lesebücher, Grammatiken der bulgarischen Sprache und andere Bücher<sup>30</sup>).

Der Hauptvertreter der Unierten in Bulgarien ist DRAGAN CANKOV, der in seiner Zeitung Bǎlgaria (Bulgarien) seinen Landsleuten rät, sich an die katholische Kirche anzuschließen, um sich von der Unterdrückung der griechischen Geistlichkeit zu befreien. Mit ihm fährt, wie schon erwähnt, IKONOMOV nach Rom. Nach der Auflösung der unierten Kirche in Bulgarien tritt er in türkischen Dienst ein. Später fährt er mit BALABANOV nach Mitteleuropa zu den Herrschern der Großmächte. Während der russischen Besetzung ist er Vizegubernator in Tirnovo und Abgeordneter der ersten Volksversammlung. Er betätigt sich noch als Minister, daneben aber auch als Publizist. Durch die Zeitschrift Čitalište stellt er zum ersten Male die Frage des Kindergartens zur Erörterung<sup>31</sup>).

<sup>29</sup>) Siehe S. S. BOBČEV: Marko Balabanov, in: Letopis' na Bǎlgarskata Akademia na Naukite (Chronik der bulgarischen Akademie der Wissenschaften), Bd. 6, Sofia 1924, 86 ff.

<sup>30</sup>) Siehe IW. THODOROV: Todor Ikonov i dejnostta mu v služene na bǎlgarskia narod (Thodor Ikonov und seine Tätigkeit im Dienste des bulgarischen Volkes), Sofia 1921.

<sup>31</sup>) Um unsere Abhandlung nicht durch viele Biographien zu überlasten, werfen wir noch einen Blick auf das Leben und Werk P. R. SLAVEJKOV. Vom Leben und Werk der anderen Leiter und Mitarbeiter der Zeitschrift Čitalište ist bei SR. B. ANGELOV, Bǎlgarska literatura (Bulgarische Literaturgeschichte), Teil II, Sofia 1924, nachzulesen. — Weiteres über S. S. BOBČEV siehe Zeitschrift

P. R. SLAVEJKOV, der Vater des bekannten bulgarischen Dichters Penčo Slavejkov, geboren in Tirnovo 1827, ist ein begabter, kühner, an originellen Ideen reicher Mensch. Als ein mutiger Kirchenkämpfer kann er seinen Lehrerberuf nie lange an einem Ort ausüben. Überall wird er von den griechischen Bischöfen verfolgt, vertrieben oder verhaftet. Bis 1881 ist er 37mal verhaftet worden. 1880 ist Slavejkov Präsident der Volksversammlung, dann Bibliothekar in Sofia, später Kultus- und Unterrichtsminister, Minister des Äußeren, Abgeordneter in der ersten Großvolksversammlung in Tirnovo. Er ist der Mitarbeiter der Zeitschrift *Balgarski knižici* und der Zeitung *Turcia* (Türkei). Er gibt selbst folgende Zeitungen heraus: *Makedonia* (Mazedonien), *Gaida* (Dudelsack), *Istina* (Wahrheit), *Smesena kitka* (Bunter Blumenstrauß), *Pravda* (Gerechtigkeit) usw. In unermüdlicher Arbeit verfaßt er viele Bücher wie *Carigradskite potainosti* (Die Konstantinopler Geheimnisse), drei Bände, Konstantinopel 1869, *Otečstvo i ljubov* (Heimat und Liebe), Konstantinopel 1866, *Pesni i stichotvorenia* (Lieder und Gedichte), Tirnovo 1879, u. a.<sup>32)</sup>.

Die hier besprochene Zeitschrift trägt den Namen *Čitalište* nicht nur deshalb, weil sie die Lesebibliothek in Konstantinopel herausgibt, sondern auch, weil die Lesebibliotheken in Bulgarien nach der Lösung der sogenannten „bulgarischen Kirchenfrage“ eine neue Epoche der Bildung in Bulgarien eröffnen<sup>33)</sup>. Die Zielsetzung der Zeitschrift *Čitalište* ist wieder die allgemeine, vielseitige Bildung des bulgarischen Volkes, nur mit dem Unterschied, daß diese Zeitschrift nicht mehr hauptsächlich eine Waffe des Kirchenkampfes ist und nicht mehr um das Bildungsinteresse der Bulgaren ringt, sondern sie will die entbrannte Flamme der Wissenschaft in der Seele der Bulgaren erhalten und sie allmählich in eine dauernde verwandeln. *Čitalište* schaltet die rein politischen Fragen aus. Das Programm, nach dem unsere Zeitschrift wirken will, ist in der Bekanntmachung am Anfang des ersten Heftes angegeben. Es enthält: slawisch-bulgarische und fremde alte und neue Literatur; allgemeine Fächer: Geschichte, Philosophie, Religions- und Sittenlehre, soziale, gesetzgeberische und ökonomische Fragen, Handels-, Industrie- und Ackerbaufragen, einen Überblick über die Naturwissenschaften und allgemeine hygienische Begriffe, Erfindungen, Erfinder und Biographien großer Persönlichkeiten, Vertrautmachung mit den Zeitungen

---

*Svetlina* (Licht), IV (1896), H. I; *Petdesetgodišniat jubilej na S. S. Bobčev* (Das 50jährige Jubiläum des S. S. BOBČEV), Sofia 1921. — S. S. BOBČEV: *Dragan Zankov, in Letopis' na Balgarskata Akademia na Naukite* (Chronik der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften), I, Sofia 1914, 51 ff.

<sup>32)</sup> Siehe B. PENEV: *P. R. Slavejkov*, Sofia 1919.

<sup>33)</sup> Vgl. *Čitalište*, I (1870), H. I, 4.

und mit dem geistigen Fortschritt Europas überhaupt<sup>34</sup>). Das ist die Nahrung, die die Zeitschrift den Lesern darbieten will. Diese Nahrung soll die Bulgaren von Vorurteilen, Aberglauben, von kriecherischem Benehmen frei machen, sie soll ihren Verstand aufklären, das Herz veredeln, ihnen starken Willen, feste und ständige Tätigkeit verleihen, in sie den Glauben an die guten Anfänge einpflanzen und sie dadurch zum Wohlergehen im täglichen Leben führen. — In dem umfangreichen Programm der Zeitschrift Čitalište spiegelt sich die bulgarische Wirklichkeit ab. Diese Zeitschrift trägt nicht mehr den rein akademischen Charakter der anderen Zeitschriften. Čitalište will die Leser für das Leben vorbereiten, sie richtet ihren Blick auf die gesellschaftlichen und sozialen Fragen. Aufsätze, die solche Probleme behandeln, sind: Vremeto (Die Zeit), Za roljata na razumnata sila v proizvodstvoto (Von der Rolle der geistigen Kraft in der Erzeugung), Internacionalät meždunarodnoto obštstvo na rabotnicite (Die internationale Gesellschaft der Arbeiter; einer der ersten bulgarischen Aufsätze über den Sozialismus und die Arbeiterbewegung!), Čoveškiat napredäk (Der Fortschritt des Menschen), Napredäk (Progreß). Hier handelt es sich um den Fortschritt Europas durch die Jahrhunderte. Man merkt den Einfluß der westlichen Kultur auf den Verfasser. — Razmišlenia vărču ravenstvoto v obštstvoto (Gedanken über die Gleichheit in der Gesellschaft). Diese Gedanken sind durch einen Besuch der Städte Paris und Lüttich und durch die Erinnerung an die französische Revolution angeregt worden. Der Verf. sieht die schönen Ideen der französischen Revolution als unerreicht an. — Svobodata i dlážnostta na ženskia pol (Die Freiheit und die Pflicht des weiblichen Geschlechts), Napredäkät v 19 vek (Der Fortschritt des 19. Jh.s), Za roljata na vazpitanieto v obštstvoto (Über die Rolle der Erziehung in der Gesellschaft), Učilištata i upravlenieto im (Die Schulen und ihre Verwaltung), Za polzata ot čitalištata (Vom Nutzen der Lesebibliotheken). Die Lesebibliotheken spielen eine große Rolle für die Bildung des Volkes. Sie haben die Möglichkeit, Schulen zu gründen und zu unterstützen, Schulen im Ausland zu unterhalten, Zeitungen und Zeitschriften herauszugeben. Sie tragen auch zum materiellen Nutzen bei, denn die geistige Entwicklung eines Menschen führt zum materiellen Wohlergehen. Man kann auch mit wenigen Mitteln arbeiten; man braucht aber dazu Unternehmungsgeist und die Fähigkeit, alles in Betracht zu ziehen. Die Lesebibliotheken spielen auch eine sittliche und gesellschaftliche Rolle. In ihrer Gesellschaft entsteht ein Wettstreit im Wissen und in der Tätigkeit, in der Arbeit. Die Mitglieder gewöhnen sich an das gesellschaftliche Leben. Es entstehen gesellschaftliche Meinungen, die die

<sup>34</sup>) Vgl. Čitalište, I (1870), H. I, 5 f.

Entwicklung des Staatslebens fördern. In der Gesellschaft der Lesebibliotheken können die begabten Leute ihre Talente ausbilden. In Bulgarien gibt es 100 Lesebibliotheken, nur fünf oder sechs aber erfüllen ihre Pflichten wie es sein soll. Der Verf. appelliert an die übrigen Lesebibliotheksgesellschaften. Sie müssen wach werden und für das allgemeine Wohl des bulgarischen Volkes arbeiten. — Edna stäpka napred (Ein Schritt vorwärts). Dieser Aufsatz von dem klugen und belesenen Dialektiker TH. IKONOMOV behandelt die bulgarische „Kirchenfrage“ nicht mehr auf Grund der historischen Tatsachen, nach denen die Berechtigung zu einer selbständigen bulgarischen Kirche nicht restlos zu erwerben ist. Er bringt die bulgarischen Kirchenforderungen in die rechte Richtung. Die Bulgaren brauchen eine selbständige Nationalkirche, denn die Geistlichkeit steht im Dienste der Gesellschaft, im Dienste des Volkes, und deshalb darf sie kein Hindernis im Wege dieses Volkes sein. Die Kirche muß sich in mancher Hinsicht im Geiste der Zeit und im Dienste des Volkes entwickeln. Das Exarchiat klagt IKONOMOV des Protestantismus an, aber er verteidigt sich kühn<sup>35</sup>). — Aufsätze aus anderen Gebieten des Geisteslebens sind: Ponjatia za cärkovnoto pravo (Begriff vom Kirchenrecht), Ponjatia za meždunarodnoto pravo (Begriff vom internationalen Recht), Za učilistata (Von den Schulen), Žan Žak Ruso (Jean Jaques Rousseau), V atonskata gora (Im Athoswald), Za ženskia pol (Vom weiblichen Geschlecht), Estestveni i chigienični ponjatia (Naturwissenschaftliche und hygienische Begriffe), Istoria na frensko-turskata vojna (Geschichte des französisch-türkischen Krieges), Tretoto upätvane za bälgarskia ezik (Der dritte Führer der bulgarischen Sprache). In dieser Abhandlung hebt BOGOROV die große Bedeutung des Erlernens der Muttersprache hervor. Nur durch die Muttersprache kann man zur richtigen Bildung gelangen. Das haben die übrigen europäischen Völker eingesehen und angewandt, auch die Bulgaren müssen ihre Sprache lieben und in dieser Sprache lernen. — Trebva da rabotim (Man muß arbeiten). Das ist ein patriotischer Aufsatz von P. R. SLAVEJKOV, ein Aufruf an die Bulgaren, auf dem Feld des gesellschaftlichen Lebens zu arbeiten. — Značienieto na mladeža v obštествoto (Die Bedeutung des jungen Menschen in der Gesellschaft) usw. — Der künstlerische Teil ist durch die besten Werke des Dichters P. R. Slavejkov vertreten.

Das Jahr 1870 ist auch die Geburtszeit einer der bedeutendsten Unternehmungen im Leben der bulgarischen Zeitschriften vor der Befreiung. In diesem Jahr beginnt in Braila Periodičesko spisanie na bälgarskoto knižovno družestvo (Zeitschrift der Bulgarischen Buchgemeinschaft) zu er-

<sup>35</sup>) Vgl. Čitalište, II (1871), H. 17, 18, 19.

scheinen. Der Herausgeber ist die gleichnamige Gesellschaft, die sich später, wie es schon in dem Programm und im Statut der Gesellschaft geplant worden ist<sup>36</sup>), zur Akademie der Wissenschaften entwickelt und heute fortbesteht. Ihre Zeitschrift erscheint jetzt als Zeitschrift der Akademie der Wissenschaften. Die Lieferungen dieser monatlichen Zeitschrift sind von großem Umfang, 8—10 Druckbogen, und kommen in den ersten sechs Jahren (1870—1876) nicht ganz regelmäßig heraus. Nach sechsjähriger Unterbrechung erscheint die Zeitschrift wieder 1882, dieses Mal aber in Sofia und einmal alle zwei Monate. Die Leiter dieses großen wiederkehrenden Zeitschriftenwerkes sind abwechslungsweise V. D. STOJANOV und T. PEEV.

V. D. Stojanov ist 1841 in Žeravna geboren. Er absolviert das Gymnasium in Prag und studiert Rechtswissenschaft und slowenische Philologie in Paris. Stojanov ist einer der Gründer der „Bulgarischen Buchgemeinschaft“ in Braila und deren Präsident. Große Vorliebe hat er für die Volkslieder, die er sammelt und manchmal in Bălgarski knižici veröffentlicht. 1862 tritt er in RAKOVSKIS Legion der Revolutionäre in Belgrad ein und kämpft gegen die Türken. Stojanov nimmt nach der Befreiung hohe Stellungen ein: er ist Gubernator in Warna, Oberschulinspektor am Ministerium für Kultus und Unterricht, Direktor der Nationalbibliothek in Sofia<sup>37</sup>).

Der zweite Redaktor der hier behandelten Zeitschrift, TH. PEEV, stammt aus Etropole und ist 1838 geboren. Wie sein Arbeitsgenosse Stojanov liebt er sein Vaterland sehr und ist Vorsitzender des revolutionären Ausschusses in Etropole. Seinem ersten Beruf nach ist er Lehrer. Nach der Befreiung bekleidet er verschiedene hohe Staatsstellen<sup>38</sup>).

Mitarbeiter unserer Zeitschrift sind manche Gelehrten und Schriftsteller, wie IW. VAZOV, M. DRINOV, R. KAROLEV u. a.

Die Zeitschrift *Periodičesko spisanie na bălgarskoto knižovno družestvo* mit ihrem akademischen Charakter und ihren wissenschaftlichen Forschungen setzt die Tradition der Bălgarski knižici fort. Sie entwickelt sich zu einem streng wissenschaftlichen Werk und wird nach der Befreiung das Hauptorgan der Wissenschaft in Bulgarien. Nicht Liebhaber, sondern Fachleute vertreten hier jedes Gebiet der Wissenschaft. Diese Zeitschrift, die einen Ausdruck der bulgarischen Erneuerung darstellt, macht den Anfang

<sup>36</sup>) Vgl. Ot strana na „Bălgarskoto knižovno družestvo“. Kăm čitatelite (Von der Bulgarischen Buchgemeinschaft. An die Leser), in *Periodičesko spisanie na bălgarskoto knižovno družestvo* (Zeitschrift der Bulgarischen Buchgemeinschaft), I (1870), H. I.

<sup>37</sup>) Siehe B. CONEV: VASIL D. STOJANOV, in *Letopis' na bălgarskoto knižovno družestvo v Sofia* (Chronik der Bulgarischen Buchgemeinschaft in Sofia), XI, Sofia 1911, 54 ff.

<sup>38</sup>) IV. PEEV: Thodor Peev, in *Letopis' na bălgarskoto knižovno družestvo v Sofia* (Chronik der Bulgarischen Buchgemeinschaft in Sofia) V, Sofia, 1905, 89 ff.

einer wissenschaftlichen Kritik. Die schon seit Ljuboslovie propagierte Bildungsidee wird auch hier stark unterstrichen, wie schon der Wahlspruch der Zeitschrift: „Der Verstand kann herrschen, er kann aber auch Sklave sein“, andeutet. Die Bildungsidee der „Buchgesellschaft“ und damit der Zeitschrift ist zu ersehen aus ihrem Programm, das in den Hauptpunkten die Verarbeitung und Ausbildung der bulgarischen Sprache und der Volksdichtung wie auch der bulgarischen Geschichte umfaßt. Um die Aufgaben der Zeitschrift klarer zu erkennen, werden wir einige Punkte aus dem ausführlichen Programm der „Gesellschaft“ herausgreifen. Es werden der Leserschaft Kenntnisse folgender Art vermittelt: über die sittliche Erziehung und Entwicklung der jungen Leute von beiden Geschlechtern im Sinne der Nation; über die Besserung und den Fortschritt der bulgarischen Schulen für Knaben und Mädchen, dem Geist der Zeit und den Bedürfnissen des Volkes entsprechend; über die Pflichten des Menschen gegen sich selbst, gegen seinen Nächsten, gegen die Gesellschaft, gegen sein Volk, gegen das Vaterland; über die Bildung der bulgarischen Volksgeistlichkeit und über ihre hervorragenden Verdienste, die sie sich um die Ehre, den Ruhm und die Größe unserer orthodoxen Kirche und unserer Nation erworben hat; über die Kenntnis des bulgarischen Volkslebens und desjenigen der Nachbarvölker; über das öffentliche Leben und über das Leben und Werk der Gesellschaften der Kulturvölker usw.<sup>39)</sup>. Durch die Beschäftigung mit den Biographien der großen Persönlichkeiten, besonders der der Gelehrten, wird die große Bedeutung der Wissenschaft hervorgehoben.

Von der Rolle der Wissenschaft im geistigen und wirtschaftlichen Leben eines Volkes wird in dem Aufsatz *Kăm čitatelite* (An die Leser) gesprochen. Die Wissenschaft ist der Haupthebel der Kultur und der Zivilisation. Die kulturlosen Völker sind Sklaven der Natur statt Herren. Völker, die ihre geistigen und seelischen Kräfte nicht entwickeln wollen, sind auch dem Allmächtigen zuwider und sind des Wohlwollens der Vorsehung nicht würdig. Das beste Beispiel dafür zeigt uns die Geschichte. Dem bulgarischen Volke ist es am besten gegangen während der Blütezeit des bulgarischen Schrifttums in der Zeit der Könige *BORIŠ I.*, *SIMEONS DES GROSSEN*, *IVAN ASENS II.* Die Gegenwart gibt uns auch gute Beispiele. Welche Völker leben jetzt am besten? — Die Kulturvölker. Die Entwicklung der Wissenschaft bei mitteleuropäischen und anderen Völkern hat sich auch bei den Bulgaren gut ausgewirkt. „Die erquickenden Strahlen der Wissenschaft übten ihren Einfluß auch auf unsere Bulgaren aus, die, wenn auch langsam, aber um so richtiger den Weg der wirklichen Zivilisation, des Fortschritts

<sup>39)</sup> *Kăm čitatelite* (An die Leser), in *Periodičesko spisanie na bälgarskoto knižovno družestvo* (Zeitschrift der Bulgarischen Buchgemeinschaft), I (1870), H. I, 6 f.

einschlagen: wir vermehren unsere Zeitungen, errichten und bessern unsere Schulen, eröffnen Lesebibliotheken, gründen Frauengesellschaften; unsere Bücher, unsere Lehrbücher werden zahlreicher bis zu einem Grad, mit dem man sich schon trösten kann . . . Das einerseits und andererseits die gerechte und glückliche Lösung der bulgarischen ‚Kirchenfrage‘ sind die tröstlichsten Erscheinungen in der jetzigen Erneuerung des bulgarischen Volkes . . .<sup>40)</sup>“.

Inhaltlich zerfällt die Zeitschrift *Periodičesko spisanie na bǎlgarskoto knižovno družestvo* in drei Teile: einen literarischen, einen wissenschaftlichen und einen kritischen.

Der literarische Teil umfaßt, wie es das Programm der Zeitschrift angibt, belletristische Werke (in Poesie oder in Prosa), Originale oder Übersetzungen aus fremden Sprachen. Gedichte, bulgarische Volkslieder, eine Übersetzung des Dramas *Die Räuber* von Schiller, das Werk N. BOSVELIS, *Mati Bolgaria* („Mutter Bulgarien“) u. a. vertreten den künstlerischen Teil der Zeitschrift. Vom Interesse ist die im Dialog geschriebene Novelle BOSVELIS, die ein gutes Dokument für die Gründe des bulgarischen Kirchenkampfes darstellt. Der Verf. weist auf die Bildung als einen Weg zur geistigen Freiheit und zur kirchlichen Selbständigkeit hin.

Der wissenschaftliche Teil umfaßt Aufsätze aus den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft. Hier sind zu erwähnen: *Nekolko dumi za izučavane i obrabotvane na bǎlgarskia segašen ezik i za narodnata knižnina vǎobšte* (Einiges über die Erforschung und Verarbeitung der bulgarischen Sprache und über das Volksschrifttum schlechthin). *Životoopisania* (Biographien). *Značenieto na životopisite* (Die Bedeutung der Lebensbeschreibungen). Diese Zeitschrift enthält die bekannte Biographie STOJKO VLADISLAVOV SOFRONIA. *Žitie stradania na grešnago Sofronia* (Stojko Vladislavov Sofronij. Leben und Leiden des Sünders Sofronij). — *Čoveškia ezik* (Über die menschliche Sprache), *Za otchranata* (Von der Ernährung), *Za učilistata* (Die Schulen), *Za Bogomilstvoto* (Über das Bogomilentum) von KAROLEV, *Novi pamjatnici za istoriata na Bǎlgarite i na technite sǎsedi* (Neue Denkmäler zur Geschichte der Bulgaren und ihrer Nachbarn) von MARIN DRINOV. Dieser Schriftsteller sammelt wertvolle Materialien zur bulgarischen Geschichte; er versucht über die *Slavjano-bǎlgarska istoria* (Slawisch-bulgarische Geschichte) von PAISIJ zu schreiben. Viel wird über die bulgarische Volks- und Kirchengeschichte gearbeitet. So folgen die Aufsätze: *Načaloto na Samoilovata dǎržava* (Der Anfang des Staates des Königs Samuil), *Istoria na bǎlgarskia narod* (Geschichte des bulgarischen Volkes), *Istoria na pravoslavnata christianska*

<sup>40)</sup> a. a. O. I (1870), H. I, 5.

cărkva (Geschichte der orthodoxen christlichen Kirche), Namesata na svetskata vlast' v čerkovnite raboti (Das Eingreifen der Regierung in die kirchlichen Dinge), Pismo ot vladikata Ilarion Tărnovski do grăckia patriarch (Ein Brief von dem Bischof Ilarion Tirnovski an den griechischen Patriarchen), in dem die Gründe der „bulgarischen Kirchenfrage“ dargestellt werden. Dieser Brief ist nach dem Vorwort zu Materiali za istoriata na duhovnoto vāzraždane na bālgarskiat narod (Materialien für die Geschichte der geistigen Erneuerung des bulgarischen Volkes) veröffentlicht worden. Unsere Aufmerksamkeit müssen wir besonders dem Aufsatz Za kritikata (Über die Kritik)<sup>41)</sup> schenken, der von dem Begründer der bulgarischen ernsten, strengen Kritik N. BONČEV verfaßt worden ist. Er geht von der Aufgabe der „Bulgarischen Buchgemeinschaft“ aus und behandelt die gehaltliche Qualität der Bücher und Zeitschriften. Um das Ziel, die Verbreitung der Bildung unter dem bulgarischen Volk, zu erreichen, muß die Gesellschaft den Lesern gute Nahrung bieten. Deshalb erscheint die gute und gesunde Kritik als eine Notwendigkeit. Die Kritik soll das bulgarische Schrifttum und die fremde Literatur, die in die Hände des Volkes kommt, so weit als möglich überwachen. Durch die Kritik wird die Gesellschaft ihren Lesern nur gute und nützliche Bücher und Zeitschriften empfehlen. Nachdem der Verf. die große Bedeutung der strengen, gerechten, wissenschaftlichen, von Fachleuten verfaßten Kritik darlegt, schließt er: „Das ist die große Bedeutung der strengen, gesunden Kritik, das ist ihre hohe Aufgabe; es ist letzten Endes die große Notwendigkeit — auch bei uns eine ähnliche Kritik hervorzurufen, durch welche die Autorität der wertvollen Werke und Schriften unterstützt wird und alle minderwertigen Schriftwerke so dargestellt werden, daß jeder ihre Bedeutungslosigkeit und Schädlichkeit versteht und sie ablehnt.“<sup>42)</sup> Um Mißverständnissen bei der Leserschaft und den Mitarbeitern über die neue literarische Tätigkeit vorzubeugen, erklärt der Verf., woher das Wort „Kritik“ stammt und was es auf Bulgarisch bedeutet. Ihrer Funktion nach, lehrt der Verf., ist die Kritik eine der vollkommensten und fehlerfreisten Lehrerinnen. „Sie (die Kritik) ist Prediger der Wahrheit, Lehrer des Guten, Nützlichen und Schönen.“<sup>43)</sup> Drei Hauptbedingungen muß der Kritiker berücksichtigen: 1. Den Gegenstand, den er behandelt, gründlich zu kennen, wenigstens von dieser Seite her zu kennen, von der er ihn behandeln wird. 2. Der Kritiker

<sup>41)</sup> Za kritikata (Über die Kritik), in Periodičesko spisanie na bālgarskoto knižovno družestvo (Zeitschrift der Bulgarischen Buchgesellschaft), I (1870), H. I, 5.

<sup>42)</sup> Za kritikata (Über die Kritik), in Periodičesko spisanie na bālgarskoto knižovno družestvo (Zeitschrift der Bulgarischen Buchgesellschaft), I (1870), H. II, 116.

<sup>43)</sup> Za kritikata (Über die Kritik), in Periodičesko spisanie na bālgarskoto knižovno družestvo (Zeitschrift der Bulgarischen Buchgesellschaft), I (1870), H. II, 118.

soll das Publikum, für welches ein Buch geschrieben worden ist, gut kennen, damit seine Empfehlungen den Lesern zugänglich und von Nutzen sind. 3. Die Kritik soll fortschrittlich sein. Sie darf nicht hinter dem allgemeinen menschlichen Fortschritt zurückbleiben. 4. Die Kritik soll ganz objektiv, unparteiisch sein. Der Kritiker darf nicht in die Arbeit seine eigenen Gefühle und Interessen einmischen. — Am Schluß des Aufsatzes empfiehlt der Verf. den Kritikern eine Methode der Arbeit.

Der kritische Teil der Zeitschrift umfaßt Besprechungen und Kritiken neuerschienener Werke der bulgarischen Literatur und mancher fremder Schriftwerke, die in Berührung mit den Bulgaren stehen. Dieser Teil enthält auch ein bibliographisches Kapitel.

Wenn wir der chronologischen Folge der Zeitschriften nachgehen, stoßen wir auf einige wenig bedeutende und teilweise kurz laufende Zeitschriften der 80er Jahre. — Slava (Ruhm) ist eine geistliche Zeitschrift zur Verteidigung der orthodoxen Kirche und Erhaltung des orthodoxen Glaubens im bulgarischen Volk. Slava leitet G. STANIŠEV in Rusčuk. 1871 beginnt in Bukarest und nachher in Rusčuk eine andere Zeitschrift Učilište (Schule) zu erscheinen. Der Leiter ist R. I. BLÄSKOV. Diese Zeitschrift läuft fünf Jahre lang. Ihre Hauptgegenstände sind die Einrichtung der Schulen, der Unterricht, die Erziehung der Kinder. — Der Sohn des Lehrers R. I. Bläskov, ILIA R. BLÄSKOV gibt 1874 eine Unterhaltungsliteratur enthaltende Zeitschrift Gradinka (Gärtchen), seit 1879 Gradina (Garten), heraus. Es erscheinen nur fünf Hefte. Erscheinungsorte sind Bukarest, Gürgevo und Wien. — In demselben Jahr beginnt in Prag und dann in Wien eine Zeitschrift von Dr. IW. A. BOGOROV die Zahl der wiederkehrenden Schriftenwerke zu vergrößern. Sie heißt Knigovište za pročitane (Lesebuch) und befaßt sich mit Forschung und Ausbildung der bulgarischen Sprache. Ebenfalls 1874 beginnt in Konstantinopel zweimal monatlich eine Zeitschrift Rakovoditel za osnovnoto učilište (Führer der Grundschule) zu erscheinen und bereichert das bulgarische Schrifttum durch 24 Lieferungen. Diese Zeitschrift, die eine Fortsetzung und einen Teil der Zeitschrift Čitalište darstellt, leitet DR. CANKOV, von dem wir schon berichtet haben. Es sind seit 1870 kaum vier Jahre vergangen und man sieht, daß der Kampf um die geistige Freiheit der Bulgaren nicht umsonst gewesen ist, daß die Bildung in alle Schichten des Volkes gedrungen ist und sogar im kleinsten Dorf von Schule und Lehrer geträumt wird. Und nun stellt sich die neue Zeitschrift die Aufgabe, für die Gestaltung der Grundschule und den Unterricht zu sorgen, damit der Erfolg der Arbeit der Lehrer ermöglicht wird. Außer den Aufsätzen über die Einrichtung der Schule und über die sittlich-pädagogische Leitung derselben sind noch Abhandlungen über die Schul-

arbeit der bulgarischen und fremden Schulen in dieser Zeitschrift zu lesen. Die Schulbücher der Grundschule werden hier einer Kritik unterzogen.

Einen weiteren Schritt in der Entwicklung der bulgarischen Zeitschriften stellt die Zeitschrift *Znanie* (Wissen) dar, die im Januar 1875 in Bukarest zweimal monatlich zu erscheinen beginnt und deren Leiter und Verf. der bekannte bulgarische Revolutionär LJUBEN KARAVELOV ist. Die Zeitschrift läuft nur das erste Jahr regelmäßig, 1876 erscheinen nur vier Lieferungen, 1878, in der Zeit der Befreiung, ist am 15. Mai das 5. Heft herausgekommen; dieses Heft enthielt auf russisch, französisch und bulgarisch den San-Stefano-Vertrag. 1876 läuft die Zeitschrift noch mit vier Nummern weiter als zweiter Jahrgang.

Der begabte bulgarische Revolutionär, Aufklärer, Schriftsteller und Dichter Ljuben Karavelov ist 1837 in der kleinen Gebirgsstadt Kopriwstiza geboren. Er studiert in Moskau Philologie und ist Mitarbeiter verschiedener russischer Journale. 1867 siedelt er nach Belgrad über, lernt dort in einem Jahr Serbisch und verfaßt in dieser Sprache Aufsätze, Rezensionen und Novellen. In Bukarest gibt er die Zeitungen *Svoboda* (Freiheit) und *Nezavisimost* (Selbständigkeit) heraus. L. Karavelov ist Verf. einer Reihe von Erzählungen und Novellen wie: *Gorčiva sād̄ba* (Bitteres Schicksal), *Tuk mu e krajāt* (Hier ist sein Ende), *Hadži Dimiter*, *Pätuvanie no Stara Planina* (Wanderung auf dem Balkan), *Bālgare v staro vreme* (Bulgaren aus der alten Zeit) usw.<sup>44</sup>).

Die Zeitschrift *Snanie*, auch *Izdanie za nauka i literatura* (Ausgabe für Wissenschaft und Literatur) genannt, ist ein Organ des *Družestvo za razprostranenie na polezni znania* („Gesellschaft zur Verbreitung des nützlichen Wissens“) in Bukarest. Schon der Titel der Gesellschaft verrät ihren utilitaristischen Charakter. Das Ziel der Zeitschrift ist wieder die Verbreitung der Bildung, des Wissens unter dem bulgarischen Volk. Aber hier wird ein Unterschied im Wesen und Nutzen des Wissens gemacht. Hier wird die Wissenschaft nicht nur dem Leben nahe gebracht wie in *Čitalište*; die Wissenschaft wird in den Dienst des Lebens gestellt. „Jede Lehre, die die Arbeit der Menschheit nicht erleichtert, kann nicht Wissenschaft genannt werden“<sup>45</sup>), meint Karavelov. Aus dieser Haltung heraus zieht er die Mathematik und die Naturwissenschaften vor und lehnt sogar die Geisteswissenschaften<sup>46</sup>) fast ab. Seine Anschauungen über die Notwendig-

<sup>44</sup>) Siehe IV. G. KLINČAROV: *Ljuben Karavelov, Biografija* (Ljuben Karavelov, Biographie), Sofia 1925.

<sup>45</sup>) *Kratki ponjatia za zemledelieto* (Kurzgefasste Berichte über den Ackerbau), in *Znanie*, I (1875), H. I, 7.

<sup>46</sup>) Hier hat KARAVELOV die Philosophie der Scholastik vor Augen. Vgl. *Znanie* I (1875), H. I, IV.

keit des Wissens im menschlichen Leben und seine utilitaristische Auffassung von dem Wissen hat Karavelov im Predislovie (Vorwort) zu dem ersten Heft des ersten Jahrganges dargestellt. „Wissen ist Kraft. Bacon sagt, der Mensch kann nur dann, wenn er weiß. Und in der Tat haben die Gegenwart und die historischen Tatsachen schon lange festgestellt, daß das Wohlergehen eines Volkes oder eines Menschen von dem Ausmaß des Wissens, über das sie verfügen, abhängig ist . . . Der gebildete Mensch hat allerlei Mittel in seinen Händen, um jedes Hindernis zu beseitigen, das ihm im Wege steht und ihm nicht erlaubt, die Gaben der Natur, jenes mächtige Kapital zu genießen, das von der klugen und energischen Menschheit gesammelt und verarbeitet worden ist; der ungebildete Mensch aber kann sich nicht vorstellen, daß es auf der Welt ein besseres, glücklicheres Leben gibt, weil sein Horizont eng ist und seine Begriffe von den Dingen noch jugendlich sind. Z. B. die gebildete Menschheit fährt leicht, arbeitet leicht, erzeugt viel, lebt gut und benutzt jeden Gegenstand. Der ungebildete Mensch aber pflügt mit seinem uralten Pflug, arbeitet mit blutigem Schweiß auf der Stirn, weiß nicht, wo er kaufen und verkaufen soll, vernichtet das Nützliche, schützt das Schädliche . . . Die Naturwissenschaft steht im Dienste des Menschen und hilft zur Erleichterung seines Lebens. Die heutige Zivilisation ist ein Ergebnis der Naturwissenschaft und der Erfindungen auf ihren Gebieten . . . Wenn ein Volk seinen Reichtum mehren will, muß es zuerst seinen Verstand entwickeln, d. h. sein Wissen verstärken und sich selbst dem gesunden Verstand unterstellen. Wenn ein Volk zu solchem Einsehen gelangen will, bedarf es der Schulen, der Bücher, der Zeitungen<sup>47)</sup>.“ Von diesen Gedanken beherrscht, beginnt L. Karavelov die wissenschaftlich-literarische Zeitschrift herauszugeben, um seine Landsleute mit den zeitgenössischen literarischen und wissenschaftlichen Werken vertraut zu machen. Das Programm besteht aus fünf Paragraphen: 1. Wir wünschen dem bulgarischen Volke eine solche Sammlung anzubieten, die ihm wenigstens das gegenwärtige Wissen und die neue Wissenschaft nahe bringen kann. 2. Die Zeitschrift wird dem Publikum das nützliche, von allen vernünftig denkenden Menschen anerkannte Wissen darbieten. 3. Sie will die guten und die schlechten Seiten der Bulgaren zeigen und das Nützliche vom Schädlichen reinigen. 4. Es wird danach getrachtet, das bulgarische Volk mit dem Leben der andern europäischen Völker vertraut zu machen. 5. Die Zeitschrift soll nicht nur den Schülern, den Lehrern, sondern auch den Kaufleuten von Nutzen sein<sup>48)</sup>. — Aus dem oben Berichteten ist bereits klar, was für Aufsätze diese Zeitschrift füllen. So z. B. *Za doistoričeskite vremena* (Die vorgeschichtlichen Zeiten), *Za razprostranjaneto na*

<sup>47)</sup> Znanie, I (1875), H. I, III f.

<sup>48)</sup> Znanie, I (1875), H. I, IV f.

naj-važnite chranitelni rastenia po zemjata (Über die Verbreitung der wichtigsten nahrhaften Pflanzen auf der Erde), Za kafejnoto dārvo (Vom Kaffeebaum), Za pamukāt (Über die Baumwolle), Zlato (Das Gold), Za cholerata (Über die Cholera), Za celitelnite sili na prirodata (Von den Heilkräften der Natur), Kratki ponjatia za zemledelieto (Kurze Begriffe über den Ackerbau), Za vāzpitanieto v Anglia (Über die Erziehung in England), Za vāzpitanieto vāobšte (Über die Erziehung überhaupt), Za našite sdrūženia, koito nosjat imeto „Esnafi“ (Über unsere Vereine, die den Namen „Esnafi“ tragen), Za koprinarstvoto (Über die Seidenzucht) usw. Den künstlerischen Teil vertreten hauptsächlich die Werke L. Karavelovs. Jedes Heft fängt mit einem Gedicht an. Viele Volkslieder und Novellen wie Stana, Slava, Mamino detence (Der Mutter Kind) unterhalten die Leser.

Die wissenschaftlichen Aufsätze der Zeitschrift haben keinen spezifisch-wissenschaftlichen Charakter. Sie sind für das Volk geschrieben, sie geben dem breiten Publikum historische, landwirtschaftliche, pädagogische, literarische u. a. Elementarkenntnisse. Die Zeitschrift enthält noch Kritik und Biographie. Die Besprechungen der neuerschienenen Bücher und Zeitschriften sind in einer natürlichen, lebendigen Sprache geschrieben. Die Meinungen sind direkt geäußert, ohne jede Umgehung, ohne jede Bemühung, das Ehrgefühl des Verf.s unangetastet zu lassen. Dieser Kritik fehlt der streng wissenschaftliche Charakter. Karavelov als Vertreter der exakten Wissenschaft läßt in seiner Kritik der Zeitschrift BOGOROVs Knigovište za pročitane im Gegensatz zur Philologie die Mathematik als Wissenschaft gelten. In seiner Kritik über die Sprache der literarischen Werke Bogorovs ist Karavelov rücksichtslos<sup>49</sup>).

Im Februar 1875 beginnt in Konstantinopel eine Wochenzeitschrift Den (Tag) unter der Leitung von S. S. BOBČEV zu erscheinen. Sie behandelt wissenschaftliche, politische und ökonomische Probleme. Eine andere Zeitschrift, die am Vorabend der Befreiung herauskommt, ist Slavjansko bratstvo (Slawische Bruderschaft). Sie hat politisch-literarischen Charakter und wird in Bukarest von R. I. BLĀSKOV redigiert.

Die bulgarischen Zeitschriften vor der Befreiung sind von großer Bedeutung, weil sie uns eine der hellsten Seiten der nicht weit zurückliegenden Vergangenheit unseres Volkes enthüllen<sup>50</sup>). Sie sind ein Ausdruck der bulgarischen Erneuerung, mit allen ihren wesentlichen geistigen Erschei-

<sup>49</sup>) Vgl. Znanie, I (1875), H. V., 78 ff.

<sup>50</sup>) Vgl. Dr. STOJKO STOJKOV: Predosvoboždenski periodičen pečat. Izbor i beležki (Der periodische Druck vor der Befreiung. Auswahl und Bemerkungen), Sofia 1940.

nungen, sie fördern die kulturelle und politische Wiedergeburt des bulgarischen Volkes. Die Zeitschriften vertreten die Rechte und die Bestrebungen des Volkes, dienen zur Information und Propaganda der nationalen und politischen Ideen der bulgarischen Aufklärer, verhelfen zur Entstehung der öffentlichen Meinung, sind auch das Echo dieser Meinung. Sie sind das Bindemittel der Volksteile. Durch den periodischen Druck wächst das Gefühl zur Notwendigkeit der Eintracht, der nationalen Einigung. Die einzelnen Menschen des Volkes gestalten sich zu einem Ganzen und beginnen wirklich sich als Nation zu fühlen. Die Zeitschriften rufen die Erörterung und die Lösung vieler Probleme hervor. Man streitet über die Schriftsprache, über die Einrichtung der Schulen, über das Schrifttum, über die Erziehung der jungen Generation, über die Verbreitung der Bildung usw. Die Polemik findet eine große Vorliebe in den wiederkehrenden Werken. Der Streit wird aktuell und enthält eine allgemein-gültige Lösung. Durch diese Schriften entsteht und wächst allmählich die Liebe zum Wissen, zum Buch, zur schönen Literatur. Nach und nach werden Leser gewonnen, so entsteht ein ständiges an der Wissenschaft interessiertes Publikum. Durch die Kritik werden die neuen geistigen Errungenschaften in die richtigen Bahnen geleitet und die Leserschaft zum kritischen Verhalten den Dingen gegenüber erzogen. Das periodische Erscheinen dieser Schriften hilft mit das Interesse der Leser wach zu halten. Es entsteht ein Wettstreit in der geistigen Betätigung; durch die Zeitschriften wird ein Feld der Arbeit eröffnet. Viele Werke wie umfangreiche philologische oder historische Abhandlungen oder auch Werke der Kunstliteratur, die sonst wegen Geldmangels kaum erscheinen können, erfahren hier ihre Veröffentlichung. In den Zeitschriften findet die „bulgarische Kirchenfrage“ eine feste Kampf- waffe. Durch diese Schriften wird die schwere Lage der Bulgaren der Welt gezeigt und an dem Grund des türkischen Imperiums gerüttelt. Der periodische Druck ruft die Reaktion in den Seelen der Bulgaren während der doppelten fremden Herrschaft hervor, nimmt die Schuppen von ihren Augen, veranlaßt sie, das Licht zu suchen und danach zu streben, die schweren Ketten der geistigen und später der politischen Herrschaft zu zerreißen.

## Zur Paracelsusnachfolge im Sudetenraum

Von GERHARD EIS (z. Zt. bei der Wehrmacht)

Zur 400. Wiederkehr des Todesjahres PARACELTUS' gedenkt seiner nicht allein Salzburg, wo er 1541 im Hospital St. Sebastian starb. Alle deutschen Lande empfangen durch ihn entscheidende Anregungen, und darüber Linaus nennt die ganze gesittete Welt seinen Namen als einen derjenigen, die unlöslich mit dem Fortschritt der Kultur verbunden sind. Das verzerrte Paracelsusbild vergangener Jahrhunderte ist ausgelöscht. Selbst im Oxford Companion to English Literature, der bei seinem Erscheinen im Jahre 1932 Paracelsus noch als einen Quacksalber abtat, konnte ich bei seiner Neuauflage 1937 den Satz durchsetzen: He initiated modern chemistry.

Wo immer HOHENHEIMS Geist eindrang, rief er Wandlungen, Vertiefungen, Fortschritte hervor, so daß auf manchen Gebieten sein Auftreten das Ende des Mittelalters und den Beginn der Neuzeit bezeichnet. Daher ist es für die geistesgeschichtlich-kulturgeographische Volksforschung von Bedeutung, die Wirkungen seines Geistes in den einzelnen landschaftlichen Räumen aufzuweisen. Für den Sudetenraum kann vorerst nur eine Aufdeckung von Spuren geboten werden. Äußerungen von Hohenheim selbst weisen auf Berührungen mit sudetendeutschen Jüngern schon zu seinen Lebzeiten. Ferner läßt sich aus den Ergebnissen der bisherigen Paracelsusforschung, in deren Mittelpunkt der ebenso stoßkräftige wie zähe Forscher-eifer SUDHOFFS stand, ein beträchtlicher Anteil der Sudetendeutschen an der Überlieferung Hohenheimscher Schriften feststellen; Sudhoff hat eine Reihe von Persönlichkeiten, auf die er stieß, nicht als Sudetendeutsche erkannt und bezeichnet, da er die landschaftlich-stammesmäßige Auswertbarkeit seines Materials außer acht ließ. Schließlich ist in HANS CHRISTOPH REINHART DEM ÄLTEREN ein bislang unbeachteter Mann, dessen Leben und Wirken zum Teil dem Sudetenraum gehörte, erstmals in Hohenheims Gefolgschaft zurückzumelden.

Paracelsus selbst hat sich an einer Stelle über Böhmen wenig schmeichelhaft geäußert. In seinem Jusjurandum schwört er sich zu: kein fürsten arzneien, ich hab dan den gewin im seckel, kein edelmann auf sein schloß, kein münch, kein nunn in irem gewalt, in Francken und Behem nichts arzneien<sup>1</sup>). Nichtsdestoweniger sind schon früh Sudetendeutsche zu Paracelsus gestoßen, ja einen zählte er selbst zu seinen besten Schülern: was ich zu arzt geboren hab: aus den Panonischen sind zwen geraten, aus den Bömischen 1, aus den Sexischen 2 usw.<sup>2</sup>). Leider wissen wir nicht, wer

<sup>1</sup>) THEOPHRAST VON HOHENHEIM, gen. PARACELTUS, Sämtliche Werke. Hrsg. von KARL SUDHOFF I, 6, S. 181.

<sup>2</sup>) Ebda I, 6, S. 177.

der mit diesem Lob bedachte Jünger war. Aber die Stelle ist ein erstes Zeugnis für die Wirkung seines Geistes auf den Sudetenraum, der in ALBICH VON PRAG schon um 1400 einen einsamen Vorläufer HOHENHEIMS hervorgebracht hatte<sup>3)</sup>. Es scheint indes, daß in Böhmen und Mähren keine Erinnerungen an Albich mehr lebendig waren, so daß Paracelsus, der die von jenem betretene Bahn völlig selbständig wieder beschritt, um sie in tiefere und weitere Bezirke zu führen, durchaus als neu- und eigenartig empfunden wurde. Der erste namhafte Sudetendeutsche, der Paracelsus kannte, ist der Leipaeer Naturforscher GEORG HANDSCH VON LIMUS. Zwei von seiner Hand um die Mitte des 16. Jh.s geschriebene Bände, die nun in der Wiener Nationalbibliothek liegen (Nr. 11200 und 11206), enthalten Abschriften und Auszüge Hohenheimischer Arbeiten.

Als SUDHOFF nach vieljährigem Suchen in den Büchereien Europas seine Bibliographia Paracelsica herausgab, die 525 Drucke und 169 Handschriften nachweist, die Arbeiten Hohenheims enthalten (Berlin 1894 und 1898), hatte er aus den Sudetenländern einen nicht unwürdigen Anteil gewonnen. Er begegnete Paracelsusdrucken in der Prager Universitätsbibliothek (65)<sup>4)</sup>, der Strahower Stiftsbibliothek (55), der Hohenfurter Stiftsbibliothek (10), der Ossegger Stiftsbibliothek (4), der Tepler Stiftsbibliothek (1), im Franzensmuseum in Brünn (3), in der Olmützer Studienbibliothek (33), in der Bibliothek des Stiftes Raigern (1). Hat er damit auch keineswegs alle in den Sudetenländern erhaltenen Paracelsusdrucke erfaßt, so zeugt doch die Tatsache, daß 172 Bücher in diesen Bibliotheken liegen, die vorwiegend Bestände aus ihrem Umland in sich aufnahmen, für eine starke Durchsetzung Böhmens und Mährens mit Hohenheimischem Gedankengut in alter Zeit.

Die ersten 78 bekannten Drucke, die 1529 bis 1566 erschienen, wurden sämtlich in West- und Süddeutschland (mit Einschluß Antwerpens) gedruckt und waren, nach den Stätten ihrer Erhaltung zu schließen, im deutschen Osten nur spärlich verbreitet. Erstmals 1566 begann ein ostdeutscher Drucker, JOHANNES CRUCIGER in Neiße, Paracelsusschriften herauszugeben. Es sind drei Drucke von ihm nachweisbar; zwei davon sind in Olmütz vertreten. Alle sind Persönlichkeiten des Ostens gewidmet, der eine „Constantino Farber etc. zu Dantzick“, der zweite dem „Bürgermeister vnd Rathmannen der Königlichen Stadt Dantzick in Preußen“, der dritte dem mährischen Herren „Vratislaus a Pernestein de societate aurei velleris“, herausgegeben von LAURENTIUS SPAN à Spanow. Die 20 Blätter

<sup>3)</sup> G. EIS, Das Deutschtum des Arztes Albich. Ztschr. f. deutsche Philologie LXV (1939), S. 174—209.

<sup>4)</sup> Die in Klammern gegebenen Ziffern bezeichnen die von SUDHOFF festgestellte Anzahl von Paracelsusdrucken.

dieser Schrift enthalten *De urinarum ac pulsuum judiciis libellus* und *De Physionomia medica*. Dieser Druck scheint vor allem im deutschen Osten verbreitet gewesen zu sein. Außer in Olmütz sind Exemplare in Breslau, Krakau, Pest (und Erlangen) erhalten.

Etwa gleichzeitig gab ADAM VON BODENSTEIN mehrere Schriften Hohenheims zu Straßburg heraus, darunter zwei auf Anregung von Männern, die sich eindeutig als Deutschböhmen erkennen lassen. Das Büchlein *Praeparationum libri duo* ist einem Arzt THOMAS SUNNER gewidmet, der, wie die Hinzufügung der Herkunftsangabe *Pontensis* angibt, aus Brück stammte. Die Widmung ist vom 16. November 1568 ex *Musæo nostro Basileæ* datiert. Bodenstein erwähnt in derselben, daß er zur Herausgabe durch JO(ANNES) AURSPACHIUS ermuntert wurde. Dieser Mann war ein Landsmann Sunners, er stammte aus Eidlitz bei Brück. Ihm ist die gleichfalls von Bodenstein besorgte deutsche Ausgabe der *Praeparationum* gewidmet. In der ebenfalls vom 16. November 1568 datierten Widmung an „Hans Aurspach von Eidlitz“ wird gesagt, daß die deutsche Fassung auf Anregung „Thome Sonneti Pontensis“ zum Druck befördert wurde. Bodenstein stellt zugleich eine deutsche Ausgabe der Schrift *De vita longa* in Aussicht, die aber nicht erschienen sein dürfte. Jedenfalls zeigen die Widmungen der beiden erhaltenen Drucke, daß zwei Sudetendeutsche fern ihrer Heimat mit Hohenheims Schriften bekannt geworden waren und sich für deren Verbreitung einsetzten.

Jedoch auch in Böhmen selbst ist die Beschäftigung mit Paracelsus um diese Zeit im Wachsen. Um 1570 wurde die einzige Paracelsushandschrift angefertigt, die Sudhoff in Böhmen nachwies, der Foliant Nr. 43 der Ossegger Stiftsbibliothek. Leider wissen wir nicht, ob dieser 191 Blätter umfassende Kodex hier geschrieben wurde; sicher ist nur, daß er schon 1697 dem Kloster gehörte. Es gibt aber eine Anzahl weiterer Handschriften, die ehemals in Böhmen lagen und wohl auch hier geschrieben wurden. Zwei der wertvollsten Paracelsus-Sammelhandschriften stammen aus der Bücherei PETER WOKS VON ROSENBERG, dessen großes Exlibris sie noch heute tragen. Sie gehören nun der Leidener Universitätsbibliothek (Cod. Voss. Chym. 24 und 25). Die Jahreszahl 1567 ist ihnen mehrfach eingepreßt. Kurz nach 1600 wurden zwei andere Handschriften hergestellt, die Sudhoff gleichfalls mit den südböhmischen Rosenbergnern zusammenbringt. Eine davon, der Leidener Cod. Voss. Chym. 14, enthält eine Schreibernotiz, die sich auf eine Rosenbergnische Hochzeit von 1578 bezieht, bei der viele tausend Stück Wildpret vertilgt wurden. Die zweite ist ein Heftchen von 25 Blättern, das der Landesbibliothek Cassel gehört (Ms. chem. 4° 33, Heft 6); hierin sagt der Schreiber: Das auserlesene korn, zusammen colligirt. Die warhafftig Probieret seindt Worden. Welche ich Zu Behemischen krumaw von einem fürnemen Phi-

losopho, mit welchem ich viel vmbgangen. Da liegt also ein unmittelbares Zeugnis für den Eingang Hohenheims in die sudetendeutsche Praxis vor. Wohl gleichfalls in den Rosenberger Kreis zu rechnen ist die Handschrift 11259 der Wiener Nationalbibliothek, in welcher ein Franziskanermönch GEORG DRESSLER ZU NEUHAUS als eine wohlbeschlagene Auskunftsperson angeführt wird.

Ein anderer Mittelpunkt des böhmischen Paracelsismus war Prag. Hier sammelte am Ende des 16. Jh.s Dr. HERMANN BULDER eifrig Hohenheim-Texte, die er weiterverbreitete. Von ihm empfing der Augsburger Arzt CAROLUS WIDEMANN eine ganze Anzahl von Paracelsusschriften. In einer nun in der Universitätsbibliothek zu Tübingen liegenden von Widemann hergestellten Handschrift steht am Schluß in Rotschrift: Ex communicatione Hermannj Bulderj Medicj ac Matematicj Pragæ Boëmorum Mense Augusto anno Dominj 1596. Andere Handschriften Widemanns, für die Bulder die Vorlagen geliefert hatte, sind die Leidener Codd. Voss. Chym. 38, 21, 56.

Zu Beginn des 17. Jh.s wird erstmals ein Paracelsusdruck Kaiser RUDOLF II. gewidmet, der Paradoxorum Tomus Genuinus Primus (Frankfurt a. M. 1603). Ein lateinisches Geburtstagsgedicht für den Kaiser (In Natalem Rudolphi II Imperatoris Romani) ist beigegeben. Merkwürdigerweise ist kein Exemplar davon in Böhmen erhalten. Es scheint fast, als habe Rudolf wenig Interesse bezeugt, denn der zweite Band dieses Werkes, der noch im selben Jahre erschien, ist nicht mehr ihm zugeeignet, sondern dem damals noch jungen CAROLUS, BARO A LIECHTENSTEIN ET NICOLSBURG. Fünf Jahre später widmete BENEDIKT FIGULUS seine Thesaurinella Olympica aurea tripartita, die neben RAIMUND LULLS Lux in tenebris und der Schola Hermetica auch das Secretum Magicum des Paracelsus enthält, dem Kaiser, aber wir erfahren nichts über die Aufnahme in Böhmen. Figulus, der noch zahlreiche Paracelsusschriften herausgab, hat gleichfalls kein zweites Werk mehr dem Kaiser gewidmet.

Lebhafter war der Widerhall, den Paracelsus bei den am Hofe des Kaisers zu Prag wirkenden Gelehrten fand. Besonders eingehend beschäftigte sich mit Paracelsus der 1532 zu Freising geborene MARTIN RULAND, der 1602 in Prag als kaiserlicher Leibarzt starb. Als Hellenist ebenso ausgezeichnet wie als Arzt und Alchimist, gewann er Weltruf und beeinflusste unter anderem auch die englischen Naturforscher des 17. Jh.s auf das nachhaltigste<sup>5)</sup>. Schon 1582 widmete ihm HIERONYMUS REUSNER „Etliche

<sup>5)</sup> Sein gleichnamiger Sohn (1565—1611), der gleichfalls Leibarzt Rudolfs II. in Prag war, ist der Verfasser einer bedeutsamen Schrift De pernicioſa luis Hungaricæ tecmersi et curatione (Frankfurt 1600), in der er das „ungarische Fieber“ als eine Form des Petechialtyphus der Italiener und Franzosen und seine contagiöse Natur erkennt.

Tractate Philippi Theophrasti Paracelsi“, worin die Schriften Von Natürlichen dingen, Beschreibung etlicher Kreuter, Von Metallen, Von Mineralen, Von Edlen Gesteinen enthalten sind. Reusner gab in der Vorrede einige Erklärungen Hohenheimischer Ausdrücke, und wohl dadurch wurde Ruland zu seinem berühmtesten Werk angeregt, dem erstmals acht Jahre nach seinem Tode erschienenen *Lexicon Alchemiæ sive dictionarium alchemisticum, cum obscuriorum verborum, et rerum hermeticarum, tum Theophrast-Paracelsicarum Phrasium, planam explicationem continens* (Frankfurt 1612). Die an Herzog HEINRICH JULIUS VON BRAUNSCHWEIG gerichtete Widmung ist von Prag, dem 2. September 1611 datiert; das Privileg war schon 1607 erlangt worden. Ruland hat darin außer REUSNER auch noch andere Paracelsisten benützt, so GERHARD DORN (*Dictionarium Theophrasti Paracelsi* 1583 und 1584) und TOXITES. Eine zweite Auflage erlebte Rulands *Lexicon Alchimæ* 1661 (Frankfurt), eine dritte 1671 (Nürnberg). Schon vorher aber war das Werk in England bekannt geworden. 1652 ließ GUILIELMUS JOHNSON zu London ein *Lexicon chymicum* erscheinen, das in der Hauptsache das Lexikon Rulands ausschreibt, dem es auch den Titel nachgebildet hat. Was Johnson außerdem noch heranzog, sind übrigens ausnahmslos gleichfalls deutsche Autoren. Das Werk erlebte noch im selben Jahre eine zweite Auflage, in welcher nebst anderen Zusätzen noch weitere Auszüge aus Ruland beigefügt sind. Diese Rulandbearbeitung scheint stark für die Verbreitung Paracelsischer Lehren in England gewirkt zu haben. Waren in den 70 Jahren von 1580, dem Erscheinen des ersten Paracelsusdrucks in England, bis 1650 in London nur 7 Paracelsusdrucke erschienen, so brachten die 45 Jahre von 1652 bis 1697 nicht weniger als 23 Londoner Paracelsusdrucke. Im einzelnen noch unausgemessen ist der Einfluß Hohenheims auf die englische Naturforschung. Daß Ruland Anteil daran auch durch andere seiner Schriften hatte, gedenke ich anderwärts des Näheren darzulegen. Hier sei nur angemerkt, daß seine von Paracelsus beeinflussten mineralogischen Forschungen neben der *Gemmarum et lapidum Historia* des gleichfalls in Prag wirkenden ANSELM BOETIUS DE BOODT aufs entscheidendste das 1652 zu Cambridge erschienene *Lapidary* des Cambridger Professors THOMAS NICOLS beeinflussten. Hier führen stärkste geistesgeschichtliche Stränge vom Prager Hof nach England. Boetius selbst führt Paracelsus mehrmals an, ist aber nicht eigentlich von ihm abhängig.

Durch den Gelehrtenhof RUDOLFS wurden Hohenheimische Lehren weit über das Land verbreitet. Die zum großen Teil aus dem Volk kommenden, von Paracelsus zum Durchbruch geführten Ideen drangen ins Volk zurück. Ungezählt sind die Männer, die durch die Prager Pflanzgärten und Alchemistenstuben schritten und die hundertfältigen neuen Anregungen hinaus-

trugen und dem Lande als tief Wurzel schlagende Samen einpflanzten. Dem Volke dienen, Deutschland dienen: das war ihr heute wenig gekanntes, aber von ihnen selbst mit großer Eindringlichkeit immer wieder hinausgerufenes Ziel. Der Dienst an der „Wohlfahrt“ wird das Maß, mit dem Gelehrten- und Forscherarbeit gemessen wird. Naturgemäß wurde auch den Tschechen das Werk Hohenheims zugemittelt<sup>6</sup>).

Mit dem Kreis der Prager Alchimisten ist HANS CHRISTOPH REINHART DER ÄLTERE in Verbindung zu bringen, ein Mann, der bisher weder in der Geistesgeschichte noch in der Geschichte der Naturwissenschaften<sup>7</sup>) erwähnt wurde. Ich stieß auf zwei Schriften von ihm, die ihn als einen glühenden und wohlunterrichteten Verehrer Hohenheims erweisen. Sie geben auch über sein Leben und Wirken einigermaßen Aufschluß. Sein *Licht der Natur* / das ist: *Der warhafftigen Kunst Alchimiae höchstes Geheimniß* usw. erschien am 25. Januar 1608 bei ERASMUS HYNITZSCH in Halle, und die *Ergänzung* dazu *Das Valete: Vber den Tractat der Arcanorum Basilij Valentini zusammen gesetzten Hauptschluß Puncten deß Liechts der Natur* im selben Jahr beim gleichen Verleger. Auf Schritt und Tritt wird Paracelsus zitiert, an mehreren Stellen werden Paracelsustexte im Wortlaut angeführt. Daß Reinhart der Paracelsusforschung so lange entging, ist wohl durch die Titel der beiden Schriften bedingt, die dergleichen nicht vermuten lassen. Zudem sind beide Arbeiten sehr selten. Das „*Licht der Natur*“, das dem Herzog JOHANN GEORG VON SACHSEN gewidmet ist, wird von der Preußischen Staatsbibliothek in nur fünf öffentlichen Büchereien nachgewiesen (die Universitätsbibliotheken Breslau, Göttingen, Halle, Kiel und die Staatsbibliothek in Berlin), das „*Valete*“ ist nur in Halle und Kiel vorhanden. Ich erwarb 1936 beide Schriften in einem Bande, der nach dem Besitzerstempel *Bibliotheca Smečnensis* auf dem Titelblatt aus der gräflich MARTINITZschen Schloßbibliothek in Smečno stammt.

HANS CHRISTOPH REINHART bezeichnet sich an mehreren Stellen als „*Chimist vnd bey der Röm. Kay. May. Hoffgefreyter Seydensticker*“. Er stammte aus Schongau und war bürgerlicher Herkunft. Im „*Licht der Natur*“ nennt er sich einen unwürdigen, gemeinen, ungelehrten Laien, einen Handwerker, der nur lehre, was er mit seiner eigenen Hände Arbeit erprobt

<sup>6</sup>) Zwei außerhalb Böhmens liegende Paracelsushandschriften (Leiden, Cod. Voss. Chym. 3, und Wien, Cod. 11133) hat SUDHOFF behandelt — selber weiteren nachzugehen, mangelt mir, solange ich Wehrdienst leiste, Gelegenheit und Möglichkeit, doch ist nicht zu bezweifeln, daß die Wirkung Hohenheims bei den Tschechen eine breite war.

<sup>7</sup>) Auch die Preußische Staatsbibliothek in Berlin und die Auskunftsstelle der Deutschen Bücherei in Leipzig vermochten keinerlei Literatur über ihn zu ermitteln.

habe (Bl. Gvij). Im Widmungsgedicht des „Valeté“ an Herrn WILHELM VON PETZSCHWITZ, Erbsaß auf Altenburg und Hauptmann auf Münchneuburg, bezeichnet er sich als einen verachteten Handwerksmann (V. 86), der durch die Intrigen seiner Gegner unverschuldet in Verruf gekommen sei. Unstet trieb es ihn durch die deutschen Lande. Er berichtet von Erfahrungen, die er bei bayrischen Bauern machte, wandelte in Kärnten (Klagenfurt), Krain, Steiermark und Salzburg auf den Spuren Hohenheims, wirkte dann, unbekannt wie lang, in Böhmen, um später in Anhalt und Sachsen Fuß zu fassen<sup>8)</sup>. Die zahlreich vorhandenen, zum Teil recht derben Ausfälle gegen seine Gegner scheinen sich gegen böhmische Kreise zu richten. Auch nachdem er das Land verlassen hatte, führte er den wohl von RUDOLF II. erhaltenen Titel eines Hofseidenstickers weiterhin.

Unter den von Reinhart genannten und zitierten Autoren findet man keinen einzigen der in Prag wirkenden Gelehrten. Besonders häufig wird im „Licht der Natur“ naturgemäß BASILIUS VALENTINUS<sup>9)</sup> angeführt. Daneben wird öfters RAIMUNDUS LULLUS<sup>10)</sup> herangezogen, und zwar hatte Reinhart die von ANDREAS BRENTZ besorgte Ausgabe vor sich, da er gelegentlich mit Brentz polemisiert („Licht der Natur“, Bl. Cvijv); an anderer Stelle läßt er, wiewohl er eine Angabe aus eigener Erfahrung nicht bestätigen kann, gelten, was „der Ehrveste, hochgelehrte, thewre Medicus Herr Andreas Brentz, doctor zu Camb, in deß Lullij Handgriffen tractiret vnd fleissig lehret“ (Bl. Gijv). A. BRENTZ ist der Herausgeber eines 1606 zu Amberg gedruckten, dem Regensburger Bischof WOLFGANG gewidmeten Werkes *Farrago philosophorum: hoc est varii modi, processus usw.*, worin unter anderen auch *Processus Raimundi Lullij* und *Processus Paracelsi* enthalten sind. Bl. Avijr rühmt Reinhart die „Philosophische Gesellschaft Isacii Hollandi“. JOHANNES ISACUS HOLLANDUS erscheint seit 1582 mehrfach in Drucken zugleich mit Paracelsus. An mehreren Stellen wird „GRAFF BERNHARD VON DER MARCK“ erwähnt. Das bezieht sich auf den berühmten Alchimisten BERNHARD VON TREVISA (1406—1490), dessen *De Chymico Miraculo* 1583 GERHARD DORN ediert hatte. Eingehend beschäftigte sich mit Bernhard der Leipziger JOACHIM TANCK, den Reinhart bestimmt gekannt hat, denn das „Valeté“ enthält außer der Widmung an den Herrn

<sup>8)</sup> Bei WILHELM VON PETZSCHWITZ arbeitete REINHART (*Licht der Natur*, Bl. Cvijr) „etliche zwanzig Wochen“; dort gelang es ihm am 18. November 1607 den „richtigen Saltzgeist“ darzustellen.

<sup>9)</sup> BASILIUS VALENTINUS soll seit 1413 als Benediktinermönch in Erfurt gelebt haben, doch ist ihm die Geschichtlichkeit abzuspochen. Seine Schriften waren von großem Einfluß auf Paracelsus; eine Gesamtausgabe derselben erschien 1677 in Hamburg.

<sup>10)</sup> RAIMUNDUS LULLUS wurde um 1235 in Palma geboren und starb 1315 in Tunis. Noch Leibniz hat seine Schriften gekannt und geschätzt.

VON PETZSCHWITZ auch eine an TANCK: Dem Ehrnvesten vnd Hochgelarten Herrn Joachimo Tanckio, Vtriusque Medicinæ Doctori, Professori der löblichen Vniversität Leiptzig, Meinem großgünstigen hochvertrauten Herrn. TANCK hatte 1605 bei Rosen in Leipzig die Opuscula chemica, das ist Von dem gebenedeiten Stein der Weisen ehv. Bernhardi von der Marck und Tervis erscheinen lassen<sup>11)</sup>. Gelegentlich erwähnt Reinhart noch GALLEN und den mythologisierten Begründer der Alchimie, HERMES TRISMEGISTUS. Des „alten Philosophen“ CHRISTOPHORUS PARISIENSIS<sup>12)</sup> chaos wird an zwei Stellen angeführt (Cijj und Fvij), desgleichen die Gemma des „Philosophischen Keysers ALEXANDER“ (Cv, Fvij)<sup>13)</sup>. Im „Valet“ werden einige dieser im „Licht der Natur“ erwähnten Quellen gleichfalls angeführt. Hier wird, ganz im Sinne Hohenheims, gegen Galen heftig Stellung genommen, indem die Ansicht, daß die seit eh und je im Ansehen stehende galenische Medizin die vorzüglichste sei, als ein Einwand der „Idioten und Prachthanse“ bezeichnet wird (Bl. Avijr). Bl. Cijj wird dem Mercurio Philosophorum mehr Nutz und Kraft zugeschrieben als „aller Galenischen Kunstammer möglich“. Bl. Ev beweist Reinharts Bekanntschaft mit dem Barfüßer JOHANNES RUPESCISSA, der vor Paracelsus über die Quinta essentia geschrieben hatte; in den 1676 erschienenen Magnalia medico-chymica spricht JOHANNES HISKIAS CARDILUCUS Hohenheim die Autorschaft eines ihm vielfach zugeschriebenen Stückes mit dem Hinweis auf Rupescissa ab, den er „nicht allein fleissig gelesen, sondern auch imitiret“ habe. Bl. Evijr zitiert Reinhart BARTHOLOMÄUS KORNDORFFER, dessen „Schriften“ zusammen mit Hohenheimschen Arbeiten 1598 in Rorschach am Bodensee erschienen waren<sup>14)</sup>. Einen nachhaltigen Einfluß sagt Reinhart Bl. Eiv einem anscheinend sonst nicht bekannten Schriftsteller MORINUS ROMANUS<sup>15)</sup> nach. Bl. Divv wird ein Ausspruch PYTHAGORAS' angezogen und Bl. Dvv GEBER<sup>16)</sup> erwähnt. Eine einfachere Methode zur

<sup>11)</sup> Im gleichen Jahr erschien von TANCK: Alchymistisches Waitzenbäumlein, das ist Vom Stein der Weisen. Das „Waizenbäumlein“ klingt bei REINHART, Bl. Avv, als allegorisches Weizenkörnlein nach. TANCK gab ferner eine Metallurgia. Seine Schriften wurden noch 1717 in einer Neubearbeitung durch HORN verbreitet.

<sup>12)</sup> Der Mann ist heute kaum mehr bekannt. Allein der Katalog der Pariser Nationalbibliothek kennt ein Werk von ihm, das 1608 gedruckt wurde. Er war jedenfalls ein älterer Zeitgenosse REINHARTS.

<sup>13)</sup> Welche Schriften unter diesem Namen gingen, ist unklar. Eine Anfrage an die Auskunftsstelle der Deutschen Bücherei in Leipzig brachte keinen Aufschluß.

<sup>14)</sup> Aurei velleris Oder der Gulden Schatz vnd Kunstammer Tractatus II.

<sup>15)</sup> Auskunft der Auskunftsstelle der Deutschen Bibliothek in Leipzig.

<sup>16)</sup> GEBER, der im 8. oder 9. Jh. gelebt haben soll, wird eine Schrift „Chymia“ zugeschrieben, die eine der Grundlagen der Alchimie des 14. Jh.s bildete. In Wahrheit ist das Buch jedoch erst im 13. Jh. geschaffen worden.

„Zerstörung des Goldes“ als jene des BASILIUS VALENTINUS war, teilt Reinhart Bl. Dviiij des „Valete“ nach Mitteilung eines Herrn JOHANN CHRISTOPH VON DER AA mit; der Vorführung einer Methode, Gold zu machen, will er bei einem Herrn PHILIPP JAKOB JUSTENHOFER beigewohnt haben (Bl. Gij<sup>v</sup>).

Zeigt sich Reinhart auch im alchimistischen Schrifttum recht belesen, so ist doch die ihn völlig beherrschende Autorität Paracelsus, den er nicht nur im Gegensatz zur galenischen, sondern auch in Abstand von der hermetischen Medizin im üblichen Sinne über alle anderen stellt. Selbst im „Licht der Natur“, das „deß hocheleuchten Mannes Fratris Basilius Valentini Schriften gründlich zu verstehen“ lehren will, tritt Paracelsus vor Basilius Valentinus. Schon in der Einleitung zu dieser Schrift stellt er „deß hocheleuchten Natur Erforschers Theophrasti Paracelsi Schriften, durch welche alle der Chimischen Kunst Belieber den aller richtigsten Grund vnd Verstand“ erhalten, an die erste Stelle und beruft sich auf die Archidoxen, deren Lehren ihm unantastbar sind. Manches hat er nachgeprobt. So sagt er Bl. Bviiij<sup>v</sup>: Ob nun wol solche prima materia auß den metallenen schwerlich zu erlangen ist, so habe ich dennoch nach deß hocheleuchten, thewren Natur Erforschers Theophrasti Paracelsi Schriften, seiner Archidoxen tractation, von dem primo Ente der Metallen, die erlangt werden, wo das Metall in seiner coagulation gefunden wird, da ichs dann auch gefunden vnd richtig erlanget. Er beschreibt sodann den Vorgang, für dessen Bekanntgabe er 1606 von HANS CHRISTOPH OLICKE in Dresden 100 Taler und von einem Herrn HEINRICH MAHLER 50 Dukaten erhielt (Bl. Ci<sup>r</sup>)<sup>17</sup>). Auch im „Valete“ kommt Reinharts Verehrung für Paracelsus mehrfach zur Geltung. Es scheint ihm, daß noch „zu keinem mal so viel Nachforscher in Germania zugleich gewesen, als zu diesen Zeiten“ und das darum, weil „solcher Arcanorum obersten Monarchens Theophrasti Paracelsi, vnsers getrewen Praeceptoris Schriften, jhre dignitet vnd excellents vnverkleinert an den Tag gebracht“. Dies bezieht sich zweifellos auf das Erscheinen der großen HUSERSchen Quartausgabe der Schriften HOHENHEIMS (1589—1591) und der neuen Straßburger Folioausgaben (1603 und 1605). REINHART klagt, daß Paracelsus „bey so vielen medicis in so gar vnacht vnd abgang gebracht“ worden sei. Bl. Bviiij<sup>v</sup> ruft er aus: „Allein das ist noth, daß wir wider ad propositum der wahren Theophrastischen Medicin kommen.“ Im Mittelpunkt seines Interesses stehen auch im „Valete“ die Archidoxen, in welchen Paracelsus „seinen lieben vertrauten discipulis sein höchstes Medicin arcanum, welches er auff seine alten Tage, da es Gott gefallen, vor seinen

<sup>17</sup>) OLICKE und ein Dresdner Münzdrucker MATTHÄUS URBAN sowie JOHANN VON THÜMEN bemühten sich, Reinhart beim Kurfürsten von Sachsen Gehör zu verschaffen („Beschluß“ des „Licht der Natur“).

höchsten Trost vnd Frewde zu seyn bekennet . . . so hoch anbefohlen“ (Bl. Eiv). An anderer Stelle überliefert er die zu legendärem Glanz gelangte Angabe, daß Paracelsus dies Arcanum „in seines Schweitzer Schwertes Knopff“ bei sich getragen habe. An nächster Stelle aber steht bei Reinhart die Schrift „Tinctura physicorum“, die zwar in zahlreichen Ausgaben als ein Werk Hohenheims erscheint, aber in der Tat höchst verdächtiger Herkunft ist. Augenscheinlich hat Reinhart noch zahlreiche andere Paracelsuschriften gekannt. Er eifert gegen die welsche Überfremdung und gegen den Ruhm der landfremden Drogen wie es Paracelsus am entschiedensten im Herbarius tat. Ergötzlich weiß Reinhart zu erzählen, wie im Bayerland die Wertlosigkeit der angepriesenen Medikamente von den Bauern verspottet wurde. Die Stelle sei im Wortlaut angeführt, weil sie im Volk verankerte unmittelbare Erinnerungen an Paracelsus überliefert: So seyn doch nunmehr der Welt je lenger je verschmitzter arglistiger Bawren, artige Klüglinge, so weit gewitziget, die vielerley Irrthumb der ärzte zu reformiren, tieff gnug außgetrexlet, wie vnverborgen, daß sie auch die medicos auff der Bierbanck artlich wissen zu calumniren, wie ich denn in sterbens Zeiten, im Bayerlande selbst angehört habe, Lieben Nachbawren, last vns frölich seyn, wer weiß wie lang wir leben, es ist besser, wir vertrincken vnser Gelt, als daß wirs dem Artzt, der jhm selbst nicht helffen kan, geben, denn sie seyn nârrischer denn wir, daß sie vnserer Deutschen Gesundheit erst aus dem Welschland wollen holen, vnd schicken der Deutschen aller gewissester güldischer Gesundheit materia, in Welsche, vnd andere weite Lande, vnd lose, elende, vnbeständige, madenfressende, krafftlose Kramerey, allein das es einen grossen Namen, vnd Welsches Ansehen, Pracht, Ruhm, Wucher, vnd deß Krancken Beutel zu leeren, fügliche Vrsach haben mögen. Es können vns gleich so wol vmb ein Tutzet Eyer, vnser alte Weiber eine dürre gesottene Krautsuppen kochen, vnd ein gepülvert Würtzlein, die schmeissen machen, als der Doctor vnd Apotecker vor einen Thaler gibt. Ja wann Theophrastus noch lebete, der war ein rechter Doctor vor die Bawren, mein vater sagt, wenn er einem geholffen, so hat er sich mit jhm bezecht, vnd noch wol Gelt darzu geben, kein solcher Doctor ist jetzt im gantzen Bayerlande, dann sie seyn alle nun auff Geltgeitz geneiget, sie helffen dem Krancken oder nicht, so muß nur Gelt da seyn.

Auch an anderen Stellen wendet sich Reinhart gegen die Ärzte seiner Zeit. Nur durch die Praxis könne man ein tüchtiger Arzt werden. Dem reichen, stutzerhaften Studenten stellt er den suchenden Praktiker gegenüber, wobei er ein reizendes Schlaglicht auf den Universitätsbetrieb wirft (Bl. Cij<sup>r</sup>): Sintemal viel leichter ist, mit klar geseiffen Händlein spatzieren gehen, Vater und Mutter gut, stipendium, mit Pracht, Hoffart, stoltzieren, Gäulen, prassen, fantasten Leben, vmb Gelt den Doctorat Titul, Lob,

Ehr, Ansehen, Ruhm vnd Namen zu erkauffen, denn mit berußten Händen vnd Arbeit, Kunst versuchen, lernen, wissen, vnd hochverständige, weise hochberühmte, rechte medici werden. Reinhart fühlt sich durchaus als selbständiger Forscher und schaltet an zahlreichen Stellen eigene Erfahrungen ein.

Während seiner Tätigkeit in Böhmen hat er rastlos experimentiert. Eine Beschreibung eines Versuches, den er auf dem Karlstein durchführte, findet sich im „Licht der Natur“. Wie das Gold unter den Mineralien und der Wein unter den Vegetabilien, ist der Mensch unter den Animalien das Edelste, „denn aus seiner mumia wird der lapis animalis gemacht“. Auch hier geht Reinhart von Paracelsus aus: Von dieser Medicin mumia tractirt Theophrastus in libro de tempore, vnd spricht mit klaren Worten also: Es ist eine mumia vorhanden, die von eines lebendigen Menschen Leibe ein stück genommen, dem Leibe ohne allen nachtheil, vnd ohn ansehens deß Leibes, durch welche mumia jhnen selbst viel, die sie bereit haben, sich von grossen Schmertzen der Glieder erlediget. Nach Anführung von anderen Autoren, die sich mit der mumia befaßt haben, und Angabe der Krankheiten, die mit dem „Balsam deß Menschen“ geheilt werden können, berichtet Reinhart (Bl. Hiiij<sup>v</sup>—Hv<sup>r</sup>):

Dieses clarificirte Menschen balsam Saltz hab ich in der königlichen Böhaimbmischen Kronfestung auff dem Karlstein dem Edlen, Gestrengen vnd Ehrnvesten Herrn Johan von Prschezowitz, Burggrafen vnd deß Königs Reichs Officier gemachet<sup>18)</sup>, dardurch Pater Gregorius von Lochaw, ein Münch, so sich etwa zu Hall in Sachsen gehalten, vnd zu Prag, viel wundersame Churen an jhme selbst, so wohl an viel andern Personen bewiesen vnd praestirt hat; vnd dieses Menschen Balsams clarificirten Saltz spiritus præparation gehet also zu: Ich neme von jungen gesunden Mannspersonen, die Wein oder Weizenbier trincken, den nach mitnächtigen Vrin in ein höltzern Geschirr gesamelt vnd bedeckt, laß es stehen, biß fast stincket, faulet oder putreficiret, darnach laß ich flegma, ob sie wol einen vbermessigen, scharffen, flüchtigen, penetrirenden Mercurial Geist mit sich führet, den ich wol ehe vor den rechten Mercurium microcosmi gehalten habe, aber habe mich gejrret, aller darvon abrauchen, biß sich die feces dick in ein liquorem begeben. Diesen liquor vermische ich mit Weinlager, jedoch

<sup>18)</sup> Ähnlich Bl. H mit Angabe des Jahres: dieweil ich Anno 1605 auff der löblichen Königlichen Böhaimbscher Kronen Hauptfestung Karlstein auß befelch deß Wolgebornen, Edlen Herrn Johan von Prschezowitz, Burggrafen daselbst, seliger Gedächtniß, neben dem Fratre Georgio von Lochaw, welcher Münch sich vor Jahren auch allhie hat auffgehalten, diese Medicin PHALAIA laboriret, vnd grosse Wunder, so dieser Münch in mancherley gefehrlichen Seuchen, so wol an seinem eigen Leibe bewiesen, vnd außgericht hat, hab ich gesehen.

wann ich 3. Maßkandel urin masta habe, so thu ich nun ein Kandel Weinleger darzu, vnd laß es in einem Scheidekrug im blossen Feuer kohlschwartz calcioniren. Diesen calcem albire ich, darnach ziehe ich das Saltz auß mit heissem Wasser, wie bräuchlich, dieses Saltz impastire ich mit distillirtem Essig, ziehe den Essig wider auß dem balsameo davon, geuß ein frischen darauff, ziehe jhn wider davon, das thue ich, biß sich die spiritus zum außtreiben, das ist, sublimiren gerecht erzeigen, vnd das zeichen geben, wann sie gnug imbibirt seyn worden, welches Zeichen also erkennet wird. Wann man diß Saltz auff einem glüenden Blech, in die glüende Kohlen helt, vnd es ein blawen Rauch gibt, vnd sehr rauchet, so ist es gerecht, wo das nicht ist, so mache es gerecht. Wann es sein Zeichen gibt, so mache es aller dings, wie man den spirtum Mercurij machet, so hast du das clarificirte Saltz; das mache zu Balsam ut scis<sup>19)</sup>.

In Hans Christoph Reinhart verkörpert sich ein Typ des volkstümlichen Paracelsisten, der wohl befähigt war, gewisse Kerneigenschaften und Teilerkenntnisse aus Hohenheims Werk an sich zu ziehen und zu verarbeiten, dem es aber an der Fähigkeit zur Sonderung des Wesentlichen und Echten vom Unechten gebrach. So hält er die Tinctura physicorum für eine nicht minder lautere Quelle Hohenheimschen Geistes als etwa die Archidoxen. Daß gerade die Tinctura physicorum mit im Vordergrund seines Interesses steht, ist der ausdrücklichen Festhaltung darum wert, weil diese offenbar unechte Schrift den Ausgangspunkt für die Prophezeiung vom „Löwen aus Mitternacht“ hergab, die, sich alsbald zu einer selbständigen kleinen Schrift auswachsend, vor allem im Sudetenraum jahrzehntelang kraft der Autorität des geborgten Namens die Gemüter beherrschte und mehrfach zeitgebundenen Wandlungen unterworfen wurde. Dabei könnte Reinhart sehr wohl an der Ausspinnung dieses ebenso luftigen wie zähen Gewebes, das, wie mich dünkt, im rudolfischen Böhmen entstanden ist, Anteil gehabt haben. Jedenfalls reiht sich eine Stelle des „Valete“ zu den frühesten Belegen für die Prophezeiung.

Die Drucke der Prophezeiung hat Sudhoff zusammengestellt und mit Umsicht und textlicher Sorgfalt untersucht. Allein aus den Jahren 1631 und 1632 hat er fünfzehn Ausgaben gesammelt, die unter Überschriften

<sup>19)</sup> Im Anschluß daran gibt Reinhart ein ähnliches Volksmittel: Es haben aber die alte Bintzger auch deß alten rothen Mannes Gebirge Bawren mit dem urin eine solche Alchimiaë præparation. Sie nemen jhren urin, lassen den, je stinckender je besser er ist, in einem Geschirr einsieden, die feces brennen sie im Backofen, darnach stossen sie diese schwartze terretrit. etliche machen durch heiß gemein Wasser, etliche durch heissen Wein, etliche durch heißgemachtes Ziegenmolcken, eine Lauge darauß, je öffter sie sie durchgiessen, je löblicher sie dieselbe erhalten, vnd grosse Wunder damit außrichten, hab auch sehr alte Männer vnd Weiber dieser Orten gesehen.

wie *Prognosticon Paracelsi* oder *Propheceyung Doctoris Philippi Theophrasti Paracelsi Anno 1546(!)* oder *Prognosticon Halbmayerianum* oder *Warhaffte Beschreibung Einer Prophezey D. Theophrasti Paracelsi* oder auch *Des Mitternächtigen Post-Reuters Adeliches vnd Vnadeliches dreyfachen Paßport* den meist sechs Seiten füllenden Text darbieten. In diesen Drucken wird die Prophezeiung politisch gedeutet; unter dem Leu aus Mitternacht wird GUSTAV ADOLF verstanden, der den „Güldenen Löwen im blawen Felde“ führte<sup>20)</sup>. Sudhoff aber hat nachgewiesen, daß das Schriftchen schon vor dem Erscheinen des Schwedenkönigs auf deutschem Boden fertig geformt vorhanden war. Er kennt zwei ältere Drucke. Der erste von 1622 trägt den Titel: *Extract Einer Prophecey Doctor Theophrasti Paracelsi, welche vor diesem Balthasarus Brendelius Altensalczensis variscus ex Sacra Imperiali, autoritate N. P. an einen guten Freund communicir(!)* hat. Was es mit dem jetzigen Krieg im H. Röm. Reich für ein Endschaft gewinnen, auch wie es mit dem Königreich Böhem ergehen, vnd an wen die Böhm- sowol die Römische Cron kommen vnd gelangen wird. Durch Georgius Andreas Stein Leutmontanus in offentlichen Druck geben. Dieser absichtlich voll angeführte Titel legt die Vermutung nahe, daß die Herausgabe von einem Böhmen veranlaßt wurde. Wie hätte man sonst das Schicksal der böhmischen vor dem der Reichskrone erwähnen mögen? Ferner enthält die Schrift auch einen Bericht über ein Treffen zwischen den Glatzern und den Kaiserlichen. SUDHOFF hat aus dem Text der Prophezeiung als besonders beachtenswert die Stelle „bald nach Abgang des letzten Osterreichischen Keysers Rudolphi“ herausgehoben; sie ist ihm darum wichtig, weil in „allen andern bekannten Drucken der Name Rudolphi einfach weggelassen“ ist. Der Name ermöglicht die Rückdatierung der Prophezeiung, die Sudhoff auch wegen anderer Umstände bis in die ersten Jahre des 17. Jh.s hinaufschiebt. Dazu sei auf die unten angeführte Stelle Reinharts hingewiesen, die — wie die *Tinctura physicorum* — in die Zeit des „deutschen Carolus“ (V.) zurückweist. Der zweite von Sudhoff nachgewiesene Druck ist die 1625 erschienene *Magische Prophezeyung Aureoli Philippi Theophrasti Paracelsi Von Entdeckung seiner 3 Schätzen: Darvon der erste in Friaul: Der ander zwischen Schwaben vnd Bayern: Der dritte zwischen Franckreich vnd Hispanien soll gefunden werden Zur zeit der Regierung des Gelben Mitternächtigen Löwens*. Diese Ausgabe ist in dem fingierten Druckort Philadelphia (d. i. Amsterdam oder Hamburg) erschienen. Eine

<sup>20)</sup> Ein später, SUDHOFF nicht bekannter Jahrmarktsdruck, der zu diesen Erzeugnissen zu gehören scheint, tauchte im Katalog des Dresdner Antiquariats v. ZAHN & JAENSCH Nachf. auf: Eine . . . wunderbahre . . . Begebenheit, so sich . . . mit einem Boten, welcher aus Dresden nach Prag geschicket worden . . . zugetragen; wobey eine Prophezeiung des Theophrasti Paracelsi befindlich. O. O. 1754.

von ANASTASIUS PHILARETUS gezeichnete Widmung ist an ANDREAS HOBERWESCHELIUS AB HOBERNFELD gerichtet. Bemerkenswert scheint mir die in der Vorrede befindliche Nachricht von einem Paracelsusmanuskript zu sein, das ehemals TYCHO BRAHE gehörte und das man noch in Prag vermutete: forte earum exemplar a Generosis adhuc haeredibus Pragae adservatur. Aus einer Erwähnung, daß der 1605 gestorbene HEINRICH KUNRATH einst die handschriftliche Vorlage der Prophezeiung besessen habe, folgerte Sudhoff, daß diese „mindestens in die ersten Jahre des 17. Jh.s“ zurückführe. Diesen Schluß bekräftigt REINHARTS 1608 erschienenenes Valete, in dem auf die Prophezeiung angespielt wird. Wiewohl Reinharts Zitat den Wortlaut der späteren Fassungen noch nicht vorwegnimmt, enthält es doch alle Elemente der Tinctura physicorum, die in jene übergangen. Dazu bezeichnet Reinhart die Stelle ausdrücklich als ein Zitat aus einer Prophezeiung, was in der Tinctura philosophorum noch nicht der Fall ist. Bei Reinhart heißt es, daß deß trewen Mannes Prophezeyung vor eine Straffe grosser Vndanckbarkeit der Welt mag gehalten werden, darüber er bey seinem Leben hertzlichen klagt vnd spricht:

Mein Schatz liegt zu Weyden in Friaul im Hospital, ein Kleinodi, welches der deutsche Carolus, noch du Römischer Leo, mit alle ewrem Gut nicht bezahlen mögen. Ob nun wol der Signat Stern in ewerem Namen gefallen, so wird doch Gott vmb der vndanckbaren Welt willen, grosses Mißbrauchs willen, diese magnalia ein Zeit entziehen. Aber nach meinem Tode werden meine discipuli kommen vnd an das Liecht bringen, was jhr vnd ewre sudlerische Apothecken sind. Denn meine Theoric, welche gehet auß dem Liecht der Natur, vnd kan vmb derselbigen Beständigkeit wegen nimmer verkehrt werden, wird in dem 58. Jahr wider anfahen zu blüen, vnd die Practic, so darauff folget, wird sich mit vnglaublichen Zeichen vnd Wundern beweisen, Denn auß dem gemeinen Pöfel werden auch die Handwercksleute Theophrasti Kunst verstehen, gegen ewrer Sudlerey.

In der Tinctura physicorum bzw. in dem derselben vorausgeschickten Prologus contra Sophistas medij seculi (den ich in dem Dresdner Exemplar der Archidoxenausgabe von 1570 einsah) heißt es: Dann meines schatzs ligt noch zu Weyden in Fryaul eyn kleinath im Hospital, das weder du Römischer Lew / noch Teutscher Carl mit allen ewerem gewalt bezahlen möchte. Vorangeschickt ist die gleichfalls von Reinhart angezogene Stelle: Dañ mein Theoric, welche gehet auß dem liecht der Natur / vnnnd kan von derselbigen bestendigkeyt wegen nimmer verkert werden / Wird in dem Jahre LVIII anfangen zu grünen. Statt Reinharts Sudlerey bietet die Tinctura physicorum stets hudlerey.

Die hier im Kern vorliegende Prophezeiung hat jedoch nicht allein in den auf Gustav Adolfweisenden Drucken weitergelebt. Ursprünglich

wurde das Schriftstück rein alchimistisch gedeutet. So betrachtet es, wie der Druck von 1625, auch Reinhart, und mit dieser Bezogenheit lebt es länger als die politisierenden Nachfahren. Es ist neben dem Liber Vexationum der einzige „Paracelsus“-Text, der im Sudetenraum einen Drucker fand<sup>21)</sup>. Vorher freilich machte die Schrift noch eine Odyssee durch halb Europa durch. Diese späte Lebendigerhaltung verdankt die Prophezeiung vom Leu aus Mitternacht dem Franken JOHANN RUDOLF GLAUBER, der sie in sein erstmals 1659 zu Amsterdam gedrucktes Buch Theutschlands Wohlfahrt (dritter Teil) aufnahm. Dieses von einem starken nationalen Geist getragene Werk<sup>22)</sup> hat mancherlei Anregung durch sudetendeutsche Schriftsteller empfangen. Der mit Erwähnungen sparsame Gelehrte widmete breitesten Raum KASPAR BRUSCHS Büchlein über das Fichtelgebirge, auch kennt er MATTHESIIUS und des obersten böhmischen Bergmeisters LAZAR ERCKER Probierebuch der Metalle<sup>23)</sup>, das er als ein Meisterwerk bezeichnet, das er selber nicht besser zu geben vermöchte. Glaubers Schrift erschien noch im gleichen Jahre in lateinischer Übersetzung gleichfalls in Amsterdam. Dreißig Jahre später besorgte CHRISTOPHER PACKE eine englische Übersetzung: The Works of the Highly Experienced and Famous Chymist John Rudolph Glauber, published for the public good — so soll Deutschlands Wohlfahrt zu einer englischen werden! —, die in London von THOMAS MILBOURN gedruckt wurde. Die Prager Ausgabe (bei CASPAR WUSSIN, 1704) ist ein Nachdruck der Amsterdamer Erstausgabe von 1659. Dabei sind die Kupfer schlecht nachgestochen und der Unselbständigkeit dadurch die Krone aufgesetzt worden, daß sogar die für den Neudruck nicht zutreffenden Seitenzahlen der Vorlage übernommen wurden.

<sup>21)</sup> Ein später sudetendeutscher Paracelsist war MATTHÄUS ERBEN VON BRANDAU, der sich als böhmischer Ritter und Doktor der Medizin bezeichnete; seine 1630 zu Brieg niedergeschriebenen Grundsäulen der Natur und Kunst, die u. a. einen PARACELSUS-Tractat enthalten, wurden 1689 zum Druck befördert. Der Verfasser nennt sich „einen grossen Liebhaber des Theophrasti Paracelsi“.

<sup>22)</sup> Diese Erstausgabe war bislang in einem einzigen in München liegenden Exemplar bekannt; ein zweites Stück erwarb ich im Oktober 1940 bei dem Dresdner Antiquar ALICKE. Der Text der Prophezeiung im Anhang wird nach diesem Exemplar gegeben.

<sup>23)</sup> Beschreibung Allerfürnemsten Mineralischen Ertzt vnd Bergwercksarten. Frankfurt 1624.

## A n h a n g

(Der Abdruck geschieht buchstabengetreu mit Beibehaltung der alten Interpunction nach den in meinem Besitz befindlichen Exemplaren.)

### I. Vier Gedichte von Hans Christoph Reinhart dem Älteren

#### 1. Die rechte Thür zu dem Gesundbrunnen in deß rothen Löwen Schatzkammer.

[Das Valete; Vber den Tractat der Arcanorum usw., Bl. Ciiijr]

DER erste Weg zu dieser Kunst /  
 Geht allein durch der Astris Gunst /  
 Darauß man macht medicinam /  
 Die recht wahre materiam /  
 5 Darauß der Künstler wird gewehrt /  
 Was er in vnser Kunst begert /  
 Durch sulphur vnd Mercuri Krafft /  
 Auß aller Metalln Eigenschafft /  
 Der sich die sapientes betragh /  
 10 Ausser deß sonst nach nichten fragh /  
 Was derselben Eigenschafft sey /  
 Bring ich ohn all Betriegerey.

#### 2. Widmungsgedicht an Herrn Wilhelm von Petzschwitz.

[Das Valete: Vber den Tractat der Arcanorum usw., Bl. Fiiijv -Fviijr]

HIE spieget euch an diesen Gabn /  
 Die sich von Gottes ordnung habn  
 Zu trösten aller Menschen Kindn /  
 Kein jrrdischer Schatz ist zu findn /  
 5 Der diesem gleicht auff dieser Erdn /  
 Durch Menschen Kunst erlanget werden /  
 Kein höher gut in diser welt /  
 Wenn den menschen kranckheit anfelt /  
 Er gibt gesund vnd langs Leben /  
 10 Verhüt Armut auch darneben /  
 Gibet Verstand / Gunst vnd weißheit /  
 Vnd offenbart auch groß Thorheit /  
 An den so kein Vnterscheid han /  
 Vnd albern in dem thummen wahn /  
 15 Wie mancher vnzeitiger Narr /  
 Dem die Gheimniß nit offenbar /

- Vnd darzu nicht wirdig erkant /  
 Der bleibet auff sein Narrentand /  
 Setzt Kunst Weißheit auff die gabel /  
 20 Lobet / ehrt / preist ein lahme Fabel /  
 Richt vnd vrtheilet scharff darvon /  
 Was er vbers Jahr soll verstahn //  
 Hecken / Dornen vnd Weizenstro /  
 Gilt jhme gleich in dem also /  
 25 Die höchst geheimniß Gottes gabn /  
 Bey jm kein andern vnterscheid habn /  
 Denn wie ein Narr der weißheit gunst /  
 Veracht mit der Goldmacherskunst /  
 Dargegen kindisch Fastnacht Bossn /  
 30 Zu belieben gantz vnverdrossen /  
 So ist es höfflich außgericht /  
 Wenn man allein die kunst vernicht /  
 Vnd die so solch auch belieben /  
 Sich in den Gaben Gottes vben /  
 35 Im Liecht der Natur lobesam /  
 Der rechten Weißheit zugethan /  
 Darauß zu erkennen Gottes gunst /  
 Der patrum sapientiæ Kunst /  
 Den nicht eitel Narren geborn /  
 40 Sondern auch jme Gott erkohrn /  
 Mit Weißheit Verstand imprimirt /  
 Auf daz Gotts allmacht erkent wird /  
 In aller Dingen Eigenschafft /  
 Von Gott hochgesegneten Krafft //  
 45 So alles der Menschen Wolfart /  
 Zu beweisen ein jedes Art.  
 Vnd was auß göttlichem gewalt /  
 In der Welt hat forma Gestaltt /  
 Vnd was auß dreyen eins vollend /  
 50 Wir alle wesen habn bekent.  
 Ein Geist / ein Seele vnd ein Leib /  
 In jedem Samen Mann vnd Weib.  
 Welcher gespeist auß den astris /  
 Warhafft in der Natur gewiß.  
 55 In prima Materia verborgn /  
 Das rechte chaos ohne Sorgn.

Dardurch die Creatur besteht /  
 Vnd aller Weisen höchst Secret.  
 Ein sulphur / Saltz / Mercurius,  
 60 Bezeugt die gantz Natur also<sup>24)</sup>.  
 Geboren in dem Jammerthal /  
 Darauß der Philosophen Zahl /  
 Die höchste Medicin bereit /  
 Genützt mit grosser Fruchtbarkeit /  
 65 Von welcher ich vor angemeld /  
 Vnd im valete vorgestellt. //  
 Hie mit gbührender reverentz /  
 E. G. E. E. excellentz /  
 Diß kleine Wercklein dedicir /  
 70 Sintemal gar wol wissend mir /  
 Das es im Liecht der Natur bsteht /  
 Auß derselben Warheit hergeht /  
 Die E. G. E. excellentz bekant /  
 Haben lobwirdigen Verstand /  
 75 Vber viel ander drumb auß gunst /  
 Viel Argument in dieser Kunst /  
 Allein die Wahrheit zu ergründn /  
 Das Heyl in dem verborgen findn /  
 So zweiffelt mir auch mit nichten /  
 80 Das wider vieler Idioten dichtn /  
 Die Junckern vnd Herrn lobesam /  
 Die falsch vnd rechtes wol verstahn /  
 Diß klein Wercklein solcher gestallt /  
 Beschützen mit Warheit gestallt /  
 85 Vnd von meiner einfalt Person /  
 Einem verachten Handwercksman /  
 Günstig vermercken vnd annemn /  
 Vor mein getrew dienste erkennen //  
 Die ich mich denn zu jeder Zeit /  
 90 Zu leisten williglich bereit /  
 Vnd in derselben Förderung /  
 Befehl das ich mög widerumb /  
 Bey richtiger Warheit auffnemn /  
 Weil ich bin in verachtung kommnn /

<sup>24)</sup> Der Rem verlangt alsus.

- 95 Auß vnverschulter massen gstatt /  
 Durch vnbefügter gleißner gwalt /  
 Durch heuchlen vnd verhasten lügen /  
 Vnd eitel schmeichlerischen betriegen /  
 Also getragn die groß Vnschuld /  
 100 Ein lange Zeit mit grosser Gdult /  
 Allein dem HErrn so heim gesetzt /  
 Der kein gutes lest vnergetzt /  
 Auch kein vbels lest vngestraft /  
 Vnd stellts also in seine Krafft /  
 105 Darein ich denn die Herren all /  
 Entpfehlen thue gantz vberall /  
 Mit Leib vnd Seel in diesem Lebn /  
 Der alle Wolfart allein kan gebn /  
 Vnd also das valete beschließ /  
 110 Zu vieler Idioten verdriß //
- Vor Hall im Gibichensteinerampt  
 Newmarck den Herren wol bekant /  
 Den 16. Martij gantz offenbar /  
 Anno 1608. die Jahrzahl war.

Ew. Gestr. Edle Ehrnveste vnd Excellantz  
 Dienstwilliger Hans Christoff Reinhart der  
 eltere Chimist / vnd bey der Rôm. Kay.  
 May. Hoffgefreyter Seydensticker.

### 3. An den Leser.

(Liecht der Natur usw., Bl. Biiij<sup>r</sup>-Biiij<sup>r</sup>)

- Hie spiegl dich du stoltzer Sophist  
 Der du so hoch berühmet bist /  
 An hohen ortn in Gnaden Gunst /  
 Vmb elendr corrosivische Kunst.  
 5 Darmit dein grosse Sicherheit /  
 Bey mir veracht die klar Warheit /  
 Weil ich nicht lust deinem begern /  
 Vnd dein Compania zu gewâr /  
 In der höchstn gheimniß dieser kunst /  
 10 Drumb ich ewrer aller Vngunst /  
 Gemerckt / zusag / zierlichen Pracht /  
 Vnd wenig gehalten in der sach /

- Darauff ewre Wort sein gesetzt /  
 Die mich oft fälschlichen verletzt /  
 15 An manchem ort hinderlistig /  
 Nach gelogen gantz vntüchtig /  
 Biß ich mit Nachtheil muß verstan /  
 Wie zusag vnd haltn ist gethan /  
 Das jr auch andern das mißginnen /  
 20 Welchs euch verborgen zu ersinnen /  
 Aber was jhr habt gesponnen /  
 Wird noch wol komn an die sonnen.  
 Dann alle ding hat seine Zeit /  
 Ich bleib bey der rechten warheit /  
 25 Die meine Feder soll tractirn /  
 Mein Feinden vnter Augen führn /  
 Was sie an mir haben veracht /  
 Allein zu bschützen jhren Pracht /  
 Welches ich doch gar wenig acht.  
 30 Darumb schreib ich in dieser Kunst /  
 So viele mir der Natur Gunst  
 Verliehen / Warheit zu probirn /  
 Das finster an das Liecht zuführn /  
 Dann jedes Werck sein Meister lobt /  
 35 So die Arbeit besteht die Prob /  
 Wie vnser Werck seye fundirt /  
 Besteht / wens wird recht geregirt.  
 Also der Künstler sucht vnd bgert /  
 Wird er alles auß zweyen gewärt /  
 40 Vnser Golt vnd geistlicher Wein /  
 Verbringen vnser medicin allein. //  
 Was weiters wird darzu gedicht /  
 Besteht in vnser Gheimniß nicht /  
 So nun das subjectum erkent /  
 45 Das medium auch wol vollent /  
 Dieser verbringt der Tinctur Baw /  
 Hans Christoff Reinhart von Schongaw /  
 Bey Rôm: Kay: Mey: Hofe gefreyt /  
 Ein Seidensticker vielen zu leid.

4. Der Stein Veneris<sup>25</sup>).

(Liecht der Natur usw., Bl. Eijv)

Auß Venere Leib mach dir ein stein /  
 Vnd treib darauß den Geist allein /  
 Roth / dick vnd trübe wie ein Blut /  
 So Martem gar zerbrechen thut /  
 Darauß mach wider einen Stein /  
 Gleich wie der erst gar vberein /  
 Darin steckt Kunst vnd wunder groß /  
 Zu tingirn die weisse Luna bloß.

**II. Prophezeyungh Doctoris Philippi Theophrasti Paracelsi**

(J. R. Glauber, Theutschlandes Wohlfahrt Dritter Theil, S. 83—87.)

## Von Löwen auß Mitternacht.

DAB ich in meinem Grab nicht gelassen werde / sondern man wird mich wiederumb auß meinem Grab gegen Morgen legen / vnd ich sage euch: Drey grosse Schätz seind verborgen: Alß einer / zu Weyden in Frieaull. Der ander / zwischen Schwaben vnd beyern / den ort nent ich nicht / zu verhüten groses übels vnd Bluthvergiessens. Der dritte / zwischen Spanien vnd Franckreich. Vnd dehnen sie beschaffen sein / werden dardurch zu einem Triumph geführet / darob sich jederman verwundern wird. Item, bey den Schatz zwischen Schwaben vnd Beyern würd man überauß erfahrene Kunstbücher finden / darbey Edelgesteine / auch ein Carfunckel lieget.

Hierüber schreibe ich in dem Alter derer / welchen sie bescheret / vnd sie finden werden. Alß der erste seines Alters 32. Der ander 50. Der dritte 28. Jahr / vnd sollen balde nach abgang des letzten Osterreichischen Keyserthumbs gefunden werden / vnd wird geschehen / das eben zur selben zeit ein Gelber Löb von Mitternacht kommen wird / der wird dem Adler nachfolgen / vnd mit der zeit übertreffen / er wird auch gantz Europam, vnd eines theils Asiam, vnd Africam in seine gewaldt bekommen / er wird

<sup>25</sup>) Reinhart schickt diesen heute schwer verständlichen Versen folgendes voraus: Erstlich mache dir ein blutroth dickes Tincturöl Veneris / also / wie es in den Reimen in Venere Jagt / fol. 224 tractirt wird / auch in gemeltem proces fol. 91 erfodert wird. — Der „gemelte proces“ steht im 6. Kapitel der „Handgriffe“ von Basilius Valentinus. Im Anschluß an die Verse schildert Reinhart eingehend die Herstellung des Tinkturöls Veneris, das aus dem „rothen Füchsen“ oder „fixen Kupferstein“ gewonnen wird, und im Anschluß daran die Herstellung der „Tinctur Martis“. Beide Tinkturen dienten nach Basilius Valentinus „zu deß Königs Speise vnd Träncke bereitung“.

Christlicher guter Lehre sein / dem alles bald beyfallen wird; Erstlich wird er viel mühe haben / des Adlers Klawen aus dem Reich zu bringen / vnd ehe dan solches geschiehet, werden in allen Landen grosse Verwirrungen / vnd viel wiederwertigkeit entstehen / eß werden die Vnterthanen wieder ihre eigene Herren streben / daß grosse Auffruhr dadurch soll erwecket werden / doch soll das haubt bleiben / vnd die boßheit gestrafft werden.

Bey diesem wirts nicht verbleiben / sonder es wird ein grösser Fewr angehen / vnd wird darunder groß verderben geschehen / aber GOTT wird den Gerechten beystehen / vnd ihn helffen / doch soll ein Füncklein der Gerechten bleiben / vnd dasselb wird hernachmahl groß sein / daß man es mit grosser Furcht wird annehmen / daß wird / was Todt ist / wiederumb lebendig machen; Die Feind Christi werden sich mächtig erzeigen / vnd sie werden groß verderben mit sich bringen / daß es sich wird ansehen lassen / als ob es mit uns wird auß sein.

Wen nun der Feind in seinem höchsten Gluck stehen wird / so wird GOTT der Almächtige / durch ein kleines Häufflein / so dem starcken Löwen auß Mitternacht nachfolgen wird / demselben Grausam / sambt seiner Clerisey gantz außrotten: Doch werden sich viel bekehren / vnd an seinen Nahmen vnd Almacht glauben.

Wen nun dieser Löw des Adlers Scepter bekommen wird / werde jederman darauff sehen / vnd ihm folgen / dieser wird mächtig von Thaten vnd Wunder sein / vnd werden ihm die Vnterthanen / so ihn jetzt nicht kennen / mit grossen Freüden uffnehmen.

Ferner / daß der obgemelte Schatz zwischen Schwaben vnd Beyern gefunden wird / welcher mächtig an Bahrschafft / mehr den 12. Königreich / alda ein Carfunckel als ein Ey / welchen kein Keyser nicht bezahlen kan / lieget.

Aber der ander Schatz zwischen Spanien vnd Franckreich ist woll sehr groß vnd mächtig / doch ist der vorige weit drüber / vnd soll im Eintritt des Löbens / der von Mitternacht kommen wird / welcher den Adler tragen vnd führen wird / offenbahr werden / vnd alßdan wird erst gedacht werden / waß ich Theophrastus gewesen bin? Wann alßdan gemelter Löw von Mitternacht seinen lauff volführt hat / vnd des Adlers Klauwen gleichsam stumpff gemacht / alßdan wird allenthalben Fried vnd Einigkeit kommen / zuvor aber wird er Zeichen schicken / daß die vorlauffenden Botten / die zukunfft des Herren ankündigen werden.

Noch einst bitt ich Theophrastus, daß ihr mir alle keine schuldt geben wollet / daß ich am Tage offenbahre / vnd anzeigen thue / dan ich nicht wieder den Willen GOTTES streben kan / sondern habe seinen willen in der Natur verrichten müssen.

Vnd ist der Schatz vnd die verborgene Heimlichkeiten / die ich offenbahren müssen / daß dieser Schatz die andere weith übertreffen thut / an gemelten Ort zwischen Schwaben vnd Beyern / als an einem geheimen verwahrsamen Ort / da liegt meine höchste geheime Kunst / alß die rechte Transmutation Metallorum des kurtzen wegs / des Universali, Plusquam perfecti, Hochwürdigen Auri Potabilis, & Lapidis Philosophorum, wem nun solches zu finden / die rechte Thüer auffzuschliessen / von GOTT beschaffen ist / der wird an diesem Ort / ein Carfunckelstein / sambt andern Edelgesteinen finden / vnd er liegt in einem Trühlein verschlossen / welches mit Menschen Hände gemacht ist / alles von lauter Edelgesteine vnd Golde / der Schlüssel liegt oben drauff / vnd in einem Guldenen Sarg / vnd der Guldene in einem Silbern / vnd der Silberne in einem Ziehern Sarg vergraben / vnd liegt an einem Ort / welches GOTT hie haben wollen.

Aber GOTT der Almächtige wird durch den / der dieses finden wird / in allem Glück vnd Sieg mit seiner Göttlichen macht stercken / vnd ihm gewaldt verleihen / damit alles böses untergedrucket werde / vnd alles gute eröffenet / vnd daß ersprißlich sein wird / dardurch auch die nötige dinge erlanget werden mögen durch den GOTT / durch welchen die Welt erschaffen / auch wieder zubrechen kan / auch durch den Sohn / vnd H. Geist / wahrer GOTT hochgelobt in all Ewigkeit / Amen.

# Deutsche mittelalterliche Stadtanlagen in der Slowakei

## Ein Beitrag zur ostdeutschen Volkstumsgeographie

Von HERBERT WEINELT, Königsberg (Preußen)

(Schluß)

### Der ostdeutsche Kolonialtyp

Die planmäßigen Stadtanlagen mit dem rechteckigen oder quadratischen Platz lassen sich in der Slowakei nur schwer auf eine einheitliche, wirklich alle Formen und Spielarten erfassende Formel bringen. Im Kartenbild ist eine Einteilung in drei Untergruppen versucht worden und es war dabei unvermeidlich, die Grenzfälle und Übergangsformen der einen oder anderen Gruppe zuzuweisen. Unter ostdeutscher Zentralanlage<sup>181)</sup> wird im folgenden ein Marktplatz oder, wie er volkstümlich heißt „Ring“ von quadratischem Grundriß oder doch auch rechteckigem verstanden, in dessen vier Ecken in der Verlängerung der Platzseiten gerade Straßen ausgehen. Die übrigen Straßen ziehen parallel zu den Platzseiten, so daß ein regelmäßiges Schema rechtwinkliger Baublöcke entsteht („Gitteranlage“), von denen sich die äußeren allerdings dem oft rundlichen Zug der Umwehrung anpassen müssen. Leichte Unregelmäßigkeiten sind freilich da und dort vorhanden, sie zeigen aber nur, daß die Anlageart noch nicht zum blutleeren Schema erstarrt war. Das deutsche Rechtecksystem, wie wir die zweite Untergruppe nennen, hat gleichfalls einen viereckigen Platz, der allerdings nicht immer so regelmäßig sein muß wie bei der ostdeutschen Zentralanlage. Das System der vom Platz ausgehenden Straßen ist dann nicht so vollständig, abseits vom Platz wird auch die Form der Baublöcke mehr unregelmäßig. Die dritte Gruppe ist das gestörte Rechtecksystem, das schon weitgehende Unregelmäßigkeiten aufweist und dem auch die Fälle zugezählt sind, wo eigentlich eine recht unorganische rechteckige Platzbildung vorhanden ist.

Das zu sagen war zur Erläuterung der Zeichen auf der Stadtformenkarte notwendig. Im folgenden wird dann aber auch eingehend auf jeden einzelnen Stadtplan eingegangen.

Zum ostdeutschen Kolonialtyp sind wenig Erklärungen notwendig. Ganz allgemein kann gesagt werden, daß in der Slowakei — die hier mit dem Sudetenraum übereinstimmt —<sup>182)</sup> streng regelmäßige Anlagen nur vereinzelt vorkommen. Bei den kleinen Städten genügte der Platz, weitere Gassen waren nicht notwendig. Jeder Bürger hatte eben dann sein Haus am Ring

---

<sup>181)</sup> Die Terminologie und Begriffsbildung ist an HOENIG, Städtebau, S. 29, angelehnt.

<sup>182)</sup> HOENIG, Sudetendeutsche Stadtanlagen, a. a. O.

und die damit verbundenen Vorrechte. Solche im ganzen deutschen Osten nicht seltenen Fälle lassen sich naturgemäß recht schwer eingliedern, sie gehören indes unzweifelhaft zum ostdeutschen Kolonialtyp.

Zur Herkunft des ostdeutschen Kolonialtyps hat W. MÜLLER ganz neue und bisherige Anschauungen über den Haufen werfende Ansichten geäußert<sup>183</sup>). Er geht von der Tatsache der strengen Ausrichtung gerade der planmäßigsten Kolonialstädte auf die Himmelsrichtungen aus, eine Tatsache, die man wohl auch früher keineswegs übersehen hat, die aber in Zusammenhang mit der Ost-West-Lage der Kirchen gebracht wurde, was bei anderen auf Zweifel und berechtigte Ablehnung stieß. MÜLLER hat tiefer gesehen und Verbindungen mit der germanischen sakralen Siedlung herzustellen versucht<sup>184</sup>).

Entwicklungsstufen vermögen wir an den Städten des ostdeutschen Kolonialtyps in der Slowakei selbst nicht abzulesen. Man muß sich stets vor Augen halten, daß die Formen der älteren und teilweise auch der jüngeren Städte fertig in das Land gebracht wurden, d. h., daß Siedler aus verschiedenen Richtungen kamen mit dem Plan, eine Stadt dieser oder jener Anlageform zu erstellen.

Der Wert einer urkundlichen Erstnennung darf gewiß nicht überschätzt werden, denn mehrere Siedlungen können schon Jahre nebeneinander bestehen und nur von einer ist vielleicht eine Urkunde auf uns gekommen. Aber bei Städten ist das doch etwas anders als bei Dörfern. Denn, wenn eine regelrechte Stadt lange Zeit nicht genannt wird, dann ist doch die Annahme berechtigt, daß sie damals noch nicht bestand. Wenn nun die Stadt Karpfen im Gebiet der späteren niederungarischen Bergstädte schon 1238 genannt wird<sup>185</sup>) und dabei von den Saxones de Corpona die Rede ist, so ist dem unbedingt eine besondere Bedeutung zuzumessen, um so mehr, da wir von einer Reihe von Städten genaue Nachrichten über ihre Gründung haben und diese zumeist erst nach der ersten Erwähnung von Karpfen liegen. Bereits 1135 wird der Karpfenbach genannt, an dem die Stadt liegt und von dem sie den Namen erhielt<sup>186</sup>). Dem Bach entlang führte ein für die Kolonisation sehr wichtiger Weg, der vom Süden kommend, die einzige Verbindung zum Bergbaugebiet und weiter über Altsohl in die Neusohler Gegend war. Eine Abzweigung ging nach Schemnitz<sup>187</sup>). Die

<sup>183</sup>) W. MÜLLER, Kreis und Kreuz. Untersuchungen zur sakralen Siedlung bei Italikern und Germanen (Deutsches Ahnenerbe, Abt. 2, Band 10), Berlin 1938, S. 65 ff.

<sup>184</sup>) MÜLLER hat seine These durch spätere Forschungen erheblich festigen können.

<sup>185</sup>) FEJÉR, Cod. dipl. Hung. IV, S. 136 f.

<sup>186</sup>) Ebenda II, S. 83.

<sup>187</sup>) CHALOUPECKÝ, Staré Slovensko, Karte 3.

große dreischiffige romanische Kirche ist im spätromanischen Stil erbaut und zeugt damit ebenfalls für eine Entstehung vor dem Tatareneinfall<sup>188</sup>). Ihre Ausmaße sprechen zudem für ein städtisches Gemeinwesen von allem Anfang an. Allerdings ist von Karpfen noch 1265 und 1266 als von einer villa die Rede, im letzten Jahre sind dann aber auch schon die *cives* genannt<sup>189</sup>). Den Deutschen von Karpfen wird schon 1244 das Recht der freien Wahl des Richters und des Pfarrers wiederbestätigt<sup>190</sup>). Die Siedlung ist dabei wohl noch älter, als die erste Nennung von 1238 besagt, denn in dem weiter südlich gelegenen Siebenbrot erhalten 1222 zur Kirche in Gran gehörige Leute gewisse Vorrechte. Es scheint, daß es Siedler deutschen Volkstums gewesen sind, denn 1233 wird den deutschen Gästen in Siebenbrot ein eigener Priester zugestanden<sup>191</sup>).

Karpfen bildete gewissermaßen den Mittelpunkt einer bäuerlichen Siedeltätigkeit im Raum der niederungarischen Bergstädte. Sein Recht, das Karpfener Recht, wurde das berühmteste Recht des Gebietes und Karpfen als der Oberhof nahm eine ganz bedeutende Stellung ein. Man hat bislang immer das Karpfener Recht in Gegensatz zum Magdeburger gestellt<sup>192</sup>) und es auch in oberdeutsche Zusammenhänge eingliedern wollen. Klarheit brachte uns erst das durch lange Jahre verschollene Stadtbuch von Sillein im oberen Waagtal; es enthält u. a. eine Aufzeichnung des Magdeburger Rechts aus dem Jahre 1378, die die Schöffen von Karpfen den Silleinern übermittelten<sup>193</sup>). Diese Mitteilung des Karpfener Rechts an Sillein ist in einer Kanzleisprache mit starker bayrischer Färbung geschrieben, was beim Magdeburger Recht einigermaßen auffällt. Karpfen, das durchaus im Strahl- und Einflußbereich des bayrischen Stammesgebietes liegt und das keine Bergstadt war, ist nach der Aussage seiner mittelalterlichen deutschen Kanzleisprache Vorposten und Strahlpunkt des Bayrischen im Gebiet der niederungarischen Bergstädte gewesen<sup>194</sup>). Karpfen hatte nun Magdeburger Recht, die deutsche Siedlung ist für 1238 urkundlich gesichert. Wenn also in jener Frühzeit Leute sich in diesem Einflußbereich südlicher Stadtrechte ihr Magdeburger Recht zusichern ließen, dann besagt das ziemlich eindeutig, daß sie aus einem Bereich gekommen sein müssen, in dem das Magdeburger Recht galt<sup>195</sup>): es waren Ostmitteldeutsche. Sie müssen bald von

<sup>188</sup>) MENCL, *Stredoveká architektúra* I, S. 202 ff.

<sup>189</sup>) MENCL, *Středověká města*, S. 43.

<sup>190</sup>) FEJÉR, *Cod. dipl. Hung.* IV/1, S. 329.

<sup>191</sup>) CHALOUPECKÝ, *Staré Slovensko*, S. 171, 278.

<sup>192</sup>) So auch ERNYEY und KURZWEIL, *Deutsche Volksschauspiele* II/1, S. 60 f.

<sup>193</sup>) Lichtbilder der gesamten Rechtseintragung liegen mir vor.

<sup>194</sup>) Verf., *Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache*, § 133.

<sup>195</sup>) Vgl. für die Sudetenländer jetzt die Karte bei W. WEIZSÄCKER, *Das Recht*,

bayrischen Siedlern überdeckt worden sein, aber in der Frühzeit waren sie jedenfalls da. Das Karpfener Recht, das nach Sillesheim gebracht wurde, weist nach Schlesien. Die „Extravaganten“, die es zeigt, gehören zu den bezeichnend schlesischen Eigentümlichkeiten des Magdeburger Rechts. Wenn wir den mutmaßlichen Ausgangsbereich des Karpfener Rechts suchen, dann kommen wir in das Bergbaugesamt von Freudenthal in Sudetenschlesien und nach Mährisch-Neustadt, in dem allein in dieser frühen Zeit — Mährisch-Neustadt erhält 1223 das Recht, das die Freudenthaler seit mindest zehn Jahren genießen — Deutsche unter Magdeburger Recht leben. Freudenthal ist dabei die ältere, größere und in jeder Hinsicht bedeutendere Stadt, es scheint, daß aus ihrem Bereich die Gründer von Karpfen kamen<sup>196</sup>).

Karpfen ist eine Anlage nach dem deutschen Rechtecksystem. Es hat einen regelmäßigen rechteckigen Marktplatz, an dessen östlicher Langseite die alte Straße nach Altsohl geht. Die anderen Platzseiten haben keinen Anschluß an nach außen führende Straßen. Die Stadt, die übrigens erst im 16. Jh. zur Zeit der Türkengefahr ihre Umwehrung erhielt — seit 1553 wurde an der Stadtmauer gebaut<sup>197</sup>) —, hatte demnach nur zwei Stadttore. Die Häuserblöcke sind groß und recht regelmäßig, eine Störung liegt vor allem bei der im 16. Jh. ebenfalls mit Ringmauern mit Ecktürmen umgebenen Pfarrkirche vor. Die Kirche zeigt nun dieselbe Lage neben dem Marktplatz wie in Freudenthal oder in Mährisch-Neustadt. Der Marktplatz ist nicht recht genau nach den Himmelsrichtungen ausgerichtet.

Die Anlage von Karpfen fügt sich sehr wohl zu den aus dem Magdeburger Recht gewonnenen Erkenntnissen: die Stadtgründer haben auch die Form des Stadtgrundrisses aus ihrer mitteldeutschen Heimat mitgebracht, der in dieser Gegend vereinzelt dasteht.

Karpfen war das ganze Mittelalter hindurch eine deutsche Stadt, in der natürlich fremdvölkische Einsprengsel nicht gefehlt haben. Den Anlaß zum stärkeren Einbruch fremden Volkstums gaben die Hussitenkriege, die Lücken in die Stadtbevölkerung rissen, so daß von König MATTHIAS I. im Jahre 1470 jedem Zuwanderer, der sich ein Haus in der Stadt erbaute, eine Steuerfreiheit von 10 Jahren gewährt wurde<sup>198</sup>). Damals begann ein Zuzug von Slowaken aus den umliegenden Dörfern. Der Beschluß des Reichstages von 1608 über die Gleichberechtigung der einzelnen Völker in den Städten brachte in Karpfen neben 6 deutschen, 3 slowakische und 3 madjarische

---

in: Das Sudetendeutschtum, hgg. von PIRCHAN, WEIZSÄCKER, ZATSCHKE, Band 1, Brünn 1937, nach S. 136.

<sup>196</sup>) Verf., Das Werden der ostmitteldeutschen Kulturlandschaft Freudenthal, Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 3, 1939, S. 610 f.

<sup>197</sup>) ERNYEY und KURZWEIL, Deutsche Volksschauspiele II/1, S. 66.

<sup>198</sup>) Ebenda S. 79 ff.

Stadträte. Es ist begreiflich, daß das Karpfener deutsche Bürgertum seine historisch wohlbegründeten Vorrechte dennoch nicht aufgeben wollte, daß es sich selbstverständlich weigerte, die 1000 Mann zählende madjarisch-slowakische Besatzung, die der Türkengefahr wegen hier liegen mußte, als gleichberechtigt anzuerkennen. 1611 kam eine Verordnung des Palatins, nach der der äußere Rat nunmehr aus je 8 deutschen, madjarischen und slowakischen Bürgern bestehen sollte. Das Deutschtum Karpfens aber war biologisch schon zu geschwächt, um sich auch in der Minderheit behaupten zu können. Nach der Matrikel des evangelischen Pfarramtes sind 1586 noch 66 deutsche Kinder getauft worden, 1615 waren es nur mehr 23, denen 54 Taufen slowakischer Kinder gegenüberstanden. 1644 wurden 13 deutsche und 155 slowakische Taufen festgestellt, 1650 war das Verhältnis 11 : 87. Hatten 1615 noch 355 Deutsche und 896 Slowaken das Abendmahl genommen, so war das Verhältnis im Jahre 1650 nur mehr 267 : 1831 und neben 2 deutschen wurden 32 slowakische Taufen gezählt. Das Deutschtum war demnach im stärksten Zurückgehen begriffen. Noch 1666 wurde ein deutscher lutherischer Prediger angestellt, der 1673 wieder die Stadt verließ.

Deutschfeindliche Anordnungen haben den Rückgang des deutschen Volkstums beschleunigt. Denn als solche Maßnahme ist doch die Verordnung von 1611 zu werten, nach der auch 8 Madjaren in den äußeren Rat gewählt werden sollten. Ein volklicher Hintergrund war ja dafür keineswegs gegeben.

Die älteste ostdeutsche Zentralanlage in der Slowakei ist Leutschau, die Hauptstadt der Zipser Sachsen. Leutschau ist auffallend groß geplant, etwas atypisch mutet nur der große Marktplatz an, der mehr als dreimal so lang wie breit ist und auf dem die schöne, durch ihre reiche Innenausstattung weithin bekannte Jakobskirche steht. Der Marktplatz ist wiederum, und zwar genauer nach den Himmelsrichtungen orientiert als der in Karpfen. Die Häuserblöcke sind streng regelmäßig, die Ummauerung fügt sich weitgehend der rechtwinkligen Planung. SCHÜRER<sup>199)</sup> hat angenommen, daß die eiförmige Südspitze der Stadt erst einer späteren Erweiterung entstammt, daß die ursprüngliche Stadtanlage sich nur bis zu der Querstraße südlich des Minoritenklosters erstreckt habe. Dort seien auch Spuren einer einstigen Mauer zu erkennen. Stimmt das, dann muß die Zufahrtstraße durch das südliche Tor, das Niedertor, durch eine vordem breitere Straße gegangen sein, da sie sich heute sogleich hinter dem Tor gabelt und so in zwei Armen zum Marktplatz führt. Das ist eine recht verbreitete und auch verkehrstechnisch und städtebaulich günstige Regelung. Die Entstehung der Stadt Leutschau ist nicht ganz geklärt. Die Jakobskirche, die sicher gleichzeitig

<sup>199)</sup> SCHÜRER und WIESE, Deutsche Kunst in der Zips, S. 30.

mit der Stadt erstand, wurde wohl um 1300 begonnen<sup>200</sup>). Da 1309 das Minoritenkloster gestiftet wurde, so muß damals die Planung der umwehrten Stadt bereits festgelegt worden sein. Falls vorher schon eine Siedlung an der Stelle der Stadt Leutschau stand, dann ist sie bei der Gründung der Stadt weggerissen worden. Der eigentliche Vorläufer der Stadt Leutschau kann diese Siedlung nicht gewesen sein, weil unfern der Stadt eine Flur „Alt-Leutschau“ heißt<sup>201</sup>). Hier ist das bei der Gründung der Stadt verlassene Dorf Leutschau zu suchen.

Aber schon dieses Dorf Leutschau hatte einen Vorrang vor den übrigen Zipser Siedlungen, denn es wurde 1271 durch das große Privileg der Zipser Sachsen zum Sitz ihres Richters bestimmt<sup>202</sup>), noch 1278 wird Leutschau villa genannt<sup>203</sup>), erstmalig als civitas erscheint der Ort im Privileg König KARL ROBERTS für die Zipser Sachsen. Die rechtliche Erhebung zur Stadt und dann die Anlage dieser Stadt selbst zeugt für das gefestigte Zipser Deutschtum. Die Stadtplanung ist nicht aus der eigenständigen Kraft des Zipser Deutschtums erwachsen, es sind offenbar geschulte Landmesser aus dem mitteldeutschen Osten herangezogen worden. Ebenso wenig zeigt ja die Jakobskirche die bodenständigen Elemente, sondern vielmehr ostmärkische und auch westfälische Züge<sup>204</sup>). Bezeichnend für die deutsche Siedlung in der Zips ist sonst durchaus die Straße bzw. der damit verwandte Straßenanger oder, wie er bei städtischen Siedlungen passender genannt wird, der Angermarkt<sup>205</sup>). Davon war ja schon oben bei Käsmark und Zipser Neudorf die Rede. Leutschau fällt damit durchaus aus den Rahmen des Üblichen heraus, es erscheint nicht traditionsgebunden in seiner Anlage.

Im heutigen deutschen Volksgebiet der Oberzips, d. h. in dem Raum, in dem sich das eigentliche Zipser deutsche Volkstum ohne weitergehende andere deutsche stammliche Einflüsse erhalten hat, gibt es dann nur noch eine der Leutschauer Grundrißgestaltung eng verwandte Anlage: Alt-Lublau. Diese Stadt aber liegt, wie bereits oben unter Pudlein ausführlich dargelegt wurde, auf dem schlesischen Siedlungsboden der Oberzips, in dem Randstreifen, der in den Anfängen der Besiedlungszeit nicht zum ungarischen Staat, sondern zu Polen gehörte. Die Stadt Alt-Lublau hatte einen ländlichen Vorläufer; dieses Dorf war 1292 zusammen mit

<sup>200</sup>) Ebenda S. 38; O. SCHÜRER, Deutscher Kirchenbau in der Zips, Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 1, 1937, S. 608 ff.

<sup>201</sup>) MENCL, Středověká města, S. 111.

<sup>202</sup>) FEJÉR, Cod. dipl. Hung. V/1, S. 132 f.

<sup>203</sup>) MENCL, Středověká města, S. 108.

<sup>204</sup>) SCHÜRER, Deutscher Kirchenbau in der Zips, a. a. O. S. 609.

<sup>205</sup>) Verf., Zur Deutschtumsgeographie der Slowakei, Zeitschrift für Erdkunde 7, 1939, S. 226.

Kniesen verpflichtet worden, der Stadt Pudlein beim Bau der Umwehrung beizustehen<sup>206</sup>). 1342 wurde dann dem Dorf Lublau ein Privileg des Königs zuteil<sup>207</sup>), durch das es aus den Machtbefugnissen des Burggrafen der Burg Lublau ausgeschieden und mit Kaschauer Recht — nicht etwa mit Zipser — begabt wurde. Der heutige Stadtgrundriß bietet nicht den geringsten Anhaltspunkt für die Annahme, das Dorf Lublau sei durch Ausbau zur Stadt geworden. Der Grundriß erinnert in manchem an die Planung von Leutschau, wenn auch Alt-Lublau erheblich kleiner ist. Der Platz ist ganz regelmäßig rechteckig und auf ihm steht in der Längsachse die Pfarrkirche, der Platz schien damit vielleicht auch nach der Ansicht seiner Erbauer wie die Kirche genau orientiert zu sein. Allein das ist nicht der Fall. Wenn tatsächlich die Absicht vorhanden war, Kirche und Platz zu orientieren, dann hat das der Landmesser verdorben; die Abweichung macht wohl mehr als 30 Grad aus. Die von Osten kommende und dem Tal der Popper entlang führende Straße gabelt sich wie die Südstraße Leutschaus und führt in zwei Armen zum Marktplatz. Die Kirche auf den Marktplatz zu stellen ist nun keineswegs bei den Städten nach dem ostdeutschen Zentralschema oder bei den deutschen Rechtekanlagen außerhalb der Slowakei üblich. Sowohl in Leutschau als auch in Alt-Lublau stehen die Pfarrkirchen am Ring, wir werden dasselbe später noch bei einer Reihe von Städten, die in die hier zu behandelnde Gruppe gehören, so z. B. bei Groß-Steffelsdorf, Banowitz, Stropko usw. feststellen können. Das wird eine bodenständige Tradition sein, ist es doch bei den östlichen Städten mit Angermark durchaus üblich, die Pfarrkirche in die Mitte des Marktes zu stellen.

Am Marktplatz in Alt-Lublau zeigt noch ein Teil der Häuser Lauben. Die Baublöcke sind recht regelmäßig, wäre das vom Ringabgehende Straßennetz vollständiger, dann müßte Alt-Lublau zu den Zentralanlagen gestellt werden. Die Umwehrung ist nicht mehr erhalten, läßt sich aber noch gut aus dem Verlauf der Straßenzüge und dem Gelände erschließen; sie hatte eine ovale Form.

Die schönste und ausgeprägteste Stadtanlage nach dem ostdeutschen Zentralschema ist Sillein an der Mündung der Kischütz in die Waag, dort errichtet, wo der alte über den Jablunkapaß und Teschen aus Schlesien kommende Weg in die Waagtalstraße einmündete. Bei Sillein teilte sich der Teschner Weg; eine Straße führte stromabwärts gegen Trentschin, die andere stromaufwärts in die Liptau. Ein dritter, weniger bedeutender Arm ging nach Süden dem Rajetzer Bach entlang. Die von Schlesien kommende Straße war auch der Anmarschweg der Gründer der Stadt Sillein; sie waren aus der deutschen Stadt Teschen bzw. aus seiner engsten Um-

<sup>206</sup>) FEJÉR, Cod. dipl. Hung. VI/1, S. 230.

<sup>207</sup>) Ebenda IX/1, S. 50 f.

gebung gekommen. Sie brachten das ihnen gewohnte Teschner Recht mit — das sie dann als „ausländisches“ gegen das Karpfener Recht vertauschen mußten — und die deutsche Mundart dieses Raumes, die ihren Niederschlag in den bodenständigen Eintragungen des Stadtbuches hinterlassen hat<sup>208</sup>). 1208 hören wir von der terra de Selinan<sup>209</sup>), es gibt auch eine kleine romanische Kirche hier<sup>210</sup>); doch die deutsche Stadt Sillein ist erst zu Beginn des 14. Jh.s, und zwar allem Anschein nach schon im ersten Jahrzehnt gegründet worden. 1321 schreibt der König von den hospites nostri de Sylina<sup>211</sup>). Da die Stadt kein ländliches deutsches Weichbild hatte — deutsches Bauerntum in der unmittelbaren Umgebung bisher noch nicht nachgewiesen werden konnte, so daß es zumindest nur schwach vertreten sein kann — und das deutsche Bürgertum durch Aussiedlung im Gefolge von Ortsgründungen obendrein geschwächt wurde, so macht sich frühzeitig fremdes Volkstum bemerkbar. Bereits 1381 fordern die Slowaken Gleichberechtigung, d. h. die Hälfte der Ratsmitglieder<sup>212</sup>). Sie hatten aber noch nicht die Kräfte, diese für die Stadtführung wichtigen Posten tatsächlich zu besetzen<sup>213</sup>), die Einträge in das Stadtbuch sind bis 1429 deutsch, dann durch mehrere Jahre lateinisch und erst 1451 wird das Slowakische städtische Amtssprache. Der Abbruch der deutschen Einträge fällt genau mit dem Einzug der Husitenbanden in Sillein zusammen.

Sillein, der westliche Pfeiler des Schlesiertums in der Slowakei, ist zugleich die klarste Anlage nach dem ostdeutschen Zentralschema. Das scheint kein Zufall zu sein.

Der fast genau quadratische Ring ist noch heute von Laubenhäusern umgeben, wengleich an einigen Stellen die alten Wölbungen geschmack- und stillosen Eisenbetonkonstruktionen weichen mußten. Auch zwei der vom Platz wegführenden Straßen haben an einer Seite noch Lauben. Die Baublöcke sind recht regelmäßig rechteckig — allerdings nicht so regelmäßig wie in Leutschau —, wenn man von den an der einstigen Stadtmauer gelegenen absieht, die sich deren rundlichen Zug anpassen mußten. Die Pfarrkirche liegt bezeichnenderweise nicht am Ring, sondern abseits. Zu ihr führt ein eigenes schmales Gäblein vom Marktplatz her, wie das so oft

<sup>208</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, § 135.

<sup>209</sup>) V. CHALOUPECKÝ, Kniha Žilinská (Prameny Učené společnosti Šafaříkovy, Band 5), Preßburg 1934, S. XVII.

<sup>210</sup>) MENCL, Stredoveká architektúra, S. 338 f.

<sup>211</sup>) Dazu und zum folgenden CHALOUPECKÝ, Kniha Žilinská, S. XVIII ff.; vgl. auch KAINDL 2, S. 146.

<sup>212</sup>) V. CHALOUPECKÝ, Privilegium pro Slavis, Bratislava 10, 1936.

<sup>213</sup>) Darüber und über den Vorgang der Entdeutschung ausführlich Verf., Die Slowakisierung der Stadt Sillein im Mittelalter, Wörter und Sachen 1939.

bei den deutschen Stadtgründungen des mährisch-schlesischen Beskidenvorlandes der Fall ist<sup>214</sup>). Die Pfarrkirche, um die der Friedhof lag, wurde später ummauert. Die Befestigung ist noch heute gut erkennbar, nach den Schlüsselscharten in dem alleinstehenden Turm zu schließen, ist sie bis in späte Zeit instand gehalten worden. Trotz der vielen Veränderungen, die der Aufriß der Stadt Sillein besonders in den letzten Jahrzehnten erfuhr, hat die Stadt ihr deutsches Gesicht bis heute erhalten.

Die Siedlungstätigkeit der Silleiner Bürger in der Umgebung der Stadt läßt bald eine kleine deutsche Stadt nördlich von Sillein erstehen: Königsberg an der Kischütz. 1325 ist dieses Städtlein nach Silleiner Recht gegründet worden; Stadtrichter wird HEINRICH VON HORNITZ<sup>215</sup>). Königsberg an der Kischütz hatte einen wohl bedeutungslosen ländlichen Vorläufer Lethezyn, ihren ursprünglichen deutschen Namen scheint die Stadt bald verloren zu haben, vielleicht, da die Bergstadt Königsberg bei Schemnitz knapp vor 1350 entstand und sich schnell zu einem bedeutenderen Ort entwickelte als es das kleine Landstädtchen an der Kischütz war. Für dieses taucht 1358 der Name Nova Civitas auf<sup>216</sup>), wohl nur die Übersetzung für ein deutsches „Neustadt“, das dann auch von der heutigen slowakischen Bezeichnung Kysucké Nové Město fortgesetzt wird. Das Städtlein bestand sicher zuerst nur aus den Häusern um den Marktplatz, vielleicht standen auch einige an der Straße, an der die Pfarrkirche liegt. Der Marktplatz ist rechteckig, zum Teil stehen noch an ihm Laubenhäuser. Das völkische Schicksal von Königsberg an der Kischütz ist ganz dunkel, es wird sich aber kaum erheblich von dem von Sillein unterschieden haben. Das deutsche Bürgertum, das zahlenmäßig recht schwach gewesen zu sein scheint, muß bald der Umvolkung anheimgefallen sein. Königsberg war stets ein offenes Städtchen.

Unter der Beteiligung von deutschen Bürgern aus Sillein, deren Stärke wir freilich nicht kennen und die wir kaum zu hoch veranschlagen dürfen, scheint auch das Städtlein Priewitz südlich von Deutsch-Proben entstanden zu sein. Ein Dörflein Priewitz wird schon 1113 erwähnt<sup>217</sup>). Im 14. Jh. galt in Priewitz das Recht von Sillein und man möchte deshalb annehmen, daß es bereits damals zur Anlage des Städtleins gekommen sei, zumal die Stadtplanung sehr an Sillein erinnert. Der Priewitzer Marktplatz

<sup>214</sup>) E. LANGER, Beziehungen der mährischen Walachei zum Beskidenvorland in Landschaft, Bevölkerung und Besiedlung. Deutsche Volksforschung in Böhmen und Mähren 1, 1939, S. 290.

<sup>215</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, S. 240; KAINDL 2, S. 257.

<sup>216</sup>) MENCL, Středověká města, S. 123.

<sup>217</sup>) ŠMILAUER, Vodopis starého Slovenska, S. 92 f.

ist nahezu quadratisch, das von den Platzecken ausgehende Straßensystem ist so regelmäßig, daß man die Anlage fast zu den ostdeutschen Zentralanlagen rechnen könnte. Zur Gründungszeit bestand auch dieses Städtchen kaum aus viel mehr als aus den Häusern am Ring und einigen wenigen an den abgehenden Straßen. Die Kirche liegt wie in Königsberg a. d. Kischütz an einer der vom Platz ausgehenden Straßen. Alle drei Städte, Sillein, Königsberg a. d. Kischütz und Priewitz sind in ihren Plätzen genau orientiert. Auch Priewitz war nicht ummauert.

Priewitz muß zunächst ein untertäniges Städtchen gewesen sein, da es dem Weinitzer Burggrafen unterstand. Erst 1382 wurde es durch eine königliche Verfügung aus dessen Machtbereich ausgeschieden, es erhielt das Recht von Ofen und drei Dörfer wurden seinem Gericht unterstellt<sup>218</sup>). Auch das Patronat über die Pfarrkirche erhielt es damals. Wir haben aber kaum Anlaß zu vermuten, erst damals sei die städtische Anlage mit dem Ring erstanden. Denn dann müßten wohl die Spuren des älteren deutschen, nach Silleiner Recht lebenden Dorfes im heutigen Stadtplan ablesbar sein; dieses hätte wohl nicht so ohne weiters verschwinden können wie ein slawischer Weiler. Von einem Dorf fehlt aber jede Spur.

1433 wurde Priewitz von den Hussiten hart mitgenommen<sup>219</sup>).

Sillein war der westliche Eckpfeiler des deutschen Schlesiertums in der Ostslowakei, ihm entsprach im Osten Bartfeld im ehemaligen Komitat Scharosch als zweiter schlesischer Pfeiler. Trotz des gleichen Stammestums der Siedler sind doch die Wurzeln des Bürgertums nicht ganz dieselben. Bartfeld bildete den Mittelpunkt des großen schlesischen Siedlungsgebietes mit den Ortsnamen auf „-hau“ auf dem jetzt slowakischen Boden<sup>220</sup>). Dieses Gebiet der Hausiedlungen setzt sich dann weit über die ehemals ungarisch-polnische Grenze nach Galizien hinein fort, wie denn überhaupt der Ursprung dieses Deutschtums im Dunajetzschlesiertum zu suchen ist. Bartfeld ist 1320 durch LORENZ, Sohn des LORENZ, gegründet worden<sup>221</sup>), nachdem er schon 1312 mit den Vorbereitungen zur Gründung begonnen hatte<sup>222</sup>). 1320 war es dann so weit, daß erstmalig von der civitas nostra de Bartpha die Rede ist. LORENZ als Lokator hatte zwei Lahne, die Vogtei und das Recht, eine Mühle zu erbauen, erhalten. Wie bei allen späteren Stadtgründungen in der Slowakei, so war auch nach Bartfeld Volk aus

<sup>218</sup>) FEJÉR, Cod. dipl. Hung. X/1, S. 60.

<sup>219</sup>) MENCL, Středověká města, S. 125.

<sup>220</sup>) Verf., Dunajetzschlesische Siedlung in der Slowakei, Deutsche Monatshefte 6, 1939, S. 128 ff.

<sup>221</sup>) Daß die Stadt bereits im 13. Jh. begründet wurde, wie öfter zu lesen ist, stimmt keineswegs.

<sup>222</sup>) S. TÓTH, Sáros vármegye monografiája. Ofenpest 1912, Band 3, S. 337.

den schon bestehenden Städten des nordungarischen Gebietes herbeigeströmt. Aber die Stadt ist nicht allein aus der deutschgalizischen Wurzel, auf die vor allem das bäuerliche Deutschtum des Raumes zurückging, und aus jener slowakeideutschen Wurzel erwachsen, es waren auch Bürger aus einem oberschlesisch-südschlesischen Gebiet gekommen, die deutlich an ihren Herkunftsnamen zu erkennen sind. Wir finden folgende Orte vertreten: Neisse, Neustadt (Oberschlesien oder Nordmähren?), Bolzenstein, Troppau, Grottkau, Liebenthal bei Hotzenplotz, Glatz, Falkenberg, Jauer, Gleiwitz, Teschen, Hirschberg, Botenwald im Kuhländchen<sup>223</sup>). Dem schlesischen Volkstum der Stadtgründer entspricht die Anlage nach dem ostdeutschen Kolonialschema, die bis heute rein erhalten ist, denn die Mauern der Stadt Bartfeld und ihre Türme sind zwar verfallen, aber immer noch vorhanden. Nur stellenweise ist in jüngerer Zeit da und dort ein Stück gänzlich beseitigt worden. Der Hauptplatz, wie ihn die letzten Deutschen Bartfelds nennen, bildet ein langgestrecktes Rechteck und erinnert ein wenig an den Leutschauer Platz. In der Mitte steht das schöne Rathaus aus den Zeiten des Überganges der Gotik zur Renaissance. An der nördlichen Schmalseite des Platzes steht die Egydikirche, unmittelbar dahinter lief bereits die Stadtmauer. Der Abschluß des Platzes ist auf dieser Seite etwas unmotiviert vom Standpunkt der Planung aus, wiewohl die Lösung städtebaulich außerordentlich wirkungsvoll ist und ein sehr eindrucksvolles Bild geschaffen hat. Die Langseite des Platzes ist genau nach Norden ausgerichtet. Die beiden großen Blöcke östlich und westlich des Platzes mußten mit einer Gasse durchschnitten werden, da sie sonst ein Zugangshindernis gebildet hätten. Die äußeren Blöcke passen sich dann der Führung der Stadtmauer an. Bartfeld war eine sehr gut befestigte Stadt. Vor der eigentlichen Stadtmauer lief noch ein Zwinger und vor diesem wieder lag ein ausgemauerter Graben. Im Norden war diese ohnedies schon starke Befestigung noch durch eine Mauer verstärkt. Die Stadtmauer war mit Türmen gut verstärkt, die vier Stadttore hatten besondere Torzwinger. Bartfeld bildete auch einen wichtigen Stützpunkt des außerdem noch Leutschau, Kaschau, Preschau und Klein-Zeben umfassenden Fünfstädtebundes. Nicht nur volklich und kulturell, sondern auch geistesgeschichtlich bildete Bartfeld einen wichtigen Vorposten des Deutschtums. Hat doch in Bartfeld LEOPOLD STÖCKL im 16. Jh. ein Gymnasium nach dem Plane MELANCHTHONs geschaffen<sup>224</sup>), hat doch hier damals auch eine deutsche Schauspielkunst geblüht<sup>225</sup>). 1578 hatte DAVID GUTGESELL die erste Buchdruckerei

<sup>223</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, S. 251.

<sup>224</sup>) Es besteht als slowakische Oberschule noch heute nach vielen Wandlungen.

<sup>225</sup>) Das Stadtarchiv enthält zahlreiche Belege dafür.

in diesem Raum in Gang gebracht<sup>226</sup>). Bartfeld war lange bis in die Neuzeit hinein unbestritten deutsch. Bezeichnenderweise erhält noch 1530 die Bürgerschaft von FERDINAND I. ein Privileg, das den „Polen und Slawen“ das Bürgerrecht verweigerte<sup>227</sup>)! Das städtische Deutschtum war deshalb so gefestigt, weil Bartfeld ein gutes und starkes deutsches Hinterland hatte, neben den Dörfern mit Namen auf „-hau“ begegnen auch andere, so z. B. Scheibe und Reichwald. Es besteht gar kein Zweifel darüber, daß hier auch deutsches Bauerntum durch Jahrhunderte seßhaft war. Wenn man auch annimmt, daß bei den zahllosen späteren Dorfgründungen mit den Namen auf „-hau“ auch fremdes Volkstum unter deutscher Führung stärkstens beteiligt war, so kommen wir damit doch nicht den Ursachen für die Entdeutschung der rein deutschen Siedlungen nahe, zumal sie sich durchaus in einer geographischen Schutzlage<sup>228</sup>) befanden. Es scheint, daß Seuchen erst in der Neuzeit den Bestand des deutschen Bauerntums so dezimiert hatten, daß der Rest sich gegenüber den fremdvölkischen Zuwanderern, die in alle Dörfer einzogen, nicht behaupten konnte<sup>229</sup>). Bis gegen Ende des 18. Jh.s war die Stadtführung von Bartfeld nicht nur deutsch<sup>230</sup>), die Deutschen waren auch sonst in der Mehrzahl, an zahlreichen Dokumenten für ein noch längeres Weiterbestehen des deutschen Volkstums mangelt es keineswegs — wird doch von 1840—1880 am Bartfelder Gymnasium in deutscher und slowakischer Sprache unterrichtet, dann folgt im Zuge der Madjarisierung die madjarische Unterrichtssprache —, dennoch geriet besonders unter den deutschfeindlichen Maßnahmen der ungarischen Regierung, die das deutsche Volkstumbewußtsein tatsächlich weitgehend zum Erlöschen bringen konnte, das biologisch ohnehin gefährdete Deutschtum in eine immer hoffnungslosere Lage. Es ist aber bezeichnend, daß am evangelischen Friedhof in Bartfeld die deutschen Inschriften bis in unsere Tage überwiegen, während sie früher allein das Feld beherrschten. Die ältesten bodenständigen Bartfelder Deutschen sind noch in die deutsche Schule gegangen.

Wenn man davon absieht, daß infolge eines Stadtbrandes die Häuser mit der Traufe zum Platz und zur Straße stehende Dächer erhielten, dann ist Bartfeld in seinem Gepräge eine durchaus deutsche Stadt, wie man sie

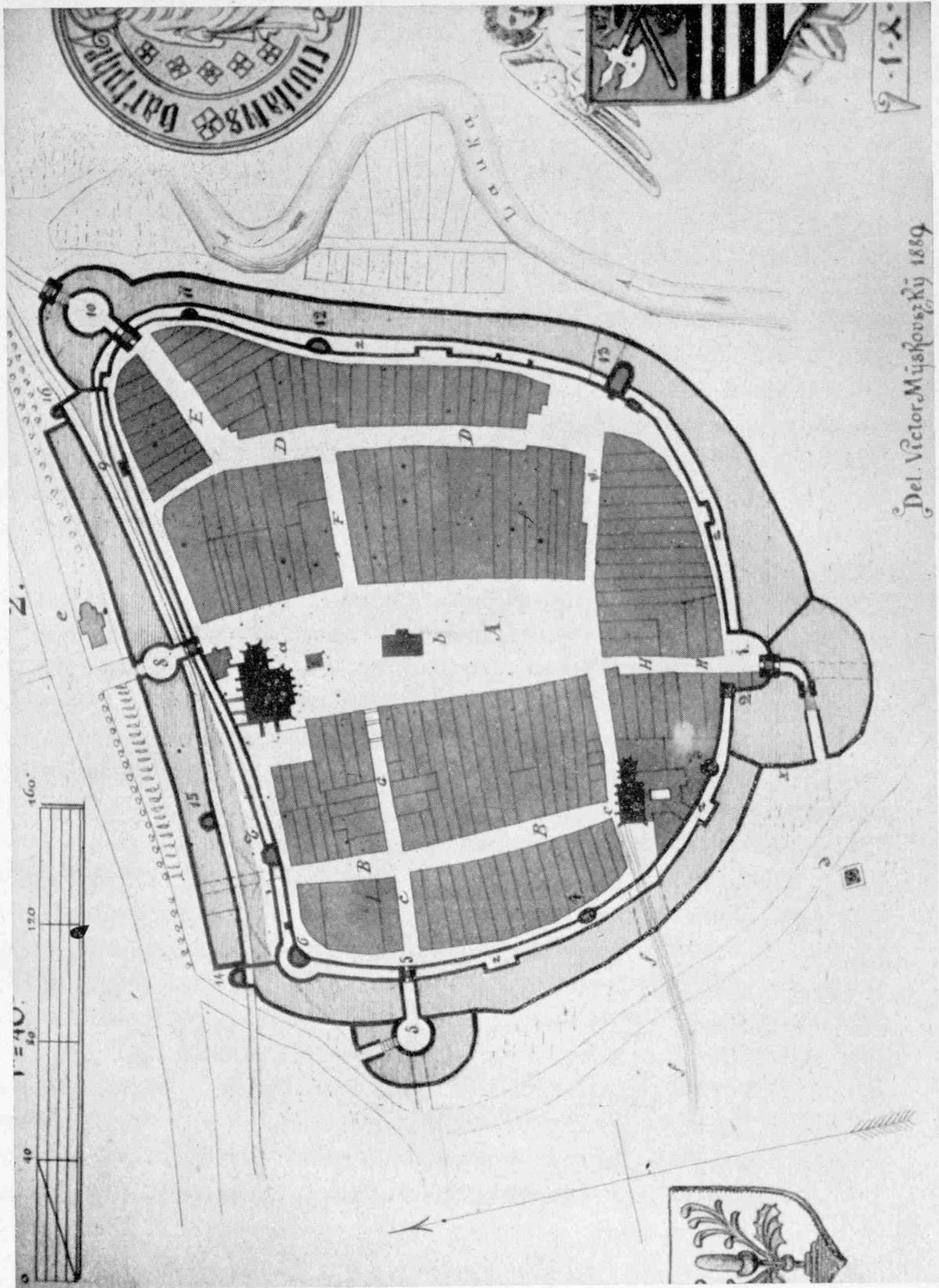
<sup>226</sup>) ERNYEY und KURZWEIL, Deutsche Volksschauspiele II/1, S. 95.

<sup>227</sup>) KAINDL 2, S. 119.

<sup>228</sup>) Zu diesem Begriff siehe W. KUHN, Die Bedeutung der geographischen Schutzlage für Kremnitz, Deutsch-Proben und andere Deutschtumsgebiete. Geographischer Jahresbericht aus Österreich 17, 1933, S. 8 ff.

<sup>229</sup>) Diesen Hinweis verdanke ich dem Verwalter des Bartfelder Archivs, Prälaten G. ŽEBRACKÝ.

<sup>230</sup>) J. KRPELEC, Bardejov a jeho okolie dávno a dnes. Bartfeld 1935, S. 53.



Del. Victor Mishkovskiy 1889

7-1-2



freilich in solcher Eigenart nur selten im mitteldeutschen Osten sieht. Für das Schicksal der Stadt ist folgendes bezeichnend: Am Platz steht ein Haus von 1556 mit einem schönen Renaissanceportal mit einem Sippenzeichen und einer deutschen Inschrift, darüber ist noch ein Adelswappen gemalt. Und in dem Raum, in den das Portal führt, ist eine dreckige jüdische Schenke. Das deutsche Bürgertum zog fort und starb aus, die slawische Bevölkerung war ländlicher Art ohne städtische Erfahrung und so konnte sich der Jude breit machen.

Als die schlesischen Siedler östlich von Bartfeld ihre „Häue“ immer tiefer in den ungarisch-galizischen Grenzwald vortrieben, da wurde dann auch hier die Schaffung eines städtischen Gemeinwesens notwendig und es entstand das Städtlein Stropko an der Ondava und der Straße, die von Süden, aus der Ebene her kommend zum Duklapaß führte. An diese Straße, die auch für das Städtlein die Hauptverkehrsader blieb, wurde gegen Osten der annähernd quadratische Stadtplatz angefügt. Die ältesten Bauten standen um den Platz und entlang der Straße. Auf dem Platz wurde die große Pfarrkirche errichtet, die in ihren ältesten Teilen in die Mitte des 14. Jh.s zurückreicht<sup>231</sup>). Wir dürfen schließen, daß die Gründung von Stropko spätestens um dieselbe Zeit erfolgte, da die Kirche sicher für ein städtisches Gemeinwesen bestimmt war. Stropko wird aber auch nicht viel älter sein, denn es handelt sich sicher um eine Tochttersiedlung von Bartfeld, das ja selbst nicht viel früher erstand. An urkundlichen Nachrichten zur Stadtwerdung ist nichts vorhanden. 1430 wird Stropko oppidum genannt<sup>232</sup>). Die enge Verbindung mit der Mutterstadt deuten auch die zahlreichen deutschen und lateinischen Briefe an, die sich im Bartfelder Stadtarchiv befinden. Die Schreibsprache dieser Briefe ist schlesisch<sup>233</sup>). Heute bietet Stropko das Bild des Verfalls. Über die Entdeutschung der Stadt wissen wir vorläufig noch nichts, heute ist sie vollständig verjudet. Der Hausbau ist nicht als städtisch anzusprechen<sup>234</sup>). Kleine, allein — also nicht zusammengebaut — stehende ebenerdige Häuschen, die ihre Schmalseite mit einem Walmdach zur Straße kehren, geben dem Stadtbild das Gesicht einer bescheidenen, kaum kleinstädtisch anzusprechenden Siedlung. Wohl fehlt es eben am Platz nicht an stockhohen Bauten, doch sie sind allesamt erst jung und völlig traditionslos. Die innere Stadt, d. h. der Markt und die Hauptstraße, werden vollständig von den Juden beherrscht, sie haben die Häuser unglaublich verwahrlosen lassen und sie haben in das Stadtleben wesentlich osteuropäische Züge gebracht.

<sup>231</sup>) MENCL, *Středověká města*, S. 107.

<sup>232</sup>) FEJÉR, *Cod. dipl. Hung.* X/7, S. 230.

<sup>233</sup>) Verf., *Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache*, § 136.

<sup>234</sup>) Darauf weist auch MENCL, a. a. O. S. 107.

Zu weiteren Stadtgründungen, die mit Bartfeld in Zusammenhang zu bringen wären, ist es nicht gekommen.

Ob man die Stadt Groß-Steffelsdorf, die nunmehr zu Ungarn geschlagen wurde, in Beziehung zum östlichen schlesischen Deutschtum der Slowakei setzen darf, ist sehr fraglich. Wir wissen überhaupt gerade vom einstigen deutschen Volkstum in dieser Gegend sehr wenig. Groß-Steffelsdorf ist eine Stadt nach dem ostdeutschen Zentralsystem<sup>235</sup>). Der Markt- platz und die einzelnen Baublöcke sind recht genau rechtwinklig, aber zu schematisch. Hier war kein begabter Stadtplaner am Werk, sondern ein recht durchschnittlicher Landmesser. Groß-Steffelsdorf war eine untertänige Stadt und auf Wunsch ihres Eigentümers, des Klausenburger Erzbischofs, wird die Siedlung von König KARL ROBERT im Jahre 1334 mit Ofener Recht bewidmet und ihr gestattet, sich eine Stadtmauer mit Türmen zu erbauen. Damals wird es zur Anlage der Stadt gekommen sein. Man wundert sich nur, daß die vorangegangene dörfliche Siedlung keinen Nachklang in der Stadtplanung hinterlassen hat. Das Dorf aber lag wohl an einer anderen Stelle, es war zudem eine Bergbausiedlung. Vom Bergbau auf Gold ist hier schon 1268 die Rede, zwei Jahre später sind die hospites im Ort genannt. Es waren wohl Deutsche. Die Stadt Groß-Steffelsdorf aber war keine Bergstadt, sondern eine Gewerbe- und Handelsstadt. Der ursprüngliche Aufriß ist durch Um- und Neubauten nicht mehr zu erkennen, auch die Kirche, die mitten am Markt- platz steht, ist ein Neubau. Von den Stadtmauern hat sich ebenfalls nicht der geringste Rest erhalten, der durchaus regelmäßige, nur rechteckige Blöcke zeigende Stadtplan bietet auch keinen Anhaltspunkt zu ihrer Feststellung. Man möchte aber annehmen, daß die Stadtumweh- rung ebenfalls rechteckig gewesen ist. Auf die Frage nach der mutmaßlichen Herkunft der Stadtgründer kann nicht einmal eine auch nur halbwegs zu begründende Antwort gegeben werden. Der Lage der Stadt nach müßte auf bayrisches oder doch vornehmlich bayrisches Volkstum geschlossen werden. Wenn auch Bayern in der Slowakei keine solchen oder ähnlichen Städte geschaffen haben, so spricht das noch durchaus nicht gegen eine bayrische Gründung; es kann ja ohne weiteres eine Übernahme der Form vorliegen. Es kann sich allerdings ebensogut um eine Gründung vornehmlich durch Schlesier — denn andere Mittel- deutsche kommen kaum in Frage — handeln. Und dann kommt eben als Ausgangsgrundlage das schlesische Gebiet der Ostslowakei mit Bartfeld als Hauptort in Frage. Wahrscheinlich strömte Volk aus verschiedenen, schon älter deutsch besiedelten Gegenden des ehemaligen Nordungarn zusammen. Nordöstlich von Groß-Steffelsdorf läßt sich nun tatsächlich

<sup>235</sup>) Dazu und zum folgenden MENCL, *Středověká města*, S. 117 ff.

schlesisches Volkstum nachweisen, und zwar im Bereich der Gömörstädte Rosenau und Schitnich. 1427 hören wir in der Nähe der Stadt Schitnich von einer Siedlung Vágás und Peterwagasa<sup>236</sup>). Es sind die üblichen Madjarisierungen von Haunamen (madjarisch vágása = [sein] Hau). Für Redová ist weiter „Neuhau“ zu belegen. Das schlesische Volkstum um Rosenau und Schitnich war immerhin so stark, daß es Spuren in der Mundart des Gebietes hinterlassen hat<sup>237</sup>). Das heißt also, daß Hausiedler aus dem Bartfelder Bereich unfern von Groß-Steffelsdorf eingesetzt worden sind. Ob dieser Hinweis einen fruchtbaren Ansatzpunkt bietet, wird die künftige Forschung lehren.

In der Mittelslowakei, im Gebiet der niederungarischen Bergstädte, gibt es dann noch drei Stadtanlagen vom ostdeutschen Kolonialtyp, die vom Standpunkt der Volkstumsgeographie nicht mit der oben S. 464 behandelten Stadt Karpfen zusammengehören. Die deutschen Siedlungen des niederungarischen Bergbauggebietes bilden in ihrer verschiedenen Herkunft auch für die Erforschung der Stadtgrundrisse dankenswerte Probleme.

Die freie und Hauptbergstadt Kremnitz ist erst eine späte Gründung von 1328<sup>238</sup>), die Gründungsurkunde ist auf uns gekommen. Sie zeigt uns einen ganz anderen Vorgang als bei der Anlage etwa der Bergstädte Königsberg, Pukanz, Libethen und Bries, die im wesentlichen auf Binnensiedlung zurückgehen werden. Wirtschafts- und finanzpolitische Erwägungen König KARL ROBERTS aus dem Haus Anjou waren für die Gründung von Kremnitz maßgeblich. Schon vor dem Werden der Stadt war wohl der Goldreichtum des „Volle Henne“ genannten Berges bei Kremnitz bekannt geworden, dazu kam die Einrichtung einer Münzprägestätte nach dem Vorbild und Muster von Kuttenberg in Böhmen. Beides hat den raschen Aufschwung von Kremnitz veranlaßt, das dann auch Sitz der königlichen Kammer wurde. Damit war seine Vorrangstellung vor den anderen Bergstädten der Umgebung entschieden. Ihren Namen hat die Stadt (wie auch Schemnitz) von dem vorbeifließenden Bächlein erhalten.

Nach Kremnitz waren Münzsachverständige aus Kuttenberg gekommen, die die Freiheiten ihrer Heimatstadt mitbrachten. Dennoch geht das Kremnitzer Bergrecht nicht unmittelbar auf das Kuttenberger und Iglauer Recht

<sup>236</sup>) J. HANIKA, Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im westkarpathischen Bergbauggebiet (Deutschtum und Ausland, 53. Heft). Münster i. W. 1933, S. 32; KAINDL 2, S. 157.

<sup>237</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, S. 268.

<sup>238</sup>) K. SCHÜNEMANN, Die Gründung von Kremnitz und das Kremnitzer Bergrecht. Karpathenland 1, 1928, S. 146 ff.; M. MATUNÁK, Z dejin slobodného a hlavného banského mesta Kremnice. Kremnitz 1928, S. 83 ff.; HANIKA, Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung, S. 13 ff.

zurück<sup>239</sup>). Wieder begegnen uns Herkunftsnamen aus dem oberschlesisch-südschlesischen Raum, die uns schon in Neusohl und dann wohl auch in Bartfeld beschäftigten; wir finden in den Namen folgende Orte vertreten: Jägerndorf, Hotzenplotz, Neisse, Kosel, Reichenstein, Fulnek und Füllstein (bei Hotzenplotz), und dann ein Kreuzberg und wohl auch Troppau<sup>240</sup>). Selbstverständlich waren auch Siedler aus den schon vorhandenen Deutschumsgebieten auf dem Gebiet der jetzigen Slowakei herbeigeströmt. Dennoch wird der Anteil der Kuttenger nicht zu niedrig veranschlagt werden dürfen, denn sonst wäre wohl nicht das Recht dieser Stadt eingeführt worden. Der Grundriß von Kremnitz ist denkbar einfach: ein nicht ganz regelmäßig gelungener, sicher rechteckig gedachter Platz, von dem nur einige wenige Straßen abgehen. Für die unregelmäßige Gestaltung des Marktplatzes ist das gegen die Stadtpfarrkirche, die als Stadtburg befestigt war, erheblich ansteigende Gelände verantwortlich zu machen. Kremnitz bietet sogar ein Musterbeispiel für die Anlage eines Rechteckplatzes auf dazu keineswegs geeignetem Gelände. Den wenigen vom Marktplatz abgehenden Straßen entsprechen die fünf Häuserblöcke, die um den Platz liegen. Mehr enthielt die eigentliche Stadt nicht, denn die Hinterseiten der um den Markt stehenden Blöcke stießen unmittelbar an die Stadtmauer an. Das Stadtbild wird von der Kirchenburg beherrscht, die, von Wall, Graben und doppelter Mauer mit Türmen umgeben, zugleich der Stützpunkt der gesamten Stadtverteidigungsanlage gewesen ist. Erst im 15. Jh. ist die Marienkirche auf dem Platz gebaut worden<sup>241</sup>).

Das Straßennetz, das auf dem Kremnitzer Platz seinen Ausgangspunkt nimmt oder besser gesagt, wo die von Süden von Altsohl, von Osten von Neusohl und von Norden aus dem Turz kommenden Straßen zusammen treffen, muß dann doch etwas mehr Rücksicht auf das Gelände nehmen als der Stadtplatz. So geht die nach Norden durch das Obertor führende Straße nicht, wie man dies erwarten würde, in der Platzecke heraus, sondern ein Stück östlich davon und das Eck ist hier vollständig geschlossen. Sowohl die Straße nach Neusohl als auch die nach dem Turz wurde von der Kirchenburg beherrscht, die man, da in ihr auch das Rathaus errichtet wurde, als Stadtburg bezeichnen kann.

Den Gründern der Stadt Kremnitz waren große Rechte verliehen worden, so erhielten sie unter anderem zwei Meilen Landes um die Stadt, eine Zusage, die die Könige schon deshalb nicht halten konnten, weil ihnen das Verfügungsrecht über den so umrissenen Raum gar nicht mehr zustand.

<sup>239</sup>) SCHÜNEMANN, Die Gründung von Kremnitz und das Kremnitzer Bergrecht, a. a. O. S. 150 ff.

<sup>240</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, S. 229.

<sup>241</sup>) MENCL, Středověká města, S. 136.

Es ist auch begreiflich, daß die Kremnitzer Bürger dann auf den ihnen feierlich verbrieften Boden nicht ohneweiters verzichten wollten und daß sie mit großer Hartnäckigkeit immer wieder ihre Ansprüche erhoben<sup>242</sup>).

Kremnitz war bis in das vorige Jahrhundert eine vornehmlich deutsche Stadt, noch heute hat sich hier eine starke deutsche Minderheit erhalten. Die Stadt ist zum Teil entdeutscht worden, obwohl sie ein starkes deutsches Hinterland, die Kremnitzer deutsche Volksinsel hat. Die Wurzeln dieser bäuerlichen Siedlung um Kremnitz liegen wo anders als die des städtischen Deutschtums: die Dörfer sind in ihrem Kern von schlesischen Siedlern aus dem Hausiedlungsgebiet der Ostslowakei errichtet worden<sup>243</sup>). Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache von Kremnitz ist das Spiegelbild der deutschen Volkstumsmischung in der Stadt. Neben den mitteldeutschen und bayrischen Zügen fehlt es nicht an einem Einschlag aus der Zips, auch schwer faßbare westdeutsche Spuren scheinen sich abzuzeichnen<sup>244</sup>).

Der zweite städtische Mittelpunkt der heutigen Kremnitz-Deutsch-Probener Volksinsel — so werden mit Recht die Kremnitzer und Deutsch-Probener Deutschtumsinseln zusammengefaßt — ist das Städtlein Deutsch-Proben; es ist die einzige Stadt der Slowakei, die ihr deutsches Volkstum im großen ganzen unvermindert bis heute erhalten konnte. Die deutschen Dörfer um die Stadt bieten die Gewähr, daß Deutsch-Proben auch weiterhin deutsch bleiben wird. Das Städtlein hat einen geräumigen, etwa quadratischen Platz — er ist der erste „Adolf-Hitler-Platz“ in der Slowakei —, von dem aus vier Straßen abgehen, und zwar drei in der Mitte je einer Platzseite, die vierte an einem Eck. Diese Art der Straßenführung fällt auf. Die wenigen anderen Straßen außerhalb des Platzes sind erst später zugewachsen, so daß das Schema der ursprünglichen Anlage denkbar einfach gewesen ist. Die Pfarrkirche steht in der Front der südlichen Platzseite. Deutsch-Proben ist spätestens 1337 entstanden<sup>245</sup>), es war sicher von allem Anfang an als Marktort für die noch zu rodende und zu besiedelnde Umgebung gedacht. Das Nachbardorf von Deutsch-Proben, Zeche, ist wahrscheinlich 1339 gegründet worden und bis in das 15. Jh. hinein wird eine Hausiedlung nach der anderen angelegt. Deutsch-Proben war keine Bergstadt, sie liegt auch schon außerhalb des Gebietes der niederungarischen Bergstädte, aber sie muß unbedingt in Zusammenhang mit Kremnitz ge-

<sup>242</sup>) ERNYEY und KURZWEIL, Deutsche Volksschauspiele II/1, S. 40 ff., bringen es freilich fertig in ihrem Bestreben, Unverträglichkeit und Bruderzwist gewissermaßen als Leitmotive der karpathendeutschen Volksgeschichte herauszustellen, auch hier den Kremnitzern die Schuld zuzuschreiben.

<sup>243</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, S. 252 ff.

<sup>244</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, S. 232 ff.

<sup>245</sup>) HANIKA, Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung, S. 23 ff.

sehen werden, mit dessen Deutschtumsinsel eben engste volkliche Beziehungen bestehen. Zum anderen zeigt auch schon der Name des Dorfes Zeche allein an, daß der Bergbau hier eine Rolle gespielt hat. Zudem sind auch genug unmittelbare Nachrichten über den Bergbau vorhanden. Das Dorf Klein-Proben wird 1448 Aranypróna genannt<sup>246)</sup>, das ist so viel wie „Gold-Proben“. Die erste urkundliche Nachricht über das Bestehen des Städtchens Deutsch-Proben selbst stammt erst von 1393<sup>247)</sup>. Da ältere Archivalien weder unmittelbare noch mittelbare Aussagen über die Herkunft der Gründer des Städtleins geben, so muß diese Frage vorderhand offen bleiben. Es ist aber doch wahrscheinlich, daß es wie die Begründer der Dörfer um die Stadt Mitteldeutsche gewesen sind.

Noch eine vordem zum Bund der niederungarischen Bergstädte gehörende Siedlung, Bries im oberen Grantal, ist eine Anlage nach dem ostdeutschen Kolonialschema. 1380 sind die Bürger und Gäste in Bries an der Gran genannt, ihnen wird das Recht der freien Wahl des Pfarrers und Richters erteilt und bestimmt, daß sie sich nach den Rechtsbestimmungen von Schemnitz zu richten haben<sup>248)</sup>. Ein Jahr darauf werden diese Bestimmungen erneut bestätigt<sup>249)</sup>. Bries hat unter den niederungarischen Bergstädten eine recht bescheidene Rolle gespielt, es war später nur dem Namen nach dabei und auch nur mehr dem Namen nach Bergstadt<sup>250)</sup>. Die Stadt hat einen recht stattlichen rechteckigen Marktplatz, auf dem in neuerer Zeit eine Kirche und das Rathaus errichtet worden sind. Die alte Pfarrkirche steht abseits des Platzes an der der Gran stromaufwärts führenden Straße. Der regelmäßigen Platzanlage entspricht nicht die Gestaltung des davon ausgehenden Straßennetzes. Hauptverkehrsader ist die der Gran entlang ziehende Straße, die an der einen Platzseite vorbeigeht. Am Platz zweigt die Neusohler Straße ab, die ähnlich wie in Kremnitz nicht aus der Platzecke, sondern ein Stück daneben hinausführt. Man gewinnt den Eindruck, daß die erste Stadtanlage wieder aus nicht viel mehr als aus dem Platz bestand. Dem weiteren Ausbau nach städtischer Art stand vielleicht im Wege, daß das Deutschtum recht rasch zurückging. Ältere Quellen, die uns über die völkischen Verhältnisse im Mittelalter verläßlich Aufschluß geben könnten, fehlen bislang. Wenn man von lateinischen Stücken absieht, dann gilt nach den schmalen Beständen des Stadtarchivs in Bries bereits in der ersten Hälfte des 16. Jh.s das Slowakische als Amtssprache. Die Stadt war im Mittelalter kaum befestigt. Alleinstehende Tore — d. h. wohl nicht durch Mauern, aber durch Pali-

<sup>246)</sup> ERNYEY und KURZWEIL, Deutsche Volksschauspiele II/1, S. 55.

<sup>247)</sup> FEJÉR, Cod. dipl. Hung. X/2, S. 165.

<sup>248)</sup> FEJÉR, Cod. dipl. Hung. IX/5, S. 390 f.

<sup>249)</sup> A. HREBLAY, Brezno a jeho okolie, 1928, S. 114 f.

<sup>250)</sup> ERNYEY und KURZWEIL, Deutsche Volksschauspiele II/2, S. 38 ff.

saden verbundene — wurden angesichts der Türkengefahr im Jahre 1538 errichtet<sup>251</sup>), auf Grund des Artikels 27 des Reichstages von 1578 werden dann Stadtmauern unter Beteiligung der in Betracht kommenden Komitate erstellt<sup>252</sup>). Es scheint sich jedoch mehr um einen papierernen Beschluß zu handeln, denn über den tatsächlichen Bau der Stadtbefestigung haben wir von 1650—1678 genaue Nachrichten<sup>253</sup>). Bries ist später in recht regelmäßigen Baublöcken erweitert worden, ohne daß sich in diesem Ausbau die einstige Führung der Stadtmauern abzeichnen würde. Bries ist wahrscheinlich vor allem durch Binnensiedlung aus dem Gebiet der älteren Bergstädte entstanden, sein Volkstum dürfte sich wie das der anderen niederungarischen Bergstädte aus mitteldeutschen und bayrischen Anteilen zusammengesetzt haben. Doch das ist nur eine Vermutung, denn sichere Hinweise haben wir nicht, die Bewidmung mit Schemnitzer Recht ist das einzige, was in eine bestimmte Richtung weist. Auch aus den nicht eben häufigen Anhaltspunkten für eine deutsche ländliche bzw. bergmännische Siedlung in der Umgebung von Bries lassen sich keine rechten Grundlagen gewinnen, es wäre zudem fraglich, ob sie auch für die Stadt zutreffen würden.

Hingegen ist es bedeutend wahrscheinlicher, daß die deutsche bergmännische Siedlung in die Liptau übergegriffen hat<sup>254</sup>). Der einstige Hauptort der Liptau, Deutsch-Lipsch, erhält bereits 1263 einige Freiheiten<sup>255</sup>) und 1330 die Vorrechte der „anderen deutschen Städte“, 1340 endlich das Recht von Karpfen<sup>256</sup>). Aber schon das erste Privileg, das übrigens auch auf rechtliche Beziehungen zu Schemnitz weist, enthielt die grundsätzlich notwendigen Voraussetzungen für das Entstehen einer deutschen Siedlung: freie Wahl des Richters und Pfarrers, Zoll- und Mautfreiheit und das Recht, Erze zu suchen. Von wann freilich der große Marktplatz stammt, ist schwer zu sagen. Er ist nicht eben regelmäßig geraten, doch mag der etwas ungerade Verlauf der Platzseiten erst durch die späteren Um- und Ausbauten entstanden sein. Wir dürfen ja bei den kleinen Städten keineswegs mit von allem Anfang „städtischen“ Häusern rechnen, so ein mittelalterliches kleines Städtlein mag nicht viel anders ausgesehen haben wie etwa der heutige verschlafene Platz von Rosenberg (vgl. Abb. 1 und 2). Erst wenn Handel und Gewerbe oder der Bergbau einen gewissen Wohl-

<sup>251</sup>) MENCL, *Středověká města*, S. 147.

<sup>252</sup>) ERNYEY und KURZWEIL, *Deutsche Volksschauspiele* II/1, S. 40.

<sup>253</sup>) Ebenda II/2, S. 787 und HREBLAY, a. a. O. S. 119 und 131.

<sup>254</sup>) Verf., *Die untergegangene Deutschumsgruppe der Liptau*. *Südostdeutsche Forschungen* 3, 1938, S. 335 ff.

<sup>255</sup>) FEJÉR, *Cod. dipl. Hung.* IV/3, S. 9 ff.

<sup>256</sup>) KAINDL 2, S. 155 und 214.

stand begründet hatten, dann entstanden die der Stadt angemessenen Bauten. Der Marktplatz von Deutsch-Lipsch ist ein sehr großes und langgestrecktes Rechteck, dessen Längsachse nach der Nord-Süd-Linie ausgerichtet ist. In der Mitte des Platzes erhebt sich die Pfarrkirche, nördlich vom Platz an der nach Rosenberg führenden Straße steht die alte Spitalskirche von 1339<sup>257)</sup>. Wir können daraus nur vermuten, daß damals der Marktplatz bestand, überhaupt, daß in dieser Zeit Deutsch-Lipsch als städtische Siedlung bereits bestand. Es war wohl hier wie anderwärts auch ein stetiger Entwicklungsweg vom Markt zur Stadt möglich, ohne daß wir immer die Urkunden besitzen, um den Zeitpunkt der Stadtwerdung genauer festlegen zu können. Denn auch eine nur als Markt begründete Siedlung kann sehr wohl einen städtischen Grundriß haben. Da die Deutsch-Lipscher Pfarrkirche frühgotische Reste enthält<sup>258)</sup>, so kann angenommen werden, daß auch die Anlage des Marktes noch aus dem 13. Jh. stammt. Deutsch-Lipsch hat kaum eines so großen Marktplatzes bedurft und in der Neuzeit wurden denn dann auf dem sozusagen brach liegenden großen Platz auch Hausbauten errichtet, die das Stadtbild, wie wir es für das Mittelalter anzunehmen haben, stark verwischen. Nicht eben sehr für einen städtischen Charakter spricht die Tatsache, daß über die Längsseite des Platzes der Lutschiankabach ungestört seinen Lauf nimmt. Das Straßen- und Wegesystem, das an den Platz anknüpft, zeigt keine straffe Planung, es mutet mehr oder weniger wie zufällig entstanden an. Deutsch-Lipsch war nie ummauert. Die Stadt war bis weit in die Neuzeit hinein ein Stützpunkt des deutschen Volkstums gewesen, ohne daß wir vorderhand Genaueres über die Umvolkung sagen können. Noch 1628 bestätigen Richter und Rat der „löblichen alten Bergstadt Deutsches Luppisch“ einem gewissen NIKOLAUS LANGWIESNER, daß er „rechter deutscher Nation und guter Art“ sei<sup>259)</sup>. In der nur spärlich überlieferten mittelalterlichen deutschen Schreibsprache von Deutsch-Lipsch zeigen sich südliche, wohl dem Bergstädterischen entstammende Züge, dann fehlt es auch nicht an mitteldeutschen Eigenheiten. Liegt doch die ganze Liptau im Strahlbereich des großschlesischen Raumes.

Auch St. Niklaus in der Liptau muß zu den deutschen Rechteckanlagen gezählt werden. Es war und ist ein bescheidenes Städtlein an der alten, im Waagtal von der Zips gegen Rosenberg führenden Straße. In diese Straße ist der langrechteckige Marktplatz von St. Niklaus eingespannt worden, und zwar so, daß die Straße in der Linie der einen Schmalseite des Platzes mündet und ihn in der anderen Schmalseite in der gleichen

<sup>257)</sup> FEJÉR, Cod. dipl. Hung. VIII/4, S. 409.

<sup>258)</sup> MENCL, Středověká města, S. 87, Anm. 198.

<sup>259)</sup> Verf., Die untergegangene Deutschtumsgruppe in der Liptau, a. a. O. S. 338.

Richtung wieder verläßt. Sonst gehen nur noch zwei Gassen vom Platz ab, beide bei der Pfarrkirche, die am südlichen Ende des Platzes steht. Die alte Stadtanlage hat wiederum aus nicht mehr bestanden als aus den Häusern um den Platz und den Bauten ein kurzes Stück entlang der durchziehenden Straße. Da die Urkunden über das mittelalterliche St. Niklaus sehr spärlich sind, so läßt sich nichts annähernd Genaueres zur Stadtwerdung sagen. Da aber die dreischiffige Kirche aus den achtziger Jahren des 13. Jh.s stammt<sup>260</sup>), so darf man annehmen, daß wohl schon damals der Plan für eine Marktsiedlung vorlag. Von den deutschen Stadtgründern wissen wir gar nichts, weder von ihrer Herkunft, noch von ihrer Slowakisierung. Aber schon 1508 erhalten die Schustergesellen von St. Niklaus slowakische Satzungen<sup>261</sup>). Daraus geht hervor, daß das Slowakentum damals die Oberhand hatte.

Das westlich der Liptau im ehemaligen Komitat Turz gelegene Städtlein St. Martin ist ebenfalls in die Gruppe der deutschen Rechteckanlagen einzuordnen, wengleich es sich schon um einen deutlichen Grenzfall handelt, ist doch der langrechteckige, nicht ganz regelmäßig geratene Markt- platz durch die ein stattliches Stück zu einer durchaus regelmäßig und plan- vollen Marktstraße erweiterten Silleiner Straße sozusagen verlängert. Am Markt- platz selbst steht die Pfarrkirche inmitten des Friedhofes und das ganze Städtlein macht einen weitgehend ländlichen Eindruck. Die ursprüngliche Stadtanlage hat aus nicht mehr bestanden als aus dem Markt- platz und der Marktstraße; einige wenige Häuser werden auch an den abzweigen- den Gassen errichtet worden sein. Das Städtlein hatte ein Dorf als Vor- stufe, von dem sich noch die Kirche herleitet, die in ihren ältesten Teilen aus der zweiten Hälfte des 13. Jh.s stammt<sup>262</sup>). Im Jahre 1340 werden den Deutschen von St. Martin durch ein königliches Privileg die Rechte von Karpfen verliehen<sup>263</sup>). Wird die Siedlung hier oppidum genannt, so heißt sie 1359, nachdem sie neue Vorrechte erhalten hatte, bereits civitas regalis<sup>264</sup>). Die Verleihung des Karpfener Rechts weist auf Beziehungen zu den nieder- ungarischen Bergstädten bzw. zu deren Bereich. Dann lassen sich allerdings auch unmittelbare zur ostschlesischen Herzogsstadt Teschen verfolgen<sup>265</sup>), doch mag der Zuzug ostschlesischer Deutscher ein geringer gewesen sein. St. Martin liegt nahe bei der Deutsch-Probener deutschen Volksinsel und nahe der einst deutschen Stadt Sillein, also in einem durchaus schlesischen

<sup>260</sup>) MENCL, Středověká města, S. 91.

<sup>261</sup>) J. HOUDEK im Sborník Muz. Spol. Slov. 30, 1936, S. 28.

<sup>262</sup>) MENCL, Středověká města, S. 125.

<sup>263</sup>) FEJÉR, Cod. dipl. Hung. VIII/4, S. 439.

<sup>264</sup>) MENCL, Středověká města, S. 125.

<sup>265</sup>) M. JERŠOVÁ, Nemecká kolonizácia v Turci. Časopis pro dejiny venkova 24, 1937, S. 129 ff.

Bereich. Das ist aber auch schon alles, was vom einstigen Deutschtum des Städtleins gesagt werden kann.

Uns fiel bereits oben das Prinzip der Straßenverbindung mit dem Marktplatz beim Städtlein Deutsch-Proben auf. Ganz nach demselben System ist nun Banowitz errichtet. Diese kleine Stadt hat einen nicht ganz regelmäßig geratenen rechteckigen Platz, von dem an drei Seiten in der Mitte Straßen abgehen, die vierte nimmt an einer Ecke ihren Anfang. Alles andere außer dem Platz und den vier ausgehenden Straßen ist jüngeren Ursprungs. Es scheint, daß bei Banowitz eine Burg aus romanischer Zeit stand und die zugehörige Siedlung war lange nichts anderes als ein Dorf<sup>266</sup>). Aus den Machtbefugnissen des Kastellans der Burg wurde Banowitz erst 1376 ausgeschieden; von König LUDWIG erhielt es gleichzeitig seine Freiheiten und Rechte<sup>267</sup>). Banowitz hat als Stadt wie in der Gegenwart so auch in der Vergangenheit kaum eine Rolle gespielt. Wieder ist das Schicksal des deutschen Volkstums in Dunkel gehüllt. Es sei hier lediglich darauf aufmerksam gemacht, daß nach einem zeitgenössischen Bericht im Jahre 1605 die kaiserliche Soldateska (Wallonen unter dem Feldherrn Basta) die Bevölkerung in Banowitz regelrecht zu Tode geschunden hat. Die 28 Ratsherren, die Schreiber und dergleichen wurden niedergehauen, dann neun umliegende Dörfer ganz ausgebrannt<sup>268</sup>). Man könnte vermuten, daß das Deutschtum damals sein Ende gefunden hat. Die Ähnlichkeit der Grundrisse von Banowitz und Deutsch-Proben ist so groß, daß Beziehungen keineswegs von der Hand zu weisen sind, wenn wir sie auch nicht nachweisen können.

Von den oberungarischen Bergstädten sind drei dem ostdeutschen Kolonialtyp zuzuordnen: Göllnitz, Schmöllnitz und Rosenau, das bei der Grenzveränderung im Jahre 1938 an Ungarn kam.

Der Hauptort der Zipser Gründe und Vorort der oberungarischen Bergstädte, Göllnitz, erhielt von König BELA IV. (1235—1270) alle die Rechte und Freiheiten, deren der schon bestehende Bergort bedurfte, um eine Stadt zu werden<sup>269</sup>), 1282 werden alle Privilegien von König LADISLAUS erneut bestätigt<sup>270</sup>). Die Stadt war damals schon so gefestigt, daß sie der Mittelpunkt einer reichen deutschen Siedlungstätigkeit in den „Gründen“ sein konnte. Die Siedlung Göllnitz war als Bergort sicher rasch gewachsen

<sup>266</sup>) MENCL, *Středověká města*, S. 133.

<sup>267</sup>) V. CHALOUPECKÝ, *Středověké listy ze Slovenska* (Slovenský archiv, Band 1). Preßburg und Prag 1937, S. 176 f.

<sup>268</sup>) KL. LORENZ, *Aus der Leidensgeschichte der Zipser Deutschen*. Der Ober-schlesier 21, 1939, S. 483. — Lorenz sieht allerdings die Zipser als die Slowakei-deutschen schlechthin an, wie aus dem irreführenden Titel seines Beitrages hervorgeht.

<sup>269</sup>) KAINDL, *Geschichte der Deutschen*, Band 2, S. 163.

<sup>270</sup>) FEJÉR, *Cod. dipl. Hung.* V/2, S. 345.

und als sie dann Stadt wurde, erhielt sie als äußeres Kennzeichen wie auch als Marktort für die Umgebung einen Marktplatz, für den kein eben sonderlich günstiger Standort ausgesucht wurde; er konnte sich jedenfalls nicht recht zum Mittelpunkt der Siedlung entwickeln. Der Platz wurde unter der Burg ausgesteckt, von der wir nicht wissen, ob sie älter ist als die Siedlung und deren Beziehungen zu Göllnitz überhaupt noch reichlich unklar sind<sup>271</sup>). Der Platz hat eine trapezförmige, an ein Langrechteck anklingende Grundrißform, er steigt in der Richtung der Schmalseiten ein gutes Stück an und bot also nicht das erwünschte, möglichst ebene Marktgelände. Denn, obwohl Göllnitz eine mit Schemnitzer Recht begabte Bergstadt war, so bildete sie dennoch auch die Marktstadt für die Umgebung. Am Göllnitzer Marktplatz steht wohl das Gemeindehaus und der Bau des Stadtamtes, aber sonst fehlt es an städtischen Gebäuden, wenn man von traditionslosen Häusern hier in den Straßen absieht. Das Straßenbild von Göllnitz wird vielmehr beherrscht vom bezeichnenden Zipser Haus mit dem sogenannten gebrochenen Giebel, das hier in der Stadt genau so wie in der Stadt Zipser Neudorf und ebenso wie in den Zipser deutschen Dörfern ebenerdig ist, im Gegensatz zu den zweigeschossigen, durchaus der Zipser Tradition folgenden Häusern in den Hauptstraßen von Käsmark. Wie sehr diese Häuser von den kleinen slowakischen Häuschen verschieden sind, braucht hier nicht erörtert werden. Für uns ist die Feststellung wichtig, daß die durchaus nicht unbedeutende Bergstadt Göllnitz den eigentümlichen deutschen Zipser Hausbau folgte, ohne sich durch eine nicht bodenständige Hauskultur beeinflussen zu lassen. Das vom Platz abgehende Gassensystem mutet auf dem Lageplan so halbwegs regelmäßig an, ist es aber in Wirklichkeit weniger wegen der ländlichen Bauweise entsprechenden Haustyps. Gewissermaßen die Achse der Stadt Göllnitz bildet die von der Oberzips kommende und gegen die Bergstadt Schmöllnitz führende Straße, als deren Erweiterung der Marktplatz anzusprechen ist. Parallel zu dieser Straße geht aus dem oberen Platzzeck eine breite Gasse ab, die ebenfalls nur auf dem Lageplan als wesentlicher Weg erscheint, in Wirklichkeit aber nur hinter den Häusern herum und allerdings auch zur Kirche führt. Von Häuserblöcken darf man in Göllnitz eigentlich nicht sprechen, da ein Hof neben dem anderen steht. Stilllose Bauten haben sich freilich da und dort dazwischen geschoben. Jedenfalls ist das System der Wege und Gassen nicht regelmäßig, aber doch auch nicht planlos. Göllnitz ist auch heute noch eine vornehmlich deutsche Stadt.

Göllnitz war der Stütz- und Ausgangspunkt einer regen, vorwiegend bergmännischen Siedlungstätigkeit, auf die auch Schmöllnitz zurück-

<sup>271</sup>) MENCL, *Středověká města*, S. 93.

geht. Von König KARL ROBERT wird die Bergsiedlung im Jahre 1327 zur Stadt erhoben<sup>272</sup>). 1332 werden der Stadt zwei Meilen Landes im Umkreis gegeben, was stark an die fast gleichzeitig erfolgte Begabung der gleichen Fläche Landes an Kremnitz erinnert (siehe weiter oben). Aber auch hier war der Wert des Geschenkes problematisch, da der König gar nicht über die Fläche frei verfügen konnte. Als Schmöllnitz Stadt wurde, ist der Platz ausgesteckt worden, der trotz des dafür ungünstigen Geländes auffallend regelmäßig geworden ist. Er ist nahezu quadratisch, die leichten Unebenheiten der Platzfronten haben ihre Ursache in späteren baulichen Veränderungen. Für die Gesamtanlage war wie in Göllnitz eine Straße maßgeblich, und zwar die von Rosenau nach Göllnitz. In die diesem Weg entlang entstandenen Häuser der ersten Bergleute ist dann der Platz hineingesetzt worden, die Siedlung hat sich dann vor allem in der Richtung der oben genannten Verkehrsader weiter entwickelt. Das Wegenetz ist im großen ganzen wohl etwas regelmäßiger als in Göllnitz, aber durchaus nach ländlicher Art. Die Führung der an den Platz anschließenden Gassen und Straßen zeigt wie in Göllnitz keine straffe Planung und wird wieder durch den ländlichen Charakter der Höfe bestimmt. D. h., daß das regelmäßige Bild des Lageplanes nicht genau die Wirklichkeit spiegelt.

Auch Schmöllnitz hat sein vorwiegend deutsches Volkstum bis heute behaupten können. Über die Herkunft der deutschen Siedler in den Zipser Gründen finden sich noch im neuesten Schrifttum viele haltlose Behauptungen. Das deutsche Volkstum der Gründe setzt sich aus zwei Bestandteilen zusammen, aus einem bäuerlichen, aus der älter deutsch besiedelten Oberzips gekommenen und aus den Bergleuten aus dem Gebiet der niederungarischen Bergstädte. Brachten diese schon einen stark bayrischen Einschlag mit, so wurde er noch vermehrt durch eine augenscheinlich unmittelbare Zuwanderung aus bayrischen Stammeslandschaften<sup>273</sup>). Wie in allen rasch aufstrebenden Bergbaugebieten so wird auch hier Volk aus den verschiedensten Alt- und Neusiedelgebieten herzugeströmt sein, das hatte aber auf die Formung des zipsgründlerischen Deutschtums letztlich keinen Einfluß. Die unter die unregelmäßigen deutschen Rechteckanlagen einzuordnenden Stadtgrundrisse von Göllnitz und Schmöllnitz gehören nach den bisher in der Slowakei gewonnenen Erfahrungen eher in „nördliche“ als in „südliche“ Zusammenhänge. Mit dem Zipser Anteil kann man sie freilich nicht so leicht in ursächliche Verbindung bringen. Aber es sind wohl die Bergleute für die Stadtanlage verantwortlich zu machen und wir kämen dadurch in die niederungarischen Bergstädte, in deren Raum aber nur Karpfen eine verwandte Anlage aufweist. Hier ist ein Fall, in dem mit

<sup>272</sup>) C. WAGNER, *Analecta Scepusii sacri et profani*, Band 1, Wien 1774, S. 210ff.

<sup>273</sup>) Verf., *Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache*, S. 262 f.

einer Fragestellung, die nur unmittelbare volkliche Grundlagen bei der Wahl der Grundrisse gelten lassen wollte, nicht weiter zugekommen ist. Das späte Schmöllnitz bietet hier kein Problem, nur das ältere Göllnitz. Aber zur Zeit seiner Stadtwerdung war wohl der viereckige Platz schon weit bekannt und angewandt.

Zu den oberungarischen Bergstädten gehörte auch die bereits im ehemaligen Komitat Gömör gelegene Stadt Rosenau, die wie die Bergstädte in den Gründen allmählich entstand. Das läßt sich auch recht gut an den ständig erweiterten Freiheitsbriefen ablesen. Rosenau wird erstmalig 1291 genannt, und zwar gleich in Zusammenhang mit dem Bergbau<sup>274</sup>). 1320 spricht König KARL ROBERT von der villa seu civitas Rosenau<sup>275</sup>), d. h., daß damals über die rechtliche Stellung noch keine Klarheit herrschte. Weitere Privilegien wurden der Siedlung von demselben König im Jahre 1340 und dann noch von König LUDWIG dem Großen zuteil. 1410 ist dann endlich Rosenau königliche Freistadt<sup>276</sup>). Die große Kirche, die sichtlich von allem Anbeginn für eine bedeutendere Siedlung bestimmt gewesen ist, dürfte um 1300 erbaut worden sein<sup>277</sup>). Wir werden nicht fehlgehen mit der Annahme, daß bereits damals auch der nahezu genau quadratische Marktplatz ausgesteckt wurde. Aus der Nordecke des Platzes führt eine breitere Straße zur Pfarrkirche, und dann weiter nach Dobschau, aus der Mitte der Südseite geht eine Straße ab, die sich bald hinter dem Platz gabelt; ein Arm führt nach Schitnich, der andere nach Pleißnitz. Aus der Ostseite des Platzes gehen zwei Gassen ab, eine etwa in der Mitte, die andere neben der Südecke des Platzes. Jene führt nach Schmöllnitz und gewinnt so den Anschluß nach Kaschau. Dann geht noch eine Straße aus der Ostecke des Platzes ab. Die Häuserblöcke um den Platz zeigen wieder keine scharfe Planung, ohne dabei eigentlich unregelmäßig zu sein. Das deutsche Volkstum der Stadt Rosenau war wie das der ganzen Gegend aus einer weitgehenden Stammesmischung entstanden. Wir finden in der älteren Kanzleisprache neben bayrischen auch ostmitteldeutsche und zipserische Züge<sup>278</sup>). Das Rosenauer Deutschtum ist zunächst durch slowakische Unterwanderung geschwächt und dann durch Madjarisierung untergegangen. Wir sehen dieses Schicksal deutlich am allmählichen Untergang der deutschen evangelischen Gemeinde sich vollziehen, die sich gegen die immer stärker anwachsende madjarische evangelische Gemeinde zu Beginn des

<sup>274</sup>) CHALOUPECKÝ, Staré Slovensko, S. 179.

<sup>275</sup>) FEJÉR, Cod. dipl. Hung. VIII/2, S. 248.

<sup>276</sup>) MENCL, Středověká města, S. 153.

<sup>277</sup>) Ebenda.

<sup>278</sup>) Verf., Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache, S. 266 ff.

18. Jh.s schon im Hintertreffen befindet<sup>279)</sup>. Im 16. Jh. herrschte auch in den Dörfern bei Rosenau noch an vielen Stellen das deutsche Volkstum zumindest vor<sup>280)</sup>.

Von der Umwehrung Rosenaus ist heute nichts mehr festzustellen. Die in der Mitte des Marktplatzes stehende Kirche stammt aus der Barockzeit wie auch der dabei befindliche Friedhof. Nur der Turm, an den diese Barockkirche angebaut wurde, ist alt, er stand ursprünglich frei da<sup>281)</sup>.

Die letzten in diese Gruppe gehörigen Stadtanlagen liegen in der Westslowakei und sie stehen nach unserem bisherigen Wissen außerhalb der in diesem Abschnitt bisher aufgezeigten volklichen und geschichtlichen Zusammenhänge, zum Teil bieten sie auch neue formenkundliche Fragestellungen. Diese drei Städte sind Waag-Neustadt, Freistadt und Topoltschan.

Eine streng regelmäßige Anlage, die noch aus dem 13. Jh. stammt, ist Topoltschan. Ihre Frühgeschichte ist ebenso in Dunkel gehüllt wie vorläufig noch ihre Volksgeschichte. 1271 wird Topoltschan bereits als civitas erwähnt<sup>282)</sup>. Wir würden wegen der eigenartigen Stadtplanung hier gerne etwas mehr über die deutschen Stadtgründer wissen, doch fehlt es sogar an Anhaltspunkten. Auch über das spätere Schicksal des Deutschtums der Stadt wissen wir noch nichts. Topoltschan hat einen langrechteckigen Platz, über den schräg die von Neutra gegen Priewitz gehende Straße seit alters führt. Der Platz ist heute teilweise verbaut. Die Barockkirche, die auf ihm steht, setzt augenscheinlich die ältere Pfarrkirche fort. Die beiden kleinen Rechteckblöcke daneben sind erst dann entstanden, als man den großen Marktplatz nicht mehr für notwendig hielt. Bezeichnend für die Stadtanlage sind nun die regelmäßigen, auffallend langen rechteckigen Häuserblöcke, die das Stadtbild beherrschen. So liegt an der einen Schmalseite des Platzes ein solcher Block, an einer der beiden Langseiten liegen drei Blöcke, an der anderen zwei. Das Straßennetz ist streng regelmäßig: nur in der Verlängerung der beiden Schmalseiten läuft eine Straße über den Platz, dazu kommt an der einen Schmalseite noch eine in der Mitte abgehende Straße. Wenn diese auch auf der anderen Seite fehlt, so möchte man nach dem Straßensystem doch fast von einem „süddeutschen Längsmarkt“ sprechen oder besser von einer von diesem Anlageprinzip<sup>283)</sup> beeinflussten Form. Allerdings ist der Platz für diese Zuordnung noch etwas zu breit und zu wenig lang. Von der einstigen Umwehrung der Stadt ist

<sup>279)</sup> J. MIKULIK, Magyar kisvárosi élet 1526—1715. Rosenau 1885.

<sup>280)</sup> Verf., Das Stadtbuch von Zipser Neudorf und seine Sprache, S. 22, 24.

<sup>281)</sup> MENCL, Středověká města, S. 153.

<sup>282)</sup> Ebenda S. 75.

<sup>283)</sup> A. HOENIG, Deutscher Städtebau in Böhmen. Berlin 1921, S. 25 ff.

nichts mehr übrig, wir haben darüber auch keinerlei schriftliche Nachrichten, aber wir können aus den langen Blöcken um den Markt recht gut auf eine annähernd viereckige Stadtwehr schließen.

Das Prinzip des süddeutschen Längsmarktes, bei dem ein langgestreckter, oft schon straßenartiger Platz vorhanden ist und an dessen Schmalseiten eine Gasse durchläuft, während in der Richtung der Längsachse nur eine Straße eben durch die Mitte dieser Schmalseiten hindurchzieht, hat dann möglicherweise auf die Planung von Waag-Neustadtl eingewirkt. Die Anknüpfung der Straßen folgt genau dem Schema, nur daß der Markt nicht die bezeichnende Langform zeigt, er ist nur etwas doppelt so lang wie breit. Ob man aber sowohl den Grundriß von Topoltschan wie auch den von Waag-Neustadtl weder dem einen noch dem anderen Typ zuteilen, sondern beide Anlagen am besten als Mittelformen zwischen dem ostdeutschen Kolonialschema und der süddeutschen Längsanlage bezeichnen darf, ist denn doch noch sehr fraglich. Es muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Grundriß der Altstadt von Krossen an der Oder<sup>284</sup>) in Schlesien recht genau dem von Waag-Neustadtl entspricht. Ein „süddeutscher“ Einfluß ist zumindest hier fraglich. Waag-Neustadtl hat recht regelmäßige Baublöcke. Im Jahre 1449 wird die Stadt ausdrücklich als nicht ummauert bezeichnet, aus dem heutigen Stadtplan läßt sich aber noch gut der Zug einer einstigen Umwehrung von ovaler Form erkennen, die anscheinend nur aus Graben und Palisaden auf einem Wall bestand<sup>285</sup>) und auf die sich schon eine Nachricht von 1398 bezieht (siehe unten). Zum Teil war Waag-Neustadtl auch recht gut durch das Gelände, besonders durch den Steilabfall im Osten, geschützt, hier, und zwar in der Südost-ecke der Stadt, bildete die Probsteikirche wohl einen Stützpunkt der Stadtverteidigung. In dieser Kirche hat sich ein Teil, und zwar der Turm einer älteren romanischen Kirche erhalten, die noch von dem Vorläufer der Stadt, einem wohl armseligen Dörflein, stammen muß<sup>286</sup>). Diese ländliche Siedlung hat keine Spur im späteren Stadtgrundriß hinterlassen. Waag-Neustadtl wird erst recht spät in rechtlichem Sinn Stadt. 1253 ist die Siedlung ein mit Vorrechten ausgestattetes königliches Dorf<sup>287</sup>), das aber bald unter einen Grundherrschaft gerät; gegen Ende des 14. Jh.s wird dann aus der ländlichen Siedlung eine städtische, allerdings nur eine grundherrliche, die 1398 als befestigt bezeichnet wird. In dieser Zeit muß mit einem größeren Zustrom von Leuten gerechnet werden, die städtisches Leben kannten und

<sup>284</sup>) Plan bei F. SCHILLING, Ursprung und Frühzeit des Deutschtums im Lande Lebus und in Schlesien (Ostdeutsche Forschungen, Band 4/5). Leipzig 1938, Tafel 28 b.

<sup>285</sup>) MENCL, Středověká města, S. 163.

<sup>286</sup>) Ders., Středověká architektúra, S. 334 ff.

<sup>287</sup>) FEJÉR, Cod. dipl. Hung. IV/2, S. 174 f.

die die Träger einer Stadtkultur sein konnten. Daß es vorwiegend Deutsche gewesen sind, steht außer Zweifel. Die Gründung einer Probstei, in die der Prager Orden der Augustiner berufen wurde, zeigt, daß der neuen Stadt einige Bedeutung zukam. 1414 wird Waag-Neustadtl erstmalig ausdrücklich als Stadt, und zwar als Nova Civitas, genannt<sup>288</sup>). 1550 bekommt die Stadt dann Tyrnauer Recht, sie darf nunmehr Richter und Rat frei wählen und Märkte abhalten. D. h., daß sie damit endlich aus der Bevormundung der Grundherren gelöst waren.

Herkunft und Schicksal der deutschen Stadtgründer von Topoltschan und Waag-Neustadtl sind unbekannt. Daß beide Städte im stärksten volklichen Einflußbereich des bayrischen Stammesgebietes liegen, ist sicher<sup>289</sup>). Man könnte deshalb vielleicht annehmen, daß in der Anlage der beiden Städte, bei denen so deutlich die Längsachse betont wird, sich auch eine bayrische Beteiligung ablesen läßt. Es muß aber auch darauf gewiesen werden, daß die als „süddeutsch“ bezeichneten Längsanlagen auffallend weit nach Norden verbreitet sind. Wenn hier von dem Vorkommen in Obersachsen abgesehen werden soll, das aus oberdeutscher Wurzel erklärt werden kann<sup>290</sup>), so fällt doch die ganz bezeichnende Straßenmarktanlage Braunsberg in Ostmähren auf, die den Namen des niederdeutschen Grafen BRUNO VON SCHAUMBURG-HOLSTEIN trägt; noch weit bemerkenswerter sind freilich die Straßenmarktanlagen im deutschen Nordosten (etwa Marienburg und Königsberg in Preußen)<sup>291</sup>). Die Frage bedarf also noch einiger Erörterung.

Weit unmittelbarer im bayrischen Einflußbereich liegt dann allerdings Freistadtl, von der man sagen kann, daß sie die Nachbarstadt Tyrnaus ist, dessen einst bayrisches Volkstum uns wohlbekannt ist. Südöstlich von Freistadtl liegt dann Neutra, über dessen einst ebenfalls deutsches Bürgerstum wir zwar nichts Näheres wissen, von dem wir aber doch mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen können, daß es bayrisch bestimmt war. Unter der Burg Hlohowitz an der Waag, die zum System der ungarischen Grenzburgen gegen Böhmen gehörte und die erstmalig urkundlich im Jahre 1113 genannt wird<sup>292</sup>), wuchs ein gleichnamiges, unregelmäßiges Dorf, neben dem dann im 14. Jh. nach dem deutschen Rechteckschema die deutsche Stadt Freistadtl angelegt wurde. Der Platz ist nicht ganz regelmäßig geraten und

<sup>288</sup>) G. WENZEL, Stibor vajda. Budapest 1874, S. 160.

<sup>289</sup>) Verf., Zur Deutschtumsgeographie der Slowakei. Zeitschrift für Erdkunde 7, 1939, S. 220.

<sup>290</sup>) B. SCHIER, Böhmisches-sächsisches Volkstumseinheit im Spiegel der Sachforschung. Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 12, 1937, S. 87 ff.

<sup>291</sup>) Verf., Forschungen zur Volkstumsgeographie des südschlesischen Stammesgebietes (Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde 24). Reichenberg 1940, S. 34f.

<sup>292</sup>) CHALOUPECKÝ, Staré Slovensko, S. 229.

hat die Form eines Trapezes, auf ihm steht in der Richtung der Längsachse die Pfarrkirche. Die um den Platz stehenden Häuserblöcke zeigen in ihrer Regelmäßigkeit ebenfalls die planende Hand der deutschen Stadtgründer. Aus mehr bestand die alte Stadt nicht. 1365 sind beide Siedlungen, die grundherrliche Ortschaft und die Nova Civitas ausdrücklich nebeneinander genannt. Der Einfluß der deutschen Stadt auf die slawische Siedlung blieb nicht aus. Nachdem schon lange vorher die Bewohner des Dorfes ihre Robot nach deutschem Recht durch Geld abgelöst hatten und das Dorf immer mehr wuchs, erhielt es 1496 die Freiheiten von Freistadt, mit dem es ja schon zu einer siedlungsmäßigen Einheit zusammengewachsen war<sup>293</sup>). Leider wissen wir gar nichts, welcher Art und welcher Herkunft die Freiheiten und Rechte von Neustadt waren. Das Zusammenwachsen mit dem slowakischen Burgdorf wird für die völkische Entwicklung von Freistadt entscheidend geworden sein, das Deutschtum wird dadurch der Umvolkung anheimgefallen sein. Wieder fehlen uns Anhaltspunkte über Herkunft und Schicksal des Deutschtums. Man möchte zumindest vorwiegend an Bayern denken; Mitteldeutsche sind dabei keineswegs unmöglich oder gar ausgeschlossen, man könnte sich sogar vorstellen, daß Freistadt die Brücke des mitteldeutschen Volkstums, eine Art Vorposten gegen Tyrnau gebildet hat, in dessen mittelalterlicher Kanzleisprache es ja nicht an mitteldeutschen Einsprengeln fehlt. Aber das sind eben nur alles Vermutungen und nicht mehr. Es darf aus dem Stadtgrundriß keineswegs mit Gewalt auf eine mitteldeutsche Siedlerschicht geschlossen werden, denn es handelt sich doch auch um eine ausgesprochene Spätgründung aus einer Zeit, in der solche Schlüsse durchaus unangebracht sind<sup>294</sup>).

In Waag-Neustadt und in Freistadt ist für das 18. und das 19. Jh. deutsches Volkstum sicher bezeugt, ohne daß über einen Zusammenhang mit dem mittelalterlichen Deutschtum der beiden Städte Klarheit bestünde.

### Stadttypen und Kulturformenräume

Es gilt nun noch, zusammenfassend die in der Vorbemerkung aufgestellten Grundsätze und Gesichtspunkte für den ganzen Raum der Slowakei zu erörtern. Als erster Gegensatz ist der zwischen den geplanten, in einem Guß entstandenen Stadtanlagen und den allmählich gewachsenen Städten zu nennen. Unter Berücksichtigung der schriftlichen Überlieferung hat es sich in allen Fällen recht deutlich herausarbeiten lassen, wo eine vor-

<sup>293</sup>) MENCL, *Středověká města*, S. 129.

<sup>294</sup>) Man sehe sich einmal die Stadtformenkarte von Böhmen bei A. HOENIG, *Deutscher Städtebau in Böhmen* (nach S. 28) an, die auch im bayrischen Teil des Landes genug Anlagen nach dem ostdeutschen Kolonialschema aufweist.

städtische Entwicklung auch noch im Grundriß erkennbar ist. Vom Standpunkt der Typologie muß man freilich durch einen Gründungsakt entstandene und allmählich gewachsene Anlagen zusammenhalten, sofern sie eben die gleichen Grundrißformen aufweisen. Denn es liegt durchaus die gleiche Absicht vor, ob nun auf „grünen Rasen“ eine Stadt nach dem ostdeutschen Kolonialschema ausgesteckt wurde, oder ob in oder neben eine ältere ländliche oder bergmännische Siedlung ein Marktplatz nach den Grundsätzen des ostdeutschen Kolonialschemas gebaut wurde. Maßgeblich für die Beurteilung als Stadtanlage bleibt allein, was bei der Stadtwerdung errichtet wurde und nicht das, was schon vorher bestand. Bei den Angermärkten ist es gar nicht möglich mit Sicherheit zu entscheiden, ob die Siedlung in dieser Form als Stadt geplant wurde oder ob sie einen dörflichen Vorläufer derselben Grundrißform hatte, die einfach von der Stadtsiedlung fortgesetzt wird. Wohl war es bei Zipser Neudorf möglich zu sagen, daß der große Anger der Dorfsiedlung entstammt, aber bei den anderen Städten ist die Beantwortung dieser Frage schon sehr schwierig, denn hier liegt in der Siedlungsform nicht der geringste Unterschied zwischen dem Angerdorf und der Stadt mit Angermarkt vor. Dasselbe gilt von den Städten mit Marktstraßen.

Wenn wir zuerst der Frage nachgehen, ob etwa die verschiedenen Stadttypen im wesentlichen doch verschiedenen Zeiten entstammen, also eine zeitliche Schichtung erkennen lassen, so ist zuerst hervorzuheben, daß die am wenigsten eine Planung zeigenden Formen der Städte mit Marktstraßen und Straßenmärkten, die häufig zugleich gewachsene und nicht geplante Siedlungen sind, den verschiedensten Zeiten angehören. So ist z. B. Schemnitz im frühen 13. Jh. entstanden, das unferne Königsberg aber erst im fünften Jahrzehnt des 14. Jh.s. Dabei war die letztere Stadt trotz ihrer unregelmäßigen Grundrißgestaltung nicht etwa als Bergleutedorf geplant gewesen, sondern die Pukanzer Bürger waren sicher mit der festen Absicht ausgezogen, hier eine neue Bergstadt zu schaffen, die freilich ohne Plan wuchs. Das ist aber eine Ausnahme. Die Gruppe der Städte mit Marktstraßen und Straßenmärkten ist jedoch kaum geeignet, überhaupt ernstlich daraufhin untersucht zu werden, ob diese Anlagen von einer bestimmten Zeit bevorzugt wurden, denn es handelt sich ja in den seltensten Fällen um Siedlungen, die von vornherein als Städte angelegt wurden. Gewiß ist Tyrnau nach diesem Prinzip planmäßig erweitert worden oder die Bergstadt Königsberg ohne Plan rasch als solche Anlage erstellt worden, aber in den meisten Fällen sind doch ältere dörfliche oder bergmännische Siedlungen einfach mit Stadtrecht begabt worden und die durch die betreffenden Orte ziehenden Hauptverkehrsstraßen wurden als Marktstraßen — oder erweitert als Straßenmärkte — zu den Mittelpunkten des neuen, des städtischen Lebens. Das war zu allen Zeiten möglich und wir können deshalb nur feststellen,

daß durch das ganze Mittelalter hindurch die Erstellung eines besonderen städtischen Marktplatzes nicht immer als notwendig erachtet wurde. Ob sich dabei etwa landschaftliche Unterschiede ergeben, darauf ist weiter unten einzugehen.

Ähnlich liegen die Fälle der Angermärkte, denn wir wissen ja nicht immer, ob nicht etwa ein schon lange bestehendes Straßenangerdorf erst viel später mit Stadtrecht begabt wurde. Bei Zipser Neudorf, das im ersten Jahrzehnt des 15. Jh.s Stadt wird, haben wir dafür ein Musterbeispiel, denn die Grundrißform ist bereits erheblich älter, sie geht in das 13. Jh. zurück. Die jüngste Stadt nach dem Prinzip des Angermarktes ist das der ersten Hälfte des 14. Jh.s entstammende Bergstädtlein Pukanz, das nun freilich wieder einen Vorläufer hatte, von dem es uns allerdings nicht wahrscheinlich schien, daß es ein Straßenanger gewesen ist. Können wir hier keine sichere Entscheidung treffen, so gehen doch alle anderen Straßenmärkte erwiesenermaßen in das 13. Jh. zurück. Die späteren Stadtgründungen vermeiden diese Planung.

Durch das gesamte Mittelalter hindurch wurde dann das ostdeutsche Kolonialschema bei den Stadtgründungen in der Slowakei verwendet, so schon bei Karpfen, das 1238 sicher bezeugt wird, bei dem 1320 gegründeten Bartfeld oder dem 1380 angelegten Bries.

Haben nun die verschiedenen hauptsächlichen Zwecke der einzelnen Städte — Berg-, Gewerbe-, Handelsstädte — etwa ursächlich auf die Grundrißform eingewirkt, d. h., sind diese verschiedenen Zwecke für die Wahl dieses oder jenes Grundrisses maßgeblich gewesen? Die Tatsache, daß die Bergstädte meist gewachsene Siedlungen sind — in die dann wohl auch viereckige Plätze eingebaut wurden — und daß diese naturgemäß demgemäß Marktstraßen- bzw. Straßenmarktanlagen darstellen, darf nicht hier eingeordnet werden. Denn es liegt ja nicht die Bevorzugung dieser Form vor, sondern die Form geht einzig und allein auf die Art der unregelmäßigen Entstehung zurück. Bei den Bergstädten spielte zudem der Marktplatz keine primäre Rolle, doch wurde im Verlauf der weiteren Entwicklung jede rechte Bergstadt zum wirtschaftlichen, marktmäßigen Mittelpunkt für die Umgebung, auch für die nichtbergmännischen Orte. Nicht alle Bergstädte sind Anlagen mit Marktstraßen bzw. Straßenmärkten, ist doch Kremnitz von vornherein planmäßig nach dem ostdeutschen Kolonialschema begründet worden, dasselbe gilt von Bries. Dann zeigt der Bergort Pukanz einen Angermarkt. Von den Handels- und Gewerbestädten gilt, daß bei ihnen Straßenmärkte und Marktstraßen selten sind; hier muß besonders auf Tyrnau gewiesen werden, das als Stadt eine Erweiterung durch eine Marktstraße erfuhr, die seitdem die Achse des Lebens der Stadt wurde. Nahezu alle Angermarktstädte sind dann in die Gruppe der Gewerbe- und

Handelssiedlungen einzuordnen, die meisten Gewerbe- und Handelsstädte sind allerdings dem ostdeutschen Kolonialschema zuzuweisen; das gilt sowohl von den durch einen einmaligen Gründungsakt entstandenen, durchaus planmäßigen Städten wie auch von denen, die einen Vorläufer hatten. Da der viereckige Marktplatz zu einem Kennzeichen der Städte geworden war, so wurde er im Zuge der Stadterhebung sehr oft einer bereits bestehenden Siedlung eingefügt.

Nur eine Tatsache war halbwegs zu fassen: daß die Städte mit Angermärkten einer älteren Schicht angehören. Es ist in diesem Zusammenhang auch durchaus bezeichnend, daß nicht ein einziger älterer Ort anläßlich der Erhebung zur Stadt durch einen Angermarkt erweitert wurde.

Wir sahen weiter, daß es gar nicht möglich ist, nur diese oder jene Fragestellung über die Ursachen der verschiedenen Verwendung der einzelnen Stadttypen allein anzuwenden. Es hat sich von selbst ergeben, daß die einzelnen Fragestellungen gar nicht voneinander zu trennen sind oder man erfaßt immer nur gewisse Stadttypen, nicht aber die Gesamtheit. Es bleibt nun noch die Frage zu beantworten, die uns bereits bei der Behandlung der einzelnen Städte am meisten bewegt hat: wie weit läßt sich ein Einfluß der stammesmäßigen Herkunft der deutschen Stadtgründer bei der Wahl der einzelnen Typen verfolgen? Das heißt mit anderen Worten, nach den Beziehungen der Stadttypenlandschaft zur Kulturformenlandschaft zu fragen. Diese Frage wird am besten zusammen mit der beantwortet, ob nicht in den einzelnen Landschaften — trotz verschiedener Herkunft der deutschen Stadtgründer — bestimmte Formen der Stadtanlagen bevorzugt werden.

Dabei muß allerdings in Rechnung gestellt werden, daß die Slowakei ein derart kleiner Ausschnitt aus der ostdeutschen Städteformenlandschaft ist, daß Schlüsse nur mit äußerster Vorsicht und unter allen Vorbehalten gezogen werden können. Dies nicht zuletzt, weil eine alle Stadtsiedlungen erfassende Formenkarte sowohl über das nördliche anschließende galizische Gebiet als auch über das südlich benachbarte Ungarn noch nicht vorliegt, ganz abgesehen davon, daß wir z. B. auch noch nicht Mähren — das wegen seiner ostmitteldeutsch-bayrischen Durchdringung und Überschichtung ein besonders dankbares Vergleichsgebiet wäre — in dieser Hinsicht bearbeitet haben; ähnliches gilt vom schlesischen Raum und von anderen westlich von der Slowakei gelegenen Gebieten.

Einen Vergleich der Karte der mittelalterlichen deutschen Stammeslandschaften in der Slowakei mit der Karte der Stadttypen ergibt zunächst nicht allzuviel. Wir sehen indes deutlich, daß die beiden schlesischen Kernpunkte in der Slowakei, Sillein und im Nordwesten Bartfeld im Nordosten Regelanlagen nach dem ostdeutschen Kolonialschema sind, wobei Sillein

noch dazu die klarste ostdeutsche Zentralanlage in der Slowakei darstellt. Nun ist auch Karpfen im Gebiet der niederungarischen Bergstädte eine sehr regelmäßige Anlage nach dem ostdeutschen Kolonialschema; daß die Stadtgründer Ostmitteldeutsche waren, besagt das Magdeburger Recht. Wenn auch bayrisches Volkstum bald die völlige Überhand gewinnen konnte, so zeugt neben dem Recht doch wohl auch der Stadtgrundriß für eine „nördliche“ Herkunft der Stadtgründer, denn er stammt noch aus der ersten Hälfte des 13. Jh.s. Wäre die Stadt erst später angelegt worden, so müßte die Wahl des Grundrisses mit noch mehr Vorbehalten mit der Herkunft der Stadtgründer in Beziehung gebracht werden. Denn im Verlauf der weiteren Entwicklung tritt das ostdeutsche Kolonialschema gewissermaßen einen Siegeszug durch die Slowakei an, die Stadtwerdung ist fast immer mit der Erstellung eines viereckigen Marktplatzes verbunden. Nur eine einzige Stadt, die von Schlesiern gegründet wurde, hat einen Angermarkt: Pudlein. Da aber eben Angermärkte unter den ältesten schlesischen Städten nicht fehlen, so braucht nicht an einen außerschlesischen Einfluß gedacht werden. Daß die ostdeutschen Kolonialanlagen nähere Beziehungen zum mitteldeutschen Gebiet der Slowakei zeigen, geht am besten daraus hervor, daß sie sich im Norden des Landes häufiger finden als im Süden, im Einzugsbereich des bayrischen Volkstums.

Das Zipser deutsche Volkstum, das infolge seines flämischen Grundstockes eine Sonderstellung einnimmt, hat erwartungsgemäß keine eigene, eigenständige Stadtanlage entwickelt. Dazu war die Gruppe zwischen den großen schlesischen und bayrischen Einflußbereichen und Strahlgebieten doch viel zu klein. Man muß auch in Betracht ziehen, daß die ältesten Zipser Siedlungen keine Städte, sondern Dörfer gewesen sind, daß die Städte im deutschen Volksgebiet der Zips erst Jahrzehnte nach der Landnahme errichtet wurden. Wir sehen wieder von den 24 „Zipser Städten“ ab, ebenso von den Zipsgründer Bergstädtlein, da sie im Mittelalter nie in rechtlicher Hinsicht (und auch nicht in wirtschaftlicher Hinsicht) wirkliche Städte gewesen sind. Auf dem Gebiet der Oberzips, in der sich das Zipser deutsche Volkstum allein ohne weitergehende andersstammliche deutsche Beimischung erhalten hat, gibt es zudem nur drei Städte. Davon ist Käsmark um eine Straßengabelung allmählich gewachsen und Zipser Neudorf erst im 15. Jh. ohne Veränderung des Grundrisses zur Stadt erhoben worden. Nur Leutschau ist auf „grünen Rasen“ als streng regelmäßige ostdeutsche Zentralanlage von großem Umfang geschaffen worden. Und zu dieser bedeutenden Stadtgründung hat man wohl erfahrene Landmesser berufen.

Auffallend bleibt aber nach wie vor die Gruppe der vier Städte mit Angermarkt in der östlichen Slowakei: Zipser Neudorf, Kaschau, Preschau und Klein-Zeben. Kann nun auch bei den drei zuletzt genannten Städten

nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob sie von vornherein als städtische Siedlungen geplant worden sind, so ist dies doch nicht unwahrscheinlich. Zipser Neudorf scheint dann die Herkunft dieses Typs zu erklären; es ist als Straßenangerdorf gegründet worden wie so viele andere Zipser Siedlungen, zählten sie nun zum Bund der „24 Zipser Städte“ oder nicht. Die ganz enge Verbindung des Klein-Zebener und des Preschauer Deutschtums mit dem Zipser deutschen Volkstum geht aus der Verleihung des Zipser Rechtes hervor, in Preschau — Klein-Zeben ist daraufhin noch nicht untersucht — ist der Zipser Anteil deutlich in der Kanzleisprache zu erkennen. Dasselbe gilt von Kaschau, das allerdings nicht die rechtlichen Beziehungen aufweist. Das Zipser Deutschtum war, als die drei Städte entstanden, auch schon so gefestigt, daß es Siedler aussenden konnte. Und das nördlich der drei Städte gelegene Gebiet an der galizischen Grenze mit dem späteren Hauptort Bartfeld war damals von der deutschen Siedlung noch nicht erfaßt. Es scheint uns demnach, daß der Angermarkt in diesem Gebiet eine Sonderentwicklung aus der in der Zips häufigen Straßenangersiedlung darstellt.

Die Zuordnung der Angermärkte in der Ostslowakei zu den süddeutschen Längsanlagen scheint uns nicht statthaft, es fehlen in dem bayrischen Siedlungsgebiet der Slowakei — was allerdings noch kein unbedingter Beweis ist — auch die Verbindungsglieder.

Im einstigen bayrischen Kerngebiet der Slowakei liegen Preßburg, Modern und Tyrnau. Verhältnismäßig spät ist in die Preßburger Straßengabelung der viereckige Marktplatz eingebaut worden, Tyrnau war ein Straßenangerdorf, das durch eine Marktstraße erweitert wurde, Modern hat eine Marktstraße. Das ist ein einheitliches Bild mit dem wohl doch erwähnenswerten negativen Ergebnis, daß es hier keine Plananlagen nach dem ostdeutschen Kolonialschema gibt. Das Gebiet der sieben niederungarischen Bergstädte, der Raum, in dem die als „pergstädterisch“ bezeichnete bayrisch-ostmitteldeutsche Mischmundart gesprochen wurde, in dem es ja auch nicht an zipserischen und westdeutschen Einsprengseln fehlt, bietet auch in den Formen der Stadtgrundrisse ein weitgehendes Mischungsgebiet. Neben den Straßenmarktsiedlungen Schemnitz, Königberg, Libethen und Slowakisch-Lipsch liegen die beiden alten Angermärkte Altsohl und Neusohl und der jüngere Angermarkt Pukanz, ferner die nach dem ostdeutschen Kolonialschema geplanten Städte Karpfen, Kremnitz und Bries. Karpfen gehört zu den ältesten Städten, Kremnitz zu den jüngeren und Bries zu den Spätgründungen. Daß in den schlesischen Siedlungsgebieten durchaus das ostdeutsche Kolonialschema gilt, zeigen noch Deutsch-Proben, der Hauptort der Deutsch-Probenener Deutschtumsgruppe, und die beiden Tochttersiedlungen der schlesischen Kernpunkte, das von Sillein aus

begründete Königsberg an der Kischütz und das von den Bartfeldern geschaffene Städtlein Stropko. In den anderen Gebieten sind, wenn man von Einzelfällen absieht, Straßenmärkte bzw. Marktstraßen und ostdeutsche Kolonialanlagen nicht selten mit späterer Einfügung eines viereckigen Platzes in einen bereits bestehenden Ort. Mehr als die Einzelhinweise in den betreffenden Abschnitten — die eben nur als Hinweise mit allen Vorbehalten aufzufassen sind — kann nicht gesagt werden, was zum Teil daran liegt, daß wir über die deutschen Stadtgründer eben in diesen Fällen oft noch zu wenig wissen.

Daß Beziehungen zwischen der Herkunft der deutschen Stadtgründer und der Verwendung bestimmter Stadttypen bestehen, konnte doch wohl in einer entscheidenden Zahl von Fällen wahrscheinlich gemacht werden. Es ist auch deutlich geworden, daß nicht etwa in einer Landschaft — ohne Rücksicht auf das Volkstum — diese, in der anderen aber jene Grundrißformen bevorzugt verwendet werden.

Nachbemerkung: Die Arbeit ging in Druck, als sich der Verf. bereits als Soldat bei der Feldtruppe befand. Es stellten sich auch noch andere zeitbedingte Schwierigkeiten ein, so daß auf die Beigabe eines Bilderteiles leider verzichtet werden mußte.

H. W.

# Die Pest im Ofner Bergland

Von EUGEN BONOMI (Budapest)

In der ersten Hälfte des 18. Jh.s wütete in weiten Gebieten Ungarns die Pest<sup>1)</sup>. 1710 und 1739 erreichte sie auch das Ofner Bergland. Eben zu einer Zeit, als der Wiederaufbau dieses Raumes nach der langen Türkenherrschaft kaum erst recht in Angriff genommen war<sup>2)</sup>. 1710 forderte die Seuche, soweit bekannt, verhältnismäßig wenige Opfer. Nicht so 1739! Hunderte von Menschen starben in diesem Jahr. Merkwürdigerweise blieben diesmal diejenigen Dörfer verschont, die einmal schon zu leiden hatten. Seither verstrichen zwei Jahrhunderte. Leid und Not jener Zeit sind vergessen. Das Wort Pest klingt heute sonderbar.

Unsere Darstellung will jene grauenvolle Zeit wieder nahe bringen. Man kann die Pest aber nur im katholischen, also vornehmlich deutschen Teil unseres Gebietes verfolgen. Über Nichtkatholiken (kalvinistische Madjaren, griechisch-orientalische Serben) liegt kaum etwas vor.

## 1. Wo und wann wütete die Pest?

Es ist nicht immer möglich, genau zu sagen, welche Gemeinden von der Seuche heimgesucht wurden, noch weniger, wie lange sie an den einzelnen Orten regierte. Als sie zum ersten Male ausbrach, waren erst wenige Dörfer bevölkert, nur manche hatten eine eigene Pfarre, die Kirchenbücher wurden noch unregelmäßig geführt, das Volk war nicht seßhaft. Kein Wunder, daß wir von der ersten Epidemie so wenig wissen. 1710 ist sie nur in Großturwal-Törökbálint, Pilisvörösvár und Pomáz nachzuweisen. In Großturwal setzte sie Ende Oktober ein<sup>3)</sup>; wie lange sie dauerte, steht nicht fest. In Pilisvörösvár forderte sie am 4. Juni das erste Opfer. Mitte August hörte sie plötzlich auf<sup>4)</sup>. Etwa 50 erlagen der „vblen Kranckheit“ in Pomáz<sup>5)</sup>; nähere Angaben fehlen. Wie es den Bewohnern anderer Ortschaften erging, ist nicht bekannt.

<sup>1)</sup> Eine zusammenfassende Darstellung liegt, soviel wir wissen, noch nicht vor. Das Studium der Pestakten (*Acta Pestilentialia*) im Staatsarchiv Budapest würde sich lohnen. Diese allein gäben aber noch kein getreues Bild, da manche Gebiete nicht oder nur unzureichend erfaßt wurden. Uns boten die Pestakten keinen Stoff.

<sup>2)</sup> Vgl. BONOMI, EUGEN, *Die Ansiedlungszeit des Ofner Berglandes*: SODF 5 (1940), S. 403 ff.

<sup>3)</sup> S. Abschnitt 6, Großturwal.

<sup>4)</sup> S. Anhang II, Pilisvörösvár.

<sup>5)</sup> „In disen Dorff seint beÿ 50 gestorben in der vblen Kranckheit deren 16 wirth darunter waren. So anietzo öede 20 Sessiones seint.“ *Conscriptio Bonorum item et Pagorum Vatayanorum utpotè, Gallas, Pomaz, Csabanka, Solmar, et Kovacz...* vom 19. Mai 1711, U. et C. Fasc. 10, Nr. 36, Staatsarchiv Budapest.

Ziemlich gut sind wir über die Pest im Jahre 1739 unterrichtet. Sie betraf die meisten unserer Gemeinden und dauerte überall mehrere Monate<sup>6)</sup>: Budajenő: Mai—November, Budakeszi: März—Oktober, Budaörs: Mai bis November, Csobánka<sup>7)</sup>, Etyek: ab Juli (?), Kleinturwal-Torbágy: Mai bis Oktober, Krottendorf<sup>8)</sup>, Nagykovácsi: November—Dezember, Pesthidegkút: Mai—August, Promontor-Budafok<sup>9)</sup>, Úröm: März—Oktober, Weindorf-Pilisborosjenő: März—November, Zsámbék. Nicht nachzuweisen in Bia, Budakalász, Großturwal<sup>10)</sup>, Páty, Piliscsaba<sup>11)</sup>, Pilisszentiván, Pilisvörösvár<sup>12)</sup>, Pomáz, Solymár und Telki.

## 2. Bekämpfung der Pest

Wie man dem Übel im allgemeinen begegnete, wissen wir nicht. Allein in den Schriften der Ofner Jesuiten, der ehemaligen Herren von Großturwal fand sich eine *Instructio pro tempore pestis*, die Prophylaxe und Heilverfahren ausführlich erörtert<sup>13)</sup>. Wahrscheinlich ließen auch die anderen Grundherrschaften ihre Untertanen nicht ohne entsprechende Weisungen. Es mochte ihnen — schon aus rein wirtschaftlichen Gründen — nicht gleichgültig sein, ob ihre Dörfer veröden oder nicht.

Bei der Bekämpfung der Pest spielte das Kirchliche — Messe, Bittgang, Gebet — sicher eine große Rolle. Das gläubige Volk baute gewiß mehr auf Gott oder auf einen kräftigen Patron, als auf die sichtbar unwirksamen Arzneien seiner Zeit. Wer von dieser schrecklichen Krankheit befallen war, ließ wohl nichts unversucht, was nur einigermaßen Heilung versprach. Gläubige Menschen beseelte außerdem die Hoffnung, wenn schon nicht anders, so vielleicht auf wunderbare Weise genesen zu können. Wer weiß, wie viele sich damals in letzter Not auf den verschiedenen Wallfahrtsorten eingefunden haben. Nach dem Mirakelbuch des Gnadenortes Maria-Eichel

<sup>6)</sup> S. Anhang II.

<sup>7)</sup> S. Abschnitt 6, Csobánka.

<sup>8)</sup> Über Krottendorf ist nur soviel bekannt, daß die Opfer der Pest im Friedhof bei der Kirche beigesetzt wurden (*Canonica Visitatio 1778*, auf der Krottendorfer Pfarre). In die Sterbebücher von Altofen (damals die zuständige Pfarre) trug man den ersten Toten aus Krottendorf am 13. September 1740 ein, also nach der Pest. Zur Zeit der Pest war aber der Ort bereits besiedelt (s. BONOMI, *Ansiedlungszeit* S. 416). Hoffentlich wird die Forschung im Zichyschen Familienarchiv (noch nicht zugänglich) auch diese Frage klären.

<sup>9)</sup> *Praeliminaria Can. Vis. Promontor 1839*, Diözesanarchiv Stuhlweißenburg.

<sup>10)</sup> Den Berichten vom 14. und 15. September 1739 nach gab es in dieser Gemeinde niemanden, der an der Pest gestorben wäre. *Acta Jesuitica Collegii Budensis irregistrata Fasc. 9*, Staatsarchiv Budapest.

<sup>11)</sup> 1739: 12 Todesfälle.

<sup>12)</sup> 1739: 48 Todesfälle.

<sup>13)</sup> S. Anhang I.

(im Budakeszier Wald)<sup>14)</sup> gewannen hier viele Pestkranke ihre Gesundheit wieder, wovon u. a. Votivbilder und im Archiv des Klein-Zeller Trinitarierklosters (in Altofen)<sup>15)</sup> aufbewahrte Erklärungen von Pilgern Zeugnis ablegen. Beispiels halber werden im Mirakelbuch nur zwei Fälle ausführlich erörtert. 1739 pilgerte BARBARA HALVAX aus Ofen hieher, nachdem bei ihr schon alle irdische Kunst vergeblich war. Sie flehte die Gottesmutter um Hilfe an; es wurde ihr auch geholfen. Das Söhnchen der Ofner ELISABETH AISER war bereits aufgegeben. Da suchte diese Frau bei der Muttergottes in Maria-Eichel Zuflucht. In ihrer Hoffnung täuschte sie sich auch nicht. Das Kind blieb am Leben. Auch dieser Fall ereignete sich 1739<sup>16)</sup>.

1710, an Mariä Himmelfahrt, las der Pilisvörösvärer Pfarrer die erste Messe in der Kapelle auf dem Kalvarienberg. Damit war der Ort — durch die Fürbitte der seligsten Jungfrau — von der Pest befreit<sup>17)</sup>.

### 3. Vermächtnisse

Die Ungewißheit, ob man am Leben bleibt oder den bereits Heimgegangenen folgen müsse, veranlaßte manchen, über seine irdischen Güter noch rechtzeitig zu verfügen. In der Regel wird das mündlich geschehen sein. Der schriftlich festgelegte letzte Wille bildete wohl eine Ausnahme. Aus dem Pestjahr 1739 liegen insgesamt vier deutsche Testamente vor, alle aus Budaörs<sup>18)</sup>. CHRISTINE FEÜERABENT, CHRISTIAN DÄNTZL, KATHARINA DÜCK und GEORG DICK, der Ehemann der vorerwähnten Katharina, errichteten sie. Alle diese Erblasser starben noch im selben Jahr an der Pest. Jeder gedachte der Kirche. Wein, Geld für Messen, Kerzen sollten ihr zukommen. Es war wohl Sitte, es so zu tun. Das fromme Gemüt dieser Budaörser Deutschen dürfte aber auch mitgesprochen haben. CHRISTINE FEÜERABENT bestimmte z. B. 47 Gulden für Messen, CHRISTIAN DÄNTZL

<sup>14)</sup> Vgl. BONOMI, EUGEN, Makkos Mária (Maria-Eichel): *Katolikus Szemle* 53 (1939), S. 150—156.

<sup>15)</sup> Maria Eichel betreuten die Altofner Trinitarier. Zur Geschichte von Klein-Zell vgl. FALLENBÜCHL, FRANZ: *A rabváltó trinitárius szerzetesek Magyarországon* (Die Trinitarier in Ungarn). Budapest 1940, S. 137 ff.

<sup>16)</sup> PARTHENIUM NEMUS sive Augustissima Angelorum Regina Intemerata Semper VIRGO MARIA quercensis, Quae In Ecclesia RRPP. Ordinis Discalceatorum S. SS. TRINITATII Redemptionis Captivorum Prope Budam Hungarorum Urbem Regiam juxta pagum Budakesz Hyperdulico populorum Cultu frequentatur. Hunc cum plurimis Suae Misericordia Gratiis et Beneficiis LECTORI MARIANO exhibetur a P. I. LADISLAO a Sò STEPHANO Ejusdem Ordinis Religioso Professo. III. Kapitel (In pestiferis luem delet), Diözesanmuseum Stuhlweißenburg.

<sup>17)</sup> S. Anhang II, Pilisvörösvár.

<sup>18)</sup> RIEDL, FRANZ, Schwabenvermächtnisse aus 1739: *Deutsch-ungarische Heimatblätter* 6 (1934), S. 338—343.

vermachte der Budaörser Kirche 30 Gulden und 20 Eimer Wein, dem hl. Wendelin und dem hl. Sebastian zu Ehren 2 Kerzen zu 4 Gulden samt den passenden Leuchtern, dann wünschte er, daß für ihn, seine verstorbene Frau und seine Kinder 100 Messen gelesen und in der Rauchfangkehrerkapelle<sup>19)</sup> in Ofen 4 Kerzen geopfert werden sollten. KATHARINA DÜCK bedachte die Budaörser Kirche mit 10 Eimer Wein und bat um 10 Messen nach ihrem Tode. GEORG DICK hinterließ den Trinitariern in Altofen 10 Eimer Wein und 10 Gulden für Messen; der Budaörser Kirche sollten ebenfalls 10 Eimer Wein und die Hälfte seines Weingartens zufallen. — Eine Eintragung im ersten Taufbuch der Pfarre von Pesthidegkút<sup>20)</sup> besagt, daß JOHANN REINDL und JOHANN SCHEFFLER zur Zeit der Pest ihren Weingarten der Kirche vermachten mit dem Bemerkten, der Pfarrer müsse für sie jährlich zwei Messen zu 30 Kreuzer lesen. Da diese Weingärten keinen Nutzen abwarfen, wurden sie 1752 verkauft. Die eingeflossene Summe sollte beim Bau der neuen Pfarrkirche aufgewandt werden. Von FRANZ GAUDINGER erhielt die Kirche zu Pesthidegkút 25 Gulden für Messen, die seiner verstorbenen Frau Anna Maria zugute kommen sollten.

Von etwaigen Streitigkeiten in Erbschaftsangelegenheiten ist nichts bekannt. Erbsitten, zuweilen das geltende Recht werden wohl in allen Fällen eine befriedigende Lösung herbeigeführt haben. Aus Etyek ist ein Protokoll vorhanden, worin man nebst Persönlichem auch das hinterlassene Gut mehrerer Familien verzeichnet findet<sup>21)</sup>.

#### 4. Die Toten

Kirchenbücher und herrschaftliche Konskriptionen geben über die Opfer der Pest Aufschluß. An herrschaftlichen Verzeichnissen fanden sich bisher nur zwei, und zwar aus Budaörs<sup>22)</sup> und aus Etyek<sup>23)</sup>. Wahrscheinlich ordneten auch andere Grundherrschaften eine Zählung an, war es ihnen doch von Wichtigkeit, genau zu wissen, welche Verluste ihre Gemeinden erlitten. Unter Umständen kam ja doch die Ergänzung der zusammengeschmolzenen Bevölkerung in Frage.

An unsere Quellen möchten wir einige Bemerkungen knüpfen. Nur in Budakeszi und Zsámbék wurden die Toten gesondert verzeichnet. Anderswo findet man in den Sterbebüchern nur Vermerke, die Beginn und Ende der Pest andeuten. Jene Toten, die in diese Zeit fallen, starben also zur Zeit der Pest und nicht unbedingt an der Pest. Wie viele es nun gab, die eine

<sup>19)</sup> An ihrer Stelle steht jetzt die Christinenstädter Pfarrkirche.

<sup>20)</sup> Auf der letzten Seite der *Matricula Baptizatorum* ab Anno 1736 usque 1773.

<sup>21)</sup> S. Anhang II, Etyek.

<sup>22)</sup> S. Anhang II, Budaörs.

<sup>23)</sup> S. Anhang II, Etyek.

andere Krankheit dahinraffte, läßt sich nicht genau bestimmen, da die Todesursachen damals noch nicht eingetragen wurden. Schwieriger ist es, wo z. B. entweder nur das Einsetzen oder das Aufhören oder nicht einmal das angegeben ist. Hier läßt allein die Häufigkeit der Sterbefälle auf die Seuche schließen. Das der Budaörser Herrschaft vorgelegte Verzeichnis vom 19. August 1739 weist 259 Verstorbene aus. Nach den Kirchenbüchern der Gemeinde dauerte die Pest bis Ende November. Die Zahl derer, die während der Pest ums Leben kamen, betrug 266. Unbedingt muß ihre Zahl höher angesetzt werden, belief sie sich doch schon im August auf 259. Gewiß sind im Sterbebuch nicht nur Opfer der Pest verzeichnet. In den Kirchenbüchern von Etyek wurden 1739 3 Todesfälle eingetragen (2 mit dem Vermerk „tempore pestis“<sup>24</sup>); die Jahre 1740 und 1741 fehlen überhaupt!). Läge zufällig kein herrschaftliches Totenverzeichnis vor, wüßten wir von der Pest in Etyek kaum etwas. Ob also die Zahlen, die die Kirchenbücher ergeben, immer den Tatsachen entsprechen, bleibt dahingestellt. In den einzelnen Gemeinden war die Zahl der Opfer<sup>25</sup>) wie folgt: Budajenő 1739: 178<sup>26</sup>), Budakeszi 1739: laut Verzeichnis auf der Pfarre 352, nach dem der Grundherrschaft 536<sup>27</sup>), Budaörs 1739: laut Verzeichnis für die Herrschaft 259, laut Sterbebuch 266, Etyek 1739 (auch 1740?): nach der herrschaftlichen Konskription 299 (186 Madjaren, 113 Deutsche), das Kirchenbuch enthält bloß 2, Nagykovácsi 1739: 40, Pesthidegkút 1739: 175, Pilisvörösvár 1710: 10, Pomáz 1710 (1711?): „bej 50“<sup>28</sup>), Promontor 1739: etwa 30<sup>29</sup>), Üröm 1739: 98 (125?), Weindorf 1739: 50 (57?), Zsámbék 1739: 830.

Wie bereits erwähnt, haben wir eigentlich nur die katholische Bevölkerung unseres Gebietes im Auge. Abgesehen von den katholischen Madjaren in Zsámbék und den wenigen anderswo seßhaften katholisch-madjarischen Familien sowie den katholischen Slawen (Serben in Großturwal, Slowaken in Piliscsaba) waren die Katholiken Deutsche. Von den reformierten Madjaren wurden, unseres Wissens, nur die Etyeker erfaßt.

<sup>24</sup>) 22. Juli: KATHARINA KÜLTINGER; 30. Juli: MARIA KÜLTINGER.

<sup>25</sup>) S. die Namenslisten im Anhang II.

<sup>26</sup>) (P. ANTON PFLEGER): Geschichte der Pfarre von Jenő und Telkő verfaßt im Jahre nach Christi Geburt 1847, S. 44, Handschrift auf der Pfarre von Budajenő.

<sup>27</sup>) ESZTERLE, M. EDITH, A budakeszi német nyelvjárás hangtana (Lautlehre der deutschen Mundart von Budakeszi): Arbeiten zur deutschen Philologie, Heft 41, Budapest 1929, S. 11.

<sup>28</sup>) S. Anm. <sup>5</sup>) — 1710 saßen im Ort 45 serbische und 6 madjarische Familien (s. BONOMI, EUGEN, Serbokroaten im Ofner Bergland: SODF 4 (1939), S. 66). Die Verstorbenen dürften Serben gewesen sein.

<sup>29</sup>) „A. 1739 . . . in Patria nostra pestis grassabatur numerus animarum hic Loci existentium . . . erat bis centum e quibus mortiferum pestis malum rapuit triginta circa.“ Praelimnaria Can. Vis. Promontor 1839, Diözesanarchiv Stuhlweiburg. Wer sie waren, ist unbekannt, da die Sterbebücher der Pfarre erst 1741 beginnen.

Welche Verluste das madjarische Bia und Páty aufzuweisen hatten, ist nicht bekannt. Gewiß hatten auch die griechisch-orthodoxen Slawen in Csobánka, Budakalász und Pomáz<sup>30)</sup> Opfer zu beklagen. Auch hier fehlen einschlägige Berichte. Schon zur Zeit der Pest hatte das Ofner Bergland zum größten Teil deutsche Bewohner. Sie waren erst vor kurzem gekommen und standen im Begriff, sich es hier heimisch zu machen. Da traf sie die Pest. Neue Siedler mußten kommen, um das begonnene Aufbauwerk weiterzuführen.

### 5. Bestattung der Toten

Wer der Pest erlag, dem war es nicht vergönnt, dort zu ruhen, wo die anderen Verstorbenen des Heimatortes. Der Infektionsgefahr wegen wurden diese Toten gesondert bestattet, und zwar außerhalb der Siedlung in eigens für sie eröffneten Friedhöfen, im Wald oder sonstwo, bestenfalls in einer Ecke des Dorffriedhofes. Nichts kennzeichnet mehr diese Begräbnisstätten<sup>31)</sup>.

Der Budakeszier Pestfriedhof erstreckte sich am Abhang und am Fuße des Kalvarienberges<sup>32)</sup>. Krottendorf-Békásmegyer wies seinen Toten im Gemeindefriedhof bei der Kirche eine Ruhestätte an. Dieser Teil wurde aber mit einem Graben umgeben und 1740 geschlossen<sup>33)</sup>. In Nagykovácsi benedizierte Pfarrer SIMON PELZL am 30. April 1740 den Pestfriedhof am Ende des Dorfes („infra pagum, nempè in fine pagi“)<sup>34)</sup>. Gewiß lagen hier die, nach deren Namen im Kirchenbuch „sepultus foris extra pagum“ oder „foris“ steht. Außerdem gab es welche, die zu Hause oder im Wald bestattet wurden. Die Pesthidegkúter Toten trug man im Friedhof bei der alten Kirche (Lust-Kirche) zu Grabe. Nach der Pest wurde dieser Friedhof endgültig geschlossen<sup>35)</sup>. Die Promontorer Opfer der Pest kamen bei der Viehweide an der Donau in Richtung Großteting-Nagytétény zu liegen<sup>36)</sup>.

<sup>30)</sup> S. Anm. 28).

<sup>31)</sup> An der Mauer des alten Friedhofes in Üröm lehnt noch der letzte Grabstein unseres Gebietes. Er trägt folgende Inschrift: † ALHIE RUHET MATHIAS . . . IES. ALTER 27 IAHR IN DER PEST GESTORBEN DEN 26 IULY 1739. Sicher mit Matthias Shieszl identisch, der im Alter von 27 Jahren an der Pest starb, s. Anhang II, Üröm.

<sup>32)</sup> A budakeszi róm. kath. templom és plébánia törzskönyve (Pfarrechronik von Budakeszi), 1925, S. 42. Handschrift auf der Budakeszier Pfarre. Am Fuße des Kalvarienberges stehen heute Häuser. Damals hieß es noch im Sterbebuch: „. . . in Pestifera lue Mortuj et extra pagum sepulti . . .“

<sup>33)</sup> Can. Vis. Krottendorf 1778, auf der Krottendorfer Pfarre.

<sup>34)</sup> Protocollum Ecclesiae Nagy-Kovatsiensis antiquissimum . . . Handschrift auf der Pfarre zu Nagykovácsi. — Dieser Pestfriedhof befand sich, sagt das Volk, bei der Sebastianikapelle.

<sup>35)</sup> Can. Vis. Districtus Budensis 1747. S. 236, Diözesanarchiv Wesprim.

<sup>36)</sup> Can. Vis. Promontor 1817, Diözesanarchiv Stuhlweißenburg.

Die Wellen des Stromes umspülten ihre Gräber und scheinen sie auch bald zerstört zu haben. Zsámbék hatte den größten Pestfriedhof. Er lag bei der alten Kirche<sup>37)</sup>. Wo die Verstorbenen in Budaörs, Etyek, Üröm und Weindorf Ruhe fanden, ist nicht überliefert.

## 6. Denkmäler, Volksfrommes

Die Dauer und das Ausmaß der Pest konnte niemand absehen. Man merkte nur, daß die „schwarze Krankheit“ bald diesen, bald jenen Dorfgenossen ereilte und die Reihen der Bevölkerung rasch lichtete. Inmitten dieser Not wandte sich das verzweifelte Volk noch stärker denn je dem Allmächtigen und den himmlischen Fürbittern zu. Wer konnte das Übel abwenden und einen davor bewahren, wenn nicht Gott oder ein kräftiger Pestpatron<sup>38)</sup>. Dieser Überzeugung entsprangen fromme Stiftungen, Gelübde, Andachten u. dgl., wodurch man den Zorn des Herrn zu besänftigen und sich seinen Schutz zu sichern glaubte. Ganze Gemeinden verpflichteten sich zu irgendeinem gottgefälligen Werk. Als dann die große Prüfung zu Ende war, bezeugte das gequälte Volk seine Dankbarkeit dadurch, daß es Gott und den Pestpatronen zu Ehren Kapellen, Bildsäulen und Altäre errichten ließ. Was man angesichts des Todes auf sich genommen, wurde meist auch peinlich gehalten. Aber die kommenden Geschlechter, die die Schrecken der Pest nur noch nach Hörensagen kannten, empfanden schon manches als unbequem und sinnlos, was die Ahnen auch ihnen auferlegt und „ewig“ befolgt wissen wollten. Sehen wir nun, wozu die Pest vergangene Geschlechter veranlaßte und wie das Erbe von den Nachfahren gewahrt wird.

### Csobánka.

1739 gab es im serbisch-orthodoxen Csobánka nur wenige Katholiken. Sie hatten weder ein Gotteshaus noch einen Geistlichen. Als die Pest ausbrach, erkannten sie erst, was es heißt, keine eigene Andachtsstätte zu haben. Der Weg nach Weindorf, dessen Filialgemeinde sie waren, war weit, auch Sankt Andrä lag nicht allzu nah. So faßten sie den Entschluß, sich ein Kirchlein zu bauen. Sie schickten sich auch zur Arbeit an, wurden aber von den serbischen Dorfgenossen überfallen und mißhandelt. Die Serben waren nämlich der Meinung, sie müßten alle an der Pest sterben, wenn die Katholiken ein Gotteshaus errichteten. Unter dem Druck des Mehrheits-

<sup>37)</sup> NYIRÁK, IGNAZ, Memoriale Parochiae Reg. Coron. Oppidi Zsámbék concinnatum per loc. par. 1847. S. 10, Handschrift auf der Pfarre zu Zsámbék.

<sup>38)</sup> In diesem Raum wurden die Heiligen SEBASTIAN, ROCHUS, ROSALIA, FRANZ XAVER (Großturwal) und FRANZ VON PAULA (Zsámbék) als Pestpatrone verehrt. Über ihr Patronat vgl. KERLER, DIETRICH, Die Patronate der Heiligen. Ulm 1905, S. 268, 271 f.

volkes mußte die Arbeit eingestellt werden<sup>39)</sup>. Erst 1757 brachten es die Katholiken zu einer Kirche<sup>40)</sup>.

### Großturwal.

Ende Oktober 1710 brach im Ort die Pest aus. Hierauf legte die Gemeinde folgendes Gelübde ab:

„Aldieweilen dem gütigen Gott beliebt hat zu Ende Octobris des 1710 ten Jahres das allhiesige Dorf Török-Bálinth mit der pestilenzischen Seuche zu besuchen: Als ist in Eingang des folgenden Monaths Novembris Ano 1710. zu Besänftigung des gerechten Zorn Gottes von einer ganzen Gemeinde alda, der Wunderthätige Hl. Indianer Apostel Franciscus Xaverius zu einen ewigen Patron des Dorfes Török-Bálinth erwählet worden. Deme dann zu Ehren Heut den 16 ten November Wür Richter, und Geschworene im Nahmen der ganzen Gemeinde Äydlich angeloben, daß wür sein Fest jährlich als ein gebottenen Fejërtag mit einen vortägigen Fast-Tag auf ewig begehen wollen, mit versicherter Hofnung, es werde dieser des Dorfs Török-Bálinth Außerküßener Patron Heiliger Franciscus Xaverius in Ansehung unseres Gelübds bey dem allmächtigen Gott dießen Orth mittels seiner Kräftigen Vorsprechung die Befreyung von aller pestilenzischen Seuche erbitten, und in allen den Segen Gottes zu Wegen bringen, damit dieses mit der Gesundheit also begnadetes Dorff von allen künftigen Uebel ewig behiattet und befreyet werde.

Dießem nach geloben wür Richter und Geschworene sambt einer ganzen Gemeinde alda, auß obenangebrachter Meinung zu Ehren der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, alhier ein Capellen zu erbauen, und beÿ diesem gedenklichen Zeichen Jeden ersten Monaths Sonntag die Lytaney von der Heiligsten Dreyfaltigkeit und den Rosen-Kranz der Allerheiligsten Jungfrauen, und Gebährerin Gottes Mariae mit einheliger Stimme dankbahrlich abzustatten; wofern aber die Vermöglichkeit des Wetters zur solchen Zeit verhinderlich wäre, soll erst gedachte Andacht in der Kirchen unaußbleiblich volzogen werden.

Leztlich wan der Güetige Gott der ganzen büßenden Gemeinde ihr Flehen und Bitten gnädiglich wird angesehen, und diese Straf-Ruthen wiederumb eingezogen, also auch die vorige Gesundheit dießen Orth vollkommentlich ertheilet haben, wollen wir folgende Processiones mit möglichster Andacht halten.

Erstlich: Zu Lob und Dank der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit jährlich am 1 ten Sontag nach Pfingsten.

<sup>39)</sup> BONOMI, Serbokroaten, S. 58 f.

<sup>40)</sup> Praeliminaria Can. Vis. Csobánka 1868, Diözesanarchiv Stuhlweißenburg.

Andertens: Zu Ehren der Allerseligsten Jungfrauen Mariae jährlich am Festtag ihrer glorreichen Himmelfahrt.

Drittens: Zu Ehren unseres Heiligen Schutz Patron Francisci Xaverii jährlich an seinem Fest-Tag.

CASPAR NÖBEL Richter, MICHEL GALL, FRANZ STÖGMANN, JOSEPH MEHRL, NIKOLA KLEISCH, MATHIAS DAMANITZ, MARTIN MILASCHNOVITZ Geschworene. L. S.<sup>41)</sup>“.

Hielt die Gemeinde dieses Gelöbniß in allen Punkten? Wer weiß. 1711 wurde in nächster Nähe der Pfarrkirche tatsächlich eine Kapelle gebaut, jedoch nicht der Dreieinigkeits, sondern dem Pestpatron FRANZ XAVER geweiht. Sie steht heute noch. Später ließen sie die Ofner Jesuiten, damals noch Grundherren des Dorfes, restaurieren und stifteten einen kleinen schönen Altar mit dem Bild des Heiligen<sup>42)</sup>. 1868 war dieses Altarbild schon derart ruiniert, daß es entfernt werden mußte<sup>43)</sup>. Am Tage des FRANZ XAVER, SEBASTIAN, ROCHUS und der ROSALIA pflegte man in dieser Kapelle noch am Anfang des 19. Jh.s Meßopfer darzubringen<sup>44)</sup>. Heute dient die Kapelle zur Aufbewahrung kirchlicher Geräte<sup>45)</sup>. Gottesdienste finden hier nur noch dann statt, wenn die Pfarrkirche aus irgendeinem Grund geschlossen ist.

#### Kleinturwal.

Auf dem Weinberg erhielt die hl. ROSALIA eine Kultstätte. Mit dem Bau begann man schon während der Pest. Erst 1775 wurde sie vollendet. JOHANN TOMICSICS, Domherr von Wesprim, benedizierte sie. Die Kosten trugen die Gemeinde und mehrere Wohltäter<sup>46)</sup>. Am Tage der Heiligen liest hier der Ortspfarrer eine Messe.

Vor der Pfarrkirche steht eine Dreifaltigkeitssäule, die die Gemeinde nach der Pest, ihrem Versprechen gemäß, aufstellen ließ<sup>47)</sup>.

An Christi Himmelfahrt unternimmt das Volk von Kleinturwal alljährlich eine Wallfahrt nach Budakeszi, wo sich das Gnadenbild des 1784 aufgelassenen Wallfahrtsortes Maria-Eichel befindet. Diese Pilgerfahrt sollen, wie es heißt, noch die Ahnen zur Zeit der Pest versprochen haben<sup>48)</sup>.

<sup>41)</sup> Can. Vis. Großturwal 1817, Diözesanarchiv Stuhlweißenburg.

<sup>42)</sup> Can. Vis. Distr. Bud. 1747, S. 350.

<sup>43)</sup> Praeliminaria Can. Vis. Großturwal 1868, Diözesanarchiv Stuhlweißenburg.

<sup>44)</sup> Can. Vis. Großturwal 1817.

<sup>45)</sup> Die ausführliche Beschreibung der Kapelle s. bei WITTINGER, ANTON, Törökbálint története és leírása (Geschichte und Beschreibung von Großturwal). Budapest 1901, S. 125—127.

<sup>46)</sup> Can. Vis. Kleinturwal 1778, Diözesanarchiv Stuhlweißenburg.

<sup>47)</sup> Can. Vis. Kleinturwal 1817, Diözesanarchiv Stuhlweißenburg.

<sup>48)</sup> S. BONOMI, Makkos Mária S. 155.

### Nagykovácsi.

Am Eingang des Dorfes befindet sich ein kleines Kirchlein zu Ehren des hl. SEBASTIAN. Seine Entstehung verdankt es dem Gelöbnis des Nagykovácsier Volkes. 1738 „tempore pestis“ wurde es errichtet und im selben Jahr am 17. August von Pfarrer SIMON PELZL in Gegenwart einiger Geistlichen geweiht<sup>49)</sup>. Jetzt wird in der Kapelle Ostermontag und Pfingstmontag ein Hochamt zelebriert. Am zweiten Bitttag zieht die Prozession dorthin.

### Pesthidegkút.

Nichts mahnt hier an die Pest. Nach der ersten Kirchenvisitation heiligte das Volk den Tag des Pestpatrons SEBASTIAN. Es wird hier — lesen wir — eine feierliche Messe zelebriert, das Allerheiligste ausgesetzt und dem Volk damit der Segen gegeben<sup>50)</sup>.

### Pilisvörösvár.

Den Pestpatronen SEBASTIAN, ROCHUS und ROSALIA erweist man heute noch große Verehrung. Ob ihre Kapelle aus der Zeit der Pest stammt, ist nicht nachzuweisen. Erst 1799 hören wir von ihr<sup>51)</sup>. Wir wissen allerdings, daß man die Heiligen FABIAN, SEBASTIAN, ROCHUS, ROSALIA und WENDELIN „ex voto, tempore pestis“ zu Schutzheiligen der Gemeinde erwählte<sup>52)</sup>.

Der wunderbaren Errettung von der Pest im August 1710 gedenkt das Volk heute noch, indem es Jahr für Jahr zur Rochuskapelle zieht. Es sollte eigentlich am 15. August geschehen. Auf diesen Tag fällt aber die Kirchweih. Auch müßte man, wie einst, die Kapelle auf dem Kalvarienberg besuchen. Da sie entlegen ist, zieht man zur Rochuskapelle im Ort.

### Promontor.

Der Visitationsbericht aus dem Jahre 1778 erwähnt eine Kapelle, die zur Zeit der Pest in Stein gehauen wurde. Da sie außerhalb der Gemeinde lag, nahe der Stelle, wo die Opfer der Seuche ruhten, war sie vermutlich als Friedhofskapelle gedacht. Der Promontorer Bürger KARL SCHMID ließ sie erweitern und mit einer eisernen Türe versehen. Nach der Beschreibung gab es hier ein Dreifaltigkeitsbild und mehrere kleinere Bilder<sup>53)</sup>.

JOHANN FERBERTH, der Präfekt des Prinzen EUGEN VON SAVOYEN in Promontor, beschenkte die hiesige Kirche „occasione pestis“ mit einem

<sup>49)</sup> Protocollum Ecclesiae Nagy-Kovátsiensis antiquissimum, auf der Nagykovácsier Pfarre und Can. Vis. Nagykovácsi 1805, Diözesanarchiv Stuhlweißenburg.

<sup>50)</sup> Can. Vis. Distr. Bud. 1747, S. 235.

<sup>51)</sup> Can. Vis. Pilisvörösvár 1799, auf der Pilisvörösvärer Pfarre.

<sup>52)</sup> Can. Vis. Distr. Bud. 1747, S. 146. Diözesanarchiv Vesprim.

<sup>53)</sup> Can. Vis. Promontor 1778, Diözesanarchiv Stuhlweißenburg.

etwa 50 Pfund wiegenden Glöcklein. Später wurde es beim Guß der 312 Pfund schweren Glocke als Speise verwendet<sup>54</sup>).

### Solymár.

Die Rochuskapelle in der Nähe des Schloßberges ist 1778 zum erstenmal belegt. Damals betreute sie JOHANN HOLZSPACH<sup>55</sup>). Ob ihre Entstehung gerade auf die Pest zurückzuführen ist, konnte nicht festgestellt werden.

1738 erweiterte der Solymärer PETER LANG (Long) seine Marienkapelle, nicht nur, weil sie stark besucht war, sondern auch deswegen, weil die Pest immer mehr um sich griff, also auch mit dem Ansteigen der Pilgerzahl zu rechnen war<sup>56</sup>).

### Weindorf.

Die Kapelle, die der Weindorfer JOSEF KOLLER zur Zeit der Pest „am Statveg“ (Stadtweg) bauen ließ, steht nicht mehr. In der Kirchenvisitation aus dem Jahre 1778 heißt es von ihr, es würden darin Messen gelesen, sie müsse daher benediziert worden sein. Von ihrer Erhaltung wolle niemand wissen<sup>57</sup>). Schließlich, zur Regierungszeit Kaiser JOSEFS, mußte sie abgetragen werden, da sie schon einer Ruine glich. Eine Eiche, daran ein Muttergottesbild, kennzeichnete dann den Ort. Als 1831 die Cholera auch in Weindorf ausbrach, gelobte die Bevölkerung, an jener Stelle wieder eine Kapelle zu erbauen, die dem hl. SEBASTIAN, dem hl. ROCHUS und der hl. ROSALIA geweiht werden sollte. Erst 1834 entsprach man seiner Verpflichtung<sup>58</sup>).

Hier und in der Tochtergemeinde Üröm gab es seinerzeit auch eine Andacht der Pest wegen („propter pestem“). Samstag stellten die Weindorfer und Ürömer die Arbeit schon um Mittag ein. Sie gingen in die Kirche, um den Rosenkranz zu verrichten<sup>59</sup>).

<sup>54</sup>) Can. Vis. Promontor 1817, Diözesanarchiv Stuhlweißenburg.

<sup>55</sup>) Can. Vis Solymár 1778. Diözesanarchiv Stuhlweißenburg.

<sup>56</sup>) „... PETRUS LONG murarius viderat augeri devotionem... audieratque Pestem hinc et inde grassari in dies, deliberavit animo et quasi votum fecit in illo loco majorem extruendi capellam...“ Representatio seu Conscriptio Status Capellae Solmáriensis... 1757 dje 28. aprilis, Schriften der Pfarre Solymár im Diözesanarchiv Stuhlweißenburg, Archivnummer 4560. — S. auch meinen Aufsatz Búcsújárás Solymár (Wallfahrt nach Solymár): Ethnographia-Népélet 51 (1940), S. 361 ff.

<sup>57</sup>) Can. Vis. Weindorf 1778, Diözesanarchiv Stuhlweißenburg.

<sup>58</sup>) Protocollum Capellae intra Territorium Par. Boros Jenő alias Veindorf in honorem S. Rosaliae et Sanctorum M. Sebastiani et Rochi in via Budensi anno 1834 erectae, Handschrift auf der Weindorfer Pfarre.

<sup>59</sup>) Can. Vis. Distr. Bud. 1747, S. 175.

## Zsámbék.

Zum Dank, daß die Seuche gewichen, wurden hier zwei Kapellen gebaut: eine 1740 in der sog. Einsiedelei dem hl. FRANZ VON PAULA zu Ehren auf Anordnung des Grundherrn Grafen NIKOLAUS ZICHY, die andere 1742 an der Bicskeer Straße durch MELCHIOR KELLNER den Pestpatronen ROCHUS, ROSALIA und SEBASTIAN<sup>60</sup>). Allein die ZICHYSche Kapelle ist von Wichtigkeit<sup>61</sup>). Der Graf hinterlegte beim Tyrnauer (Graner?) Domkapitel 1500 Gulden. 500 waren für etwaige Reparaturen bestimmt, die Zinsen von 1000 Gulden sollten aber dem jeweiligen Ortspfarrer zufallen, wofür dieser verpflichtet war, hier freitags für den Stifter eine Messe zu lesen. Das nette Kirchlein besaß die nötige Einrichtung. Zur linken Seite befand sich eine Behausung für einen Einsiedler; 1817 war schon keine Spur mehr davon. Des öfteren mußten an der Kapelle Reparaturen vorgenommen werden. Erdbeben (1810) und das Wasser des nahen Grabens (heute Engelsgraben genannt) beschädigten sie. Einst stand sie im Wald. Heute umgeben sie Weingärten. Am ersten Bittag zieht das Zsámbéker Volk zur Kapelle.

Für die Zsámbéker Pfarrkirche stiftete KASPAR SÁRLET einen Altar wider die Pest. Schmückte diesen das „stellata Imago contra pestem“, wovon die Kirchenvisitation 1778 berichtet<sup>62</sup>)?

Auf dem großen Platz vor dem gräflichen Kastell prangte einst die große Skulpturgruppe, die die Unbefleckte Jungfrau umgeben von 10 Heiligen (JOSEF, ANNA, FRANZ XAVER, SEBASTIAN, ROCHUS, JOHANN VON NEPOMUK, FLORIAN, DONATUS, MARIA MAGDALENA, ROSALIA) darstellt und zur Zeit in einem Hof untergebracht ist. Der opferfreudige Graf NIKOLAUS ZICHY stiftete sie, als im Dorfe die Pest wütete. Am Fest der einzelnen Heiligen führte man eine Zeitlang Prozessionen zu dieser Skulpturgruppe<sup>63</sup>).

<sup>60</sup>) NYIRÁK, Memoriale, S. 8.

<sup>61</sup>) Zur ZICHYSchen Kapelle vgl. Can. Vis. Zsámbék 1778 u. 1817, in den Schriften der Zsámbéker Pfarre I, Archivnummer 4580, die Relatio Ecclesiarum et Capellarum collateriter Ecclae Parochiali oppidi Zsámbék adhaerentium, und den Bericht des Pfarrers NYIRÁK vom Jahre 1846, Zahl 283/1846 (alles im Diözesanarchiv Stuhlweißenburg), NYIRÁK, Memoriale, S. 2 f.

<sup>62</sup>) Can. Vis. Zsámbék 1778, Diözesanarchiv Stuhlweißenburg.

<sup>63</sup>) Can. Vis. Distr. Bud. 1747, S. 13, Can. Vis. Zsámbék 1817 (Diözesanarchiv Stuhlweißenburg), NYIRÁK, Memoriale, S. 2. — Über diese Skulpturgruppe geht auch eine Sage, vgl. FIDY (= JOHANN FAUL-FARKAS), Der Blutstropfen am Fensterbrett. Eine Volkssage aus Zsámbék. Neue Post vom 30. Mai 1920.

## 7. Volksüberlieferungen

So oft man nach der Pest fragt, bekommt man im allgemeinen nur das zu hören, was im kleinen Heimatroman des HANS FAUL<sup>64)</sup> steht oder es wird einem von der Cholera im 19. Jh. erzählt. Ja, man setzt diese Krankheit der Pest gleich, von der man ja keine rechte Vorstellung hat. Dennoch gelang es an manchen Orten einige Überlieferungen festzuhalten.

Gemeingut ist die Sage vom Vogel, der zur Zeit der Pest über diese Gegend geflogen und den bedrängten Leuten zugerufen haben soll:

Esset Kranewitt und Bibernell<sup>65)</sup>,  
Sterbet ihr nicht so schnell!

Wer sich an diese Weisung kehrte, blieb am Leben.

In Solymár erzählt man, die Pest habe plötzlich aufgehört, als man einen Verstorbenen stehend beerdigte.

Außerhalb von Solymár, bei der Annakapelle, gibt es ein oppräintəs Peəgl (abgebrannter Hügel). Von diesem heißt es, hier seien die Kleider und die Bettwäsche der an der Pest (Cholera?) verstorbenen Solymárer verbrannt worden. Von da ging der Rauch nach Pesthidegkút und verseuchte auch diesen Ort.

Eine Sage berichtet vom Ursprung der Rochuskapelle in Solymár. Zwei Mädchen flohen aus Pesthidegkút, um der Pest zu entgehen. An der Stelle, wo heute die Kapelle steht, brachen sie zusammen und blieben tot liegen. Die Leute meinten, man müßte an ihren Mund ein Schloß hängen, daß die Krankheit nicht ausströmen könne. Im Volksmund lautet die Sage folgend:

Mäi(n) Schwiägəmuədə hot täis olləwäil<sup>66)</sup> vəzöü (l)t, tas in Hiidikuut<sup>67)</sup> is ti Peestkraunggət kweest, und zwaa Maa(d)l san fuət; ti haum si kfiächt vən Schteəm. Und tuət pən Schaamarə Kschlouspeəg<sup>68)</sup> sans umkfoln und san tout kweest. Nochə haums<sup>69)</sup> ksokt, ti Läit, se suln iənə ə Kschlous əns Maul aunihäinggə, tas ti Kraunggət<sup>70)</sup> opkschpiät<sup>71)</sup> is. Tuət haum tee Maa(d)l iənə Öü(l)tən ə Khapöö(l)n hii(n)paut.

(Aufgez. in Pilisszentiván am 23. April 1939.)

<sup>64)</sup> Die neue Heimat. Roman aus der Siedlungszeit der Schwaben in den Ofner Bergen von HANS FAUL. Budapest 1925<sup>2</sup>. 224 S. Volksbücherei des Sonntagsblattes I.

<sup>65)</sup> S. z. B. MARZELL, HEINRICH, Die Bibernelle in der Pestsage: Zeitschrift für Volkskunde 35/36 (1925/26), S. 164 ff. — „Pest“ im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 6, Sp. 1497 ff.

<sup>66)</sup> immer.

<sup>67)</sup> Mundartliche Form für Pesthidegkút.

<sup>68)</sup> Solymárer Schloßberg.

<sup>69)</sup> haben sie.

<sup>70)</sup> Krankheit.

<sup>71)</sup> abgesperrt.

Der Stifter der Kleinturwaler Rosaliakapelle soll ein Bursche gewesen sein, der, nachdem ihm die Seuche bereits alle Angehörigen entrissen hatte, versprochen habe, auf seinem Grund der Pestpatronin eine Kapelle errichten zu wollen, wenn ihm Gott das Leben schenkte.

Nachstehende Sage ist zur Zeit die einzige, wo die Pest verkörpert<sup>72)</sup> erscheint. Nach Pilisszentiván soll sie in der Gestalt eines rollenden, jammern- den Mehlsiebes aus dem Langwieswald gekommen sein:

Mäi(n) Aa(n)l hot täis v̄zöü(l)t, too san zwaa in Wold umä Hultz kaunḡ. Und wiæs to aussikhumä san z̄n Launḡgwiiswold, haums kheeät<sup>73)</sup> souä Jaam̄n, sou eapeämlich. Und wiæs neich̄t̄<sup>74)</sup> tas khumä san, teist̄e iæḡ<sup>75)</sup> is täis Jaam̄n kweest. Nochtäim sans zauskhumä mit täin, täis wooä sou wiä-r-ä Möö(l)siīb, täis is puu(d)lt<sup>76)</sup> əf t̄er Eät. Und pis zauskhumä san, san sou vüü(l) Mäintschn sch̄e kscht̄oə(b)m kweest in teərə Kraunḡḡt, in d̄e Peest. Wou täis äin̄puu(d)lt is, in teərə Houfraadinḡg<sup>77)</sup> san ti Lait̄ auskscht̄oə(b)m, wous auslosn hot, in täin Haus is niimaund kscht̄oə(b)m. Noch̄e haums in d̄e Luft kheeät ən Vougl sinḡ. Teä hot ksunḡḡ: „Esset iä Kroun̄pee<sup>78)</sup> und Piiwenöül<sup>79)</sup>, sou schteawet iä nicht sou schnöll.“ Noch̄e san tee Lait̄ kaunḡ kroo(b)m tee Wuəzn<sup>80)</sup>.

(Aufgez. in Pilisszentiván am 23. April 1939.)

## Anhang

### I

#### Kurtze Anmerckhung

**Wie sich Ein orth, so von der Pest Ergriffen, zuverhalten habe undt wie solcher, sowohl praeservative alß curativè abzuhelfen seÿe.**

Erstens: Soll man die Kranckhe von den gesunden alsobald absondern, die häüßer der inficirten verspörren, damit die gesunden mit denen Selbiges hauß haußgenosßen Keine gemeinschaftt haben Können, oder aber, So es in einem Dorff, allwo die häüßer nicht wohl allerseits zuverwahren seint, Sollen alle inwohnende oder haußgenosßen in ein bequämes, doch etwas Entlegenes orth hinausgeschafft, vndt biß zu bestimbter Zeit durch beÿschaffung nothwendiger lebensmittel Erhalten werden.

<sup>72)</sup> Zu den Verkörperungen der Pest vgl. „Pest“ im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 6, Sp. 1505 ff.

<sup>73)</sup> gehört.

<sup>74)</sup> näher.

<sup>75)</sup> desto ärger.

<sup>76)</sup> gerollt.

<sup>77)</sup> Hof.

<sup>78)</sup> Kranewitt.

<sup>79)</sup> Bibernell.

<sup>80)</sup> Wurzeln.

Andertens Solle ein orth für die inficirte sambt Erfordernden bequämlichkeith außgesehen, vndt ein Lazareth mit Zuthuung benöthigter Personen nach beschaffenheit des inficirten orths aufgericht werden.

Drittens Solle alles was denen Kranckhen währender Kranckheit zum gebrauch gedienet, verbrannt, oder aber mit gröster behuetsambkeith durch waschen, rauchen vndt dergleichen auf das beste gereinigt werden, doch seint die better, worauf die Kranckhe gelegen sambt aller Zugehör, weillen sie fast nicht, vnd zwar mit großer gefahr, undt unwesten (?) zu reinigen, dem Feuer ohne unterschiedt zu widmen, wie imgleichen die Kleÿder, so sie währender infection angetragen, dann die übrigen Können durch behuetsambe waschung mit Cronowit-aschen-laug, worin Saltz undt gestosener schwefel sambt Saliter zu werfen, gesäuberet, vnd gereinigt werden doch das solche eine lange Zeit in der lufft gehenckth, undt öfters mit Cranawith-holtz-beer vnd stauden gerauchert werden.

Viertens: Damit nicht etwan ein inficirter auß unverstandt der umbstehenden entweder mit großen schaden der haußgenossen oder auch anderer, wegen unvermerckter Kranckheit in dem haus behalten, oder aber auß einen falschen wahn uninficirter in daß Lazareth geführt, undt den inficirten beygesellet werde, kan man den anfang oder angriff dießer Pestilentzialischen Kranckheit auß folgenden zufällen vnd umständen unterscheiden vnd abnehmen; alß nemblich so Einer absonderlich nach vorhergehenden schrockhen, eingehung in inficirte häußer, oder nahend conversation mit suspecten Personen mit folgenden zufällen angefallen wirdt, alß da ist Frost oder schauer, Eckhel vnd Erbrechen des Magens, großer mattigkeith der glieder, alß ob sie abgeschlagen wären, Kopfschmerzen undt Verwirrung des haupts, bangigkeith vndt Truckhen umb daß hertz oder Magen, ungewöhnlicher schläffrigkeith, auch unterweilen bluten auß der Naßen, welche zufälle obschon sie nicht alle in allen, ist doch das Erbrechen, oder wenigst Eckhl undt graußen, wie auch Frost vndt schwindliche Verwirrung des haupts, vndt große Mattigkeith der glieder, wie auch bangigkeith vndt Truckhen umb das hertz fast in allen, absonderlich aber der Frost, Eckhl vndt Erbrechen mit großer mattigkeith der glieder, worbey ihnen beulen vndt Carbunckheln auffahren. Wan nun solche Zeichen bey einer Persohn gefunden werden, Soll man alsobaldt ohne allen verzug Ein brech-Püluerl Einnehmen, vnd in 6. stunden darauf schwitzen, welcher schweis alle 6. stundt zuwiderholen, vnd zwar drey: vier, fünff oder mehrmahlen, darnach es die umständt Erfordern; Wan sich aber schon beul oder Carbunckhl zeigten, ist das vomitiv oder brech-Puluer rathsamer außzulasßen, vndt dafür oft, undt guet zuschwitzen.

Fünfftens Sollen die inficirte, so baldt Sie Erkennet worden, von anderen abgesondert, vnd in das lazareth geführt werden, das Lazareth aber soll

Sechstens mit folgenden bequämlichkeithen versehn seyn, nemblichen, das es etwas von den Fleckhen entlegen mit nothwendigen betteren versehn, wohl gedeckht, vndt vor den wind bewahrt, mit nothwendigen Leuthen, alß Kranckhenwartteren, Feldschereren vndt dergleichen wie auch nothwendigen lebensmitteln und medicamenten versehen seyn; wan nun

Siebenten Ein inficirter dahin gebracht wirdt, soll ihm alsobaldt nach beschaffenheit der Zeit, ob es nemblich gleich anfangs oder schon einige Zeit verstrichen, ein brech-Püluerl oder schwitz-lattweg-Puluer oder Tinctur gereicht vndt beygebracht werden, wie ingleichen die beil vnd Carbunckhl mit nothwendigen Pflastern zuverbinden und zupflegen seyn, oder man Kan schuester-Pech darauflegen,

wan der beil nun zimlich hoch, soll man Erweichende Pflaster vnd umbschläg gebrauchen, vnd so baldt eine weiche verspührt wirdt, die geschwulst mit einem lancet Eröffnen, doch soll es Erweichende Pflaster noch 8. oder 14 Täg biß zu völliger Zeitigung fort gebraucht werden, vndt alßdann Kan der schaden nach undt nach, durch ein stich-pflaster zur heylung gebracht werden.

Achtens über Einen Carbunckhl Kan man folgende Salben legen; alß nemblich, man nehme 4. ayerdotter, oder das gelbe von 4: ajern, rockhenmehl von den weißeren, zwey handtuoll hönig zwey löffl uol Kuchelsaltz souil man mit 3 Finger fasßen Kann vermische alles zusammen, undt gies ein wenig wasßer drauf, lasße es zu einen Köchel Kochen, von dißen nimme etwas nach beschaffenheit der braiten oder umbgriff des Carbunckhl, streiches auf ein leinwath, vndt lege es über, damit aber der Carbunckhl nicht zuweith umb sich fresße, Kan solcher mit folgender Salben in die Runde herumb öfters angestrichen werden: alß man nemme weißen läimb, wie solchen, die bauren ihre häußer außweissen gebrauchen, laß solchen Truckhen werden, das man ihm puluerisieren kan, wan Er nun zu Puluer gestosßen, mache auß selbigem mit Esßig Ein Täichel, doch ziemlich Truckhen, vnd nimb souil ungesaltzenen butter, alß des läimbs ist, Knötte solches wohl ab, So ist die Salben fertig. Damit aber

Neuntens: die leuth Sich mit einigen praeservativ-mitteln zuversehen wissen, Sollen Erstlichen, denen inficirten, wie auch jenen, welche mit ihnen umgehen, fleisßig undt behuetsamb abgewichen werden, andertens Solle niemand nüchter außßer hauß gehen, sondern zuuor etliche bisßen brodt mit butter, oder ein weiches aÿ zu sich nehmen, vndt so es seÿn Kan, ein Trunckh wein darauf thun vndt den Mundt, mit halb wasßer undt Esßig wohl außspühlen, drittens Soll man, ein wenig Ingber, oder Angelica, oder Pimpernel wurtz in den Mund nehmen, und absonderlich auf der gassen, Kirchen, vnd frembden häußern in dem Mundt behalten, immerzu einen bisß daringethan, oder abgang desßen Kan man ein oder anderen Zahn von Knoblauch besagter masßen im Mundt halten, ist auch sehr gut, allein der geruch ist nicht allen angenehm, man Kan auch die naßenlöcher mit einen wenig Esßig bestreichen, oder daß gantze gesicht in der Früh mit Esßig waschen; viertens Soll man in der Fruh etwas Ingber Kauen undt einschluckhen, oder ein Löffel Esßig, worinnen rauten wermuth, Angelica-wurtz Pimpernel-wurtz mit ein wenig mirchen vndt Campfer 24. stundt gebäitz worden, Einnehmen, oder ein Trunckh von seinen aigenen urin in der Fruh thun, welches ein überauß gutes mittl, undt darzue ohne Vncosten. Man Kan auch bilßen Krauth beÿ sich Tragen, oder solches in ein Tüchel eingebunden an den Halß henckhen, das es nahe an das hertzgrübel gereiche, oder auch queckhsilber in einen Federkiel auf vorgesagte weiß antragen<sup>81)</sup>.

## II

### Die Opfer der Pest

Es werden hier die Namen derer veröffentlicht, die an der Pest starben oder zur Zeit der Pest den Tod fanden. Aus bereits erwähnten Gründen sind wir nicht immer in der Lage, genaue Verlustlisten vorzulegen. Wo es kein besonderes Verzeichnis gibt, entnehmen wir den Sterbebüchern der Gemeinde alle Eintragungen zwischen den Vermerken in bezug auf Beginn und Ende der Seuche. Fehlen derlei

<sup>81)</sup> Acta Jesuitica Collegii Budensis irregistrata Fasc. 10, Staatsarchiv Budapest.

Angaben, so führen wir die Eintragungen aus der Zeitspanne an, wo eine außergewöhnliche Sterblichkeit zu beobachten ist. Aus den Kirchenbüchern lassen sich die nicht ausscheiden, die nicht zu den Opfern der Pest gezählt werden können. Vielleicht wäre die Bestimmung, ob an der Pest gestorben oder nicht, schon damals eine schwere Aufgabe gewesen. Wir sind auf dem Dorf, zu Beginn des 18. Jh.s! Wo die Epidemie wütete, war man leicht geneigt, jeden Toten als Opfer hinzustellen. Wer hätte in so einer Zeit auch Lust gehabt, den Todesursachen nachzugehen. Waren am Tage schon zwei Menschen zu beklagen, dürfte auch der dritte Verstorbene von dieser Krankheit angesteckt gewesen sein. Es herrschte ja die Pest! In diesem Sinne ist man berechtigt, alle Aufgezählten als Opfer der Seuche zu betrachten. Manchenorts kommen sogar Zweifel auf, ob alle Namen verzeichnet sind. Es sei z. B. an den großen Unterschied zwischen Gemeindekonskription und Kirchenbuch in Budaörs und Etyek erinnert. In Weindorf und Zsámbék ist vom ältesten Kirchenbuch nur eine Abschrift vorhanden. Die Sprache der Matrikeln ist das Latein. Hier bringen wir die Vornamen in deutscher Sprache. Anmerkungen bezüglich der Krankheit bleiben lateinisch. Die Zahl vor den Namen zeigt den Sterbetag, die nachgestellte aber das Alter (in Jahren gerechnet) des Verstorbenen. Die herrschaftliche Verlustliste aus Budaörs und Etyek sowie der dem Zsámbéker Sterbebuch beiliegende Ausweis wird hier wortgetreu wiedergegeben.

Unser Namengut ist auch in siedlungsgeschichtlicher Hinsicht aufschlußreich. Die meisten dieser Namen sind heute unbekannt; etwa ein Drittel ist noch zu belegen. Die Seuche hat also unter den ersten Siedlern gründlich aufgeräumt.

#### Budajen<sup>82)</sup>

1739

April. 2: Anna Maria Schvanauer 50, 9: Kunigunde N. 15, 10: Anna Maria Svanauer 15, 10: Margarethe Ulrich 6½, 10: Josef Kreisz 5/12, 11: Gregor Stegmiller 13, 11: Johann Schvanauer 9, 11: Ignaz Schvanauer 58, 13: Kaspar Resch 6, 13: Johann Georg Schvanauer 15, 15: Anna Vegschneider 17, 18: Martin Szeidl 64, 26: Anna Maria Nachtigall 12, 27: Ursula Grill 21.

Mai. 1: Andreas Resch 2½, 1: Johann Peter Hesler 7, 6: Albert Muck 46 7: Margarethe Schober 14, 12: Martin Heiser 23, 13: Christian Schäffer 18, 14: Matthias Peber 60, 15: Katharina Tagscherer 22, 19: Josef Tagscherer 2½, 23: Franziska Merkl 55, 24: Katharina Schäffer 13, 27: Margarethe Prier 27, 27: Katharina Humer 28, 27: Johann Karl Heßler 9, 31: Barbara Bambser 55, 31: Sabina Tagscherer 42.

Juni. 3: Anna Maria Heßler 16, 4: Kaspar Dietrich 50, 6: Nikolaus Miller 2, 6: Anna Maria Dorn 26, 7: Johann Spöttner 48, 8: Barbara Bäuer 1½, 8: Georg Bauer-Schober 10, 12: Anna Maria Gotthárd ½, 13: Anna Maria Bäuer 3½, 13: Michael Tagscherer 28, 16: Dorothea Scheffer 64, 16: Katharina Spöttner 16, 16: Georg Dorn 25, 16: Eva Spöttner 8, 17: Anna Maria Vieland 17, 18: Johann Michael Schvanauer 54, 18: Eva Spöttner 5, 19: Johann Verb 16, 19: Barbara Schvanauer 53, 19: Margarethe Spöttner 11, 20: Johann Wolfgang Spöttner 9, 20: Christian Roth 20,

<sup>82)</sup> In der PFLIGERSCHEN Pfarrgeschichte ist von 178 Toten die Rede. Da in den Sterbebüchern nur das Ende der Seuche vermerkt ist, so werden hier 178 davorstehende Eintragungen veröffentlicht. Die Sterblichkeit seit dem April 1739 bestätigt übrigens die Richtigkeit unseres Vorgehens.

22: Franziska Vegsneider 12, 23: Lorenz Bauer-Schober 7, 26: Emerentia N. 28, 27: Magdalene Spöttner 14.

Juli. 1: Elisabeth Spöttner 2, 1: Martha Vieland 11, 2: Josef Vieland 54, 3: Gertrud Vieland 8, 3: Martin Percs 17, 4: Gotthard Kreis 10, 6: Anna Maria Vieland 39, 6: Nikolaus Trautmann 7, 6: Ursula Tzinn 4, 6: Andreas Schneider 15, 7: Anna Maria Tzinn 7, 9: Johann Georg Vieland 14, 10: Elisabeth Fruth 71, 12: Matthias Kreis 13, 16: Katharina Fregvirth 50, 16: Barbara Rudvig 6, 17: Adam Kacherer 39, 18: Matthias Prigel 8, 18: Michael Prigel 33, 20: Matthias Schneider 8, 21: Apollonia Tzinn 36, 21: Margarethe Brukner 40, 21: Johann Georg Hász 22, 22: Margarethe N. 15, 24: Barbara Roth 13, 26: Lorenz Valtz 42, 27: Michael Rudvig 2, 27: Eva Niclas 18, 28: Elisabeth Baumgartner 1, 28: Elisabeth Kreis 45, 30: Johann Ekker 53, 30: Margarethe N. 30, 30: Barbara Reisch 43, 31: Anton Preisler 5, 31: Josef Hoffmann 15, 31: Johann Georg N. 7.

August. 2: Johann Kreis 15, 2: Anna Maria Hüber 24, 3: Anna Maria Preisler 36, 4: Johann Reich 65, 6: Anna Maria Kreis 7, 6: Ursula Platz 4, 7: Elisabeth Rudvig 12, 7: Regina Baumgartner 40, 7: Johann Adam Baumgartner 1/180, 9: Leopold Kreiß 9, 9: Margarethe Klöckner 14, 9: Katharina Höfele 50, 10: Elisabeth Scheffer 57, 11: Lorenz Baumgartner 40, 13: Kunigunde Baumgartner 60, 14: Anton Preisler 39, 15: Benedikt Fleischmann 14, 15: Johann Höfele 20, 16: Magdalene Ecker 30, 16: Johann Heisinger 52, 18: Josef Gotthard 35, 19: Nikolaus Hoffmann 40, 20: Margarethe Hoffmann 37, 21: Katharina Baumgartner 12, 21: Anna Maria Tagscherer 8, 24: Katharina Glöttner 40, 25: Johann Rieschl 11, 25: Barbara Hoffmann  $\frac{1}{4}$ , 26: Johann Höferl 50, 28: Michael Rieschl 12, 28: Johann Fritz 6, 29: Johann Baumgartner 58, 31: Johann Georg Rieschl 28.

September. 1: Anna Maria Fruth 40, 1: Anna Maria Ecker 60, 1: Johann Georg Haring  $3\frac{1}{2}$ , 4: Michael Ecker  $3\frac{1}{2}$ , 5: Lorenz Kopp 1, 6: Matthias Resch 52, 6: Philipp Haring 10, 6: Kaspar Baumann 6, 6: Anna Maria Haring 9, 6: Margarethe Glökner 5, 8: Johann Kromer 49, 8: Margarethe Auerveck 21, 8: Johann Ecker 82, 9: Anna Maria Haring 30, 10: Peter Fruth 31, 12: Anna Maria Muck 14, 14: Johann Georg Gruber 25, 17: Anna Maria Dietrich  $\frac{1}{4}$ , 17: Peter Fritz 5, 17: Matthias Haring 60, 17: Peter Tafferner 5, 21: Johann Knock 11, 22: Josef Resch 18, 24: Sara Gruber 28, 24: Valentin Stöttner 40, 29: N. Vegsneider 38, 29: Martin Krapf 45.

Oktober. 1: Georg Krapf 15, 2: N. Muck(in) 15, 7: N. N. Schneidermeister 20, 9: N. Kokp(in) 28, 9: Andreas Gruber 22, 10: Stefan Karsaj 60, 10: Sara Gruber 28, 12: N. N. Schäffler 38, 17: Michael Bambser 18, 17: N. Miller(in) 28, 18: N. Fogd 18, 18: N. Dietrich(in) 17, 19: Adam Puchner 22, 19: N. Mesterl(in) 4, 25: Matthias Krapf 14, 29: N. Vegschneider 15, 29: N. N. Kuhhirt 30, 30: N. Grapf 17.

November. 1: N. Tafferner(in) 60, 2: N. Czinn 19, 2: Kaspar N. 20, 4: Josef Mýstele 30, 9: Anna Maria Mýstel 4, 8: N. Mýstele 7, 10: Lorenz Tinckl 6, 16: Jakob Kerner 20, 19: Georg Fervanger 45.

„Cessavit contagio“

„Mortuj Lue grassante Pestifera In Pago Budagesz AÑO 1739 Tempore Parochj Henrici Schacher et omnis Sacramentis provisi“:

März. 21: Michael Lucianowitz, 22: Katharina Lucianowitz, 28: der Knecht des Schafhirten, 30: zwei Kinder des Hirten, 31: zwei Kinder des Kuhhirten und sein Knecht.

April. 2: der Sohn des Kälberhirten, 9: ein Knabe im Dienst beim Kuhhirten, 13: Friedrich Huethschneider, 15: Katharina Huetschneider, 16: Kind des Georg Rigler, 18: Georg Hacker und seine drei Kinder, 19: Zwei Töchter des Gabriel Wegmann, 20: Anton Beinling und seine drei Kinder, 20: Frau und Kind des Andreas Jeck, 21: Anna Hauser, 21: Johann Lucianowitz und sein Kind, 22: Dienstbote und Kind des Johann Fritz, 22: Anna Maria Hotz, 22: Kind eines Bettlers, 25: der Knecht des Kaspar Hiper, 25: Eva Müllner, 25: Wwe Schuster, 36: die Frau des Jakob Laweneißer, 26: zwei Kinder des Martin Albrecht, 26: Wwe Morant, 28: Andreas Jeck, 28: Kind des Martin Albrecht, 29: Georg Schülle, 29: Simon Schülle, 29: Josef Hauser.

Mai. Knabe im Dienst bei Josef Hauser, Andreas Lucianowitz, die Frau des Michael Walter, 3: Kind des Josef Rieß, 3: Knabe im Dienst bei Ambrosius Fitz, 5: Frau des Josef Ris, 5: Kind des Michael Ris, 5: der Knecht der Katharina Morant, 7: der Diener des Einsiedlers 7: Frau und Kind des Johann Klein, 9: Johann Hotz, 10: das Kind eines Budakeszier Einwohners, 10: Sohn des Josef Hauser, 10: Sohn des Johann Stoghelitz, 12: Kind des Anton Purgmajr, 12: Kind des Urban Dostler, 14: Kind des Josef Hauser, 14: der Einsiedler<sup>84)</sup> Felix Winter, 14: Knabe im Dienst bei Andreas Merckle, 14: Matthias Dininger, 15: Kind des Georg Mejplang, 17: Agatha Traub, 17: eine Bettlerin, 18: Kind des Lorenz Schadl, 18: Frau des Friedrich Huthschneider, 18: Kind des Martin Jeck, 20: ein Einwohner im Morant'schen Haus, 20: Kind des Johann Heß, 21: ein Dienstmädchen namens Kentz, 21: Kind des Ambrosius Fitz, 21: Kind des Josef Riß, 23: Kind des Lorenz Schadl, 23: Frau des Josef Hauser, 24: Anton Burgmajr, 24: ein Bettler, 24: Elias Raumann, 24: Kind des Johann Fritz, 24: Kind des Johann Klein, 26: Tochter des Friedrich Traub, 26: Kind eines Bettlers, 27: Kind des Schweinehirten, 27: Katharina Schaidl, 28: Kind des Johann Heß, 30: Kind des Georg Hacker, 30: Kind des Friedrich Malcburger, 30: Frau des Michael Brobst, 31: Johann Heß.

Juni. 1: Josef Hauser, 1: Knabe im Dienst bei Johann Kloger, 1: die Tochter einer Einwohnerin, 3: Frau des Johann Maltzburger, 3: Sohn des Pferdehirten, 4: Kind des Johann Klein, 4: Kind des Jakob Marx, 6: Kind des Anton Burgmeier, 8: Sohn des Sebastian Dithinger, 8: Kind des Johann Buck, 9: Frau des Jakob Eberhart, 9: Tochter der Dorothea Bajr, 10: Frau und Tochter des Jakob Marx, 10: eine Witwe, 10: ein Einwohner, 10: Jakob Binckel, 10: Frau des Matthias Artnner, 10: Kind des Matthias Dininger, 10: Kind des Michael Lultianovitz, 10: Sohn des Georg Meßner, 11: Frau des Josef Feldtlaus, 11: Frau des Johann Bünck,

<sup>83)</sup> Am Ende des ersten Kirchenbuches (Matricula Baptisatorum ab Anno 1699 usque 20 Aprilis 1737, Copulatorum a 1700 usque 1759, Defunctorum a 1699 usque 1759).

<sup>84)</sup> Im Budakeszier Wald lebten zwei Einsiedler, die die Kapelle und das Votivbild des JOHANN TRAUB bewachten. S. BONOMI, Makkos Mária, S. 152.

11: Kind des Jakob Wegmann, 11: Johann Stoghritz, 12: Inwohnerin bei Anton Purgmajr, 12: Kind des Anton Purg, 12: Frau des Anton Heberle, 12: Michael Koch, 13: Josef Morandt, 13: Kind des Anton Heberle, 13: das Kind einer Witwe, 14: Maria Anna Merckl, 14: Johann Puck, 14: Kind des Andreas Stamel, 14: Kind des Georg Neslang, 15: Jakob Eberhardt, 15: Georg Meslang, 15: Kind des Paul Peutels, 15: Kind des Matthias Hauser, 15: Sohn des Paul Beutels, 16: Matthias Hauser, 16: Inwohner des Anton Purgmajr, 16: Kind des Johann Posh, 16: Kind des Michael Susl, 16: Kind des Jakob Weckermann, 16: das Kind eines unbekannt-ten Einwohners, 16: Kind des Anton Purgmajr, 16: Inwohner des Andreas Susl, 16: Knabe im Dienst bei Jakob Haslinger, 16: Sohn des Ambrosius Fitz, 17: Tochter des Michael Koch, 17: Sohn des Georg Schiele, 17: Heinrich Duncklus, 17: Simon Nagl, 18: eine unbekannte Einwohnerin, 18: Sohn des Lorenz Schmucl, 18: Kind des Johann Hecht, 18: Kind des Kaspar Anstätter, 18: Josef Reiß, 18: Frau des Jakob Abt, 19: Frau des Georg Meßner, 19: Tochter des Lorenz Bable, 19: Kind des Jakob Reich, 20: Sohn des Jakob Eberhart, 20: Andreas Maltzburger, 20: Inwohner bei Michael Brobst, 21: Anna Resch, 21: Magd von der Pfarre, 21: Kind des Jakob Marx, 21: Kind des Georg Grim, 22: Frau des Johann Rothner, 22: Frau des Josef Reiß, 23: Tochter des Jakob Rothhoffers, 23: Sohn des Jakob Marx, 23: Kind des Johann Puok, 23: Kind der Witwe Anna Schilling, 23: Paul Peitl, 23: Sohn des Johann Merckle, 23: Kind des Anton Wagner, 24: Anna Maltzburger, 24: Kind des Anton Wagner, 26: Lorenz Schadl, 26: Josef Riehm, 26: Kind des Johann Bosh, 27: Wwe Eva Jur, 27: Wwe Rosina Ster, 27: Kind des Josef Brunendorffers, 27: Kind des Johann Franckenhaußer, 27: Kind des Michael Walter, 27: Tochter des Paul Peutels, 27: Johann Jeck, 27: Sohn des Christian Wielender, 28: Kind des Paul Peutels, 28: Katharina Wurmer, 28: zwei Kinder des Jakob Marx, 28: Johann Puck, 28: Kind des Simon Nagl, 28: Kind des Matthias Abt, 29: Frau des Michael Koch, 29: Tochter des Christian Schöffner, 29: Kind des Simon Nagl, 29: Michael Reth, 29: Tochter des Paul Peutels, 30: Kind des Johann Rothner, 30: Sohn und Kind des Michael Susl, 30: Andreas Staml, 30: Kind eines Einwoh-ners, 30: Tochter des Martin Sjöbl, 30: Kind des Michael Susl, 30: Tochter des Mat-thias Phentner.

Juli. 1: Sohn des Christian Viaelender, 1: Frau des Paul Peutels, 1: Sohn des Jakob Reich, 1: Kind des Andreas Merckle, 2: Frau des Jakob Haßlinger, 2: Kind des Georg Rigler, 2: Kind des Michael Susl, 2: Kind des Konrad Schad, 3: Kaspar Unistaeter (?), 3: Sohn des Johann Wegemann, 3: Tochter des Paul Peutels, 4: Tochter des Josef Riehm, 4: Wwe Elisabeth Zimmermann, 4: Sohn des Andreas Merckle, 4: Kind des Johann Bosh, 5: Kind des Michael Susl, 5: Kind des Michael Haslinger, 5: Kind des Josef Hirsh, 5: Johann Franckenhauer, 5: Tochter des Georg Meßner, 6: Josef Hirsh, 7: Frau und Sohn des Andreas Suss, 7: zwei Kinder der Witwe Rosina Majr, 7: Georg Grim, 7: Tochter einer Bettlerin, 8: Frau des Josef Hirsh, 8: Kind des Konrad Schöffner, 8: Kind des Jakob Wegmann, 8: Kind des Josef Brunendorfer, 8: Tochter der Katharina Miller, 8: Kind der Witwe Rosina Ros, 9: Kind des Josef Hirsh, 9: Tochter des Josef Franckenhauer, 9: Frau des Johann Cantzler, 9: Johann Ruthner, 9: Katharina Vieland, 9: Frau des Michael Bindter, 10: Tochter des Lorenz Fux, 10: Tochter des Jakob Wesckmann, 10: Kind des Jakob Brash, 10: Tochter des Johann Franckenhauer, 10: Wwe Katharina Vieland, 11: Frau des Heinrich Müllers, 11: Johann Franckenhauer und seine Frau, 11: Frau des Gabriel Hart, 12: „operarius Tellae servilis“, 12: Andreas Susl, 12: Konrad Schöffner, 12: Sohn des Jakob Reich, 12: Kind des Andreas Susl,

13: Georg Schöffler, 13: Tochter des Johann Weckemann, 13: Tochter des Andreas Stamel, 13: Sohn des Jakob Brash, 13: Kind des Georg Schrötig, 13: Sohn des Christian Schögher, 14: Kind des Johann Radler, 14: Frau und Kind des Wenzeslaus Gröger, 14: Kind des Johann Schwaab, 15: Georg Artner, 15: Sohn und Tochter des Andreas Stamel, 15: Tochter des Matthias Saußer, 15: Tochter des Konrad Schöffler, 15: Kind des Wenzeslaus Gröger, 15: Konrad Pröckl, 15: Ferdinand Abt, 16: Sohn des Jakob Reich, 16: Kind des Josef Brundorffer, 16: Frau des Kaspar Hýber, 16: Frau des Matthias Pföndtner, 16: Sohn des Matthias Artner, 17: Michael Franckenhauer, 17: Kind des Matthias Abt, 17: Frau des Matthias Maÿr, 17: Sebastian Selch, 18: zwei Töchter des Martin Hueber, 18: Frau und Sohn des Josef Riehm, 18: Georg Artner, 18: Tochter der Katharina Wurmer, 18: Frau des Anton Holl, 19: Josef Wegmann, 19: Matthias Pfendtner, 19: Frau des Matthias Abt, 20: Tochter des Martin Hueber, 20: Tochter eines unbekanntenen Einwohners, 21: Sohn des Jakob Werckmann, 21: Frau des Georg Grim, 21: Tochter des Urban Dostler, 21: Sohn des Christian Schöffler, 22: Sohn des Konrad Schöffler, 22: Josef Artner, 22: Sohn des Matthias Pfendtner, 23: Knabe im Dienst bei Michael Koch, 23: Tochter des Urban Bortenhauser, 24: Thomas Gellmayr, 24: Kind des Konrad Pröckl, 24: eine Bettlerin, 25: Frau des Konrad Miller, 25: Kind des Johann Radler, 25: Kind des Johann Schröder, 26: Frau des Thomas Gellmayr, 26: Sohn des Johann Radler, 26: Magd des Jakob Haslinger, 26: Magd des Wenzeslaus Gröger, 26: Matthias Arthner, 26: Kind des Johann Kantzler, 27: Christian Schöffler, 28: Kind des Matthias Arthner, 28: Jakob Geißelhart, 28: Klara Dimgler, 28: Georg Schrötig, 28: Kind des Andreas Schultz, 28: Sohn des Andreas Merckle, 28: Tochter des Johann Weckermann, 28: Sohn des Josef Hoffherr, 28: Johann Schrötig, 29: Heinrich Müller, 29: ein Hirtenknabe, 29: Kind des Anton Stoll, 29: Kind des Urban Portenhauser, 30: Knecht des Wenzeslaus Gröger, 30: Sohn des Josef Weckemann, 31: Josef Schentz, 31: Kind des Michael Franckenhauer.

August. 1: Maria Anna, Tochter des Georg Grön, 1: Kind des Christian Schöffler, 1: Kind des Ambrosius Fitz, 1: Barbara, Ehefrau des Michael Riß, 1: Kind des Hirten, 1: Kind des Konrad Müller, 2: Ursula, die Frau und Rosalia, die Tochter des Johann Spe und dessen Kälberhirt, 2: Urban Partenhauser, 2: der Pferdehirt, 2: Kind des Ferdinand Abt, 3: Kind des Martin Hueber, 3: Knabe im Dienst bei Jakob Proch, 3: Anna, Tochter des Johann Radler, 3: Barbara, Frau des Martin Huber, 3: Kind des Josef Schantz, 3: Kind des Nikolaus Reifel, 3: Margarethe, Tochter des Urban Barthenhauser, 3: Brigitte, Frau des Peter Hart. „Peste sublata sunt universim tercentem et quadraginta.<sup>85)</sup>“

### Budaörs

1739

„Ab incepta contagione seqventes“:

April. 5: Johann Pachman 40, 6: Anna Katharina Kreicl 40, 6: Magdalene Schleich 46, 7: Susanna Fiedl 2, 7: Sibylle Scherer 10, 8: Regina Scherer 6, 8: Josef Percsi 45, 8: Blasius Ebner 8, 11: Johann Ebner 12, 16: Tobias Holl 50, 17: Maria Ebner 33, 17: Anna Maria Schleich 5, 19: Eva Smisl 20, 19: Maria Schrer 2, 20: Nikolaus Asph 5, 20: Magdalene Serer 12, 21: Kandidus Stragher 5, 21: Anna Maria Hofmaÿster 60, 21: Johann Smidill 22, 21: Johann Ebner 45, 22: Elisabeth Fizil 6,

<sup>85)</sup> Falsch! Die Zahl der Toten beträgt 352.

22: Magdalene Holczstizer 26, 22: Katharina Hutsnajder 3, 22: Johann Slagh 15, 22: Christian Regner 1 ½, 23: Maria Ebner 3, 23: Michael Dosentil 22, 23: Georg Ebner 50, 23: Johann Ebner 2 ½, 23: Katharina Vitmon 42, 23: Julianna Holczstis 30, 23: Johann Kagser 12, 24: Georg Asp 30, 25: Michael Smidil 15, 25: Judith Ebner ½, 26: Balthasar Plivi 14, 26: Katharina Seffer 10, 27: Maria Ru 10, 27: Margarethe Pajer 37, 27: Katharina Asp 30, 27: Franz Miller 13, 27: Josef Miller 11, 27: Markus Miller 5, 28: Jakob Engesser 3, 28: Dorothea Kagser 20, 29: Gertrud Ru 35, 29: Margarethe Gragel 10, 30: Johanna Männer 36, 30: Johann Heins 11.

Mai. 2: Therese Spies 37, 3: Maria Weller 45, 4: Heinrich Miller 2 Monate alt, 4: Jakob Widman 47, 4: Konrad Hofmeister 60, 5: Anton Weller 46, 5: Johann Haßli 37, 5: Johann Adam Haßli 14 Jahre und fast 1 Monat alt, 6: Jakob Weißer 10, 7: Johann Streicher 1, 8: Benedikt Asß 3, 8: Barbara Schörer 3, 8: Josef Märk 12, 8: Barbara Märk 14, 8: Sabina Däntzl 41, 8: Johann Heinrich Däntzel ¼, 9: Magdalene Kayser 48, 9: Josef Weiser 8, 10: Elisabeth Haßli 6 Jahre und fast 4 Monate alt, 11: Martin Smidt 13, 12: Konrad Baÿr 17, 12: Martin Hädberd (?) 28, 12: Michael Ruh 40, 12: Eva Maril 58, 13: Johann Gesziz 17, 13: Johann Mühler 15, 13: Sebastian Keßler 2, 13: Barbara Weiser 12, 13: Anton Kayser 10, 13: Eva Harlacher 48, 14: Gallus Stamler 23, 14: Johann Dantzel 12, 14: Thomas Dantzel 9, 15: Anna Maria Hanitzmainer (?) 4 Monate alt, 15: Sebastian Feÿrabend 62, 16: Josef Cohrhommel 33, 16: Anton Groß 9, 16: Philipp Sergreta (?) 2, 16: Franziska Wittner 37, 16: Ottilie Gantzwein 8, 17: Jakob Pfaf 28, 17: Anna Baÿr 50, 17: Markus Wittmer 6, 17: Christine Feÿrabend 63, 17: Josef Hinska 3, 17: Maria Haga 3 Monate alt, 18: Maria Sergenwein 31, 18: Maria Maner 4, 19: Daniel Hofmeister 20, 19: Konrad Haga 35, 19: Johann Weißenberger 50, 19: Johann Georg Dantzl 15, 20: Ursula Amon 9, 22: Anna Maria Ruh 7, 22: Gertrud Hinska 5, 22: Luzia Keller 50, 22: Josef Sergenwein 2, 22: Christian Dantzl 57, 22: Markus Marik 30, 23: Josef Oberhofer 54, 24: Sophie Haga 7, 25: Josef Kum 8, 25: Maria Stamler 4, 25: Leontine Guldt 8, 25: Johann Harlacher 14, 25: Adam Pfost 7 Tage alt, 25: Rosalia N. etwa 14, 25: Elisabeth Maÿer 32, 25: Josef Wittner 45, 25: Philipp Erngeister 28, 25: Franz Hamtz 13, 25: Barbara Pfast 30, 25: Eva Spiheim 9, 27: Johann Mühler 38, 27: Maria Anna Mühler 5, 28: Valentin Pfost 23, 28: Anna Chorhoml 27, 28: Ursula Lintzinger 18, 28: Leonhard Harlacher 22, 28: Barbara Bachmann 2, 29: Johann Georg Linzinger 21, 29: Anna Maria Segenwein 3, 29: Peter Vicz 4, 29: Maria Zinski 6, 30: Josef Schlabäl 11, 31: Markus Stachl 49, 31: German Märck 52, 31: Katharina Haßl 18, 31: Anna Haßl 8, 31: Kilian Matern 9.

Juni. 1: Georg Köller 49, 1: Johann Amon 43, 1: Maria Däntzl 44, 1: Elisabeth Gantzman 6, 1: Barbara Haßlinger 9 Monate alt, 1: Katharina Hofmeister 18, 2: Anna Maria Gantzman 8, 2: Michael Greul 50, 2: Elisabeth Zinski 12, 2: Johann Häß 50, 3: Anna Maria Vogt 11, 3: Agatha Walsch 20, 4: Dorothea Häß 6, 4: Johann Stamler 12, 4: Katharina Olif, 5: Ursula Mäÿer 14, 5: Jakob Maÿr 12, 5: Katharina Dückh 67, 6: Rosalia Staml 7, 6: Magdalene Richtscheid 48, 6: Barbara Köller 14, 7: Susanna Schlaback 40, 8: Jakob Däntzel 4 Jahre und 5 Monate alt, 8: Anna Hauber 2, 8: Johann Gantzmann 37, 9: Anton Götz 17, 10: Katharina Olif 33, 10: Jakob Götz 4, 11: Georg Dückh 30, 11: Eva Raißer 18, 12: Michael Schäder 17, 12: Katharina Schäder 20, 13: Andreas Schwartz 20, 13: Josef Groß 3, 13: Heinrich Häßlÿ 46, 13: „des Heinrich Häßlÿ sein Weib“ 47, 15: Elisabeth Ganzman 3, 17: Rosina Dantzel 8, 17: Katharina Slavack 47, 19: Michael Götz 1 Monat alt, 19: Nikolaus Stamler 50, 19: Barbara Kosma 9, 19: Anna Prull 11 Jahre und 6 Monate

alt, 19: Sebastian Haßlinger 9 Jahre und 7 Monate alt, 20: Agatha Hudschneid 6, 20: Franz Däntzel 10, 21: Philipp Dentzel 3 Jahre und 6 Monate alt, 21: Georg Götz 40, 22: Katharina Haßlinger 5, 22: Margarethe Stamler 15, 22: Andreas Dentzel 44, 22: Maria Arngster 15, 22: „Schlabackische Knecht bey Georg Dück“ 22, 24: Julianna Sperer 12 Jahre und 6 Monate alt, 25: Johann Gantzman 13, 25: Jakob Götz 33, 25: Maria Götz 31, 26: Josef Lintzinger 14 Jahre und 7 Monate alt, 26: Maria Anna Oberl 7, 27: Leopold Ritter 2 Jahre und 6 Monate alt, 28: Helene Ge-  
seiz 35, 28: „Mandes“ Riecher 15, 29: Josef Spörer 7, 29: Gregor Walsch 6, 30: Josef Bajr 30.

Juli. 1: Martin Walsch 36, 1: Johann Oberle 5, 2: Matthias Spöhrer 9 Jahre und 5 Monate alt, 4: Andreas Sporer 4 Monate alt, 4: Johann Greul 4 Monate alt, 4: Franziska Götz 40, 4: Michael Haßlinger 33, 5: Matthias Sporer 40, 5: Philipp Waschick 6, 8: Anna Maria Koras 6 Monate alt, 8: Peter Maÿr 40, 8: Franziska Maÿr 38, 10: Michael Sporer 9 Monate alt, 11: Therese Ritter 4 Jahre und 6 Monate alt, 12: Therese Kaufman 5 Jahre und 6 Monate alt, 13: Jakob Haintz 50, 15: Anna Maria Bachman 22, 16: Michael Schafleknecht 20, 16: Johann Hiestand 20, 17: Franz Olifi 44, 21: Anton Matern 20, 24: Anna Maria Ritter 9 Monate alt, 26: Anna Willhelm 3, 27: Paul Willhelm 33, 27: Franz Kaufman 5, 28: Georg Kauffman 5, 29: Elisabeth Kaufman 11, 31: Elisabeth Kaufman 32.

August. 1: Matthias Hiestand 6 Monate alt, 25: Rosalia Kaufman 4, 30: Anna Maria Kaufman 14.

September. 1: Michael Spies 6 Monate alt, 1: Eva N., „herrschaftliche maÿerin“ 56, 5: Georg Manuser 34, 15: Jakob Kauffman 9, 16: Susanna Kauffman 1, 17: Veronika Windter 45, 19: Julianna Brull 31, 20: Anna Parizik 3, 20: Anna Maria Parisik 6 Monate alt, 20: Sophie Parisik 10, 20: Matthias Brull 2, 28: Maria Wittman 8, 29: Jakob Amon 1, 30: Katharina Racz 30.

Oktober. 1: Ignaz Lieber 44, 5: Maria Racz 50, 6: Michael GeBicz 40, 14: Josef Benz 40, 17: Michael Racz 3, 18: Jakob Racz 30, 19: Jakob Wittman 40, 22: Jakob Racz 11, 26: Anton Kheiner 10, 26: Katharina Knecht 10, 29: Barbara Fuchs 27, 29: Apollonia Bens 5.

November. 3: „Den herschoftl. Knechtn sein Weib Maria“ 43, 7: „Peter sein Kind Georg“ 4, 12: „Der herschoftl. Knecht“ 48, 15: Blasius Danner 53, 20: Johann Schneider 42.

„Post contagionem seqventes“:

\*

Conscriptio personarum occasione pestis in possessione

Budaörs demortuarum<sup>86)</sup>

Spezifikation deren Abgestorbten

19. August 1739.

<sup>86)</sup> RIEDL, FRANZ, A budaörsi német (középbajor) nyelvjárás alaktana (Formenlehre der deutschen mittelbayrischen Mundart von Budaörs). Budapest 1933, S. 11 ff. Arbeiten zur deutschen Philologie, Heft 54.

	Mann	Weib	Sohn	Tochter
1. Christian Dentzel . . . . .	1	1	5	—
2. Johannes Käyser . . . . .	—	1	2	3
3. Ferdinand Maÿr . . . . .	—	1	1	2
4. Frantz Oliffy . . . . .	1	1	1	1
5. Joseph Fuchs, Herrschaftlicher Wirt item von dem Wirt Dienstbub . . . . .	—	1	—	—
	—	—	1	—
6. Michel Geschitz . . . . .	1	1	1	—
item sein armes Weib . . . . .	—	1	—	—
7. Hermann Märck . . . . .	1	1	1	1
8. Joseph Holtzeisen . . . . .	—	1	—	1
9. Marx Märck . . . . .	1	1	—	—
10. Marcus Stahl . . . . .	1	—	1	—
11. Johannes Gantzmann . . . . .	1	—	1	3
12. Johannes Vogt Waisenkind . . . . .	—	—	—	1
13. Jacob Winkler . . . . .	—	1	—	—
14. Paul Wilhelm . . . . .	1	—	—	2
15. Joseph Ritter . . . . .	—	—	2	1
item Dinstbotte (!) . . . . .	—	—	2	—
16. Christoph Schaffner . . . . .	—	—	1	—
17. Johann Georg Hudschneider item Dinstmensch . . . . .	—	—	—	1
	—	—	—	1
18. Adam Stammel . . . . .	—	—	—	2
19. Moritz Hudschneid . . . . .	1	—	—	1
20. Hans Georg Lintzinger . . . . .	1	1	Brud 1	—
21. Jacob Pfoſt . . . . .	1	1	1	1
item Dienstbub . . . . .	—	—	1	—
22. Georg Braun . . . . .	—	—	1	—
23. Heinrich Hasslÿ . . . . .	1	1	—	2
24. Peter Maÿr . . . . .	1	1	1	—
25. Raiz Jacob . . . . .	1	1	2	—
item Dinstbott . . . . .	—	—	1	—
26. Thomas Hausser . . . . .	—	—	—	1
27. Martin Oberle . . . . .	—	—	1	1
28. Andreas Schwartz Wittib . . . . .	—	—	1	—
29. Jacob Götz . . . . .	1	1	1	—
30. Georg Götz . . . . .	1	1	2	—
31. Martin Walschik . . . . .	1	—	3	—
32. Michael Ruh . . . . .	1	1	—	3
33. Conrad Haga . . . . .	1	—	—	2
34. Johannes Ebner . . . . .	1	—	1	1
item Dinstbub . . . . .	—	—	1	—
35. Georg Prüll . . . . .	—	—	—	1
36. Niklos Stammeler . . . . .	1	—	2	1
37. Joseph Baÿr . . . . .	1	1	1	—
item die Mutter . . . . .	—	1	—	—
38. Kilian Matern . . . . .	1	—	1	—
Dinstbott . . . . .	—	—	1	—
39. Andreas Dentzel . . . . .	1	1	3	1
40. Simon Seegenlorin . . . . .	—	1	2	—
41. Peter Witzin . . . . .	—	—	1	—
42. Michael Greil . . . . .	1	1	—	1
43. Georg Greil . . . . .	—	—	1	—
44. Georg Dick . . . . .	1	1	—	1
item Dinstboten mehr ein . . . . .	—	—	2	—
armes Weib, mehr ein armes Weib . . . . .	—	2	—	—
45. Wentzel Parisick . . . . .	—	—	—	3
46. Johannes Richtscheid . . . . .	—	1	—	—

	Mann	Weib	Sohn	Tochter
47. Johannes Hiestand . . . . .	1	—	1	—
48. Michael Hasslinger . . . . .	1	—	1	2
49. dem Mann so in der Altoven Mühl ist . . . . .	—	—	—	1
50. Matthias Spörer . . . . .	—	—	4	1
51. Conrad Schleich . . . . .	—	1	1	1
52. Johann Mühler . . . . .	1	—	5	—
53. Jakob Heintz . . . . .	1	—	1	—
item ein Einwohner . . . . .	1	—	—	—
54. Conrad Hoffmeister . . . . .	1	1	—	—
55. Adam Hoffmeister . . . . .	—	1	—	1
56. Daniel Hoffmeister . . . . .	1	—	—	—
57. Johannes Bachmann . . . . .	1	—	1	—
58. Jakob Wittmer . . . . .	1	1	—	—
59. Sebastian Fejerabent . . . . .	1	1	—	—
60. Georg Köller . . . . .	1	1	—	1
61. Wendlin Spiess . . . . .	—	1	1	—
62. Eva Harlacherin . . . . .	—	1	2	—
63. Frantz Zinskä . . . . .	—	—	1	3
64. Johannes Amon . . . . .	1	—	1	1
65. Johannes Weissenberger . . . . .	1	—	1	—
66. Joseph Oberhofer . . . . .	1	—	—	—
67. Hannes Georg Gross . . . . .	—	—	2	—
68. Jacob Männer . . . . .	—	1	1	1
69. Johannes Streicher . . . . .	—	—	2	—
70. Georg Asp . . . . .	1	1	2	—
71. Joseph Wittmer . . . . .	1	1	3	1
item Waisenkinder . . . . .	—	—	2	—
72. Christian Schörer . . . . .	—	—	—	5
73. Philipp Aengister . . . . .	1	1	1	1
74. Antony Wäller . . . . .	1	1	1	—
75. Johannes Walschick . . . . .	—	1	—	—
76. Joseph Chorhomel . . . . .	1	1	—	1
77. Jacob Wasser . . . . .	—	—	1	—
Dinstbott . . . . .	—	—	—	1
78. Hanns Georg Kessler . . . . .	—	—	1	—
79. Martin Ebner . . . . .	1	1	2	1
80. Joseph Pertschj . . . . .	1	—	1	1
81. Johannes Titl . . . . .	—	—	—	2
82. Tobias Holl . . . . .	1	—	1	—
83. Johannes Hassly . . . . .	1	—	1	1
84. Magdalena Wittmannin . . . . .	—	—	—	1
85. Ignatj Lieber . . . . .	1	1	—	—
86. Stieff Tochter von Christian Dentzel . . . . .	—	1	—	—
	52	46	92	69
	259 Personen			

Etyek<sup>87)</sup>Etyeki Magyarok<sup>88)</sup>

	Az Élők száma <sup>89)</sup>							Az Holtak száma <sup>90)</sup>										
	Gazda <sup>91)</sup>	Gazda Aszony <sup>92)</sup>	Házass legény <sup>93)</sup>	menyecske <sup>94)</sup>	legény <sup>95)</sup>	Gyermek <sup>96)</sup>	nagy leány <sup>97)</sup>	Kis Leány <sup>98)</sup>	Summa	Gazda	Gazda Aszony	Házass legény	menyecske	legény	Gyermek	Nagy leány	Kis leány	Summa
1. Kamány István . . . . .	1								1		1			1				2
Item veje Vég János . . . . .				1				1	2			1						1
2. Szabó Mihály . . . . .	1	1				3		2	7	1	2							5
3. Szabó István . . . . .	1	1				1		2	5									
Item söllérje Tót Mártony . . . . .				1			1	2	2			1				1		2
4. Kiss János . . . . .						1		1	1	1	1			1	2			5
5. Budai István . . . . .				1			1	1	3	1		1		1			1	4
6. Liber Ferencz . . . . .	1			1	1	1	1		5		1	1				1		6
Item szolgája . . . . .														1				1
7. Falu Notariussa . . . . .	1	1				1			3						1	2	1	4
8. Papp Gergely . . . . .	1	1			1				3						2			2
9. Vitalius Mihály . . . . .	1	1				1	1		4						3			3
Item szolgája . . . . .												1	1					2
10. Varga Gergely . . . . .	1	1							2					1			1	2
11. Böcsödi Ferencz . . . . .	1	1			1	1	2		6						2			2
Item Gárdonyi Juhásza . . . . .														1				1
12. Pap János . . . . .			1	1		1	1		4	1					1			2
söllérjek Kallocsai Ferencz . . . . .								1	1			1	1			1	1	4
Ujheliné özvegy Notariusné . . . . .							2		2			1	1	2		1		5
13. Szabó Mihály fölső . . . . .	1	1				1			3					3	3			6
14. Bodó István . . . . .	1	1							2					1	1		2	4
söllérje . . . . .				1					1									
15. Szöllösi István . . . . .	1	1			1			1	4						1			1
16. Német Mártonyné özvegy . . . . .					1	1	1		4						2			2
17. Virág György . . . . .	1	1				1		1	4					2			1	3
18. Farkas János . . . . .	1								1	1								1
19. Süttő András . . . . .		1						1	2	1								1
20. Gerencsér István . . . . .	1	1				3		2	7									

87) Conscriptio Incolarum in Bonis Venerabilis Residentiae Comaromiensis S. J. Vivorum et in Peste Defunctorum, Anno 1740. Acta Jesuitica Residentiae Comaromiensis irregistrata, Fasc. 1. Staatsarchiv Budapest.

88) Etyeker Madjaren.

89) Zahl der Lebenden.

90) Zahl der Verstorbenen.

91) Hauswirt.

92) Hauswirtin.

93) Junger Ehemann.

94) Junge Frau.

95) Bursche.

96) Kind.

97) Großes (mannbares) Mädchen.

98) Kleines Mädchen.

Ettyeki Magyarok	Az Élők száma							Az Holtak száma										
	Gazda	Gazda Aszony	Házass legény	menyecske	legény	Gyermek	nagy leány	Kis Leány	Summa	Gazda	Gazda Aszony	Házass legény	menyecske	legény	Gyermek	Nagy leány	Kis leány	Summa
21. Tótt István . . . . .	1	1			1				3						3		2	5
söllérje Juhász . . . . .				1					1		1			2	2	2		8
22. Gerencsér Miklós . . . . .	1	1						2	4					1		1		2
23. Poda János . . . . .	1	1				2		1	5						1			1
24. Gardanyi János . . . . .	1	1				2			4					1	1	1	1	4
25. Tott Pál . . . . .	1	2			1			1	5					1		1		3
26. Poda Ferencz . . . . .	1	2						1	4						1			1
27. Fazekas István . . . . .	1	1							2						1		1	2
28. Szabó István . . . . .		1					1		2				2					2
29. Varga Péterné . . . . .		1			2	1	1		5							1	1	2
30. Kovács György . . . . .	1	1			1	2			5						1			1
31. Hangyás Pál . . . . .	1	1			2				4					1				1
32. Szogyiné Samu söllér Aszony . . . . .	1						1		2	1								1
33. Bagotta János . . . . .	1	1						1	3									
söllérje Kis János . . . . .			1	1					2						2			2
34. Falu Mestere . . . . .	1	1							2						2			2
35. Perdikator . . . . .	1	1			1		1	2	6							2		2
36. Hallasi István . . . . .			1	1				2	4	1	1					2	1	5
37. Ürögi Mártony . . . . .	1	1			1		1		4					2	1		1	4
38. Kámány János . . . . .	1	1					1		3						1		1	2
39. Alsó Szabó István . . . . .	1	1						1	3					1		2	1	4
40. Vitéz János söllérje Gárdonyi Péter . . . . .	1								1	1				1		1	1	2
41. Pap István . . . . .	1	1				1			3						1		2	3
42. Tassi János . . . . .	1	1							2						2			2
43. Csúsi István . . . . .	1	1			1				3					1		1		2
44. Czismazia István . . . . .	1				1		1		3	1					1	1	1	4
45. Molnár Péter . . . . .	1	1							2					1	2	1		4
46. Körösi János . . . . .	1							1	2	1				1				2
47. Keresztes János . . . . .	1	1						1	3						1	2		3
48. Szecsödi János . . . . .	1							1	2	1					3		2	6
49. Kovács András . . . . .	1	1		1		1			4		1			2			2	5
50. Gáll János . . . . .		1						1	2	1				1		1		3
51. Páppai János . . . . .		1						1	3					3	2	2	1	8
52. Tótt Gergelyné . . . . .	1	1			1				2						2	2	1	
53. Huszár János . . . . .		1			2				3	1				2	1	1	1	6
54. Német Gergely . . . . .	1	1				1		1	4									
55. Ürögi István . . . . .	1	1					1		3					1	2		1	4
56. Rácz Mihály . . . . .		1							1	1								1
Suma . . . . .	44	46	3	11	19	26	18	30	197	9	12	7	5	34	55	23	41	186
Ettyeki Németek <sup>99)</sup>																		
1. Eder Jakob . . . . .	1	1							2					1	1	1	3	6
Item Juhaszé . . . . .			2						2				2				2	4

<sup>99)</sup> Etyeker Deutsche.

Ettyeki Németek	Az Élők száma							Az Holtak száma										
	Gazda	Gazda Aszony	Házass legény	menyecske	legény	Gyermek	nagy leány	Kis Leány	Summa	Gazda	Gazda Aszony	Házass legény	menyecske	legény	Gyermek	Nagy leány	Kis leány	Summa
2. Iffiú Serballer Ferencz . . . . .	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	1	—	1	3
3. Hubertus Vindeisen . . . . .	—	—	1	—	1	—	—	—	2	1	1	—	1	—	—	—	—	3
4. Joannes Peszt . . . . .	—	1	—	—	—	—	1	—	2	1	1	—	—	—	—	—	1	3
5. Joannes Kaltenpacher . . . . .	1	1	—	—	1	—	—	1	4	—	—	—	—	—	1	1	1	3
6. Michael Staerer . . . . .	—	1	—	—	1	—	—	—	2	1	—	—	—	2	1	—	—	4
7. Christian Beber . . . . .	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	2	—	—	—	3
8. Adam Suller . . . . .	1	1	—	—	—	1	—	—	3	—	—	—	—	1	—	—	—	1
9. Henricus Czigler . . . . .	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	2	—	2	2	6
10. Nicolaus Thom . . . . .	—	1	—	—	1	—	1	—	3	1	—	—	—	—	—	—	—	1
Item lakoja özvegy aszony . . . . .	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	1
11. Gallus Portner . . . . .	—	1	—	—	—	1	—	—	2	1	—	—	—	1	—	1	—	3
12. György Snajder . . . . .	—	1	—	—	—	1	—	1	3	1	1	—	—	2	—	—	—	4
13. Adam Sajrich . . . . .	1	1	—	—	—	—	—	1	3	—	—	—	—	—	1	—	—	1
Item söllérje . . . . .	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	1	—	—	1	—	—	—	2
14. Stephan Oszbalt . . . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	1	—	3
szolgaja Juhász . . . . .	—	—	—	1	1	—	—	—	2	—	—	1	—	—	—	—	—	1
15. Antoni Lenerin . . . . .	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	1	—	—	1	—	1	2	5
16. Joseph Lintnerné . . . . .	—	—	—	—	—	1	1	1	3	—	1	—	—	—	—	—	1	2
17. Lorencz Pimpl . . . . .	—	—	—	—	—	—	1	—	1	1	1	—	—	2	—	—	—	4
18. Joannes Ring . . . . .	—	1	—	—	—	—	—	1	2	1	—	—	—	—	—	—	4	5
19. Valentin Teker . . . . .	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	1	2
20. Henrich Kintl . . . . .	—	—	—	—	1	—	—	—	1	1	1	—	—	—	—	—	—	2
21. Joseph Steinhauzer . . . . .	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	2	—	1	—	4
Item Lakója . . . . .	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	1	—	2
22. Gaspar Drott . . . . .	1	1	—	—	1	—	1	—	4	—	—	—	—	2	—	2	—	4
23. Francz Portner . . . . .	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	1	—	—	—	2
24. Jakob Perballer . . . . .	—	1	—	—	—	—	—	1	2	1	—	—	—	1	—	—	—	2
25. Francz Pert . . . . .	—	1	—	—	—	—	—	1	2	1	—	—	—	—	3	1	—	5
26. Joannes Tik . . . . .	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	1	—	—	—	2
27. Nicolaus Horn . . . . .	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	1	1	2	—	5
28. Joannes Rumml . . . . .	1	1	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	1	—	1	—	2
Item Lakója Mathias Francz . . . . .	1	1	—	—	—	—	—	1	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—
29. Joseph Klamer . . . . .	—	—	—	—	1	—	—	—	1	1	1	—	—	2	1	1	—	6
Item Lakója . . . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	2	1	—	—	5
30. Takács szállot a bognár hazához, a bognár meg holt . . . . .	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	1	—	—	—	2
Summa . . . . .	10	21	4	3	9	3	6	8	64	20	12	2	4	14	24	13	24	113

Hieran schließt sich eine Conscriptio Bonorum in Peste Defunctorum, in Bonis Venerabilis Residentiae Comaromiensis Societatis JESV, Anno 1740<sup>100</sup>). Sie verzeichnet u. a. die Habe mehrerer hier aufgezählter Familien. Von den Madjaren: Nr. 4, 5, 12 (Kallocsai), 19, 24, 50. — Von den Deutschen: Nr. 2, 4, 6, 11, 12, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 29.

<sup>100</sup>) Acta Jesuitica Residentiae Comaromiensis irregistrata Fasc. 1, Staatsarchiv Budapest.

## Kleinturwal-Torbágy

1739

„Hoc tempore incepit hic pestis“:

April. 16: Matthias Türckh 40, verheiratet (verh.), 21: Anna Maria 13 Wochen alt, 26: Maria Anna Müller 15, 26: Johann Croninger 46, verh., 26: Ursula Gruber 12, 28: Valentin Ries 22, ledig, 28: Ignaz N. 13, 29: Josef Merckl 45, verh., 29: Matthias Gruber 4, 30: Katharina Müller 18, 30: Anton Gruber 2.

Mai. 1: Maria Kalchschmid 14, 6: Barbara Haupt aus Belgrad 40, verh., 12: Andreas Ris 4, 13: Heinrich N. 13, 14: Ursula Kieteibl 40, verh., 14: Kaspar Hietl 8, 14: Gertrud Detlinger 35, verh., 14: Matthias Haustein 14 Monate alt, 15: Karl Kieteibl 31, verh., 16: Jakob Peter 74, verh., 17: Witwer Andreas N. 50, 17: Anna Maria N. 9 Monate alt, 18: Maria Weber 34, verh., 18: Elisabeth Vimber 18, ledig, 19: Katharina Gruber 46, verh., 20: Christine Dietrich 2, 20: Rosina Feüerwagner 18, ledig, 21: Katharina Maÿr 24, verh., 22: Martin Ries 34, verh., 24: Andreas Benckler 16, 24: Michael N. 85, verh., 24: Christian Eisler 40, verh., 24: Maria N. 15, 26: Maria Bencker 39, verh., 26: Maria Vimer 12, 28: Katharina Huetl 39, verh., 29: Georg Schober 30, verh., 30: Simon Ries 20, ledig, 30: Katharina Saghmell 24, verh., 30: Barbara Konvax 18, ledig, 30: Katharina Maÿr 25, verh., 31: Georg Balzer 60, verh., 31: Dorothea Balzer 59, verh., 31: Matthias Veber 15, 31: Adam Pechler 12, 31: Maria Anna Volff 15.

Juni. 1: Gertrud Benckler 1½, 1: Dionysius Butter 6 Monate alt, 1: Katharina Schober 27, verh., 2: Matthias Schober 1, 12: Katharina Berbandtner 40, verh., 12: Michael Hamer 65, verh., 12: Josef Pechler 37, verh., 13: Georg Eisner 48, verh., 13: Katharina Eisner 40, verh., 13: Michael Eisner 8, 15: Susanna Sies 65, verh., 15: Veronika Feurwagner 14, 16: Anna Maria Hamer 54, verh., 16: Sebastian Vimer 2, 17: Bartholomäus Feurvagner 18, ledig, 18: Maria Anna Pechler 1, 20: Maria Teis 60, verh., 20: Georg Redelmar 1, 20: Johann Liebhardt 2, 21: Barbara Leitinger 15, 22: Martin Benckler 54, verh., 24: Justine Breitter 18, ledig, 24: Josef Rosnagl 15, 25: Leopold Breiller 2, 28: Ägidius Breiller 3, 28: Matthias Breiller 4, 29: Magdalena Stör 35, verh., 30: Stefan Diterstorpher 6.

Juli. 1: Georg N. 24, ledig, 3: Andreas Halmer 31, verh., 5: Magdalene Ambsl 40, verh., 5: Maria Anna N. 18, ledig, 6: Paul N. 20, ledig, 6: Kaspar Ambsl 9 Monate alt, 7: Veit Diterstorffer 40, verh., 8: Blasius Halmer 60, verh., 9: Maria Anna Liebhort 1½, 10: Ägidius Halmar 8, 10: Anton Mohrher 19, ledig, 10: Anna N. 15, 11: Sebastian Diterstorffer 7, 11: Johann Galland 24, verh., 11: Johann Diterstorffer 3 Monate alt, 12: Anna Algajer 50, verh., 12: Johann Diterstorffer 63, verh., 13: Maria Anna Erlbach 3, 13: Regina Erlbach 1½, 13: Johann Eisler 8, 13: Maria Magdalene Rottmaÿr 65, verh., 13: Maria Halmer 64, verh., 15: Maria Anna Halmer 14, 15: Johann Georg Eisler 9, 16: Maria Hoffer 17, ledig, 16: Adalbert N. 35, verh., 18: Maria Grieshaber 70, verh., 19: Stefan Halmar 5, 20: Matthias Vittman 42, verh., 21: Anna Zeiller 47, verh., 24: Anton Halmar 2, 25: Franz Hochmutd 35, 26: Thomas Halmar 1, 26: Matthias Ritter 3, 27: Maria Ekker 36, verh., 27: Wwe Katharina Korman 72, 28: Susanna Dasherer 42, verh., 28: Therese Breiller 11, 28: Anna Maria Eisler 6, 29: Heinrich Vidlman 2, 29: Josef Staner 8, 30: Anton Eisler 14, 30: Johann Georg Feürobent 16, 31: Johann Albrecht 40, verh.

August. 1: Georg Grieshaber 66, verh., 1: Bernhard Egger 27, verh., 2: Anna Reisner 40, verh., 2: Johann Georg Feürobent 42, verh., 3: Barbara Virth 19, ledig, 3: Barbara Sagmehl 14, 3: Konrad Vidtmann 6, 5: Maria Vidtman 5, 5: Eva Jeßek 41,

verh., 6: Margarethe Veninger 20, ledig, 7: Maria Anna Todt 17, ledig, 8: Maria Anna Albrecht 5, 8: Stefan Mayr 41, verh., 10: Ulrich Probst 65, verh., 11: Katharina Ritter 8, 11: Josef Krünewald 21, ledig, 11: Katharina Feuerobent 2, 13, Maria Reisner 4, 13: Justine Ritter 1, 13: Anton Weninger 19, ledig, 14: Katharina Petra 59, verh., 14: Maria Finck 45, verh., 16: Anna Diterich 33, verh., 16: Josef Diterich 32, verh., 16: Matthias Staner 65, verh., 17: Therese Diterich 3, 17: Josef Virth 8, 18: Matthias Kalchschmidt 51, verh., 18: Matthias Mickschitz 59, verh., 18: Josef Prikler 15, 18: Johann Jeßek 45, verh., 18: N. N. 5, 18: N. N. 2, 19: Maria N. 31, 20: Anna Maria Volf 17, ledig, 21: Kaspar N. 19, 21: Elisabeth Ziellmar 45, verh., 21: Therese Volf 6, 22: Johann Georg Jeßek 3, 23: Johann Feurobent 4, 23: Katharina Hiettl 5, 24: Georg Prickler 14, 24: Therese Rietsch 30, verh., 24: Wwe Maria Sies 72, 24: Maria Galland 10 Monate alt, 25: Julianna Micksitsh 69, verh., 26: Konrad Stöhr 45, verh., 26: Michael N. 19, ledig, 28: Johann Karl Hattamaÿr 26, 29: Barbara Prickler 28, verh., 29: Christophorus N. 29, ledig, 30: Georg Prickler 45, verh., 31: Anna Maria Preiller 14.

September. 2: Katharina Prickler 40, verh., 2: Josef Praeger 13, 2: Rosina Heggenberger 15, 2: Barbara Schneider 18, ledig, 3: Matthias Brutter 2, 3: Katharina Schneider 8, 4: Georg Staner 42, verh., 4: Michael N. 17, ledig, 4: Georg Reyllmár 75, verh., 4: Justine Prickler 16, ledig, 7: Michael Staner 25, verh., 8: Matthias Draub 18, ledig, 8: Rosalia Halmer 17, ledig, 8: Kaspar Butter 45, verh., 8: Susanna Stark 1 ½, 9: ein unbekannter Mann 42, 9: die Ehefrau des vorgenannten unbekanntes Mannes 32, 11: Georg N. 22, ledig, 11: Veronika Diterich 12, 13: Barbara Hoffer 20, ledig, 13: Franziska Liebhart 32, verh., 13: Maria N. 2, 15: Ursula Butter 15, 16: Franz Prager 35, verh., 18: Vinzenz Maar 2, 20: Katharina Hietl 2, 21: Christine Raush 21, verh., 21: Jakob Nigl 18, ledig, 22: Matthias Ernst 45, verh., 23: Michael Feurobent 18, ledig, 24: Johann Jakob Stör 18, ledig, 26: Josef Butter 1, 27: Lorenz Butter 3.

Oktober. 1: Therese Anna Rietsman 13, 1: Georg Rietsman 2, 1: Magdalene Hietl 32, verh., 4: Michael Maÿr 42, verh., 6: Matthias Heggenberger 4, 8: Franz Stör 17, ledig, 8: Jakob N. 18, ledig, 10: Hieronymus Ries 73, verh., 11: Magdalene Hoffer 13, 11: Josef Einverth ½, 11: Katharina Hietl 72, verh., 16: Simon Prickler 42, verh., 18: Johann Maar 3 Wochen alt, 19: Anton Josef Vajakovics 3, 22: Magdalene Hietl 8, 22: Anna Zutrell 52, verh., 23: Maria Ernst 2 Monate alt, 25: Johann Keiffer 15, 25: Anna Maria Schneider 14, 25: Johann Hietl 4 Monate alt, 26: Josef Hietl 36, verh., 30: Andreas Maar 14, 31: Maria Hietl 7.

„hoc tempore cessavit hic morbus pestiferus“

### Nagykovácsi

1739

„Sequentes sunt tempore contagioso mortui“:

September. 7: Magdalene Ingelmann 20, ledig, im Friedhof beerdigt, 8: Eva Katharina Schöller, 10 Monate alt, im Friedhof beerdigt, 9: Georg Löw, 1 Jahr, 5 Monate und 7 Tage alt, im Friedhof beerdigt, 14: Josef Golls, 18 Jahre, 5 Monate und 17 Tage alt, zu Hause beerdigt, 15: Lorenz Fierneiser, Alter unbekannt, verh., zu Hause beerdigt, 17: Anton Molitor, Alter unbekannt, verh., zu Hause beerdigt, 18: Katharina Förwagner, 9 Jahre und 5 Monate alt, im Walde beerdigt, 18: Anna

Barbara Payr, 11 Jahre und 2 Monate alt, zu Hause beerdigt, 20: Kunigunde Wibl\*<sup>101)</sup>, 4 Jahre und 20 Tage alt, außerhalb der Gemeinde beerdigt (sepulta foris extra pagum), 20: Eva Wibl\*, Alter unbekannt, verh., 21: Maria Payr\* 3 Jahre und 5 Monate alt, 21: Wwe Barbara Fierneiser, Alter unbekannt, 21: Johann Fierneiser\* etwa 7, 21: Johann Ingelmann\*, Alter unbekannt, verh., 23: Agatha Filger\* 13 Jahre alt, 26: Michael Köpplinger\*, 4 Jahre alt, 26: Kaspar Wibel\*, 1 Jahr und 9 Monate alt, 28: Jakob Schumer\*, Alter unbekannt, verh., 28: Witwer Jakob Filger\*, Alter unbekannt, 30: Anna Maria Molitor\*, etwa 60, verh., 30: Maria Zengerl\*, Alter unbekannt, verh.

Oktober. 1: Jakob Filger\*, 7 Jahre alt, 1: Alexander Filger 3, 1: Kunigunde Fierneiser\*, 4, 3: Margarethe Fierneiser\*, 1 Jahr und 4 Monate alt, 5: Kaspar Oxenmayr\*, 4 Jahre und 6 Monate alt, 13: Friedrich Michel\* 13, 16: Matthias Laitner\*, 10 Jahre, 7 Monate und 3 Tage alt, 16: Katharina Sautter\* 10, 17: Josef Sautter\*, 7 Jahre und 7 Monate alt, 20: Elisabeth Schöllner\* 21, verh., 20: Katharina Penz\* 1 Jahr, 8 Monate und 15 Tage alt, 22: Sebastian Sautter\*, Alter unbekannt, verh., 23: Johann Vogt\*, 13 Jahre und 8 Tage alt, 24: Maria Schmid\*, 6 Jahre und 6 Monate alt, 25: Bartholomäus Wellendorff\*, 10 Jahre und 2 Monate alt, 28: Therese Mandl, Alter unbekannt, verh., im Friedhof beerdigt, 28: Therese Tauser\*, 15 Tage alt.

November. 12: Lorenz Sautter\*, 5 Jahre, 7 Monate und 10 Tage alt.

Dezember. 15<sup>102)</sup>: Anna Leffelman\*, 10 Jahre und 6 Monate alt.

#### Pesthidegkút<sup>103)</sup>

1739

April. 7: Franz N., 13: Johann Adam Reschner und seine Frau Katharina, 15: Anna Maria Grätz, etwa 24 Jahre alt, ledig, 15: Katharina Bötzt 32, 20: Lorenz Bötzt 3, 23: Martin Keyser 49, 26: Barbara Bötzt 63, 26: Maria Burger etwa 7½, 27: Theodor Streck 12, 28: Susanna Burger 90, 28: Matthias Keyser 14, 30: Anna Maria Bötzt 4.

Mai. 4: Anna Uller 13, 5: Veronika Bötzt 18, 5: Josef Maister 3, 6: Josef Merck 12, 8: Maria Anna Baum 7, 9: Therese Uller 12, 10: Barbara Michalk 43, 11: Johann Brack 7, 11: Veronika Thalwiser 49, 12: Eva Kessler 7, 12: Johann Georg Kessler 4, 12: Maria Schulter, 16: Rosina Gungl 50, 17: Josef Her 54, 18: Anna Maria Kessner 23, 18: Anton Strack 1½, 19: Martin Miller 2½, 22: Elisabeth Gutmaier 14, 23: Heinrich Michalki 75, 24: Ottilie Kellner 2, 27: Barbara Baum 63, 29: Ursula Bur 61, 29: Johann Georg Gunckel 13, 29: Jakob Uller 7, 29: Johann Georg Müller 17, 29: Felizitas Hamburg 16, 30: Maria Her 60, 31: Anna Maria Miller, 31: Maria Bauman 50.

<sup>101)</sup> Die mit \* Bezeichneten wurden „foris“, also außerhalb der Gemeinde, wohl im Pestfriedhof begraben.

<sup>102)</sup> Mit dem 15. Dezember dürfte die Pest ein Ende genommen haben. Der nächste Todesfall ereignete sich am 12. II. 1740. Von nun ab wurden die Toten wieder im Gemeindefriedhof beigesetzt.

<sup>103)</sup> Weder Anfang noch Ende der Pest ist im Sterbebuch vermerkt. Im März 1739 starben 3. Mit dem Monat April hob ein großes Sterben an, das bis Ende August dauerte. Im September gab es 2, im Oktober keinen, im November nur 1 Toten. Zweifellos wütete hier die Pest vom April bis Ende August.

Juni. 2: Demetrius Bauman 11, 3: Leonhard Bergmiller 40, 3: Gottfried Guttmejer 12, 4: Christian Kellner 27 und seine Frau Elisabeth 23, 4: Johann Miller etwa 34, 4: Xaver Seeger 27 und seine Frau Katharina 29, 5: Johann Bur 50, 10: Andreas Gunckel 50, 10: Susanna Gaulinger 23, 11: Peter Gartner 40, 11: Maria Keyser 13, 11: Johann Schedler 29, 13: Lorenz Daunner 45, 14: Katharina Gartner 47, 15: Ursula Kellner  $\frac{1}{2}$ , 15: Josef Baumann 19, 15: Michael N., 16: Barbara Gaulinger 11 Wochen alt, 16: Valentin Heer 9, 17: Anna Maria Blanck 38, 18: Katharina Stegmüller 56, 19: Eva Schmid 23, 19: Katharina Dürnberger 12, 19: Judith Eckl 39, 20: Maria Magdalene Blanck 11, 20: Josef Gaulinger 1, 21: Josef Bacher 28, 22: Maria Bacher 24, 22: Josef Blanck 14, 25: Johann Heinrich Kessler 17, 25: Johann Konrad Kessler 15, 25: Anna Maria Grätz 4, 25: Josef Eggle  $1\frac{1}{2}$ , 26: Anna Meister, 27: Anna Maria Merck 11, 28: Josef Hamburger 51, 28: Georg Grauß 15, 28: Johann Eggle 38, 28: Maria Eva Bäuml 42, 28: Susanna Fahlenbüchl 17 Wochen alt, 28: „Der alte Bar“, 28: Martin Schosberger, 29: Johann Brodschul 30, seine Frau Agatha 38 und seine Tochter Agatha 5, 29: Anton Müller 20, 29: Franz Fahlenbüchel 21 und seine Frau Barbara 24, 30: Maria Hamburger 55.

Juli. 1: Johann Schenfellner 30, 1: Johann Schmid etwa  $\frac{3}{4}$ , 3: Magdalene Pomanschöck 13, 4: Sebastian Kessler 53, 5: Jakob Schenfellner 6, 5: Barbara Gratzer 13, 6: Josef Wiblis-Hauser 70, 7: Johann Adam Kraus  $\frac{3}{4}$ , 8: Ursula Wiblis-Hauser 30, ledig, 8: Maria Reichenbach 18, 8: Anna Maria Bätz  $\frac{1}{2}$ , 8: Johann Baum  $3\frac{1}{2}$ , 8: Katharina Schober 8, 8: „Die alte Barin“, 9: Anna Thalwiser 39, 9: Anna Maria Schober 7, 10: Barbara Meister 30, 10: Barbara Bätz 22, 10: Josef Mauer 6, 11: Franz Wimme 33, 12: Kaspar Weissinger 65, 12: Peter Reichenbach 20, 12: Ursula Strack 3, 13: Jakob Weh 34, 13: Magdalene Keyser 8, 14: Isak Math 30, 14: Barbara Müller  $1\frac{1}{2}$ , 15: Johann Georg Reichenbach 23, 15: Katharina Keyser 14, 15: Johann Schenfellner  $\frac{1}{2}$ , 16: Lorenz Fahlenbüchel  $1\frac{3}{4}$ , 17: Anna Maria Gratzer 33, 17: Helene Gratzer  $1\frac{1}{2}$ , 17: Maria Anna Dauner 6, 18: Ursula Bauman 16, 18: Johann Adam Willhelmer 7, 18: Maria Gratzer 8, 18: Lorenz Jagermann 15, 19: Johann Adam Diestler 10, 19: Maria Haselhon 7, 19: Anna Maria Schenfellner 29, 20: Kornel Braun 68, 20: Markus Daunner 10, 20: Maria Greil 60, 20: Andreas Schober 4, 21: Johann Landhold 6, 22: Johann Greisel 77, 22: Anna Maria Wibliß-Hauser 68, 23: Katharina Gratzer 14, 23: Jonas Keyser, 23: Martin Schtrack 24, 25: Maria Anna Strack 32, 26: Katharina Schränck 54, 26: Matthias Keyser 4, 27: Katharina Keller 12, 30: Anna Maria Holzinger  $3\frac{1}{2}$ , 30: Christian Keyser 48, 31: Johann Baumann 14.

August. 2: Maria Dauner  $\frac{1}{2}$ , 2: Eva Dauner 35, 3: Johann Scheffer 44, 3: Maria Margarethe Reiser 15, 4: Eva Reiser 57, 4: Johann Georg Reiser 13, 5: Stefan Hueber 5, 5: Martha Strack 1, 8: Katharina Hamburger 10, 10: Johann Georg Reiser 46, 14: Gertrud Landtherr 48, 15: Anna Maria Scheffer, 16: Barbara Droll 63, 17: Stefan Reiser 25, 18: Bartholomäus Reiser 19, 19: Johann Kämpfer 12, 23: Christian Landtherr 18, 24: Maria Anna Schuster 18, 24: Anna Hatz 8, 26: Eva Rembrech 42, 27: Johann Georg Schuster 10, 31: Johann Brodtschuel 1.

### Pilisvörösvár

1710

Juni. 4: Dionysius Vaindl etwa 38, gestorben an der Pest, 19: Johann Stren etwa 40, gestorben an der Pest, 21: Anna Feter etwa 50, gestorben an der Pest.

„In Mense Augusti in peste mortui“: Im Hause des Matthias Ertinger der Hausgenosse Michael, Weber, etwa 20 und der Sohn des Ertinger etwa 12. — Der Gemeindegottfried Vendl mit Frau, Kind (etwa 15) und Knecht. 6: Michael Viest, Sohn des Georg etwa 12, 18: im Viest'schen Haus Johann Czeller etwa 30.

„Die Assumptionis B. V. primum Sacrum in monte Calvariae celebravi<sup>104</sup>) in capella Dolorosae B. V. per intercessionem Gloriosae B. V. in Caelos assumptae cessavit pestis in loco nostro. Quare dignum, et justum erit p. aeterna memoria quotannis ascendere montem praedictum hoc in Festo.“

#### Weindorf-Pilisborosjenő und Üröm

Üröm war bis 1821 der Weindorfer Pfarre unterstellt<sup>105</sup>). Es empfiehlt sich, die Gemeinden nicht zu trennen, d. h. die Eintragungen des Weindorfer Sterbebuches in der Folge zu bringen, wie wir sie dort finden.

1739

„Jam hic incepit paulatim dira lues“:

März. 2: Witwer Michael Reh 65 (Üröm), 5: Maria Shmid 32, verh. (Weindorf), 6: Josef John 14 (Weindorf), 11: Wwe Katharina Reh 60 (Üröm), 12: Katharina Shifer 5 (Üröm), 15: Walburg Nagl 5 (Weindorf), 18: Anna Hól 44, verh. (Üröm), 18: Johann Groz 12 (Üröm), 18: Sebastian Groz 8 (Üröm), 19: Maria Nagl 37, verh. (Weindorf), 24: Georg Nagel 13 (Weindorf), 25: Eva Lintnmajer 13 (Üröm), 25: Katharina Werner 9 (Üröm), 30: Maria Lintnmajer 40, verh. (Üröm).

April. 6: Margarethe Bada 40, verh. (Csobánka), 11: Michael „famulus“ 18 (Üröm), 12: Eva Werner 39, verh. (Üröm), 12: Wilhelm Preml 42, verh. (Üröm), 12: Eva Thifer 15 (Üröm), 13: Eva Rosina Kremplhuber 21, ledig (Üröm), 15: Simon Shveier 26 (Üröm), 15: Jakob Hóltzl 12 (Üröm), 16: Elias Hóltzl 17, ledig (Üröm), 17: Jakob Werner 43, verh. (Weindorf), 20: Barbara Straszer 23, ledig (Üröm), 22: Anna Türk 14, ledig (Üröm), 22: Dorothea Fogl 14 (Üröm), 25: Jakob Shvejer 15 (Üröm), 27: Andreas Kremzer 10 (Weindorf), 27: Maria Anna Shvejer 1½ (Üröm), 27: Barbara Lustig 32, verh. (Üröm), 27: Klara Budaj 6 (Budakalász), 27: Witwer Franz Budaj 70 (Budakalász), 29: Johann Ertzbrucker 23, verh. (Üröm), 29: Rosalia Holtzer 18, ledig (Üröm), 29: Maria Anna Perger 14 (Üröm), 29: Michael Shifferer 8 Tage alt (Üröm).

„Quos dira absorpsit Pestis in Matre Veindorf, Hos serie adscriptos hic, pie Lector! habes id est: Catalogus defunctorum in Parochia **Weindorf** grassante saeva lue conclusa jam Possessione sub cura Dni Eliae Hershitz Parochj, qvi etiam absque caeremoniis Xtiano Catholicis sed tempore Pestis usitatis sepulti sunt:

Año 1739 Junius

Nomina Defunctorum Tempore Pestis.“

Juni. 21: Maria Gießer 24, ledig, 21: Maria Anna Peder 2, 23: Maria Anna Baptist 8, 29: Maria Fiel 30, verh.

<sup>104</sup>) Damals war hier JOHANN PAULOVICS Pfarrer (1705—1711). S. Matricula Ecclesiae Parochialis Vörösvár et Filiam: Solmár, Sz. Ivány, Kovátsi. Ab anno 1693 usque ad Annum 1766, darin: Series A. Reverendorum Parochorum in Vörösvár . . .

<sup>105</sup>) Die Ürömer Pfarre wurde erst 1821 gegründet s. Schematismus Venerabilis Cleri Dioecesis Albaregalensis. Albæ Regiae 1940. S. 83.

Juli. 10: Thomas Fiel 60, verh., 13: Klara Fiel 9, 17: Maria Ladek 1, 28: Anna Tingler 16 Wochen alt.

August. 5: Maria Ladek  $\frac{1}{2}$ , 6: Elisabeth Folat 8, 8: Philipp Ladek 32, verh., 10: Johann Shentzl 3, 15: Maria Gießer 8, 18: N. Gießer 10, Mädchen, 19: Leonhard Rigler 40, verh. 20: Johann Alt 15, 30: Lorenz Hazman 4 Wochen alt.

September. 1: N. Gießer 4 Tage alt, Mädchen, 2: Maria Gießer 24, verh., 4: Lorenz Widerhold 4, 5: N. Ladek 4 Wochen alt, 8: Wwe Felizitas Wiski 66, 10: Witwer Martin Majer 60, 17: Katharina Lieb 50, verh., 20: N. Shentzl 8, Mädchen, 30: N. Printz 2 Wochen alt.

Oktober. 2: Katharina N. 30, verh., 2: Martin Shentzl 5, 4: Georg Wiskj 15, 4: N. Ellenbach 10, 4: Maria Gröshl 24, verh., 5: Maria Stentzl 33, verh., 6: Michael Gießer 5, 7: Therese N. 8. 13: Elias Hershitz, Pfarrer von Weindorf 30, 14: Christian Wiskj 50, verh., 18: Lorenz Gröshl 50, verh., 19: Jeremias Shentzl 35, verh., 21: Thomas Gruber 7, 22: Maria N. 30, verh., 22: Johann Folat 16, 23: Martin Mayer, Hirt 60, 25: Katharina Gröshl 4, 25: Katharina Keller 6, 26: Johann Gruber 5.

November. 1: Gottlieb Shreüer 3, 1: Balthasar Shreüer 30, verh., 3: Katharina Schneider 9, 11: Martin Folat 40, verh., 17: Eva Shneider 5, 17: Maria Shneider 7.

„Atque hi sunt, quos Pestis absorpsit; quorum animae, omniumque Fidelium defectorum per misericordiam Dei requiescant in pace. Amen.

Sed magis experta est Üröm crudelia fata Pestis, prout series haec tibi cuncta dabit.

Series demortuorum saeviente peste in Üröm sub Rndo Dno Elia Hershitz Parocho ubi etiam prius, quam in Veindorf initium sumpsit, utpotè“:

Mai. 2: Cäcilia Krempelhuber 26, verh., 2: Paul Ofner 6, 4: Anna Maria Fogl 13, 7: Jakob Krempelhuber 32, verh., 8: Wwe Eva Wachtmaister 57, 8: Eva Wachtmaister 21, ledig, 9: Michael Türk 46, verh., 10: Wwe Maria Landtaller 65, 10: Barbara Majling 23, verh., 11: Stefan Mór 6, 11: Elisabeth N. 18, verh., 13: Elisabeth Mohr 28, verh., 13: Maria Ofner 32, verh., 13: Paul Ofner 5, 13: Barbara Ofner 3, 15: Lorenz Mohr 30, verh., 16: Justine Nieder 34, verh., 16: Wwe Magdalene N. 58, 16: Gottlieb Fogl 5, 16: Witwer Matthias Perger 60, 16: Witwer Matthias Per 60, 16: Peter Fogl 8, 19: Maria Anna Fogl 6, 19: Paul Fogl 41, verh., 19: Anna Maria Nieder 1, 19: Elisabeth Shieszl 23, verh., 20: Maria Anna Mayling 13, 21: Josef Schmid 17, ledig, 21: Nikolaus Fogl  $1\frac{1}{2}$ , 22: Apollonia Mayling 9, 22: Eva Mayling 17, ledig, 22: Matthias Platzer 15, 22: Elisabeth Platzer 13, 22: Martin Mayling 8, 23: Susanna Krempelhuber 34, verh., 23: Sylvester N. 18, ledig, 23: Leopold Holtzer 18, ledig, 23: Rosina Türk 6, 23: Jakob Krempelhuber 31, verh., 27: Magdalene Germ 6, 27: Barbara Lintnmajer 25, verh., 27: Balthasar Lederer 52, verh., 27: N. Höltzl  $\frac{1}{2}$ , 28: Josef Mayling 47, verh., 29: Frau Szedlak 46, verh., 29: Gertrud N.  $1\frac{1}{2}$ , 29: N. Knodner, Kind, 29: N. Niederer, Kind, 29: Johann Mayling, 31: Johanna Fogl 28, verh.

Juni. 1: Jakob Germ 59, verh., 1: Maria Germ 18, ledig, 1: Witwer Georg Kampner 58, 1: Georg Ankermajer 43, verh., 1: Witwer Lorenz Turner 70, 1: Witwer Wolfgang Krempelhuber 54, 2: Michael Höltzl 32, verh., 2: Stefan Fohnhofer 38, verh., 2: Wwe Katharina Kemptner 51, 2: Paul Aringer 25, verh., 5: Wwe Maria Klara Aringer 24, 5: Thomas Sharer 12, 6: N. Szedlak 17, Jüngling, 6: N. Knodner, 7: Maria Anna Fohnhofer 38, verh., 9: Anna Rufer 31, verh. 11: N. Szedlak 13, Jüngling, 11: Anna Maria Knodner 29, verh., 13: Wwe Maria Neübauer 60, 13: Josef Germ 11, 14: Samuel Shiferer 27, verh., 14: Leopold Germ 16, 15: Eva Turner,

17: Blasius Fohnhofer 42, verh., 19: Wwe Katharina Shifer 40, 22: N. Neubauer 8, Mädchen, 29: Georg Knodner 35, verh., 29: N. Shiferer 2, Knabe.

Juli. 1: Gottlieb 14, „famulus“, 7: Katharina Waller 42, verh., 7: Georg Bamberger 43, verh., 7: Matthias Holtzer 8, 8: N. Hölztl 1, Knabe, 9: Katharina Hölztl 37, verh., 9: Anna Lix 38, verh., 18: Wwe Ursula Preml 60, 22: Matthias Shieszl 27, verh., 24: Wwe Barbara Wild 62.

August. 9: Anton Mayer 14, 9: Paul Lintnmajer ½, 14: N. Fogl 5, Knabe, 16: N. Preml 42, verh. Mann.

September. 1: Barbara Bamberger 39, verh., 12: Paul Kufer 30, verh., 12: Bartholomäus Aringer 22, verh., 20: Anton Hartl 45, verh.

Oktober. 17: Martin Fux 44, verh., 31: Frau Fröling 40, verh.

„Isthic saeva lues cessavit qvatore; nunquam Ah utinam ad nostras illa rediret oras.“

## Z s á m b é k

1739

Nomina Mortuorum Tempore Pestis<sup>106</sup>).

	Viri	Uxores	Adulti		Infantes		Viri	Uxores	Adulti		Infantes	
			Mares	Foeminae					Mares	Foeminae		
Apud D.												
Franciscum Szabo . . . . .	—	—	1	—	1	Szecsej György . . . . .	—	—	—	—	1	1
„Ejusdem opilionem . . . . .	—	—	1	1	5	János Kovács . . . . .	—	—	—	—	1	—
Rác Martin . . . . .	2	—	1	—	3	Kecskés János . . . . .	—	—	—	—	1	—
Pesty Jánosin . . . . .	—	1	—	—	—	Opilio Dominalis . . . . .	1	1	2	—	—	4
Szabó Ferencz vini- cola . . . . .	1	—	—	—	—	Adam Schmidt . . . . .	1	1	1	1	—	2
Pállinkás Ferencz . . . . .	—	1	—	2	1	Joann Bruñer . . . . .	—	—	—	—	1	3
Bakás István . . . . .	—	1	—	—	4	Joann Spihlmonn . . . . .	1	—	—	—	1	1
Györmester Tokács . . . . .	—	1	—	—	3	Joann Schörger . . . . .	1	—	—	—	1	1
Kapus András . . . . .	—	1	—	—	1	Andreas Tüll . . . . .	—	1	—	—	1	—
Szabó Mátyás . . . . .	—	—	1	—	1	Georg Bachmonn . . . . .	—	—	—	1	—	1
Kovács Márton . . . . .	—	—	—	1	—	Michl Tüll . . . . .	—	1	—	—	1	2
Szabo Márton . . . . .	1	1	—	1	2	Georg Czib . . . . .	—	1	1	—	—	—
Batantjus . . . . .	—	—	—	—	1	Joann Lampert . . . . .	1	1	—	—	—	1
Nicolaus Rusth . . . . .	—	—	—	—	1	Joann Heidelbach . . . . .	1	1	—	—	—	—
Andreas Jungblut . . . . .	1	—	1	—	2	Joann Kimel . . . . .	—	—	—	—	—	1
Sáss Páll . . . . .	—	1	—	—	2	Conradus Junglasz . . . . .	—	1	—	—	—	3
Németh István junior . . . . .	1	1	—	—	1	Joann Müller . . . . .	1	—	—	—	—	2
Kozma András . . . . .	—	—	—	—	2	Adam Waichandt . . . . .	—	—	—	—	1	2
Vitáros Görgöl . . . . .	—	—	—	—	1	Joann Heidelbach sen. . . . .	1	1	—	1	—	—
Alberth András . . . . .	1	—	—	3	1	Conrad Herl . . . . .	2	2	—	1	1	—
Németh István se- nior . . . . .	1	—	2	2	1	Joann Kimel sartor . . . . .	2	1	—	—	—	—
						Joann Techer . . . . .	—	1	—	—	—	1
						Joann Sprung . . . . .	1	1	—	—	—	2
						Joann Römer . . . . .	1	1	—	—	—	3

<sup>106</sup>) Dem ersten Sterbebuch beigeheftetes Verzeichnis (Mtricula Defunctorum 1719—1826).





Collatio

Sunt igitur mortui:

Ex Viris	133
„ Uxoribus	128
„ Adultioribus Maribus	53
„ „ Foeminis	64
„ Junioribus Maribus	56
„ „ Foeminis	55
„ Infantibus	334
In Summa Summarum	823 Personae

Requiescant in Seta Pace Amen

Et avertant superi futurum flagellum

Item Conrath Junglasz

Jacob Oster

Peter Müller

Joann Szauterin

Molitor Dnalis

His additis erit Summa 138

Universalis ergo Sa: 828

„Demum grassante hac peste vitam pro animabus sibi concreditis posuerunt duo Administratores videlicet in Junio 29. V. P. Capistranus O. S. Fr. Ex Cventu Budensi in Arce, sepultus est in Coemeterio Pestiferorum. In Decembri 13. V. P. Volfgangus O. S. Francisci, ex eodem Conventu et in eodem Coemeterio sepultus quiescit<sup>107</sup>).“

<sup>107</sup>) Eintragung im ersten Sterbebuch. — FRANZ JAKOB SCHILLINGER, Pfarrer von Zsám-bék, schrieb ein Büchlein unter dem Titel: Instructio practica de officio Parochorum pro tempore pestis. Als dann 1739 die Pest auch in seiner Gemeinde ausbrach, überließ er die Seelsorge den oberwähnten Patres KAPISTRAN und WOLFGANG; er verließ den Ort. S. NYIRÁK, Memoriale, S. 22.

# Der westukrainische Stamm der Lemken

Von MYKOLA ANDRUSJAK (Berlin)

## 1. Die Grenzen des Lemkengebietes

Die Lemken sind ein ukrainischer Stamm, der den Gebirgskamm von den Karpaten im Südosten des General-Gouvernements und im Nordosten der Slowakei bewohnt. Man kann die östliche Grenze des General-Gouvernements am Sanfluß von seinen Quellen bei Sjanky bis zur Stadt Sanok, ebenso wie die slowakische Ostgrenze ostwärts von Telepivci—Pčolyne—Pichne für die lemukische östliche Stammesgrenze halten, obgleich den Sprachforschungen gemäß die lemukische Mundart im Norden des Sanflusses nur zwischen Sanok und Solyna und südwärts bis zu seinem Zufluß Solynka, dagegen am Südkarpatenabhänge den linken Nebenfluß von Laboreć Cioka erreicht. Es ist nur die annähernde von Professor Dr. J. ZILYNŠKYJ<sup>1)</sup> angegebene Grenze zwischen der bojkischen und lemukischen Mundart. In seiner früheren Arbeit<sup>2)</sup> wies derselbe Sprachforscher auf den Sanzufluß Oslawa im Norden, zugleich auf Laboreć im Süden als die bojkisch-lemukische Mundartgrenze hin. Andere Forscher nehmen andere Ostgrenzen der Lemken an<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> J. ZILYNŠKYJ, Hranyci bojkivškocho hovoru (Die Grenzen der bojkischen Mundart), Sonderabdruck aus Litopys Bojkivščyny (Jahrbuch des Bojkengebietes), Bd. 10, Sambir 1938.

<sup>2)</sup> Ders., Proba uporjadkovannja ukrajinskych hovoriv (Der Versuch des Ordneus der ukrainischen Mundarten) in Mitteilungen der Šewčenko-Gesellschaft der Wissenschaften, Lemberg 1914, Bd. 117/118.

<sup>3)</sup> So z. B. STIEBER (Wschodnia granica Łemków [Ostgrenze der Lemken] in Sprawozdania Polskiej Akademii Umiejętności, Bd. 40, Krakau 1935): Die Grenzlinie der Örtlichkeiten Wyslok Wyžnyj—Bukiwsko—Sbojiska—Nowosilei im Norden; Laboreć zwischen Mežylaboreć und Hraboweć im Süden; A. KNJAŽYNSKYJ, Meži Bojkivščyny (Die Grenzen des Bojkengebietes) in Litopys Bojkivščyny, Bd. I, Sambir 1931: Laboreć—Oslawa und rechts vom San bis zu den Dörfern Woloska- und Silna-Tyrjawa; J. FALKOWSKI und B. PASZNYCKI, Na pograniczu łemkowsko-bojkowskiem (An dem lemukisch-bojkischen Grenzstrich), Lemberg 1935: Nowosilei—Sanok—San bis zum Dorf Solyna, davon links vom Solynka, so daß die Mundartgrenze bei Dowžyci hinübergeht, in der Nähe von Dowžyci streckt sie sich ostwärts bis Wolosate an der karpaten-ukrainischen Grenze. Die lemukisch-bojkische Mundartgrenze in der Karpatenukraine berührt Falkowski in seiner Arbeit nicht. R. REINFUSS, Etnograficzne granice Łemkowszczyzny (Die ethnographischen Grenzen des Lemkengebietes) in Ziemia, Krakau 1936: Südwärts von Rymaniw beginnt die Abgrenzung der Lemken von anderen Ukrainern und erstreckt sich nach seiner Meinung in der Richtung Bukiwsko—Pryslip bis in die Nähe der gegenwärtigen slowakisch-ungarischen Grenze. Zuletzt H. NAKONETSCHNA-J. RUDNYČKYJ, Ukrainische Mundarten — Südkarpato-ukrainisch-lemukisch, boj.

Im General-Gouvernement bezeichnet man mit der Benennung „das Lemkengebiet“ im allgemeinen nicht nur den bojkischen Landstrich links des Sans von seinen Quellen bis zum Dorf Solynka, sondern auch den nördlichen Teil des Kreises Sanok, ebenso wie auch die Insel mit ukrainischer Bevölkerung an der Grenze der Bezirke von Krossen (Krosno, Korosno) und Reichshof (Rzeszów, Rjaschiw), obwohl diese Ukrainer sich der lem-kischen Mundartsprache nicht bedienen. Richtig werden allgemein alle ukrainischen Sprachinseln in der Slowakei den Lemken zugerechnet, weil dort verschiedene Arten der ukrainisch-slowakischen Übergangssprache angewandt werden, ebenso wie die lem-kische Mundart im allgemeinen als die ukrainisch-slowakische Übergangssprache angesehen wird. Im ganzen bildet das Lemkengebiet einen ukrainischen Sprachkeil zwischen dem polnischen im Norden und dem slowakischen Sprachgebiet im Süden. Im Westen kommen die Lemken mit den Goralen zusammen.

Die Grenze des so vergrößerten Lemkengebietes kann man vom Dorf Harta im Norden des Sanoker Kreises über Uljanycja — Luna — Hlidno — Izdebky — Prysitnycja — Humnyska bei Bereziw (ehemalige Bezirksstadt Brzozów) — Hirky — Jacmir — Bosko — Synjawa — Hlubokey bei Rymaniv (Rymanów) — Voltušova — Došno — Balutjanka — Zavadka Rymanivska — Terstjana (südlich von Dukla) — Horova-Myscova — Kuny — Samokljasky — Perehrymka — Klopitnycja — Volja Ceklynka — Bodnarka — Rozdilja — Velyka und Mala Macyna — Ropycja Ruška — Rychvald — Biljanka — Dolyny — Losje — Vafka Bilcareva — Bohuša — Koroleva Ruška — Rybeň — Čačiv — Barnoveč — Velyka Verhomlja bis Zubryk an der slowakischen Grenze führen. Außerdem gibt es zwei ukrainische Sprachinseln im nördlichen Teil des Krossenbezirks, und zwar: Voroblyk Korolivskyj und Šljachečkyj — Zmyslivka — Ladzyn und Čortoriky — Krasna (Korostenka) — Ljutča — Žyzniv — Bonarivka — Hodova — Berežanka — Vysoka — Oparivka — Petruša Volja — Ripnyk — Vanivka und Bratkivka, die teils zum Krossen-, teils zum Rzeszów-Bezirk gehören. Der aus Korostenka (Krasna) stammende ukrainische Sprachforscher Professor Dr. IVAN ZILYNŠKYJ gibt an, daß die ukrainische Bevölkerung dieser Sprachinsel „Zamišanci“ (Samischanzi) genannt wird<sup>4</sup>), was Vermenger bedeutet, weil die Ukrainer inmitten der Polen vermischt werden. In der Tat liegen aber die oben erwähnten Dörfer an der Grenze des ehemaligen reußischen Staates<sup>5</sup>). Links des Popradflusses gibt es im Westen vier ukrainische Dör-

kisch und huzulisch, Berlin-Leipzig 1940: Von Sanok—San—Solynka—Ciroka, so daß ein kleiner Landstrich rechts von Giroka in der Ungarn angegliederten Karpatenukraine hinzuzurechnen ist.

<sup>4</sup>) J. ZILYNŠKYJ, Proba uporjadkovannja ukr. hovoriv, Mitteilungen der Šewčenko-Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. 117/118.

<sup>5</sup>) Vgl. die Grenze zwischen Rotreußen und Kleinpolen bei K. LÜCK, Deutsche

fer: Čorna-Voda, Bila-Voda, Javirky und Šlachtova, die von dem Lemkengebiet im General-Gouvernement abgesondert sind, aber an das ukrainische Volksgebiet in der Slowakei anschließen.

Das ukrainische Lemkengebiet in der Slowakei beginnt im Westen vom Dorfe Velykyj Lypnyk, südwärts von dem oben erwähnten Dorfe Šlachtova im General-Gouvernement. Westwärts aber von Velykyj Lypnyk liegt die ukrainische Sprachinsel Osturňa (Osthorn), ein Dorf an der Grenze der Slowakei und des General-Gouvernements<sup>6)</sup>. Die rein lemckischen Siedlungen sind im Westen mit der Linie Velykyj Lypnyk — Folvark — Kamjanka — Orjabyna (Jarembyna) — Matyšova — Ujak — Plaveč — Šambron — Jakubjany — Hodermark — Torysky begrenzt; aber zwischen derselben Grenzlinie bildet der Umkreis von Alt-Lublau (Stara Lubovňa) am Poprad eine Insel mit gemischter ukrainisch-slowakischer Bevölkerung, deren wesentliche Grenzsiedlungen Gňazda, Forgasy, Nyžni-Ružbachy, Toporeč, Podolyncé, Lomnyčka, Jurške und Majorka bei Hodermark sind. Am oberen Flußlauf der Toryssa befindet sich eine ukrainische Sprachhalbinsel. Ihre Grenzsiedlungen im Süden sind: die oben erwähnten Torysky, Nyžni-Repaši und Olšavyca; das kleine griechisch-katholische Dörflein südwärts von Olšavyca ist — wie es der polnische Sprachforscher ZDZISŁAW STIEBER<sup>7)</sup> angibt, slowakisiert; die Siedlungen Brutivci, Pavlany, Vyšni-Repaši und Zavada haben die ukrainische Bevölkerung in der Minderheit. Dagegen gibt es noch weiter südwärts, rechts des Flusses Hernad, einige ukrainische Siedlunginseln, und zwar: westwärts von Göllnitz (Gelnica) die Dörfer: Hel'cmanivci, Slovinky, Porač und Zavadka, in der Minderheit Zakarivci, Huta, Prakivci, Koterbachy und Vondryšel; ostwärts von Göllnitz das ukrainische Dorf Kojšiv; in südwestlicher Richtung, gänzlich vom geschlossenen Volksboden abgesondert, liegen die ukrainischen Dörfer Uhorna und Pača an der Grenze der ehemaligen Komitate von Zips und Gömör bei den Quellen des Flusses Salo (Slana, Sajo), im Südwesten von der Stadt Schmöllnitz (Smolnik). Westwärts von Kaschau in dem am 2. November 1938 an Ungarn angeschlossenen Gebiete liegt das ukrainische Dorf Hačava; auch südwärts von Kaschau befindet sich die ukrainische Bevölkerung in der Minderheit, und zwar in den Dörfern: Sokolany, Hyniv, Belža, Sena, Nehneč und Myhleč. Die östliche Grenzsiedlung der ukrainischen Sprachinsel am oberen Toryssa ist Špelbach (Schpelbach), nordwärts von Brutivci. Beim Dorf Bajeroveč schließt sich dieselbe

---

Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens, Plauen i. Vogtland 1934, S. 112, 113 (Karte).

<sup>6)</sup> Osthorn wird von R. F. KAINDL (Geschichte der Deutschen in den Karpatenländern, Gotha 1937, II, S. 168) erwähnt.

<sup>7)</sup> ZDZISŁAW STIEBER, Skład etniczny Słowacji (Der ethnische Bestand der Slowakei) in: Sprawy Narodowościowe. Warschau 1937, Nr. 6, S. 604.



# Die LEMKEN

MASSTAB 1:1,600.000

- Die Sprachgrenze der Ukrainer in Mehrheit
- in Minderheit
- Reinfuss
- Stieber
- Zilyńskij
- ▤▤▤▤▤ Das ukrainische Sprachgebiet
- ▤▤▤▤▤ in Minderheit
- ▤▤▤▤▤ Knjažynskij
- ▤▤▤▤▤ Falkovski
- ▤▤▤▤▤ Rudnyčkij
- Staatsgrenze
- ▤▤▤▤▤ Die gemischten ukr.-slov und ukr.-pol. Sprachstriche

Sprachhalbinsel an das lemckische Stammesgebiet an. Ostwärts von Bajeroveč sind folgende Randsiedlungen des rein lemckischen Sprachgebietes: Puste-Pole bei der Eisenbahnlinie Neu-Sandez—Eperies (Prjašiv), Kyjiv, Lucyna, Jakovjany und Šoma nordwärts von Sabiniv. Aber der gemischte ukrainisch-slowakische Landstrich umfaßt das linke Ufer von Toryssa, im Dorfe Dačiv auch das rechte. Außer in Dačiv wohnen die Lemken in Kryvjany, Kamenyčá, Lučka, Červenyci, Nova-Veš, Sabiniv und Jakubovjany. Westlich von Sabiniv liegt die ukrainische Sprachinsel Renčyšiv und Lačniv. Östlich von Sabiniv kann man zwei slowakisch-ukrainische Sprachgrenzlinien führen: die eine grenzt an das lemckische Kerngebiet, mit den gemischten ukrainisch-slowakischen Sprachinseln inmitten, die andere Grenzlinie teilt das gemischte ukrainisch-slowakische Gebiet mit den rein ukrainischen Sprachinseln inmitten von dem rein slowakischen Sprachgebiet ab. Die erste Grenzlinie wird in östlicher Richtung durch die Örtlichkeiten: Šoma, Hradysko, Žatkivci gebildet, nordwärts durch Zavadka, Ambrušivei, Kryža, Bohlarka, Kryva, Tarniv und Gaboltiv, davon ostwärts durch Nyžnij Tvarožeč, Stebnyk, Komloša und Jedlinka, davon in südöstlicher Richtung durch Niklova, davon in südwestlicher Richtung durch Cyhla, Čarno und Andrejova, davon die Serpentinien in südöstlicher Richtung durch Biloveža, Kurymka, Cerkyna, Ortutova, Šašova, Kožany, Štefuriv, Valkivci, Soboš, Mativci, Fijaš bei Giraltivci, Kobylnci, Vlač, Djurdoš, Prosačiv, Remenyny und Lepkivci, davon in nordöstlicher Richtung durch Detryk, Valkiv, Bžany, Turjany, Tokajik, Vyžnij Hraboveč, Piskorivei und Rohožnyk, davon ostwärts durch Ruška-Kajňa, Zbudškyj-Berestiv, Zbudškyj-Rokytiv und Papyn, zuletzt etwas südwärts durch Maškivci und ostwärts durch Zubne und Pychne an der slowakisch-ungarischen Grenze nordwärts von Snyňa (Snina). Inmitten des gemäß der oben angeführten Linie abgegrenzten Lemckengebietes gibt es eine größere slowakisch-ukrainisch gemischte Sprachinsel in der Umgegend von Stropkiv<sup>8)</sup>, und zwar: Stročyn, Mistysko, Čaplyn, Tysyneč, Bokša, Stropkiv, Sytnyk, Šandal, Radoma, Okruhla und Berežnyňa. Die Grenze zwischen dem gemischten slowakisch-ukrainischen und dem rein slowakischen Sprachgebiet beginnt ostwärts von Žatkivci und läuft zuerst in südöstlicher Richtung bis zum Hažhut, dann kehrt sie nach Südwesten um und führt durch Fuljanka, Fyntyči, Dubrava, Šaryš, Dolina, Buzkiv, Žypiv, Klembarok und Myklušivei, davon ostwärts bis zu Ruški-Pekljanj, Bretejivci, Budymyr und Vajkivci bis zur ungarischen Grenze. In diesem slowakisch-ukrainischen Gebiete sind die Siedlungen mit ukrainischer Mehrheit wie Myklušivei im Südwesten von Eperies (Prjašiv), Rešiv und Nyžna Volja, im Südosten von Bar-

<sup>8)</sup> Vgl. bei STIEBER a. a. O. S. 606.

dijiv, Banské, Juzkova Volja und Ruškyj-Kazymyr im Umkreis von Vraniv<sup>9)</sup>.

Insgesamt beträgt die Zahl der Lemken nach ukrainischer Auffassung in der Slowakei 200 000; die slowakische Statistik gibt 70 000 an<sup>10)</sup>. Im Krakauer Distrikt des General-Gouvernements gibt es den neueren statistischen Angaben nach 250 000 Lemken<sup>11)</sup>; ebensoviel lemckische Einwanderer leben in Amerika (Kanada, Vereinigte Staaten und Brasilien); in Jugoslawien ungefähr 50 000<sup>12)</sup>.

## 2. Die historische und sprachliche Durchforschung der Lemken

Die bisherigen Forschungsarbeiten betreffen vor allem die Fragen der Abstammung der Lemken, ihre Ansiedlungszeit, ihre Spracheigentümlichkeiten, zugleich ihre Beziehungen zum ukrainischen Mutterstamm sowie zu den Nachbarvölkern (Slowaken und Polen), ferner ihre wirtschaftlichen, kulturellen, politischen und statistischen Verhältnisse. Manche von diesen Problemen werden im Zusammenhang mit denen aller ukrainischen Volksstämme im Karpatengebiet erörtert; vor allem die Frage der Abstammung und der Ansiedlungsperiode der karpato-ukrainischen Bevölkerung.

Bis jetzt ist die Streitfrage noch vorhanden, ob die Ukrainer sich südwärts der Karpaten in der Zeit vor oder nach dem Eindringen der Madjaren in der Donauebene angesiedelt haben. Der tschechische Erforscher des slawischen Altertums LUBOR NIEDERLE<sup>13)</sup> hat die bisherigen Ergebnisse zusammengestellt und versucht, sich ergebende Streitfragen zu analysieren.

Eine Gruppe der Forscher (N. NADEZDIN, A. KOČUBINSKIJ, V. VASILEVSKIJ, K. GROT, J. HOLOVACKIJ, N. BARSOV, J. PIČ und J. FILEVIČ) stellte fest, die Karpatengebiete wären zum mindesten die Wiege der Ostslawen, und infolgedessen sei die ostslawische Bevölkerung am südlichen

<sup>9)</sup> STIEBER op. cit. S. 604 und JAN REYCHMAN, Pogranicze etniczne slowacko-ruskie (Das ethnische, slowakisch-ukrainische Grenzgebiet), Sprawy Narodowościowe, 1938, Nr. 6, S. 590, 591. Über Falkušivei, Nyžni-Petrivci und viele andere Siedlungen in der Umgegend von Mychajlivei vgl. REYCHMANN a. a. O. S. 591 und 620 (Sprachkarte der Ostslowakei von BOGDAN ZABORSKI).

<sup>10)</sup> A. ISBERT, Die Slowakei, Volk und Reich. Berlin 1940, Heft 9, S. 589; FR. RIEDL (ebenda S. 643) gibt die Zahl von 90 000 an.

<sup>11)</sup> P. H. SERAPHIM, Das deutsche General-Gouvernement. Deutsche Monatshefte, 1940, Jg. 7 (17), Heft 5/6, S. 181.

<sup>12)</sup> J. TARNOVYČ, Iljustrovana istorija Lemkivščyny (Die illustrierte Geschichte des Lemkengebietes). Lemberg 1936, S. 26—28.

<sup>13)</sup> LUBOR NIEDERLE, Původ a počátky Slovanů východních (Die Herkunft und der Ursprung der Ostslawen). Slovanské Starožitnosti, Bd. IV, Prag 1924, S. 162—172, und Počátky slovanského osídlení v Podkarpatské Rusi (Die Anfänge der slawischen Ansiedlung in der Karpatenukraine) in Národopisný Věstník Československý, XXIV, Nr. 1—2, S. 39—41.

Bergabhänge der Karpaten uralte. Als Beweis führten diese Forscher an, daß bei vielen Ortsbenennungen im Donautal und Karpatengebirge der Name „Ruś“ in seinen verschiedenen Abänderungen häufig vorkomme. Die andere Gruppe der Forscher (A. KUNIK, D. ILOVAJSKIJ, D. BAHALIJ, M. SOBOLEVSKIJ und A. PETROV) nimmt an, daß die ostslawischen Stämme erst im 11.—12. Jh. unter dem Druck der Petschenegen, eines Nomadenvolkes, das im 11. Jh. in die ukrainischen Steppen eingedrungen ist, sich in der Theißebene Zufluchtsstätten gesucht haben. A. HODYNKA und A. BONKALO gehen noch weiter; sie legen die reußische (ostslawische) Ansiedlung in der Karpatenukraine auf das 13. bis 14. Jh. fest.

Niederle gesellt sich der ersten Gruppe zu; er stellt auf Grund der archäologischen Ausgrabungen fest, daß bereits 1000 Jahre v. Chr. die Querwege in den Karpaten vom Norden herab in die Theißebene in den Flußtälern vorhanden waren. Aus dem gleichen Grunde lehnt er das Gutachten mancher Forscher über die Undurchdringlichkeit der dichten karpatischen Urwälder bis zum 13. Jh. ab. Dabei verweist er auf die Erwähnung des Sohnes des ungarischen Königs STEFAN HEINRICH, der „Dux Ruizorum“ genannt wird, in den Annalen von Hildesheim. Der bedeutendste Vertreter der widersprechenden Anschauungen, der russische Geschichtsforscher der Karpaten-Ukraine ALEXEJ PETROV<sup>14)</sup> behauptet dagegen, die Grenze zwischen Ungarn und den Nachbarstaaten in den Karpaten würde während der ersten Jahrhunderte der Existenz der Madjaren im Donautal nicht durch eine Linie, sondern durch den einige zehn Kilometer breiten Streifen dichter Urwälder gebildet. Diese Meinung wird von dem polnischen Geschichtsschreiber W. SEMKOWICZ<sup>15)</sup> übernommen. Im 12. Jh. war die Bevölkerung in diesem Streifen sehr spärlich; sie bestand nur aus Hirten und Jägern. Erst am Rande dieses Waldstreifens erhoben sich die königlichen Burgen. Derselbe Forscher betont auf das bestimmteste, es gäbe keinerlei Spuren oder Erwähnungen irgendwelcher Art in den historischen Quellen von einer massenhaften Ansiedlung der Reußen südwärts der Karpaten, sondern im Lauf einiger Jahrhunderte sei das reußische Element allmählich in die Theißebene eingewandert. Er setzt die Möglichkeit voraus, daß die ostslawischen Stämme sich schon im 7. bis 8. Jh. südwärts der Karpaten ansiedelten, aber er schließt aus, daß es sich um Reußen handelte, weil der Name „Ruś“ (Riuzen, Reußen) sich sehr allmählich in den Volksmassen

<sup>14)</sup> ALEXEJ PETROV, *Drevnějšija gramoty po istorii Karpatorusskoj cerkvi i jerarchii* (Die altertümlichen Urkunden zur Geschichte der karpaten-reußischen Kirche und Hierarchie). Prag 1930, S. IX, 6—17.

<sup>15)</sup> W. SEMKOWICZ, *Geograficzne podstawy Polski Chrobrego* (Die geographischen Grundlagen Polens zur Zeit Boleslaus I. des Tapferen) in *Kwartalnik Historyczny*, Jg. XXXIX, Heft 2, Lemberg 1925, S. 286, 287.

von dem Kyjiwer reußischen Zentrum aus verbreitet habe und erst im 12.—13. Jh. zur Karpatenukraine gelangt sei. Er schließt sich der Meinung des russischen Slawisten A. SOBOLEVSKIJ<sup>16)</sup> an, der auf Grund der Sprachforschungen die Anfänge der reußischen Besiedlung ins 12. Jh. legt. Seiner Auffassung nach wurden zuerst die am Südfuße der Karpaten gelegenen breiten Flußebenen von reußischen Elementen besiedelt. Später, im 16. bis 18. Jh., fand die Besiedlung des waldreichen Karpatengebirges statt<sup>17)</sup>.

Wir fügen noch andere Forschungen hinzu. Aus den Fluß- und Siedlungsbenennungen folgert der madjarische Forscher J. MELICH<sup>18)</sup>, daß die Madjaren auf die Siedlungen der Südslawen in dem Raum von Srem bis zu den Ostkarpaten gestoßen sind. Die Sprache jener südslawischen Stämme klang an die ostserbische oder westbulgarische Sprache an. Seiner Meinung nach haben sich die Ostslawen erst im 11.—12. und hauptsächlich im 13. Jh. am südlichen Karpatenfuße angesiedelt. Dagegen hielt es der tschechische Historiker WENZESLAUS CHALOUPECKÝ<sup>19)</sup> für gegeben, daß das reußische Element schon gegen Ende des 11. und zu Beginn des 12. Jh.s bis in die Tiefe der Gebirgsketten Tatra-Fatra-Matra gelangt ist. Die beiden Auffassungen kann man in Übereinstimmung bringen, weil die südslawischen und ostslawischen Stämme im Gebiet des oberen Theißes untereinander verschmolzen sind. Auf diese Stammverschmelzung ist schon im 11. Jh. die Bezeichnung „Riuzen“ (Reußen) angewandt worden. Es stimmt mit den Forschungserfolgen des Moskauer Gelehrten THEODOR KORŠ<sup>20)</sup>, der auf die Sprachähnlichkeiten zwischen dem ukrainischen und dem serbischen hinweist, überein. Ein derartiges Verhältnis stellt der polnische Sprachforscher ZDZI-

<sup>16)</sup> A. SOBOLEVSKIJ, Kak davno ruskije život v Karpatach i za Karpatami (Wie lange wohnen die Reußen in und hinter den Karpaten), Živaja Starina, IV, 524—526.

<sup>17)</sup> A. PETROV, Kdy vznikly ruské osady na uherské dolní zemi a vůbec za Karpaty (Wann entstanden die reußischen Siedlungen in der ungarischen Ebene bzw. überhaupt hinter den Karpaten), Český Časopis Historický, XXIX, 2—3, S. 413, 414.

<sup>18)</sup> MELICH, A honfoglalás kori Magyarország (Ungarn zur Zeit der Vaterlands-eroberung). Budapest 1925—1929, zitiert auf Grund der Arbeit von J. PANKEVYČ, Ukrajínski hovory Pidkarpatškoji Rusy i sumežnych oblastej (Die ukrainischen Mundarten der Karpatenukraine und der Nachbargebiete). Prag 1938, S. 14—17.

<sup>19)</sup> WENZESLAUS CHALOUPECKÝ, Staré Slovensko (Die altertümliche Slowakei). Bratislava 1923, S. 276; J. PANKEVYČ, Ukrajínski hovory Pidkarpatškoji Rusy i sumežnych oblastej (Die ukrainischen Mundarten der Karpatenukraine und der Nachbargebiete). Prag 1928, Teil I, S. 27.

<sup>20)</sup> THEODOR KORŠ, \* Zur Frage über den Ursprung des ukrainischen Volkstammes. Mitteilungen der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg, 1914, Bd. 117, 118, S. 3—7.

SLAV STIEBER<sup>21)</sup> in Übereinstimmung mit der Vermutung des Slowaken SAMO CZAMBEL, ebenso wie auf Grund der Forschungen des oben genannten Chaloupecký und des niederländischen Slawisten N. VAN WIJK auch im Hinblick auf die slowakische Sprache, die durch eine südwestslawische Mundart beeinflußt worden ist, fest.

Die oben angeführten Meinungen zusammenfassend kann man feststellen, daß vor der madjarischen Einwanderung in die Donauebene die Mundarten der Südslawen sich im Norden bis zum Karpatengebirge erstreckten. Unter den anderen slawischen Stämmen werden die Chorwaten als Bewohner der Nordkarpatengebiete erwähnt. Ein Teil von ihnen hat sich nach der Eroberung der Donauebene durch die Madjaren südwärts begeben; südlich von Ungarn haben dann die Chorwaten ihren Staat (Kroatien) gegründet. Die im Karpatengebiet zurückgebliebenen Chorwaten, von welchen die altreußische Nestorchronik berichtet, sind mit anderen ost- und südslawischen Nachbarstämmen zu einem reußischen (ukrainischen) Volk verschmolzen worden. Schon im Jahre 1031 trug der ungarische Königssohn HEINRICH den Titel „dux Ruizorum“ und im Jahre 1131 gab es in Ungarn eine „Marchia Ruthenorum“. Die Bevölkerung der Karpaten-ukraine wurde dann durch den Zufluß der walachischen Hirten aus Siebenbürgen vergrößert. Die rumänischen Forscher NICOLAS DRAGANU und DUMITRU CRÂNJALĂ<sup>22)</sup> nehmen an, daß dieser Zufluß der walachischen Bevölkerung in die Nordkarpatengebiete vom 9. bis zum 14. Jh. stattgefunden hat. Dagegen bezweifelt dies der madjarische Gelehrte ISTVAN KNIEZSA<sup>23)</sup>. Man kann nur feststellen, daß am Ende des 14. Jh.s der Adel walachischer Herkunft im Ost-Marmaros-Gebiet entstand, aber fast gänzlich slawisiert wurde. Im allgemeinen wurde die walachische Oberschicht noch in Siebenbürgen unter dem bulgarischen Einfluß slawisiert<sup>24)</sup>. Infolgedessen verstärkte dieser Zufluß die ukrainische Bevölkerung. Man kann die Benennung

<sup>21)</sup> ZDZISŁAW STIEBER, Skład etniczny Słowacji (Der ethnische Bestand der Slowakei). Sprawy Narodowościowe. Warschau 1937, Nr. 6, S. 196.

<sup>22)</sup> NICOLAS DRAGANU, Români în veacurile IX—XIV pe baza toponimiei și a onomasticeii (Die Rumänen im 9.—14. Jh. auf Grund der topographischen Benennungen). Bukarest 1935, S. 588, zitiert von J. PANKEVYČ a. a. O. S. 24, und DUMITRU CRÂNJALĂ, Rumunské vlivy v Karpatech (Die rumänischen Einflüsse in den Karpaten). Prag 1938; CRÂNJALĂ gibt eine kritische Analyse der bisherigen Literatur. Auf Grund der von ihm angeführten Quellenzitate kann man die walachische Kolonisation in den Nordkarpaten auf das 12.—13. Jh. festlegen.

<sup>23)</sup> ISTVÁN KNIEZSA, Pseudorumänen in Pannonien und in den Nordkarpaten. Arch. Europae Centro-Orientalis, Bd. I, Budapest 1935, S. 97—220; Bd. II, 1936, S. 84—178.

<sup>24)</sup> D. CRÂNJALĂ a. a. O. S. 465—482.

der karpaten-ukrainischen Bevölkerung an den Flußebenen im Umkreis von Chust (Huszt) und Dolha „Blyachen“<sup>25)</sup> von Walachen ableiten.

Der ukrainische Sprachforscher IVAN PANKEVYČ<sup>26)</sup> gibt an, die subkarpatischen Gegenden seien um das 16. Jh. besiedelt worden. Ostwärts von Ung waren die Ansiedlungen des walachischen und westwärts davon die des deutschen Rechts. Die Angaben von Pankevyč verneinen nicht, daß die reußischen (ukrainischen) und benachbarten ostslawischen Bewohner bereits um die Wende des 11. und 12. Jh.s bis in die Zips, die gegenwärtige Westgrenze des Lemkengebietes, gelangt waren. Diese Ankömmlinge stammten aus dem Kreise von Bihar<sup>27)</sup>, wo die Überreste der ehemaligen südslawischen Bevölkerung sich mit den dorthin ankommenden ostslawischen Stämmen zu einem reußischen Volk verschmolzen haben. Auch der deutsche Forscher der Zipser Vergangenheit, Dr. JOHANN LIPTAK<sup>28)</sup> nimmt an, daß die Ansiedlung der Reußen zum Teil auf die Zeit vor dem Mongolensturm, hauptsächlich aber auf das 13. Jh., zurückgeht. „Unter den Siedlern der Familie Görgey befanden sich auch solche, die aus Ruthenien, das damals zeitweilig zu Ungarn gehörte, hereinkamen und sich größtenteils im Norden und Osten der Zips ansiedelten.“ Aber dieses Zugeständnis läßt einen Zweifel aufkommen, nämlich, ob die erwähnten Siedler aus dem galizischen Reußen, das in den Jahren 1205—1245 von den ungarischen Königen in Anspruch genommen wurde oder aus der den ungarischen Königen vorher und nachher untergeordneten Karpatenukraine stammten. In der Tat wurde die Ansiedlung in der Karpatenukraine durch neuen Zufluß ukrainischer Bauern aus den Tschernyhower, Kyjiwer und Halytscher (galizischen) Gebieten dank dem Fürsten ROSTISLAW MYCHAJLOWYTSCH, der als Statthalter seines Schwiegervaters, des ungarischen Königs Bela IV. in den Jahren 1243—1262 dort regierte, verstärkt<sup>29)</sup>. Einige im 13. und 14. Jh. entstandene Siedlungen des deutschen Rechts in der Zips hatten teilweise schon im dritten Viertel des 13. Jh.s, teils zum Ende des 14. Jh.s dank der sogenannten walachischen Ansiedlung auch ukrainische Bevölkerung<sup>30)</sup>.

<sup>25)</sup> JOSEF BLAU, Landes- und Volkskunde der tschechoslowakischen Republik, 2. Auflage. Reichenberg 1927, S. 259.

<sup>26)</sup> IVAN PANKEVYČ, Ukr. hovory Pidkarp. Rusy, I, S. 19.

<sup>27)</sup> V. CHALOUPECKÝ, Staré Slovensko (Die altertümliche Slowakei). Bratislava 1923, S. 124 und 276. O. MYCJUK, Narysy z socijal'no-hospodaškoji istoriji Pidkarpatskoji Rusy (Die Skizzen aus der sozial-wirtschaftlichen Geschichte der Karpatenukraine). Užhorod 1936, Bd. I, S. 17.

<sup>28)</sup> Dr. JOHANN LIPTAK, Bilder aus der Zipser Vergangenheit. Kesmark 1935, S. 107, 108.

<sup>29)</sup> MYCJUK a. a. O. I, S. 63.

<sup>30)</sup> LIPTAK a. a. O. S. 107, 108.

Der größte Zufluß der walachischen, halbslawisierten Hirten aus Siebenbürgen in die nordkarpatischen Gebiete fand seit der zweiten Hälfte des 14. Jh.s statt<sup>31</sup>). Die ältesten Urkunden zur Ansiedlung der Walachen im Marmarosgebiet bezeugen diese für den Anfang des 14. Jh.s<sup>32</sup>). LIPTAK<sup>33</sup>) stellt fest, daß gegen Ende des 15. Jh.s die walachischen Siedler, die später Ukrainer wurden, an die Stelle der deutschen und slowakischen Einwohner in Jakobsau getreten sind; und im Jahre 1539 die deutschen Einwohner von dem polnischen Grundherrn HIERONIM ŁASKI aus Hodermark vertrieben und statt ihrer Ukrainer und Walachen angesiedelt wurden. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jh.s entstehen die Siedlungen des walachischen Rechts auch im Nordlemkengebiet<sup>34</sup>). Wahrscheinlich seit Ende des 15. Jh.s existierten die lemkeischen Siedlungen westwärts Poprad, Javirky und Šlachtova, die als „walachische“ in Urkunden im Jahre 1581, ebenso wie das unten genannte Ustja-Ruške, feststellbar sind. Es ist aber nicht anzunehmen, daß diese „walachischen“ Dörfer nur von ankommenden „Walachen“, welche zum Teil Ukrainer aus den südwärts der Karpaten liegenden Gebieten waren, besiedelt wurden. Auch die ortsansässigen Ukrainer siedelten sich in den neugegründeten Dörfern des walachischen Rechts an. So hat z. B. das Dorf walachischen Rechts Krynyča (Krynica) im Großgrundbesitz des Krakauer Bistums DANKO VON TYLYČ im Jahre 1547 gegründet und besiedelt<sup>35</sup>). Man kann vermuten, daß im 16. Jh. schon das ganze heutige Lemkengebiet von den Ukrainern (Reußen) bevölkert worden ist, wie wir aus den Werken des kaiserlichen Boten nach Moskau, SIEGMUND HERBERSTEIN, wissen<sup>36</sup>).

<sup>31</sup>) PAŇKEVYČ a. a. O. S. 22—24; MYCJUK a. a. O. I, S. 78, 86.

<sup>32</sup>) Dr. KAREL KADLEC, *Valaši a valašské právo v zemích slovanských a uher-ských* (Die Walachen und das walachische Recht in slawischen und ungarischen Gebieten). Prag 1918, S. 226—232, 254.

<sup>33</sup>) LIPTÁK, wie oben.

<sup>34</sup>) J. TARNOWYČ, *Ijustrovana istorija Lemkivščyny* (Die illustrierte Geschichte des Lemkengebietes). Lemberg 1936, S. 126, erwähnt die Verleihung des „Hodle“-Feldes nordwärts des Lemkengebietes an den Ansiedler LADOMYR VOLOŠYN im Jahre 1377 durch den FÜRSTEN LADISLAUS VON OPPELN. Da ist z. B. das Dorf Odrechowa im Sanokbezirk im Jahre 1440 (Ders. S. 112), das Dorf Zyndranova im Jaslobezirk gegen Ende des 15. Jh.s gegründet worden (*Słownik geograficzny*, Bd. XIV, Warschau 1895, S. 706). Das im Jahre 1504 gegründete Ustja-Ruške hat im Jahre 1512 das walachische Recht erhalten (vgl. die Ortskirchen-chronik [Handschrift], verfaßt von dem griech.-un. Pfarrer M. SOBOLEVŠKYJ).

<sup>35</sup>) *Słownik geogr.*, Bd. III, 1882, S. 514; Bd. XI, 1890, S. 927; Bd. XII, 1892, S. 832; Bd. VI, 1883, S. 754.

<sup>36</sup>) HERBERSTEIN, *Rerum Moscoviticarum Commentarii* (Historiae Ruthenicae Scriptores exteri saeculi XVI, ed. W. STARCZEWSKI, Berlin 1841, Bd. I, S. 4: „Russia montes Sarmaticos haud longe a Cracovia attingit“). Herberstein bekleidete

Die Besiedlung der Karpaten schritt im Verlauf der Flußtäler fort. Der polnische Geschichtsschreiber KARL POTKAŃSKI<sup>37)</sup> nimmt an, daß die Täler des Dunajec und Poprad vom Stamm der Wislanen im 12.—13. Jh. besiedelt worden sind. Aber diese Wislanen haben ihre früheren Siedlungen im Sandomierz-Gebiet noch vor der Verschmelzung ihres Stammes mit dem polnischen Volk verlassen.

Vom Süden entlang der Theißzuflüsse kamen die Reußen und verreißte Walachen. Die andauernden Kriege in Ungarn gegen die Türken im 16.—18. Jh. begünstigten die Besiedlung des Karpatengebirges, da die Menschen sich, um ihres Lebens sicher zu sein, in das walddreiche Gebirge begaben. Nicht nur die Slawen, sondern auch die Madjaren suchten vor den Türken Zuflucht in den Karpaten. Nach dem Jahre 1711 kehrten diese Madjaren in die Donauebene zurück; manche von ihnen blieben inmitten der slawischen Bevölkerung zurück und wurden dann slowakisiert bzw. ukrainisiert. Inzwischen aber gaben verschiedene Umstände Anlaß zu einer Verminderung der Bevölkerung in den lemukischen Karpaten: um die Mitte des 16. Jh.s die Pest, die auch Ende dieses Jahrhunderts, weiter mehrmals im 17. Jh., und zwar in den drei ersten Jahrzehnten, dann 1645 sowie von 1662—1665, wütete. Dann Überfall und Plünderung seitens der Tataren gegen Ende des 16. Jh.s, Überfälle der polnischen Soldatenabteilungen und Raubzüge im 17. Jh., zuletzt die Aufstandskriege der ungarischen Magnaten gegen den Kaiser und im Zusammenhang damit die „Freiheitskriege“ der Bauern: alle diese Ereignisse verminderten die angesessene Bevölkerung und verscheuchten weiteren Zufluß. Erst im zweiten Jahrzehnt des 18. Jh.s änderten sich die Verhältnisse im Lemkengebiet im Sinne einer günstigen sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung<sup>38)</sup>.

Obleich bis zum Jahre 1772 die Staatsgrenze das Lemkengebiet zwischen Österreich und Polen teilte, fand der Bevölkerungsüberschuß des da-

---

zweimal — in den Jahren 1517 und 1525 — einen Botschafterposten in Moskau; sein Werk ist zum erstenmal in Wien 1549 veröffentlicht worden. Ähnlich die Angabe des polnischen Domherrn JAN KRASIŃSKI (KRASIŃSKI, *Polonia-Mizleri de Kolof Historiarum Poloniae et Magni Ducatus Lithuaniae collectio Magna, I, Varsoviae 1761, S. 418*: „Roxolania, quae Carpathios montes non longe ab urbe attingit Cracovia“). — Zum erstenmal ist das zitierte Werk im Jahre 1574 veröffentlicht worden. Beide betonen, daß die Reußen (Ukrainer) in den Karpaten von Krakau nicht weit entfernt wohnen.

<sup>37)</sup> KARL POTKAŃSKI, *Pisma pośmiertne* (Die nachgelassenen Schriften). Bd. II, Krakau 1924, S. 339—345. Dagegen STIEBER (*Ze studiów nad dialektami wschodnio-słowackimi* (Aus den Studien über die ostslowakischen Mundarten), *Lud Słowiański, III, 1, Krakau 1933, S. 148*) hält diese Ansiedler für Polen.

<sup>38)</sup> O. MYCJUK, *Narysy z socijał'no-hospodarskoji istoriji Pidkarpatśko j Rusy*, Bd. II, Prag 1938, S. 16—41.

mals zum polnischen Staate gehörenden Nordlemkengebietes seinen Abfluß in den zu Österreich gehörenden Süden. Zwischen der ukrainischen Bevölkerung beider Karpatenseiten dauerte ein steter Menschenaustausch fort. Bis zum 13. Jh. — wie oben erwähnt — wird die Bevölkerung im Süden durch Zufluß vom Nordosten vergrößert. Später, vom 14. bis zur Mitte des 16. Jh.s drängte sich die südkarpaten-ukrainische Bevölkerung, inzwischen durch Walachenzufluß verstärkt, nordwärts durch. In der zweiten Hälfte des 16. Jh.s begannen die galizischen Lemken wieder, sich inmitten ihrer südlichen Landsleute anzusiedeln, weil sie sich im nordsubkarpatischen Umkreis nicht festsetzen konnten. Jedoch der Zeitraum von 1649—1711 — wie der Geschichtsschreiber der sozialen und wirtschaftlichen Zustände der Karpatenukraine O. MYCJUK ausführt — begünstigte keineswegs den Zufluß der Ansiedler aus Galizien; sie vermochten nur einsame Bergorte zu besiedeln. Erst nach Beendigung des Krieges „für die Freiheit“ setzte sich die Ansiedlung fort. Am Ende des 18. Jh.s siedelten die Ukrainer (Reußen) in dem Territorium, dessen Grenzen von 1773 bis zu den Anfängen des 20. Jh.s unverändert blieben<sup>39)</sup>. Vom Lemkengebiet her (Westkarpatenukraine) sind auch die ukrainischen Ansiedler in Jugoslawien gekommen. Schon im Jahre 1730 sind zwei ukrainische Siedlungen im Batsch-Bodrog-Kreis: Ruskyj Kerestur und Kocur von Auswanderern aus dem Zemplin-Kreis gegründet worden; von diesen breiteten sich die Siedlungen im Batsch-Bodrog-Kreis anfangs des 19. Jh.s aus. Im letzten Viertel des 19. Jh.s begannen die Lemken nach Amerika auszuwandern<sup>40)</sup>.

Die Beziehung der lemckischen Mundart zu der ukrainischen Volkssprache wird neu grundsätzlich von einigen ukrainischen Sprachforschern behandelt<sup>41)</sup>. ZILYNŠKYJ gab eine Zusammenfassung der bisherigen Sprachforschungen. Die Beziehungen derselben Mundart zur slowakischen Sprache

<sup>39)</sup> ALEXEJ PETROV, *Národopisná mapa Uher podle úředního Lexikonu osad z r. 1773* (Die ethnographische Karte Ungarns dem Staatslexikon vom Jahre 1773 gemäß). Prag 1924; STEFAN TOMAŠIVŠKYJ, *Uhorški Rusyny v svitli madjarškoji urjadovoji statystyky* (Die ungarischen Reußen im Lichte der ungarischen Staatsstatistik), *Mitteilungen der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg* 1903, Bd. 56; *Etnografična karta Uhorškoji Rusy* (Die ethnographische Karte des ungarischen Reußens). Petersburg 1910.

<sup>40)</sup> J. BAČYNŠKYJ, *Ukrajínska immigracija v Zjedynenych Deržavach Ameryky* (Die ukrainische Einwanderung in den Vereinigten Staaten von Amerika). Lemberg 1914, S. 86—92; TARNOVYČ a. a. O. S. 175—187.

<sup>41)</sup> JOSYP ŠEMLEJ (*Z badań nad gwarą lemckowską* (Aus den Forschungen der lemckischen Mundart), *Lud Słowiański*. Krakau 1934, Bd. III, Heft 2), Dr. IVAN ZILYNŠKYJ (*Lemkivška hovirka sela Javirok* (Die lemckische Mundart im Dorfe Javirky), *Lud Słowiański*, Krakau 1934, Bd. III, Heft 2) und Dr. IVAN PAŇKEVYČ (*Ukr. hovory Pidkarpatškoji Rusy i sumežnych oblastej*, Prag 1938).

haben eine Bearbeitung nicht nur bei den ukrainischen<sup>42)</sup> und slowakischen<sup>43)</sup> Sprachforschern, sondern auch bei dem norwegischen Slawisten OLAF BROCH<sup>44)</sup>, bei dem niederländischen Forscher N. VAN WIJK<sup>45)</sup> sowie bei dem polnischen Z. STIEBER<sup>46)</sup> erfahren. Stieber bemüht sich, den polnischen Sprachgrund im Westlemkengebiet ohne genügende Grundlage zu beweisen<sup>47)</sup>.

Die Geschichte der Lemken in der Slowakei wird in die oben zitierten Abhandlungen von PETROV und MYCJUK, die die ganze Karpatenukraine berühren, einbezogen. Die bibliographische Übersicht der neueren historischen und geographischen Literatur betr. des Südlemkengebietes findet man in der Arbeit des tschechischen Forschers Dr. GEORG KRAL, Die anthropogeographische Durchforschung der Slowakei und Karpatorußlands in den Jahren 1919—1934. Bratislava 1935. Von den nach dem Jahre 1934 erschienenen wichtigeren Arbeiten kann man aus den Zitaten in den von mir angeführten Werken Kenntnis nehmen. Die vor einigen Jahren geschriebene Geschichte des Lemkengebietes von JULIAN TARNOVYČ, Iljustrovaná istorija

<sup>42)</sup> V. HNATJUK, Rusyny prjašivškoji eparchiji i jich hovory (Die Reußen in der Eperies-Diözese und ihre Mundarten) und Slovaky čy Rusyny (Slowaken oder Reußen) in Mitteilungen der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg 1900, Bd. 35/36; 1901, Bd. 42; J. OHIJENKO, Slovačko-ukrajinská spilnota v lemківskim hovori polovyny XVIII st. (Die slowakisch-ukrainische Gemeinschaft in der lemukischen Mundart von der Mitte des 18. Jh.s), Sbornik Matice Slovenskej. Bratislava 1936, Heft 1.

<sup>43)</sup> J. VIRA, Hlaskosloví osturnského hovoru (Die Lautlehre der Mundart von Osthorn). Sborník Mat. Slov., VIII, 1930, Heft 1.

<sup>44)</sup> OLAF BRÖCH, Zum Kleinrussischen in Ungarn, Archiv für slawische Philologie. Berlin 1895, Bd. 17, und 1896, Bd. 19; Studien von der slowakisch-kleinrussischen Sprachgrenze im östlichen Ungarn. Oslo 1897.

<sup>45)</sup> N. VAN WIJK, Zum Ostslowakischen, Slavia. Prag 1930, IX.

<sup>46)</sup> Z. STIEBER, Wschodnia granica Łemków (Die Ostgrenze der Lemken), Wpływ polski i słowacki na gwara Łemków (Der polnische und slowakische Einfluß auf die lemukische Mundart) in Sprawozdania Polskiej Akademii Umiejętności (Sitzungsberichte der polnischen Akademie der Wissenschaften). Krakau 1935/36, Bd. 40 und 41; Ze studiów nad słowackimi gwarami Spisza (Aus den Studien der slowakischen Mundarten in der Zips); Jeszcze o dialekcie wschodnio-słowackim (Nochmals über die ostslowakische Mundart) und Ze studiów nad dialektami wschodnio-słowackimi (Aus den Studien der ostslowakischen Mundarten) in Lud Słowiański. Krakau 1930, Nr. 1; 1931, Nr. 2; 1933, Bd. III, Nr. 1; Skład etniczny Słowacji (Der ethnische Bestand der Slowakei), Sprawy Narodowościowe. Warschau 1937, Nr. 6.

<sup>47)</sup> Pierwotne osadnictwo Łemkowszczyzny w świetle nazw miejscowych (Die ursprüngliche Besiedlung des Lemkengebietes im Lichte der Ortsbenennungen), Biuletyn Polskiego Towarzystwa Językoznawczego. Krakau 1936, Heft 5. Rez. von J. ŠEMLEJ in Mitteilungen der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften. Lemberg 1937, Bd. 155.

Lemkivščyny, Lemberg 1936, bezieht sich hauptsächlich auf die im General-Gouvernement wohnhaften Lemken. Außerdem haben wir zur Verfügung die im Auftrage der polnischen „Kommission für die wissenschaftlichen Forschungen der Ostgebiete“ von Dr. ROMAN REINFUSS bearbeitete Abhandlung über die Lemken als soziologische Gruppe. Eine Maschinenschrift dieser Abhandlung ist vom polnischen „Organisationsbüro für die wissenschaftlichen Forschungen in den Ostgebieten“ am 3. Mai 1937 „vertraulich“ verteilt worden.

Im allgemeinen bemühte sich Dr. Reinfuß, seine Anschauungen auf Grund der wissenschaftlichen Forschungen zu stützen. Seine Ansichten betreffend der lemckischen Volksangehörigkeit unterscheiden sich von der polnischen öffentlichen Meinung, gemäß welcher die Lemken als ukrainisierter Bruchteil der Polen angesehen werden. Der zufolge dieser Auffassung von dem polnischen Priester CZESŁAW WOJTYNIAK verfaßte Aufsatz „Łemkowszczyzna“ (Das Lemkengebiet) wurde von dem Vizechef des Departements der allgemeinen Anführung des polnischen Kriegsministeriums, Oberstleutnant SADOWSKI, am 12. Juli 1937 an das Innenministerium „vertraulich“ weitergeleitet. Ferner an: das Ministerium für religiöse Bekenntnisse und öffentliche Bildung, die Kreiskorpskommandos in Krakau, Peremyshl (Przemyśl) und Lemberg, das Kriegsinstitut für Wissenschaft und Aufklärung, das Staatsamt für Sporterziehung und Kriegsvorbereitung, die Wojewodschaftsämter in Krakau und Lemberg, die Schulkuratorien in Krakau und Lemberg, die „Kommission für wissenschaftliche Forschungen der Ostgebiete“ in Warschau, die Bezirksstarosten in Neu-Sandez (Nowy-Sanč, Nowy-Sącz), Görlitz (Horlyci, Gorlice), Krossen (Korosno, Krosno), Jaslo, Sanok und Lisko (Lesko), die Schulinspektorate in Neu-Sandez, Görlitz, Jaslo und Sanok, das „Institut für Forschungen der nationalen Fragen“, die „Gesellschaft für die Entwicklung der Ostgebiete“, die „Gesellschaft der Freunde des Huzulenlandes“ und an den „Verband der Gebirgsgebiete“. Die Adressaten sowohl wie der Versender lassen uns wissen, welche polnischen Faktoren sich für die lemckische Frage wegen der Polonisierung dieses ukrainischen Bruchteils interessieren.

Unter den Überbleibseln der Neu-Sandezer Starostereiakten ist eine Maschinenschrift der Abhandlung von Dr. L. WINOWSKI unter dem Titel „Kradzież dusz“ (das Seelenstehlen) aufbewahrt worden. Diese Maschinenschrift der Abhandlung von Winowski wurde von dem Generalsekretär des oben erwähnten Instituts St. J. PAPROCKI, der ebenfalls der Bürovorsteher der „Kommission für wissenschaftliche Forschungen der Ostgebiete“ war, am 30. April 1937 dem Neusandezer Starosten „vertraulich“ gesandt. Der Inhalt der Schrift berührt im allgemeinen die Frage der Vergrößerung des römisch-katholischen (polnischen) Elements zum Nachteil

des griechisch-katholischen (ukrainischen); die besonderen Beispiele aus dem lemckischen Boden werden darin nur teilweise in den allgemeinen statistischen Angaben der römisch-katholischen Pfarreien im 14.—18. Jh. im Kreise der Sanoker und Chyrower Karpaten, ebenso wie in der Zusammenstellung der allgemeinen statistischen Angaben betreffend der griechisch- und römisch-katholischen kirchlichen Zustände in den ukrainischen Kreisen Galiziens im letzten Jahrzehnt erwähnt. Natürlich ist die Darstellung der Zustände tendenziös zugunsten Polens.

Mit den lemckischen Problemen beschäftigt sich auch der am 30. und 31. Oktober 1938 in Krakau abgehaltene zweite Kongreß der polnischen Forscher der Ostgebiete des ehemaligen polnischen Staates unter der Firma der oben erwähnten „Kommission für wissenschaftliche Forschungen der Ostgebiete“. Die genannte Kommission hat auch die im Kongreß gehaltenen Vorträge veröffentlicht<sup>48)</sup>, aber diese Druckveröffentlichung wurde auf den dienstlichen Gebrauch beschränkt.

In dem ersten Referate „Z badań nad osadnictwem Łemkowszczyzny“ (Aus den Forschungen der Ansiedlung im Lemkengebiete) nimmt Dr. MARIA DOBROWOLSKA vier Ansiedlungsströme wahr, und zwar: 1. vorhistorischer Strom war überhaupt im Neolith intensiv; 2. und 3. der frühhistorische Strom im 11.—13. Jh. und der spätere im 14. Jh. flossen vom Norden, von der sogenannten klein-polnischen Hochebene und dem Ufergebiet der oberen Weichsel; 4. der letzte walachisch-reußische Ansiedlungszustrom vom Südosten her erfolgte im 15.—17. Jh. Speziell prüfte die Verfasserin — wie sie angibt — die Quellen zur Ansiedlung des oberen Wisloka-Gebietes; sie bemühte sich zu beweisen, daß die ursprüngliche Ansiedlung des Lemkengebietes polnisch war. In der Tat nicht nur die vorgeschichtliche Ansiedlung, sondern auch die Ankömmlinge aus dem Sandomierz-Gebiete im 12. und 13. Jh. gehörten nicht zum polnischen Volk<sup>49)</sup>.

Bei der Besprechung der Ansiedlung im 14. Jh. widerspricht sich die Verfasserin: Zuerst spricht sie ganz richtig von der Entstehung der neuen Städte und Dörfer nach dem deutschen Recht, was schon Dr. KURT LÜCK in seiner Arbeit auf die Beweismaterialien hinweisend genauer ausgeführt hat<sup>50)</sup>.

<sup>48)</sup> Komisja naukowych badań ziem wschodnich, Warszawa — Drugi Zjazd Sprawozdawczo-Naukowy poświęcony Środkowym i Wschodnim Karpatom Polskim w Krakowie dnia 30 i 31 października 1938 r. Warszawa 1938 (Die Kommission für wissenschaftliche Forschungen der Ostgebiete, Warschau — der zweite bericht-erstattend-wissenschaftliche Kongreß, den polnischen Mittel- und Ostkarpaten gewidmet, in Krakau am 30. und 31. Oktober 1938. Warschau 1938).

<sup>49)</sup> Vgl. K. POTKAŃSKI, Pisma pośmiertne (Die nachgelassenen Schriften), Bd. II, Krakau 1924, S. 339—345.

<sup>50)</sup> Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens, S. 30, 38—43, 56, 57, 86, 91, 94—98, 105—112, 125, 134, 146—152, 162, 164, 166, 167, 171, 179.

Die Siedlungen des deutschen Rechts sind dank dem Zufluß der Deutschen entstanden, und deshalb kann man nicht, wie es die Verfasserin tut, von der polnischen Ansiedlung im 14. Jh. sprechen. Die walachische Kolonisation behandelnd schreibt Dr. MARIA DOBROWOLSKA der griechisch-katholischen kirchlichen Organisation die Ukrainisierung der ehemaligen polnischen Siedlungen zu, gibt aber keine Beweisführung. Man muß erklären, daß im Lemkengebiet im 15.—17. Jh. die Orthodoxie herrschte und erst im Jahre 1691 die kirchliche Union eingeführt wurde. Es ist unmöglich als wahr anzunehmen, daß die damals von Polen unterjochte entweder orthodoxe oder griechisch-katholische Kirche die angeblich polnische Bevölkerung in der Gutsherrschaft des Krakauer römisch-katholischen Bischofs ukrainisierte.

In der Zusammenfassung des Vortrages von Professor Dr. KASIMIR DOBROWOLSKI über die rumänisch-balkanischen Elemente in der Volkskultur der polnischen Karpaten<sup>51</sup>) (*Elementy rumuńsko-bałkańskie w kulturze ludowej Karpat Polskich*) werden die Eigenschaften der gemeinsamen Volkskultur in den Karpaten im allgemeinen dargestellt. Der Verfasser stellt die Spuren der walachischen Hirtenwanderung längs der südlichen Abhänge der Nordkarpaten im 13. Jh. fest. Seiner Meinung nach wurden die Einwanderer in Berührung mit der entweder ukrainischen, polnischen oder slowakischen Ortsbevölkerung binnen des Zeitraumes vom 14. bis 17. Jh. slawisiert. Die gegenwärtigen Kreise der Hirtengemeinschaft sieht er für die Hauptpunkte der ehemaligen walachisch-balkanischen Einflüsse an (im Lemkengebiet weist er auf das Dorf Osturnia (Osthorn) hin. Dagegen in den Kreisen der gegenwärtigen Ackerbau- und Zuchtviehwirtschaft nimmt er die schwächste Einwirkung derselben Elemente an (im Lemkengebiet in der Umgegend von Dukla und Jasłyśka).

In dem Aufsatz „*Etnografia górali środkowych i wschodnich Karpat Polskich*“ (Die Ethnographie der Gebirgsbewohner in den polnischen Mittel- und Ostkarpaten) stellt Dr. JAN FALKOWSKI die Ergebnisse der ethnographischen Forschungsarbeiten auf den lemischen, bojkischen und huzulischen Gebieten in den Jahren 1934—1938 zusammen. Betreffs der Lemken nimmt er die von REINFUSS ausgezeichneten Grenzen an.

Der Beitrag „Die anthropologische Struktur der Bevölkerung im Lisko-Bezirk“ (*Struktura antropologiczna ludności powiatu leskiego*) von ROMUALD FALKOWSKI wird auf der Vermessung von 603 ukrainischen und polnischen im Jahre 1915 im Lisko- (Lesko-) Bezirk geborenen Rekruten aufgebaut. Leider kann man das Jahr 1915 — als zweites Weltkriegsjahr —

<sup>51</sup>) Die „polnischen Karpaten“ (*Karpaty Polskie*) werden von Polen nicht nur die von ihnen besiedelten, sondern auch die von Ukrainern bewohnten, aber zum ehemaligen polnischen Staate gehörenden Karpaten genannt.

nicht für maßgeblich halten; seit Herbst 1914 bis zum Frühling 1915 fanden dort Durchmärsche verschiedener Soldaten statt. Da der Verfasser nur geringe Rassenunterschiede zwischen den Ukrainern und den Polen in diesem Bezirke aufweisen kann (eine Folge der gegenseitigen Entnationalisierungsprozesse), zieht er den Schluß, daß zwischen Polen und Lemken in anthropologischer Hinsicht keine Unterschiede sind. Dabei aber berücksichtigt er nicht die Herkunft der dortigen polnischen Bevölkerung, die größtenteils entweder aus entnationalisierten Ukrainern herrührt oder durch Eheschließung mit ihnen vermischt ist.

Der bereits oben erwähnte Erforscher der „Lemken als soziologische Gruppe“, REINFUSS, erörtert noch einmal die Frage der ethnographischen Ausdehnung des Lemkengebietes im Osten (Problem wschodniego zasięgu etnograficznego Łemkowszczyzny). Er beharrt auf seiner oben angeführten Meinung hinsichtlich der lemukischen Ostgrenze und zählt einzeln die Örtlichkeiten des lemukisch-bojkischen Übergangstriches auf. Im Hinblick auf die Mundart hat Professor ZILYŃSKYJ<sup>52)</sup> zum gleichen Übergangskreis die Dörfer Dalijova, Šklary, Korolyk-Vološkyj, Dešno, Posada-Vyžna und Voroblyk-Šlachočkyj gerechnet. Reinfuß' Erörterungen zeigen nur eine Abweichung in der Richtung des oben erwähnten DOBROWOLSKI, nach dessen Meinung<sup>53)</sup> die Lemken aus der Zusammenschmelzung der ursprünglichen polnischen Bevölkerung mit dem einwandernden Hirtenvolk, die Bojken dagegen aus der Verschmelzung der Ukrainer mit demselben Hirtenvolk entstanden sein sollen. Diese Behauptung erklärt sich aber aus den polnischen politischen Bestrebungen, die Lemken zu verpolen.

Die Frage der lemukisch-bojkischen Abgrenzung berührt auch der Aufsatz von Prof. Dr. ZDZISŁAW STIEBER „Gwary ruskie na zachód od Oporu“ (Die ukrainischen [reußischen] Mundarten westwärts des Opir). Unter anderem macht er darauf aufmerksam, daß die Bewohner der Örtlichkeit Sjanky bei den Sanquellen, trotzdem sie sich der bojkischen Mundart bedienen, von ihren Mundartgenossen „Lemken“ genannt werden, weil sie das Wort „lem“ (nur) gebrauchen. Das zeigt die Schwierigkeiten bei der lemukisch-bojkischen Mundartabgrenzung.

Prof. Dr. BOGDAN ZABORSKI behandelt die Ausbreitung der Bevölkerung der Sprache und dem Bekenntnis gemäß in den Mittel- und Ostteilen der Karpaten (Rozmieszczenie ludności według języka i wyznania w środkowej i wschodniej części Karpat), also in den Gebieten mit ukraini-

<sup>52)</sup> Pytannja pro lemukivsko-bojkivsku movnu hranycju (Die Frage von der lemukisch-bojkischen Sprachgrenze). Lud Słowiański, Bd. IV, Heft 1. Krakau 1937.

<sup>53)</sup> Badania nad ugrupowaniami etnograficznymi w Karpatach zachodnich (Die Erforschungen der ethnographischen Gruppierungen in den Westkarpaten) in Sprawozdania Polskiej Akademii Umiejętności, Bd. 43, Heft 5. Krakau 1938.

scher Mehrheit. Aus politischen Gründen teilt Zaborski die ukrainische, griechisch-katholische Bevölkerung in Ukrainer, Reußen und Polen, obgleich die Volksbenennung „Reußen“ mit der der „Ukrainer“ identisch ist. Außerdem gibt es keine griechisch-katholischen, polnischen Landleute, mit denen Zaborski auf Grund der polnischen Statistik rechnet. Auch die sich der polnischen Umgangssprache bedienenden, griechisch-katholischen Bauern im Bezirk des mittleren Wisloks sehen sich selbst als Ukrainer an. Nur inmitten der polnischen Staatsbeamten konnte man eine Anzahl polonisierter, griechisch-katholischer Ukrainer finden; gewöhnlich gaben solche polonisierte Ukrainer ihr bisheriges griechisch-katholisches Bekenntnis im Laufe der Zeit zugunsten des römisch-katholischen auf. In den Akten der ehemaligen polnischen Starostei in Sanok kann man das Beweismaterial dafür finden, wie die polnischen Behörden aus den griechisch-katholischen Ukrainern Polen machten: wollte ein ukrainischer Bauer entweder ein Ackerfeldstück kaufen oder etwa ins Ausland fahren, so mußte er darauf eingehen, daß er in seinen Personalurkunden als „Pole“ bezeichnet wurde. Charakteristisch ist, daß die allgemeinen Volkszählungen von 1921 und 1931 die Dörfer mit ganz ukrainischer Bevölkerung, die wegen ihres großen nationalen Selbstbewußtseins im Jahre 1930 von den polnischen Soldatentruppen „pazifiziert“ wurden, als polnische angeben. Dieser polnischen Tendenz entsprechend sehen wir auch auf der von ZABORSKI beigefügten Karte, daß der ostlemkische Landstrich zwischen dem oberen Wisloka und Oslawa als gemischter polnisch-lemkischer Kreis bezeichnet wird; während die Umgebung von Sanok als Kreis mit römisch-katholisch-polnischer Mehrheit betrachtet wird. Dergleichen Verfälschungen finden sich bei Zaborski noch mehrfach.

Ähnliche Tendenzen finden sich auch bei Dr. LUDWIK GRODZICKI: „Struktura posiadania gruntów mniejszej własności na części środkowych i wschodnich Karpat, wchodzącej w skład wojew. lwowskiego i stanisławowskiego.“ Er bemüht sich zu erweisen, daß die römisch-katholischen Gebirgsbewohner, ebenso wie der griechisch-katholische Adel, mehr mit Ackerbau, dagegen die griechisch-katholischen Bauern mehr mit der Viehzucht sich beschäftigten. In der Tat gibt es keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen den ukrainischen Bergbewohnern adeliger oder nichtadeliger Herkunft bei ihren Wirtschaften. Die polnischen, römisch-katholischen Siedler sind, wie es selbst Grodzicki angibt, eine kleine Minderheit, die infolge der Parzellierung des Großgrundbesitzes mehr Ackerfläche als die Ukrainer erhielt; daraus aber kann man noch nichts über ihre häufigere Ackerbauwirtschaft folgern.

Im allgemeinen sind fast alle polnischen Arbeiten betreffs der Lemken bis auf wenige Ausnahmen tendenziös. Eine von diesen Ausnahmen bildet

die schon erwähnte Abhandlung von REINFUSS über die Lemken als eine soziologische Gruppe.

### 3. Die Lemken „als soziologische Gruppe“

Schon der ukrainische Ethnograph VOLODYMYR HNATJUK<sup>54)</sup> machte auf die Slowazisierung der Lemken noch in der Zeit des ungarischen Staates aufmerksam. In seinen Ausführungen wies er auf das Sonderbewußtsein der sprachlich slowazisierten, griechisch-katholischen Lemken hin. Zwischen den „Russnjaken“ und den „Slowjaken“ werden Ehebündnisse geschlossen; zwischen beiden ist keine Rede von einem Volkshasse untereinander. Obgleich in der Mundart der griechisch-katholischen „Slowjaken“ mehrere slowakische Sprachanflüge sind, betonen sie dessenungeachtet, daß sie nicht „slowakisch“, sondern „slowenisch“ sprechen. Diese Beweisführungen von der Abgesondertheit der griechisch-katholischen Slowjaken, als einem Übergangstamm zwischen den Ukrainern und Slowaken werden von HUGO HASSINGER<sup>55)</sup> und OTTO ALBRECHT ISBERT<sup>56)</sup> bestätigt. Dr. Hassinger betont den „Unterschied zwischen den Westslowaken des Waags- und den Ostslowaken des Theißgebietes, die schon starke Beimischung ukrainischer Volkselemente und dabei mehr östliche Kulturformen zeigen“. Die karpaten-ukrainischen Mundarten, insbesondere die lemksische, bilden den Übergang vom Ostslowakischen zum Ukrainischen. Deswegen — wie es Isbert bemerkt — verwischen sich die völkischen ukrainisch-slowakischen Grenzen; es gibt „keine klare Volksgrenze, denn die friedliche Durchdringung geht beiderseits tief. Inselhaft dringt das Ukrainertum bis an die Ober- und Unterzips vor“.

Anders sieht die lemksische Grenze gegen Polen aus. Der Unterschied zwischen der lemksischen Mundart und der polnischen Sprache ist größer als der zwischen der lemksischen mit der „slowenischen“ Übergangsmundart und dem Slowakischen. Größer ist auch der Volkshaß der Lemken gegen die Polen — „Lachen“ — wie sie gewöhnlich ihre nordwestlichen Nachbarn nennen. Trotzdem bemühten sich die polnischen Regierungsfaktoren, die Lemken zu verpolen. Zu diesem Zwecke wurden das „Komitee für lemksische Angelegenheiten“ beim Krakauer Wojewodschaftsamte und das „Subkomitee der lemksischen Bezirksstarosten“ für dieselben Angelegenheiten

<sup>54)</sup> Rusyny prjašivskoji eparchiji i jich hovory und Slowaky čy Rusyny in Mitteilungen der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg, 1900, Bd. 35—36 und 1901, Bd. 42.

<sup>55)</sup> Die Tschechoslowakei, ein geographisches, politisches und wirtschaftliches Handbuch. Wien-Leipzig-München 1925, S. 118, 120—122.

<sup>56)</sup> Die Slowakei, in der Monatsschrift Volk und Reich. Berlin 1940, Heft 9, S. 589, 591.

unter der Leitung des Neusandezer Starosten gebildet. Um ihnen die Gewinnung der Lemken zu erleichtern, hat die „Kommission für wissenschaftliche Forschungen der Ostgebiete“ in Warschau für den Aufsatz von Dr. ROMAN REINFUSS über „Die Lemken als eine soziologische Gruppe“ gesorgt. In den Überresten der Aktenstücke der ehemaligen Neu-Sandezer Starostei haben wir ein Exemplar des oben erwähnten Aufsatzes samt Anschreiben des „Büros der Organisation für wissenschaftliche Forschungen der Ostgebiete“, das von STANISLAUS JOSEF PAPROCKI und dem Sekretär LADISLAUS FISCHER unterschrieben worden ist, gefunden. In diesem „vertraulichen“ Schreiben an den Neu-Sandezer Starosten vom 31. Mai 1937 lesen wir: „Die Kommission für wissenschaftliche Forschungen der Ostgebiete“ sendet das beiliegende, auf Terrainforschungen gestützte Referat des Herrn Dr. Roman Reinfuß unter dem Titel: „Die Lemken als soziologische Gruppe“. Der Meinung des Leiters der Lemkischen Gruppe von Ostgebietsforschungen (Das geographische Institut in Krakau) Prof. GEORG SMOLEŃSKI, unter dessen Leitung Dr. R. Reinfuß seine Forschungsarbeiten ausgeführt hat, gemäß soll man seine Forschungsergebnisse zu dem oben erwähnten Thema nicht für endgültig halten. Die ethnographischen Forschungen werden inmitten der Lemken fortgeführt werden.

Der so zurückhaltend aufgenommene Beitrag von Reinfuß beschäftigt sich nur mit den im General-Gouvernement wohnhaften Lemken. Er gibt an, daß früher der Raum zwischen San und Szczawnica für das Lemkengebiet gehalten worden ist; während die neueren ethnographischen und dialektologischen Forschungen als Ostgrenzpunkte des Lemkengebietes die Gebirgskette Velykyj Dil und Bukovyča bezeichnen. Zum Anfang meines Aufsatzes habe ich die Meinungen der verschiedenen Forscher, darunter auch die von Reinfuß in der Krakauer Zeitschrift „Ziemia“, zusammengestellt; sie stimmen nicht gänzlich untereinander überein, aber bei der Erörterung der Lemkenfrage im allgemeinen soll es auf kleinere Grenzabweichungen nicht ankommen. In ethnographischer Hinsicht hält Reinfuß die Lemken für eine Gruppe, die von den ukrainischen Nachbar-Bergbewohnern der subkarpatischen Gegenden verschieden ist. Er stellt fest, die Benennung „die Lemken“, ebenso wie die von ihr abgeleitete Bezeichnung des ukrainischen Keiles zwischen der Slowakei und dem Polen westwärts von den ukrainischen Bojken „das Lemkengebiet“, sei verhältnismäßig jung; ehemals haben sich die Bewohner des gegenwärtigen Lemkengebietes „Rusnaky“ genannt, und ebenso seien sie von polnischer oder slowakischer Nachbarbevölkerung genannt worden.

„Woher ist die Benennung ‚Lemky‘ gekommen?“ Diese Frage wird vom Verfasser gestellt und so von ihm selbst beantwortet: „Natürlich, auf diese Weise sind die ‚Rusnaky‘ weder von den Slowaken, die sich selbst

des Wortes ‚lem‘ bedienen, noch von den Polen, denen die reußische Sprache im allgemeinen so fremd ist, daß sie sich auf solche oder andere Mundarteigentümlichkeiten nicht aufmerksam machen konnten, genannt worden. Also der Spitzname ‚Lemky‘ konnte nur irgendwo im Osten entstehen, wo die verwandten Rußnaken eine Mundart sprechen, in der ‚lem‘ nicht vorkommt, was den Hörern natürlich auffällt.“

Diese Vermutung bejaht WINCENTY POL, der in seiner Arbeit „Rzut oka na północne stoki Karpat“ (Der Blick der Nordabhänge von Karpaten, Krakau 1851), S. 127 folgende Anmerkung einrückt:

„Über diesen Gebirgsbewohnerstamm von niedrigem Beskid habe ich schon einige Bemerkungen und angebliche ethnographische Forschungsarbeiten, in denen sie entweder Gebirgsbewohner von Sanok, oder auch ‚Lemky‘ von dem von ihnen selbst gebrauchten Umstandswort ‚lem‘, dessen Bedeutung dem Umstandswort ‚nur‘ entspricht, genannt worden sind, gefunden; wie gewöhnlich in derartigen Forschungsarbeiten ist die besondere Geschichte für die Lemken angeführt worden. Doch geziemt es mir hier die Bemerkung zu machen, daß eben inmitten derselben Sanoker Gebirgsbewohner, oder — wie man sie nennen will — Lemken bei Oslava drei Dörfer von nicht großer Entfernung untereinander liegen; die Bewohner des einen sprechen ‚lem‘, des zweiten ‚nem‘, des dritten ‚leż‘ — demgemäß also möge man sie ‚Lemky‘, ‚Nemky‘ und ‚Ležky‘ nennen; dann müßte man dazu die Geschichte der ‚Nemky‘ und ‚Ležky‘ erfinden.“

Aus dem oben Angeführten kann man sehen, daß schon zu Zeiten POL's gewisse Abhandlungen von „Lemken“ sprechen. Jetzt drängt sich die Frage auf, ob dieselbe Benennung „Lemky“ künstlich ersonnen wurde, oder der in die Literatur eingeführte lokale Beiname einiger Dörfer war?

Die Antwort auf diese Frage kann man in einer von den ältesten Lemkenbeschreibungen finden; es ist die zum erstenmal von Prof. ZILYNŠKYJ zitierte Abhandlung von A. I. TORONŠKYJ „Rusyny-Lemky“, die in dem im Jahre 1860 dem Metropolit JACHYMOVYČ zu Ehren herausgegebenen Album „Zorja Halyčka“ erschienen ist.

In dieser Arbeit erklärt der Verfasser die Entstehung der Benennung „Lemko“ auf diese Weise:

„Der Beiname der Lemken stammt vom Worte ‚lem‘, das von ihnen in der Bedeutung des reußischen (ukrainischen) ‚lyše‘ oder des polnischen ‚ale‘ gebraucht wird. Das Wort ‚lem‘ ist slowakischer Herkunft und außer den Lemken bedienen sich keine Reußen (Ukrainer) desselben. Dieses Wort berührte übel das Gehör anderer Reußen, die über dasselbe Wort lachen mußten (wie sie in Wirklichkeit die Lemken auslachen), und bald demjenigen, der das Wort sprach, den Spitznamen gaben ‚siehe da ein Lemko‘. Das Wort ‚Lemko‘ bezeichnet den unrein reußisch sprechenden Reußen.

Untereinander nennen sich die Reußen-Lemken selber niemals Lemken, sondern geradeaus Rußnaken, und nicht alle von ihnen wissen diesen ihren Spitznamen, der nur von anderen Reußen gebraucht wird.“

Zusammenfassend können wir behaupten, daß die Bezeichnung „Lemken“, die eigentlich als Spitzname gebraucht wurde, volkstümlich-reußischer Herkunft ist und irgendwo in dem Grenzgebiete der bojkischen und lemki-schen Mundarten entstanden ist.

Einige die Lösung derselben Frage erleichternde Informationen wurden Reinfuß von dem polnischen Sprachforscher Dr. Z. STIEBER mitgeteilt. 1935 prüfte Stieber die Mundarten im Ostgrenzgebiete der Lemken und dort, im Kreise von Sanok, in den Dörfern: Tisna, Dovžyća, Lišńa und Kryve fand er die Ortsbenennung „Lemky“. Vom ethnographischen Standpunkt aus gehören diese Dörfer zu der bojkischen Gruppe; aber in der dortigen Mundart hat Stieber gewisse lemki-sche Mundartanflüge bemerkt; unter anderem wird das Wort „lem“ in der Mundart der dortigen Bewohner ziemlich häufig angewandt. Dasselbe Wort tritt dagegen nicht in der Mundart der Nachbardörfer, die nordwärts von den oben genannten und näher an Balyhorod (Baligród) heran liegen, auf. Auf Grund der Beobachtungen von Stieber schreibt REINFUSS: „Aus dieser geringen, einige ‚lemkisierende‘ bojkische Dörfer betreffenden Lokalbenennung haben die Verfasser der den ‚Sanoker Gebirgsbewohnern‘ gewidmeten Aufsätze den Ausdruck geschmiedet, der in Übereinstimmung mit der Definition von TORONSKYJ ‚einen unrein reußisch sprechenden Reußen bestimmen‘ solle; infolgedessen begann man mit der Benennung ‚Lemken‘ alle West-,Rußnaken‘ zu bezeichnen, trotzdem sie sich von jenen ‚Lemken‘ aus dem bojkischen Grenzgebiete in der ethnographischen und selbst dialektologischen Hinsicht sehr unterschieden. Aus der oben zitierten Bemerkung von POL folgt, daß die Benennung ‚Lemky‘ in der Literatur schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienen ist.“ Anfänglich — der Vermutung Reinfuß nach — wurde sie nur von den reußisch schreibenden Verfassern gebraucht. In der polnischen Literatur erscheint dieselbe Benennung — wie es Reinfuß angibt — erstmals bei Pol (1851), später bei JOSEF ŽULIŃSKI (1877). Damals aber war die Benennung „Lemken“ noch nicht im allgemeinen Gebrauch, denn in derselben Zeit teilten Prof. JOSEF MAJER und ISIDOR KOPERNICKI die nordkarpatischen Ukrainer in: Huzulen, Bojken und „Gebirgsbewohner der Karpaten des baltischen Abflusses“ ein. 1878 teilen dieselben Autoren auf Grund der ihnen von Dr. EDM. KRAIŃSKI mitgeteilten Bemerkungen die Bewohner des Lisko- (Lesko-) Bezirkes in „Hirńaky“ (Gebirgsbewohner) und in „Rivńaky“ (Bewohner der Ebene) ein. Zum erstenmal bedient sich KOPERNICKI der Benennung „Lemken“ im Jahre 1889, als er den Bericht über die ukrainischen Gebirgsbewohner in Galizien im 13. Bande

der Sammlung (Zbiór Wiadomości do antropologii krajowej) der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Krakau erstattet hat.

Der Meinung von Reinfuß nach kommen die Benennungen „Lemko“, „Lemkivščyna“ (Lemkengebiet), „lemkische Sprache“ für die westlich vom Flusse Oslawa wohnende Bevölkerung erst beträchtlich später auf, erst vor dem Weltkrieg, als der lemkeische Separatismus auf Grund der auseinandergehenden politischen Anschauung zwischen Ukrainern und „Altreußen“ (Russophilen) sich zu kristallisieren begann. Heute ist die Benennung „Lemken“ am meisten populär in den Neu-Sandezzer und Görlitzer Bezirken, zugleich im Mittellemkengebiete bis zum Gebirgspaß von Dukla oder Fluß Jaselka. Je weiter ostwärts, desto seltener wird das lemkeische Selbstbewußtsein; so z. B. am Flusse Oslawa in Čašyn, Kulašne, Sukovate behauptet die Bevölkerung, daß die Benennung „Lemken“ ihr fremd und unlängst aufgedrängt worden ist. In Kalnyča (sogenannte „Dolišna“) begegnete Reinfuß ein vollkommen normal geistig entwickeltes, zugleich die Ortszustände gut kennendes, aber für politische Angelegenheiten sich nicht interessierendes Weib (eine Analphabetin, deren Mann in Amerika war), das bisher nichts von den Lemken gehört hatte. Bereits im Tal von Oslava (z. B. in Kulašne) antworteten die Bauern auf die Frage: „Wer seid ihr? Wie nennt man euch?“ manchmal „Bojky“. Vom Flüßlein Hočivka (Dörfer Hičva [Hoczew], Novosilky, Zahočevja, Žernyča Nyžna und Vyžna u. a.) anfangend verwenden nur Gemeindevorsteher, Dorfschulzen und Lehrer die Benennung „Lemky“; dagegen nennt sich die gemeine Bevölkerung in der Regel „Bojky“ und behauptet, daß diese Benennung bei ihr alt sei. Im Dorfe Hilśke (Hulskie, südostwärts von Tvorylne am San) auf die Frage: „Wer sind die Lemken und wo wohnen sie?“ hat Reinfuß von zwei Bauern die ganz entschiedene Antwort erhalten, daß die Lemken weit im Osten wohnen und rote Hosen tragen; daraus kann man sehen, daß diese Informatoren die Lemken mit den Huzulen identifiziert haben.

Die Benennung „Lemken“, der man sich in der wissenschaftlichen Literatur zur Bezeichnung der ethnographischen Gruppe von den westwärts von Oslava wohnenden ukrainischen Gebirgsbewohnern bedient, besitzt in der Sprache der Einheimischen keine feste und klare Verankerung, sondern sie hat vielmehr politischen Charakter. Weil der Begriff „Lemko“ oft mit dem Begriff „Altreuße“ verknüpft wird, deshalb gab es Fälle, daß die politisch bewußten Bewohner eines Dorfes sich teils für Lemken, teils für Ukrainer hielten; und erklärten, früher hätte es weder Lemken noch Ukrainer gegeben, sondern nur „Rusnaky“. Im allgemeinen bestätigen die Erkundungen bei alten Leuten die Meinungen von TOROŃSKYJ, S. UDZIELA<sup>57)</sup>

<sup>57)</sup> Ziemia Lemkowska przed półwieczem (Das Lemkenland vor einem Jahrhundert).

und anderen Forschern, daß früher die einzige allgemeine Benennung der gegenwärtigen Lemken in den Bezirken Neu-Sandez, Görlitz, Jaslo und Krossen „Rusnaky“ war.

Diese Benennung sondert die „Lemken“ von ihren ukrainischen Nachbarstämmen Bojken und „Dolyńany“ (Talbewohnern) nicht ab, weil sie vom altukrainischen Nationalnamen abgeleitet ist. Infolgedessen stellt Reinfuß fest, daß das ukrainische Volk, das westwärts von den Bojken wohnt und im allgemeinen „Lemken“ genannt wird, in Wirklichkeit keine spezielle Volksbenennung, durch die es von anderen ukrainischen ethnographischen Gruppen abgesondert wird, besitzt. Aber seiner Meinung nach entscheidet der Mangel an einer speziellen Volksbezeichnung der sogenannten „Lemken“ gar nichts über ihre ethnographische Besonderheit und ihr eigenes Selbstbewußtsein. „Früher, als die Volkskultur in ihrer ganzen Größe noch erhalten war, machten die Landleute sich auf unbedeutende Geringfügigkeiten der Trachtänderung aufmerksam, ebenso wie auf das Benehmen und das Aussprechen gewisser Worte oder Laute; aus diesem Grunde machten sie einen Unterschied zwischen den ‚Ihrigen‘, d. h. denjenigen, die sich gleich kleideten und ebenso, wie sie sprachen, und den ‚Fremden‘, die sich etwas anders kleideten, im Sprechen irgendwelche fremde oder unbenutzte (neue) Worte gebrauchten. Die ‚Fremden‘ wurden gewöhnlich durch einen Spitz- oder Schimpf-Namen benannt.“

Außer solchen Benennungen wie „Korolivščyna“ (Krongüter) in Sanoker und „Biskupščyna“ (Bischofsgüter) in Neu-Sandezer Bezirken, die an ehemalige Besitztumsstände erinnern, bewahren sich noch viele Namen oder Beinamen inmitten der Lemken; sie bezeichnen kleine örtliche Gruppen. Reinfuß erwähnt als solchen Beinamen „Vengryny“ oder „Vengrynci“, wie die Bewohner der Dörfer Leluchiv (Leluchów) und Dubne im Neu-Sandezer Bezirk an der slowakischen Grenze von ihren Nachbarlandsleuten aus den Dörfern Vojkova (Wojkowa), Povoroznyk (Powroźnik) und anderen genannt werden. Derselbe Beiname, der vom Volks- und Lands-Namen „Ungarn“ abgeleitet wird, stammt davon, daß die Bewohner von Leluchiv und Dubne in Hinsicht der Tracht und der Mundart den „ungarischen“ slowazisierten Ukrainern in der Slowakei (ehemals Ungarn) ähnlich sind. Die Lemken im Jaslo-Bezirk benennen ihre Landsleute im Westteil des Görlitzer und im Neu-Sandezer Bezirk entweder „Armylky“ oder „Škripsy“ oder „Torokary“, weil jene die Ärmel und Kragen von ihren langen Oberröcken („čuhy“ [tschuhy]) entweder mit drei weißen Streifen (lemkisch „armylky“ oder „škripsy“ [schkripsy]) oder öfters mit Fransen (lemkisch „toroky“) besetzen. Die sogenannten „Torokary“ nennen ihre Nachbarn im östlichen Teil des Görlitzer Bezirkes und noch ferner ostwärts „Svicaky“, weil jene lange Fransen, die an Kerzen (ukrainisch „sviča“)

erinnern, zur Einfassung der Kragen ihrer Oberröcke benutzen. Im Grenzstriche zwischen den „Torokary“ und den „Svicaky“, in der Umgegend von Bodnarka, Rozdilja und Foluš im Südwesten von Jaslo wohnen die „Cycaky“ oder „Pupkari“, die statt der Fransen einen weißen Wollstrick mit den kleinen Schleifen, „cycky“ (Zitzen) oder „pupky“ (Näbel) an den Oberrockkragen annähen. Die Bewohner von Lypna, Radocyna, Neznajova und einigen anderen, im Süden der Bezirke von Görlitz und Jaslo liegenden Dörfer werden von ihren Nachbarn „Cybušary“ oder „Cybuchy“ genannt, weil sie in die Brust ihrer am Nacken zugeknöpften Hemden das Pfeifenrohr (ukrainisch „cybuch“) stecken. Die „Cybušary“ werden von ihren Nachbarn für geistesbeschränkte und zurückgebliebene Rückschrittler gehalten und verhöhnt; verschiedene Anekdoten über die „Cybušary“ werden von ihnen erzählt. Die Bewohner des Ostteils vom Görlitzer Bezirk nennen ihre Landsleute von Tylyč (Tylicz) und Krynyča (Krynica) „Vani“, weil diese auch die erwachsenen und alten Männer mit Kosenamen benennen; z. B. statt Ivan (Hans) nennen sie den alten Bauern Vaňo (Hänschen).

Den Bewohnern von Bortne, Pantna und Hladyšiv werden die Schimpfnamen „Barany“ oder „Barny“ (baran = Schafbock, barnas = Schwarzbock) zugelegt. Früher wurden die Lemken vom Südgrenzstriche der Bezirke von Jaslo, Krossen und Sanok von ihren Landsleuten auf Jahrmärkten in Bartfeld und anderen Städten des zur Slowakei gehörenden Lemkengebietes „Krajnáky“ von „kraj“ (Land) genannt.

FALKOWSKI und PAŠNYČKYJ erwähnen in ihrer Arbeit „Na pogranciu lemkowski-bojkowskim“ (Lemberg 1935), daß die Landleute von Repidř (Rzepedź) „Kani“ (Hühnergeier) oder „Syrjany“ (Käseleute), die von Ščavne „Kobylanyky“ (Stutenmänner), und die von Preluky „Jatinky“ genannt werden; der letzte Spitzname wird davon abgeleitet, daß statt „ja tobi“ (ich dir) „ja ti“ gesagt wird. Die Bewohner von Turynské (Turzańsko) werden von ihren Nachbarn „Cidylnyky“ genannt; „cidylo“ bedeutet in der ukrainischen Sprache „Seihe“, in der dortigen Ortsmundart benennt man jedoch so den Bettlersack. Die Bauern von Dušatyn werden „Nanašky“ genannt, weil sie sich untereinander mit „nanašku“ anreden; „nanaško“ entspricht dem deutschen „Gevatter“.

Die oben angeführten Beinamen der einzelnen lemckischen örtlichen Gruppen weisen teils auf Mundartsonderheiten (Vani, Jatinky), teils auf Trachtbesonderheiten (Torokary, Svicaky, Pupkari, Cycaky, Cidylnyky, Cybušari) hin; der Beiname „Vengrynci“ enthält ebenso Mundart- wie auch Tracht-Eigenschaften in sich.

Die Ausdehnungskreise der einzelnen Gruppen sind nicht immer ganz deutlich. Zuweilen verwischen sie sich infolge des Schwindens der früheren Volkskultur; in manchen Grenzstrichen gehen sie ineinander auf. Die die

Süd-„Biskupščyna“ bewohnenden „Torokary“ werden z. B. auch „Vani“ genannt.

In den letzten Jahren war die Bedeutung der kleinen örtlichen Gruppen, der Feststellung von Reinfuß nach, unerheblich. Ausnahmsweise kann man manchmal die Spuren der ehemaligen Gruppenausschließlichkeit, die sich in gegenseitigen Abneigungen, Verspottungen und Verachtungen äußert, finden. Die Bewohner von Bortne im Görlitzer Bezirk verbinden sich ehe-lich nicht mit den sogenannten „Cybuchy“, weil jene ihrer Meinung nach ein „dummes“ Volk sind.

Reinfuß prüfte auch, ob die Lemken das Gefühl für ihre Stammesabgesondertheit haben. Aber angesichts des Mangels an einer eigenen Stammesbezeichnung und des gegenseitigen Verkehrs konnte er es nicht genau feststellen.

Von den oben angeführten Gruppenbenennungen sind manche traditionell. Die Stammbezeichnung „Lemko“ dagegen ist neu und hat keine Tradition inmitten des Volkes; sie ist mehr politisch als ethnographisch. Auf die Frage: „Wer seid ihr? Wie nennt ihr euch?“ antwortet die Mehrheit der lem-kischen Bauern „Rusnaky“. Diese Bezeichnung trägt aber nichts dazu bei, um in der Frage der Ausdehnung der Lemken als einer ethnographischen Gruppe Licht zu bringen. Man muß mit einem lem-kischen Bauern — wie es Reinfuß schreibt — ein längeres Gespräch führen, ihn nach Tracht, Mundart, Sitten u. dgl. fragen, und erst auf diese Weise kann man ihn auf die den Ausdehnungskreis seiner Stammgruppe als eines kulturellen Ganzen betreffenden Antworten lenken. Meiner Meinung nach ist es der Beweis dafür, daß die lem-kischen Bauern nur ihre völkische Besonderheit und nicht eine davon noch abgesonderte lem-kische Stammgruppe einsehen, wobei sie sich entweder „Rusnaky“ oder „Rusyny“ oder auch „Ukrajinci“ nennen. Jedenfalls halten sich die Lemken für einen Teil des Ostslawentums und keineswegs wünschen sie ein lem-kisches „Volk“, das ihnen die polnischen Behörden aufzudrängen sich erfolglos bemühten. Bei anderen Erklärungen ist zu beachten, daß der Lemke einem polnischen „Herrn“ seinen Wünschen gemäß antwortet.

Was für Nachrichten hat Reinfuß nun von seinen lem-kischen Informa-toren erhalten? Er gibt an, daß in den von ihm erlangten Antworten drei Begriffe im Umriß sichtbar werden: 1. „Die Unserigen“; 2. „Die Fremden“; 3. „Die ganz Fremden“. Der Begriff „Die Unserigen“ umfaßt eine Gruppe von den nächsten Dörfern, die durch die absolute Kultureinheit verbunden werden. Inmitten der „Fremden“ unterscheidet ein Lemke — der Angabe von Reinfuß nach — zwei Schattierungen: in einem Falle hält er für fremd die Mitglieder der nachbarlichen örtlichen Gruppe, die von ihm sich nur in geringen Besonderheiten unterscheiden; im anderen dagegen sind die

Unterschiede größer, und ein Lemke sagt, daß in irgendeiner gewissen Gegend schon ein „gänzlich anderes Volk“ wohnt. Aber Reinfuß fügt keine Beispiele zur näheren Erklärung des Begriffes von einem gewissen „gänzlich anderen Volke“ bei; deshalb kann man auf Grund seines Aufsatzes nicht einsehen, in welcher Hinsicht irgendein Lemke von irgendeinem „gänzlich anderen Volke“ spricht bzw. in welchen Gegenden dieses angeblich „andere Volk“ wohnt. Zuletzt gesteht auch Reinfuß zu, daß sehr oft die Informationen eines von ihm durch das Gespräch geleiteten Lemken fast wertlos sind. Natürlich, der Lemke erzählt von Besonderheiten seiner Stammgruppe sehr oft das, was man ihm eingibt.

Reinfuß tritt der Meinung von JOSEF OBREBSKI („Problem etniczny Polesia“ [Die ethnische Frage Polesiens], Warschau 1936) bei, daß die Eigenschaften einer ethnischen Gruppe nur erst dann sichtbar werden, wenn zwei verschiedene Gruppen untereinander in unmittelbare Berührung kommen. Diejenigen Lemken, die kein Wanderleben betreiben, haben keine Möglichkeit, um sich mit den anderen ukrainischen ethnischen Gruppen zu berühren. Die lemukische Bauerngemeinschaft kennt gewöhnlich nur die nächsten Nachbardörfer und die längs der zu den Marktstädten führenden Wege liegenden Örtlichkeiten.

Während seines Forschungsausfluges begegnete Reinfuß alten lemukischen Bauern, die das jenseits des Gebirges und Waldes liegende Nachbardorf nur aus Erzählungen kannten. Die Erkenntniswelt eines Bauern im Westlemkengebiet umfaßt die Städte Neu-Sandez, Grybów, Görlitz (Horlyci), Alt-Lublau (Stara Lubovňa) und Bartfeld (Bardijiv). Wenige Bewohner des Mittellemkengebietes kennen Grybów, dagegen die meisten Görlitz, Żmigród (Zmyjhorod) und Bartfeld. Die Ostlemken besuchen Sanok, Bukińsko und Jasłyśka, manche auch Balyhorod (Baligród) und Krasnobrod im Südkarpatenabhang. Aus dem oben Angeführten folgt, daß ein Lemke vom Neu-Sandezer Bezirk seinem Landsmann vom Görlitzer auf dem Marke in Grybów begegnen kann, aber mit einem Lemken von Krossen oder Sanok keinen Verkehr hat (außer wenn er nach Amerika auswandert!). Unter solchen Umständen wird die Frage des Ausdehnungskreises der „lemukischen“ Gruppe ziemlich unklar dargestellt. Sehr oft, insbesondere im Mittellemkengebiet, gibt die Bevölkerung, die nach den Grenzen ihrer Gruppe gefragt wird, als Grenzstreifen des Lemkengebietes diejenigen Örtlichkeiten an, welche an der Peripherie des ihr persönlich bekannten Raumes liegen. Auf diese Weise kann man sich die Beweglichkeit der lemukischen Ostgrenze erklären; sie wird dann in Richtung des Oslawaflusses während der Annäherung des Forschers immer weiter verschoben. Im Jahre 1934 wiesen die Bewohner der Dörfer Kryva im Görlitzer und Krampna im Jaslo-Bezirk (in der Nähe der Quellen von Ropa und Wisloka) dem

das Lemkengebiet erforschenden Dr. LESZCZYCKI auf das Dorf Barvinok als die lemksische Ostgrenze hin; dieses Dorf liegt im Krossen-Bezirk südwärts von Dukla. In den Dörfern Zydranova und Jaslyška (Jaśliska) am oberen Jaselka, ostwärts von Barvinok, behaupteten dagegen die Bewohner, daß die „gänzlich anderen“ Leute erst in Vyslik bei den Quellen des gleichnamigen Flusses wohnten. Aber die Bewohner von Vyslik gaben Komańča als das Ostgrendorf an. In Komańča wurde ihm gesagt, daß man noch das ganze Oslawatal an das Lemkengebiet anschließen sollte, weil erst in der Gegend von Balyhorod (Baligród) das Bojkengebiet begänne.

Den Forschungen von Reinfuß gemäß wird die lemksische Ostgrenze durch das Gebirge Velykyj Dil, das die Wasserscheide zwischen Oslawa und Hočivka (Hoczewka) bildet, bezeichnet. Die Bevölkerung jenseits und diesseits desselben Gebirges unterscheidet sich untereinander in ethnographischer Hinsicht (Volkstracht, Mundart, teilweise auch Baukunst). Bei jeder Gelegenheit betonen beide Nachbargruppen ihre Unterschiede und gegenseitigen Widerwillen. Die Bojken nennen die Lemken im Oslawatal „Zadiljany“ (Sadilany — die hinter Dil Wohnenden) und lachen über ihre gefärbte Tracht („Zadiljany ziehen sich wie Zigeuner an“); dagegen die Lemken nennen die Bojken „Luchy“ und rügen das niedrige Kulturniveau ihrer Nachbarn.

Für die lemksische Nordgrenze hält Reinfuß ganz richtig die polnisch-ukrainische Sprachgrenze. Im Westen sieht er dagegen die Ukrainer der vier Dörfer westwärts von Poprad (Šlachtova, Javirky, Čorna-Voda und Bila-Voda) für eine nicht lemksische Gruppe an. Es ist wahr, daß diese ukrainische Bevölkerung näher den Zipser Lemken als den galizischen steht, von denen sie durch die Gebirgskämme abgegrenzt wird; aber sie, ebenso wie die Zipser Ukrainer, bilden Schattierungen der lemksischen Gruppe.

Bis zum Jahre 1919 standen die Ukrainer der vier obengenannten Dörfer im beständigen und engen Verkehr mit ihren Landsleuten in der Zips. Mit den galizischen Lemken kamen sie nur in vorübergehende Berührung in Marktstädten; mit ihnen schließen sie auch keine Ehebünde. Daraus folgert Reinfuß, daß ihr Gefühl der Zugehörigkeit zu den Lemken schwer festgestellt werden kann. Vielleicht ist auch seine Bemerkung wahr, daß seine dortigen Informatoren betonten, daß ihnen leichter eine Verständigung mit den Polen, als mit den vom Osten ankommenden Ukrainern sei. Bekannt ist, daß die Bewohner von Javirky ihre Mundart „javirška“ nennen; sie sind sich bewußt, daß sie nicht rein ukrainisch, sondern nur „po javirsku“ (Mundart von Javirky) sprechen. Aber die auf dieselben Gründe gestützte Meinung von Reinfuß, daß das Bewußtsein der Zugehörigkeit einer größeren ethnographischen oder sprachlichen Gruppe schwach ist, ist falsch. Die ukrainische Bevölkerung im ukrainisch-polnischen Grenzgebiet ist sich

bewußt, daß ihre Mundarten nicht die rein ukrainische Sprache sind, sondern viele polnische Spracheigentümlichkeiten enthalten; im Gebiet des Niederen Wisloks bedient sich die ukrainische Bevölkerung der polnischen Umgangssprache, während sie sich als Ukrainer oder Reußen (Rusyny) bezeichnet.

In den nächsten lemckischen Dörfern rechts von Poprad hat selbst REINFUSS das Selbstbewußtsein der nationalen Einheit der dortigen Bevölkerung mit der von den oben erwähnten vier westlemckischen Dörfern (links vom Poprad bei Szczawnica) festgestellt. Auf seine Frage in den Dörfern Zubryk (Zubrzyk), Mylyk (Milik), Virchomla (Wierchomla) und anderen, ob die Bewohner von Šlachtova zu den „Ihrigen“ oder zu „Fremden“ gehören, hat er immer dieselbe Antwort erhalten: „Zu Unsrigen, weil sie das gleiche Bekenntnis und die gleiche Sprache haben.“ Aber die rechts von Poprad wohnenden Lemken gaben im Gespräch mit Reinfuß eine Reihe von bemerkenswerten Unterschieden zwischen ihnen und ihren Landsleuten vom Gebiet um Szczawnica an. Entschlossen verneinten sie aber die lemckische Gruppenangehörigkeit der sogenannten „Vengryni“ von Leluchiv und Dubne, obgleich die Unterschiede zwischen ihnen und jenen geringer, als dieselben zwischen ihnen und den Bewohnern von Šlachtova waren. Reinfuß erklärt diese Erscheinung als Folge des seltenen Verkehrs zwischen den Ukrainern rechts und links von Poprad. Die rechtsufrigen Lemken haben für ihre linksufrigen Landsleute keinen besonderen Beinamen. Ganz richtig schließt er daraus, daß in den Peripherien des ukrainischen Volksgebietes die Frage „heimisch“ oder „fremd“ inmitten der hiesigen Bevölkerung nur vom nationalen Standpunkt (Sprache, Bekenntnis) und nicht in Hinsicht der Ähnlichkeit von ethnographischen Eigenschaften (Volkstracht, Mundart, Sitten) betrachtet wird.

Manche Lemken betreiben verschiedene Wandergewerbe: Drahtzieher von Bila-Voda und Javirky, Löffelmacher von Novyća (Nowica), Schmierenhändler von Loše (Łosie), Teerhändler von Bilanka (Bielanka) und Schafhändler von Rychvald (Rychwałd). Die Löffelmacher und die Schmierenhändler begeben sich mit ihren Waren — wie es Reinfuß angibt — nordwärts und westwärts, während in die lemckischen Bezirke von Sanok, Jaslo und Görlitz (Horlyci, Gorlice) die armen polnischen Schmierenhändler von Kolbuszowa kommen. Ich selbst hatte eine Möglichkeit in Loše zu verweilen und Informationen über das dortige Gewerbe zu bekommen. Manche Schmierenhändler von Loše haben vor dem letzten Kriege ihre Geschäfte in Warschau, Krakau und Lublin geführt. Die Drahtzieher der westlemckischen Randdörfer kamen bis zu den ukrainischen Kreisen Ostgaliziens. Die Informationen über die Ausdehnung des Lemckengebietes im Osten wurden dem Dr. Reinfuß von den Teerhändlern und Schafhändlern erteilt. Der Teer wird als Heilmittel von den Lemken und Goralen gebraucht. Deshalb

begegnete Reinfuß den Händlern im Sanoker Kreise, ebenso wie in den goralischen Dörfern von Podhale. Aus ihren Erzählungen entnahm er, daß sie zu den Gegenden von Balyhorod (Baligród) und Lisko (Lesko) gelangten. Der von Reinfuß nach der Ausdehnung des Lemkengebietes im Osten gefragte Teerhändler konnte zuerst nicht antworten. Auf die Hilfsfrage von Reinfuß: „Wie weit wohnen die Rußnaken, die ebenso wie ihr sprechen und sich kleiden?“ hat er auf die Gegend von Balyhorod (Baligród), wo seiner Meinung nach schon „andere Leute“ wohnen, hingewiesen. Die alten Schafhändler von Rychvald (Rychwałd), die sich seit langer Zeit jährlich im Frühling nach den Jahrmärkten in Lutovyska (Lutowiska), Turka, Skole und anderen bojkischen Städten begaben, hielten Tylava (Tylawa) und Jasłyśka (Jaśliska) für lemukische Ostgrenzorte. Ihrer Meinung nach wohnen ostwärts von den erwähnten Dörfern schon andere Leute, „die ehemals Bojken genannt wurden; dagegen heute Lemken; je weiter ostwärts, desto größer die Unterschiede zwischen Lemken und Bojken; aber die größten Unterschiede werden hinter Oslawa sichtbar, besonders früher, als noch alle sich altmodisch anzogen“.

Auf Grund der oben angeführten Informationen nimmt Reinfuß zwei Ostgrenzen des Lemkengebietes an; eine zieht sich durch die Gebirgskämme Velykyj Dil (Wielki Dział) und Bukovyča (Bukowica) hindurch; die andere zieht sich nordwärts vom Dukla-Gebirgspaß in der Gegend von Barvinok, Tylava und Jasłyśka herum. Die letztere hält Reinfuß nicht für die wirkliche Grenze der lemukischen Gruppe, sondern für die Grenzlinie der folgerichtig angewandten beständigen lemukischen Mundartbetonung, ebenso wie für die Grenzlinie einiger Abarten der lemukischen Volkstracht. Trotz dieser Unterschiede bezieht Reinfuß die Bewohner ostwärts von Jasłyśka in die lemukische Gruppe ein, weil sie selbst sich für Angehörige der lemukischen Gruppe ansehen; dagegen nennen sie ihre Ostnachbarn an den Sanzuflüssen Hočivka (Hoczewka) und Solyńka (Solinka) mit Spitznamen „Luchy“.

Betreffs des nationalen Bewußtseins der Lemken stellt Reinfuß richtig fest, daß jeder erwachsene Lemke seine Volksangehörigkeit mit ganz deutlicher Präzision fühlt. Vor 50 Jahren haben die griechisch-katholischen Pfarrer den Lemken den Russophilismus nahegebracht. Zur Zeit des Weltkrieges waren die Lemken der Meinung von Reinfuß nach ausnahmslos (richtiger aber: bis auf wenige Ausnahmen) russenfreundlich gesinnt; ihren Ansichten nach waren die Westrußen (Westukrainer) ein Teil des großen russischen Volkes, der sich vom Tatragebirge bis zum Ural ausdehnte. So schreibt Dr. Reinfuß; in Wirklichkeit geben die Russophilen über die angebliche Einheit des russischen Volkes an, daß sie von der Ostsee und vom Tatragebirge bis nach Kamtschatka und dem Großen Ozean reicht. Nach dem Weltkrieg verstärkten jüngere griechisch-katholische Priester, von

denen manche während des ukrainisch-polnischen Krieges im Jahre 1918/19 ukrainische Offiziere waren, die ukrainischen nationalen Stimmungen. Ihren Bemühungen widersetzten sich zuerst die lemksischen Bauern, die konservativen Anhänger des althergebrachten Volksnamens „Ruś“, „Rusyn“, „Rusnaky“, „ruśkyj“. Deshalb wollten sie von neuen Volks- und Landesbezeichnungen „Ukrainer“, „Ukraine“ nichts hören und glaubten an ihre Volkseinheit mit den Russen, deren Volksnamen vom altukrainischen „Ruś“ abgeleitet worden ist. Mit der Zeit aber wurde die Jugend hier und da für die ukrainische nationale Gesinnung gewonnen. Dank ihrer Lebenskraft vergrößerten sich die ukrainischen Einflüsse inmitten der Lemken von Tag zu Tag.

Dr. Reinfuß führte keine Forschungen in Bezug auf die Zahl der Ukrainer und Russophilen im Lemkengebiet durch. Er spricht nur im allgemeinen darüber. Die russophilen Stimmungen waren während seiner Forschungszeit noch im West- und Mittel-Lemkengebiete überwiegend; aber auch dort waren Dörfer, in denen der bedeutendste Teil der Bewohner sich als ukrainisch bezeichnete.

Die Beziehung der Lemken zu den Polen war ohne Rücksicht auf ihre ukrainische oder russophile Gesinnung ungünstig. Der Unterschied zwischen den Ukrainern und den Russophilen in dieser Hinsicht lag darin, daß die Ukrainer ihre Abneigung mehr öffentlich zeigten, während die Russophilen öfters ihre eigentlichen Gefühle unter einer unaufrichtigen Staatsloyalität versteckten.

Seine Ausführungen faßt Reinfuß in drei Punkten zusammen:

1. Die Benennung „Lemken“ kommt vom Volke her; ursprünglich bezeichnete sie einige im bojkischen Westgrenzstriche liegende Dörfer; später wurde sie auf das ganze von Ukrainern (Reußen) besiedelte Karpatengebiet westwärts vom San erweitert. In der hiesigen Volkssprache bestimmt diese Benennung keine Volksgruppe mit ganz präzisierten ethnographischen Eigenschaften, sondern sie ist vielmehr von politischer Bedeutung.

2. Die im Osten mit den Bojken benachbarten ukrainischen Gebirgsbewohner haben keine Volksbenennung; trotzdem bilden sie eine besondere Gruppe. Zu derselben Gruppe fühlen sich alle Ukrainer (Reußen), die zwischen Poprad und den Gebirgskämmen von Bukovyča (Bukowica) und Velykyj Dil (Wielki Dział) wohnen, zugehörig, mit Ausnahme einer geringen Gruppe „Vengryny“ südwärts von Mušyna (Muszyna).

3. In nationaler Hinsicht halten sich die Lemken entweder für „Reußen“ (Ruthenen), die in ihrem Selbstbewußtsein ein Teil des russischen Volkes sind, oder für „Ukrainer“, die ihre vollständige Abgesondertheit von allem Russischen (Moskauischen) betonen.

#### 4. Die polnischen Assimilationsbestrebungen inmitten der Lemken

Polonisierende Einwirkungen der polnischen Faktoren auf den ukrainischen Westgrenzstrich, und darunter auch auf das Lemkengebiet, fanden seit der Mitte des 14. Jh.s statt. Die Erfolge waren zunächst gering. Dank der Verpolung der deutschen Bevölkerung im Wislokgebiete näherte sich die polnische Sprachgrenze im 17. Jh. dem Mittelflußbett des San<sup>58</sup>). In den Karpaten aber ist der ukrainische Lemkenkeil fast unangerührt bis auf unsere Zeiten geblieben. Das mißfiel den Polen nach der Wiederherstellung ihres Staates vor allem deswegen, weil das Lemkengebiet einen Stützpunkt des geplanten polnischen Zentralindustrialgebietes in den Karpaten bilden sollte<sup>59</sup>). Das geplante Wirken der Polen zur Entnationalisierung der Lemken begann im Jahre 1933. Auf Grund einer Mappe der Neu-Sandezer Starosteiaktenstücke „Sprawy dotyczące Łemkowszczyzny“ (Die das Lemkengebiet betreffenden Sachen) kann man den Neu-Sandezer Bezirksstarosten Dr. MACIEJ ŁACH<sup>60</sup>) für den Leiter der Aktion halten. Die erwähnte Aktenmappe enthält: 1. Briefwechsel betreffs der Konferenzen und Protokolle des Wojewodschaftskomitees für die Angelegenheiten des Lemkengebietes und des „Subkomitees für die Lemkischen Fragen“, 2. Protokolle von Sitzungen des oben erwähnten Wojewodschaftskomitees, 3. Protokolle des genannten Subkomitees, 4. Presseberichte, 5. die Aktenstücke betreffs des Wirkens der russo- und polono-philischen lemischen Partei „Lemko-Sojuz“ (Lemkenverband), 6. die Monographie des Lemkengebietes, 7. die Aktenstücke betreffs der griechisch-katholischen sogenannten „Apostolischen Administration des Lemkengebietes“, 8. Landwirtschaftsangelegenheiten, 9. Wegeangelegenheiten, 10. Kirchensachen, hauptsächlich die römisch-katholische Kirche betreffend, 11. Aufklärungsangelegenheiten, 12. Verschiedenes. Auf Grund dieses wertvollen, für die Erforschung des lemischen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens in den Jahren 1933—1939 wichtigen Materials kann man Licht in die polnischen Entnationalisierungsbestrebungen bringen.

<sup>58</sup>) K. LÜCK, Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens, S. 92—98.

<sup>59</sup>) ST. MALESSA, *Możliwości rozwoju gospodarczego Karpat Polskich* (Die Möglichkeiten der wirtschaftlichen Entwicklung der polnischen Karpaten). Warschau 1938, S. 3—26. — K. BOBIŃSKI, *Centralny Okręg Przemysłowy* (Das Zentralindustrialgebiet). Warschau 1939, S. 5 und Karte S. 46—47.

<sup>60</sup>) In dem polnischen Biographienbuche: *Czy wiesz, kto to jest?* unter der allgemeinen Schriftleitung von STANISŁAW ŁOZA. Warschau 1938, S. 438, lesen wir, daß er im Jahre 1892 geboren ist und die Rechtswissenschaften an den Universitäten in Wien, Agram und Krakau studierte. In den Jahren 1927—1929 bekleidete er eine Stelle im polnischen Innenministerium, seit 1929 war er Bezirksstarost zuerst in Hrubesiv im Cholmerland, dann in Neu-Sandez.

Die erste Konferenz betreffs der lemksischen Frage hat am 31. Mai 1933 in dem Lokal der Neu-Sandezer Starostei stattgefunden. Anwesend waren die Bezirksstarosten, Schulinspektoren und Instruktoeren aus dem zur Krakauer Wojewodschaft gehörenden Westlemkengebiete. Die Sitzung wurde vom Delegierten des Wojewodschaftsamtes, dem Rat Ing. JOSEF HIRSCHBERG eröffnet und von ŁACH geleitet. Der letzte und andere Starosten hielten die Vorträge über den Organisationszustand der Lemken. Aus ihren Referaten ist zu ersehen, daß die Lemken zu 95% dem polnischen Staate und Volke loyal und geneigt waren. Angeblich hielten sich die Lemken für einen abgesonderten Bruchteil der Reußen. Nur die ukrainischen Volkserzieher, hauptsächlich die griechisch-katholischen Pfarrer und die Lehrer in den Volksschulen führten ihnen das ukrainische Volksbewußtsein zu Gemüte. Die lemksische politische Organisation „Lemko-Sojuz“ (Lemkenverband) war teils von der galizischen russophilen Partei „Ruska Seljanska Organizacija“ (Die Russische Bauernorganisation), teils von der mehr polonophilen als russenfreundlichen Partei „Ruska Agrarna Organizacija“ (Die Russische Agrarorganisation) beeinflußt. In Wirklichkeit waren nur die Leiter des „Lemko-Sojuz“ polonophil; die Massen des lemksischen Bauertums waren gegenpolnisch gesinnt.

Angeblich im Namen der Lemken hat Łach folgende Wünsche ausgedrückt: 1. die Einführung der lemksischen Mundart in den Schulunterricht, 2. die Gründung der lemksischen Genossenschaften und Turnvereine mit eigenen, weder von ukrainischen noch von russophilen Lemberger Zentralen abhängigen Verwaltungsorganen, 3. das Herausgeben einer Zeitschrift in der lemksischen Mundart und einstweilen die vorläufige Beschaffung der Zeitung „Lemko“ aus Cleveland (U. S. A.), 4. die Gründung der lemksischen Lesesäle und die Aufhebung der bisherigen ukrainischen der „Prosvita“ (Aufklärungs)-Gesellschaft, ebenso wie auch der russophilen der Kačkovskij-Gesellschaft<sup>61</sup>) im Lemkengebiet, 5. die Unterbringung der lemksischen Lehrer in den Volksschulen statt der Ukrainer und 6. in kirchlicher Hinsicht die Unabhängigkeit der Lemken von der Jurisdiktion des griechisch-katholischen Bischofs in Peremyschl (Przemysl).

Auf Grund der unter den Aktenstücken der Neu-Sandezer, Görlitzer und Sanoker Starosteien aufbewahrten Denunziationen und Erklärungen seitens der „R. S. O.“ (Ruska Seljanska Organizacija)- und „Lemko-

<sup>61</sup>) MICHAEL KAČKOVŠKYJ (1802—1872), ein galizischer Ukrainer und österreichischer Gerichtsrat in Sambir, war seit der Mitte des 19. Jh.s der Mäzen der galizischen ebenso ukrainischen, wie auch russophilen Literatur. Um der Popularität seines Namens willen haben die Russophilen ihre nach seinem Tode im Jahre 1873 gegründete Aufklärungsgesellschaft, die der ukrainischen, im Jahre 1868 gegründeten „Prosvita“-Gesellschaft Konkurrenz machte, mit seinem Namen benannt.

Sojuz“-Mitglieder sowie des vertraulichen Briefwechsels zwischen den polnischen Staatsmännern und den Leitern des „Lemko-Sojuz“ (Advokat Dr. OREST HNATYŠAK und Lehrer METHODIUS TROCHANOVSKIJ) kann man die wirklichen Wünsche der lemksischen Russophilen feststellen. Sie stimmten mit den polnischen nur in bezug auf die Verdrängung der ukrainischen nationalen Einflüsse überein. Aber statt des ukrainischen Volksbewußtseins hofften die Russophilen auf eine Fortsetzung des Russophilismus, während die Polen Verpolungsabsichten hatten. Aus späteren Erklärungen der lemksischen Russophilen gegen die Ersetzung der lemksischen Mundart durch die polnische Sprache in den Volksschulen kann man folgern, daß sie in ihren Hoffnungen vom Jahre 1933 enttäuscht wurden. Sie wußten gar nichts davon, daß ihr polnischer Mäzen Dr. ŁACH schon auf der geheimen Konferenz vom 31. Mai 1933 nicht nur die ukrainischen Genossenschaften, Turnvereine, Lesesäle und Gesellschaften, sondern auch die russophilen aufheben wollte, angeblich in ihrem Namen. Betreffs der lemksischen Presse lesen wir im Sitzungsbericht: „Über die Frage der Herausgabe einer Zeitschrift im Lemkengebiet bemerkt die Konferenz, daß der Mangel an einer Zeitschrift in lemksischer Mundart tief empfunden wird. Mit Rücksicht auf das Fehlen an Fonds ist es in der Gegenwart ziemlich schwer, eine Wochen- oder Zweiwochen-Schrift in der lemksischen Mundart herauszugeben. Aus demselben Grunde hält die Konferenz die Zulassung des Postdebits für die in Cleveland in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erscheinende Zeitung „Lemko“ für angemessen, wenn ihre Schriftleitung eine entsprechende Erklärung ablegt. Diese Zeitschrift wird in der lemksischen Mundart geschrieben und geißelt scharf die Ukrainer.“

Die gegenukrainische Richtung dieses Blattes, das im Januar und Februar 1928 in New York, dann in Philadelphia, in den Jahren 1930 bis 1935 in Cleveland und zuletzt vom Anfang des Jahres 1936 wieder in New York erschien, veranlaßte zuerst den Neu-Sandezer Starosten, ein Auge bei der Durchsicht der sowjetfreundlichen und kommunistischen Artikel zuzudrücken. Bald aber ist er in dieser Hinsicht zur Besinnung gekommen, so daß der amerikanische „Lemko“ niemals den freien Postdebit in dem ehemaligen polnischen Staat erreichte. Seit seinem Erscheinen (1928) wurde dieses Blatt von den amerikanischen Lemken ihren Landsleuten in der Lemkenheimat im Briefumschlag zugesandt. Solche Sendungen wurden öfters von Polizeiposten mit Beschlag belegt, wie sich aus den Akten ergibt. Die Anschauungen des amerikanischen „Lemko“ wurden besonders in der ukrainischen Presse bekämpft. Um das ukrainische nationale Bewußtsein leichter den Lemken nahezubringen, begann ein ukrainischer Lemberger Presseverlag seit dem Anfang des Jahres 1934 eine ukrainische, teils in lemksischer Mundart geschriebene Zweiwochenschrift „Naš Lemko“ (Unser

Lemke) herauszugeben. Diese Zeitschrift widersetzte sich nicht nur der Verbreitung des Sowjetrussophilismus und Kommunismus, sondern auch der Entnationalisierung der Lemken im polnischen Sinne. Das Erscheinen dieser Zeitschrift bedrohte die polnischen Assimilationsabsichten. Das erregte die polnischen Behörden, insbesondere ihren Sachwalter für lemukische Angelegenheiten. Dr. Łach kümmerte sich sofort um ein polnisches Blatt in lemukischer Mundart. Seit dem Februar 1934 begann das durch die polnischen Behördenkreise subventionierte Blatt „Lemko“ in Krynyca unter der Schriftleitung des russophilen Lehrers METHIDIUS TROCHANOVSKIJ zuerst als Zweiwochenblatt, seit dem Juni 1934 als Wochenblatt zu erscheinen.

Der „Lemko“ in Krynyca (Krynica) war seit seinen Anfängen bis zum Ende eine Unternehmung, die sich wirtschaftlich nicht rentierte. Schon im ersten Halbjahr seiner Existenz hat er 3600 Zloty reine Staatssubvention verschlungen. Das Blatt wurde überdies unentgeltlich an Anschriften verschiedener Lemken versandt; die Gemeindeämter wurden verpflichtet, es zu abonnieren. Der Schriftleiter Trochanovskij brauchte sich nicht um das Geld zu kümmern; das war das Ressort des Neu-Sandezer Bezirksstarosten, dessen Schreiben an den Vorstand des Krakauer Wojewodschaftsausschusses der öffentlichen Sicherheit vom 12. Juli 1934 z. B. eine sofortige weitere Subvention von 800 Zloty für „Lemko“ zur Folge hatte. Außerdem trug der Vorsteher des oben erwähnten Amtes Mgr. MAŁASZYŃSKI auch Sorge für den Inhalt und die Verlagskosten (3000 Zloty) des lemukischen Kalenders für das Jahr 1935.

Aus dem Bericht des Schriftleiters Trochanovskij vom 15. Dezember 1934 erfahren wir, daß „Lemko“ zuerst in 5000 Exemplaren gedruckt wurde; bald aber, infolge der zahlreichen Rücksendungen, wurde die Auflage auf 2700 herabgedrückt. Die Verlagskosten für die zweite Hälfte des Jahres 1934 machten 5500 Zloty aus, während die aus dem jährlichen Abonnement eingelaufene Summe nur 519 Zloty und 20 Groschen betrug. Im ersten Halbjahr 1935 betragen die Verlagskosten 5551 Zloty, im zweiten 5850·75 Zloty, dagegen die Einkünfte aus Abonnements nur 256 Zloty binnen des ganzen Jahres. Die Verlagskosten der Kalender für die Jahre 1935 und 1936 betragen 8029 Zloty. Die Subventionen für den Kalender sind: 1500 Zloty vom Krakauer Wojewodschaftsamte, 1498 Zloty vom Kriegsministerium, je 200 Zloty von den Sanoker und Neu-Sandezer Bezirksausschüssen, je 150 Zloty von denen von Jaslo und Gorlice, und je 100 Zloty von denen von Krosno und Lesko. Über den Inhalt der lemukischen Kalender entschied nicht die Schriftleitung von „Lemko“, sondern der Neu-Sandezer Starost, die Krakauer Wojewodschaftsverwaltung, das Kriegsministerium und das Büro für die Nationalitätenpolitik beim Präsidium des Ministerrates. Die Verlagskosten des Kalenders für das Jahr 1937 betragen 3755·03

Zloty, für das Jahr 1938 3507·31 Zloty. Der Vorstand des Krakauer Sozialpolitischen Wojewodschaftsausschusses (frühere Benennung für öffentliche Sicherheit) bat das Kriegsministerium um die Subvention von 3000 Zloty, aber er erhielt nur 1660 Zloty. Infolge häufiger Fehlbeträge ebenso wie angesichts der zweifelhaften Auswirkung beschlossen die polnischen Staatsmänner, das Blatt „Lemko“ einzustellen. Das geschah Anfang Mai 1939. Außerdem entsprach der Inhalt nicht immer den polnischen Assimilations-tendenzen, obgleich Trochanovskij seinen Brotgebern ganz fügsam war; trotzdem rückte er zuweilen in seinem Blatt die Benennung „Halycka Rus“ (das galizische Rußen) ein, die sich seiner Darlegung nach auch auf das Lemkengebiet bezog. Auch die Erinnerung an die Qualen der des Russophilismus Verdächtigten während des Weltkrieges gefiel den Polen nicht, weil unter der polnischen Regierung die lemckischen Bauern noch mehr gequält wurden.

Übrigens hielten es die polnischen Staatsbehörden im Jahre 1939 für angemessen, ganz öffentlich die Verpolung der Lemken durchzuführen. Der neue Neu-Sandezer Starost Mgr. KARL ADAMSKI (seit Oktober 1938) hatte den Gedanken, „Lemko“ in polnischer Sprache herauszugeben. Das Krakauer Wojewodschaftsamt war jedoch anderer Meinung. In seinem Schreiben vom 18. März 1939 heißt es u. a.: „Das weitere Herausgeben des Blattes ‚Lemko‘, nur in der veränderten Gestalt, wäre nicht zweckmäßig, weil dieses Blatt, ebenso wie der bisherige ‚Lemko‘ in lemckischer Mundart unpopulär wäre.“ Der Entscheidung des Krakauer Wojewodschaftsamtes vom 28. April 1939 nach sollte ein lemckisches Beilageblatt zu der polnischen Zeitung „Głos Podhala“ erscheinen. Dieser Plan aber wurde bis zum Kriege nicht verwirklicht.

Inzwischen gelang der polnischen Regierung in Übereinstimmung mit dem päpstlichen Stuhl die Absonderung der Lemken von der kirchlichen Jurisdiktion des griechisch-unierten Bischofs in Peremyschl (Przemyśl). Die Veranlassung dazu gaben die russophilen Leiter, die einerseits das orthodoxe Bekenntnis als den echten und ursprünglich rußischen Glauben inmitten der Lemken propagierten, andererseits bei den polnischen Regierungskreisen und dem päpstlichen Nuntius Schritte unternahmen, um ein besonderes lemckisches Bistum zu erreichen. Besonders seit dem Jahre 1932 machte die Orthodoxie manche Fortschritte im Lemkengebiet, so daß die Synode der orthodoxen Bischöfe in Polen die Vergrößerung der orthodoxen Etatspfarreien in diesem Gebiete forderte<sup>62</sup>). Während des Aufenthaltes des päpstlichen Nuntius MARMAGGI im lemckischen Kurorte Krynyca (Krynica) im August 1933 hat die lemckische russophile Delegation ihm eine Bittschrift eingehändigt: die lemckische Bevölkerung wolle den Bischof von

<sup>62</sup>) Vgl. das „vertrauliche“ Schreiben des Krakauer Wojewodschaftsamtes an den Neu-Sandezer Starosten vom 6. Mai 1932 unter den Starosteiakten.

Peremyschl KOCYLOVŠKYJ als ihren Vorgesetzten nicht anerkennen, weil er — wie es im Polizeiberichte vom 7. August 1933 dem Neu-Sandezer Starosten mitgeteilt worden ist — „das griechisch-katholische Bekenntnis zerstöre und nach der Orthodoxie strebe; jenen seinen Bestrebungen widersetze sich die hiesige Bevölkerung und bitte den Nuntius um die Stiftung eines besonderen lemksichen Bistums mit dem Sitz im Kurorte Krynyča (Krynica)“. Dieser Polizeibericht ist ungenau, weil die lemksichen Russophilen dem griechisch-unierten Bischof von Peremyschl gar keinen Hang zur Orthodoxie, sondern die Verleihung der lemksichen Pfarreien an diejenigen Priester, die der hiesigen Bevölkerung das ukrainische nationale Bewußtsein nahebrachten, vorwarfen. Der russophilen Meinung nach verursachte die Tätigkeit des Ukrainertums inmitten der Lemken ihren Abfall von der griechisch-katholischen Kirche zugunsten der Orthodoxie. In Wirklichkeit verbreitete sich die Orthodoxie größtenteils in den Pfarreien, wo die griechisch-unierten Priester mit russophilen Ansichten wirkten. Der Neu-Sandezer Starost hat das russophile Gesuch um die Stiftung entweder eines besonderen lemksichen Bistums oder eines Vikariats in seinem Schreiben an höhere polnische Behörden als für die Verpolung der Lemken vorteilhaft begünstigt<sup>63</sup>).

Und wirklich war die Absonderung der Lemken von den geistigen Einflüssen der galizischen, griechisch-katholischen Hierarchie, die den ukrainischen nationalen Bestrebungen huldigte, für die Verpolung der Lemken günstig. Deshalb unternahm auch die polnische Diplomatie Schritte in dieser Richtung im Vatikan. Infolgedessen hat die römische Kongregation für die Ostkirche am 10. Februar 1934 ein Dekret über die Absonderung der sogenannten „Apostolischen Administration des Lemkengebietes“ herausgegeben.

Die spezielle, bis zum Jahre 1944 verbindliche Konvention zwischen dem Vatikan und Polen bezeichnete als ihr Gebiet neun südwestliche Dekanate (Sanok, Bukivsko, Rymaniv, Dyniv, Korosno [Krosno], Dukla, Horlyci [Gorlice], Hrybiv [Grzybów] und Mušyna [Muszyna]) mit 121 Pfarreien des griechisch-unierten Bistums in Peremyschl. Die Bischofsjurisdiktion auf diesem Gebiete sollte nicht dem Bischof in Peremyschl, sondern einem von dem Papst in Übereinstimmung mit der polnischen Regierung ernannten „Apostolischen Administratoren“ als „jurisdictio quasiepiscopalis“ gehören. Er und seine Dreimitgliederkurie sollten durch den polnischen Staatsschatz erhalten werden.

Das oben erwähnte Dekret der römischen Kongregation hat zuerst den Feldprediger für die griechisch-katholischen Soldaten in der polnischen Armee, Dr. NIKOLAUS NAHORJANSKIJ, zum „Apostolischen Administratoren des Lemkengebietes“ ernannt. Obgleich Nahorjanskij seinen Ansichten

<sup>63</sup>) Vgl. sein „geheimes“ Schreiben an den Krakauer Wojewoden vom 20. Oktober 1933. (Abschrift unter den Starosteiakten.)

nach ein Russophile war und in polnischen Militärdiensten stand, wollte er diese Würde nicht annehmen. Fast ein Jahr verging, bis die römische Ostkongregation einen anderen „Apostolischen Administratoren“ in Person des Lemken Dr. BASILIUS MASCJUCH anerkannt hat<sup>64</sup>). Zu seinem Wohnsitz wurde der Kurort Rymaniv bestimmt.

Der bisherige Dorfpfarrer im Rudky-Bezirke Mascjuch hat die ihm angebotene Würde angenommen. Am Anfang des Jahres 1936 (22. Januar) schrieb der Neu-Sandezer Starost ŁACH an den Vorsteher des Krakauer Sozialpolitischen Wojewodschaftsausschusses Mgr. ANDREAS WOLANIECKI folgendes: „Die Ernennung des Priesters Dr. Basilius Mascjuch hat keine erwünschten Erfolge gebracht; im Gegenteil hat sie geradezu negative Folgen hervorgerufen. Der Priester Dr. Mascjuch hat alle Erwartungen getäuscht und seine apostolische Mission hat sich in Ignoranz und Parodie gezeigt.

Die persönlichen Fehler des Priesters Dr. Mascjuch sind heute im ganzen Lemkengebiet sprichwörtlich geworden, und die Folgen seines unberechenbaren Wirkens reichen zum Nachteil der Kirche, des Staates und der Bevölkerung, die seiner Fürsorge anvertraut worden ist. Jeder Schritt des Priesters Dr. Mascjuch ist auf den materiellen Gewinn berechnet; alles das, was dieser Mensch denkt, spricht und wirkt, geht vom Gesichtspunkte seines Geldvorteils aus.“

Im allgemeinen wirkte Mascjuch den Weisungen der polnischen Behörden gemäß. Im Auftrage des Neu-Markter (Nowy Targ) Bezirksstarosten hat er den Pfarrer von Javirky GREGOR NOVOSAD in eine andere elendere Pfarrei versetzt. Dagegen widersetzte er sich dem allmächtigen Gönner der polnischen Aktion im Lemkengebiete Dr. MACIEJ ŁACH in bezug auf die Versetzung des Pfarrers von Złocke IVAN KAČMAR, der sich um das Ukrainertum im Lemkengebiete sehr verdient machte. Diese Beziehung von Mascjuch zu Kačmar hat bei den polnischen Behörden ebenso wie bei den Russophilen eine Enttäuschung hervorgerufen. Darin liegt wohl auch der Hauptgrund für die obenangeführte Beurteilung des „Apostolischen Administrators“ durch den Neu-Sandezer Starosten.

Bald nach dieser Beurteilung ist Mascjuch eines rätselhaften Todes gestorben. Die russophilen und zugleich polonophilen Leiter des „Lemko-Sojuz“ (Lemkenverband) wandten sich an den polnischen Primas KARDINAL HLOND, damit kein Ukrainer zu seinem Nachfolger ernannt würde. Ebenfalls schrieb der Neu-Sandezer Starost Łach an den Vorsteher des Krakauer Sozialpolitischen Wojewodschaftsausschusses (15. April 1936) und an den Wojewoden (19. Mai 1936) und erhob Einspruch gegen die Ernennung des Professors der Stanislauer griechisch-katholischen Klerikerschule

<sup>64</sup>) Vgl. das Schreiben vom Direktor des Departements des Ministeriums für religiöse Bekenntnisse und öffentliche Bildung vom 1. Februar 1935.

Dr. JAKOB MEDVECKIJ, weil er denselben für einen Ukrainer hielt. In Wirklichkeit war Medveckij ein Russophile und deshalb auch polenfreundlich. Gegen Ende des Jahres 1936 wurde er dank seiner Gesinnung zum Apostolischen Administratoren ernannt und bald war selbst Dr. Łach mit seiner Tätigkeit sehr zufrieden. In seinem „geheimen“ Schreiben an den Krakauer Wojewoden vom 14. November 1937 schlug der Neu-Sandezer Starost vor, die polnische Regierung möge beim päpstlichen Stuhl Schritte zugunsten der Bischofswürde für Medveckij unternehmen. Die Sozialpolitische Verwaltung (d. i. für öffentliche Sicherheit) des Krakauer Wojewodschafts-amtes hat auch zum persönlichen Schutz des Apostolischen Administrators vor angeblichen Attentaten ukrainischer Nationalisten ihm einen Geheimpolizisten zugeteilt.

Trotz verschiedener Schikanen der polnischen Behörden und der gänzlichen Fügsamkeit des Apostolischen Administrators hat die griechisch-katholische Kirche im Lemkengebiet ihre ukrainischen Eigenschaften bewahrt. Die Polen mochten der Hoffnung leben, in der Zukunft eine günstigere Gelegenheit des Polonisierens zu haben, denn der Apostolische Administrator schickte die lemksichen Kleriker nicht nach Peremyschl, sondern nach Krakau, wo sie in der römisch-katholischen Klerikerschule (dem sog. „Tschenstochauer geistlichen Seminar“ (Seminarium Duchowne Częstochowskie) den theologischen Unterricht genießen sollten. Für die Ausbildung der lemksichen Kleriker interessierten sich außer dem Apostolischen Administrator und dem Neu-Sandezer Starosten selbst die Krakauer und Lemberger Wojewoden, zugleich der Kreiskorpskommandeur in Krakau. Bald haben diese Faktoren entschieden, daß für die Verpolung der lemksichen Kleriker in Krakau die Gefahr ihres möglichen Verkehrs mit den ukrainischen Universitätsstudenten zu groß ist. Deshalb entwickelte der Krakauer Wojewode im Sommer 1938 den Plan, die lemksichen Kleriker in der römisch-katholischen Klerikerschule in Tarnów, wo es kein ukrainisches Element gab, unterzubringen.

Alle griechisch-katholischen Priester, selbst diejenigen, die dem Russophilismus huldigten, widersetzten sich der Verpolung ihrer Kirche, dem Predigen und dem Religionsunterricht in den Volksschulen in polnischer Sprache, während die orthodoxen Geistlichen in dieser Hinsicht den polnischen Nationalbestrebungen gänzlich fügsam waren. Sie bemühten sich, die Predigten in polnischer Sprache zu halten, feierten die polnischen Volks- und Staats-Feiertage und folgten in ihrem öffentlichen Wirken den Weisungen der polnischen Regierungspartei, zuerst des sogenannten „Unparteiischen Blocks der Mitarbeit mit der Regierung“ („Bezpartyjny Blok Współpracy z Rządem“, abgekürzt „BBWR“), dann des sogenannten „Lagers der Volksvereinigung“ („Obóz Zjednoczenia Narodowego“, abgekürzt

„Ozon“). Deshalb unterstützten die polnischen Behörden die Ausbreitung der Orthodoxie inmitten der Lemken; dagegen legten sie Hindernisse in den Weg, wenn die lemckischen Bauern zum griechisch-unierten Bekenntnis zurückkehren wollten.

Außerdem bemühten sich die polnischen Behörden, die römisch-katholische Kirche im Lemkengebiet zu festigen. Sie gründeten Kirchen und Kapellen auch in den Dörfern, in denen die Anzahl der römisch-katholischen Bevölkerung unter 10 war. Aus den Akten der Sanoker Starostei erfahren wir, daß jeder griechisch-katholische Ukrainer ohne Veränderung seines Bekenntnisses keinen Anteil an der Parzellierung des Großgrundbesitzes haben konnte. Den ins Ausland zur Saisonarbeit gehenden Bauern wurde ihre Volkszugehörigkeit, ebenso wie auch zuweilen Bekenntnis, im Personenausweis verändert.

Seit dem Jahre 1933 war die lemckische Mundart statt der ukrainischen Unterrichtssprache in den lemckischen Volksschulen eingeführt worden. Die Russophilen waren damit zufrieden; im Jahre 1937 haben jedoch auch sie die polnischen Absichten ihnen gegenüber genauer kennen gelernt. Die Einführung der lemckischen Mundart und die Entfernung der ukrainischen Lehrer aus dem Lemkengebiet waren die Vorbereitung zur gänzlichen Verpolung der lemckischen Volksschulen, die 1937 erfolgte. Gegen diese Maßnahmen protestierten nicht nur die ihrer Eigenart bewußten Ukrainer, sondern auch die Russophilen. Aber ihre Proteste waren bis zum Untergange Polens im Herbst 1939 erfolglos.

Auch alle ukrainischen Wirtschaftsgenossenschaften und Aufklärungsgesellschaften in dem zur Krakauer Wojewodschaft gehörenden Westlemkengebiet, die den ukrainischen Zentralen in Lemberg untergeordnet waren, wurden seit dem Jahre 1933 aufgehoben; die letzte Filiale „Prosvita“ in Neu-Sandez befand sich schon außerhalb des ethnographischen Lemkengebietes. Dagegen wurde das Wirken der russophilen Genossenschaften und Lesesäle der Kačkovskij-Gesellschaft vorläufig gelassen, obgleich auch der Gedanke ihrer Aufhebung von Dr. ŁACH in der Konferenz vom 31. Mai 1933 erwähnt wurde. Vorläufig aber sollten die Russophilen noch wirken, bis die polnischen Behörden das ukrainische Volksbewußtsein unter den Lemken ausgerottet haben würden. Unter solchen Umständen begannen die ukrainischen Volkserzieher in manchen Lesesälen der Kačkovskij-Gesellschaft erfolgreich zu wirken. In Starostei- und Polizei-Berichten haben wir davon Berichte, wie z. B.: „Die Organisation der Ukrainischen Nationalisten (O. U. N.) bemächtigt sich der Lesesäle der Kačkovskij-Gesellschaft.“

# Zur siebenbürgischen Burgenforschung

Von KURT HOREDT (Hermannstadt)

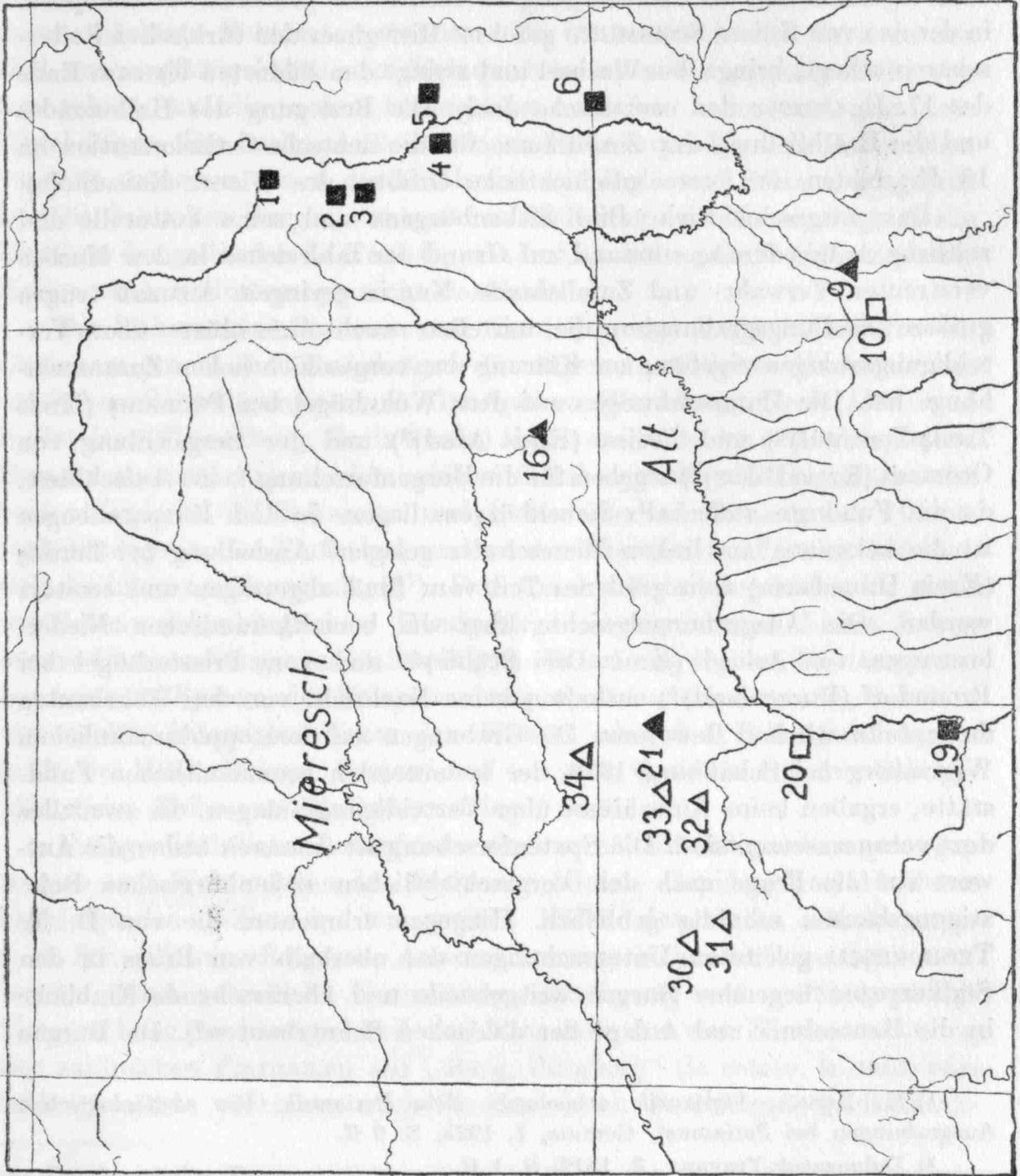
Die Bedeutung der Burgenforschung für die geschichtlichen Fächer ist seit langem bekannt. Die Untersuchung der vorgeschichtlichen Befestigungsanlagen, ihrer Kennzeichen und Verbreitung haben das Wissen um die vorgeschichtlichen Zusammenhänge vertieft und das Wechselspiel gegenseitiger Beeinflussung klargelegt. Die Ringwallforschung ergab wesentliche Aufschlüsse über die früheisenzeitlichen Kulturströmungen und Grabungen an den machtvollen Wehrbauten der Germanen warfen ein neues Licht auf die hochentwickelten Verteidigungsmöglichkeiten der großgermanischen Zeit. Für die Frühgeschichte eröffneten die freigelegten slawischen Erdburgen und Gaufesten neue Ausblicke und boten häufig eine wertvolle Bestätigung und Ergänzung der mittelalterlichen Quellennachrichten. Die Untersuchungen der Niederlassungen und Handelsplätze der Wikinger und der mittelalterlichen Festungs- und Verteidigungslinien, des *limes saxonicus* und des Danewerkes, brachten grundlegende Erkenntnisse für die Geschichte dieses Zeitabschnittes.

Die landschaftlichen Gegebenheiten Siebenbürgens begünstigen und erleichtern die Anlage von Schutzbauten und die wechselvolle, ereignisreiche Geschichte des Raumes zwang zu erhöhter Verteidigungsbereitschaft.

Der von den Ost- und Südkarpaten und dem siebenbürgischen Erzgebirge umschlossene Raum erstreckt sich basteiartig vorgelagert in die eurasische Ebene und sperrt als natürliche Festung die Einfallswegen des Ostens nach Mitteleuropa. Leicht zu überquerende Höhen, breite Flußtäler und tiefeingeschnittene Engpässe erschließen die Landschaft der Umwelt und bilden die Einbruchstraßen bei kriegerischen Verwicklungen. Die inneren Vorhöhen der Randgebirge bieten geeignete Plätze für die Errichtung von Paß- oder Talsperren. Das Karpatenbecken ist durch sein Flußnetz harmonisch, in der Hauptsache horizontal, gegliedert und entlang seiner Wasserläufe liegen bedeutende vorgeschichtliche Niederlassungen und im Mittelalter wichtige Stadtfestungen.

Siebenbürgen ist in die Zwischenlandschaft des mitteleuropäischen und östlichen Machtbereiches eingespannt und seine Geschichte ist ein Spiegelbild des Wechselspiels zwischen östlichen und europäischen Kräften, die sich in größeren Zeiträumen in der Herrschaft und dem Besitz dieses fruchtbaren und reichen Raumes ablösen. Das erste geschichtlich greifbare Ereignis am Beginn des 1. Jahrtausends v. d. Ztr. ist der Vorstoß der von den Skythen verdrängten Kimmerier. Ihre Westbewegung schneidet Südosteuropa von der mitteleuropäischen vorgeschichtlichen Kulturentwicklung ab und verlängert die siebenbürgische Bronzezeit um einige Jahrhunderte.

Erst das Vordringen der Skythen, deren Eintreffen in Siebenbürgen um 600 v. d. Ztr. anzusetzen ist, bezeichnet den Beginn der Eisenzeit. Den Gegenstoß des Westens eröffnen die Kelten, die um 300 v. d. Ztr. Siebenbürgen erreichen. Die Eroberung Daziens durch TRAJAN und das gotische



und gepidische Reich, die an der unteren Donau die Erbfolge Roms antreten, sichern die Vormachtstellung Europas. Der durch Geschlechterhaß und Stammesneid verursachte Untergang des gepidischen Volksstaates (567 n. d. Ztr.) erschließt den Völkern des Ostens, den Awaren, Slawen,

Bulgaren und Madjaren, die Einfallspforte nach Mitteleuropa. Die Besetzung nach der Jahrtausendwende durch die christianisierten Madjaren, die Ungarn, bezieht Siebenbürgen wieder in den westlichen Kulturkreis ein und die Einfälle der Kumanen, Petschenegen und Mongolen unterbrechen diese Entwicklung, aber verhindern sie nicht. Die Schlacht bei Nikopolis, in der das von Kaiser SIGISMUND geführte Ritterheer den türkischen Reiter-scharen erliegt, bringt den Wechsel und zwingt den Südosten bis zum Ende des 17. Jh.s unter das osmanische Joch. Die Besiegung des Halbmondes und die Erschließung der Siedelräume für die deutsche Ostkolonisation im 18. Jh. bilden die letzte geschichtliche Großtat des Wiener Kaiserhofes.

Das vorgeschichtliche Bild Siebenbürgens und seine kulturelle und zeitliche Aufgliederung entstand auf Grund der zahlreichen in den Museen verstreuten Verwahr- und Zufallsfunde. Nur in geringem Ausmaß trugen größere Siedlungsgrabungen, die mittelbar auch Aufschlüsse über Verteidigungsanlagen ergeben, zur Klärung der vorgeschichtlichen Zusammenhänge bei. Die Untersuchungen auf dem Wohnhügel bei Periamuş (Kreis Timiş-Torontal)<sup>1)</sup> und Pecica (Kreis Arad)<sup>2)</sup> und der Bergsiedlung von Otomani (Kreis Bihor)<sup>3)</sup> ergeben für die Burgenforschung keine Aufschlüsse, da die Fundorte außerhalb Siebenbürgens liegen. In dem Karpatenbogen ist die bekannte, am linken Miereschufer gelegene Ansiedlung bei Turdaş (Kreis Hunedoara) zum größeren Teil vom Fluß abgetragen und zerstört worden. Die Ausgrabungsberichte über die bemaltkeramischen Niederlassungen von Ariuşd (Kreis Drei Stühle)<sup>4)</sup> und vom Priesterhügel bei Brenndorf (Burzenland)<sup>5)</sup> enthalten keine Nachricht von den Wehrbauten ihrer steinzeitlichen Bewohner. Die Grabungen auf dem oppidumähnlichen Wietenberg bei Schäßburg 1938, der bedeutenden bronzezeitlichen Fundstätte, ergaben keine Aufschlüsse über Verteidigungsanlagen, die zweifellos dort vorauszusetzen sind. Die Spatenforschung ist demnach bisher die Antwort auf die Frage nach den vorgeschichtlichen siebenbürgischen Befestigungsbauten schuldig geblieben. Hingegen erbrachten die von D. M. TEODORESCU geleiteten Untersuchungen der oberhalb von Broos in den Südkarpaten liegenden Burgen weitgehende und überraschende Einblicke in die Bautechnik und Anlage der dakischen Schutzbauten<sup>6)</sup>. Die Burgen

1) M. ROSKA, Săpăturile arheologice dela Periamuş (Die archäologischen Ausgrabungen bei Periamuş), Gemina, 1, 1923, S. 9 ff.

2) Dolgazatok-Travaux, 3, 1912, S. 1 ff.

3) Dacia, 2, 1925, 400 ff. Anuarul comisiunii monumentelor istorice, Secţiunea pentru Transilvania, 2, 1926—1928, S. 192 ff. Dolgazatok-Arbeiten, 6, 1930, S. 163 ff.

4) Dolgazatok-Travaux, 2, 1911, S. 175 ff., 5, 1914, S. 279 ff.

5) H. SCHROLLER, Die Stein- und Kupferzeit Siebenbürgens, Berlin 1933.

6) Eine kurze Beschreibung und ausführliche Literaturübersicht gibt I. NESTOR

sind zu Gruppen zusammengefaßt und überwachen die Anmarschwege zu der Hauptburg. Die Burgkegel sind in Terrassen gegliedert, die, durch Wall und Pallisaden gesichert, dem Feind die Annäherung erschweren und das auffälligste Kennzeichen der dakischen Verteidigungswerke bilden. Die oberste Terrasse und eigentliche Befestigung ist mit Mauern umringt und durch mächtige Ecktürme geschützt. Die Außenwände der Steinmauern sind aus sorgfältig behauenen Steinquadern, etwa bis zu einer Höhe von 2 m gebaut, auf die in den höhergelegenen Teilen Lehm- und gebrannte Ziegel folgen. Die beiden Außenseiten sind durch querliegende Holzstreben versteift, zwischen denen der Hohlraum mit Erde und Steinen ausgefüllt ist. Die dakischen Burgen verraten in Gliederung und Mauergefüge starke Einflüsse der gallischen La-Tène-Oppida und sind ohne die Wanderungen der Kelten nach Südosteuropa nicht denkbar.

Die Sicherungsmaßnahmen und die Anlage der Lager in der Provinz Dazien zeigen in den Grundzügen die allgemein üblichen Merkmale der römischen Verteidigungstechnik. In Apulum (Karlsburg, Kreis Alba) und in Potaissa (Thorenburg, Kreis Turda) liegen am Fuße des siebenbürgischen Erzgebirges zum Schutz der reichen Goldbergwerke die Standlager der beiden Legionen XIII Gemina und V Macedonica. Entlang der Hauptverkehrswege in den Flußtäälern und an den Grenzen der Provinz befinden sich die kleineren Truppenlager<sup>7)</sup>. Den von der Forschung bisher im nordwestlichen siebenbürgischen Randgebirge angenommenen Limes haben neuere Untersuchungen nicht bestätigt<sup>8)</sup>. Es scheint das von DOMASZEWSKI beschriebene System der Talsperren angewendet worden zu sein, bei dem ein stärker befestigtes Lager das Flußtal oder den Paßweg abriegelte (z. B. bei Micia, Bologna, Breţcu) und vor dem Castrum auf den Gebirgshöhen eine Reihe von Wachtürmen lag.

Frühgeschichtliche Bodenfunde sind verhältnismäßig selten geborgen worden und Wehranlagen der Germanen (Goten, Gepiden) und der ihnen nachfolgenden Völker in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends n. d. Ztr. (Slawen, Bulgaren, Awaren) konnten bisher nicht nachgewiesen werden. Eine gründliche Vermessung, Kartierung und grabungsmäßige Untersuchung der häufigen Erd- und Ringwälle und eine Zusammenfassung der zahlreichen Flurnamen auf „Burg, Burgberg“ (la cetate, la zidu, vár, földvár) würde vor allem auch für den durch Funde und Quellennach-

in: Der Stand der Vorgeschichtsforschung in Rumänien, 22. Bericht der Römisch-germanischen Kommission, 1932, S. 11 ff.

<sup>7)</sup> V. CHRISTESCU, *Istoria militară a Daciei romane* (Militärgeschichte des römischen Daziens), Bukarest 1937, S. 115 ff.

<sup>8)</sup> C. DAICOVICIU, *Dacia*, *Anuarul institutului de studii clasice*, 2, 1933—1935, S. 254—256, 302—304.

richten wenig aufgehellten Zeitraum des ersten Jahrtausends n. d. Ztr. neue Blickpunkte eröffnen. Arbeiten über dieses Gebiet fehlen in Siebenbürgen noch völlig.

Die Erforschung der mittelalterlichen Befestigungen und Schutzwerke beschränkte sich bisher mit geringen Ausnahmen auf ihre Erfassung und kurze Beschreibung, ohne daß versucht wurde, die Erbauungszeit, Einflüsse und Vorbilder klarzulegen. Unter Mittelalter wird hier der Zeitabschnitt von der ungarischen Landnahme bis zum 16. Jh. verstanden. Die ersten und oft auch eingehendsten Beschreibungen stammen von dem Altmeister der Burgenforschung und der Archäologie und Vorgeschichte in Siebenbürgen überhaupt, von M. J. ACKNER. Er berücksichtigte nur die südsiebenbürgischen Wehranlagen des Sachsenbodens<sup>9)</sup>. In seiner umfangreichen Monographie des Szeklerlandes beschäftigte sich ORBÁN auch mit den Burgen dieser Landschaft<sup>10)</sup>. Seine Ausführungen enthalten häufig wertvolle Angaben über Bauten, die in der Zwischenzeit weiter verfielen oder ganz verschwunden sind. Die Hinweise bedürfen aber einer modernen Überprüfung, die für die Ciuc bereits von A. FERENCZI durchgeführt wurde<sup>11)</sup>. Etwa gleichzeitig mit Orbán veröffentlichte L. KÖVÁRI eine Zusammenfassung über die Baudenkmäler Siebenbürgens<sup>12)</sup>. Die „Chronik der archäologischen Funde Siebenbürgens“ von C. GOOSS erwähnt auch einige Erdwerke, und Umwallungen<sup>13)</sup>. In den achtziger Jahren behandelte FR. TEUTSCH in anschaulicher geschichtsnaher Schilderung die sächsischen Burgen und erkannte die Beziehungen der Grenz- und Paßsperrern zueinander. Einzelne Teile seiner Aufsätze sind bis jetzt die vollständigsten Abschnitte über bestimmte Wehranlagen<sup>14)</sup>. Das Verzeichnis von E. A. BIELZ über Burgen und Ruinen schöpft im wesentlichen aus der Arbeit Ackners<sup>15)</sup> und bringt wenig Neues. Das umfassende Werk von GERECE über die archäologischen und kunstgeschichtlichen Denkmäler in Ungarn enthält wertvolle Literatur-

<sup>9)</sup> M. J. ACKNER, Die römischen Alterthümer und deutschen Burgen in Siebenbürgen, Wien 1857.

<sup>10)</sup> B. ORBÁN, A Székelyföld leírása (Beschreibung des Szeklergebietes), Pest 1868 ff., 2 Bd.

<sup>11)</sup> A. FERENCZI, Cetăți antice în județul Ciuc (Antike Burgen im Kreis Ciuc), Anuarul comisiei monumentelor istorice, Secția pentru Transilvania, 4, 1932—1938, S. 235—352.

<sup>12)</sup> L. KÖVÁRI, Erdély építészeti emlékei (Die Baudenkmäler Siebenbürgens), Klausenburg 1866<sup>2</sup>.

<sup>13)</sup> C. GOOSS, Chronik der archäologischen Funde Siebenbürgens, Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, 13, 1876, S. 203—338.

<sup>14)</sup> FR. TEUTSCH, Unsere Burgen, Jahrbuch des siebenbürgischen Karpatenvereins, 3, 1883, S. 119—139. Ebda, 4, 1884, S. 67—85. Ebda, 6, 1886, S. 33—64. Ebda, 9, 1889, S. 61—86.

<sup>15)</sup> E. A. BIELZ, Die Burgen und Ruinen in Siebenbürgen, Hermannstadt 1899.

hinweise, vor allem über ältere ungarische Veröffentlichungen<sup>16)</sup>. Dem Wegbereiter der siebenbürgisch-sächsischen Volkskunde, EMIL SIGERUS, verdankt die Burgenkunde einen Tafelband, der 1901 zum ersten Male erschien und bis 1923 vier weitere Auflagen erlebte<sup>17)</sup>. Den Beitrag der rumänischen Forschung nach dem Weltkrieg stellte I. MARȚIAN mit einem archäologischen Fundverzeichnis, das durch seine übersichtliche Anlage und Reichhaltigkeit die übrigen Nachschlagebücher ergänzt<sup>18)</sup>. Der Versuch Martians, in einer anderen Arbeit das von ihm zusammengetragene Burgenmaterial auszudeuten und zu gliedern, scheiterte, da er den allergrößten Teil der siebenbürgischen Wehrbauten für dakisch hielt und zeitlich falsch einordnete<sup>19)</sup>. Einen neuen Auftrieb brachte die Veröffentlichung der Burzenlandmonographie<sup>20)</sup> und die Suche nach den Bauten des deutschen Ritterordens. Die Arbeiten von G. TREIBER und W. HORWATH bedeuten die ersten modernen Untersuchungen über dieses Fragegebiet, mit Vermessungsplänen, Aufrissen und einer gründlichen geschichtlichen Unterbauung. Die Forschungen von Horwath beschränken sich nicht auf das Burzenland und greifen auch auf den ursprünglichen Königsboden über, wie seine Aufnahmen der Breaza- und Sibieler Burg zeigen. Vor allem die unermüdlichen Vermessungen der Kirchenburgen und ihre fortlaufende Veröffentlichung schaffen den Grundstein für die kunstgeschichtliche Würdigung dieser einzigartigen Bauwerke einer deutschen Stammespersönlichkeit.

Der kurze Überblick über Quellen und Vorarbeiten der Burgenforschung begründet die Titelstellung des Aufsatzes, der nur als Beitrag und Versuch aufzufassen ist. Es kann nicht Aufgabe sein, hier die Verzeichnisse und Zusammenstellungen, die im wesentlichen nur die Orts- und Lageangabe enthalten, um einige Hinweise über Erdwälle, Ortsnamen u. ä. zu vermehren. Es soll auch nicht die Gesamtheit der mittelalterlichen Befestigungsanlagen im Karpatenbecken behandelt werden. Die mittelalterliche Gebietsdreiteilung in den sächsischen Fundus regius, den Komitatsboden des ungarischen Adels und in das Szeklergebiet mit verschiedenartigem sozialem Aufbau schaffen jeweils besondere Voraussetzungen

<sup>16)</sup> P. GERECZE, Magyarország müemlékei (Ungarns Kunstdenkmäler), Budapest 1906.

<sup>17)</sup> E. SIGERUS, Siebenbürgisch-sächsische Burgen und Kirchenkastelle, Hermannstadt 1901.

<sup>18)</sup> I. MARȚIAN, Repertoriu arheologic pentru Ardeal (Archäologisches Fundverzeichnis für Siebenbürgen). Bistritz 1920.

<sup>19)</sup> I. MARȚIAN, Urme din răsboaiele Romanilor cu Dacii (Reste aus den Kriegen der Römer mit den Daken), Klausenburg 1921.

<sup>20)</sup> E. JEKELIUS (Hsg.), Das Burzenland, 4. Bd.: Die Dörfer des Burzenlandes, Kronstadt 1929.

wirtschaftlicher und militärischer Leistungsfähigkeit. Dazu kommt, daß die westliche Randlandschaft erst am Ende des Mittelalters befestigt werden mußte, während für die ost- und südsiebenbürgische Reichsgrenze gleich anfangs andere strategische Notwendigkeiten vorherrschend waren. Ähnliche Verhältnisse bestanden in Nordungarn und in rechtsgeschichtlichen Abhandlungen, denen die leichter zugänglichen und erfaßbaren Urkundenveröffentlichungen zur Verfügung standen, ist die oberungarische und Zipser Rechtslage schon öfters zur Erklärung und Durchleuchtung siebenbürgischer Rechtseinrichtungen herangezogen worden<sup>21)</sup>. Ein Vergleich der Burganlagen in beiden Grenzgebieten könnte, wenn ihre Vermessung und Kartierung durchgeführt würde, zweifellos wertvolle Aufschlüsse über die Erbauungszeit, das zugrunde liegende Verteidigungssystem und die gemeinsame Wurzel und Herkunft herausarbeiten. Für den früheren Sachsenboden, wo eine vorbildliche Urkundenpublikation die geschichtlichen Quellen erschloß<sup>22)</sup> und die Arbeiten von ACKNER, FR. TEUTSCH und HORWATH das Burgenmaterial zugänglich machten, scheint es möglich zu sein, einige zusammenfassende Richtpunkte festzulegen. Nach einer kurzen Beschreibung der Schutzwerke in ihrer örtlichen Aufeinanderfolge von Osten nach Westen, einigen Beobachtungen über die erhaltenen Bergfriede und Wehrtürme und die Entwicklung der Kirchenburgen, soll versucht werden, das aus den Resten im Gelände sich ergebende geschichtliche Bild abzulesen. Einleitend muß die Datierung der von FERENCZI behandelten Burgen mit Steinmörtelmauern aus der Ciuc erörtert werden<sup>23)</sup>.

### Ostsiebenbürgische Burgen

FERENCZI untersuchte auf Grund von Geländebegehungen 12 Befestigungen in der Ciuc, von denen die folgenden fünf oder sechs Steinmörtelmauern tragen.

#### I. Sândomicul Ciucului, Colțul Cetății.

FERENCZI, a. a. O., S. 288—290.

In einer Höhe von etwa 850 m liegt ein kleiner Rundling. Die Achsendurchmesser betragen etwa 23 zu 15 m. Die Mauer ist ungefähr 1,70 bis 2 m breit. Kleinfunde wurden nicht geborgen.

<sup>21)</sup> Z. B. Siebenbürgische Vierteljahrsschrift, 58, 1935, S. 125.

<sup>22)</sup> Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, 1. Bd. 1191 bis 1342, Hermannstadt 1892; 2. Bd. 1342—1390, Hermannstadt 1897; 3. Bd. 1391 bis 1415, Hermannstadt 1902; 4. Bd. 1415—1437, Hermannstadt 1937.

<sup>23)</sup> Die Kennzahlen der einzelnen Burgen stimmen mit denen der Übersichtskarten überein. Für diese wurde die Karte von HORWATH über die Kirchenburgen des Altlandes (Sieb. Vierteljahrsschrift, 59, 1936, S. 180) und die Karte aus der Burgenlandmonographie, 4. Bd., S. 43, mitverwendet.

## 2. Racul Ciucului II, Cetatea Păgânilor.

FERENCZI, a. a. O., S. 283—288.

Auf dem rechten Altufer in der beachtlichen Höhe von 1250 m stehen die Reste einer größeren viereckigen Anlage mit den größten Seitenlängen von 85 zu 50 m. Die Mauern umschließen nur die Nord- und Ostseite, während nach Süden und teilweise nach Westen ein Steilabhang eine stärkere Bewehrung unnötig machte. Keramik oder andere Funde werden nicht erwähnt.

## 3. Ciceul Ciucului, Cetatea Ciceu.

FERENCZI, a. a. O., S. 268—274.

Die Burg, die sich auf den linksseitigen Gebirgsvorhöhen des Alttales in 950 m Höhe befindet, hat die Ausbeutung des Steinmaterials durch die nahen Dorfbewohner stark zerstört. Heute ist nurmehr ein Teil der nördlichen Mauerseite erhalten, während eine Planskizze von Orbán noch die ganze östliche und nördliche Mauer mit einem an sie angelehnten Innenbau zeigt. Die vermutliche Länge beträgt 65 m, die Breite etwa 20 m. Es werden drei kleine Gefäßscherben angeführt, die zeitlich nicht einzuordnen sind. J. Teutsch verzeichnet von hier vorgeschichtliche Keramik.

## 4. Jigodin II, Dealul Cetății.

FERENCZI, a. a. O., S. 244—260.

Oberhalb der Enge, die die obere von der unteren Ciuc trennt, erhebt sich auf der rechten Talseite in einer Höhe von 904 m eine Befestigung, die nach Tușnad zu den mächtigsten dieser Karpatenlandschaft gehört. Ihr Grundriß mißt 90 zu 35 m. Die Mauerumgürtung ist durchschnittlich 2 m breit und umschließt die länglich ovale Burgfläche, auf der dakische Keramik gefunden wurde.

## 5. Șumuleu II, Cetatea fără nume.

FERENCZI, a. a. O., S. 300—302.

Nordöstlich von Jigodin II auf der gegenüberliegenden Seite steht in etwa der gleichen Höhe (950 m) eine kleinere ellipsoide Anlage mit den Größenmaßen 39 zu 24 m. Im Innern der Ringmauer sind die Reste eines kleineren viereckigen Gebäudes mit den Seitenlängen 3,70 zu 4,70 m zu erkennen. Gefäßbruchstücke wurden nicht entdeckt.

## 6. Tușnadul Ciucului, Piscul Cetății.

FERENCZI, a. a. O., S. 302—307.

Die Burg bei Tușnad riegelt als Sperrburg den Eingang in die untere Ciuc ab. Sie liegt links vom Alt über 1000 m hoch und übertrifft in ihren Ausmaßen (300 zu 180 m) die größten aus Südsiebenbürgen bekannten

Verteidigungswerke. Die Steinbindung der Mauer ist nicht ermittelt, doch erwähnen ältere Beschreibungen die Verwendung von Mörtel. Einzelfunde wurden nicht gemacht.

Die mit Mörtelsteinmauern umgebenen Burgen werden zusammen mit sechs weiteren tatsächlich vorgeschichtlichen, durch Abschnitts- und Steinerdwälle geschützten Plätzen von Ferenczi als dakische Burgen angesehen. Der Beginn ihrer Erbauung ist 89 n. d. Ztr. anzunehmen. Sie bilden die Stammsitze der Karpodaken und bleiben auch nach der Umwandlung Siebenbürgens in eine römische Provinz (106 n. d. Ztr.) unabhängig oder stehen in Klientelverhältnis zu Rom. Die größte dieser Befestigungen, die bei Tuşnad, ist das von Ptolemäus erwähnte Comidava. Die Burgen liegen der Oststrecke der römischen Lager gegenüber. Über sie besteht bei der Bevölkerung keine Überlieferung und auch in Urkunden werden sie nicht erwähnt. Sie sind weder von den Szeklern, Slawen, Germanen oder Hunnen errichtet worden<sup>24</sup>).

Die Wichtigkeit des aufgeworfenen Fragengebietes macht es notwendig, gegen diese sorgfältig ausgearbeiteten, aber nicht immer zutreffenden Schlußfolgerungen Stellung zu nehmen. Nur auf einer der sechs Ciucer Burgen mit Mörtelsteinmauern wurden latènezeitliche Funde gemacht. Die zeitliche Zusammengehörigkeit der dort gefundenen Keramik mit der Umfassungssteinmauer ist nicht belegt. Bei den übrigen fünf werden überhaupt keine selbst beobachteten, datierbaren Oberflächenfunde angeführt. In den dakischen Königsburgen oberhalb von Broos wurden tatsächlich römische Steinmörtelmauern festgestellt<sup>25</sup>), doch ist dort die kennzeichnende dakische Mauertechnik der murus dacicus. Die grabungsmäßige Untersuchung dakischer Siedlungen und Befestigungen in Siebenbürgen und in dem rumänischen Altreich erbrachte keine Belege für eine Bauweise mit Mörtelmauern, wie sie für die Ciuc angenommen wird. Die Verteidigungswerke dieser Gruppe müßten im Zeitraum von 17 Jahren, von 89 bis 106 n. d. Ztr. erbaut worden sein, was wenig wahrscheinlich ist. Die Vermutung, daß die Stammsitze der Karpodaken in der Ciuc lagen, ist in erster Reihe von der Zeitstellung der Burgen abhängig, und es ist nicht anzunehmen, daß innerhalb der römischen Provinz als ständige Flankenbedrohung eine unabhängige dakische Enklave geduldet worden wäre, da in den Drei Stühlen und in dem Nösner Gebiet römische Reste belegt sind. Die Burgen mit Kalkmörtelmauern sind in Siebenbürgen mittelalterlich. Der Wert und das Verdienst der Arbeit von Ferenczi ist die Aufarbeitung des Materials einer größeren, geographisch geschlossenen Landschaft, ihre zeitlichen Festsetzungen sind aber nicht haltbar.

<sup>24</sup>) FERENCZI, a. a. O., S. 308 ff.

<sup>25</sup>) NESTOR, a. a. O., S. 171.

Für die Szekler Drei Stühle aus der südöstlichen Ecke des Karpatenbogens, dem Gebiet, das südlich an die Ciuc anschließt, liegt nur ein Bericht über vorgeschichtliche Burgen vor<sup>26)</sup>, und eine Überprüfung der Angaben ORBANS, wie sie ähnlich für die Ciuc vorgenommen wurde, steht noch aus.

### Die Burgen des Burzenlandes

Das Burzenland gehört dank der Tätigkeit des Burzenländer Museums und dem Kreis seiner Mitarbeiter zu den vorgeschichtlich am besten untersuchten Landschaften Siebenbürgens. Die Suche nach den Bauten des deutschen Ritterordens hat auf die Burgenforschung befruchtend gewirkt und über ihre wesentlichen Fragengebiete in diesem Raum Klarheit geschaffen. Die Bezeichnung des Burzenlandes in der Verleihungsurkunde an die deutschen Ritter (1211) als einer „terra deserta et inhabitata“<sup>27)</sup> ist nicht dem Wortsinn nach zu nehmen. Die genauen Angaben über die Westgrenze des Gebietes in der gleichen Urkunde<sup>28)</sup>, die Szeklersiedlungen im Osten und schließlich die Freilegung einer Bergkirche auf der Brasovia-burg berechtigen die Vermutung, daß zumindest Verbindungsstraßen die Ödstellen durchzogen, die königliche Burgen und Verhaue sicherten. Der „zur Befestigung des Reiches“ herbeigerufene Orden durfte anfangs nur hölzerne Burgen bauen<sup>29)</sup> und wurde bereits 1225 wieder vertrieben, nachdem er drei Jahre vorher das Recht zur Errichtung von Steinburgen erhalten hatte. In einer tiefschürfenden Untersuchung hat G. E. MÜLLER den Beweis erbracht, daß die eigentlichen Gründe für die Ausweisung die lehensrechtlich zwiespältige Stellung des Ordens gegenüber der päpstlichen und königlichen Oberhoheit waren und nicht die in den Urkunden angegebenen Gebietsübergriffe auf das ältere Bodsauer Grenzbürggebiet auf dem rechten Tartlaubachufer, die nur eine untergeordnete Bedeutung besaßen<sup>30)</sup>

<sup>26)</sup> A. FERENCZI, Raport asupra unei excursii arheologice în județul Trei Scaune (Bericht über einen archäologischen Ausflug in den Kreis Drei Stühle), Anuarul comisiunii monumentelor istorice, Secția pentru Transilvania, I, 1926—1928, S. 422 bis 246.

<sup>27)</sup> Urkundenbuch, a. a. O., S. 11, Zeile 27, 28.

<sup>28)</sup> Ebda, S. 12, Zeile 3—5: „Prima vero meta huius terrae incipit de indagibus castri Almage et procedit usque ad indagines castri Noilgiant et inde progreditur usque ad indagines Nicolai. . . .“

<sup>29)</sup> Ebda, S. 12, Zeile 34—36: „ . . . et ad munimen regni contra Cumanos castra lignea et urbes ligneas construere eos permisimus.“

<sup>30)</sup> G. E. MÜLLER, Die Ursachen für die Vertreibung des deutschen Ordens aus dem Burzenlande und Kumanien, Korrespondenzblatt des Ver. für sieb. Landeskunde, 48, 1925, S. 41—68.

### 7. Kreuzburg, Kreis Kronstadt.

I. MARȚIAN, Eine zweite Kreuzburg, *Korrbl.*, 50, 1927, S. 169—173. W. HORWATH, Die richtige Kreuzburg, *Korrbl.*, 51, 1928, S. 149—151. I. MARȚIAN, Die Kreuzburg von Araci, *Korrbl.*, 52, 1929, S. 53—58. I. M., Nochmals die Kreuzburg bei Teliu (Nyén), *Korrbl.*, 52, 1929, S. 85—86. W. HORWATH, Die Kreuzburg und der Bodsauer Paß, in: *Das Burzenland*, 4, 1, S. 47—55.

In der Nähe des genannten Grenzburggebietes wurde im Tartarenpaß auf einem 1300 m hohen Bergsattel im Jahre 1928 die Kreuzburg von W. HORWATH entdeckt. Ihre Erbauungszeit fällt um 1211—1212<sup>31)</sup>. Sie sperrte den Tartarenpaß, die naheliegende Einfallsstraße der Kumanen und später der Tartaren. Ein Umgehen der Feste war unmöglich, mit Ausnahme des Weges durch den Bratoceapaß, der durch Verhaue abgeriegelt war. Der rhomboide Grundriß zeigt an vier Ecken vorspringende Türme. Die Dicke der Umfassungsmauer ist 1,50 m, die der Türme 2 m. Die Burg mißt in der Diagonale etwa 150 m, in der Breite 60 m. Sie zeigt, nach Horwath, die Kennzeichen der übrigen Burzenländer Bauten: die dem Gelände angepaßte Führung der Umgürtung, mit nach außen abgeböschten Mauern, die im Süden ein Zwinger ergänzt. Nach dem Abzug des Ordens blieb die Anlage in den Händen des Königs und wurde wohl während der Tartareneinfälle im 13. oder 14. Jh. zerstört.

### 8. Brasoviaburg, Kreis Kronstadt.

JOS. TEUTSCH, Aufgerichtetes Denkmal der verfallenen Burgen oder Schlösser im Burzenland, *Korrbl.*, 17, 1894, S. 130—131. FR. SCHUSTER, Zwei Urkunden über die einstige Burg auf der Zinne, *Korrbl.*, 46, 1923, S. 89—91. Ders., Aus welchem Grund und wann ist die Burg auf der Zinne bei Kronstadt abgetragen worden?, *Korrbl.*, 48, 1925, S. 8—12. G. TREIBER, Die Anlage der Brasoviaburg, *Das Burzenland*, 4, 1, S. 4—5, 78—79. FR. SCHUSTER, Die Geschichte der Brasoviaburg, *Das Burzenland*, a. a. O., S. 79—86. G. TREIBER, Ausgrabung der Burgkirche der Brasoviaburg auf der Zinne, *Sieb. Vierteljahrsschrift*, 57, 1934, S. 38—42. A. FERENCZI, Die Bauperiode der Burgkirche der Brasoviaburg auf der Zinne bei Kronstadt, *Sieb. Vierteljahrsschrift*, 58, 1935, S. 75—99. G. TREIBER, Alte Kronstädter Ziegelmasse, zur Frage der Datierung der Brasoviaburg auf der Zinne bei Kronstadt, *Sieb. Vierteljahrsschrift*, 59, 1936, S. 180—184.

Der Grundriß zeigt die Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks, dessen Seitenlängen bei 200 m liegen. Die Mauerdicke ist nach Norden zu 0,80 m und schwankt sonst zwischen 1,70—1,80 m. Der von TREIBER angenommene vorungarische, gepidische Ursprung der Feste ist ohne Belegfunde

<sup>31)</sup> Urkundenbuch; a. a. O., 1, S. 14, Zeile 36—39. Nach dem 7. Mai 1212. „... castrum quod Crucepurg nominatur, quod cruciferi de Borza de novo construxerant, cum pratis circa illud castrum adiacentibus contuli eisdem cruciferis de Borza in perpetuum.“ Eine sprachliche Untersuchung von „de novo“ (bei der Törzburg „novum“ castrum) als „neu, kürzlich“ oder „von neuem“ erbaut, wäre erwünscht und aufschlußreich.

nicht zu vertreten. Den ersten sicheren Zeitpunkt gibt die durch Grabungen freigelegte Burgkirche, deren Beginn TREIBER, SEBESTYÉN und FERENCZI übereinstimmend in das 11. Jh. legen. Die Befestigung stand bereits vor der Verleihung des Burzenlandes wahrscheinlich als königliche Grenzburg in Verwendung und gehörte nicht zu den urkundlich erwähnten fünf Ritterburgen. 1455 befahl der ungarische Reichsverweser JOHANNES HUNYADI wahrscheinlich als Ergänzung eines früheren Erlasses ihre Abtragung, um die zwischen Burg und Stadt geteilten Verteidigungsaufgaben der Kronstädter Bürger zu vermindern.

#### 9. Rosenauer Burg, Kreis Kronstadt.

FR. TEUTSCH, *Unsere Burgen*, a. a. O., 6, 1886, S. 41—46. J. GROSS und E. KÜHLBRANDT, *Die Rosenauer Burg*, Wien 1896. E. KÜHLBRANDT, *Die Rosenauer Burg*, *Das Burzenland*, 4, 1, S. 73—77.

Die eindrucksvolle Bauernburg erhebt sich auf einem 150 m hohen Kalkfelsen, einem Ausläufer des Schulergebirges. Die steil abfallenden Abhänge machen die umfangreiche Anlage nach drei Seiten hin unzugänglich. An der vierten, bedrohten Seite steht ein Vorhof. Die Ringmauer schützen acht Türme und die Haupteinfahrt sichert ein Vorwerk. Nach den neuesten Untersuchungen war die Rosenauer Burg „wohl von Anfang an Bauernburg. Baudaten haben sich nicht erhalten, die ältesten Teile mögen noch in das 14. Jh. zurückreichen“<sup>32)</sup>. Die erste Befestigung auf dem Burgfelsen entstand vermutlich gleichzeitig mit der Gründung des Dorfes.

#### 10. Törzburg, Kreis Kronstadt.

FR. TEUTSCH, *Unsere Burgen*, a. a. O., 6, 1886, S. 46—50. G. TREIBER, *Die Anlage der Törzburg*, *Das Burzenland*, 4, 1 S. 87—89. FR. SCHUSTER, *Die Geschichte der Törzburg*, a. a. O., S. 86—96.

1377 versprechen die Burzenländer Sachsen auf dem Dietrichstein eine weitere „neue Burg“ zu errichten<sup>33)</sup>. Die bisher vertretene Anschauung, u. a. auch von PHLEPS<sup>34)</sup>, daß an der Stelle der Törzburg eine ältere Befestigung aus der Ritterordenszeit stand, wurde von HORWATH einleuchtend widerlegt<sup>35)</sup>. Das Erstarken der rumänischen Woiwodate zwingt das ungarische Reich die Zoll- und Reichsgrenze zurückzunehmen und die in dieser Zeit in den

<sup>32)</sup> V. ROTH (Hsg.): *Die deutsche Kunst in Siebenbürgen*, Berlin-Hermannstadt 1934, S. 65.

<sup>33)</sup> *Urkundenbuch*, a. a. O., 2, S. 480, Zeile 7—9: „... (Saxones) promiserunt, novum castrum in lapide Tydrici aedificare, ... ac silvam ibidem in longitudine et latitudine iuxta nostram voluntatem incidere.“

<sup>34)</sup> H. PHLEPS, *Auf Spuren der ersten Bauten des deutschen Ritterordens im Burzenland in Siebenbürgen*, Sonderdruck aus *Zeitschrift für Bauwesen*, 1927, Heft 7—9, S. 1.

<sup>35)</sup> *Das Burzenland*, a. a. O., 4, 1, S. 61—62.

Besitz des muntenischen Fürsten übergegangenene Rucărburg durch die Törzburg zu ersetzen, einige Jahre nachdem am Eingang des Rotenturmpasses aus den gleichen Gründen die Landskrone erbaut wurde. Die Erkenntnis der Türkengefahr dringt erst nach der Schlacht bei Nikopolis durch und war für die neue Burggründung nicht maßgebend. Am Ende des 15. Jh.s kommt die bis dahin einem königlichen Vogt unterstellte Törzburg anfangs vorübergehend und dann dauernd in den Besitz Kronstadts. Die Grundform der Anlage ist unregelmäßig und dem Gelände angepaßt. Der fünfgeschossige, malerisch schlanke Bau ist heute Eigentum des rumänischen Königshauses.

#### 11. Burg bei Rucăr, Kreis Muscel.

G. TREIBER, die Anlage der Burg (bei Rucăr), *Das Burzenland*, 4, 1, S. 56—57.  
W. HORWATH, Die Erbauung der Burg (bei Rucăr), *ebda*, S. 58—62.

An der Straße von Törzburg nach Langenau-Câmpulung stehen oberhalb von Rucăr die Ruinen eines Schutzwerkes mit rhombusähnlichem Grundriß und einem nach innen offenen Turm an der Ostseite. Diese „Schalen“ erscheinen in der Zeit der Kreuzzüge und schließen die Möglichkeit einer königlichen Grenzburg aus zeitlichen Gründen aus. Die sorgfältige Mauertechnik, die entwickelte Anlage einer Zisterne mit sorgfältig bearbeiteten Einzelteilen und die Notwendigkeit, einen der mittelalterlichen Hauptverkehrs- und Handelswege zu sichern, weisen auf den Ritterorden als den Bauherrn der Rucărburg. 1368 dürfte der siebenbürgische Woiwode NICOLAU die Sperrburg an den Dâmbovitzaer Kastellan des Woiwoden VLAICU verloren haben. Ihr Verlust bedingt die Erbauung der Törzburg.

#### 12. Schwarzburg, Kreis Kronstadt.

G. D. T.(deutsch), Die Lage der Schwarzburg im Burzenlande, *Korrbl.*, 5, 1882, S. 129—130. FR. TEUTSCH, Unsere Burgen, *a. a. O.*, 6, 1886, S. 40. W. HORWATH, Die Schwarzburg bei Zeiden, *Korrbl.*, 48, 1925, S. 69—79 (mit Abbildungen der Kleinfunde). W. HORWATH, Die Schwarzburg und ihre Bedeutung, *Das Burzenland*, 4, 1, S. 63—67. *Urkundenbuch*, *a. a. O.*, 1, S. 96, Nr. 111, 112, S. 98, Nr. 115, S. 99, Nr. 116, S. 449—450, Nr. 494.

Auf der zweiten südlichen Kuppe des Zeidner Berges liegt die Schwarzburg. Sie wurde von Horwath grabungsmäßig untersucht, so daß für ihre Beschreibung auf seine Veröffentlichung verwiesen werden kann. Den etwa 100 m langen und 30 m breiten Mauerring schützt nach Norden ein Halsgraben und eine weiter vorgelagerte Schildmauer. Horwath nimmt die Gründung der Schwarzburg durch die Deutschritter an, doch setzt ihre lange schmale Form sie auch zu den älteren, allerdings größeren Grenzburgen am Fuße des Zibinsgebirges in Beziehung. 1262 flüchtete der geschlagene Thronfolger STEPHAN vor seinem Vater BELA IV. in die Schwarzburg und in den Thronkämpfen nach dem Aussterben der Arpaden leistete

der sächsische Erbgraf SALOMON von Kronstadt hier Widerstand. Nach JOS. TEUTSCH zerstörten die Tartaren 1345 die Schwarzburg. Sie wurde nicht mehr erneuert, da die ursprünglich als Sicherung des Höhenwegs in das Altland und als Grenzburg gegen die inzwischen befriedete „Țara Făgărașului“ errichtete Anlage ihre Bedeutung eingebüßt hatte.

### 13. Marienburg, Kreis Kronstadt.

FR. TEUTSCH, Unsere Burgen, a. a. O., 6, 1886, S. 34—39. PHLEPS, a. a. O., S. 2—6. W. HORWATH, Die Marienburg, Das Burzenland, 4, 1, S. 44—46.

Auf dem östlichsten Hügel des Dorfes Marienburg wird der Hauptsitz des Ordens vermutet. Phleps sieht in den dort erhaltenen Resten nur ein Vorwerk und nimmt an, daß die Ordenskapelle und das Ordenshaus später zur heutigen Dorfkirche von Marienburg umgebaut wurde. Horwath widerlegt mit Recht diesen Rekonstruktionsversuch. Der Bering der Marienburg mißt in der Länge etwa 100 m und ist durch vier starke viereckige Türme verstärkt. Nach Süden ist als Schutz der Einfahrt eine Zwingermauer vorgebaut. Die Ähnlichkeit der Burg mit der Kreuzburg in Anlage und Auswahl der Verteidigungsmittel ist augenfällig.

### 14. Heldenburg, Kreis Kronstadt.

JOS. TEUTSCH, Aufgerichtetes Denkmal, a. a. O., Korrbbl., 17, 1894, S. 138. FR. TEUTSCH, Unsere Burgen, a. a. O., 6, 1886, S. 59—61. W. HORWATH, Heldenburg, Das Burzenland, 4, 1 S. 68—72.

Westlich von Rothbach, am Fuß des Geisterwald-Höhenzuges erhebt sich auf einem schroffen, nach drei Seiten freien Felsen die Heldenburg. An der bedrohten Stelle, wo der Burgfelsen mit dem Gebirge zusammenhängt, schützt ein tiefer Graben und ein mächtiger viereckiger Turm die Einfahrt. Horwath setzt die Burggründung in das 13. Jh. Die erste urkundliche Erwähnung der Heldenburg erscheint im 14. Jh. und in der Folgezeit ist sie dem Burggrafen der Törzburg unterstellt, der gleichzeitig Kastellan der Heldenburg ist. Die Befestigung übernahm die Rolle der Schwarzburg, als die „Țara Făgărașului“ im 14. Jh. an den muntenischen Fürsten verliehen wurde und der Verbindungsweg in das Altland nicht mehr über Zeiden, sondern weiter nördlich durch den Krizbaer Paß führte, an dessen Beginn die Heldenburg steht.

Die reichhaltigen Forschungsergebnisse über die Burzenländer Verteidigungsbauten haben das Hauptproblem nach den in den Quellen erwähnten „fünf festen Plätzen“ der Ordensritter und ihres „castrum munitissimum“<sup>36)</sup> einer Lösung nähergebracht. HORWATH betrachtet die Marien-

<sup>36)</sup> Urkundenbuch, a. a. O., 1, S. 53, Zeile 4—6, 9—14. Rom 1231, 30. April. „... magister et fratres domus hospitalis sanctae Mariae Theutonicorum Jerosolimitani... monstrarunt, quod cum tu eorum domui terram Borze pia liberalitate

burg, die Kreuzburg, die Schwarzburg und die Burg bei Rucăr als vier dieser Burgen und läßt die Frage nach der fünften offen<sup>37)</sup>. Seine Ansicht ist auch von anderer Seite übernommen worden<sup>38)</sup>. Das „castrum munitissimum“ kann bisher nicht mit Sicherheit lokalisiert werden. Am ehesten läßt sich an die in der Moldau liegende „Cetatea Neamţu“ denken. Ihr Grundriß zeigt wie bei der Marienburg und der Kreuzburg die vier kräftigen Ecktürme und eine vorgelagerte Zwingmauer<sup>39)</sup>. 1939 und 1940 wurden hier Grabungen durchgeführt, über die bisher, außer einer Zeitungsnachricht, kein Bericht vorliegt<sup>40)</sup>.

Eine Beobachtung von TREIBER über die Burzenländer Burgen verdient noch hervorgehoben zu werden<sup>41)</sup>. Die Burgen stehen gewöhnlich in einer Entfernung von etwa 11 km und verraten dadurch die zielbewußte Planung und den größeren Zusammenhang, dem sie untergeordnet waren. Die gleiche Feststellung ergab sich unabhängig davon für die Burgenkette zwischen Alt und Mieresch. Treiber vermutet überzeugend, daß der angegebene Abstand die Übermittlung von Rauch- und Lichtsignalen und die Leistung gegenseitiger Unterstützung begünstigte.

### Die Burgen des Altlandes

Die Besetzung und Sicherung der Altlinie westlich vom Ritterordensgebiet geschah früher und unter anderen strategischen und machtpolitischen Voraussetzungen als die Erschließung des Burzenlandes. Über die Grenzburgen am Alt handelt in einem kurzen und inhaltsreichen Aufsatz SCHULLERUS, dessen Ausführungen in ihren Grundzügen grundlegend und unwidersprochen blieben<sup>42)</sup>. Er nimmt vor der Ansiedlung der Sachsen, also etwa vor 1150, entlang des rechten Altufers einen dünnen Siedlungsstreifen von Madjaren und an den Mündungen der bedeutenderen Talaus-

donasses . . . ibi cum multi labore ac proprii effusione cruoris quinque castra fortia construendo. Sed licet tu eis terram abstulisses eandem, ipsam tandem restituisti postmodum ut debeas, quin etiam pro recompensatione damnorum ipsis partem Comaniae ultra montem nivium contulisti. In qua cum dicti magister et fratres castrum munitissimum construxissent.“ Vgl. auch G. E. MÜLLER, Burg „Negru Vodă“ im Törzburger Paß, *Korrbl.*, 46, 1923, S. 48—51. FR. SCHUSTER, Ist die Burg ruine „Negru Vodă“ im Törzburger Paß das „castrum munitissimum“ der Deutschordensritter im Kumanenlande?, *Sieb. Vierteljahrsschrift*, 58, 1935, S. 145—147.

<sup>37)</sup> Das Burzenland, a. a. O., S. 37—41.

<sup>38)</sup> ROTH, *Deutsche Kunst*, a. a. O., S. 13.

<sup>39)</sup> R. HONIGBERGER, Zur Geschichte des Deutschtums in Rumänien, in: *Die Karpathen*, 2, 1908, S. 76—77 und die dazugehörige Tafel.

<sup>40)</sup> „Universul“, Nr. 302, 2. November 1940.

<sup>41)</sup> Das Burzenland, a. a. O., S. 12.

<sup>42)</sup> AD. SCHULLERUS, Die Grenzburgen der Altlinie, *Korrbl.*, 41, 1918, S. 17—21.

gänge gegen den Alt zu eine Anzahl von befestigten Stützpunkten an. Die Gebiete dieser Orte bilden ursprünglich Enklaven des Albenser Komitats und ihre Bewohner sind bis in die Gegenwart hinein Ungarn, ihrem Dialekt nach Szekler. Solche Schutzbauten standen bei Galt, Königsberg (Királyhalma), Halmagen, Galatz gegenüber von Fogarasch, Rucăr, Feldioara (Földvár) mit der im Gelände nicht nachweisbaren Goldberg, Săcădat, Cornăţel und Gainar<sup>43</sup>). Im Rücken dieser Siedlungslinie und außerhalb der madjarischen Gebietseinschlüsse werden die deutschen Kolonisten als Verstärkung des Grenzschutzes angesetzt. Die Aufteilung des Bodens an die Deutschen erfolgt vom Alt aus, wie die strahlenförmig von einem Punkt ausgehenden Grenzen der Gemeindegebiete zeigen („Dreihatterthausen“). Diese so gesicherte und gegliederte Südgrenze wird erst im 13. Jh. überschritten, als das ungarische Reich die Altniederungen, die Fogarascher Hochebene und die Karpaten besetzt. Anzeichen dieser Südausdehnung sind die Stiftung der Kerzer Abtei (um 1200)<sup>44</sup>) und die Vergabung des Burzenlandes (1211).

Die Untersuchung von SCHULLERUS behandelt nur den Raum von Galt bis zum Rotenturmpaß. Seine Feststellungen besitzen aber zweifellos auch für den Landstrich vom Karpatendurchbruch des Alts bis an den Mieresch Gültigkeit, da dieses Gebiet die notwendige Verbindungslandschaft bildet zwischen der Altlinie und Karlsburg, wo die Leitung der Ansiedlungsaktion lag. Die Terra Siculorum bei Mühlbach-Gießhübel<sup>45</sup>) ist einer der Hinweise dafür. Einen weiteren wertvollen Beleg bedeutet der Beitrag von HORWATH über die Landnahme des südsiebenbürgischen Sachsenbodens<sup>46</sup>). Auch die Nachweise für das Ausgreifen des ungarischen Reiches nach Süden in der ersten Hälfte des 13. Jh.s lassen sich vermehren. Zwischen 1222 und 1228 wird jenseits der Karpaten am Milkow ein Missionsbistum für die

<sup>43</sup>) Vgl. dazu G. E. MÜLLER, Deutschtum und sekundäre Siedlung, Korrbbl., 52, 1929, S. 168, Anm. 2, und ders., Historische Karte über Siebenbürgens Stühle, Distrikte und Komitate, hsg. vom Verein für siebenbürgische Landeskunde, 1932.

<sup>44</sup>) FR. TEUTSCH, Geschichte der ev. Kirche in Siebenbürgen, Hermannstadt 1921, I. Bd., S. 19.

<sup>45</sup>) F. BAUMANN, Geschichte der terra Siculorum terrae Sebus des andreanischen Freibriefes oder des adligen Gutes Gießhübel bei Mühlbach, Gymnasialprogramm 1873—74, Hermannstadt 1874. H. MÜLLER, A Varos usque in Boralt, Korrbbl., 18, 1895, S. 36—39, 49—57. FR. TEUTSCH, Die terra Siculorum terrae Sebus, Korrbbl., 35, 1912, S. 65—66. G. MÜLLER, Verfassungs- und Rechtsgeschichte, Korrbbl., 42/43, 1919-1920, S. 30. FR. TEUTSCH, Noch einmal die terra Siculorum terrae Sebus, Korrbbl., 49, 1926, S. 25—27. G. E. MÜLLER, R. HUSS, FR. TEUTSCH, Zur Sebus-Frage, Korrbbl. S. 49—55. G. E. MÜLLER, Nochmals die Sebusfrage und die Sachsenlandpraedien, Korrbbl., 50, 1927, S. 65—69.

<sup>46</sup>) W. HORWATH, Die Landnahme des Altlandes im Lichte der Kirchenbauten, Sieb. Vierteljahrsschrift, 59, 1936, S. 169—180.

Kumanen gegründet<sup>47)</sup>, 1224 erhalten die Sachsen das Recht zur Nutznießung der *Silva Blacorum et Bissenorum*<sup>48)</sup> und 1233 wird im Rotenturmpaß die *Ferra Loysta* dem Comes CORLARDUS verliehen<sup>49)</sup>. Erst der Mongoleneinfall setzt der Grenzvorschiebung nach Süden Einhalt und ebnet die Wege für die Entstehung der rumänischen Fürstentümer.

Von den Grenzburgen der Altlinie ist, vielleicht mit Ausnahme der Repser Burg, kein Mauerwerk erhalten. Ursprünglich als Erdburgen (vgl. *Földvár*) angelegt, wurden sie nicht mehr zu Steinbauten umgewandelt, da die Karpaten überraschende Einfälle verhinderten und die Besetzung des Vorgeländes eine stärkere Sicherung der rückwärtigen Linie unnötig machte.

#### 15. Repser Burg, Kreis Großkokeln.

FR. TEUTSCH, *Unsere Burgen*, a. a. O., 3, 1883, S. 135—139. H. MÜLLER, *Die Repser Burg*, Hermannstadt 1900. *Urkundenbuch*, a. a. O., 1, S. 388, Nr. 426.

Etwas taleinwärts vom Alt steht auf einem Basaltkegel die Repser Burg. Sie gliedert sich in eine obere, mittlere und untere Anlage. H. MÜLLER unterscheidet nach dem verwendeten Material drei Bauabschnitte, die zeitlich aber nicht festzulegen sind. Die Erbauungszeit des ältesten Teiles ist unbekannt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß noch vor der deutschen Kolonisation als Sicherung der Südostecke des ungarischen Reiches und der mittelalterlichen Heerstraße, die aus dem Kokeltal über Keisd an den Alt führte, bei Reps eine Grenzburg errichtet wurde. 1324 bildet die Burg für die aufständischen Sachsen den Mittelpunkt des Widerstandes. Im 14. Jh. und bis 1418 bleibt die Festung einem königlichen Kastellan unterstellt und wird dann vermutlich im Hinblick auf die Türkengefahr den Sachsen zurückgegeben. Von 1418 bis 1601 fehlen urkundliche Nachrichten über die Feste.

#### 16. Keisder Burg, Kreis Großkokeln.

FR. TEUTSCH, *Unsere Burgen*, a. a. O., 4, 1884, S. 80—85. V. ROTH, *Deutsche Kunst*, a. a. O., S. 11.

Eine eingehende Untersuchung der gut erhaltenen Keisder Bauernburg steht bis heute noch aus. Der Grundriß hat eine länglich runde Gestalt mit den Achsendurchmessern von 92 zu 45 m. Ihre Entstehung reicht wahrscheinlich bis in die Zeit der deutschen Besiedlung des Kokeltals.

<sup>47)</sup> FR. TEUTSCH, *Geschichte der ev. Kirche*, a. a. O., 1. Bd., S. 34.

<sup>48)</sup> *Urkundenbuch*, a. a. O., 1, S. 35, Zeile 6—8: „*Praeter vero supra dictam silvam Blacorum et Bissenorum cum aquis usus communes exercendo cum praedictis scilicet Blacis et Bissenis eisdem contulimus...*“ G. MÜLLER, *Verfassungs- und Rechtsgeschichte*, a. a. O., S. 32—33.

<sup>49)</sup> *Urkundenbuch*, a. a. O., 1, S. 58, Zeile 21—23: „... *terram...*, *Loysta vocatam, ab aqua Lothur vocata, quae fluit ad aquam Olth, cum omnibus utilitatibus suis et pertinentiis dedimus, donavimus ac contulimus ipsi comiti Corlardo...*“

### 17. Burg bei Breaza, Kreis Fogarasch.

W. HORWATH, Die Radu-Negru-Burg bei Breaza, Korrbibl., 47, 1924, S. 44—46.

Am Zusammenfluß zweier Gebirgsbäche südlich von Fogarasch bei Breaza erhebt sich auf einem schmalen Gebirgskamm die nach drei Seiten sturmfreie Burg. Wo der Grat mit den Südkarpaten zusammenhängt, sichern den Zugang zwei Halsgräben und ein in den Mauerring eingeschlossener runder Turm. Der Grundriß zeigt in der Planung eine auffällige Übereinstimmung mit der Sibieler Burg. Die Anlage schützte einen Reitweg, der über das Gebirge und die „Ludişor“-Spitze in seiner Verlängerung nach Câmpulung führt. In der Zeit vor dem Weltkrieg stand am gleichen Gebirgspfad ein Grenzwachhaus. Der Terminus a quo für die Erbauung der Burg liegt am Beginn des 13. Jh.s, wie oben gezeigt wurde. Die weiteren Schicksale der Burg sind verborgen, da die „Țara Făgăraşului“ in der zweiten Hälfte des 14. Jh.s in den Lehnbesitz der muntenischen Fürsten kam und dadurch auch die Burg ihre Verteidigungsaufgabe verlor.

### 18. Burg bei Freck, Kreis Hermannstadt.

ACKNER, a. a. O., S. 63—64. K. HOREDŤ, Südsiebenbürgische Grenzburgen, Sieb. Vierteljahrsschrift, 64, 1941, S. 17—20.

Auf der Bergkuppe „La Cetate“ in 846 m Meereshöhe oberhalb von Freck und Rakowitza steht eine schlecht erhaltene Befestigung, deren Anlage nicht mit Sicherheit zu erkennen ist. Die Fläche des Burghofes mißt etwa 30 zu 60 m. Ragendes Mauerwerk ist nicht erhalten und nur an einer Stelle fanden sich in einer Vertiefung Mörtelreste. Die Grenze der Gemeindegebiete von Freck und Rakowitza führt über die Bergspitze, was vermuten läßt, daß die Burg bei der Aufteilung des Bodens schon als feststehender Richtpunkt diente. Die wahrscheinliche Erbauungszeit liegt wie bei Breaza auch hier bei 1200 und beide Schutzwerke sind Glieder der zweiten vorgeschobenen Reihe der ungarischen Grenzburgen. In dem nahen Tal des Răul Mare geht ein Reitweg, den noch vor dem Weltkrieg eine Zollstation überwachte, nach Curtea de Argeş und Râmnic Vâlcea. Der schlechte Erhaltungszustand deutet darauf hin, daß die Burg verhältnismäßig früh aufgegeben wurde.

## Die Burgen zwischen Alt und Mieresch

Der Altdurchbruch durch die Südkarpaten schuf die kürzeste und mit Ausnahme des Schiltales die einzige Verbindungsstrecke zwischen Siebenbürgen und der Donautiefebene, die ohne Überwindung von Höhenunterschieden zurückgelegt werden konnte. Dieses erklärt die strategische Schlüsselstellung des schon in den Dakenkriegen Trajans wichtigen Rotenturmpasses und die Notwendigkeit einer militärischen Sicherung dieser be-

deutsamen Einfallstraße<sup>50)</sup>. Das davorliegende Desertumsgebiet der Zibins-  
hochebene auf dem später die Siebenbürger Sachsen angesiedelt wurden,  
hatte zweifellos als eine der Hauptaufgaben die Bestimmung, überraschende,  
aus dem Paß erfolgende Einfälle aufzuhalten oder zu hemmen. Eine Unter-  
suchung der heute erhaltenen, zur Verteidigung des Passes angelegten Ver-  
teidigungswerke fehlt noch und es ist nicht möglich das Ältere vom Jüngeren  
zu trennen. Ohne Zweifel muß schon aus der Zeit der ungarischen Land-  
nahme eine Wehranlage als Paßsicherung angenommen werden. Die urkund-  
lichen Nachrichten setzen spät ein und bieten keinen sicheren Wegweiser.

#### 19. Lauterburg, Kreis Hermannstadt.

Sie liegt auf dem rechten Altufer auf einer Berghöhe im Paß, die sich  
über dem Zusammenfluß der Lotrioara und des Alts erhebt. Eine Be-  
schreibung der Anlage ist nicht vorhanden. 1407 wird die Burg zum ersten  
Male erwähnt<sup>51)</sup> und 1453 übernehmen die Sachsen den Talmescher Stuhl  
und die Verpflichtung, die Lauterburg wieder in vollen Verteidigungszustand  
zu setzen<sup>52)</sup>. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Burg ursprünglich zu dem  
Loysta- (Loviste-) Gebiet gehörte. Der „Rote Turm“, der dem Paß den  
Namen gab, kann auf zwei Bauwerke bezogen werden. Von der Lauterburg  
Alt aufwärts steht nahe am Fluß ein zur Hälfte erhaltener, „der zerbro-  
chene Turm“, von dem ausgehend an den Bergabhängen Sperrmauern  
hinaufführen. Der Turm wurde zu den Bildern dakischer Türme auf der  
Trajanssäule in Beziehung gesetzt. In letzter Zeit wurde aber mit Recht  
seine mittelalterliche Herkunft unterstrichen<sup>53)</sup>. Am Eingang des Passes  
ragt bei Boița das Kastell „Roter Turm“. Die Ableitung des Paßnamens  
von diesem Bauwerk ist wahrscheinlicher.

#### 20. Landskrone, Kreis Hermannstadt.

FR. TEUTSCH, Unsere Burgen, a. a. O., 3, 1883, S. 127—129.

Die Erbauung der Burg bei Talmesch fällt um das Jahr 1370<sup>54)</sup>. Der

<sup>50)</sup> GUSTAV BARON BEDEUS, Der Roteturmpaß und die Roteturmbahn, Her-  
mannstadt 1910.

<sup>51)</sup> Urkundenbuch, a. a. O., 3, S. 425, Zeile 25—26: „... nobilis vir Mychael  
Lengel dictus alias castellanus noster de Latorwar...“

<sup>52)</sup> W. BRUCKNER, Beleuchtung der dem hohen Abgeordnetenhaus usw.,  
Hermannstadt 1869, S. 30, Jahr 1453: „... Castra nostra Regalia Talmacz et  
Lothorvar, ac Turris Veres-Torony vocata... in suis aedificiis et structuris rupta  
esse...“ S. 31: „Ita tamen et sub hac conditione, ut saepe nominati Saxones praescriptum  
Castrum Tolmacs rumpere et funditus evertere, castrum autem Lothorvar  
et Turrim Veres-Torony, prout melius poterunt, fortificare et praefatam viam  
muris et aliis fortalitiis ita praeccludere debeant...“

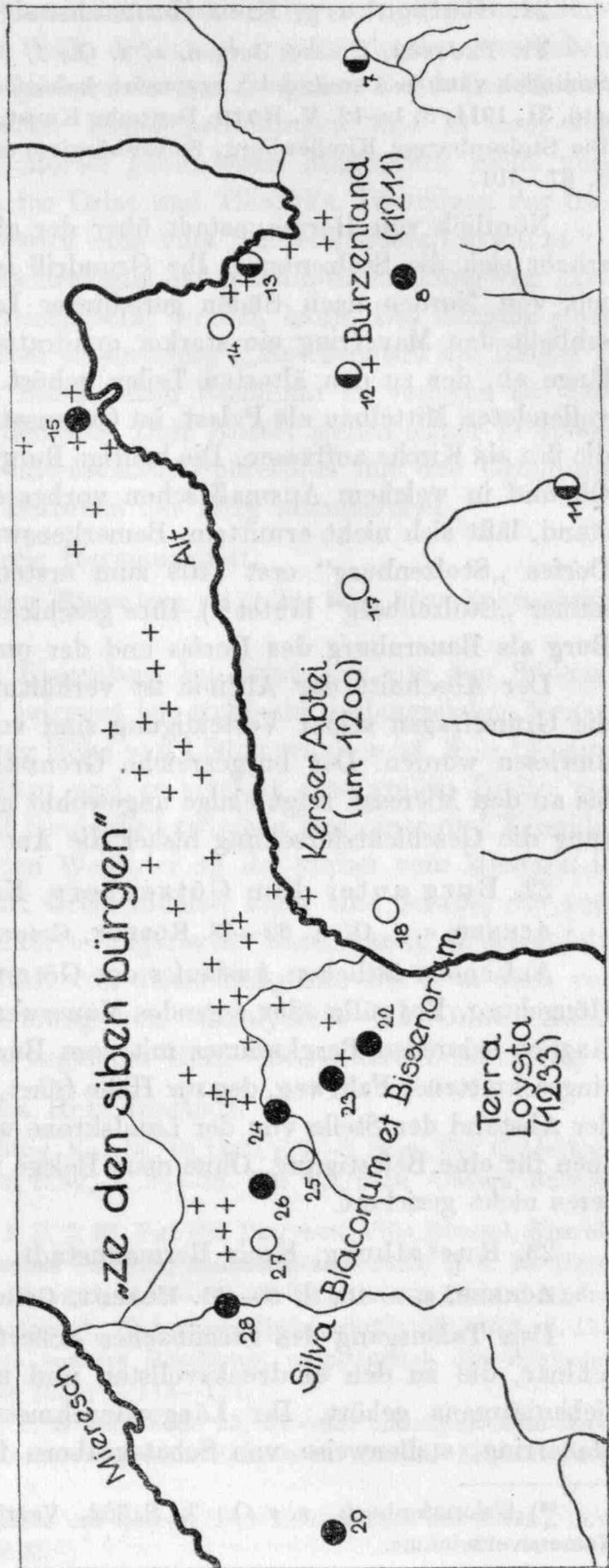
<sup>53)</sup> FERENCZI, a. a. O., Cetăți antice, a. a. O., S. 325, Anm. 2.

<sup>54)</sup> Urkundenbuch, a. a. O., 2, S. 358, Zeile 1, 6: „... quod iidem fideles Saxones  
nostri in constructione et aedificatione castri nostri Lanchkron vocati, quod nos in

maßgebende Gesichtspunkt für ihre Errichtung ist wie bei der etwa gleichzeitig angelegten Törzburg das Erstarren des donauländischen rumänischen Fürstentums und nicht die Türkengefahr. 1369 unternahm der Woiwode VLAICU durch den Rotenturmpaß einen Einfall, bei dem das Nikolauskloster in Talmesch vernichtet wurde<sup>55</sup>). Daran unmittelbar anschließend kann die Landskrone geschaffen worden sein. 1453 wurde sie, auch hier wieder gleichzeitig mit der Brasovia-burg, auf Geheiß von JOHANNES HUNYADI zerstört und an Stelle von ihr die Lauterburg verstärkt. Die Anlage ist trotzdem heute noch gut kenntlich. Dem durch Vorbauten verstärkten Mauerring ist nach Süden zu ein Trockengraben vorgelagert. Es läßt sich nicht ermitteln, ob die Schlüsselstellung bei Talmesch nicht schon vor der Landskrone befestigt war.

confinibus dictarum partium ...  
fiere fecimus ...“ S. 349, Zeile  
28: „... in sub castro de  
Tolmach ...“

<sup>55</sup>) G. D. TEUTSCH, Geschichte der Siebenbürger Sachsen, Hermannstadt 1925, 1. Bd. S. 95. Vgl. K. HORED, Römische Altertümer bei Hermannstadt, Sieb. Vierteljahrsschrift, 60, 1937, S. 189.



## 21. Stolzenburg, Kreis Hermannstadt.

FR. TEUTSCH, Unsere Burgen, a. a. O., 3, 1883, S. 130—135. G. HALAVÁTS, Szelindek várát és a szelindeki, nagyecüri, kakasfalvi templom, Archaeologiai Értesítő, 31, 1911, S. 1—12. V. ROTH, Deutsche Kunst, a. a. O., S. 11, 65. W. HORWATH, Die Stolzenburger Kirchenburg, Siebenbürgisch-sächsische Kirchenburgen, Heft 4, S. 87—101.

Nördlich von Hermannstadt über der gleichnamigen Bauerngemeinde erhebt sich die Stolzenburg. Ihr Grundriß ist ein unregelmäßiges Vieleck mit von Norden nach Süden gerichteter Längsachse. An der Nordseite schließt den Mauerring ein starker quadratischer Turm von 12 m Seitenlänge ab, der zu den ältesten Teilen gehört. HALAVÁTS deutet den nicht vollendeten Mittelbau als Palast, im Gegensatz zu TEUTSCH und HORWATH, die ihn als Kirche auffassen. Die heutige Burgruine stammt aus dem 15. Jh. Ob und in welchem Ausmaß schon vorher dort eine Verteidigungsanlage stand, läßt sich nicht ermitteln. Bemerkenswert ist, daß der Ortsname des Dorfes „Stolzenburg“ erst 1409 zum ersten Male erscheint und vorher immer „Stolzenberg“ lautet<sup>56)</sup>. Ihre geschichtliche Wirksamkeit erfüllt die Burg als Bauernburg des Dorfes und der umliegenden Gemeinden.

Der Abschnitt der Altlinie ist verhältnismäßig arm an Burgen und die Grundfragen seiner Verteidigung sind von Schullerus bereits treffend umrissen worden. Der burgenreiche Grenzstrich von dem Rotenturmpaß bis an den Mieresch zeigt einige ungewohnt große Burgen, zu deren Datierung die Geschichtsforschung bisher die Antwort schuldig geblieben ist.

## 22. Burg unter dem Götzenberg, Kreis Hermannstadt.

ACKNER, a. a. O., S. 62—63. HOREDTE, Grenzburgen, a. a. O., S. 20.

Auf einem östlichen Ausläufer des Götzenberges beschreibt Ackner die Höngeburg. Erdwälle oder ragendes Mauerwerk fehlen. Die Ähnlichkeit des länglich schmalen Bergkammes mit dem Burgberg bei Reschinar, ein tief eingeschnittener Fahrweg, der zur Höhe führt, der Ortsname und schließlich der Abstand der Stelle von der Landskrone und von der Ruetelburg, sprechen für eine Befestigung. Ohne neue Belege ist die Burg aber bis auf weiteres nicht gesichert.

## 23. Ruetelburg, Kreis Hermannstadt.

ACKNER, a. a. O., S. 60—61. HOREDTE, Grenzburgen, a. a. O., S. 21—26.

Den Talausgang des Steziibaches sichert die Burg oberhalb von Reschinar, die zu den eindrucksvollsten und mächtigsten Wehrbauten Südsiebenbürgens gehört. Ihr Längendurchmesser beträgt 265 m und der Mauerring, stellenweise von Schatzgräbern freigelegt, ist überall an der

<sup>56)</sup> Urkundenbuch, a. a. O., 3, S. 382. Vergleiche Urkundenbuch 1 und 2, Namensverzeichnis.

Oberflächengestaltung erkennbar. Mit Ausnahme der unzugänglichen Südseite umzieht den Bering ein Wall, den an der gefährdetsten westlichen Seite ein zweiter Wall und möglicherweise ein die ganze Breite des Mauerunges füllender Turm verstärkt. Ziegeleinstreuungen sind in dem aus Bruchsteinen gebildeten, mit Mörtel gebundenen Mauerwerk nicht vorhanden. Das gleiche gilt auch für Orlat und Tilischka. In einigen der frühesten Urkunden des 13. Jh.s wird eine villa Ruetel (Riuétel) erwähnt<sup>57)</sup>, die nach der unklaren Grenzbeschreibung der Gocelinusschenkung von 1223 mit Heltau oder Reschinar gleichgesetzt werden kann. Das Zeugnis einer Grenzbegehung von 1510 ist aber so eindeutig („Rewßenewra seu Reotel“), daß ohne neue Quellenbelege Ruetel nach Reschinar zu verlegen ist. Die Burg bei Reschinar und das deutsche Dorf Ruetel stehen sicher in einem ursächlichen Zusammenhang miteinander. Spätestens mit der Gründung dieser Siedlung ist auch das Bestehen der Burg anzunehmen.

#### 24. Burg bei Orlat, Kreis Hermannstadt.

K. HOREDŤ, Die Burg auf dem Riesenberg bei Orlat, Sieb. Vierteljahrsschrift, 63, 1940, S. 126—128.

Auf dem alleinstehenden Riesenberg bei Orlat, der von den Südkarpaten durch eine Talsenkung getrennt ist, steht ein umfangreicher Mauerung, der stellenweise bis zu einer Höhe von 2,50 m erhalten ist. Sein Längendurchmesser beträgt etwa 220 m und er erreicht eine größte Breite von etwa 40 m. Die Burg bildet das Bindeglied zwischen Reschinar und Tilischka und überwachte vermutlich den Weg, der an ihr vorbei vom Mieresch in den Rotenturmpaß führte. Bei Orlat mündet auch eine Straße, die zum Dusch geht. Die 1322 angeführte ungarische Bezeichnung Warolyafolw für Burgdorf<sup>58)</sup> rührt vermutlich von dieser Burg her. Die u. a. auch von ONCIUL<sup>59)</sup> vertretene Lokalisierung von Warolyafolw bei Orlat erfährt durch den Nachweis der dort liegenden Burg eine weitere Bestätigung.

#### 25. Sibieler Burg, Kreis Hermannstadt.

H. M.(ÜLLER), Die Sibjeler Burg, KorrbL., 12, 1889, S. 1—3. Ders., Der Goldschatz in der Sibjeler Burg, KorrbL., 12, 1889, S. 30—32. FR. TEUTSCH, Unsere Burgen,

<sup>57)</sup> Urkundenbuch, a. a. O., 1, S. 7, 27. Vgl. FR. TEUTSCH, Villa Riuétel, KorrbL., 16, 1893, S. 81—82. Ders., Johannes Latinus, Hermannstadt 1893, S. 4. R. BRIEBRECHER, Villa Ruetel, KorrbL., 46, 1923, S. 59—61. G. E. MÜLLER, Ist das Andreanum vom Jahre 1224 eine Fälschung?, Sieb. Vierteljahrsschrift, 58, 1935, S. 113. FR. SCHUSTER, Villa Ruetel, das spätere Reschinar, ursprünglich ein deutsches Dorf, Sieb. Vierteljahrsschrift, 59, 1936, S. 113—114.

<sup>58)</sup> Urkundenbuch, a. a. O., 1, S. 365, Zeile 35, 37—39: „Insuper idem Nicolaus . . . reddidit et restituit cum novem villis Zaszekees, Omlas, Feketewyz et Warolyafolw nominatis . . .“

<sup>59)</sup> D. ONCIUL, Titlul lui Mircea cel Bătrân (Der Titel Mircea des Alten), Convorbiri Literare, 36, 1902, S. 734 ff.

a. a. O., 9, 1889, S. 77—78. W. HORWATH, Die Burg bei Sibiel und ihre Bedeutung, Sonderdruck Sieb.-Deutsches Tageblatt, Hermannstadt o. J. Brukenthalmuseum, Hermannstadt, Inv. Nr. 13806—13809<sup>60</sup>).

Die Burg erfreut sich in der Literatur einer beinahe unverdienten Beachtung, gegenüber den unbekanntem Großburgen am Gebirgsfuß. Sie steht auf dem 1099 m hohen Vârful Zidului im Zibinsgebirge, oberhalb von Sibiel. Der Mauerring ist 49 m lang und 26 m breit und nach Westen wie bei Breaza durch einen vorspringenden runden Turm geschützt. Ein aus dem Felsen gehauener Graben umzieht die Ringmauer. Die Anlage sperrt einen Reitpfad, dessen Bedeutung als Schmugglerweg noch vor dem Weltkrieg am Dusch die Anlage eines Finanzwachhauses nötig machte. M. VON KIMAKOWICZ stellte fest, daß ein in Hermannstadt bekanntes, nicht datiertes Ziegelmaß auch auf dem Vârful Zidului belegt ist<sup>61</sup>). In ihrem heutigen Bauzustand wird die Burg in das 14. Jh. gesetzt, ihre Gründung dürfte aber mit Breaza und Freck und der beschriebenen Südausdehnung der ungarischen Reichsgrenze zusammenhängen und in die erste Hälfte des 13. Jh.s zurückreichen. Sie setzt als Rückendeckung und Rückzugslinie die Kette der Großburgen am Gebirgsfuß bereits voraus. Auf eine spätere Erbauung deutet auch die in das Gebirge vorgetriebene Lage und die geringe Entfernung der Sibieler Burg von den benachbarten Großburgen Orlat und Tilischka. 1322 und 1324 wird als Mittelpunkt des am Ende des 14. Jh.s in muntenischem Lehensbesitz befindlichen „Hamlescher Gebietes“ ein castrum Salgo, Solgow, erwähnt<sup>62</sup>). Die Gleichsetzung dieses castrums mit der Sibieler Burg ist wahrscheinlich, da innerhalb der „possessio Omlas“ keine andere Burg bekannt ist und Orlat und Tilischka nach P. P. PANAITESCU bereits außerhalb des muntenischen Lehens lagen<sup>63</sup>).

## 26. Burg bei Tilischka, Kreis Hermannstadt.

HORED, Grenzburgen, a. a. O., S. 26.

Unmittelbar oberhalb des Dorfes erhebt sich die Anlage, die der Ruetelburg überraschend ähnelt. Der plateauförmig verbreiterte Bergkamm er-

<sup>60</sup>) Über die Sibieler Burg liegt im Manuskript eine Untersuchung von A. DECEI vor, die von mir nicht eingesehen wurde.

<sup>61</sup>) M. VON KIMAKOWICZ, Alt-Hermannstadt, Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, 37, 1910, S. 253.

<sup>62</sup>) Urkundenbuch, a. a. O., 1, S. 365, Zeile 35, 36—38. 1322 August 5. „Insuper idem Nicolaus . . . castrum Salgo nuncupatum in partibus Transiluanis constitutum, quod habebat et detinebat ad manus nostras reddidit et restituit . . .“ Ebda, S. 384, Zeile 28, 31, 36. 1324 April 11. „ . . . universas possessiones et castrum Solgow vocatum . . . dicto Thomae vaivodae . . . donavimus et contulimus . . .“

<sup>63</sup>) P. P. PANAITESCU, Mircea cel Bătrân și suzeranitatea ungurească (Mircea der Alte und die ungarische Oberhoheit), Academia Română, Mem. Sect. Ist., III, Tom. XX, Mem. 3, Bukarest 1938, 73—74.

möglichst eine ungewohnte Breite der Burg von etwa 80 m und läuft nach Westen spitz zu. Ob die Spitze mit zu der Burg gehörte, worauf der Verlauf des nördlich vorgelagerten Wallgrabens deutet, oder ob dieser Teil nur als Auffahrt diente, müssen Grabungen klarstellen. Den Burghals mit- oder nicht eingerechnet mißt die Burg in der Länge 260 oder 175 m. An der Ostseite ist noch ein 7 m langes Mauerstück erhalten. Die Südseite ist sturmfrei und benötigt nicht den Schutz eines Walles. Urkundliche Nachrichten über die Burg liegen nicht vor<sup>64</sup>).

#### 27. Burg bei Urwegen, Kreis Hermannstadt.

FR. TEUTSCH, *Unsere Burgen*, a. a. O., 9, 1889, S. 69—71.

Die sächsische Gemeinde Urwegen besitzt einige Baudenkmäler, eine Gräfenburg, eine romanische Bergkirche und eine Grenzburg, die durch ihre Häufung in einem begrenzten Raum einen anschaulichen Einblick in die Gestaltung und Gliederung der Verteidigungsbauten des ausgehenden 12. und des beginnenden 13. Jh.s bieten. Der Grundriß der Burg unterhalb von Jina ist viereckig und mißt in der Länge etwa 80 m und in der Breite 20 m. Die Mauer ist stellenweise noch 4 m hoch. Die Anlage dürfte kaum eine Fluchtburg gewesen sein, da sie zu weit ab von Urwegen und hoch in den Bergen dem Feind entgegen liegt. Sie nimmt eine gewisse Sonderstellung innerhalb der Burgen des Zibinsgebirges ein. Ihre in beträchtliche Höhe in das Gebirge vorgeschobene Stellung und ihre Ausmaße stellen sie zu den Burggründungen in Beziehung, die für das 13. Jh. angenommen wurden. Andererseits klafft zwischen Tilischka und Sastschior eine größere Lücke von 23 km, in deren Mitte die Burg bei Urwegen liegt. Auch ließe sich annehmen, daß die Anlage einer Wegsperre im 13. Jh. nicht mehr notwendig war, da die Verteidigungsbauten Urwegens, die damals schon bestanden, genügend Sicherheit boten. Diese Gesichtspunkte deuten auf eine vorsächsische Erbauung. Endgültiges läßt sich nicht aussagen.

#### 28. Burg bei Sastschior, Kreis Alba.

TH. B. STREITFELD, *Die Sastschiorer Burg*, *Sieb. Vierteljahrsschrift*, 62, 1939, S. 126—144, 257—278.

STREITFELD hat die Sastschiorer Burg, das urkundliche castrum Petri, zum Gegenstand einer tiefschürfenden und aufschlußreichen Monographie gemacht. Der Mauerring ist zum größten Teil erhalten und erreicht eine Höhe bis zu 3 m. Der Burghof ist etwa 140 m lang und 35 m breit. Nach Nordosten und Süden zu verstärken zwei Türme den Bering. Der erste zeigt ein äußeres und inneres Tor, beide mit Spitzbogen überwölbt. Die erste

<sup>64</sup>) Auf die Burg bei Tilischka machte mich freundlicherweise Dr. I. MOGA (Hermannstadt) vom Universitätsinstitut für nationale Geschichte aufmerksam.

urkundliche Erwähnung stammt aus dem Jahre 1309<sup>65)</sup> und das Stilmerkmal der Spitzbogen ist in Siebenbürgen frühestens in die zweite Hälfte des 13. Jh.s zu legen. Die eigentümliche Gebietsform des Mühlbacher Stuhls ähnelt einem nach Süden offenen Hufeisen, in dessen Mitte das Burggebiet von Sastschior und einige mit diesem in späteren Schenkungen immer zusammen genannte Dörfer liegen. Streitfeld zieht daraus den Schluß, daß das castrum Petri vorsächsischen Ursprungs und eine königliche Grenzburg war. Sie sicherte den Übergang über das Gebirge, der in seiner Verlängerung an der vorsächsischen Szeklersiedlung bei Mühlbach vorbei nach Karlsburg führte. Die Burg wurde 1531 während der Thronwirren nach der Schlacht bei Mohatsch von Parteigängern ZÁPOLYAS zerstört, wie Streitfeld überzeugend nachwies.

### 29. Sebescheler Burg, Kreis Hunedoara.

FR. TEUTSCH, Unsere Burgen, a. a. O., 9, 1889, S. 21—23.

Westlich von Sastschior sind bis zu der Burg von Sebeschel keine Verteidigungswerke bekannt, trotzdem der Abstand 28 km beträgt. Zwischen dem Mühlbacher und Brooser Stuhl ist eine schmale Zunge des Karlsburger Komitatsbodens ausgespart, die nach dem Vorbild von Sastschior möglicherweise Grenzburggebiet war. Etwas weiter westlich bei Cugir unmittelbar am Gebirgsfuß ist auf der Karte 1 : 75000 ein Burgberg (Dealul Cetatea) verzeichnet<sup>66)</sup>. Über beide Stellen liegen sonst keine Nachrichten vor. Die Größe und Ausdehnung der Sebescheler Burg ist nicht bekannt. Es ist noch ein Torturm mit einem mächtigen Spitzbogen wie bei Sastschior vorhanden. Das Mauerwerk ragt noch bis zu 4—5 m hinauf. Urkundliche Nachrichten liegen nicht vor. Die Anlage dürfte zu den großen Burgen gehören.

Die Kette der Burgen reißt bei Sebeschel nicht ab. Die Burg von Diemrich z. B. geht ursprünglich auf eine gleiche Anlage zurück. Die siebenbürgische Westgrenze benötigte, solange sie an das ungarische Reichsgebiet anschloß, keine besonderen Sicherungen. Erst als im 15. Jh. die Einfälle der Türken auch den Mieresch herauf erfolgten und nach der Schlacht bei Mohatsch Ungarn türkisches Gebiet wurde, erhielten die Talsperren am Mieresch (Mariaradna, Ilia) und an der Schnellen Kreisch (Bologa) erhöhte Bedeutung.

### Vorsächsische Grenzburgen

Die südsiebenbürgischen Burgen gliedern sich in drei Provinzen, das Burzenland, die Altlinie und die Strecke vom Rotenturmpaß bis an den

<sup>65)</sup> Urkundenbuch, a. a. O., 1, S. 288, Zeile 17. 1309 Januar bis Juli. „ . . . sacerdos de sub castro Petri . . .“

<sup>66)</sup> Der hier geborgene Münzfund, Goos, Chronik, a. a. O., S. 36, deutet allerdings auf eine dakische Burg.

Mieresch, die Zibin—Zekesch-Linie, von denen jede durch die Gegebenheiten des Geländes und eine verschiedenartige geschichtliche Entwicklung bedingte ausgeprägte Kennzeichen besitzen. Ein Überblick auf die Wehranlagen westlich des Altdurchbruches zeigt, mit Ausnahme von Sibiel und Urwegen, Burgen, die in geringer Höhe auf den Vorbergen der Karpaten unmittelbar am Gebirgsfuß liegen. Der Übereinstimmung der Lage entspricht auch die Gleichheit ihrer strategischen Aufgabe, die Mündungen der Täler abzuriegeln, durch die Gebirgspfade nach Oltenien führen<sup>67)</sup>. Eine Ausnahme macht die Götzenbergburg, die aber auch in Beziehung auf das in der Nähe liegende, quergestellte, bis weit in das Gebirge hinein gangbare Zoodtal gegründet wurde. Der Vergleich mit den von der volkskundlichen Forschung ermittelten Transhumanswegen der rumänischen Hirtenzüge erweist, daß diese zum größten Teil übereinstimmen mit den Gebirgstälern, an deren Ausgang die Vorhöhenburgen stehen und seit Jahrhunderten beschränkte, althergebrachte und naturgegebene Wanderwege überwachen. Der Abstand der Burgen beträgt etwa 10—11 km<sup>68)</sup> und weist nach, daß über die jeweilige Einzelaufgabe hinaus für ihre Anlage auch die gegenseitige Hilfeleistung und Abhängigkeit voneinander maßgebend war. Die gleiche Beobachtung machte TREIBER im Burzenland. Der Versuch nach der Bauweise oder hervorstechenden Einzelteilen einzelne Burgengruppen zu bilden, ist nicht erfolgverheißend. Sebeschel und Sastschior besitzen beide eckige Tortürme mit Spitzbogen und die Ruetelburg gleicht Tilischka, doch erlauben diese Zusammenstellungen keine weiteren Schlüsse. Das einzige gemeinsame Kennzeichen der Burgen ist die gestreckte, ovale Form mit einem ungewohnt großen Durchmesser, der 100 bzw. 200 m überschreitet<sup>69)</sup>, und nur bei diesen Anlagen der Zibin—Zekesch-Linie auftritt. Allein die Brasoviaburg im Burzenland, die als ungarische Grenzburg betrachtet wird, erreicht eine Längachse von etwa 200 m. Zusammenfassend ergibt sich, daß die Vorhöhenburgen an dem Karpatenrand als Sperren der Gebirgstäler in einer regelmäßigen Entfernung voneinander

<sup>67)</sup> Eine Zusammenstellung dieser Gebirgswege bei TEUTSCH, Unsere Burgen, a. a. O., 9, 1889, S. 79—80.

<sup>68)</sup> Lauterburg—Landskrone 11 km (die Zugehörigkeit der Burgen des Rotenturmpasses zu den übrigen Wehranlagen des Zibinsgebirges ist nicht geklärt), Landskrone—Götzenberg 11 km, Götzenberg—Ruetelburg 8 km, Ruetelburg—Riesenberg-Orlat 11 km, Riesenberg-Orlat—Tilischka 10 km (Tilischka—Urwegen 12 km, Urwegen—Sastschior 11 km, die Einordnung der Burg bei Urwegen ist nicht gesichert), Sastschior—Sebeschel 28 km.

<sup>69)</sup> Götzenbergburg nach der Ausdehnung des Bergkammes mehr als 200 m, Ruetelburg 265 m, Burg bei Orlat 220 m, Tilischka 175 (260) m, Sastschior 140 m, Sebeschel: die genauen Maße sind nicht bekannt, nach den Beschreibungen anscheinend eine große Burg.

angelegt sind und einen im Vergleich zu den übrigen Burgen Südsiebenbürgens unverhältnismäßig großen Längendurchmesser bei einheitlicher länglicher Form besitzen. Die Annahme ist nicht zu gewagt, daß ihnen eine einheitliche Planung zugrunde liegt und der Anstoß für ihre Erbauung von einer übergeordneten Zentralmacht ausging. Ihnen gegenüber stehen die kleineren Gebirgsburgen (Sibiel, Urwegen) mit einer Länge unter 100 m. Urkundliche Nachrichten sind nur über Sastschior und möglicherweise über Orlat und Sibiel vorhanden und gehen nicht über das 14. Jh. zurück. Sie bieten keinen Anhaltspunkt über die Zeit der ersten Erbauung.

Es ist schwierig über die Datierung der Vorhöhenburgen zwischen Alt und Mieresch eine Aussage zu machen. Eine grabungsmäßige Untersuchung dieser Befestigungen oder aus den späteren Quellen rückschließende geschichtliches Arbeiten können die hier geäußerten Vermutungen abschwächen oder aufheben. Es muß aber gewagt werden, auf die Frage nach der Zeitstellung der Sperrburgen eine Antwort zu geben, da es den Anschein hat, als ob diese eine der wenigen Möglichkeiten bieten, das geschichtliche Dunkel, das über Südsiebenbürgen vor der Ansiedlung der deutschen Kolonisten lastet, aufzuhellen und die obere Grenze der geschichtlichen Zeit in Siebenbürgen hinaufzurücken. Auch zur Klärung von Einzelfragen: der Gliederung der Verteidigungslinien, der Deserta, des Ganges der deutschen Besiedlung und der Landnahme durch die Ungarn, kann die Burgenforschung neue Aufschlüsse beitragen. Einen Hinweis für die Datierung der Vorhöhenburgen gibt die auf der Brasoviaburg freigelegte Burgkapelle, deren Beginn übereinstimmend in das 11. Jh. gelegt wird. Dieser Ansetzung ist bisher nicht widersprochen worden. Die von STREITFELD hervorgehobene eigenartige Gebietsform des Mühlbacher Stuhls weist auf die vorsächsische Gründung der Sastschiorer Burg und rückt ihre Erbauung spätestens in die erste Hälfte des 12. Jh.s. Es ist wahrscheinlich und bisher die einzig mögliche Erklärung, daß auch die übrigen großen Burgen vorsächsischen Ursprungs sind und als königliche Sperr- und Grenzburgen nach einem einheitlichen Plan angelegt wurden. Bei dem Vordringen der Ungarn in Siebenbürgen scheint es sicher zu sein, daß sie hier auf eine gemischte Bevölkerung von Rumänen und Slawen trafen, bei der sich die Verschmelzung zugunsten der ersteren vollzog. Es ist anzunehmen, daß die Urrumänen die häufigen Herrschaftswechsel der Völkerwanderungszeit im Schutz der Wälder und Gebirgstäler überdauerten und an den Abhängen der Südkarpaten, wo sie geschichtlich im 13. Jh. zuerst nachweisbar sind und im siebenbürgischen Erzgebirge im Westen die Mittelpunkte ihrer völkischen Widerstandskraft besaßen. Bei der vitalen Zähigkeit des rumänischen Volkestammes ist es nicht glaubhaft, daß es den neuen Gebietern in zwei Jahrhunderten gelungen wäre, eine dichter siedelnde rumänische Ackerbau-

bevölkerung aus dem Landesinneren an die Gebirgsränder zurückzutreiben und zu einer Umstellung vom Ackerbau zum Hirtentum zu zwingen. Es scheint überhaupt, als ob die Ackerbauwirtschaft in Siebenbürgen in größerem Umfang erst mit der Kolonisierung der deutschen Siedler beginnt. Während die Ostgrenze durch die Szekler gesichert wurde, reichte das vorhandene Menschenmaterial nicht aus, um den Südrand Siebenbürgens in der gleichen Weise zu schützen. Es wurden hier als Grenzschutz absichtlich wüst gehaltene Ödstellen angelegt, die Desertumsgebiete, an deren Außenrand entlang des rechten Altufers und am Fuß des Zibins- und Mühlbacher Gebirges feste Plätze errichtet wurden. Sie überwachten die Mündungen der in das Landesinnere führenden rechtsseitigen Seitentäler des Alts und die Ausgänge der Gebirgstäler zwischen dem Rotenturmpaß und dem Mieresch. In ihrer Umgebung wurden etliche Szeklersiedlungen angesetzt. Völlig unbesiedelt waren diese Deserta, die einige durch Verhaue leicht zu sperrende Straßenzüge durchquerten, demnach nicht. Es liegen aber keine Nachrichten vor, daß die deutsche Landnahme der Deserta in Südsiebenbürgen gewaltsam erfolgt sei<sup>70</sup>). Die Gründung von geschlossenen Ackerbauhöfen bedeutete bei der Fülle des eigentumfreien Bodens für eine auf Verlagerung ihrer Weideplätze angewiesene Bevölkerung keine Behinderung. Es erscheint zweckmäßig diese Überlegungen zu äußern, da der Mangel an schriftlichen Quellen oder Bodenfunden eine auf sicheren Gegebenheiten aufgebaute Beweisführung nicht erlaubt. Gegenüber der von G. D. TEUTSCH geäußerten klassischen sächsischen Geschichtsauffassung z. B. enthalten diese Hinweise schon eine wesentliche Änderung<sup>71</sup>).

Die südsiebenbürgischen Grenzburgen waren ursprünglich mit Erdwällen und Holzwerk bewehrte Befestigungen (földvár). Ihre Umwandlung in Steinbauten fällt frühestens in die Zeit des ersten Auftretens der steinernen Bauten in Siebenbürgen, etwa der ältesten Karlsburger Kathedrale. Das Verbot für den Ritterorden im 13. Jh. im Burzenland Steinburgen zu bauen<sup>72</sup>), läßt vermuten, daß im eigentlichen Siebenbürgen solche Burgen schon bekannt und vorhanden waren. In der sächsischen Provinz erhoben sich damals bereits eine Reihe von romanischen Dorfkirchen und Wehrtürme der deutschen Adligen. Der Steinburgenbau ist am ehesten in das 12. Jh. zu setzen. Die Ersetzung der Erdwälle durch Steinmauern wurde nur vom Rotenturmpaß bis an den Mieresch durchgeführt und unterblieb an der Altlinie. Hier erschwerten der steile Grat

<sup>70</sup>) Urkundenbuch, a. a. O., I, S. 2, Zeile 35, 37—38. 1192—1196. „... omnes Flandrenses . . . tunc erant in illo solo deserto, quod gloriosae memoriae Geysa rex Flandrensibus concessit . . .“

<sup>71</sup>) G. D. TEUTSCH, Geschichte, a. a. O., 2. Auflage, Leipzig 1874, S. 12.

<sup>72</sup>) Vgl. Anm. 29.

der Fogarascher Gebirge und der Fluß mit seinen Sumpfniederungen die Annäherung. Auf den zahlreichen, leicht gangbaren Gebirgspfaden der Weststrecke konnten die auf beiden Abhängen der Karpaten siedelnden Rumänen und Petschenegen, Kumanen und Heeresabteilungen des byzantinischen Reiches unbemerkt und rasch in das ungarische Reichsinnere vordringen. Deswegen erforderten diese Einfallsstraßen die stärkste Sicherung. Ihre Bedeutung erklärt auch die ungewohnte Größe der Burgen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß dieser Grenzburgengürtel, ein mittelalterlicher Limes transilvanicus, auch heute noch die Wirtschaftsgrenze zwischen Ackerbau und Hirtentum anzeigt.

### Der Name „Siebenbürgen“

Die südsiebenbürgischen Grenzburgen zwischen Alt und Mieresch gestatten den Versuch einer neuen Deutung der Benennung Siebenbürgens. Der Forschungsstand über „Siebenbürgen“ wurde 1922 von G. MÜLLER von geschichtlicher und von A. SCHULLERUS von sprachwissenschaftlicher Seite abschließend zusammengefaßt<sup>73)</sup>. Der Name ist nach Schullerus eine Pluralbildung von mhd. burc, Pl. bürge, Dat. bürgen, „ze den siben bürgen“. „Siebenbürgen“ kommt in der deutschen Heldendichtung des 13. Jh.s öfter vor (gein Sibenbürgen varn, von Sibenbürgen ûz Ungerlant). Urkundlich wird es 1296 zuerst erwähnt (maister Dietrich von Sibenbürgen). Die lateinische Form ist in der Erfurter Chronik 1242 zum ersten Male belegt (terra septem castrorum) und lautet in anderen Chroniken terra quae septem castra dicitur; civitas, quae dicitur hermansdorf in VII castris. Mit wenigen Ausnahmen stammt die deutsche und lateinische Bezeichnung aus österreichischen und reichsdeutschen Quellen, die sich fast durchwegs auf die deutschen Bewohner Siebenbürgens beziehen. Die ungarische Kanzleisprache verwendet von Anfang an die allgemeine Benennung „Transilvania“. „Es ergeben sich demnach zwei Gruppen der Landesbezeichnung, eine ausländische, mit Beziehung auf die deutschen Bewohner gebrauchte: Sibenbürgen, septem castra mit seinen Varianten, und eine inländische, kanzleimäßige, die sich auf das ganze Land bezieht: Transilvania, Ultra silvas, Ultrasilvani<sup>74)</sup>.“ Sibenbürgen ist vermutlich der im Sprachgebrauch des deutschen Reiches übliche Name und septem castra bildet die von der lateinischen Chroniksprache vorgenommene wortgetreue Übersetzung.

Der geschichtlichen Forschung ist es bisher nicht gelungen, eine einheitliche Deutung des sachlichen Inhalts der „Burgen“ in „Siebenbürgen“ zu ermitteln. I. JOHANN WOLFF und FR. TEUTSCH vertraten die Gleich-

<sup>73)</sup> G. MÜLLER - A. SCHULLERUS, Siebenbürgen, Korrbbl., 45, 1922, S. 1—15.

<sup>74)</sup> A. a. O., S. 13.

setzung der sieben Burgen mit den Verwaltungsbezirken der Hermannstädter Provinz, den sieben Stühlen. G. MÜLLER stellte demgegenüber fest, daß die sieben Stühle erst in der Mitte des 14. Jh.s (1355 und 1359) bezeugt sind und nicht die Grundlage für die Namensbildung des schon im 13. Jh. belegten „Siebenbürgen“ abgeben konnten. 2. SCHULER VON LIBLOY und G. BARON BEDEUS nahmen an, daß ursprünglich der ungarische Komitatsboden des Adels auch das sächsische Gebiet der sieben Stühle einschloß und in seiner Gesamtheit die septem castra bildete, und daß die deutschen Sachsen nach der Ausbildung einer eigenen Verwaltung die alte Benennung beibehielten. G. MÜLLER widerlegt in verwaltungsrechtlichen und rechtsgeschichtlichen Ausführungen diese Auffassung. 3. Die anscheinend älteste Erklärung, die bis in das 15. und 16. Jh. zurückreicht, will „Siebenbürgen“ von sieben siebenbürgischen Städten ableiten. Die Schwierigkeit dieser Lösung ist, wie G. Müller zeigte, die Ermittlung eines einheitlichen Kriteriums (Ummauerung, der Name civitas, castrum) und der Nachweis von sieben vorhandenen Städten bei der Entstehung des Wortes „Siebenbürgen“. 4. Zuerst von R. RÖSLER und ihm folgend später immer wieder wird „Siebenbürgen“ auf die urkundlich und im Sprachgebrauch nicht belegte, angenommene „Zibinburg“ zurückgeführt. G. KISCH weist diese Annahme aus sprachlichen Gründen zurück<sup>75</sup>). 5. Zu der von FR. TEUTSCH erwogenen Möglichkeit, daß sieben nicht näher bekannte Burgen den Ausgangspunkt für die Kolonisation des Gebietes der sieben Stühle gebildet haben, bemerkt G. MÜLLER, daß „der Bestand solcher Burgen durch die Forschung noch nicht ermittelt“ sei. HORWATH hat anscheinend als erster versucht, „Siebenbürgen“ von südsiebenbürgischen bekannten Burgen abzuleiten<sup>76</sup>). Er nannte dafür Reps, Galt, Halmágy, Goldburg (zwischen Gürteln und Rucăr), den zerbrochenen Turm (im Rotenturmpaß), das Castrum Solgow und das Castrum Petri bei Sastschior. Auf der Strecke von Reps bis Sastschior liegen aber mehr als sieben Burgen und es ist nicht wahrscheinlich, daß die bedeutendsten davon, unter Nichtberücksichtigung der übrigen kleineren, für die Namengebung maßgebend waren. Der Landstrich von Reps bis Sastschior umfaßt einen zu großen Raum, um bei den damaligen Verkehrsmöglichkeiten und der geringen Siedlungsdichte eine zahlenmäßig so genaue, einheitliche Landschaftsbezeichnung wie Siebenbürgen entstehen zu lassen. Auch die zumindestens einige Jahrzehnte währende Besiedlung wird dafür nicht förderlich gewesen sein. Es ist eher anzunehmen, daß „Siebenbürgen“ auf einem begrenzten Landstrich entstand, wo die eponymen Burgen nahe

<sup>75</sup>) G. KISCH, Siebenbürgen im Lichte der Sprache, Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, 45, 1929, S. 288.

<sup>76</sup>) HORWATH, Landnahme, a. a. O., S. 180.

beisammen standen. Die Leitung der deutschen Kolonisation des südsiebenbürgischen Sachsenbodens erfolgte von Karlsburg aus, indem zuerst die nahen Dörfer seiner Umgebung und dann fortschreitend nach Osten die entfernteren Gemeinden angesetzt wurden<sup>77</sup>). Die Ansiedlung bewegte sich von Westen nach Osten, zur Grenzsicherung der südlichen Zekesch—Zibin—Alt-Linie und füllte erst nachher nördlich davon den Raum bis an die beiden Kokeln aus. Die Nähe von Karlsburg und die Notwendigkeit, die Gebirgswege zu sichern, machen es wahrscheinlich, daß die Landschaft vom Alt bis zum Mieresch zu den frühest besiedelten Teilen gehörte. Hier standen schon vor der Gründung der deutschen Dörfer die großen südsiebenbürgischen Burgen, die sicher an Umfang und Widerstandskraft bis in die Zeit nach dem Mongoleneinfall die sächsischen Schutzbauten übertrafen. Daraus ergibt sich die bisher überzeugendste Erklärung für den Namen „Siebenbürgen“. Die Benennung bezog sich auf die Gegend vor dem Zibins- und Mühlbacher Gebirge, wo die großen, in den Urkunden nicht erwähnten Vorhöhenburgen die sichtbaren Voraussetzungen für die Namenbildung abgaben. Zu den fünf heute noch erhaltenen oder angenommenen Burgen, Götzenberg, Ruetel-Reschinar, Orlat, Tilischka und Sastschior müssen zwei weitere von den übrigen bekannten Wehranlagen (Lauterburg, Talmesch, Sibiel, Urwegen oder Sebeschel) hinzugezählt werden. Das ursprüngliche „Siebenbürgen“ lag zwischen dem Mieresch und dem Rotenturmpaß und erhielt seinen Namen von den dort befindlichen großen Vorhöhenburgen. Die nachfolgenden Siedler übernahmen die Bezeichnung und übertrugen sie auf den ganzen südsiebenbürgischen deutschen Boden, wobei die ihr ursprünglich zugrunde liegende Sinngebung verloren ging<sup>78</sup>).

### Wehrtürme

Als Ergänzung des beschriebenen Verteidigungssystems sind noch die Wehrtürme zu erörtern und das Fragengebiet der Kirchenburgen zu streifen.

30. Kelling, Kreis Alba.

W. HORWATH, Siebenbürgisch-sächsische Kirchenburgen, 4. Heft, Hermannstadt 1940, S. 118—119.

Das Dorf war der Stammsitz des mächtigen Kellinger Gräfenge-

<sup>77</sup>) FR. ZIMMERMANN, Zur siebenbürgisch-deutschen Geschichtsschreibung besonders über die Besiedlungsfrage, Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, 6. Ergänzungsband, 1901, S. 723—724.

<sup>78</sup>) Vergleiche die zustimmende Äußerung von G. GÜNDISCH zu der oben gegebenen Deutung in Sieb. Vierteljahrsschrift, 64, 1941, Heft 4 und die sinngleiche Landschaftsbezeichnung im westungarischen Grenzbürgengebiet „Burgenland“.

schlechtes<sup>79)</sup> und die eigenartige kraftvolle Burg wird wohl auf diese Sippe zurückgehen. Der Wehrbau vereinigt die wichtigsten Teile eines Verteidigungswerkes, einen runden Bering, der noch auf die frühgeschichtlichen Geschlechterrundlinge zurückgeht, und in der Mitte den kraftvollen Wohnturm, der in den englischen Normannenburgen seine höchste Ausbildung erfahren hat. Zeitliche Hinweise sind nicht vorhanden, der Turm reicht wahrscheinlich bis in die deutsche Landnahmezeit hinein und machte die Ausbildung einer Kirchenburg im Ort unnötig.

### 31. Urwegen, Kreis Hermannstadt.

FR. TEUTSCH, Unsere Burgen, a. a. O., 9, 1889, S. 65—67.

Der in der Gemeinde liegende Mauerring mit einem Wehrturm in der Mitte gleicht Kelling. Zwei Türme als Verstärkung des Berings sind spätere Zutaten. Da in Urwegen noch eine befestigte, romanische Basilika vorhanden ist, dürfte die eigentliche Burg auf ein Gräfengeschlecht zurückgehen.

### 32. Neppendorf, Kreis Hermannstadt.

W. HORWATH, Der Neppendörfer Berchfrit, Korrbbl., 49, 1926, S. 48—49. Ders., Die Neppendörfer Kirchenburg, Kirchliche Blätter, 1931, S. 206—208. G. SEIFERT, Das älteste Hermannstädter Kirchenbuch, Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, 11, 1874, S. 399—401.

Horwath hielt den Neppendörfer Kirchturm für einen alleinstehenden römischen oder mittelalterlichen Wachturm, der in die Dorfkirche als Vierungsturm eingebaut wurde. Eine gründliche Untersuchung der Kirche veranlaßte ihn, die Gleichzeitigkeit der beiden Bauteile zu vertreten<sup>80)</sup>. Seifert machte auf eine zweite Turmanlage in Neppendorf aufmerksam. 1874 fand ein Neppendörfer bei der Stelle, die auch heute noch „bei dem Turm“ heißt, die Grundmauern eines viereckigen Gebäudes, in dem Ausmaß von 7,50 zu 11,50 m. Im Inneren lagen Scherben und ein eisernes Schwert. Diese Funde lassen vermuten, daß die freigelegten Mauern die Reste eines der üblichen frühsächsischen Wehrtürme sind.

### 33. Salzburg, Kreis Hermannstadt.

Der nördlich von Hermannstadt liegende Ort mit großen Salzvorkommen war der Sitz eines einflußreichen Gräfengeschlechtes, das im 13. Jh. wagen konnte, bei einem Rachezug gegen den Weißenburger (Karlsburger) Bischof die dortige Domkirche zu zerstören. Oberhalb des Dorfes, rechts vom Weg nach Mildenburg-Alamor ist ein Burgplatz, der heute nur

<sup>79)</sup> Zu den Gräfen vgl. G. A. SCHULLER, Die Gräfen, Bilder aus der Kulturgeschichte der Siebenbürger Sachsen, hsg. von Fr. Teutsch, 1. Band, Hermannstadt 1928, S. 43—65. G. E. MÜLLER, Die Gräven des Siebenbürger Sachsenlandes, Festschrift für Fr. Teutsch, Hermannstadt 1931, S. 103—178.

<sup>80)</sup> HORWATH, Landnahme, a. a. O., S. 175, Anm. 5.

an dem niederen Wall erkenntlich ist. Da aus Salzburg keine andere Burgstelle bekannt ist, kann hier eine Kelling ähnliche Gräfenburg mit Wehrturm vermutet werden.

#### 34. Frauendorf, Kreis Großkokeln.

W. HORWATH, *Der Frauendorfer Berchfrit*, *Korrbl.*, 48, 1925, S. 90—91.

Horwath nimmt an, daß der Frauendorfer Glockenturm zuerst gesondert als Wehrturm diente und an ihn im 14. Jh. das gotische Chor und der Kirchensaal angebaut wurden.

Es liegt nahe, in diesen wuchtigen, einfachen Türmen die ersten Schutzbauten der deutschen Siedler zu erblicken. Sie dürften anfangs in weitaus größerem Maße verbreitet gewesen sein, als sie sich heute nachweisen lassen. Als Bauherrn kommen die Führer der Siedlungseinheiten oder deutsche Adlige in Betracht, die die Vorbilder dafür noch aus der Urheimat mitbrachten. Einen anschaulichen Einblick in die Gestaltung einer Gräfenburg bietet ein Kaufvertrag von 1268, in dem Graf ROTHO im Nösenerland einen steinernen Turm, das dabei gelegene hölzerne Haus und eine befestigte Kurie an den Grafen HEINRICH verkauft<sup>81</sup>). 1309 werden in der Hermannstädter Provinz, wahrscheinlich in Verbindung mit den Thronkämpfen nach dem Aussterben der Arpaden, zur Aufrechterhaltung des Friedens solche Wehrtürme der Adligen zerstört<sup>82</sup>). Mit der sozialen Umschichtung und dem Niedergang der Gräfen gehen ihre Schutztürme in das Eigentum der Dorfgemeinden über.

### Kirchenburgen

Die Bedeutung der siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen geht über ihren rein kunsthistorischen und wehrgeschichtlichen Wert hinaus. „Die im Kleinen monumental und zweckbedingt aufeinander getürmten Körper, die Vereinigung transzendenter Hinwendung und kämpferischen Lebensgefühls, die Spannung von Volkstum und Kirche deuten den noch lange nicht ausgeschöpften Bildsinn der Kirchenburg an. Sie ist die steingewordene Wesensverkörperung des siebenbürgisch-sächsischen Volkscharakters<sup>83</sup>).“ In zahlreichen Aufsätzen und in geschichtlichen Abhand-

<sup>81</sup>) Urkundenbuch, a. a. O., 1, S. 99, Zeile 32, S. 100, Zeile 1, 5—6. Rodna 1268, Dezember 20. „... comes Rotho ... vendidit has possessiones ... Nomina vero ipsorum possessionum haec sunt, primo turris lapidea et domus lignea apud turrim et curiam circummunitam ...“ Vgl. *Korrbl.*, 9, 1886, S. 80.

<sup>82</sup>) Urkundenbuch, a. a. O., 1, S. 277, Zeile 11—12. 1309. „... quia Theutonici de partibus illis destruxerunt turres et fortalitia quorundam nobilium de partibus illis, quae impediabant bonum statum et pacem provinciae ...“ Vgl. G. E. MÜLLER, *Ist das Andreanum*, a. a. O., S. 128.

<sup>83</sup>) KLINGSOR, 16, 1939, S. 119.

lungen wird auf ihre Wichtigkeit hingewiesen und versucht ihren kunstgeschichtlichen und volkspolitischen Inhalt zu umreißen, eine eingehende Untersuchung dieser arteigenen Verteidigungskirchen steht aber noch aus. Von W. HORWATH sind in jahrelanger Arbeit die Kirchenburgen bautechnisch vermessen und beschrieben worden. Die Ergebnisse liegen bisher in vier Heften vor<sup>84)</sup>. Horwath schuf damit die Voraussetzungen und die Materialsammlung für eine solche umfassende Arbeit. In einer Untersuchung der südsiebenbürgischen romanischen Kirchen haben seine Forschungen schon wegweisende, neue Erkenntnisse geschaffen<sup>85)</sup> und seine Verbreitungskarte der romanischen und frühgotischen Kirchen im sächsischen Siedlungsgebiet erbrachte den Nachweis, daß die deutsche Landnahme entlang der Alt—Zibin—Zekesch-Linie, der Südgrenze des ungarischen Reiches, erfolgte, an die nach Norden aufsteigend die später gegründeten Dörfer des Kokeltals anschlossen. Ob die angenommenen vier Mittelpunkte der Bautätigkeit im Hermannstädter und Leschkircher, im Schenker, im Kosder Kirchenkapitel und im Unterwald und ihr zeitliches Verhältnis zueinander zu Recht bestehen, muß überprüft werden. Ihre mögliche Ablehnung würde aber nichts an den grundlegenden Feststellungen Horwaths ändern.

Es soll hier nur der mutmaßliche Entwicklungsgang der Kirchenburgen in Umrissen wiedergegeben werden. V. ROTH betonte in einem Beitrag über die kirchlichen Baudenkmäler des Unterwaldes, daß der Beginn der romanischen Kirchen in Südsiebenbürgen bis in die zweite Hälfte des 12. Jh.s zurückreiche<sup>86)</sup> und er unterstrich die schon früher gemachte Äußerung, daß der „romanische . . . Kirchturm in Siebenbürgen nichts anderes ist als der unter Beibehaltung der ursprünglichen Bestimmung seiner Verwendung mit der neuen Bestimmung des Glockenträgers übernommene alte Bergfried“<sup>87)</sup>. Die romanischen Kirchen und vor allem ihre Türme hatten demnach schon in der Ansiedlungszeit häufig als die einzigen Steinbauten des Dorfes auch Verteidigungsaufgaben zu übernehmen. Die Kirchtürme überdauerten auch die Verwüstungen des Mongolensturms (1241) und dienten dem Domherrn ROGERIUS aus Großwardein als Wegweiser durch Siebenbürgen auf seiner Flucht vor den Mongolen. Es wäre eine lohnende Aufgabe, zu untersuchen, ob sich in den von HORWATH herausgearbeiteten Kirchengruppen nicht bestimmte Verteidigungsmerkmale (etwa die Stellung und Höhe der Fenster und ähnliches) beobachten ließen. Bei einigen

<sup>84)</sup> W. HORWATH, Siebenbürgisch-sächsische Kirchenburgen, Hermannstadt, Heft 1 1931, Heft 2 1932, Heft 3 1933, Heft 4 1940.

<sup>85)</sup> HORWATH, Landnahme, a. a. O., s. Anm. 43.

<sup>86)</sup> V. ROTH, Die kirchlichen Baudenkmäler des Unterwaldes, Beiträge zur Geschichte der ev. Kirche in Siebenbürgen, Hermannstadt 1932, S. 291—292, 295.

<sup>87)</sup> Ders., Zur Charakteristik der romanischen Kirchenarchitektur in Siebenbürgen, Korrbbl., 34, 1911, S. 36.

romanischen Kirchen sind noch Ringmauern und Wälle vorhanden, von denen anzunehmen ist, daß sie gleichzeitig mit dem Kernbau entstanden. Dieses gilt für die Basilika in Urwegen und die auf steilem Bergkegel unter dem Mällseifen vor 1223 erbaute Bergkirche von Michelsberg, Kreis Hermannstadt<sup>88)</sup>. Auf solche und ähnliche Verteidigungsmerkmale bezieht sich 1291 die Verordnung von ANDREAS III., daß die um die Kirchen erbauten Türme und Burgen abzutragen seien<sup>89)</sup>. Sie bedeuteten wahrscheinlich eine Umgehung der königlichen Machtbefugnisse, da für sie nicht wie bei anderen richtigen Burggründungen die königliche Bewilligung eingeholt wurde. Aus den angeführten Belegen geht einwandfrei hervor, daß bereits im 13. Jh. mit befestigten und Verteidigungszwecken dienenden Kirchen zu rechnen ist. Die Herrschaft der Anjouer im 14. Jh. sicherte den Sachsen eine lange Friedenszeit, die die Ausbildung von Wehrkirchen nicht nötig machte. Unter dem Zwang der Türkeneinfälle im 15. und 16. Jh. entwickelte sich der heute noch vorhandene Typus der Kirchenburgen und wurde die allgemein gebräuchliche Verteidigungslage. Die Entstehung der Kirchenburgen ist demnach nicht einheitlich in ein Jahrhundert zu setzen. Sie reichen in ihren Anfängen bis in die Einwanderungszeit zurück und bilden in der Türkenzeit die eigentliche Form der sächsischen Wehrbauten<sup>90)</sup>.

### Ergebnisse

Abschließend sollen die Ergebnisse zusammengefaßt werden und das aus der mittelalterlichen Burgenforschung sich ergebende geschichtliche Bild gezeichnet werden. Die lockere Gliederung der Untersuchung ist durch die Fülle und Vielseitigkeit des behandelten Materials bedingt.

Siebenbürgen ist durch seine geopolitische Lage in die Zwischenlandschaft des östlichen und mitteleuropäischen Machtbereichs gestellt. Seine Geschichte ist abwechselnd in größeren Zeiträumen von einem der beiden Kraftmittelpunkte abhängig und wird von ihm bestimmt. Über die vor- und frühgeschichtlichen Burgen liegen geringe Aufschlüsse vor. Weit besser sind die dakischen Festungen und das römische Verteidigungssystem in Dazien bekannt. Die angenommene neue Gruppe der dakischen Burgen mit Mörtelsteinmauern ist nicht aufrechtzuerhalten. Diese Burgen sind

<sup>88)</sup> H. PHLEPS, Die Burgkirche zu Michelsberg in Siebenbürgen, Sonderdruck, Deutsche Bauzeitung, 1924, Nr. 55 und 56.

<sup>89)</sup> Urkundenbuch, a. a. O., 1, S. 174, Zeile 39—40. 1291, Februar 22. „Praeterea turre sive castra super ecclesiis aedificata aut locis aliis pro nocumento constructa penitus evellantur.“

<sup>90)</sup> Zur Zeitstellung der Kirchenburgen vgl. Das Burzenland, 4, 1, S. 99—113, und W. HORWATH, Siebenbürgisch-sächsische Kirchenburgen, 4. Heft, Hermannstadt 1940, S. 122-127.

vielmehr mittelalterlicher Herkunft. Die siebenbürgische Burgenforschung beschränkte sich mit wenigen Ausnahmen auf die Erfassung und Beschreibung der mittelalterlichen Burgen, ohne zu versuchen, ihre Zeitstellung und die größeren Zusammenhänge, die für ihre Erbauung maßgebend waren, herauszuarbeiten. Über die Lage der eingehender behandelten mittelalterlichen Verteidigungsbauten und ihre Bestimmung geben die beiden Kartenbeilagen und die nachstehende Zusammenfassung eine Übersicht.

Kartenzeichen	Zeichenerklärung	Kennzahlen
●	Vorsächsische Grenzburgen . . . . .	8, 15, 22, 23, 24, 26, 28, 29
◐	Ritterordensburgen . . . . .	7, 11, 12, 13
○	Burggründungen des 13. Jh.s . . . . .	14, 17, 18, 25, 27
■	Mittelalterliche Burgen mit ungeklärter Erbauungszeit . . . . .	1, 2, 3, 4, 5, 6, 19
□	Burggründungen des 14. Jh.s . . . . .	10, 20
▲	Bauernburgen . . . . .	9, 16, 21
△	Wehrtürme, Gräfenburgen . . . . .	30, 31, 32, 33, 34
+	Romanische Kirchen der deutschen Siedler in Südsiebenbürgen	

Bei der ungarischen Landnahme treffen die neuen Gebieter in Siebenbürgen auf eine Bevölkerung, die sich aus Rumänen und slawischen Teilen zusammensetzt. Zu diesen kommen noch germanische Restbestände und bulgarische Einstreuungen. Die Mittelpunkte der rumänischen Volkskraft liegen in einigen noch während der Völkerwanderungszeit eingenommenen Rückzugsgebieten, vor allem in den Westkarpaten und im Gebirge westwärts vom Rotenturmpaß. Ihre Hauptbeschäftigung in das Hirtentum. Die Grenzen des ungarischen Machtbereichs werden bis an die Ost- und Südkarpaten vorgetrieben. Im Osten wird ein breites Band von Szeklersiedlungen als Grenzschutz errichtet. Gleichzeitig damit dürfte auch das Burzenland militärisch gesichert worden sein, wie der Grabungsbefund auf der Brasoviaburg nahelegt. Im Süden läuft die Grenze ursprünglich entlang des Alts und auf den Vorhöhen der Gebirge westlich vom Rotenturmpaß. An den Mündungen der rechtsufrigen Seitentäler des Altflusses und an den Ausgängen der Gebirgstäler nach dem Inneren Siebenbürgens riegeln Sperrburgen die Talöffnungen ab. In ihrer Umgebung stehen Szeklerdörfer, von

denen bis in die Gegenwart hinein sich Reste erhalten haben. Westlich vom Rotenturmpaß werden die zuerst als Holz- und Erdwerke errichteten Verteidigungsanlagen, wahrscheinlich im 12. Jh., durch Steinburgen ersetzt. Das gemeinsame Kennzeichen dieser vorsächsischen Grenzburgen ist ein über 100, meistens auch über 200 m langer, ovaler Bering. Zu ihnen gehören die Burgen am Götzenberg, bei Reschinar, Orlat, Tilischka, Sastschior und wahrscheinlich auch Sebeschel. Diese liegen an dem Beginn von Gebirgswegen, die von den Wanderzügen rumänischer Hirten begangen wurden. An der Altlinie unterblieb, vielleicht mit Ausnahme der Repser Burg, die Umwandlung zu Steinburgen, da die sumpfigen Flußniederungen und der steile Gebirgskamm eine rasche und unvorhergesehene Feindannäherung verhinderten. Hinter diesem Burgengürtel, dem mittelalterlichen Limes transilvanicus, liegen absichtlich wüst gehaltene Ödstellen, die Deserta, die das feindliche Vordringen hemmen oder aufhalten<sup>91</sup>). In der zweiten Hälfte des 12. Jh.s werden diese Wüstländer für die Besiedlung freigegeben und dort deutsche Siedler angesetzt. Die Leitung der Kolonisation ist in Karlsburg und die Landnahme erfolgt von Westen nach Osten fortschreitend, wobei die näheren Dörfer vor den entfernteren östlichen Gemeinden gegründet werden. Das Land „ze den sieben bürgen“, „Siebenbürgen“, erstreckt sich ursprünglich vom Mieresch bis an den Rotenturmpaß und erhält seinen Namen von den dort nachweisbaren großen Vorhöhenburgen. Die Hauptaufgabe der Siedler ist der Grenzschutz, wie die Anlage der romanischen Kirchen auf dem deutschen Kolonistenboden nachweist. Die kirchlichen Steinbauten besitzen auch strategische Bedeutung. Gleichfalls bis in die Einwanderungszeit reichen einfache, mächtige Wehrtürme, deren Erbauung auf deutsche Adlige und Lokatoren, die späteren Gräfen, zurückgeht. In Kelling, Urwegen, Neppendorf, Frauendorf und wahrscheinlich in Salzburg lassen sich solche Bergfriede nachweisen. Einen anschaulichen Einblick in die Gliederung der südsiebenbürgischen Verteidigungsanlagen bietet Urwegen im Unterwald. In dem Mittelgebirge unterhalb Poiana sperrt die königliche Grenzburg einen Verbindungsweg, der in das Zekeschal führte. Im Dorfe erhebt sich der vom Anführer der Siedlungsgemeinschaft erbaute Verteidigungsturm und auf einer Anhöhe steht die mit Wall und Mauer umgebene romanische Bergkirche. In der ersten Hälfte des 13. Jh.s beginnt das ungarische Reich seine Gebietsgrenzen im Süden vorzuschieben. Anzeichen dieses urkundlich schon nachweisbaren Vorganges sind die Gründung der Kerzer Abtei (um 1200), die Verleihung des Burzenlandes an den deutschen Ritterorden (1211), die Gewährung des Nutz-

<sup>91</sup>) Einen Überblick über das siebenbürgische vorsächsische Verteidigungssystem gibt FR. MÜLLER-LANGENTHAL in Südostdeutsche Forschungen, 3, 1938, S. 46—49.

nießungsrechtes der *Silva Blacorum et Bissenorum* (1224), die Errichtung des Milkower Bistums (um 1222—1228) und die Vergabung der *Terra Loysta* im Rotenturmpaß (1233). Als sichtbares Merkmal dieser Südausdehnung entstehen im Burzenland die Ritterordensburgen, die Marienburg, die Kreuzburg, die Burg bei Rucăr, die Schwarzburg und vielleicht oben in der Moldau die Burg bei *Piatra Neamtu*. Die Heldenburg gehört möglicherweise auch noch in das 13. Jh. Vor den Schutzbauten an der Altlinie und vor den großen Vorhöhenburgen erhebt sich eine zweite Burgenlinie, zu der die Burgen bei Breaza, Freck, Sibiel und vielleicht auch bei Urwegen gehören. Der Mongoleneinfall setzt der Grenzausweitung ein jähes Ende. Nachdem die asiatischen Horden zurückgeflutet sind, geht das Bestreben BELAS IV. Schutzmaßnahmen gegen ähnliche Einfälle zu treffen. Zu diesen Bemühungen gehört die Verleihung des Severiner Banats an den Johannerorden (1247) und die Auffüllung der Siedelräume zwischen Harbach und den Kokeln durch deutsche Nachwanderer. Neue Burggründungen sind aus diesem Zeitabschnitt nicht bekannt. Doch ist es möglich, daß einige irrtümlich zu früh datierte Anlagen erst in der zweiten Hälfte des 13. Jh.s entstanden. An der Wende vom 13. zum 14. Jh. besitzen die Burgen noch die stärkste Wehr- und Widerstandskraft in Siebenbürgen. Einige geschichtliche Ereignisse beleuchten diese Tatsache. Der geschlagene Thronfolger STEPHAN flüchtet vor seinem Vater BELA IV. in die Schwarzburg. In den Thronkämpfen nach dem Aussterben der Arpaden vermag der Erbgraf SALAMON VON KRONSTADT, gestützt auf die Schwarzburg, noch lange dem König KARL ROBERT den Treueid verweigern. Die Repser Burg bildet 1324 den Mittelpunkt des Widerstandes der aufrührerischen Sachsen. Das geschichtlich folgenreichste Ereignis des 14. Jh.s für Siebenbürgen ist die Entstehung der rumänischen Fürstentümer jenseits der Karpaten. Als Paßsicherung werden deswegen um 1370 die Landskrone und die Törzburg erbaut. Die Türkengefahr liegt damals noch außerhalb des siebenbürgischen Gesichtskreises. In der sächsischen Frühzeit bilden die königliche Grenzburg, der Wehrturm und der Glockenturm mit der romanischen Kirche die Glieder des Verteidigungssystems. Bei dem Herannahen der Türken sind die Schutzmittel die befestigten Städte, die Bauern- und die Kirchenburgen. Diese Veränderungen bedeuten mehr als eine bloße Entwicklung der Wehrmöglichkeiten. Sie sind ein Ausdruck für die verwaltungsmäßige und politische Neuordnung und für die wirtschaftlichen und sozialen Umgestaltungen im Sachsenland. An die Stelle des königlichen Burgvogtes tritt die in Zünfte gegliederte Wehrmannschaft der freien Bürger und die Wehrtürme verteidigen anstatt des Grafen und seiner Kriegsknechte die geschlossene Dorfgemeinschaft. Unter dem Druck der Türkengefahr werden die bestehenden Bauernburgen, wie die bei Stolzenburg, Keisd, Rosenau,

ausgebaut und die Kirchenburgen erhalten im 15. Jh. ihr kennzeichnendes Gepräge. Die Brasoviaburg und die Landskrone werden abgetragen und ihre Aufgabe übernehmen die naheliegenden Städte.

Die Untersuchung gibt eine Übersicht über das einheimische Schrifttum und weist auf einige Fragestellungen hin. Die Burgenforschung steht in Siebenbürgen am Beginn ihrer wissenschaftlichen Entwicklung. Ihre Bedeutung wurde hier umrissen und keinesfalls ausgeschöpft.

## Kleine Mitteilungen

### Die Rolle und Wirkung der deutschen Kultur in Osteuropa<sup>1)</sup>

Zuerst muß Klarheit über den Begriff des Kulturaufstieges geschaffen werden. Denn da hat die Auffassung des 19. Jh.s in der noch viele Menschen befangen sind, eine grundlegende Änderung erfahren, wozu besonders die neuen vorgeschichtlichen Forschungsergebnisse zwangen. Man wandte im 19. Jh. den Begriff der Evolution an und meinte, der Fortschritt der Kultur in der Menschheit gehe gleichsam von selbst vor sich: Er habe mit den Jägern und Fischern begonnen, über die Hirten und Bauern zur städtischen Kultur sich fortgesetzt, und diesen Weg gingen nun alle Völker, gleichsam naturgesetzlich und zwangsläufig. Ebenso stellte man sich die Gemeinschaftsbildung als einen überall gleichen Vorgang vor: Von der Horde über den Stamm zum Volk und letztlich — dieses war der fragwürdigste Teil dieser Träume — zur Vermischung der Völker in einer zivilisierten Menschheit. Statt in ein erträumtes Zivilisationsglück gelangte aber das 19. Jh. notwendig in jene alles zersetzende Zivilisationsöde, die SPENGLER so grundsätzlich gekennzeichnet hat, oder in die Verprimitivierung des Kulturlebens. Gerade die Segnungen der Kultur gingen auf diesen Irrwegen des 19. Jh.s, wie wir es mit tiefer Erschütterung selbst erleben mußten, überall dort verloren, wo man sich ihnen mit dem Suchen der Seele anvertraute.

Wir wissen heute, daß es ganz anders gewesen ist. Nicht in gleichmäßiger Evolution sind die großen Schritte im Kulturaufstieg der Menschheit zustande gekommen. Vielmehr erweist die vorgeschichtliche Forschung, daß alles Bedeutsame und Große zuerst in bestimmten Kulturkreisen auftrat, woher es sich dann auch zu andern Menschengruppen ausbreitete. Und weiterhin zeigt sich, daß, um einen großen und dauerhaften Kulturaufstieg zustande zu bringen, nicht nur die Erfindung irgendwelcher technischer Mittel nötig ist. Noch viel mehr gehört dazu: Eine tragende Gemeinschaft, die durch lange Zeiten unzersetzbar und unzerstörbar zusammenhält und die Arbeitsteilung, die für jeden dauerhaften Kulturaufstieg unerlässlich ist, sichert. Als solche kulturschöpferische Menschheitsgruppen, die uns die Vorgeschichte an der Einheitlichkeit ihrer Hervorbringungen erkennen gelehrt hat, können wir uns nur Völker vorstellen, d. h. rassisch geprägte Stammesgruppen. Es zeigt sich weiter, daß auch in den Völkern, wie wir sie hier verstehen, nicht ein selbstverständlicher evolutionsmäßiger Aufstieg stattfindet, sondern daß immer wieder einzelne Völker sendungsmäßig hervortreten.

So war das schon bei der Entstehung des Bauerntums in der sogenannten „Jüngeren Steinzeit“. Ihre nähere Durchforschung hat dargetan, wie einmalig und sendungsmäßig die Bauernkultur als Grundlage aller höher führenden Kultur entstanden ist und wie dann durch Wanderungen der durch sie aufsteigenden Völker oder durch Nachahmung in anderen Völkern dieser große Kulturaufstieg immer mehr Völker in seinen Bann zog.

In unserem Zusammenhang interessiert uns aber besonders der Kulturaufstieg, den die sogenannte Metallzeit heraufführte. Gerade in unseren Tagen ist es einmal geglückt, genau nachzuweisen, wo der folgenreichste Kulturfortschritt der Metallbearbeitung entstanden ist. Die Mischung der ältesten Bronze weist, seit die Analysen aufs feinste verbessert worden sind, unwiderleglich und eindeutig auf

<sup>1)</sup> Wiedergabe eines in Bukarest gehaltenen Vortrages.

mitteldeutsche Erzgruben als Entstehungsmittelpunkte der Bronzetechnik<sup>2</sup>); denn dort ergibt das Erz in seinen natürlichen Vorkommen jene Mischungen, die das Kupfer so härteten, daß es die Steinwerkzeuge ersetzen und verdrängen konnte. Damals ist in den Stämmen, aus deren Kern sich schließlich das Germanentum entfaltet hat, der Grund für die Arbeitskultur gelegt worden, die zwar in schwersten geschichtlichen Einbrüchen wiederholt ganz stark erschüttert wurde, deren Faden aber nie völlig abgerissen ist. Wir stehen hier am Ursprung der größten und fruchtbarsten Schmiede für die Arbeitskultur Europas und seiner Völker.

## 1.

Die Karte von Europa zeigt uns ganz große Gegensätze in den Arbeits- und Wohnräumen. Mitteleuropa, das uns als Hort der großen Arbeitsschmiede seit Entstehung der Metallzeit interessiert, hat große Räume mit klaren Grenzen. Was uns heute die Gebirge und Flüsse an starken Grenzen aufzeigen, müssen wir uns für alte Zeiten zum Teil noch viel stärker scheidend vorstellen; denn es gab große Waldgürtel, die vor der mittelalterlichen Kolonisation des 12.—14. Jh.s bei Völkerwanderungen nicht durchdrungen werden konnten. So forderte die natürliche Lage in Mitteleuropa ein Seßhaftwerden kulturfähiger Abstammungsgruppen. Aber sie hinderte, weil die abgegrenzten Räume verhältnismäßig groß waren, in den Zeiten geringer Verkehrstechnik sehr stark die einheitliche Zusammenfassung. Verhältnismäßige Seßhaftigkeit und Vielgestaltigkeit der Gemeinschafts- und Kulturausprägungen kennzeichnet hoch in die vorgeschichtlichen Zeiten hinauf diese Räume. — Ganz anders stellt sich Südeuropa dar. Dort haben wir kleine, abgegrenzte Räume. Und das Meer stellte, sobald die Schifffahrt entsprechend entwickelt worden war, gute Verkehrsmöglichkeiten zur Verfügung. Man versteht darum auch leicht, warum die Errungenschaften der Metallzeit, die in Mitteleuropa zustande kamen, ihre erste große Auswirkung im Süden Europas gefunden haben. Z. B. zeugt der große mykenische Kulturkreis davon. Aber dessen Träger sind, wie wir heute wissen, nordische Wandergruppen gewesen, die, eben dank der überlegenen Metalltechnik, die alten jungsteinzeitlichen Kulturräume am Mittelmeer durchdrangen. — Ganz anders ist die Lage im Osten Europas, und auch dessen geschichtliche Rückwirkungen unterscheiden sich grundlegend. Dort ist von Asien her das Land ganz weit offen und für einfache Kulturen nahezu grenzenlos. Dieses trifft nicht nur für die Senken am Schwarzen und Kaspischen Meer zu, sondern auch für eine Reihe von Steppengebieten Vorderasiens. Aus diesen offenen Gebieten sind nicht nur die altbäuerlichen Kulturgebiete am Indus, am Euphrat und Tigris, am Nil sowie im ganzen Mittelmeerraum, sondern schließlich auch das Urgebiet metallzeitlicher Kultur in Mitteleuropa fast überrannt worden. Die Große Völkerwanderung führte zu diesem Einbruch der hungrigen Grenzenlosigkeit Asiens in die gemeinschaftsgefestigten Kulturräume. Was da als große, zweite „Sintflut“, wie der deutsche Dichter RAABE sie bezeichnet hat, über alle Kulturräume zerstörend hereinbrach, ist nicht nur als einmaliger erschütternder geschichtlicher Gesamtvorgang, der das weitere Schicksal aller Völker betroffen hat, zu werten, sondern zugleich als eine gewaltige Mahnung, die Grundlagen für die Sendung der Kulturvölker nicht zu verlieren oder selbst zu zerschlagen. Zweierlei Ursachenketten haben sich gezeigt,

<sup>2</sup>) Vgl. Dr. H. OTTO, Neue Ergebnisse der Erforschung frühbronzezeitlicher Kupferlegierungen (Forschungen und Fortschritte, Nachrichtenblatt der Deutschen Wissenschaft und Technik, Berlin, November 1939, Kommissionsverlag J. A. Bart, Leipzig, S. 398 ff.).

die jene Gesamtbedrohung erleichterten und beinahe die Kulturzerstörung herbeiführten. Im Süden war es der Verbrauch der rassegeprägten völkischen Kräfte in der ungeheuern Völkermischung. In Mitteleuropa war es die Aufspaltung in eigenwillige Stammesgruppen, die nicht nur kampfstark in andere Räume vordrangen, sondern sich auch untereinander vielfach bis zur Gefahr der gegenseitigen Ausrottung bekämpften. Nur die Kulturvölker behielten von da ab die kulturschöpferische Kraft, die nach außen ihre rassegeprägte Arteigenheit, nach innen ihre zusammenhaltenden Gemeinschaftskräfte bewahren und steigern konnten. Und darin erlangte nach der Überwindung der Völkerwanderung Mitteleuropa die Führung unter den Kulturvölkern. Das „Römische Reich Deutscher Nation“ bezeichnete sinnbildhaft schon in seinem Namen den Übergang der Gesamtverantwortung für die kulturellen Arbeitsgrundlagen, die sich seit der vorgeschichtlichen Zeit entwickelt hatten, auf das deutsche Volk.

Diese Sammlung germanischer Stämme zum deutschen Volk ist ohne ihre christliche Sendung einfach nicht zu verstehen. Das außergewöhnlich aufschlußreiche bekannte Buch von HERMANN SAUER: „Abendländische Entscheidung“<sup>3)</sup>, hat uns da ganz tief blicken gelehrt. Ich selbst habe in einer Arbeit über „Völkerentwicklung und Christentum“<sup>4)</sup> gezeigt, daß neben der Oberflächenwirkung der mittelalterlichen katholischen Kirche, die bekannt ist, eine Tiefenwirkung des Christentums stattgefunden hat, die weithin unbeachtet blieb. Es handelt sich dabei zunächst darum, daß die Gemeinschafts- und Zusammenhaltskräfte gestärkt und aus den eigenwilligen Stämmen ein Volk wurde, was dem heutigen Deutschland in einer Führerede auf einem Reichsparteitag lebendig in Erinnerung gebracht worden ist. Dieselbe Wirkung hat das Christentum in allen Völkern des europäischen Kulturkreises ausgeübt, die es annahmen, und zwar trotzdem die mittelalterliche katholische Kirche ihre Sendung in dieser Richtung völlig mißverstand und die kulturverödende Völkervermischung des Mittelmeerkreises auf das übrige Europa übertragen wollte (diesbezüglich finden sich die näheren Nachweise in meiner vorhin genannten Arbeit). So entstanden große Zusammenhänge kulturschaffender Gemeinschaft, die seither nie abgebrochen sind, trotzdem aus dem unbegrenzten Raume Asiens (Mongolen, Tataren, Türken) und Afrikas (Araber) immer wieder Angriffsstöße erfolgten und zurückgedrängt werden mußten. Es bildete sich eine im Laufe der Zeiten hin- und herschwankende Linie zwischen dem kulturschöpferischen „Abendland“ und dem mit Auflösungskräften durchsetzten „Morgenland“.

Das hat dem deutschen Kulturschaffen eine einzigartige Rolle und Wirkung für den ganzen kulturbedürftigen Osten gegeben.

Ich möchte das an einem uns naheliegenden, sehr kennzeichnenden Beispiel veranschaulichen, für das man überall im Ostraum Entsprechungen findet. Man muß nämlich, wenn man die Grundlagen der Kultur und ihre Beziehungen erforschen will, sich vor allem auf die Schöpfungen im Bereich der Arbeitskultur besinnen. Im September 1937 hat ein ansehnlicher Kreis anerkannter deutscher Kulturforscher eine Studienreise durch unser Land gemacht. Es interessierte sie auch die sehr alte Kultur des Szeckler Stammes im Osten Siebenbürgens, über die sie viel gehört hatten. Eine Besichtigung von Kultursammlungen im Szeckler Gebiet führte zu der folgenden Feststellung, die alle einmütig, von welchem Fachgebiet immer die Beurteilung ausging, trafen: Alles, was über die uralten und eigenartigen Schöpfungen der Hirten-

<sup>3)</sup> J. C. Hinrichs-Verlag, Leipzig, 3. A. 1939.

<sup>4)</sup> W. Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 1936.

Kultur in dem gesamten heutigen Kulturbestand des Szekler Stammes hinausgeht, besteht ohne Ausnahme aus Ablegern deutscher Kultur-Hervorbringungen.

## 2.

Wenn man nun jene zwischen Osten und Westen hin und herschwankende Linie, die das „Morgen-“ und „Abendland“ jeweils schied, näher ins Auge faßt, kann man eine eigenartige Rhythmik feststellen, die einem Ein- und Ausatmen des kulturbedürftigen „Morgenlandes“ zu vergleichen ist. Die Zerstörungskräfte, die aus dem grenzunsicheren „Morgenlande“ immer wieder durchbrechen und einfluten, verwüsten stets neu die Ansätze organischer Arbeitskultur in den Völkern des Ostens und errichten abwechselnd brutale Herrschaftsgebilde, die die Kultur-Hervorbringungen aufzehren, indem sie die beherrschten arbeitenden Volksschichten in kulturhindernde primitive Arbeitsverhältnisse herabdrücken. Aber gerade dadurch entsteht ein Hunger und Bedürfnis nach Hervorbringungen emporführender Arbeitskultur. Und man richtet sich mit dringenden Rufen an das deutsche „Abendland“. Dieses schickt dann, wie aus unerschöpflichem Born, Träger seiner Arbeitskultur aus und treibt seine kulturellen Hervorbringungen weithin in den wartenden und bedürftigen riesigen Raum vor. Dieser aber kann das Gesetz seiner Grenzenlosigkeit immer wieder nicht verleugnen, so daß sich in gewissen Zwischenräumen neue Zerstörungswellen ergeben.

Wir wollen diesen Rhythmus durch einige geschichtliche Angaben veranschaulichen. Im 12. Jh., in dem der alte abendländische Kulturaufstieg seine erste bedeutende Höhe erklommen hat, dringt die deutsche landwirtschaftliche Kultur weithin in den Osten vor. Ihre Pioniere kommen mit den großen Ansiedlungswellen; alle nichtdeutschen Staaten, die sich hier der Zerstörungskräfte des „Morgenlandes“ zu erwehren vermocht hatten, setzten ihre ganze Staatskunst ein, um solche Ansiedlergruppen zu erhalten, mit ihnen auch deutsche Bergleute (wo abbaufähige Erze vorhanden waren), um so die Grundlagen aufwärtsführender Kultur bei sich heimisch zu machen. Man kann die große Wirkung dieser kulturellen Erziehung noch heute in dem Landschaftsbild Osteuropas ablesen, wenn man die Hausformen, die Feldfluren und die landwirtschaftliche Arbeitsweise der Gebiete, die deutsche Ansiedler des 12. und 13. Jh.s erhalten haben, mit jenen Gebieten vergleicht, wo das aus Gründen vorwaltender Zerstörungskräfte des Ostens nicht möglich gewesen ist. — Im 13. Jh. sammelten sich die Zerstörungskräfte des Ostens mit einer Wucht, die fast an jene der Völkerwanderungszeit heranreichte, im vordringenden Reich der Mongolen und Tataren, das TEMUDSCHIN begründet hatte. Unter seinem Enkel BATU fluteten diese Vergewaltigungswellen bis an den Ostrand der Alpen und der Sudeten. Die Herrscherkrise im mongolischen Riesenreich brachte wie durch ein Wunder die Entlastung. Aber allgemein erwartete man im „Abendland“ eine Wiederholung der Überflutungsfahr, da der Brief des Chans KUYUK an König BÉLA IV. bekannt war, in dem er sich als „der Abgesandte Gottes“ fühlt, „dem er Macht gegeben hat auf Erden, um . . . die Widersacher . . . niederzuwerfen“<sup>5)</sup>, worin er ja einfach das Vermächtnis Temudschins zu erfüllen gedachte, nach dem „sie sich die ganze Erde zu unterwerfen hatten“<sup>6)</sup>. Es ist ein geschichtliches Rätsel, warum sie den weiteren

<sup>5)</sup> G. STRAKOSCH-GRASSMANN, Der Einfall der Mongolen in Mitteleuropa in den Jahren 1241 und 1242, Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung, Innsbruck 1893, S. 9.

<sup>6)</sup> Vgl. den Bericht des päpstlichen Gesandten Johannes de Plano Carpini,

Angriff gegen das „Abendland“ nicht durchführten. Doch wohl, weil „ausgenommen die Christenheit (= Abendland), sie kein Land auf dem Erdkreis fürchten“ und die großen Verluste aus dem ersten mitteleuropäischen Krieg, den sie gegen Ungarn (und zur Flankensicherung gegen Polen) geführt hatten, sie in den daheim besonders gehegten Heldenfriedhöfen stets lebendig daran erinnerten<sup>7)</sup>. Und worin sie die Überlegenheit der Abendländer empfanden, zeigt die Tatsache, daß ihr Chan BURI vom Heereszug in Siebenbürgen die Rodnaer Bergleute nach Asien mitgenommen und dort angesiedelt hatte, die ihm aber der Groß-Chan MANGU abnahm und näher an den Reichsmittelpunkt heranbrachte, damit sie „Gold graben und Waffen anfertigen“<sup>8)</sup>. Im Abendland war man sich bewußt, daß gegen die überlegene Kriegstaktik und -strategie der Mongolen nur ein Verteidigungsrückhalt in starkbefestigten Städten etwas ausrichten konnte<sup>9)</sup>, weshalb neue Rufe nach deutschen Ansiedlern ergingen. — So erlebte der Osten im 14. und 15. Jh. einen großen Kulturaufschwung, verbunden mit einer weithin durchdringenden deutschen Siedlungsbewegung. Sie erfaßte hauptsächlich städtische Siedler. Ein englischer Diplomat, der zur Jagd in unserem Lande war, fragte mich bei einem Gang durch Hermannstadt: „Sagen Sie, wie kommt es, daß im ganzen europäischen Osten die alten Städte ausnahmslos deutschen Baucharakter haben?“ Diese Beobachtung eines durch Geschichtswissen unbelasteten Zeugen zeigt, wie allgemein die Wirkungen sich durchgesetzt haben, von denen wir hier sprechen. — Vom 15. Jh. an beginnt der gewaltige Rückstoß des „Morgenslandes“ unter türkischer Führung, die auch den tatarischen Vorstoß (Krimtataren) wiederzubeleben verstand; seine Hauptwucht wirkte sich im 16. und 17. Jh. aus. Wir wissen alle, vor welchen Gefahren die ganze abendländische Kulturwelt und die Christenheit standen, als die Türken vor Wien um die Entscheidung rangen. Und gerade unser Land ward der besonders stark heimgesuchte Zeuge dieser tiefgehenden Auseinandersetzung, so daß sie geradezu das weithin erkennbare Kulturbild seiner Landschaft prägte, vor allem deutlich in den Fliehburgen der mauerbewehrten alt-rumänischen Klöster sowie der eindrucksvollen siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen. — Sobald die Kraft der Türken gebrochen war und ihr etappenweiser Rückzug aus dem „Abendland“ erzwungen wurde, machte sich wieder ein ungeheurer Hunger nach abendländischem Kulturträgertum im ganzen Osten bemerkbar. Wieder füllten sich im ganzen Osten die Räume mit deutschen Bauernsiedlungen, wieder nahmen die emporsteigenden Städte deutsche Gewerbe- und Handeltreibende auf.

## 3.

Seit der großen Französischen Revolution treten im europäischen „Abendland“ Angriffskräfte aus einer ganz anderen Richtung auf. Die äußeren Zerstörungswellen

---

der 1246 wertvolle Nachrichten über das Mongolenreich von einem Besuch an seinem Herrscherhof mitbrachte. Er ist z. B. veröffentlicht durch FEJÉR, Codex diplomaticus Hungariae, IV, 1, obige Stelle S. 425.

<sup>7)</sup> Vgl. J. de PLANO CARPINI, ebenda S. 436 und 423. Von den großen Verlusten auf dem Heereszug 1241-42 erfuhr noch 1254 der Gesandte des französischen Königs Wilhelm von Ruysbroek; er betont die Größe der Verluste am Eingang nach Deutschland („ad introitum Alemaniae“), vgl. bei FEJÉR, a. a. O. IV, 2, S. 269.

<sup>8)</sup> Vgl. den Bericht WILHELMS VON RUYSBROEK, ebenda, S. 280. — Dieser W. v. R. hat auch von den Resten der Goten auf der Halbinsel Krim Kunde gegeben; vgl. ebenda, S. 263.

<sup>9)</sup> Vgl. das Verteidigungsprogramm des ungarischen Königs Béla IV. gegen

des „Morgenlandes“ hatten ja keine Aussicht mehr, da die Kulturmittel immer stärkere raumüberwindende Kraft gewannen. Vielmehr schien die Grenzenlosigkeit des weiten Ostens in der Bändigung durch das Russische Reich, das sich seit PETER DEM GROSSEN dem europäischen Kulturkreis angeschlossen hatte, ihr Ende zu finden, so daß überall grenzen- und kulturschützende Gehege sich aufrichteten. Aber da griffen die zersetzenden Kräfte von innen her ein. Während die abendländischen Gemeinschaftskräfte sich ungeahnt in die Weite auswirkten, verloren sie nach innen die vergliedernde Kraft. Stände und Klassen erhoben sich gegeneinander. Man soll nur nicht meinen, die Kräfte, die in der Französischen Revolution aufbrachen, seien mit der Beseitigung NAPOLEONS überwunden worden. In Wirklichkeit haben sie sich nach langem unterirdischem Gären in der Russischen Revolution gesammelt; und dadurch haben sie nun gerade den Raum gewonnen, in dem immer wieder das Gegengewicht gegen den europäischen Kulturraum zur Geltung kam. Es geht, aufs Große gesehen, um die Frage, welcher von zwei grundlegend verschiedenen Kulturtypen sich durchsetzt. Wird es der mittelmeerische Zivilisationstypus sein, der durch Völkervermischungen zwar alles zusammenbringt und glänzende Kulturblüten emportreibt, aber mit der Vermischung der Völker deren kulturschöpferische Kraft zuerst nivelliert und dann erschöpft? Dieser Typus ringt sowohl von Westeuropa und Amerika als auch von Rußland her um die endgültige Alleindurchsetzung auf der Erde. Oder wird der mitteleuropäische Kulturtypus organisch gegliederter Volkstümer, im inneren Gemeinschaftszusammenhalt genährt aus christlicher Befruchtung, sich durchsetzen, der die echte Grundlage der großen abendländischen Kultur hisher getragen hat? Dieser Kulturtypus hat, seit er durch HERDER in seiner kulturtragenden Bedeutung so tief erkannt worden war, eben in Osteuropa ungeheurere Wirkungen ausgeübt. Für die Stärke seiner Auswirkung im Osten ist es kennzeichnend, daß die Sowjetunion, als sie den Osten des gewesenen Polens besetzte, dieses mit der Begründung tat, sie einige das ukrainische und weißrussische Volk.

Ich möchte zur Beleuchtung der tieferen Zusammenhänge gerade zwei wertvolle Zeugnisse bedeutender rumänischer Persönlichkeiten anführen, die unbeeinflußt von Gedanken wie den hier vorgetragenen ihre Beobachtungen gemacht haben. M. COGĂLNICEANU sagt in seiner Selbstlebensbeschreibung<sup>10)</sup>:

„Dank meiner Fühlung mit so vielen bedeutenden Männern Deutschlands und weil ich in die politischen Kreise Berlins aufgenommen wurde, habe ich die glückliche Gelegenheit und Möglichkeit gehabt, meinen Verstand mit den Reformideen zu bereichern, welche damals die hohen Geister Deutschlands beschäftigten. Jawohl der Berliner Universität, meiner zweiten Mutter . . . ; jawohl dem Beispiel der deutschen Vaterlandsliebe, die ich in allen Kreisen des deutschen Volkes fand, beim Adel und beim Bürgertum, verdanke ich die Liebe zu meiner rumänischen Heimat und den freiheitlichen Geist, der mich bei allen Taten meines Lebens beseelt hat.“

Hier haben wir ein wunderbar klares Zeugnis, wie groß und lauter die Wirkun-

---

einen neuerlichen Angriff der Mongolen, der die Verteidigung der Festungen an der Donaulinie dem Johanniterorden anvertraute, „da unser Volk dazu ungewohnt ist“, FEJÉR, a. a. O. IV, 2, S. 222.

<sup>10)</sup> Enthalten in seiner Rede vor der „Rumänischen Akademie der Wissenschaften“ vom 1. April 1891. Heute ist sie am bequemsten zugänglich in der Ausgabe der „Biblioteca pentru toți“, Alcalay u. Co., Bukarest, obige Stelle S. 19. — Die obige Stelle ist auch wiedergegeben in der Zeitschrift „Nation und Staat“, Verlag Braumüller, Wien 1939, S. 389.

gen gewesen sind, die aus HERDERS Neuaufdeckung der Kraft der Völker ausgegangen sind. Denn das deutsche Volk hat sich nicht darauf beschränkt, diese ihm geschenkte Segnung Gottes, durch die es aus der napoleonischen Überflutung herausfand, für sich zu behalten. Überall im Osten haben sich die Völker darnach gerichtet. Deutschland hat darauf verzichtet, sie in einen nivellierenden Zivilisationstypus hineinziehen zu wollen. Gerade die führenden deutschen Geister haben sich mit ungeheurer Hingabe bemüht, die Kraft der Volkstümer im Osten zur echten Entfaltung zu bringen. Ich erinnere hier nur daran, mit welcher Wärme sich GOETHE der serbischen Heldendichtung angenommen hat.

Die Folgen hat der gegenwärtige Präsident der Rumänischen Akademie, Prof. RĂDULESCU-MOTRU, in einem hochbedeutsamen Aufsatz gekennzeichnet, der in der Europäischen Revue<sup>11)</sup> erschienen ist. Er schreibt dort:

„Einer Kultur, die trivial wird, mangelt es an der wirklichen Kraft der Durchdringung. Im europäischen Südosten ‚balkanisiert‘ man sofort dasjenige, was an der westlichen Kultur unverstanden bleibt. So auch in Rumänien . . . Alles Verfeinerte, alle Grazie, jeder menschliche und einer Dauer fähige Wert, der das Ergebnis einer bewußten Anstrengung langen Atems darstellt, entartet leicht ins Vulgäre, sobald das Volk es für eine ihm selbstverständlich erreichbare Sache hält. Aus diesem Grunde begegnet man im Südosten so oft einer reichen Auswahl kulturellen Talmis statt einer wirklichen nationalen Kultur.“ (S. 544) . . . „Wenn auch infolge ihres ungeheueren Anwendungsradius verdünnt, widerstand doch die deutsche Kultur der Entartung zur Karikatur. Man wagte es nicht, sie nachzuäffen. Andererseits wandelte sie auch nicht den rumänischen Geist nach ihrem Bilde, sondern hatte auf ihn einen weit segensreichern Einfluß: sie bedeutete für ihn jenen Anreiz, der notwendig war, ihn zur Erkenntnis seines eigenen Wesens zu bringen. Diese segensreiche Wirkung erkläre ich mir aus einer tiefen Verwandtschaft des rumänischen mit dem deutschen Geist. Bei beiden ist es eine bäuerliche Tiefenschicht, die die gleichen Haltungen hervorruft. Wie der Deutsche treibt der Rumäne keinen Scherz mit der Religion; wie der Deutsche fühlt er sich tief gebunden an Boden und Rasse. Der Rumäne ist von Natur aus Nationalist, d. h. das Universale widerstrebt ihm, ob es ihm in Gestalt einer katholischen Kirche oder einer kosmopolitischen Gesellschaft gegenübertritt. Als bäuerlicher Mensch, der er wie der Deutsche im tiefsten Grunde geblieben ist, erwartet er von seiner Kultur eine endgültige Erkenntnis seiner Ursprünge und seiner Sagen, seiner Herkunft und seiner Sendung; und er ist empfänglicher für die Reize der Natur als für diejenigen des mondänen Lebens der Stadt. Es war also innere Verwandtschaft, die dem Einfluß der deutschen Kultur eine Ausnahmestellung sicherte und es ihr ersparte, der Vulgarisierung zu verfallen — und nicht die Schwierigkeiten der deutschen Sprache, wie oft behauptet worden ist. Die Bevorzugung, die man in Rumänien der deutschen Kultur angedeihen ließ, entstammte dem Gefühl, daß sie der nationalen Kultur innerlich verwandt sei, daß sie mit ihr die gleichen Probleme und das gleiche Streben teile.“ (S. 545) . . . „Ich bin der Auffassung, daß der Einfluß, den die deutsche Kultur bis zum heutigen Tage auf die Bildung der rumänischen Kultur ausgeübt hat, weiterhin, und zwar noch in höherem Maße als in der Vergangenheit, einen konstitutiven Faktor darstellt, dessen segensreiche Wirkung durch keinen anderen ersetzt werden kann.“ (S. 543.)

Dieses ganz sachkundige und gewiß unbeeinflusste Zeugnis bestätigt, wie sehr die starken deutschen Belebungswirkungen, die mit COGĂLNICEANU und seiner Ge-

<sup>11)</sup> Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1934, August, Sonderheft Balkan.

neration nach Rumänien kamen, während des Aufstieges des rumänischen Volkes sich lebendig und segensvoll ausgewirkt haben.

Wir hier am Tor zwischen „Abend- und Morgenland“, wissen, daß die Scheidung auf weite Sicht am tiefsten so geht: Volkstum, mitbefruchtet aus erneuerter christlicher Gemeinschaft, auf der einen Seite; zivilisatorische Gleichmacherei und Entchristlichung auf der anderen Seite. Wahrhaft fruchtbringende Arbeitskultur verlangt echten Dienst, der nur aus rechtverstandener Nächstenliebe letzte Bereitschaft und Hingabe finden kann. Wenn heute, mitten im Kampf der Geister und der Waffen, solche Erkenntnisse, die sich aus dem Überblick der abendländischen Kultur-entwicklung von selbst ergeben, vielfach bestritten werden, so ist das nicht zu verwundern. Denn es gehört ja mit zu den Zeichen aufgewühlter Kampfzeiten, daß alle Grundlagen bisherigen Werdens in Frage gestellt sind. Es muß sich alles neu durchsetzen und bewähren. Aber was echt und gesund ist, wird sich durchsetzen und neu bewähren. Und wer die Zusammenhänge erfaßt, die wir hier kurz überblickten, schöpft daraus den festen Glauben, daß die kulturschöpferische Vollmacht des Volkstums, wie sie sich im bisher als „Abendland“ bezeichneten Bereich unter der Befruchtung christlicher Gemeinschaftskraft besonders segensvoll entfaltet hat, ihre Rolle und Wirkung nicht nur nicht ausgespielt hat, sondern daß ihr eine noch größere und fruchtbarere Zukunft bevorsteht.

Hermannstadt.

FRIEDRICH MÜLLER.

### Die Trubarschen Drucke an der Universitätsbibliothek Halle a. d. S.

Die verdienstvolle Übersicht der „Fundorte der alten kroatischen Drucke aus der Zeit der Reformation in den Bibliotheken Deutschlands“ von FRANJO BUČAR in den SODF (III, 1939, 4, 701 ff.) enthält leider, was die Universitätsbibliothek Halle a. d. S. betrifft, einige Ungenauigkeiten. Die Universitätsbibliothek besitzt in Wirklichkeit folgende vier Drucke:

1. Prvi del Novoga Testamenta, glagolitisch — Jc. 7451. Im Original- einband mit den Bildnissen von Trubar, Consul und Dalmatin, die aber leider stark lädiert sind.

2. Edni kratki . . . Die fürnämpten Hauptartikel. 1562 — Dn. 555, zyrillisch (nicht „glagolitisch und zyrillisch“, wie Bučar vermerkt). Im Originaleinband mit denselben Bildnissen wie oben, die Bildnisse von Trubar und Consul gut erhalten.

3. Confessio oder Bekanntnuß des Glaubens, glagolitisch — Jf. 1856. Der Einband ist alt, aber einfach (ohne Porträts, wie Bučar irrtümlich vermerkt).

Den zweiten Teil des neuen Testaments (bei Bučar unter Nr. 2, S. 707, verzeichnet) besitzt die Bibliothek nicht! Dagegen ist ein bei Bučar nicht verzeichneter Druck vorhanden, und zwar:

4. Confessio oder Bekanntnuß des Glaubens, zyrillisch — Jf. 1856 a.

Eine andere Hallische Bibliothek, wo man die Trubarschen Drucke zu finden hofft, die Hauptbibliothek des Waisenhauses, besitzt, nach meinen bisherigen Nachforschungen, keinen einzigen Trubarschen Druck (vgl. meinen Aufsatz in der Zeitschrift f. slav. Philologie, XVI, 1939, 1-2, S. 68, seitdem fand mein Schüler A. MIETZSCHKE in der Bibliothek einen seltenen slovenischen Druck: Mali Katechismus, Halle 1715, Nr. 65. G. 14).

Halle a. d. S.

D. TSCHIŽEWSKIJ.

## Der Ödenburger Musikverein im Jahre 1835

Ein Beitrag zum deutschen Vereinswesen im vormärzlichen Ungarn

Wer in der Tonkunst des deutschen Volkes bewandert ist, weiß ohne Zweifel, welche Bedeutung für die deutsche Musikgeschichte der Grenzraum zwischen dem transleithanischen und zisleithanischen Teil der ehemaligen Habsburger-Monarchie besitzt. Die Namen HAYDN<sup>1)</sup> und LISZT<sup>2)</sup> sind ewigglänzende Sterne am Himmel der deutschen Tonkunst. Zu Joseph Haydn und Franz Liszt gesellen sich der Preßburger JOHANN NEPOMUK HUMMEL<sup>3)</sup>, den GOETHE in besonderem Maße wertschätzte, der Kitseer JOSEF JOACHIM<sup>4)</sup> und der Raaber Wagnerdirigent HANS RICHTER als einer der vortrefflichsten Interpreten dieses heute ja besonders wieder viel verehrten Tonkünstlers.

Musik bindet und trennt, das wissen wir aus der Geschichte der Tonkunst sehr wohl. Ein wie starkes Bindemittel die Musik sein kann, dafür legt u. a. auch ein Dokument Zeugnis ab, das weiter unten ausführlicher behandelt werden soll, nämlich das „Verzeichniss sämtlicher (P. T.) Mitglieder des Ödenburger Musik-Vereins“ aus dem Jahre 1835.

Die „civitas fidelissima“ Ödenburg, wie die Stadt von den Madjaren genannt wird, hat in der geistigen Kultur Ungarns von jeher eine nicht unbeachtliche Stellung eingenommen<sup>5)</sup>. Im Rahmen der mancherlei Kulturbestrebungen, die in Ödenburg Pflege fanden, spielte auch die Musik schon seit sehr langem eine bedeutende Rolle. Noch vor der Reformationszeit waren drei Orgeln im Dienst der kirchlichen Musikübung. In der Mitte des Jahrhunderts der Glaubenserneuerung kommt auch in Ödenburg das Turmblasen auf. 1549 wird hiezu der Salzburger URBAN WEIN-

1) Über HAYDN als Sproß einer nordburgenländischen Heidebauernfamilie aus Tadten im Seewinkel haben wir das verdienstvolle Werk von E. F. SCHMID, „Joseph Haydn — Ein Buch von Vorfahren und Heimat des Meisters“, Kassel 1934, in dem schlagend alle Phantasien zurückgewiesen werden, die aus Haydn einen Madjaren bzw. Kroaten machen wollten.

2) LISZTS vielumstrittene Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum hat nunmehr ebenfalls die Ahnenforschung zweifelsfrei festgestellt. Der älteste uns bekannte Vorfahre Liszts war der Ragendorfer Inwohner Sebastian List, der Urgroßvater des Tonkünstlers. In Liszts Ahnentafel ist das bäuerliche Element stark vertreten, im Gegensatz zu vielen anderen Künstlern unseres Volkes, in deren Ahnenreihe der Beruf des Handwerkers und Gewerbetreibenden vorwiegt. Vgl. HEINRICH E. WAMSER: „Abstammung und Familie Franz Liszts“ in „Burgenländische Heimatblätter“, V. Jahrg., Heft 2, S. 24 ff., Eisenstadt 1936.

3) „Napoleon behandelt die Welt wie Hummel seinen Flügel. Beides erscheint uns wunderbar, wir begreifen das eine so wenig wie das andere, und doch ist es so und geschieht vor unseren Augen.“ Vgl. den Abschnitt „Der Verkehr mit Goethe“ in KARL BENYOVSZKY, „J. N. Hummel — Der Mensch und sein Werk“, Preßburg 1934, S. 156 ff.

4) H. VON DER PFORDTEN, „Deutsche Musik“, Leipzig 1917, S. 44, sagt: in Josef Joachims Namen symbolisiert sich der „höchste Kunstwert des Geigenspiels“, den der deutsche Geist gewonnen hat.

5) JOHANNES HUBER, „Geschichte Ödenburgs“ in dem Sammelband „Ungarn“ von KARL BELL, „Das Deutschtum im Ausland“, Dresden o. J., S. 55—154.

NAGL verpflichtet, der mit 3 Gesellen diese nach dem Muster anderer deutscher Städte eingerichtete Musikausübung betreibt<sup>6</sup>).

Die Kirchenmusik, die um diese Zeit des allmählichen Überganges vom Katholizismus zum Luthertum im Rückgang bzw. Verfall begriffen war, erfährt im Gefolge der Lutheranisierung der Stadt einen erheblichen Aufschwung. Verschiedentlich schickt die Stadt Söhne ihrer Bürger zur musikalischen Ausbildung in das Deutsche Reich. Besonders aber ist es Regensburg, wohin die jungen Ödenburger Musikbeflissenen eilen, um sich daselbst in der Kunst des Orgelspieles jene Fertigkeit zu erwerben, auf die daheim Wert gelegt wird<sup>7</sup>). Welcher hohen Wertschätzung sich die Organisten<sup>8</sup>) Ödenburgs erfreuen konnten, dafür legt u. a. auch die Tatsache klaren Beweis ab, daß einer unter ihnen, GABRIEL HUENEK, später es von der Orgelbank, der „zweiten Kanzel“, bis auf den Predigtstuhl brachte und die Ordination als Geistlicher erlangte<sup>9</sup>).

Da es weder die Intention dieses Aufsatzes ist, in nuce eine Musikgeschichte Ödenburgs zu bieten, noch auch der Verfasser eigene Forschungen auf diesem Gebiete betrieben hat, muß es genügen, wenn hervorgehoben wird, daß das musikalische Leben in Ödenburg immer wieder im Verlauf der Zeit auch nach der Reformation bis zur Gegenwart sich auf einer bemerkenswerten Höhe gehalten und verhältnismäßig breite Kreise der Stadtbevölkerung erfaßt hat. Die Hausmusik als Kantorei im Hause war nicht allein bei den Geistlichen und den geistig Führenden heimisch<sup>10</sup>), sondern auch innerhalb des übrigen Bürgertums<sup>11</sup>). Ein aufschlußreiches Dokument dieser bürgerlichen Musikpflege in Ödenburg aus dem ausgehenden 17. Jh. ist die aus dem Nachlaß des Gastwirtes STARCK stammende Sammlung von Musikstücken, die PAYR entdeckte und erstmalig veröffentlicht hat<sup>12</sup>).

Die „musikalische Leithalinie“, von der WILHELM HEINRICH RIEHL in seinem „Wanderbuch“ spricht<sup>13</sup>), geht allerdings nicht nur von Preßburg über Eisenstadt

<sup>6</sup>) ANDRÉ CSATKAI: „A soproni muzsika története“ (Geschichte der Ödenburger Musik), Ödenburg 1925, S. 9.

<sup>7</sup>) A. PAYR: „A soproni evangélikus egyházközség története“ (Geschichte der Ödenburger evangelischen Kirchengemeinde, Ödenburg) 1917, S. 146.

<sup>8</sup>) Unter den 16 uns aus dem Jahrhundert der Reformation bekannten Organisten in Ödenburg ist nur ein einziger mit madjarischem Namen, die anderen tragen alle deutsche Namen. PAYR, a. a. O. S. 146. — Es sei gestattet, hier dem Gedanken Ausdruck zu verleihen, daß es eine verdienstvolle Aufgabe bedeuten würde, Payrs zahlreichen kirchengeschichtlichen Werken eine deutsche Übersetzung angedeihen zu lassen, da sie eine wahre Fundgrube deutsch-ungarischer Beziehungen sind.

<sup>9</sup>) PAYR A., a. a. O. S. 146.

<sup>10</sup>) Der berühmte Ödenburger Bürgermeister CHRISTOPH LACKNER (1571—1631) versammelte die Mitglieder des von ihm 1604 gegründeten Kulturbundes „Foedus Studiosorum“ in der Regel in seinem Hause, wobei diese Zusammenkünfte mit Chorgesang und Instrumentalmusik eröffnet wurden. Vgl. A. PAYR: Emlékezés Doktor Lackner Kristófról (Doktor Christoph Lackner zum Gedächtnis), Ödenburg 1932, S. 55.

<sup>11</sup>) Ebenda.

<sup>12</sup>) „Tabulatur Johann Jacob Starcken zugehörig, welcher den 3. Dezember 1689 in Gottes Namen den Anfang zum Schlagen gemacht. Gott gebe seinen Segen darzu.“ Vgl. CSATKAI A., a. a. O. S. 17, und PAYR A.: „Soproni zenetörténeti emlékek“ (Ödenburger musikgeschichtliche Erinnerungen“), Ödenburg 1911.

<sup>13</sup>) FRIEDRICH METZ: „Wilhelm Heinrich Riehl und die Erforschung der

nach Eszterháza, sondern auch nach Ödenburg. Aufführungen von MOZART, HAYDN, WEBER kennzeichnen die Höhenlage des musikalischen Lebens im ausgehenden 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jh.s Auch soll FRANZ LISZT seine musikalische Laufbahn hier in Ödenburg als Neunjähriger begonnen haben<sup>14</sup>).

Als wichtigstes Ereignis der Musikgeschichte Ödenburgs bezeichnet HUBER die Gründung des „Musik-Vereins“. Dieser vor 112 Jahren ins Leben getretene und noch gegenwärtig blühende Verein stellte sich die Aufgabe, „die musikalische Kultur durch Veranstaltung von Konzerten und durch systematischen Musikunterricht in einer eigenen Musikschule zu fördern“<sup>15</sup>).

Unter den später berühmt gewordenen Zöglingen der Ödenburger Musikschule ragt neben der Primadonna der Wiener Hofoper LUISE LIEBHART u. a. auch die sächsische Kammersängerin SCHUCH-PROHASKA hervor<sup>16</sup>).

Ohne Zweifel ist es auf die vom Musikverein in die breitere Schicht des Bürgertums ausgehende Pflege der Tonkunst zurückzuführen, daß selbst berühmte Größen der musikalischen Welt zu Gastrollen in Ödenburg gewonnen werden konnten<sup>17</sup>).

Wie aus dem obenerwähnten, aus dem Jahre 1835 stammenden „Verzeichniss sämtlicher (P. T.) Mitglieder des Ödenburger Musik-Vereins“ hervorgeht, hatte dieser einen recht ansehnlichen Stand von Vereinsmitgliedern. Die Gliederung des Vereins war folgende: An der Spitze stand ein Protektor; ihm folgten zwei Präsidenten<sup>18</sup>). „Der leitende Ausschuß“ bestand aus 13 Mitgliedern. Hiezu kamen 2 Sekretäre, ein Kassier, ein Archivar sowie der Musikdirektor. Man unterschied a) „Unterstützende und ausübende Mitglieder“, b) „Unterstützende Mitglieder“, c) „Ausübende Mitglieder“, d) „Auswärtige Ehren-Mitglieder“. Das Verzeichnis der in diesen vier verschiedenen Gruppen aufgezählten Mitglieder des „Ödenburger Musik-Vereins“ ist für uns in mancherlei Hinsicht bemerkenswert. Zunächst gibt es uns Aufschluß darüber, wie hoch die Zahl der Musikfreunde in dieser damals rund 10000 Seelen<sup>19</sup>) zählenden Stadt war, die als Mittlerin deutscher Kultur hin zum Volk der Madjaren eine beachtbare Stellung einnahm. Die in den ersten drei Gruppen aufgeführten Mitglieder zählten 177. Die Zahl der Ehrenmitglieder belief sich auf 34. Unter den Mitgliedern der drei erstgenannten Gruppen befinden sich sozusagen fast alle Berufe und Stände vertreten. Der Hochadel und die Gentry, der Klerus

deutschen Grenzlande“ in „Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung“, I. Jahrg., Heft 1, S. 20, Leipzig 1937.

<sup>14</sup>) CSATKAI, a. a. O. S. 25. Über Liszts Beziehungen zu Ödenburg vgl. u. a. auch A. PAYR: „Liszt Ferenc és Király József Pál — A mester bizalmas barátság a soproni tanárral (F. Liszt und Josef Paul Király — Die vertraute Freundschaft des Meisters mit dem Ödenburger Professor), Ödenburg 1933.

<sup>15</sup>) HUBER, a. a. O. S. 132.

<sup>16</sup>) HUBER a. a. O.

<sup>17</sup>) CSATKAI teilt mit, daß die in Ödenburg auf Einladung des Musikvereins häufig gastierenden Koryphäen verschiedentlich statt mit einem Künstlerhonorar mit einem Ehrendiplom ausgezeichnet wurden; a. a. O. S. 28.

<sup>18</sup>) Protektor war der kaiserliche Kämmerer Graf NICOLAUS ZICHY. Im Präsidium saßen Joseph von NICZKY, Vizegespann des Komitates Ödenburg, und der kaiserliche Kämmerer Freiherr FRANZ VON OCSKAY.

<sup>19</sup>) Bevölkerungsmäßig hat Ödenburg an dem allgemeinen Aufschwung im 19. Jh. verhältnismäßig wenig teilgenommen.

der römisch-katholischen Kirche, die evangelischen Seelsorger<sup>20)</sup>, die Lehrerschaft, Komitats- und Magistratsbeamte, Vertreter der freien Berufe, Kaufleute, Gewerbetreibende, Wirtschaftsbürger und nicht zuletzt in bedeutender Anzahl Offiziere, von denen verschiedene in hohen Stellungen waren<sup>21)</sup>. Dies hängt damit zusammen, daß damals u. a. das k. k. Kürassier-Regiment PRINZ FRIEDRICH VON SACHSEN in Ödenburg stationiert gewesen ist und als Elitetruppe sicherlich so manchen Offizier besaß, der aus kultiviertem Hause stammend auch an der Pflege der Tonkunst Anteil nahm. Und wenn dies schon aus keinem andern Grund geschah, so doch wahrscheinlich aus dem, bei den gesellschaftlichen Ereignissen der Stadt, welche die Veranstaltungen des Musikvereins sicherlich darstellten, der Repräsentationspflicht Genüge geleistet zu haben. Entsprechend der Tatsache, daß zahlreiche höhere Offiziere die Mitgliedschaft des Musikvereins besaßen, ist es mehr als verständlich, daß von militärischer Seite aus dem Musikverein außer dem moralischen Beistand auch noch weitere Hilfe geliehen wurde. Auf S. 4 unseres „Verzeichniss . . .“ wird nämlich folgendes gesagt: „Die Capelle des löbl. k. k. Cürassier Regiments Prinz Friedrich von Sachsen wirkt unentgeltlich mit.“ Wir brauchen wohl kaum betonen, daß dieses „unentgeltliche“ Mitwirken der Regimentskapelle vom Musikverein gerne begrüßt wurde. Andernfalls würde die Notiz von der Teilnahme der Kapelle wohl kaum ausdrücklich erwähnt sein.

Was nun die Liste der 34 „Auswärtigen Ehren-Mitglieder“ des Musikvereins betrifft, so wäre über sie u. a. folgendes zu sagen: Unter diesen 34 sind fast die Hälfte, nämlich 15, ausübende Musiker aus Preßburg, Eisenstadt und Wien. Es ist anzunehmen, daß sie entweder durch ein in Ödenburg gegebenes Gastspiel oder eine frühere aktive Mitgliedschaft im Musik-Verein es zu der Auszeichnung der Ehrenmitgliedschaft gebracht haben. Die übrigen 19 auswärtigen Ehrenmitglieder vertreten ebenfalls die verschiedensten Berufe und Stände. Aus der Gruppe der ausübenden Musiker unter den auswärtigen Ehrenmitgliedern seien die dem Kreise FRANZ GRILLPARZERS angehörenden Schwestern ANNA und JOSEPHINE FRÖHLICH genannt. Von Anna Fröhlich heißt es, daß sie „Lehrerin der höhern Gesangs-Classe am Conservatorium der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaats in Wien“ ist, während von ihrer Schwester Josephine gesagt wird: „Königl. Dänische Kammer-Sängerin, Ehren-Mitglied der Apollinea in Venedig, in Wien.“ Die Schwestern Fröhlich gastierten öfter in Ödenburg, ein Zeichen dafür, daß die Kunst ihres Gesanges in Ödenburg ohne Zweifel Anklang gefunden haben mußte.

Mit einem Blick auf die völkische Herkunft der Mitglieder des Ödenburger Musikvereins im Jahre 1835, soweit diese aus den Namen erschließbar ist, seien unsere Ausführungen beschlossen. Wie gar nicht anders zu erwarten, setzt sich natürlich gerade ein kulturelle Bestrebungen förderndes Unternehmen in einem Grenzland niemals nur aus Angehörigen der völkischen Mehrheit zusammen. Und wenn auch Ödenburg in der von uns behandelten Zeit durchaus eindeutig als deutsche Stadt anzusprechen ist<sup>22)</sup>, so ist es klar, daß neben den überwiegend deutschen Namen sich auch zahlreiche madjarische und slawische finden, letztere mehrfach

<sup>20)</sup> Ödenburg mit seiner schon seit der Reformation bestehenden evangelischen Gemeinde ist eine der traditionsreichsten Stätten des ungarländischen Luthertums

<sup>21)</sup> Unter den verschiedenen dem Militär entstammenden Mitgliedern waren sogar drei Feldmarschall-Leutnants.

<sup>22)</sup> Noch ein Vierteljahrhundert später war Ödenburg zu 99% deutsch. 1857 waren 14.255 Deutsche und 320 Madjaren in der Stadt. HUBER, a. a. O. S. 138.

unter den Vertretern des Militärstandes. Militär und Musik, sie haben viel gemeinsame Beziehungen, das beweist uns ja auch das Mitwirken der Kapelle des Kürassier-Regiments Prinz Friedrich von Sachsen an den Veranstaltungen des Musikvereins von Ödenburg vor mehr als 100 Jahren. Möge diese Beziehungen und geistige Bindungen schaffende Kraft der Tonkunst, deren vornehmste Träger im Südosten seit je wir Deutschen waren, auch in Hinkunft dazu helfen, zwischen uns sowie den Slawen und Madjaren die Bande gemeinsamer Kulturtätigkeit zu verstärken.

Graz.

BERNHARD ZIMMERMANN.

## Ein Besuch der Hohen Tatra vor hundert Jahren

Ein Beitrag zur Geschichte des Naturgefühls

### 1. Hochzeitsreise 1839

Unlängst hat FRIEDRICH LÁM (in der Karpaten-Post vom 21. Mai 1932) die Aufmerksamkeit auf LUISE MÜHLBACHS Roman „Der Leibeigene“ (Altona 1860) gelenkt, der zur größeren Hälfte in der Hohen Tatra spielt; wir sind ihm dankbar für diesen Hinweis. Lám will damit nicht für das Buch als Roman eintreten (der künstlerische Wert der Romane und Erzählungen Luise Mühlbachs steht bekanntlich im umgekehrten Verhältnis zu der Menge ihrer Bücher), aber er meint, daß dies Buch rein stofflich einen gewissen Wert als Zeitdokument besitze: so sah man damals die Tatra an. Damit hat er recht, und zwar in noch höherem Maß, als er selbst wußte.

Er nahm nämlich an, Luise Mühlbach habe aus zweiter Hand geschöpft, tatsächlich aber beruhen ihre Schilderungen der Tatra auf Autopsie; sie ist selbst dort gewesen, sie hat nämlich ihre Hochzeitsreise in die Hohe Tatra gemacht. Das war im Jahre 1839.

Sie hat dann aber nicht, wie es scheinen könnte, den Stoff zwanzig Jahre mit sich herumgetragen, bis er 1860 im „Leibeigenen“ zutage trat. Sie hat die Eindrücke der Reise vielmehr sogleich schriftstellerisch verwertet; bereits im Frühjahr 1840 lag ihre Tatra-Erzählung gedruckt vor. Nur hatte sie beim ersten Erscheinen einen anderen Titel; sie hieß „Der Armut Kind“ und erschien nicht als eigenes Buch, sondern in der Sammlung von Novellen und Skizzen „Zugvögel“ (Altona 1840, Bd. I, S. 1—202). Erst bei der zweiten Auflage (1860) erhielt sie den Titel „Der Leibeigene“. Dieser Titel bedeutet zweifellos eine Verbesserung; im übrigen beschränkt sich die „Neubearbeitung“ auf geringfügige Änderungen. In allem Wesentlichen ist die Erzählung dieselbe geblieben. Daß sie in der ersten Auflage als Novelle, in der zweiten als „kleiner Roman“ bezeichnet wird, ist sachlich belanglos. (Sie erschien 1860 als 10. Bändchen ihrer „Kleinen Romane“).

Über die damalige Luise Mühlbach und ihre Hochzeitsreise unterrichten uns drei Briefe. Sie stammen zwar nicht von ihr selbst, haben aber doch authentischen Wert; denn sie sind von dem geschrieben, der ihr am nächsten stand und der ihre Hochzeitsreise mitgemacht hat: von ihrem Manne THEODOR MUNDT. Alle drei Briefe hat Mundt an seinen Freund GUSTAV KÜHNE gerichtet. Kühne war auch Schriftsteller. Aber es war keine bloße Literatenfreundschaft, die sie verband; ihre Freundschaft war echt<sup>1)</sup>. Sie begann schon in der Knabenzeit, als sie gemeinsam das Joa-

<sup>1)</sup> WALTER GRUPE, Mundts und Kühnes Verhältnis zu Hegel und seinen Gegnern. Halle 1928; darin Kapitel I (S. 14—31): Mundt und Kühne, ein Freundes-

chimsthalsche Gymnasium in Berlin besuchten, sie vertiefte sich, als sie gemeinsam in Berlin studierten. Als Kühne dann Berlin verließ und (1835) die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt“ in Leipzig übernahm, setzte sie sich in einem Briefwechsel fort. Mundt berichtet dem Freund eingehend (und das berichtet man nur dem wirklichen Freund) über seine bevorstehende Verlobung, über seine Hochzeit und über seine Hochzeitsreise.

Wir lassen das Wesentliche aus diesen Briefen folgen, die nur den Mangel haben, daß sie vom Herausgeber ungenau datiert sind (Edgar Pierson, Gustav Kühne. Sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen. Dresden und Leipzig 1889, S. 121 ff.). In dem ersten Briefe gibt Mundt dem Freunde ein Bild des jungen Mädchens, das im Begriff ist, ganz die Seine zu werden:

„(Berlin) 1839 (ohne nähere Zeitangabe)

Ich war acht Tage lang in Potsdam, wo ich mit meinem lieben Sympathie-Vogel Clara Müller so schöne Zeit verlebt habe, wie sie mir lange nicht geworden. Sie war in Begleitung ihres alten Onkels hier, der sie zum Besuch ihrer Verwandten in Mecklenburg aus Dresden abgeholt hatte. Der gute Alte legte unserem Zusammensein nicht die geringste Gêne auf . . .

Ihre Bücher<sup>2)</sup> geben kein Bild von ihr, denn sie hat dieselben, halb aus Mädchenver zweiflung, halb aus Mädchenübermut, mit rascher Hand in die Welt geworfen, um in einer früheren unglücklichen Stimmung sich nur etwas zu tun zu machen. Das ganze Mädchen ist auch erst 23 Jahre alt<sup>3)</sup>. Halb Wildfang, halb Schwärmerin, ist sie eben im Begriff, aus dieser Mischung ihres Lebens zu einer klaren Gestalt herauszutreten . . .

Ihre Seele und ihr ganzes Leben liegen offen vor mir da. Ihr Gesicht ist lieb und hold, die Augen von einer seltenen Schönheit, lange blonde Locken hüllen den charaktervollen Kopf ein. Sie ist durch und durch gesund, natürlich, kraftvoll und ganz Weib in allen Stücken; keine Spur von Kränklichkeit. Die gesunde mecklenburgische Physis (um einen Lieblingsausdruck von Dir zu gebrauchen) hat sich mit dem Geist der modernen und hochgebildeten Weiblichkeit in ihr gut zusammengetroffen. Ihre Gestalt, die etwas zu viel Fleisch hat, nimmt sich etwas ungünstig aus und setzt zum Starkwerden an . . .

In Dresden ist Clärchen der Liebling Tiecks; sie brachte mir Grüße von Meister Ludwig, die mich in Verwunderung gesetzt haben und endlich versöhnliche Hineigungen zur neuesten Literatur von seiten des Meisters zu bezwecken scheinen.“

Die „gesunde mecklenburgische Physis“, die es ihr ermöglichte, im Laufe von 23 Jahren 260 Bände in die Welt zu setzen<sup>4)</sup>, war auch die Voraussetzung für ihre Hochzeitsreise. Wer damals in die Tatra reiste, mußte seinem Körper etwas zumuten können.

---

paar und ein literarisches Bündnis. — HEINRICH HUBERT HOUBEN, Jungdeutscher Sturm und Drang. Leipzig 1911, S. 637—644.

<sup>2)</sup> Ihre ersten Bücher sind: Erste und letzte Liebe. Altona 1838 (Verlag Hammerich). Die Pilger der Elbe. 1839 (ebenda).

<sup>3)</sup> Sie ist geboren am 2. Januar 1814, war also schon 25 und ein halbes Jahr alt.

<sup>4)</sup> FEDOR MAMROTH (Die Frau auf dem Gebiete des Romans. Breslau 1871) stellt diese Rechnung im Jahre 1871 auf; das letzte Werk von ihr, dessen Titel er kennt, sind die „Reisebriefe aus Ägypten“ (1871). Danach ist noch eine erhebliche Zahl von Bänden hinzugekommen. Sie starb 1873.

Der zweite Brief ist am Hochzeitstage selbst geschrieben, unmittelbar vor der Trauung. Der Mensch, an den man in dieser Minute schreibt, muß einem wirklich sehr nahe stehen. Damit gewinnen wir ein festes Datum; denn die Hochzeit fand (nach der Auskunft der mecklenburgischen Sippenkanzlei, Schwerin) am 18. August statt.

„Neu-Brandenburg [18. August] 1839.

Gott zum Gruß, teuerster Kühne, aus Neubrandenburg, wohin ich meiner heißgeliebten Clara gefolgt bin. Ich befinde mich schon seit neun Tagen hier, im Schoße einer höchst liebenswürdigen Familie, der ich noch heute durch die nahesten Bande angehören werde; denn ich lasse mich heut um 10 Uhr mit Clara Müller trauen, um fortan als glückliches Doppelgespann die Last des Lebens zu ziehen! Clara ist die Tochter des hier verstorbenen Hofrats und Oberbürgermeisters Müller, eines genauen Freundes von Hegel und Gans, der in der juristischen Welt sehr rühmlich bekannt war. Die Familie ist hier im mecklenburgischen Lande sehr angesehen und vom Großherzog begünstigt, und so gelang es uns, für unsere schnelle Hochzeit Dispensation von allen sonst nötigen Förmlichkeiten zu erhalten.“

Der dritte Brief ist noch von der Reise aus geschrieben. Er dürfte in den letzten Tagen des Septembers entstanden sein. Das Konstitutionsfest des Freistaates Krakau (am 11. September) haben Mundts offenbar noch in Krakau mitgefeiert; dann haben sie den Ausflug in die Tatra unternommen. Jetzt sind sie wieder in Krakau und bereiten sich auf die Rückkehr nach Berlin vor. Der Brief lautet:

„Krakau, September 1839.

Die Gedanken an Dich, mein teuerster Kühne, haben auch bei längerem brieflichen Verstummen mich bis auf die hohen Gipfel der Karpaten begleitet, von denen ich vor einigen Tagen mit meiner geliebten Lebens- und Reisegefährtin wieder hierher nach Krakau zurückgesetzt bin. Ich habe den ganzen Monat teils hier, in der altpolnischen Stadt, wo man unter den Ruinen einer großen Nationalität zum historischen Totengräber wird und sich schmerzvoll in alle Gräber der neueren Geschichte überhaupt heineinwühlt, teils im Gebirge verbracht, das wir bis nach Ungarn hinein unter manchen Fährlichkeiten bereist haben. Die Karpaten sind eine erhabene und schaudervolle Wildnis, wo der Naturgeist noch mehr als sonst wo in Europa auf unbetretenen Pfaden brütet und in einer dem Menschegeist fremden und feindlichen Einsamkeit des Elements, das oft im bizarrsten Wahnsinn spielt, sich eingeknistet hat. Auf Reisende ist in dieser verzauberten Gebirgswüste noch fast gar nicht gerechnet, zum grellsten Gegensatz gegen die Schweiz, wo die Spekulation den großartigsten Schrecknissen der Natur einen geebneten Weg abgewonnen hat. Man findet deshalb in den Karpaten, für deren Bereisung man sich im Voraus verproviantieren muß, oft ganze Tagereisen lang nichts zu essen, und wir haben unter andern drei Tage lang buchstäblich nur von etwas Brot und einem Stück Käse gelebt. Auf andern Punkten überraschte dann plötzlich wieder etwas Luxus, und so haben wir es sogar mitten in den Bergen zu einem wienerischen Backhendl gebracht. Das Schlimmste aber ist, daß der zum Tod ermüdete Wanderer nirgend auf ein nur halb menschliches Nachtquartier rechnen kann; in den hölzernen Häusern der Goralen, welche die von uns durchwanderte Gebirgspartie bewohnen, einem sehr liebenswürdigen und in manchem Betracht merkwürdigen Naturvölkchen, schläft man auf einer harten Pritsche, die mit etwas Heu überdeckt ist, und wenn die Scharen riesenhaft gearteten Ungeziefers den Schlummer hindern sollten, so hat man auf einem Holzstuhl die Nacht durchsitzend Zeit genug, bis zum hellen Morgen über

die Vorteile und Nachteile der Zivilisation nachzudenken. Clara hat alle Strapazen dieser Reise mit bewundernswürdigem Muth und fast unerschütterter Heiterkeit mitgemacht. Wir waren dreimal in der größten Lebensgefahr. Wegsame Pfade gibt es noch nicht, auf denen man sich dem wilden Gebirgskobold nähern kann, und so geschieht es häufig, daß die Straße plötzlich vor einem schäumenden Bergstrom anhält, den man durchfahren muß. Die Bialka, die von einem Regentag heftig angeschwollen war, hatte alle Absicht uns unser Grab zu wühlen. Der Wagen schwamm hin und her in der Gewalt der Wellen und drohte jeden Augenblick umzuschlagen; unsere Pferde erzitterten in der heftigsten Todesangst, nur ihrer letzten Kraftanstrengung glückte es, uns durchzuarbeiten. Wir beide aber spürten in uns den stillen Seelenfrieden, der, wie ich mir immer gedacht hatte, mit der Nähe des Todes verbunden ist. Auf unserer Wanderung zum Meerauge, einem auf schauerlicher Felsenhöhe 4800 Fuß hoch gelegenen See, schwebten wir mit unserm kleinen Goralewagen, dessen man sich in diesen Gegenden bedient, über schwindelnden Abgründen, und liefen jeden Augenblick Gefahr, an den Felssteinen, welche den Weg verschütten, zu zerschellen. Ich habe jetzt auf lange Zeit meine Naturlust und alle Opposition gegen Kultur und Zivilisation gebüßt und freue mich auf den Augenblick, wo ich wieder, bis über die Ohren vertieft, in meinen Arbeiten sitzen werde.

Indem ich mich zum Winter zu neuen Arbeiten anschicke, befällt mich die reine Produktionslust alter, unvergeßlicher Tage, in denen wir, geliebter Freund, im treuen Zweisiedlertum das erste Paradies unserer literarischen Bestrebungen uns zusammenbauten. Mit derselben Liebe drücke ich Dich auch heut noch an mein Herz und wünsche, daß Dir das Liebste und Höchste Deines Lebens durch die Gunst des Schicksals in Erfüllung gehen möge!“

Dieser Brief Mundts wird noch ergänzt durch eine Angabe von Klara Mundt selbst. In ihren Lebenserinnerungen<sup>5)</sup> nämlich erzählt sie, daß ihre Landsmännin, Gräfin Ida HAHN-HAHN, die damals in der Blüte ihres Ruhmes stand, sie in Berlin bald nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise besucht habe; das Ziel dieser Hochzeitsreise, fügt sie hinzu, sei „nicht etwa Rom oder Paris, sondern die Karpaten, das Tatragebirge, Käsmark und Lomnitz gewesen“.

Daraus ergibt sich, daß Theodor und Klara Mundt auch die Zipser Deutschen kennengelernt haben. In Käsmark und Lomnitz konnten sie nicht übersehen werden; zudem war ihre Existenz ihnen sicher schon vorher bekannt. Denn in dem umständlichen Reisebuch, das Mundt zweifellos für seine Reise zu Rate gezogen hat, in den „Bemerkungen auf einer Reise im Jahre 1827 durch die Beskiden über Krakau und Wielicka nach den Zentral-Karpaten, als Beitrag zur Charakteristik dieser Gebirgsgegenden und ihrer Bewohner“ von ALBRECHT VON SYDOW (Berlin, 1830) ist den Zipser Deutschen ein ausführliches Kapitel gewidmet (S. 344—357).

Kein Zweifel also, daß Luise Mühlbach von den Zipser Deutschen wußte. Wenn sie sie gleichwohl in ihrem Tatra-Roman nicht erwähnt, wie Lám mit einiger Verwunderung bemerkt, hat das seine guten Gründe. Der erste Grund ist geographisch; im Gebirge selbst gab es keine Deutschen, außer an einem einzigen Punkt: in dem Kurort Schmecks. Und auch hier hielten sie sich nur im Sommer auf. (Der Pächter von Schmecks, GEORG RAINER, wohnte in Georgenberg und kam nur zur Saison nach Bad Schmecks; während des übrigen Jahres war nur ein Hausmeister dort, der mit seiner Frau nach dem Rechten sah.) Auf dem Gebiete der deutschen Städte

<sup>5)</sup> Erinnerungsbilder aus dem Leben Luise Mühlbachs. Gesammelt und herausgegeben von ihrer Tochter Thea EBERSBERGER. Leipzig 1902, S. 154.

Bela und Käsmark konnte man im Sommer vielleicht in den hochgelegenen Schäferereien den einen oder anderen deutschen Hirten antreffen — falls nicht etwa auch hier, wie sonst überall, die Hirten Slawen waren (auf der Nordseite des Gebirges, in Galizien, Goralen, auf der Südseite, in Nordungarn, Slowaken).

Der zweite Grund hängt mit der Art des Romans zusammen. Er ist, seinem Entwurf nach, ein sozialer Roman. Er beruht auf dem jungdeutschen Gegensatz von Natur und Kultur; Theodor Mundt war einer von den fünf Schriftstellern, die als „Jungdeutsche“ vom Bundestag in Verruf erklärt waren<sup>6)</sup>, und auch Luise Mühlbach ist in ihren Anfängen jungdeutsch beeinflusst. Der Held des Romans, der ehemalige Leibeigene, der freilich mit seiner neuen Freiheit nichts anzufangen weiß, flüchtet aus der Welt der Kultur in die bessere Welt der Naturmenschen, das sind die Goralen und die Zigeuner, die Klara Mundt auf der Reise kennengelernt hatte. Die Deutschen der Zips aber hätten auf die Seite der Kultur gehört; Luise Mühlbach konnte sie also für ihren Roman nicht verwenden. Hierzu kommt, daß sie vom polnischen Krakau ausging und durch von Polen bewohntes Land, Galizien, zur Tatra wanderte. Sie lernte die Tatra vorwiegend von der polnischen Seite kennen und betrachtete sie durch die polnische Brille.

## 2. Mundts völkerkundliche Studien

Wie aber kam sie darauf, ihre Hochzeitsreise ausgerechnet in die Hohe Tatra zu machen? — Die Erklärung dafür ist nicht bei ihr, sie ist bei ihrem Manne zu suchen.

Klara Mundt nennt als die Stationen ihrer Hochzeitsreise „die Karpaten, das Tatragebirge, Käsmark und Lomnitz“; Krakau, wo sie sich am längsten aufgehalten haben, nennt sie nicht. Es scheint also, sie rechnet den Aufenthalt in Krakau nicht zur Hochzeitsreise im eigentlichen Sinne. Hier in Krakau nämlich studierte ihr Mann das polnische Leben. Der Aufenthalt hier war Berufsangelegenheit, nicht eigentlich Hochzeitsreise.

Auch Mundt war Schriftsteller. Auch er hat auf seine Weise die Ergebnisse dieser Reise schriftstellerisch verarbeitet. In seinem Buch „Völkerschau auf Reisen“ (Stuttgart 1840) bietet das zweite Kapitel, „Polen“, die Ergebnisse seines Krakauer Aufenthalts (S. 123—330), das dritte Kapitel, „Naturvölker“, die Ergebnisse seines Ausflugs in die Karpaten, der Hochzeitsreise im engeren Sinne (S. 331—359).

Was zog nun Mundt nach Krakau und in die Tatra? — Mundt hat damals viele Reisen ins Ausland gemacht: nach London, Paris, der Schweiz, Südfrankreich (Spaziergänge und Weltfahrten. Altona 1838). Er ist ein Schriftsteller, der über das bloß Literarische hinausstrebt. Die Literatur eines Volkes, meint er, ist voll nur aus seinem Gesamtleben zu verstehen. Das ist der treibende Grund für seine Reisen. Um diesem Gedanken stärkere Beachtung zu verschaffen, ruft er neben seinem „Freihafen“ noch eine zweite Zeitschrift ins Leben; sie führt den Titel: Der Pilot. Allgemeine Revue der einheimischen und ausländischen Literatur- und Völkerzustände (gleichfalls im Verlage Hammerich in Altona), und brachte es doch immerhin auf drei Jahrgänge. (Daß Luise Mühlbach eine eifrige Mitarbeiterin seiner beiden Zeitschriften war, versteht sich am Rande. Für ihre Frühzeit ist manches aus ihnen zu entnehmen.)

<sup>6)</sup> Der Bundestagsbeschuß vom 10. Dezember 1835 ist abgedruckt bei EDGAR PIERSON, Gustav Kühne 1889, S. 32 f. Die 4 andern Schriftsteller sind HEINE, GUTZKOW, LAUBE, WIENBARG. Genaueres bei H. H. HOUBEN, Jungdeutscher Sturm und Drang. Leipzig 1911.

Nachdem Mundt die westlichen Länder Frankreich und England kennengelernt hatte, mußte er notwendig auch den Osten aufsuchen, um die Polen in ihrem eigenen Lande kennenzulernen. Aber Polen bestand nicht mehr, es war auf drei Staaten aufgeteilt. Wo konnte er die echten Polen kennenlernen? Er suchte sie da auf, wo ihr Leben am reinsten ist, im letzten Rest des polnischen Staates, in der Republik Krakau. Krakau war erfüllt mit polnischen Erinnerungen und Hoffnungen wie kein Ort sonst. Von hier aus wurde später (1846) der Aufstand der galizischen Polen geschürt, der dann das Ende des Freistaates und seine Einverleibung in Österreich herbeiführte.

Der Schwerpunkt der Reise liegt also ganz im polnischen Sprachgebiet. Nicht vom Süden, von der Zips aus, sondern vom Norden erblicken sie die Gipfel der Tatra. Die Initiative zur Hochzeitsreise in die Tatra geht also von Theodor Mundt aus; aber Klara Mundt geht gern auf seinen Vorschlag ein, und ihre „gesunde mecklenburgische Physis“ befähigte sie, die Anstrengungen einer solchen Reise ohne Schwierigkeit zu bestehen.

Es bleibt nur noch übrig, die Schilderung selbst zu betrachten, die Luise Mühlbach von der Tatra entworfen hat.

### 3. Die Schilderung des Gebirges

Der Roman als solcher kümmert uns nicht. Denn was soll uns ein Leibeigener, der im Handumdrehen Freund von ungarischen und polnischen Grafen wird, der sich aber ebenso schnell wieder von der bösen Welt abwendet und zu den Naturkindern der Berge flüchtet? Er nimmt dabei seine Zuflucht nicht aus einem inneren Grund; er muß dorthin nur deswegen flüchten, weil Luise Mühlbach ihre Reiseberichte verwenden will. Von ihrem Ausflug in die Tatra ist natürlich manches in den Roman übergegangen. Das „Forsthaus auf der Bukowina“, in dem der Held des Romans die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, hat wirklich bestanden. Hier übernachteten gelegentlich Fremde; die Anfänge des Touristenwesens — in bescheidenster Form — sind bereits vorhanden. Die Schwierigkeiten und Gefahren des Aufstiegs zum Meerauge aus Mundts Brief kehren auch im Roman wieder: „Immer wilder und unwegsamer wird die Gegend, je mehr man dem Meerauge sich nähert. Keine gebaute Straße, kein geebener Pfad führt hinauf, im Bette reißender Ströme, über Steingewölbe und Felsblöcke, an gähnenden Abgründen hin geht der Weg — ein Schwanken des Wagens, und hinab in die Tiefe stürzt er, und verloren auf ewig ist der Reisende.“

Die Gefahr, der die Reisenden beim Übergang über die Bialka ausgesetzt waren, kehrt im Roman in verstärkter Form wieder.

„Jetzt, bei einer Biegung des Wegs, erschien der schäumende Fluß. Brausend stürzte er vom hohen Felsen herab, große Steine mit fortreißend, die er im Tal gebettet, und über diese hin brauseten in wilden Sätzen die hohen schäumenden Wogen . . . Wild und heulend stürzen die Wogen, wie ein Raubtier auf seine Beute, dahin. Sie faßten den Wagen und warfen ihn hin und her, trugen ihn tief in ihr Wasserbett, daß nur noch der Kopf der Pferde über den Wellen hervorragte und der Wagen wirklich umgestürzt wurde.“

Aber wichtiger als solche Einzelzüge ist die Gesamtauffassung des Gebirges. Die Karpaten waren nicht das erste Gebirge, das Klara Mundt sah; sie hatte bereits, trotz ihrer Jugend, andere Gebirge besucht. Sie hatte nämlich zuerst die sächsische

Schweiz kennengelernt (wohl von Dresden aus, wo sie Verwandte hatte<sup>7</sup>), und dann auch die Alpen<sup>8</sup>); sie begleitete eine befreundete Dame und hatte auf diese Weise Gelegenheit eine Reise zu machen, die sie sonst nicht hätte machen können. Sie hatte also, als sie nun die Tatra besuchte, Vergleichsmöglichkeiten, und sie empfand die Tatra als Gegensatz zu allem, was sie bisher gesehen hatte.

Den beherrschenden Eindruck faßt MUNDT in seinem Krakauer Brief zusammen: „Die Karpaten sind eine erhabene und schaudervolle Wildnis.“ Und auch Klara Mundts Schilderungen sind auf diesen Ton gestimmt.

Im Roman ist dieser Schilderung ein eigenes Kapitel gewidmet; wir lassen es im Wortlaut folgen (nach der Ausgabe von 1840, „Zugvögel“, Bd. I, S. 90—96):

#### 4. Die Karpaten

„Wer die Natur in ihrer Größe und Majestät anschauen, sein Auge und sein Herz an den hohen und kühnen Gletschern, die ein züchtiges, unberührtes Nonnenbild inmitten des glühenden Erdenlebens dastehen, laben will, wer an der Natur sich die Gewißheit eines schaffenden Weltgeistes und die Überzeugung von dessen Allmacht und Größe gewinnen möchte, der wandere nach der Schweiz. Wenn er sein staunendes Auge von Gletscher zu Gletscher hat schweifen lassen, hier die vom Sonnengold gerötete Spitze, dort das strahlende Weiß bewundert hat, so mag er ausruhen am Fuße der Gletscher auf grünen Matten und blumigen Wiesen, unter dem harmonischen Läuten der Glocken, die den Hals der roten schönen Kühe, welche grasend die noch grünende Höhe erklimmen, ziert, beim Klange der Schalmeyen der Hirten hoch oben in ihren Sennhütten, beim Liede der Sennerin, die, den Buben an der Hand, rüstig vorüberschreitet. Wer die Natur in ihrer Größe und Lieblichkeit zugleich lieben lernen will, der gehe nach Tirol, wo die hohen kalten Gletscher der Schweiz gleichsam im ersten Liebeserwachen lächeln und, ein lebensvolleres Ansehen tragend, mehr irdische grüne Fröhlichkeit und weniger Himmelseis zeigen, wo die Täler, von smaragdnen Flüssen durchströmt, romantischer blinken, wo der Jäger, seinen Stutzen auf dem Rücken, in idealer Tracht, hoher Figur und schönen, fröhlichen Angesichts vorüberschreitet, ein Liedchen jodelnd, wo das Tiroler Madel in kurzem Röckchen und goldgeschnürtem Mieder mit treuherzigen Blicken dich willkommen heißt. Wer aber die Natur in ihrer Schöne und Lieblichkeit belauschen, an ihrer Grazie und Harmonie sich erfreuen, von ihrer Poesie lernen, ihre Vollkommenheit bewundern will, der gehe nach Italien. Dort blüht die Kunst in der Natur, dort ist Leben, Duft und Klang in jeder Blume, in jedem Vogel, dort atmet alles Liebe und Lust. Der tiefblaue glänzende Himmel wölbt sich, selber entzückt, über der lachenden Erde, über Italien, seinem Kinde. Zu glühender Liebesumarmung stieg einst die Sonne hinab in das Meer, und es entsproßte Italien, das lächelnde Kind der Sonnenliebe. Seht, wie sich dort am fernen Horizonte Alpen türmen; sie stehen da als Grenzpfiler der Prosa, der Vernunft und Reflexion. Hier ist alles Poesie, Gefühl; jeder Moment bringt Lust und Wonne, und der nächste wieder andere und neue. Schau hinab in jenes duftige Tal, versenke dein Auge in die nebelnde, tiefblaue Ferne, laß es weilen auf jenen romantischen Hütten, auf den vom Maulbeerbaume zur Olive rankenden Reben, von denen die dunkle Traube

<sup>7</sup>) Vgl. ihren Roman „Pilger der Elbe“, 1839. Von MUNDT in seiner Zeitschrift „Freihafen“ (1839, erstes Heft, S. 255) besprochen.

<sup>8</sup>) Wanderungen im Süden, Tagebuchblätter von 1838. In „Zugvögel“, 1840, Bd. II, S. 193—241.

winkt und glüht — das ist Italien! Dort unter den Pinien lege zum dolce far niente dich hin. — Sieh', da rollt, von weißen stolzen Stieren gezogen, ein Wagen heran — sieh' die hohe, geschmeidige Gestalt des Wagenlenkers, seine Flammenaugen, sein schwarzes Lockenhaar, sieh' das üppige, volle und kräftige junge Weib, im träumenden Liebesnachdenken zurückgelehnt in dem Wagen, die großen Augen in feuchtem Glanze von Gegenstand zu Gegenstand gleiten lassend, das glänzende Haar mit Blumen durchflochten, in ihrer Hand die Mandoline, zuweilen einige Akkorde greifend und eins jener glühenden, verschämten und doch neckenden Liebeslieder singend, die nur Italien eigen sind — sieh', das ist das Land der Poesie, der Musik, das Land der Sonne und Liebe.

Von dem allen findet man nichts in den Karpaten. — Graue Felsen steigen schroff empor und berühren dort die schwer hängenden Wolken. Hier ziehen sie in langer, grader Linie sich hin, dort in eigensinnig grollenden Zacken und Spitzen. Kein Lächeln in der Natur, es ist das Erfrieren alles Lebens, das Medusenbild, das vor dem Anschauen seiner selbst zu Stein erstarrte und jede Lust und Freude aus ihrem öden Herzen bannte. Verkrüppelte Bäume legen sich wie Todesseufzer um den Fuß dieses Felsens, während jener dort kahl aufsteigt, die glatte Fläche von einzelnen Waldströmen zerrissen, Steingerölle ringsumher. Tiefe Schluchten unterbrechen die Massen, während große Felsblöcke mit uraltem, ewigem Moose bekleidet da liegen, gleichsam wie der versteinerte Fluch des bösen Geistes, der diese Öde zu seinem Wohnsitz sich erkoren. Die Musik der Welt, die Harmonie der Lust verstummt hier; selten nur fliegt ein Vogel scheu von Spitze zu Spitze, als suche er von der Höhe herab ein grünendes Tal, sein Nest zu bauen; aber jede Felsenspitze bietet nur den Anblick neuer Felsenschlünde, neuer Massen dar, und das erschreckte Vöglein fliegt weiter. Nur der Steinadler hat auf hohem Felsen seinen Horst, sicher, daß in dieser Öde keines Menschen Auge ihn ereilt. Bei nächtlicher Weile leuchten des Uhus Feueraugen, vom kahlen Baume läßt er sein schrillendes Todesrufen vernennen; und schleicht das Raubtier mit heiserem Gebrülle seiner Beute nach. Keine Hütte steht am Wege und ladet den Müden zur Ruhe. Der Mensch meidet diese Wildnis; nur zuweilen dringt Hussahruf und Hörnerklang durch die dunklen Wälder, und aufgeschreckt aus seiner Höhle springt der Bär durch die Wüste, hier einen Baum zerknickend, dort über Felsblöcke setzend, und lange noch, wenn er im Dickicht verschwunden, wird das Geräusch zersplitternder Äste, die er im Laufe zerknickt, vernommen. — Besonders schauerlich und wild aber ist das Tatragebirge an der Grenze Ungarns und Galiziens, wo himmelhohe Felsen in die Wolken starren, ewiger Schnee in tiefen Schluchten liegt, Steintäler von reißenden Bergströmen zerrissen sind. Im ewigen Moose des Tals, das selten nur von Menschenritten entweiht wird, stehen nur hin und wieder einzelne Alpenpflanzen ohne Duft; denn selbst die Lieblichkeit der Flora, ihr Duft und Farbenspiel ist aus dieser Gegend verwiesen, und nur ihre Launen sind hier zurückgeblieben. —

Tiefe Stille ist rings umher. Ewig grau und ernst ragt die Lomnitzer Spitze in die Wolken, in den Himmel hinein; aber was sie da oben erschaut, ändert nicht ihr trauerndes Antlitz. Kahl ist der Gipfel, kahl ist der Fuß, kein Blumenblühen, kein Vogelsang. — Massen, graue Massen lehnen sich an diesen himmelhohen Felsen. Die Natur ist noch wie im Chaos, und die hohen Wellen des ungeheueren Meeres, aus dem einst die Erde hervorstieg, waren hier nur zu Felsen erstarrt. Aber es war noch wüst und leer, und als Gott über die Erde schaute und sah, daß es gut war, traf sein Auge nicht diese Wildnis. — Tiefe Stille noch immer im Felsental der Lomnitzer Spitze; jetzt nur raschelt eine Schlange durchs hohe Moos und

windet sich dort um den bemoosten Baum, den der Sturm vor uralten Zeiten gefällt, und der Jahrhunderte schon unverändert hier liegt. Sie ringelt und windet sich im Wohlbehagen auf und ab, und ihre Farben schillern und glitzern in der Sonne. Sie sind das einzige Lebensvolle der Gegend. Aber jetzt hebt das Tier, wie horchend, den Kopf, und ihre wütenden Augen stieren giftig umher; jetzt ringelt sie sich langsam vom Stamme ab, denn sie hat ein Geräusch vernommen, und der Instinkt sagt ihr, daß etwas Fremdes und Feindliches naht. Das Geräusch kommt näher und immer näher; es sind Tritte, und sie hallen in der furchtbaren Stille doppelt laut. — Jetzt ist es ganz nahe — schnell raschelt die Schlange fort und verschwindet, zischend vor Wut, im Felsgerölle. Aus dem Paradiese konnte die Schlange den Menschen vertreiben; in dieser Wildnis aber war es der Mensch, der die Schlange vertrieb. — Um die Felsenecke trat ein Mensch, — “ Und nun beginnt die Erzählung von dem Menschen, der sich in diese öde Natur geflüchtet hat.

Soweit die Schilderung der Hohen Tatra.

Friedrich Lám hat nicht Unrecht, wenn er seinen Eindruck von dieser Schilderung mit den Worten wiedergibt: „Die Tatra ist nach ihrer (Luise Mühlbachs) Auffassung ein Medusenbild, das von dem Anschauen seiner selbst zu Stein erstarrt ist. Luise Mühlbach beschreibt sie beinahe so, wie Jules VERNE den Mond — als eine ausgestorbene, öde und stille, schauerliche tote Welt.“

Luise Mühlbachs Schilderung ist zu respektieren als Wiedergabe des unmittelbaren Eindrucks, den die fremde Welt der Tatra auf sie machte. Spätere mögen beim Anblick dieser selben Gebirgswelt andere Empfindungen gehabt haben, Luise Mühlbach hatte die ihren.

Wir haben gesehen, warum die Tatra gerade diesen Eindruck auf sie machen mußte. Und so bleibt ihre Schilderung denn doch ein wertvolles Dokument für die Geschichte des Naturgefühls. Auch die Alpen haben früheren Generationen Grauen eingeblóbt<sup>9)</sup>, erst später erregten sie das Entzücken der Besucher.

Als Dichtung ist Luise Mühlbachs Erzählung mißlungen, aber diese Schilderung behält ihren sachlichen Wert als Äußerung des damaligen Naturgefühls.

GOTTFRIED FITTBOGEN †

## Der albanische Dichter Gjergj Fishta (1871—1940)

### Nachruf

Am letzten Tag des vergangenen Jahres ist in Shkodra der bedeutendste albanische Dichter, Pater GJERGJ FISHTA O. F. M., gestorben.

Gjergj Fishta wurde am 23. Oktober 1871 im Dorfe Fishta in der unweit Shkodra gelegenen Zadrima-Ebene geboren. Da er früh schon für die geistliche Laufbahn bestimmt wurde, trat er als Knabe in das Kollegium der Franziskaner in Shkodra ein. Nach einigen Jahren ging er nach Bosnien, um seine theologischen Studien zu vollenden. Damit setzte sich eine alte, bis auf das Mittelalter zurück-

<sup>9)</sup> ANTON DÖRRERS Aufsatz „Südtirol im deutschen Schrifttum“ (in: Südtirol. Herausgegeben von KARL BELL, Dresden 1927) enthält wertvolles Material zur Entwicklung des Naturgefühls den Alpen gegenüber, bes. S. 180—193, 198—208.

Über die Karpaten (in Siebenbürgen) siehe FRIEDRICH TEUTSCH, Werden und Wandlung des Naturgefühls bei den Sachsen. Jubiläums-Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpatenvereins 1880—1930. Hermannstadt 1930, S. 130—140.

gehende Überlieferung von Beziehungen fort, die zwischen den Franziskanern Bosniens und denen Albanien bestehen.

In die Heimat zurück, wirkte Fishta einige Zeit als Pfarrer in der kleinen Ortschaft Gomsiqe. Als er 1902 zum Direktor der Franziskanerschulen in Shkodra ernannt ward, führte er als erster in Albanien das Albanische als Unterrichtssprache ein<sup>1)</sup>. Von da an verläuft sein Leben gleichmäßig, nicht sonderlich reich an äußeren Ereignissen, reich an Ehrungen sozialer und politischer Natur und überreich an stiller geistiger Arbeit. Er hat zeit seines Lebens seiner Kunst gelebt; aufgehend in ihr und in einer männlichen, regen öffentlichen Tätigkeit im Dienste seines Landes und seines Ordens.

Tief verwurzelt in seinem Heimatboden, den er nur flüchtig verließ, um immer wieder dorthin zurückzukehren, schöpfte er seine besten menschlichen und dichterischen Kräfte aus dieser seiner Scholle. In jenem weitab von der Stadt Shkodra gelegenen Nebengebäude seines Ordensklosters, in dessen Hofe alte Bäume milde Ruhe spenden, hat er sein Leben gelebt und der stillen Eingebung der Musen gelauscht. Er gehörte nicht zu jenen auf dem Balkan nicht seltenen intellektuellen Schriftstellern, die ihr Leben meist in den Großstädten des Auslandes verleben. Er gehörte zu jenen Naturen, die aus ihrem Kreise langsam und organisch emporwachsen. Hierin war er ein echter Sohn seines Volkes und ist eben durch seine Verwachsung mit dem Boden und in einem anderen Sinne als NAIM FRASHËRI, zum nationalen Dichter Albanien geworden.

Zu diesem inneren Fundament seines Wesens sind äußere, die Richtung seines Schaffens mitbestimmende Elemente hinzugetreten. Es ist zunächst sein geistlicher Beruf gewesen, der ihn zeit seines Lebens zum Prediger im besten Sinn des Wortes gemacht hat. Wie der Mann und Priester durch begeisterte Rede hinzureißen wußte, so hat der Dichter durch sein gläubiges Wort das Volk hingewiesen auf seine ethischen Eigenwerte und auf das neu aufgehende nationale Erleben. Der geistliche Beruf ist aber, wie wir sehen werden, auch auf die literarische Tätigkeit Fishtas von Einfluß gewesen. Ferner ist hier ein äußerer literarischer Ansporn zu erwähnen. Es ist dies die südslawische Dichtung des späteren 19. Jh.s, namentlich das Werk des bosnischen Franziskaners GRGA MARTIĆ (1822—1905), die der Dichter im Lande selbst kennenlernte und die ihm gewissermaßen als Vorbild vorschwebte. Wie jene Dichter das Leben südslawischer, den nordalbanischen vielfach nahverwandter, ihnen in der Lebensart oft gleichartiger Stämme besangen, so wollte unser Dichter Ähnliches in seiner Heimat leisten. Die gemeinsame dichterische Grundlage bildete das epische Lebensgefühl, das beim dinarischen Teil der Südslawen und in Albanien, namentlich in dessen Norden, noch so lebendig ist wie in wenigen Ländern Europas. Dadurch und bei seinem eigenen Temperament war unser Dichter notwendig auf das Epos gewiesen. In diesem Zusammenhang ist es vielleicht kein Zufall, daß sein Hauptwerk „Die Laute des Gebirges“ heißt wie NJEKOŠ' Dichtung „Gorski vijenac“ (Der Bergkranz), beide Gedichte in ihrem Titel das Element Berg betonend. So darf es denn auch nicht überraschen, ähnliche Motive, Gestalten und Verhältnisse, Sitten und Bräuche bei dem albanischen und den südslawischen Dichtern anzutreffen: beiderseits wird in gleichen Situationen die Bergfee, slawisch vila, albanisch zâna, besungen. Die Menschen wandeln vielfach auf der gleichen seelischen Ebene, Heldentum gilt als höchstes Gut der Menschen, Gastfreundschaft wird

<sup>1)</sup> Biographische und bibliographische Notizen bei GAETANO PETROTTA, *Popolo, lingua e letteratura albanese*, Palermo 1931, S. 334 ff.

gleich gerne geübt und allüberall herrscht in der Großfamilie das patriarchalische Leben; ja es spuken beiderseits in den Bergen und Schluchten oft die gleichen Geister und Dämonen. Es handelt sich im Grunde um dieselbe dinarische Rasse, die hier noch albanisch, dort schon slawisch lebt. So verhält es sich mit der Kunstdichtung so wie mit der südslawischen und der nordalbanischen Volksdichtung, die große innere Zusammenhänge untereinander aufweisen. Diese Welt kann nicht ganz slawisch sein, da sie der übrigen Slawia zumeist unbekannt ist, sie ist Nordalbanien und dem dinarischen Südslawien (Bosnien, Herzegowina, Montenegro) eigen. Sie mag auf einer alten albanisch-slawischen Symbiose beruhen. Es ist wohl die uns leider zu wenig bekannte, durch Rekonstruktion nur stückweise zu gewinnende illyrische Unterschicht, die in vielfach slawisiertem Gewande weiterlebt. Ein Begriff wie GERHARD GESEMANN'S „Montenegrinischer Mensch“ hat kein isoliertes Daseinsrecht, wenn wir ihn, wie billig, in so einem größeren Zusammenhang betrachten. Sind typisch montenegrinische Stämme wie Kuć, Pipri Palabardhi (Bjelopavlović) Vasojević noch vor nicht vielen Generationen nachweisbar albanisch gewesen, so ergeben sich per analogiam neue Gesichtspunkte für die Genesis mancher südslawischer Stämme, interessante historische Zusammenhänge mit den albanischen und wichtige Schlüsse auf das Werden beider Volkspoesien. Wir können in diesem Zusammenhang nicht näher auf diese Fragen eingehen. Nur folgern wir, daß es sich bei Fishtas slawischen Reminiscenzen mehr um Vorbild, Erweckung, Anregung, mehr um das Aufmerksamwerden auf Ähnliches daheim als um nachhaltige dichterische Einwirkung handeln dürfte. Einmal seiner selbst bewußt geworden, ist dann der Dichter durch eigene Kraft auf seinem einmal eingeschlagenen Weg bis zum Ende gewandelt.

Im Jahre 1905 erschienen die ersten fünf Gesänge (1. Band) von Fishtas Lebenswerk „Lahuta e Malcís“ (Die Laute des Gebirges), ein Jahr darauf der 2. Band in vier Gesängen. Er arbeitete ständig weiter daran und gab es 1937 in vollendeter Gestalt in 30 Gesängen heraus. Hier besang ein Dichter zum ersten Male nicht mehr den traditionellen nationalen Skanderbegstoff, sondern Ereignisse aus der jüngsten Geschichte Albaniens. Jene Glanzperiode albanischer Geschichte hatte nämlich vor ihm zwei Dichter begeistert. Der aus den albanischen Kolonien in Kalabrien stammende GIROLAMO DE RADA (1814—1903) hatte diese Zeit aus der Sehnsucht der Ausgewanderten heraus im romantischen Geist und balladeskem Stil und in bisweilen großartig konzipierten, miteinander nur lose zusammenhängenden epischen Bildern verherrlicht. In diesen tritt zwar Skanderbeg selbst nur selten hervor, nimmt aber gleichwohl die zentrale Stelle ein, um die sich die anderen Gestalten gruppieren. De Rada hatte auf Grund der alten historischen Volkslieder der aus der Türkennot ausgewanderten Albaner Italiens ein Skanderbegepos rekonstruieren und mit historischen und erfundenen Männer- und Frauenfiguren ausfüllen, eine Heldenzeit wieder lebendig gestalten wollen. Zu gleicher Zeit wie de Rada in Italien hat in Albanien ein anderer Romantiker, NAIM FRÁSHËRI (1846—1900), um die Bewältigung dieses Stoffes gerungen. Das Fehlen epischer Höhepunkte, das Bestreben nach geschichtlicher Lückenlosigkeit der Begebnisse machen aus seinem Werk, das bezeichnenderweise den Titel „Geschichte Skanderbegs“ trägt, mehr eine Geschichte in Gedichtform als ein Epos. Naim war nicht zum Epiker geboren und der Einfluß der persischen Dichtung war gerade dazu angetan, sein Gedicht recht langatmig geraten zu lassen. Im übrigen war es diesem großen Idealisten zu einer Zeit, da das Auslandsalbanertum um die Befreiung der Nation von dem türkischen Joch kämpfte, nicht bloß um ein Kunstwerk zu tun. Ihm ging es um mehr, um eine ethisch-völ-

kische Tat, um die Hebung und Erweckung der Geister an dem hehren Beispiel des nationalen Helden. Das ist denn dem Dichter auch in vollem Maß gelungen. Übrigens mußte ein Skanderbegepos von vornherein mißlingen, denn ein zu weiter Abstand, die durch die lange Türkenherrschaft entstandene Kluft, trennt nunmehr die Gestalt des Helden und seine Zeit von dem jetzigen Empfinden des Volkes, und erst in neuerer Zeit ist er diesem wieder recht auferstanden. Hierin mag mit eine innere Ursache dafür liegen, daß auch die von hohem Ethos getragenen Epen de Radas und Naim Fráshëris schließlich an der Natur des ganzen Stoffkomplexes scheitern mußten.

Hier greift nun Fishta mit dem richtigen Instinkt des Dichters ein. Er brauchte nur in die Volksgeschichte hineinzugreifen, um beide Hände voll zu kriegen. Hier kämpfte ein Volk zwar verschieden je nach Stämmen und Landschaften, doch überall und stets das einheitliche ethnische Gepräge tragend. Ist es kein Zufall, daß der bedeutendste Mann der Geschichte dieses Volkes ein Krieger gewesen, so hatte dieses auch in seinem späteren geschichtlichen Verhalten jenes Mannes sich gleichsam würdig zu erweisen. So aber mußte sich hier immer wieder und anonym jener Geist offenbaren, der den Kastrioten dereinst zu seinen Taten begeistert hatte. Dieser war dann wert, von einem nationalen Dichter besungen zu werden: er ist ihm in GJERGJ FISHTA erstanden. Jenseits des Meeres hatte in Sizilien ein anderer Ähnliches geleistet. GIUSEPPE SCHIRÒ (1865—1927) hat in seiner Dichtung „Te dheu i huaj“ (Auf fremder Erde) das epische Leben des Mutterlandes von der grauen Vorzeit der Einmauerungssage bei der Erbauung der Burg von Shkodra an durch die illyrische und Skanderbegzeit bis zur Auswanderung der Albaner nach Italien und herunter bis zu ALI PASCHA TEPELENA besungen.

Fishta wählte sich zum Gegenstand die unmittelbar lebendigen Befreiungskämpfe aus der zweiten Hälfte des vorigen und dem Anfang dieses Jahrhunderts bis zum Balkankrieg und der Londoner Konferenz vom Jahre 1913, in der die Unabhängigkeit Albaniens anerkannt wurde; kurzum die Zeit vor und nach dem Berliner Kongreß, der in völliger Verkennung der Tatsachen diesem kleinen Volk Unrecht tat. Nach dem Beschluß dieses Kongresses mußte der nordwestliche Zipfel Albaniens an Montenegro abgetreten werden. Was aber dem türkischen Reich schließlich recht war, war einer Handvoll dinarischer Bergleute nicht billig, sie zogen es vor, sich dem zu widersetzen. Diese und ähnliche Ereignisse eigentlich lokalen Charakters bilden die historische Grundlage für das epische Werk Gjergj Fishtas. Sein künstlerisches Verdienst ist es, daraus ein nationales Epos gemacht zu haben. Dieses geht zuweilen über das spezifisch Albanische hinaus, es ist zugleich in gewissem Sinne ein Balkanepos: neben Albanern treten Montenegriner auf, die der Dichter ganz so wie jene leben und leiden läßt, die Osmanen kämpfen um den Besitz der Halbinsel mit Russen, mit Balkanslawen und Albanern, bis sie schließlich nach dem Balkankrieg verjagt werden. Die großen Generäle der türkischen Armeen der Zeit treten auf. Historisch richtig und mit feinem psychologischen Spürsinn werden auch die Intrigen der europäischen Diplomatie geschildert. Dies alles von dem naiven Standpunkt des Malisoren (Bergbewohners) aus betrachtet, was dem Werk den besonderen Reiz ungesuchter Primitivität verleiht. So sind die europäischen Herrscher, dem Glauben der Bergleute gemäß, „die sieben Könige“: sie halten ihre Sitzungen so ab wie es die Malisoren mit ihrem „Ding“ zu tun pflegen und reden in der kernigen und witzigen Art dieser Leute.

Was ihren äußeren Aufbau betrifft, ist „Die Laute des Gebirges“, die die Kämpfe aus zwei Generationen schildert, kein ganz einheitliches Werk mit einer

einzigem, großen, es in seiner Gänze durchziehenden Handlung. Es besteht vielmehr aus einer Reihe von epischen Gesängen, von denen jede Gruppe je ein historisches Ereignis darstellt. Dazwischen sind einzelne Gesänge eingestreut, die je eine einzelne, für sich stehende Episode behandeln oder uns in die bunte Welt der Sage entrücken, wodurch bei diesem Dichter Wirklichkeit und überirdische Welt frei ineinanderspielen. Vergleicht man die ursprüngliche, viel kürzere Fassung des Gedichtes mit seiner endgültigen Form vom Jahre 1937, so wird das Bestreben des Dichters deutlich, den oft lockeren Zusammenhang zwischen den einzelnen Gesängen durch Änderung ihrer früheren Anordnung und durch neu hinzugedichtete Lieder straffer zu ziehen, die Klüfte auszufüllen, ein abgerundetes Bild zu geben. Dadurch hat das Gedicht an historischer Ordnung und Einheitlichkeit der Handlung beträchtlich gewonnen. Hätte der Dichter länger gelebt, so hätte er vielleicht noch andere Gesänge in diesem Sinne hinzugefügt. Im Grunde aber ist es nicht in seiner Absicht gelegen, ein Gedicht mit einer Haupthandlung und einem Haupthelden zu schaffen. Denn neben dem Helden OSO KUKA der frühen Gesänge treten in den späteren ALI PASCHA aus Gusinje, der Bajraktar der Hoti DEDE GJO' LULI, der südalbanische Patriot ABDYL FRASHËRI (Bruder des Dichters Naim), das Heldenmädchen TRINGA und andere Helden hervor — der alte Recke MARASH UCI der frühen Gesänge taucht am Schluß des Werkes wieder auf — und schließlich ist das ganze Volk der Malcija, d. i. des Gebirgslandes oberhalb Shkodra, der anonyme Held der epischen Handlung.

Fishta's Werk wurzelt ganz in Albaniens Erde und Volksleben, es wäre nicht das, was es ist, ohne das tiefe Erleben der Heimat seitens des Dichters, und es wird ohne Kenntnis von Albaniens Land und Leuten auch nicht verständlich. Aber was der Dichter von seinem Lande in Gnaden empfangen, hat er es ihm in der veredelten Gestalt der Kunst zurückerstattet. Denn sein Werk ist der getreue Spiegel, das echte Abbild von dem geworden, was das albanische Leben noch an Urtümlich-Volkhaftem, Heldentümlich-Rauhem, Kriegerisch-Männlichem, Arteigen-Stolzem bewahrt hat. Das Gedicht hat das alles sub specie aeternitatis in sich eingeschlossen und bildet dadurch über das Künstlerische hinaus noch ein ethnographisches Dokument des albanischen Lebens. Dem entspricht die äußere Form der Dichtung, deren Stil männlich und hart, deren Sprache kernig ist und alles Süßliche vermeidet. Ihr Ausdruck entspricht vollkommen der Rede der Malisoren und kann damit als Sonder-sprache einer Kriegerschicht gelten. Es handelt sich dabei um eine von dem Dichter selbst geschaffene Literatursprache, die als solche gehoben, aber als echte Volkssprache zugleich auch der täglichen Umgangssprache gleich ist. Das kennzeichnet diesen besonderen und einmaligen epischen Stil, dessen Urheber Fishta ist und an den sich jede künftige epische Dichtung oder Nachdichtung im Albanischen, namentlich im Gegischen, so oder so anlehnen muß.

Wie ist der Dichter mit seinem Stoff verfahren? Fishta ist zunächst von seiner engeren Heimat ausgegangen. Es ist das das nordalbanische Gebirgsland mit dem dinarischen Kernland in Hoti und mit dem sinnbildlichen Mittelpunkt in Shkodra, jener altehrwürdigen Stadt Albaniens, welche im Altertum Hauptstadt eines illyrischen Reiches gewesen und auch in der späteren Geschichte des Landes stets einen Schwerpunkt gebildet hat. Für die Abhebung der Handlung ist ein solcher mit Tradition erfüllter Hintergrund gewiß von wesentlicher Bedeutung. Die epische Masse bilden im Gedicht die rauhen Dinarier dieses Landes, aus deren Mitte die Haupthelden nach und nach herausragen. Die soziale Grundlage bildet der Stamm mit seinem täglichen Leben, wie es sich uns in dem von Pater SHTIEFEN GJEÇOV gesammelten nordalbanischen Gewohnheitsrecht Kanuni

i Lek Dukagjinit in allen seinen Aspekten zeitigt. Es ist das Leben der ungeteilten Großfamilie mit der patria potestas, das Leben der geteilten Arbeit, der Haarschur der Kinder, der für heilig gehaltenen Gastfreundschaft und Blutsbruderschaft, der Ehrfurcht vor dem Alter, der Besa, die beim einzelnen „Männertreue“ und beim Stamm „Landfriede“ bedeutet. Es ist ein Kriegsleben mit ständiger Bewaffnung und Stets-auf-der-Hut-sein, mit Blutrache, Wehrgeld oder großmütiger Verzeihung, mit Heldenverehrung, Heldenliedern und Totenklage. Man kann gegen den Dichter den Vorwurf nicht erheben, daß er eine geographisch so eng umschriebene menschliche Landschaft zum Gegenstand seiner Dichtung gewählt hat, denn in jener von ihm geschilderten Welt erkennen sich nicht nur die nordalbanischen Malisoren, sondern alle übrigen Gebirgsbewohner, die des Nordostens (Kosova), des Ostens (Dibra) und Südwestens (Labëria) wieder. Überall herrscht hier, wo mehr, wo weniger, das Stammesleben und das ungeschriebene Gewohnheitsrecht. Wo diese Geistesart, wie auf dem Flachland und in den Städten, geschwunden ist, war sie noch vor Zeiten vorhanden und ist heute wenigstens im Gefühl der Leute doch noch erhalten. Es ist die oft übersehene albanische Einheit, die allenthalben hindurchschimmert. Da kann man es dem Dichter wahrlich nicht verargen, sondern gerade zum Verdienst anrechnen, daß er das Echte und Arteigene dort nahm, wo er es am besten bewahrt vorfand, um es in die Sphäre des Dichterischen zu heben. JOSEF NADLERS stammesmäßige Literaturbetrachtung ist gerade bei Fishtas Werk sehr gut anwendbar. Denn Fishta fängt an bei der kleinen Einheit des Stammes, um bei der größeren der Nation zu enden, er hebt bei dem alten Berghirten Marash Uci an und langt an bei Abdyl Frashëri in der Liga von Prizren. Es ist bei ihm das Bestreben sichtbar, die engere Welt der frühen Gesänge durch Anfügung von Partien mit einem mehr nationalen Inhalt nach und nach auszuweiten und damit in die nationale Sphäre zu heben. Dadurch hat sein Werk den Charakter einer nationalen Dichtung erhalten. In dieser Dichtung haben sich Vergangenheit und Zukunft dieses Volkes in einem sinnbildlichen Punkt schicksalhaft zusammengetroffen. Dadurch ist dieses Werk zum Epos des Albanertums schlechthin geworden.

Wir haben erwähnt, wie bei Fishta das echte Volksleben dichterisch festgehalten ist, wie sein Werk damit zu einer getreuen Spiegelung albanischer Volkskunde geworden. Das rührt von der großen Vertrautheit des Dichters mit albanischen Sitten und Gebräuchen her. Dieses volkstümliche Element geht so sehr durch die ganze Dichtung durch, daß es einzelner Beispiele zum Beweise dafür nicht bedürfte und daß umgekehrt jene Stellen darin viel spärlicher sind, in denen volkstümliche Elemente nicht ausschließlich überwiegen. Nur so kann man es sich erklären, daß — wie der verewigte Dichter dem Verfasser dieser Zeilen einmal mitteilte —, als man ein Stück von dem Epos Bergleuten vorlas, diese die Tatsächlichkeit der darin geschilderten Ereignisse beteuerten, obwohl gerade die in jenem Gesang erzählten Begebnisse vom Dichter erfunden waren. Das darin Besungene war eben nicht wirklich, aber dichterisch wahr. Der ganze in diesem Gedicht gehaltene Ton, die lebendige Wiedergabe des täglichen Lebens des Volkes, seines Glaubens und seines Brauchtums stempelt es zu einem echten Volksepos. Von dem Haupthelden Oso Kuka erzählt der Dichter, daß ihn die Mutter mit einer Hornhaut geboren habe, wie das Volk das von seinen Helden annimmt; von anderen starken albanischen und montenegrinischen Helden singt er, sie seien mit drei oder gar mit sieben Herzen geboren worden. Die Krieger glauben an Träume, die ihnen den Untergang ankünden. Sie lassen sich Krieg und Frieden aus dem Schulterblatt der Hammel voraussagen. Die Männer sitzen gemeinsam beim Mahl und die jungen Krieger putzen

sich nach dem Mahl die Waffen. Plötzlich steht da ein Sänger auf und singt von Taten sagenhafter Helden, die die Zuhörer zu neuen begeistern. Ein Krieg geht schlecht aus, weil er am Freitag statt an einem Dienstag begonnen wurde. Waffenlose werden nicht getötet. Blutsbruderschaft ist heilig: im Schlachtgetümmel erkennen sich zwei Wahlbrüder, der eine Albaner und der andere Montenegriner, wieder und umarmen sich und erneuern die Freundschaft. Die Hochzeiten werden dem Brauch gemäß im Herbst gehalten.

Si t'jenë mājë skjept edhë deshtë,  
E t'jetë pjekë rrushi në vneshtë.

Wenn schon fett sind Bock und Hammel,  
Reif die Traube auf dem Weinberg.

Das ergebene Wesen der Hausfrau zeitigt sich in jenen Versen, in denen die Bergnymphen die Krieger im Freien bewirten:

Atà darkë sande s'kan ngrânë;  
Para darkësh pse atÿ kan rrânë,  
E as s'i kan nuset e veta,  
Qi atÿ buken m'u a gatue,  
Edhë tryezen me u a shtrûe,  
M'kâmë me u ndëjë gati me ujë.

Denn sie haben nicht genachtmahlt,  
Da sie hier sich eingefunden;  
Haben nicht bei sich die Frauen,  
Um das Essen zu bereiten  
Und den Tisch ihnen zu decken  
Und vor ihnen mit bereitem  
Wasser wartend dazustehen.

Bei unvermählt Verstorbenen wird die Totenhochzeit gehalten, deren Verbreitung bei den Balkanvölkern Muşlea studiert hat. So wird in unserem Gedicht die tote Tringa mit den schönsten Kleidern angekleidet, als Braut geschmückt und so ins Grab gelegt. Ein junger Hirt wird auf der Alm erschossen: nach alter Sitte beweint ihn die Schwester, sie klagt, daß sie ihn nun statt mit einer jungen Braut mit der schwarzen Erde vermähle. Aber die Frauen wissen nicht nur zu klagen: manchmal gibt es in den Bergen Albaniens und Montenegros nach Männerart gekleidete und bewaffnete Mädchen, die heldenmütig zu kämpfen und zu sterben wissen. Einen solchen Typus hat Fishta in der elegischen Gestalt der Tringa verewigt. Auch der Volksglaube ist reichlich vertreten. Auf Bergen und Wiesen, in Schluchten und unter der Erde leben die Feen: Zâna, Ora, die Schöne der Erde, „die Guten“, die tanzenden Shtoizavalle; die Dragoj-Helden kämpfen mit elementarer Kraft gegen die siebenköpfige Kulshedra, in den Gewässern tummeln sich die Nixen (Floçka, Kshetza), die Hexen (shtrigat) reiten auf riesigen Schildkröten, der Lugát schwärmt mit seinem Feuerschweif in langen Winternächten... Die alte, längst entschwundene Sagenwelt erhebt wieder auf, von einem wahren Dichter aus dem Vergessen hervorgezaubert.

Man sieht, will man dem Werk Fishtas mit Hilfe bestimmter „Quellen“ bekommen, so muß man letzten Endes auf die Volksdichtung stoßen. Ihre Einwirkung ist so durchgängig und tief, daß Fishta als echter Volksdichter erscheint und die Lahuta e Malcís den Charakter einer Volksdichtung trägt. Sie mutet wie eine Reihe größerer Volkslieder an. Umgekehrt gehen einige Lieder dieses Werkes, in denen der Volkston besonders gut getroffen ist, bereits im Volksmund herum und sind mithin, wie manches Lied Naim Fráshëris und Lasgush Poradecis, ihrerseits zu richtigen Volksliedern geworden. Schon die äußere Form des Gedichtes, das Metrum, ist volkstümlich. Es ist jenes vierfüßige trochäische Versmaß, der Achtsilbler, welches im albanischen Volkslied über alle anderen lokalen Metren vorherrscht. Dadurch schmiegen sich Fishtas Verse beim Zuhörer an altgewohnte Volksmetren an und wirken schon durch den rhythmischen Fluß anheimelnd-volkstümlich. Sie können auch leicht in den Volksmelodien des Nordens und den labischen Weisen des Südens

gesungen werden, und sind auch von dieser Seite betrachtet eine lebendige Dichtung. Dem Geist der Volksdichtung huldigt der Dichter auch in den häufigen Alliterationen (Stabreimen), die im Albanischen bei alten Sprüchen in Wortpaaren auftreten. Dem Volkslied nachgeahmt sind auch die bisweilen den Reim ersetzenden Assonanzen, in denen nur die Vokale, aber nicht mehr die Konsonanten reimen. Volkstümlich sind ferner die häufigen Wiederholungen von Versen oder ganzen Versreihen, die ganzen und halben Inversionen wie etwa:

Me msÿ anmikun pa u frigue,	Den Feind anzugreifen furchtlos,
Pa u frigue, po, me msÿ anmikun,	Furchtlos, ja, ihn anzugreifen,
oder	

Por at fjalë mue mos m'a thuej,	Dieses Wort sag es mir nicht,
Mos m'a thuej as mue as kurrkuej.	Weder mir noch jemand anderm.

Weiter ist bei Fishta wie beim Volkslied die rhetorische Frage beliebt:

Pater Gjoni, Zot! ç'u bâ?	Gott, wo ist denn Pater Gjoni?
Fill te Pasha po kisht' rrâ,	Stracks zum Pascha ging er hin,

ferner die Hyperbeln mit runden Zahlen, wie etwa „achthundert Bataillone“ für „viel Soldaten“. Eine weitere formale Einwirkung der Volkspoesie sehen wir in jenen mit einem Bild aus der Natur versehenen Liedereingängen, die auch im Volkslied häufig auftreten:

Gegisches Volkslied:

Lulzoi pjeshka, lulzoi thâna:	Es blüht der Pfirsichbaum, es blüht die Kornelkirsche:
Nrecë Bardhokun kû e kaa nâna?	Wo hat die Mutter ihren Nrecë Bardhoku?
Fishta:	
Buloi molla, lulzoi thâna,	Es schlägt der Apfelbaum, es blüht die Kornelkirsche,
Rrustem Uken kû e kâ nâna?	Wo hat die Mutter ihren Rrustem Uka?

Einen Niederschlag der Volksdichtung erkennt man auch in der Art der häufigen epischen Vergleiche. Unter diesen finden sich neben den althergebrachten, seit den indischen und homerischen Epen in der epischen Dichtung des Abendlandes zur Tradition gewordenen solche, die der Volksdichtung entnommen oder wenigstens in ihrem Geist gebildet sind. So sind besonders häufig die dem albanischen Hirtenleben, der Weidmannssphäre, der Natur, der Welt der wilden Tiere und der Raubvögel entlehnten Vergleiche. Der Dichter liebte sie recht breit auszumalen, den einmal erfaßten Faden des Vergleiches bis in die letzten Konsequenzen zu verfolgen, ja im Vergleiche selbst noch einen neuen Vergleich einzufügen. Ferner zeigt sich der Einfluß der Volkspoesie in der inneren Form und in dem Stil der Dichtung. Das albanische Volkslied unterscheidet sich von dem der Nachbarvölker durch seine prägnante Kürze, durch dramatischen Aufbau statt epischer Breite, durch jähe Handlung statt Schilderung, was formal in der Häufigkeit der Dialoge zum Ausdruck kommt. Dieses Volkslied hat von Anfang an, soweit wir es historisch — in den ältesten Liedern der Albaner Italiens, die dem 15. Jh. angehören — verfolgen können, balladesken Charakter. Betrachten wir von hier aus Fishtas epische Dichtung, so gewahren wir eine vollkommene formale Übereinstimmung mit dem Geist der Volksdichtung. Die Schilderungen sind bei ihm so wie in der Volksdichtung in raschen, kurzen Strichen hingeworfen, Handlung folgt auf Handlung, Schlag auf Schlag, die Dialoge sind meisterhaft kurz und lebendig geführt, die äußere Be-

schreibung der Menschen ist meistens durch eine volkstümliche Metapher gegeben. Nirgends hält sich der temperamentvolle Dichter zu lange auf, es ist ein episches Gedicht mit fast dramatischem Aufbau. In den Helden spürt man den wenig träumerischen, mehr auf Taten eingestellten Geist der dinarischen Menschen, echt albanisch ist auch das Fehlen jeder spekulativen Denkarbeit. Auch die Sprache trägt, wie wir oben berührt haben, zu dem volkstümlichen Charakter der Dichtung bei. Sie verwendet scheinbar unbewußt, aber in Wahrheit mit bewußtem künstlerischem Griff, Archaismen, Solezismen, volkstümliche Sprüche und Redensarten. Der Dichter steigt zu dem Volk herunter, um an dem Born der Volksrede zu schöpfen. Er soll Bergleute des öfteren um seltene Wörter von schönem Klang sowie um Helden- und Klagelieder gefragt haben, die er dann in seiner Dichtung verwandte. Von da erklärt sich zu einem großen Teil die unmittelbar frische und lebendige Wirkung dieser Lieder. Aber der Dichter hat weiterhin auch manchen Vers oder manche Strophe, ja manches ganze Lied in sein Epos eingeflochten. Er hat an ihnen, wo es ihm nötig schien, gefeilt, hat sie in veredelter Form wiedergegeben. Jene Fluchtstrophen des sich im Pulverturm von Vranina in die Luft sprengenden Oso Kuka gegen den Knez Nikola von Montenegro sind die getreue Wiedergabe eines Shkodraner Volkslieds. Ein altes albanisches Söldnerlied sind jene Verse, mit denen sich der im Kampf sterbende Mican Leka den Gefährten empfiehlt:

Südalbanisches Volkslied<sup>1)</sup>:

Mbeçë, móre shokë, mbeçë	Jenseits von Qabese's Brücke
Përtej urën e Qabesë.	Fiel ich durch des Feindes Tücke.
Të m'i falei nënësë,	Sagt der Mutter, o Gefährten,
Të dy qetë të m'i shesë,	Die zwei Ochsen zu verwerten
T'i apë nigjã së resë.	Und das Geld dafür zu geben
Ndë pjetë nëna për mua,	Meiner Liebsten, meinem Leben.
T'i thoi se u martua;	Wenn die Mutter fragend quälet,
Ndë thëntë, seç nuse muar,	Sagt: ich hätte mich vermählet;
Tre plumba ndë krahëruar,	Wenn sie fragt, wer meine Lust,
Gjashtë ndë këmbë e ndë duar;	Spricht: drei Kugeln in die Brust,
Ndë thëntë, seç krushq i vanë,	Sechs in meine Arm' und Beine;
Sorrat e korbat e hajnë.	Fragt sie dann, wer zum Vereine
	Sei des Hochzeitsmahls gekommen,
	Sagt: die Krähen und die Raben
	Kamen als Verwandte, haben
	Alles fressend fortgenommen.

<sup>1)</sup> Bei HAHN, Albanesishe Studien, II, S. 127 und 140. Die Übersetzung rührt von O. L. B. WOLFF her. Hahn bemerkt a. a. O. über dieses „altes, verbreitetes Lied auf den Tod eines jungen albanesischen Söldners“: „Derselbe Gedanke findet sich in einem griechischen Klephtenliede bei FAURIEL, Chants populaires de la Grèce, I, Nr. 9:

Ἐν σῆρωτῆσ' ἡ συντροφία τίποτε γία ἐμένα  
 Να μὴν εἰπῆς πῶς χάθηκα, πῶς πέθαν ὁ καϊμένος,  
 Μόνον εἰπέ, πανδρσύθηκα σ'τὰ ἔρημα τὰ ξένα,  
 Πῆρα τὴν πλάκα πενσεθράν, τὴν μαύρην γῆν γυναῖκα  
 Κί' αὐτὰ τὰ λιανολίθαρα ὄλα γυναικαδέλφια.

Fishta (Gesang 18, S. 211):

Amanet, o shokë të mí,  
 Neper Dardhë kur të kaloni,  
 Armët e mija barrë t'i çoni,  
 N'oborr t'kullës edhe t'm'i lshoni,  
 Nânës as tatës mos m'u kallxoni  
 Pse janë t'vjeter e i verboni.  
 Ne pëvetët nana per mue,  
 Thoni: djali t'ásht martue!  
 Ne pëvetët se ç'nuse muer:  
 Muer nji plume në krahnuer!  
 Ne u pëvetët se ç'darsmorë pat:  
 Pat tre korba ndëjë per ngiat!  
 Ne u pëvetët se ç'zoja kndojshin! . . .  
 Orrla e sorra m'tê po rmojshin! . . .

Meine Freunde, eine Bitte:  
 Sollt ihr einst durch Dardha ziehen,  
 Ladet auf euch meine Waffen,  
 Laßt sie in dem Hofe liegen,  
 Meinen Eltern nichts erzählet,  
 Könntet blind vor Tränen werden.  
 Fragt dann euch nach mir die Mutter,  
 Sagt: dein Sohn hat Frau genommen!  
 Fragt sie euch: Wen ich genommen:  
 In die Brust nahm eine Kugel!  
 Fragt sie nach den Hochzeitsleuten:  
 Neben mir drei schwarze Raben!  
 Fragt sie, wer dabei gesungen:  
 Kräh' und Adler an mir wühlen! . . .

Man ersieht daraus erstens den Einfluß des Volksliedes auf Fishtas Fassung, zweitens die Einheitlichkeit der albanischen Volksdichtung, die sich aus der Identität der südalbanischen und der Fishtas Version zugrundeliegenden nordalbanischen Variante des Liedes ergibt. Der Volkspoesie entlehnt ist auch die prächtige Stelle über den echt albanischen, fast nationalen Helden GJERGJ ELEZ ALIJA, der mit seinem albanischen Namen bis nach Bosnien und Mazedonien gewandert ist. Er besteht, um Haus und Hof und Ehre zu retten, den blutigen Strauß mit dem riesenhaften Neger, „der vom Meer gekommen“. Es bildete einen besonderen Reiz, die Volksliedfassung mit der von dem Dichter gegebenen Form — auch in der Schule — zu vergleichen, sie wetteifern jedenfalls an Schönheit miteinander. Diese prächtige Volksballade, in der nach echt balkanischer Wesensart die Schwester den siechen Bruder liebevoll pflegt, hat übrigens in Fishtas Dichtung auch an einer anderen Stelle Spuren hinterlassen, in den Seiten 313, 314, 317, 318 des TRINGA betitelten 22. Gesanges des Epos. Die Situation bei Tringa und ihrem zu Tode verwundeten Bruder ist mit der des Volksliedes identisch, mancher Vers und manche Wendung sind unverändert oder mit Kürzung der Silbenzahl übernommen worden. Selbst die Gestalten der Helden und ihre Kampfart durchweht der gleiche epische Geist, den wir in den nordalbanischen Heldenliedern wiederfinden. Diese letzteren bilden den den Albanern und Serbokroaten gemeinsamen epischen Zyklus um das Heldenbrüderpaar MUJO und HALILI. Wie in der albanischen Volksdichtung diese Vertreter mohammedanisch-albanischen Reckentums gegen die orthodoxen Slawen ankämpfen, so läßt Fishta seine Helden den gleichen epischen Kampf gegen den gleichen Feind in denkwürdiger historischer Gegenwart wiederholen. Und wie das Volkslied gemäß dem Spruch „den Tapferen töte, aber beschimpfe ihn nicht“ dem Mut des Feindes Gerechtigkeit widerfahren läßt, so läßt der Dichter die montenegrinischen Krieger würdig gegen die albanischen, MARK MILAN und andere slawische Helden ebenbürtig wider die eigenen auftreten, mit denen sie im Grunde gleicher Rasse sind. Wir sehen, wie die ethnisch-sozialen Verhältnisse im Laufe der Jahrhunderte im Grunde die gleichen geblieben, wie die Welt der Sage sich in der neuen Geschichte und Dichtung organisch fortsetzt. Fishta ist vielleicht der letzte und wohl der größte, nicht mehr anonyme Volkssänger aus dem Liederkreis um Mujo und Halili.

Das ist im ganzen gesehen Fishtas episches Werk. Es beruht zweifellos auf volkstümlicher Grundlage, auf dem Geist der Volkspoesie. Allein man darf diesen

Anteil nicht überschätzen. „Die Laute des Gebirges“ ist letzten Endes ureigenes Werk des Dichters, ein ganzes, abgeschlossenes, in sich vollkommenes Kunstwerk.

Haben wir bei Fishtas Epik den überragenden Einfluß der Volksdichtung gesehen, so kommt er in seiner Lyrik weniger zum Vorschein. Dagegen sehen wir wieder jenes Element eintreten, das auch durch seine Epik hindurchgeht und aus der Dichtung wohl aller südosteuropäischen Völker spricht, nämlich die vaterländische Note. Die vom Westen kommende Romantik, die Südosteuropa erst erreichte, als dort bereits der Naturalismus aufkam, entwickelte in diesen Landen vornehmlich ihre nationale Seite, die patriotische Dichtung. Es fiel den Dichtern die Mission des nationalen Apostolats zu, die Aufgabe, die Geister von dem langen Schlaf der Jahrhunderte aufzurütteln. Deshalb sehen wir hier romantische und nichtromantische, größere und kleinere Dichter außer als solche auch als Polemiker, Pamphletisten, Agitatoren, ja als Krieger auftreten. Weltentrückte Dichter sind hier selten anzutreffen, der Typus KÖRNER ist häufiger als der Typus NOVALIS. In dem albanischen Schrifttum der Zeit dienen zwei Romantiker dieser Idee, Girolamo de Rada in Italien und der meistens im Exil lebende Naim Fráshëri. Beide diese Dichter waren denn auch Verfasser von Werken von unmittelbarer Wirkung; de Rada schrieb mit seinem Sohn eine Grammatik und gab eine Zeitschrift *Fjámuri Arbërit* (Die Fahne Albaniens) heraus; Naim Fráshëri verfaßte Schul- und allgemeine Lehrbücher und prägte neue Termini der wissenschaftlichen Sprache<sup>2)</sup>, beide nahmen auch teil an Kongressen und Vereinen.

Auch Fishta reiht sich, obwohl kein Romantiker, hier an. Wie in seinem Epos, so ruft er in seinen lyrischen Liedern die Männer mit feuriger Sprache zum Kampf auf. Seine Sprache ist der inneren Natur des Dichters gemäß hart und männlich. Nur selten vernehmen wir zartere Töne, wie etwa in der schönen Elegie „Nji lules së veshkun“ (An eine verwelkte Blume), in der menschliche Gefühle durch den symbolischen Schleier hindurchglimmen. Beide Seiten schlägt er an in „Gjúha shqype“ (Die albanische Sprache), worin er die Schönheit der Muttersprache preist. Diese erste Sammlung lyrischer Gedichte, die den Titel „Mrizi i Zânavet“ (Der Musenhain) trägt, erschien 1913, in zweiter Auflage 1926.

Bei Fishta dem Lyriker ist indes neben dieser eine andere, ebenso bedeutsame Komponente wirksam, die religiöse. Literargeschichtlich gesehen nimmt dieser Dichter Anteil einerseits an der albanischen Nationalliteratur des 19. Jh.s, in deren Strome die verschiedenen lokalen Strömungen des literarischen Schaffens schließlich münden. Andererseits ist er als Franziskaner ein natürliches Glied und ein Fortsetzer jener katholischen Literatur Nordalbaniens, welche dem albanischen Schrifttum seinen ersten Schriftsteller in Gjon Buzúk 1555 und in den späteren Jahrhunderten eine stattliche Reihe geistlicher, übrigens oft streitbarer Autoren geschenkt hat. Fishta hat von ihnen das Geistliche sowohl wie das Streitbare geerbt, dieses spricht aus der „Laute des Gebirges“, jenes aus seinen geistlichen Liedern. Fishta war ein tief religiöser Dichter, seine in verschiedenen Metren der abendländischen Lyrik verfaßten Lieder entspringen diesem echten Gefühl. Sie liegen jetzt in dem 1927 erschienenen „Paradiesischen Tanz“ (*Vallja e Parrízit*) vor. Von den zwei Stilarten geistlicher Dichtung, einer volkstümlich-naiven und einer kunstvoll-pathetischen, ist bei Fishta die zweite Art vertreten. In Albanien besteht mit sehr wenigen Ausnahmen weder bei Orthodoxen noch bei Katholiken eine Tradition des geistlichen

<sup>2)</sup> Über die Schaffung neuer Wörter durch Naim siehe NORBERT JOKL in Naim Fráshërit! Festschrift der Grazer albanischen Studenten, Graz 1925.

Volksliedes, wo es eine solche, wie in den albanischen Kolonien auf Sizilien, gibt, hat sie sich in Anlehnung an romanische Muster entfaltet. So konnte der Dichter in dieser Gattung an keine heimischen Muster anknüpfen. Seine geistlichen Lieder haben so, im Gegensatz zu seiner Epik, nichts Volkstümliches an sich, es sind echte und bewußte Kunstlieder. Sie sind in schwungvollen Strophen mit reich verschlungenen Reimen gedichtet. Die Sprache weiß nichts von einer Anlehnung an die Volksrede. So sind diese Lieder nicht zu Kirchenliedern geworden. Ich hebe hervor namentlich die Lieder An den Gekreuzigten, Mater dolorosa und jenes herrliche „Gúrrave té Jordanit“ (An den Quellen des Jordans), das in antikisierenden Metren verfaßt ist. Andere geistliche Lieder enthält „Mrizi i Zânavet“. Der dramatischen geistlichen Dichtung huldigt der Dichter in den in „Vallja e Parrîzit“ erschienenen Melodramen „Baríte Betlemit“ (Die Hirten Bethlehems) und „Sh. Françesku i Asisit“ (Der hl. Franz von Assisi), in dem er dem Begründer des Ordens auch im Albanischen ein Denkmal setzt.

Mit diesen Singspielen kommen wir zu Fishtas dramatischer Dichtung. In der biblischen Welt spielt sein Melodram Juda Makabé, das in „Mrizi i Zânavet“ gedruckt ist. Aber der echte Epiker hatte eine große Vorliebe für die Heldenwelt Homers. Ihr huldigt er in Iphigenie auf Aulis und in Odysseus, in denen sich ein eigenartiger dramatischer Geist enthüllt. Übrigens hat uns Fishta eine schöne Übersetzung des 5. Gesanges der Ilias gegeben. Seiner Heimatliebe verleiht er Ausdruck in dem allegorischen Singspiel „Shqyptari i gjytetnuem“ (Der kultivierte Albaner), in dem die Musen diesen in die schönen Künste einführen. Eine Verbindung klassischer mit albanischer Volksmythologie zeitigt sich in dem letzten dramatischen Stück des Dichters.

Fishta ist ein vielseitiger Dichter gewesen. Er ist auch der bedeutendste Satiriker der albanischen Literatur. In seinen Werken „Anzat e Parnasit“ (Die Wespen des Parnaß) 1907 und „Gomari i Babatasit“ (Der Esel des Babatasi) 1923, von welchem auch ein zweiter, unveröffentlichter Teil vorliegt, verspottet er mit dem heiteren und derben Humor des Dinariers alle Lächerlichkeiten, die beim Übertritt aus balkanisch-orientalischer Tradition in westliche Zivilisation notwendig entstehen: all das Halbe, Bornierte, Aufgeputzte, Falsche, die Ignoranz im Zylinder, den prahlerischen Exhibitionismus. Eine Galerie von komischen Typen zieht an uns vorbei. Der Dichter besaß den scharfen Blick für alles Komische in der menschlichen Schwäche, hatte als Geistlicher auch den nötigen Abstand, um dieses von oben herab betrachten zu können. Seine Satiren bleiben ein interessantes Dokument des sozialen Lebens Albaniens und so ziemlich des übrigen Balkans von heute. Geschrieben mit veristischer Kunst, in der unverfrorenen, mit oft derben Redensarten unterspikten Sprache der Straße.

Es muß zum Schluß noch erwähnt werden, daß Fishta seit 1913 Herausgeber der Zeitschrift Hylli i Dritës (Der Morgenstern) gewesen ist, die nach zeitweiligen Unterbrechungen noch heute erscheint und die jetzt beste albanische Zeitschrift ist. Besonderer Pflege erfreuen sich in ihr die albanische Volkskunde und die Volksdichtung, namentlich das Märchen.

Nun ist der Dichter heimgegangen. In allen denjenigen, die ihn gekannt, hat der Tod des Dichters und Menschen das Gefühl tiefer Trauer hinterlassen. Ein Mann von imponierender Gestalt, war er im Verkehr gewinnend und leutselig, ein Freund heiterer Geschichten und Anekdoten, ebenso anziehend als Mensch als er als Dichter originell und bedeutend gewesen. Ein Abglanz homerischen Lebens im ganzen wie im einzelnen ruht auf seinem Werk: sei es in der Hervorhebung des Wertes des Individuums, sei es in dem Spiel des Göttlichen im menschlichen Leben, in dem Auf-

treten der diana- und athenenhaften Zânas, sei es in dem gegenseitigen Verspotten der Helden vor dem Kampf, sei es schließlich in der Schilderung heroischer Gestalten und einer Welt, die durch die heldische Einfalt anzieht. Es wird den Dichter überleben und den eigentümlichen Geist des Volkes, den es besingt, in die Zeiten weitertragen. Für dieses Volk selbst ist es das teure Vermächtnis des Dichters an die Geschlechter „späterer Zeiten, die da noch kommen werden“.

Tirana.

EQREM ÇABEJ.

## Fränkische Ortsnecknamen und Neckverse aus Südosteuropa (einschl. Galizien)

Vorbemerkung: Den Stoff für diesen Aufsatz stellten mir größtenteils zur Verfügung für die Schwäbische Türkei Frl. M. ZIMMERMANN, Budapest, für die Batschka Lehrer ADALBERT GAUSS, Neuwerbas, für das Banat Professor LUX und Professor DIPLICH, beide in Temeschburg, für das Buchenland FR. LANG, früher Czernowitz, für Galizien Prof. W. KUHN, Breslau, und FR. RECH, früher Stanislau. Ihnen schulde ich herzlichen Dank.

Die Ortsnecknamen, die vom Volk ohne Beeinflussung durch eine fremde oder entfremdete Oberschicht geprägt wurden, offenbaren manche kleinen und doch wichtigen Züge des Volkslebens, wenn sie geographische und geschichtliche Dinge, Arbeit und Speise, äußere und innere Eigenschaften der Menschen, Sitten, Gewohnheiten und Sprache in einem heiteren Spiegel betrachten. In den Ortsnecknamen äußert sich viel kräftiger und oft köstlicher Volkshumor, besonders in der Umbildung von Ortsnamen und in denjenigen Namen, die auf irgendwelche erfundene oder wirkliche Schwänke und lustige Begebenheiten zurückgehen. Nebenbei ergeben sich manche hübsche Übereinstimmungen zwischen den Necknamen der Siedlungsgebiete und mit solchen der Heimatgebiete und unter sich.

Ich beschäftige mich hier mit Necknamen aus der Schwäbischen Türkei, aus der Batschka, aus dem Banat, aus dem Buchenland, aus der Karpatenukraine und aus Galizien. Diese Gebiete sind im Verlauf der zweiten deutschen Ostkolonisation in der Hauptsache mit Südwestdeutschen besiedelt worden und sprechen vorwiegend eine pfälzische Einheitsmundart, was eine derartige Zusammenfassung rechtfertigt; die überwiegend bairisch besiedelten donau-deutschen Gebiete, Sathmar<sup>1)</sup> und die viel älteren Deütschtumsgebiete der Slowakei und Siebenbürgens sind hier nicht berücksichtigt. Eigentlich müßten zu den obengenannten Gebieten noch einige weitere, besonders in Südslawien treten; aber für sie fehlen mir bis jetzt die Aufnahmen.

### Schwäbische Türkei

In der Schwäbischen Türkei müssen genug Ortsneckereien und Ortsnecknamen lebendig sein, viel mehr, als mir bis jetzt bekannt geworden sind.

Die Großmanker heißt man Praller. Man sagt von ihnen: „Große Goschen, leere Taschen!“ Wenn sie die Milchsuppe gegessen haben, sollen sie sich auf die Straße stellen und in den Zähnen stochern, damit man meint, sie haben Fleisch gegessen (das erzählt man z. B. auch von den Bregenzern, von den Haidgauern im früheren württembergischen Amt Saulgau und von den Pinkafeldern im Burgenland).

<sup>1)</sup> Die fast durchweg schwäbischen Ortsnecknamen des Sathmargebiets werden in anderem Zusammenhang behandelt werden.

Die schwäbisch sprechenden Teveler werden von ihren fränkisch redenden Nachbarn wegen ihrer Mundart verspottet. „Wie weit reicht der Nevel?“ fragt man. „Bis Tevel, denn dort heißt er Nebel!“ lautet die Antwort.

Besonders häufig sind auch hier Geschichten von allerlei Streichen, die aber nicht zu Necknamen geführt haben. Von den Kierern (Németkér) hört man die bekannte Geschichte vom Sonnenspritzen; sie sollen die untergehende Sonne für eine Feuersbrunst gehalten und ihre Feuerwehr zum Löschen in den scheinbar brennenden Baum geschickt haben. Die Szürer (Baranya) sollen wie die „Sieben Schwaben“ durch einen Acker Rotklee durchgeschwommen sein, in der Meinung, es sei das Rote Meer; von ihnen wird auch die Geschichte von dem Singwettstreit zweier Kuckucke erzählt, wie sie z. B. in Württemberg der Gemeinde Mundingen (Kreis Ehingen) nachgesagt wird. Während der Szürer Richter und der Gemeindegassier auf einen Baum kletterten und dem Szürer Kuckuck bei seinem Rufen halfen, stahl ihnen der Kuhhirte die Steuergelder, die sie mit sich führten.

Die Gemeinde Mucsi ist das Schilda der Schwäbischen Türkei. Von ihr erzählt man viel Neckgeschichten, u. a. auch die, wie sie den Gemeindestier henkten.

Von den oberschwäbisch sprechenden Hajoschern erzählt man mancherlei Neckereien, die auch in deren württembergischen Heimat bekannt sind. Ein Hajoscher soll beim Birnenschütteln „e Kröttle“ für eine Birne gehalten und gegessen haben. Man sagt auch, sie haben die Bank gestreckt und nachher ihren dicken „Bunda“ (ung. bunda, Fellmantel) ausgezogen. Die Hajoscher umgekehrt sagen ihren deutschen Nachbarn, den Nadudvarern (Némesnádudvár), den „wütige Leut“, wie sie heißen, nach, sie haben die Kirche geschoben und den Gemeindestier gehenkt, und von den Madjaren von Csazartöltös wissen sie das Schildbürgerstück zu erzählen, daß sie das Tageslicht in Säcken in die fensterlose Kirche getragen haben.

#### Batschka

Auf die Bodenbeschaffenheit beziehen sich drei Namen. Die Neu-Palankaer, die sandiges Feld haben, sind die Sandhase', die Militscher die Sandnawel. Die Sartschaer sind als Schollehupser bekannt, wohl weil sie festere Böden zu bearbeiten haben. Eine geschichtliche Erinnerung birgt der Name der Hodschager, Schorok-Ferzer. Man beschuldigt sie, sie hätten bei der Revolution 1848 den madjarischen Stuhlrichter Sorok (spr. Schorok) mit fünf ungarischen Herren gefangen genommen und drei von ihnen erschossen und drei erhängt. In Wirklichkeit wollte Sorok, ein Anhänger KOSSUTHS, mit einer kleinen Schar den gegen Hodschag vordringenden Serben Widerstand entgegenstellen, wurde aber von diesen gefangen genommen und mit fünf anderen hingerichtet. Ferzer heißt man sie, weil sie als großmaulig gelten, und, wie man sagt, „mit-am Backschießer gfuattret were“. Auch von Arbeit und Erwerb berichten die Namen. Die Apatiner verfertigen als einzige in der Batschka Holzschuhe, die man Klumpe' nennt. Daher sind sie die Klumpe'macher. Die Karawukowoer heißt man Rohrstumpe', weil sie in der Mostonga, einem kleinen Fließchen, viel Rohr schneiden. Die Erdewiker sind mit Reim die „Bohne'pflücker“.

Und nun zu den Lieblingsspeisen! Die Philippowaer verspottet man gern als „Käskuche“, die Kischkerner (Batschko Dobropolje) als Käskuche'petzer (Käskuchenzwicker). Die letzteren sollen auch geizig sein und dem Gast nur Käskuchen anbieten: „Esse' nar e' Käskuche'! Fahrnar ea bal haam?“ Die Putivicier sind die Soßtunker.

Auch angebliche Eigenschaften nimmt man aufs Korn. So sind die Weprowatzer die Hernwütichi (Hirnwütige) und die Philippowaer auch die Lappohr, d. i. Eselsohren. Die Neu-Palankaer gelten als besonders störrisch und sind die Hussiter, während die Gaidobraer als Hartköpp bekannt sind. Die Palankaer sind die pfutliche (störrische) Palanker.

Die Nowoseloer sprechen ein echtes Schwäbisch (im Unterschied zu den vorwiegend fränkischen Mundarten ihrer deutschen Nachbarn). Besonders merkwürdig muß diesen das schwäbische „naa“ für „hinab“ vorgekommen sein, denn sie heißen die Nowoseloer die „Naapuurzler“. Im übrigen macht man sich über die verschiedene Sprechweise anderer Gemeinden wie anderswo mit Vorliebe dadurch lustig, daß man bestimmte Sätze, welche die Eigentümlichkeiten der fremden Mundart betonen, anwendet. So neckt man die Hodschager, deren Mundart schwäbischen Einschlag, u. a. den Zwielaut ua zeigt, in Parabutsch mit folgendem Satz: „Muatter, gib dr Kälwer Fuatter!“ Die Philippowaer, die größtenteils aus dem südwestlichen Württemberg und den angrenzenden badischen und hohenzollerischen Gebieten stammen, foppt man in Indija mit dem Satz: „Larenz, mach s Tar uf, drauß waart dr Vatter mi'm Wage', er hat sich die Ahra (Ohren) verfrare'!“

Auch die Ortsnamen selbst werden zur Bildung von Necknamen benützt. So nennt man die Gemeinde Karawukowo gern Karawokapukowo oder Karapokawukowo (unter dem Einfluß der Neusatzer Zeitschrift „Wespe“). Das ist eine Verschmelzung des volkstümlichen Namens Karpoka mit dem amtlichen Namen. Ähnlich heißt man Maria Theresiopel Sadawitz, aus ungarischem Szabadka und serbokroatischem Subotica<sup>2)</sup>.

Mit Reim sind die Hodschager die Krotte'hacker, die Tschonoppler die Krotte'hoppler, die Parabutscher die Knödeldrucker, die Obrowatzer die Dachziegelkratzer oder die Köwelstratzer (d. i. Kübelsch...), die Militscher im gleichen Sinn die Küwelstritzer. Auf die Palankaer, die in einem Bezirksort wohnen und deren Oberschicht vor dem Krieg ihrem Volkstum ganz entfremdet gewesen war, gibt es folgenden Spottvers:

Palanker Herre'gschmaass (Herrengeschmeiß)  
mit dr langi Rotznas!

Von Hodschag hört man:

Odschager, Bohne'hacker,  
Küwelbinder, Roßschinder!

Und von Prestowatz heißt es:

Prestowatzer, Ziegelkratzer,  
Heuropfer, Forzstopfer!

Natürlich geht eine Anzahl Namen auch auf allerlei Schwankgeschichten zurück. Die Karawukowoer heißt man Krokodilfanger. Sie sollen einmal eine harmlose Eidechse für ein Krokodil gehalten und Jagd darauf gemacht haben; der Dorfriecher (Bürgermeister) habe sich dabei die Nase gebrochen.

Vor allem aber sind die Phillipowaer die Geelfüßler. Auch die Bewohner von Jarmine (Slawonien) heißt man so. Von den Philippowaern wird erzählt, daß sie eine Kiste Eier an die Kaiserin MARIA THERESIA senden wollten, die zuerst die Batschka in größerem Ausmaß mit Deutschen hatte besiedeln lassen. In ihrer

<sup>2)</sup> Vgl. Lutz in der Auslandsdeutsche, Jg. 7, Nr. 1, S. 739 f.

Anhänglichkeit für die Landesmutter brachten die Philippowaer viel zu viel Eier. Nach einer anderen Fassung wollten die Philippowaer die Eier dem zweiten großen Besiedler der Batschka, JOSEF II., schicken, von dem sie gehört hatten, daß er sie gern esse.

Das schon genannte Nowoselo ist das schwäbische Schilda der Batschka. Zahlreiche Neckgeschichten sind über die Nowoseloer im Umlauf. So sollen sie auch den Gemeindestier auf den Kirchturm gezogen haben, damit er das dort wachsende Gras fresse; als das Tier die Zunge herausstreckte, riefen sie: „Zieget nar, er lelat (leckt) schon!“

#### Banat und Arader Gau

Fast nur aus dem rumänischen Banat sind mir Necknamen bekannt geworden.

Wenn die Bewohner von Ostern die Sandhase' (vgl. Batschka) sind — was natürlich auf die Beschaffenheit des Bodens ihrer Markung anspielt —, so stehen sie damit im Banat nicht allein: auch für die Perjamoscher, die Neusiedler und die Selescher (südslaw. Banat) gilt der auch in der Pfalz sehr beliebte Spitzname. Die Gottlober und die Lenauheimer sind die Scholle'hupser (vgl. Batschka). Die Bewohner von Kleinsanktpeter verspottet man als „Erdhasa“ wegen der vielen dort auftretenden Erdhasen (Ziesel), die Mercydorfer (Karaner) als „Karaner Hecke'baure“. Die Jahrmärker sind wegen des Wasserreichtums der Gegend die Binse'fresser.

Necknamen geschichtlicher Art fehlen auch hier nicht. Die Bewohner des (schon längst eingedeutschten) Franzosendorfs Charleville im südslawischen Banat heißt man heute noch Franzose'. Auch die Leute von Triebswetter sind die Franzose', wohl weil dorthin ebenfalls französische Siedler kamen. Die Bergsofer, wie man die Deutschen von Beregsaul nennt, sind gegenüber den Rumänen in der Minderheit; man nennt sie darum Walache'. Die Mercydorfer sind auch die Schwowe'; der Name soll wohl einen harmlosen Spott auf die vielen italienischen Ansiedler darstellen, die sich einst hier niederließen. Man spricht vom „Großen Kanada von Munrad“ (Munar, rumänische Gemeinde); vielleicht sind von dort viele nach Kanada ausgewandert?

Auf Erwerb und Beschäftigung beziehen sich verschiedene Necknamen. Die Bokschaner sind die Schlacke'fresser; sie wohnen im Banater Bergwerkgebiet, in dem vor allem Steinkohle und Eisenerze gefördert werden. Man spricht von der „Opatitzer Kochlöffelfabrik“, weil es in diesem Ort viele Zigeuner gibt, die Kochlöffel herstellten. Häufig sind Anspielungen auf Kartoffelanbau. Die Neuarader heißt man Krumbeerhacker (Kartoffelhacker), die Morawitzaer Krumbiirstritzer (Kartoffelspritzer), die Paratzer Krumbiirstoßer und die Königshofer Krumbeerquetscher. Öfter wird auf Krautanbau und auf Vorliebe für diese Speise angespielt. Die Lowriner sind die Krautschwobe' oder Krautköpp. Die Überländer sind mit Reim die Krautständer. Die Warjatscher verspottet man als Kukeruzbaure' (Maisbauern) und die Aurelhauser als Melone'baure'. Die Landsleute des Banater Heimatschriftstellers ADAM MÜLLER, die Guttenbrunner, gelten als Quetsche'brenner. Die Neubeschenowaer sind die Perdschändler (Pferdschändler), die Warjascher auch die Schweinsmäster oder Schweinskupetze', d. h. Schweinhändler (Kupetz ist wohl ursprünglich slawisch) und ihre Gemeinde der Gänse-dreck, die Billeder die Gänsfüß und die Sanktandreser die Gänsehütre' (Gänsehüter). Die Gertianoscher heißt man Bolle'flicker (Bolle bezeichnet ein Gefäß aus Holz, in dem man Käse machte). Die Sackelhauser bezeichnet man als Quarkel-

quietscher, d. i. Quarkmacher und auch als Eierfratschler, d. i. Eierverkäuferinnen die Neurader und die Bewohner von Deutschsanktpeter als Fratschelweiwer, d. i. Verkäuferinnen. Man spricht scherzweise von den „Billedern mit de rote Wään (Wagen)“. Erwähnt sei auch, daß man die Ukrainer der madjarisch-deutsch-rumänischen Mischgemeinde Rusko Selo im südslawischen Banat, die bei den benachbarten Deutschen betteln, als Kischoroser Schunke'bettler verspottet.

Auch bevorzugte Speisen lieferten den Stoff zu Necknamen. Die Hotzenwälder Saderlacher im Arader Gau sind mit Reim die Bohne'kracher, die Hatzfelder und die Sackelhauser heißt man Maulbeerfresser. Und die Triebswetterer scheinen für den in Südosteuropa so beliebten Paprika eine besondere Schwäche zu haben: sie sind die Paprikajantschi (Paprikahansen). Sie gelten auch als Frosche'fresser, während die Tschakowaer die Krotte'schlachter sind. Die Reschitzaer müssen besonders auf den Schafkäse, den sog. „Brinse,“ (rumänisch branza), versessen sein; man verspottet sie als Brinse'rauber. Die Nitzkydorfer sind die Molkesäck; sie sollen aus Sparsamkeit die bei der Zubereitung des Schafkäses zurückbleibende Molke trinken. Die Marienfelder dagegen halten es mit dem Wein und sind die Weinköpp.

Größe und Aussehen haben auch im Banat zur Bildung von Necknamen geführt. Die Tschneer sind die Liliputzer, die Bogaroscher und die Ujheler die Lattnägel. Dunkle Typen scheinen die Zernier (südslaw. Banat) und die Matschaer (Arader Gau) zu sein, man heißt sie Kraake', d. i. Raben (vielleicht spielt der Name aber auch auf die Mundart an). Der Spottname der Lowriner, Ulmbacher (Neupetscher), Großjetschaer und der Tschanader, Krautköpp, soll dicke Köpfe meinen. Umgekehrt sind die Bewohner von Deutsch- und Großsanktniklaus und Deutschsanktpeter (erstere sind die Nachbarn der Tschanader) die Flasche'köpp, sollen also dünne Köpfe haben. Auch auf die Gestalt der Beine haben es die Necknamen abgesehen: Die Klein-Betschkereker sind die O-Füßler und die Sanktandreser die Krummhaxe' bzw. Krummhaxicher.

Groß ist die Zahl der Necknamen, die sich tatsächlich oder erdichtete innere Eigenschaften als Ziel gewählt haben. Da und dort setzen sie Zweifel in die Geistesgaben der Geneckten. So sind die Großjetschaer und die Ulmbacher (Neupetscher) die Blechköpp und die Gertianoscher die Strohköpp. Die städtischen Arader sollen sich mehr dünken als ihre bäuerlichen Landsleute und werden als „Städtler Stritzi“ verspottet. Auch die Groß-Schamer scheinen nicht unter Mangel an Selbstbewußtsein zu leiden: die Präsius von Groß-Scham heißt mansie (Präsius = Vorsitzender, Leiter). Auf der anderen Seite sind die Bogaroscher die Trottel vun Bogarisch, die Warjascher die Trottel vun Warjasch. Nicht besonders hoch schätzt ein anderer Neckname die Groß-Schamer ein: Ulacker, d. i. alte verrostete Messer, sagt man zu ihnen. Die Darowaer sind im gleichen Sinn die Hulacker und die Mailater (Mailänder) die Ulackerkrämer.

Die Neurader scheinen mit einem guten Mundwerk gesegnet zu sein und werden als Tratschweiwer verspottet. Wenn die Sanktmartiner die Kibitz sind, so soll damit wohl gesagt sein, daß man sie für etwas naseweis hält. Die Sanktandreser, deren Gemeinde nicht weit von der Stadt Temeschburg entfernt liegt, heißt man Städtler Frechdachse. Die Arader sind auch die Lausbube'. Die Bewohner von Ostern und von Lenauheim verspottet man als Windbeutel, ebenso in der Pfalz die Herxheimer (B. A. Landau und die Hettenleidelheimer, B. A. Grünstadt) und die Hatzfelder und die Großkomloscher als „Luftsäck“, was dasselbe bedeutet. Die Glogawatzer haben anscheinend zusammen mit einigen

anderen Gemeinden keinen ganz sauberen Ruf, sie gelten als „Kühstehler“ und als „Krautstehler“. Die Großkomloscher sind die Perdsraawer (Pferderäuber) und die Sackelhauser die Milchpantscher. Die Großjetschaer sind ebenso wie die Kneser als Dickköpp bekannt (Knes nennt man spöttisch auch „s süssi Knes“), die Bogaroscher als Klotze'köpp, was dasselbe bedeutet, die Lieblinge als Hartköpp. Die Jahrmärkte werden auch Polacke' und Galje'knüppel genannt. Leicht in Harnisch zu bringen sind anscheinend die Tschernegyhaser, denn sie sind die Zornbore', d. i. Zornbohrer.

Auch mancherlei Sitten und Lebensgewohnheiten haben zum Spott gereizt. Nitzkydorf ist bekannt wegen der schönen Trachten, die man dort trägt. Rausputzer heißt man die Nitzkydorfer darum. Die Ketfelder scheinen oft im Hemd ohne Rock zu gehen; sie sind die „Himid“. Die Jahrmärkte werden wegen ihrer Patsche', der leichten Schuhe aus Wolle oder Filz, die sie tragen, als Patsche'schwowe' verspottet, die Alexanderhauser als Patsche'weiwer. Die Orawitzer sind, wahrscheinlich weil sie's dem Spiegelschwaben gleichtaten, die Spiegelschwobe'. Die Kischodaer führen den Beinamen „Stange'reiter“, was wohl soviel wie Stange'sch... bedeutet. Ähnlich sind die Iwander die Giesefürzer (Gies = Gießkanne).

Auch die Aussprache der Ortsnamen wird zum Anlaß von Neckereien. Die Deutsch-Sanktmichaeler sagen, wenn ein schlechtes Jahr ist: „Mir sin vun Zilasch“, wenn ein mittelmäßiges Jahr ist: „Mir sin vun Rautendorf“, wenn ein gutes Jahr ist: „Mir sin vun Deutsch-Sanktmichael!“ Von Mercydorf heißt es: Wenn sie etwas haben, sind sie von Mercydorf, wenn sie nichts haben, von Karan (Carani ist die rumänische Ortsbezeichnung).

Die Klein-Betschkereker verspottet man wegen des offenen „ää“ ihrer Mundart als „Ään Bään“, Billed aus dem gleichen Grund als Sääffabrik. Und die Sackelhauser sind wegen der bei ihnen üblichen Form des Vornamens Jakob die „Jepp“ oder „Jeepe“. Wegen auffallender mundartlicher Bezeichnungen sind die Neu-Beschenowaer die Saaiumse', d. i. Ameisen, die Jahrmärkte die Posteklemmer, Pfostenklemmer, d. i. Hirschkäfer, und die Wiseschtiere die „Tschirik“, d. i. Raben (das Wort kommt aus dem Rumänischen).

Einige Spitznamen kamen durch Umbildung der Ortsnamen zustande. Die Gemeinde Ofsenitza, volkstümlich Hopsenitza, heißt Springdorf. Die Bewohner von Ostern, die Ostramer, sind die Osterhase'. Daß auch die Großkomloscher, deren Gemeinde nicht weit entfernt liegt, so genannt werden, geht wohl sicher auf Übertragung zurück. Mit Reim verspottet man, wie schon gesagt, die Saderlacher als Bohne'kracher, die Überländer als Krautständer.

Bei einem solchen Reichtum an Necknamen wundert es nicht, daß im Banat zahlreiche Neckverse in Übung sind. So hört man:

Otelek (liegt tief), Schesterlek (südslaw. Banat) — liegt im Dreck.

Mariafeld (Marienfeld) hat kaa Geld.

Klantermin (Kleintermin, Albrechtsflur) — is nix drin.

In Königshof — sin alli Leut bsoff.

In Winge' kriegt mr was zu trinke'.

Ketfelder, Kisteleker (Teil von Ketfeld) — Hose'lecker.

In Scham is viel Rahm.

In Perkos (Perkosowa) is dr Teuwel los.

Groß-Sanktniklos is vum Teuwel los.

In Gier sitzt dr Teuwel hinter dr Tür.

Olarhas (Aurelhausen) — nui acas (rumänisch: ist nicht zu Hause).

Schanderhaser (Alexanderhausen) — Lui-acaser (rumänisch lui acas: sie sind zu Hause).

In Bruckenau ist der Himmel blau!  
(dazu noch: Die Gassen schief und die Täler tief).

In Charlotte'borch (Charlottenburg) is a Bettler acht Tag lang im Dorfrumgang und hat net nausgfunn (das Dorf ist ein Rundling).

Sehr beliebt ist folgender Vers:

Johrmarker Wicke'wacke'  
mit de krumme Arschbacke'.

Er wird auch von den Neuaradern, den Groß-Betschkerekern, den Gertianschern, den Uiwarern und den Grabatzern gebraucht. Für die Schöndorfer gilt statt „Wicke'wacke“ „Schnicke'schnacke“. Der Vers stammt ohne Zweifel aus der Pfalz, wo man die Bewohner von Landsweiler (Neunkirchen) „Wicke'wacker“ heißt und von den Kleinbundenbachern (Homburg) sagt:

Kleenbunzelbacher Wicke'wacke'  
mit de krumme Arschbacke',  
mit de krumme' Sohle',  
der Teufel soll euch hole'!

Von den Bogaroschern sagt man: „Bugarischer han Hoor uf dr Brust und Kreuzernächel im Kopp.“ Von den Traunauern hört man:

Traunauer, juchhe,  
die fangen die Flöh,  
sie werfen sie in die Kessel  
und fressen sie mit dem Löffel.

Alexanderhausen muß sich folgenden Vers gefallen lassen:

Schanderhas, grossi Stadt,  
Kukrutzknödel, und die net satt,  
grossi Schüssel, wenich drin,  
dr Teuwel möcht in Schandern sin!

Dasselbe gilt von Kleinsanktpeter, nur daß dort von Krombeerknödeln (Kartoffelknödeln) oder vom schwarzen Brot die Rede ist.

Einige Namen gehen auf irgendwelche angedichtete und wirkliche Streiche und andere lustige Begebenheiten zurück. Die Johannesfelder haben den so häufigen Beinamen Geelfuß (vgl. Batschka). Die Lenauheimer sind die Nachtwächter, die Albrechtsflurer die Bikofresser, d. i. Stierfresser (ungarisch bika), die Gottlober die Hase'schunke', die Bakowaer die Kiewitzschießer, die Bokschaner die Stieglitz und Wiesenhaid ist das Storchennest.

### Buchenland<sup>3)</sup>

Uns gehen im Buchenland die besonders von Pfälzern und Schwaben besiedelten Gemeinden der Ebene an, nicht die Dörfer der Zipser und Deutschböhmen im Gebirge.

Da sind die Leute von Iliboka; sie sind die Schwolle'hupser (Schollenhupser; vgl. Batschka, Banat). Die Tereschenier heißt man nach dem dortigen Wald Holzschwowe', die Itzkanier Goldärsch und die Bewohner von Molodia Käsquetscher.

<sup>3)</sup> Über das Schicksal der deutschen Siedlungen seit der teilweisen Besetzung des Buchenlands durch die Sowjetrussen ist mir noch nichts bekannt.

Die Leute von Arbora müssen die Eule'köpp sein, die Tereblestier die Omensa oder Omensle' (Ameisen), die Fratantzer die Böck, die Illischestier die Dreckstrampler und die Roscher (Gernowitz) die Dreckfresser. Die Illischestier und die Tereblestier aber führen — damit er auch im Buchenland nicht fehle — den Spitznamen Gelbfüßler (vgl. Batschka, Banat).

#### Galizien

Die früheren deutschen Gemeinden in Galizien waren meist sehr weit voneinander entfernt; naturgemäß gab es hauptsächlich dort Necknamen, wo die Dörfer näher beieinander lagen. Die Neu-Chrusnoer waren (vgl. Batschka und Banat) die Sandhase' („mit de lange Nase'“) und die Falkensteiner die Schwollahupser (vgl. Batschka, Banat, Buchenland). Dorfteile in Dornfeld trugen die Spitznamen Herte-Eck und Krotte'-Eck; in Reichau gibt es ein Dorfviertel Neu-Deutschland. Die Brigidauer hieß man wegen ihrer Lieblings Speisen Käskuche' (vgl. Batschka) und Saure Behne' (Bohnen). Die Rosenberger waren die Beigelfresser; man traf sie oft in der nahen Stadt Szczerzec und man sagte ihnen nach, daß sie dort oft „Beigel“, ein feines Gebäck, aßen. Die Debolowker verspottet man als Stampeskittel, weil sie den Stampes, den Kartoffelbrei, so gern aßen. Die Bewohner einer anderen deutschen Gemeinde in Galizien waren die Molke'siffer (vgl. Banat), die Steinfelder die Käsefresser, auch die Krautsch... Die Dornfelder hieß man Retschkischisser. „Retschki“ bedeutet Buchweizen, den die Deutschen erst in Galizien kennenlernten, und ist ein ukrainisches Lehnwort (Hretschka). Auch Dippekracher nannte man die Dornfelder (sie krachen in die Töpfe — hinein); als Retourkutsche verspotteten sie die Falkensteiner ebenso. Auch die Reichenbacher hießen so. Die Bewohner von Deutsch-Smolin aber waren die Graweschisser. Die Einsinger mußten sich Jockle' heißen lassen, wohl wegen der Häufigkeit des Namens Jakob. Die Steinfelder waren die Säudeckel; vornehmer war der zweite Neckname der Rosenberger, der wohl mit ihrer Nähe zur Stadt zusammenhing: Herre'.

Von Lindenfeld ging der Vers:

Linde'feld  
abgebrennt,  
bim, bam, bum!

Die Hohenbacher aber neckten die Reichsheimer, die vorwiegend aus Württemberg stammen mußten (obwohl ihre Mundart nicht schwäbisch war), mit folgendem nettem Vers:

O ihr armen Württemberger,  
O ihr armen Schwaben,  
Wenn ihr wollt Knödel essen  
Müßt ihr's Leben wagen!

Aus der Karpatenukraine ist mir ein Neckname bekannt geworden: Das Dorf Pudhorod bei Munkatsch heißt man scherzweise Krowotte'dorf, weil sich hier einst Kroaten niedergelassen hatten.

Diese Aufstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie zeigt aber die schöpferische Kraft des Volkshumors, der in der neuen Heimat den neuen Verhältnissen entsprechende Necknamen prägte — andererseits werden durch sie aber auch die Zusammenhänge vieler Namen mit solchen der Pfalz und manche Übereinstimmungen der verschiedenen Siedlungsgebiete untereinander deutlich.

Zur Zeit Wehrmacht.

HUGO MOSER.

## Kirchtagsnamen und Kirchtagsspeisen im Ofner Bergland

Bekanntlich ist der Kirchtag auf dem Lande ein großes Fest, wenn nicht das Hauptfest. Auf seine alljährliche Wiederkehr freut sich jung und alt<sup>1)</sup>. Es gibt wohl niemanden, der seinen Zeitpunkt nicht genau wüßte. In der Regel weiß man aber auch, wann die Nachbargemeinden ihren feiern. Der Kirchtag ist ja seit jeher jener Tag, an dem man Verwandte und Bekannte in den umliegenden Dörfern zu besuchen pflegt, der Tag, der die Jugend verschiedener Orte zusammenführt. Im Ofner Bergland werden den Kirchtagen mancher Dörfer Namen beigelegt, die — abgesehen von einigen Ausnahmen — auf die Reife oder die Ernte von Obst oder sonstiger Garten- und Feldfrüchte abgestellt sind. Sie lassen, wenn auch nicht das Datum, so doch die Jahreszeit erkennen, in die die Kirchweih fällt. Dem Bedürfnis, die verschiedenen Zeitpunkte leichter einzuprägen, dürften sie kaum entsprungen sein. Es handelt sich vielmehr um Neckereien.

Budakalácz (Kirchtag: Kreuzerhöhung, 14. September): Milaunækhiiritoog Melonenkirchtag<sup>2)</sup> (Pomáz).

Cfobánka (Kirchtag: hl. Anna, 26. Juli): Khiewuskhiiritoog Kürbiskirchtag (Budakalácz), Zäiskhiiritoog Zeisigkirchtag<sup>3)</sup> (Solymár).

Krottendorf-Békásmegyer (Kirchtag: Ostermontag): Krou(t)ntoöfə Mau(n)toog Krottendorfer Montag (Budakalácz, Cfobánka, Pomáz, Weindorf).

Leányvár (Kirchtag: hl. Elisabeth, 19. November): Sautanzkhiiritoog Sautanzkirchtag<sup>4)</sup> (Piliscfaba), Leewəwəsch und Pluwəwəschtkhiiritoog Leber- und Blutwurstkirchtag<sup>5)</sup> (Weindorf).

Nagykovácsi (Kirchtag: Mariä Himmelfahrt, 15. August): Hullækhiiritoog Hollunderkirchtag<sup>6)</sup> (Pesthidegkut).

Ofen: I. Altoven (Kirchtag: Peter und Paul, 29. Juni): Kheeschөлkhiiritoog Kirschenkirchtag (Weindorf), Ribiskhiiritoog Johannisbeerenkirchtag (Solymár). II. Neustift (Stadtteil von Ofen; Kirchtag: hl. Stephan der Märtyrer, 26. Dezember): Krumpjөнkhiiritoog Kartoffelkirchtag (Budakalácz, Budakelzi). III. Kirchtag der Maria Stein-Kapelle in Ofen (Mariä 7 Schmerzen, 15. September): Schtrookhiiritoog Strohkirchtag<sup>7)</sup> (Budakalácz, Krottendorf, Pomáz).

Perbál (Kirchtag: hl. Anna, 26. Juli): Umoəknkhiiritoog Gurkenkirchtag (Zfámbék).

<sup>1)</sup> Über das Kirchtagstreiben vgl. EUGEN BONOMI, Deutsches Burschenleben im Ofner Bergland: SODF 2 (1937), S. 344 f. (Abschnitt Kirmes).

<sup>2)</sup> Angeblich darum, weil zum Kirchtag mit Melonen beladene Wagen von der Sankt Andräer-Insel zu kommen pflegen. Der Ort wird übrigens an Kreuzerfindung und Kreuzerhöhung von zahlreichen Pilgern aufgesucht.

<sup>3)</sup> Warum? Man behauptet übrigens, daß in Cfobánka Zeisige gegessen werden.

<sup>4)</sup> Nach dem Schlachten eines Schweines pflegt man einen kleinen Schmaus (Sautanz) zu geben. Da man um diese Zeit schon allenthalben schlachtet, es folglich viele Sautänze gibt, ist die Bezeichnung treffend.

<sup>5)</sup> Anspielung auf die Würste, woran es um diese Zeit nirgends mangelt.

<sup>6)</sup> Holler, Hulla, bairisch-österreichische Bezeichnung des schwarzen Hollunders (*Sambucus nigra*), vgl. HEINRICH MARZELL, Neues illustriertes Kräuterbuch. Reutlingen 1923, S. 142 f.

<sup>7)</sup> Einst standen hier die Korn- und Strohschober der Altofner Bauern.

Pesthidegkut (Kirchtag: Mariä Heimsuchung, 2. Juli): Oewuskhiiritoog Erbsenkirchtag<sup>8)</sup> (Pilisfentiván, Solymár).

Pilisfaba. Der eigentliche Kirchtag (Mariä Namen, 12. September) hat keinen Namen. Den 29. Juni (Peter und Paul), an dem in Pilisfaba „Schnittmusik“<sup>9)</sup> ist, nennen die Perbáler Impiækhiiritoog Himbeerenkirchtag<sup>10)</sup>.

Pilisfentiván (Kirchtag: hl. Andreas, 10. November): Sautanz(khiiritoog) Sautanz(kirchtag)<sup>11)</sup> (Pesthidegkut, Pilisvörösvár, Solymár).

Pilisvörösvár (Kirchtag: Mariä Himmelfahrt, 15. August): tæ Wäerischwaare Aukust der Vörösvärer August (Pilisfentiván), Zweischpmkhiiritoog Zwetschgenkirchtag (Solymár).

Pomáz (Kirchtag: König Stephan der Heilige, 20. August): Milaunækhiiritoog Melonenkirchtag (Budakalácz, Clobánka, Krottendorf).

Üröm (Kirchtag: hl. Georg, 24. April): Khizlkhiiritoog Zickleinkirchtag<sup>12)</sup> (Pomáz, Solymár).

Weindorf-Pilisborosjenö (Kirchtag: hl. Veit, 18. Juni): Solootkhiiritoog Salatkirchtag (allg.).

Der Kirchtag stellt an die bäuerliche Küche große Anforderungen. Es wird nicht nur mehr und besser gekocht als sonst; mitunter kommen auch bestimmte Gerichte auf den Tisch. Die angeblich typischen Kirchtagsspeisen der einzelnen Gemeinden, die wir im folgenden anführen, sind aber bloß Neckereien. Sie wurden zumeist von Necknamen abgeleitet.

Clobánka: Kürbisstrudel oder -gemüse (Budakalácz, Pilisfaba, Pilisfentiván, Pomáz, Solymár), gebackene Frösche<sup>13)</sup> (Clobánka).

Krottendorf: geselchte Gelsenschinken<sup>14)</sup> (Pomáz).

Nagykovácsi: Holundernocken (Pesthidegkut).

Ofen: I. Altoven: Kirschenstrudel (Weindorf), II. Neustift: Kartoffeln (Budakalácz, Budakefzi).

Perbál: Gurken mit Krapfen und Tüggäi(n) (= Tunke; Pilisfaba).

Pesthidegkut: Erbsenstrudel oder -gemüse (Kleinturwal-Torbágy, Solymár).

<sup>8)</sup> Am nächsten Tag (Noochkhiiritoog Nachkirchtag) gehen die Pesthidegkuter — heißt es noch — auf das Öüläind (= Elend, Flurname; nach der Volksüberlieferung soll die Gemeinde zuerst hier angelegt worden sein) Erbsen lesen.

<sup>9)</sup> Die letzte Tanzmusik vor Beginn des Schnittes.

<sup>10)</sup> Wie man sagt, der vielen Himbeeren wegen, die es hier gibt.

<sup>11)</sup> Siehe Anmerkung 4.

<sup>12)</sup> Die Ziegen werfen schon um diese Zeit.

<sup>13)</sup> Nur bei den Deutschen, die auf dem Täitschpeog (Deutschberg) wohnen. Sie fangen die Frösche, sagt man, im Dera-Bach, der unterhalb fließt. Der Kirchtag der Deutschberger ist, heißt es im Oberdorf, der der Bründl-Kapelle (Mariä Heimsuchung, 2. Juli); das Kirchweihfest der Pfarrkirche ginge sie nichts an.

<sup>14)</sup> Die Viehzucht ist hier schon lange aufgegeben. Den Fleischbedarf von Krottendorf deckt ausschließlich die nahe Großstadt. Zu Hause stünden den Krottendorfern, heißt es in der Nachbargemeinde Pomáz, nur noch Gelsen zur Verfügung; im Notfall werden also diese geschlachtet.

Pilisvörösvár: Holunderkoch mit Nocken (Budakalázf, Weindorf).

Üröm: ein alter Gänserich oder ein alter Truthahn<sup>15)</sup> (Budakalázf, Pomáz, Weindorf).

Weindorf: Salat (allg.). Den Salat soll ein Schiff nach Weindorf bringen. Es fährt auf den Fuksnpeög (= Fuchsberg, Pomáz), auf den Kschpiztn Peög (= Spitzberg, Weindorf) oder den Krautländergraben hinan (Budakalázf).

<sup>15)</sup> In der Brutzeit ist der Gänserich und der Truthahn schon überflüssig; sie können also schon verzehrt werden.

Budapest.

EUGEN BONOMI.

# Bücher- und Zeitschriftenschau

Übersetzte Titel von Zeitschriftenaufsätzen sind mit \* versehen. Mit R gezeichnete Notizen sind von der Schriftleitung angefertigt. Sind mehrere Besprechungen hintereinander vom gleichen Verfasser, so ist nur die letzte gezeichnet. Die Verfasser einschlägiger Veröffentlichungen und Aufsätze werden um Einsendung von Besprechungsstücken gebeten.

## I. Allgemeines

**Revue Internationale des Études Balkaniques.** II. Jg., 1936, Bd. 3 u. 4<sup>1)</sup>.

S. S. BOBČEV, Notes comparées sur les Hadjis balkaniques, S. 1—12. Der Aufsatz knüpft an persönliche Erinnerungen des Verf.s über eine Reise nach Jerusalem Betrachtungen über die Hadschi auf dem Balkan an: 1. Das Wort ist arabischen Ursprungs. 2. Es ist ein Ehrentitel für die muslimischen Mekka-Pilger. 3. Die orthodoxen Christen des Balkans verwenden den Titel Hadschi in der gleichen ehrenhaften Bedeutung für jeden balkanischen orthodoxen Pilger nach Jerusalem (dem Hl. Land). 4. Zur Zeit der türkischen Herrschaft auf dem Balkan wurde der Titel von allen orthodoxen Balkanchristen getragen; nach der Befreiung ist diese seine Anwendung verschwunden.

KÁROLY KERÉNYI, Vom heutigen Stand der Illyriertforschung, S. 13—30. — Keine Bibliographie, sondern Stand der Forschung im allgemeinen, problemmäßig. Ein ausführlicher sprachwissenschaftlicher Illyrierbericht fehlt noch. Ansätze dafür vgl. Pannonia I (1935) im Aufsatz über die Bibliographie Pannoniens v. A. ALFÖLDI.

P. SKOK, Études de vocabulaire balkanique, S. 31—43. Mit Illustrationen. — 1. Pljačka. 2. benevreći.

NORBERT JOKL, Balkanlateinische Untersuchungen, S. 44—82. — 1. Lt. sagitta auf der Balkanhalbinsel. 2. Lt. \*retina auf der Balkanhalbinsel. 3. Lt. subterraneum und die Frage der balkanlt. Schicksale von -pt-, -ct-. 4. Das Balkanlt. als Vorlage für das alb. Übersetzungslehnwort.

MILOJE M. VASIĆ, Ontils de pêche de Vinča, S. 83—97. Volkskundlich-kulturgeschichtliche Untersuchung über „Angel“ und „Harpune“.

D. M. KAUSCHANSKI, Rechtshistorische und rechtsvergleichende Forschungen zum altserbischen und -slawischen Familienrecht, S. 98—117. — Bis zur Annahme des Christentums bei den Serben Gewohnheitsrecht. Geschriebene Gesetze seit dem 9. Jh.: Nomokanon — Kormčaja kniga (865), O προχσίρος νόμος-Zakon gradski (879), beide zusammen 1219 für das neue serbische Königreich u. d. N. Nomokanon o. Zakonik gültig (spätere Bezeichnungen serb., russ., bulg. Kormčaja kniga, rum. Pravila mica, griech. Pidalion), dazu noch der Zakonik STEFAN DUŠANS (1349 mit den Ergänzungen 1354; beide Gesetzessammlungen haben bis heute Gültigkeit. Nach Aufzählung weiterer Gesetzbücher (griech. u. dalmat.) greift Verf. das Kapitel Ehrerecht heraus, weil es in den altserb. u. -slaw. am wenigsten Berücksichtigung findet u. behandelt: 1. Raub-, Kauf- u. Konsensehe. 2. Polygamie. 3. Das Verlöbniß. 4. Die Voraussetzungen der Ehe. 5. Rechtslage der Frau. 6. Unterhalt der Frau. 7. Scheidung. 8. Scheidung durch Konsens. 9. Einzelfamilie (Inokosna, Inokoština). 10. Großfamilie (Zadruga). Angeschlossen an den Aufsatz reichliche Literatur.

N. VULIĆ, Le sedi dei Triballi, S. 118—122. Verf. entscheidet die bereits des öfteren angeschnittene Frage über die Wohnsitze der Triballer zur römischen Kaiserzeit dahin, daß sie — laut mehrerer antiker Zeugnisse — auch damals ihr ursprüngliches Siedlungsgebiet zwischen Morawa und Iskär bewohnten, also nicht — wie einige Quellen glauben lassen könnten — verlegt hatten.

LEO SPITZER, Ein Fall von Sprachmischung, S. 123—129. — Linguistische u. psychologische Untersuchung über den Ausfall des personenbezeichnenden Plural-Suffix-ci bei den Ausrufen türkischer Straßenhändler. Das Suffix ist aus den balkanslawischen in die anderen (romanischen u. türkischen) Sprachen eingedrungen

<sup>1)</sup>Vgl. SODF III (1938), S. 412 f.

TH. CAPIDAN, Un suffixe albanais en roumain<sup>1)</sup>, S. 130—136. — aúi (mit dem Artikel aúi).

VESELIN ČAJKANOVIĆ, Das Rätsel von Trebenište, S. 137—148. — Die Fragestellung geht dahin, welchem Volke und welcher Gesellschaftsklasse die Gräber v. Tr. angehören. Verf. entscheidet für die Gallier, die den delphischen Tempel plünderten, einen Teil der geraubten Weihgeschenke den Toten mitgaben.

HENRYK BATOWSKI, Un précurseur polonais de l'Union balkanique, S. 149 bis 156. — Die Rolle des Fürsten Adam Czartoryski (1770—1861) als Gesandter in Petersburg.

MIL. S. FILIPOVIĆ, Das Zerkratzen des Gesichts bei Serben und Albanern, S. 157—166. — Sehr alter Trauerkultus aus der Epoche der indogermanischen Gemeinschaft, hervorgegangen aus ursprünglichen Totenopfern und Handlungen, wodurch die Seele des Verstorbenen abgeschreckt werden sollte.

A. BELIĆ, La linguistique balkanique aux congrès internationaux des linguistes, S. 167—171.

EQREM ÇABEJ, Rumänisch-albanische Lehnbeziehungen, S. 172—184. Linguistisch-philologische Abhandlungen.

A. CAFEROĞLU, Note sur un manuscrit en langue serbe de la bibliothèque d' Ayasofya, S. 185—190.

M. BUDIMIR, Vorgriechischer Ursprung der homerischen Haupthelden, S. 195—215. 1. Pelaster und Pelasger. 2. Thetis und Odysseus. 3. Achilleus. 4. Sonstiges.

#### Notizen:

A. D. KERAMOPOULLOS, Ein mißverständenes Zeugnis über das Volkstum der alten Makedonen (S. 216—219). — LEO SPITZER, Eine internationale Argotausprache (S. 219 f.). — ds., türk. hāhi (Eselschrei) (S. 220 ff.). — ds., türk. Kitap-mitap „das Buch und alles was drum und dran ist“ (222 ff.). — ds., *ὁ ἥλιος βασιλεύει* (S. 224 f.). — ds., Nochmals levante (vgl. Rev. int. d. Et. balk. I. S. 269) (225 f.). — EQREM ÇABEJ, Parallele Ausdrücke und Redensarten in den Balkansprachen (S. 226—231). — RASTISLAV MARIĆ, Der balkankeltische Gott Magla (231 ff.). — H. POLENKOVIĆ, Beévi (S. 234—237). — J. J. RUSSU, Alexandros (S. 237 f.). — M. BUDIMIR, Zu den altbalkanischen Baumnamen (S. 238 ff.).

FEHIM BAJRAKTAREVIĆ, L'état actuel des études islamiques en Yougoslavie. S. 241—269. — Bibliographische und kulturhistorische Zusammenfassung von etwa 1918 an.

Der 2. Bd. d. Jg.s bringt mehrere zusammenfassende Aufsätze:

CH. PICARD, La vie publique et privée dans les Balkans à l'époque antique. S. 333—342. — Die Frühkultur in Thrakien, Illyrien und Epirus von der Altsteinzeit bis zum Kelteneinfall.

RUDOLF EGGER, Der Balkan unter Rom. S. 343—348.

TADEUSZ SINKO, La littérature grecque. S. 349—357. — Geistesgeschichtliche Zusammenfassung bis zur Schließung der Akademie v. Athen durch Justinian (529).

V. N. ZLATARSKI, Die Besiedlung der Balkanhalbinsel durch die Slaven. S. 358—375.

CHARLES DIEHL, La Civilisation balkanique à l'Époque byzantine. S. 376—388.

GEORG OSTROGORSKI, Historische Entwicklung der Balkanhalbinsel im Zeitalter der byzantinischen Vorherrschaft. S. 389—397.

N. JORGA, Les Balkans et l'Empire byzantin. S. 398—406.

IVAN SAKÁZOV, Das Wirtschaftsleben des Balkans im Mittelalter. S. 407—419.

TADEUSZ KOWALSKI, Les Turcs balkaniques. S. 420—430. 1. Historische Betrachtungen. 2. Die jetzige Verteilung der türkischen Besiedlung auf dem Balkan. 3. Sprache und Dialekte. 4. Religion. 5. Sitten und Bräuche.

VLADIMIR DVORNIKOVIĆ, Der kulturhistorische Geist des Balkans. S. 431—436.

<sup>1)</sup> Vgl. I, 223.

ALEXANDER SOLOVIEV, Aperçu historique du développement du droit dans les Balkans (jusqu' au XV<sup>e</sup> siècle). S. 437—447.

A. H. KOBER, Balkan und Europa. S. 448—464. — Die Voraussetzungen für die Annäherung zweier kulturell verschiedenen, einander fremden „Welten“. Grundlegender Aufsatz!

KR. SANDFELD — P. SKOK, Les langues balkaniques. S. 465—481.

N. STANAREVIĆ, Economic relations of the Balkan countries. S. 482—493.  
1. Außenhandel. 2. Außenclearing. 3. Bankwesen. 4. Zentralbanken.

STEFAN POPOVIĆ, L' industrie dans les Balkans. S. 494—502.

HERMANN WENDEL, Vuk Stefanović Karadžić. S. 503—511.

CHR. VAKARELSKI, La vie et les moeurs des Bulgares. S. 512—519.

AUG. HAGIMIHALI, L' Art populaire grec. S. 520—526.

NAFI KANSU, L' instruction publique en Turquie. S. 527—531.

VLADIMIR GHIDIONESCU, L' enseignement public en Roumanie. S. 532—535.

JON BREAZU, La littérature contemporaine en Roumanie. S. 536—543.

A. ILIEFT, La science et la vie scientifique en Bulgarie. S. 544—550.

SKENDER LAURASI, La littérature moderne en Albanie. S. 551—554.

PERIKLI D. MBORIA, La peinture moderne en Albanie. S. 555—558.

G. OPRESCU, L' Art contemporain en Roumanie. S. 559—562.

SIRAK SKITNIK, L' Art en Bulgarie. S. 563—566.

JON MUŞLEA, Le folklore roumain. S. 567—574. — Mit Bibliographie.

E. PETEVA, L' Art populaire en Bulgarie. S. 575—579.

KOSTA P. MANOJLOVIĆ, Jugoslavische Volksmusik.

MARTIAN NEGREA, La Musique contemporaine en Roumanie. S. 585—588.

STOJAN DJUDŽEV, Le folklore musical en Bulgarie. S. 589—594. — Mit Bibliographie.

ST. BRAŠAVANOV. La musique bulgare contemporaine. S. 595—600.

P. SKOK — M. BUDIMIR, Destinées balkaniques. S. 601—613. — Die Verf. berühren die vorangestellten Aufsätze, die klar zeigen, was für verschiedene, einander entgegengesetzte Wege zu dem heutigen Kulturstand der balkanischen Völker geführt haben und verlangen engeren Zusammenschluß im Sinne der balkanischen Idee.

**Balkanske zemlje** (Die Balkanländer). Monatsschrift zum Studium der Probleme der Balkanstaaten. Jg. I (1939) und Jg. II (1940).

Keine wissenschaftliche, sondern eine Zeitschrift, die weitere serbische Kreise mit den gegenwärtigen Hauptfragen des gesamten Balkans vertraut machen will, wobei doch erwähnt werden muß, daß sie Wert auf eine gewisse durchschnittliche Höhe der veröffentlichten Aufsätze legt; so tauchen gelegentlich bekanntere Verfasseramen auf. Zu wünschen wäre nur, daß auch die sprachliche Seite der französischen Zusammenfassungen und deutschen Titelangaben einer genaueren Durchsicht unterzogen würden, denn sie wimmeln von entstellenden und lächerlichen Druckfehlern. Die ausgesprochen gesamt-balkanische Einstellung der Zeitschrift kommt sehr deutlich zum Ausdruck.

**L'Europa Orientale**. Rivista bimestrale di politica, storia, vita culturale. Hrsg. v. AMEDEO GIANNINI und ETTORE LO GATTO. Jg. XX (1940), N. F. Rom.

Die Revue befaßt sich mit dem europäischen Osten und Südosten, darüber hinaus auch mit dem gesamten slawischen Raum, obwohl die italienische Wissenschaft für die beiden letztgenannten Disziplinen eigene Fachorgane besitzt, die demnächst in der Zeitschriftenschau der SOF. berücksichtigt werden sollen. Herausgegriffen wurden nur die einschlägigen Aufsätze<sup>1)</sup>:

<sup>1)</sup> Eine besondere Erwähnung verdienen vielleicht die Zusammenfassungen über die kulturpolitischen Ereignisse im Osten und die T. Situazione dell' Europa Orientale. S. 52—63, 119—123, 194—205, 261—264, 362—383.

\*\*\*La più antica testimonianza finora nota dell' albanese „mjekrë“ = barba. S. 28—45. — Naspo bizaro v. Alessandro Caràvia, gedr. Venedig 1565; philologisch-kulturhistorische Abhandlung. „mjekrë (= micra)“ ist das einzige albanische Lehnwort im Venetianischen und wurde zur Bezeichnung einer zeitgenössischen Barttracht (zum Unterschied von „Schnurrbart“) für Patrizier und Plebejer „che volevano sfoggiare e darsi un'aria spavalda“, d. i. Handwerker, Krämer und Soldaten (S. 32).

GINO LUPI, Sviluppo del popolo greco durante l'Impero bizantino. S. 73—89. — Zusammenfassender Aufsatz unter Benützung der bekanntesten Literatur über Byzanz.

MICHAEL KOVÁCS, La sfera dei diritti del reggente ungherese. S. 90—101. — Die Amts- und Machtbefugnisse der bisherigen ungarischen „Regenten“ (= Reichsverweser) HUNYADI, SZILÁGYI, KOSSUTH, HORTHY, die praktisch mit denen des ungarischen Königs zusammenfallen.

VIRGILIN P. ARBORE, Contributo della Romania al rinascimento culturale e politico del popolo Bulgaro. S. 153—161. — Verf. gedenkt der Hilfe, die die rumänischen Fürsten vom 15. bis 19. Jh. den vor den Türken geflohenen Bulgaren, besonders den Freiheitskämpfern angedeihen ließen und so den Widerstand bis zur Befreiung aufrecht hielten.

CORIOLANO PETRANU, I monumenti politici ungheresi della Transilvania e l'arte Romena. S. 162—168. — Kontroversen um das Buch des Verf.s „L'Art Roumain de Transylvanie“ (1938). Aufsatz gibt ein Verzeichnis sämtlicher Besprechungen. Im Anschluß daran auch der Aufsatz von

LADISLAUS GÁLDI, La sorte delli oggetti d'arte Ungheresi in Transilvania. S. 357—361.

München.

JOSEF HAHN.

Van Wijk, N.: Die älteste kirchenslawische Übersetzung der Homilie: ΕΙΣ ΤΟΝ ΕΥΑΓΓΕΛΙΣΜΟΝ ΤΗΣ ΥΠΕΡΑΓΙΑΣ ΘΕΟΤΟΚΟΥ. Aus „Byzantinoslavica“, VII (1937/8, erschienen 1939), S. 108—123.

Die kleine Arbeit des bekannten holländischen Slavisten, der unter anderem es sich seit langer Zeit zur Aufgabe gemacht hat, in der späteren handschriftlichen Überlieferung nach den Resten und Spuren der kirchenslawischen Denkmäler der ältesten Zeit zu suchen, bringt wieder eine sehr wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse der altkirchenslawischen Literatur und Literatursprache. Die Wiener Nationalbibliothek besitzt die aus dem 13. Jh. stammende Handschrift eines Paterikon, in welchem die Johannes Chrysostomos fälschlich zugeschriebene Homilie Εἰς τὸν εὐαγγελισμόν τῆς ὑπεραγίας Θεοτόκου sich befindet. Dieselbe Homilie (in einer etwas verstümmelten Gestalt) findet sich aber auch in einem der bekannten altkirchenslawischen Denkmäler, im „Codex Suprasliensis“. Die beiden Übersetzungen sind jedoch verschieden und wie die Analyse v. W. zeigt, gehört die Übersetzung in dem Wiener Paterikon zu einem älteren Typus als die im Codex Suprsl. Daß die Abschrift aus einer späteren Zeit stammt, vermindert die Bedeutung dieser älteren Übersetzung als einer Quelle für die Geschichte der altkirchenslawischen Literatursprache nur wenig.

Der Verf. druckt den Text der Homilie aus dem Wiener Paterikon ab, stellt dann die altertümlicheren lexikalischen Varianten dieser Übersetzung mit denen der Übersetzung des Codex Suprsl. zusammen und gibt eine weitere Zusammenstellung des lexikalischen Stoffes der beiden Übersetzungen. Einige Pannonomavismen lassen den Verf. die Frage aufwerfen, ob die von ihm herausgegebene Übersetzung nicht zu den „nordwestlichen“ Denkmälern des Altkirchenslawischen gehöre. Daß die Vorlage der uns jetzt zugänglichen Abschrift glagolitisch war, darauf deutet das lexikalische Unicum des Textes — „сѣгъчѣ“ an, welches v. W. aus dem falsch gelesenen „сѣгль“ (μόνος) der glagolitischen Vorlage erklärt (das glagolitische „I“ könnte vom Abschreiber in einem ihm nicht bekannten Wort — das Wort scheint sich nur auf das serbokroatische und tschechische Gebiet zu beschränken — als „b + ch“ gelesen werden). Es folgt eine kurze grammatische Analyse, auf Grund derer v. W. vor allem feststellen kann, daß der Übersetzer des von ihm

herausgegebenen Textes die Wortfolge des griechischen Originals viel freier behandelt als der Übersetzer desselben Textes im Codex Suprsl.

So ist der kleine Text, den v. W. herausgegeben hat, in vieler Hinsicht von Interesse. Es wäre sehr zu wünschen, daß der II. Band der „Geschichte der altkirchenslawischen Sprache“ v. W.s endlich im Druck erschiene, denn dort sollen doch die Fragen, von denen manche kleinere Beiträge des Verf.s handeln, endlich zusammenhängend behandelt werden.

Halle a. d. S.

D. TSCHIŽEWSKIJ.

**Franz, L.: Jäger, Bauern, Händler.** Die Wirtschaft der Vorzeit. Brünn-Leipzig, Rudolf M. Rohrer, 1939, 122 S., 32 Abb., Preis br. RM 3,50.

Im letzten Jahrzehnt sind viele Schriften herausgekommen, die in mehr oder minder gediegener Form die Lebensverhältnisse in der vorgeschichtlichen Zeit zum Gegenstand haben. Diese Bücher rückten bald diese, bald jene Frage in den Vordergrund, verloren sich entweder im Uferlosen oder boten in unzulänglicher Beschränkung nicht jenen Überblick, den sie zu geben verhiessen. Im besonderen Maße gilt das vom Wirtschaftsleben der Vorzeit, das der Verf. in den Mittelpunkt seiner Darstellung stellt. Er bezeichnet seine Arbeit als eine „mit Absicht kurz gehaltene Übersicht“, die in das Werden und Wesen vorgeschichtlicher Wirtschaft zunächst nur einführen soll. Eine erschöpfende Darstellung in einem umfänglichen Werke verspricht der Verf. für die nächste Zukunft.

Die Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat, ist nicht leicht. Das schier unübersehbare Schrifttum bietet eine große Menge Bearbeitungen von Wirtschaftsfragen, ja fast eine jede Veröffentlichung enthält verwertbare Angaben. So müssen unzählige kleine Bausteine zusammengetragen und zusammengefügt werden, viele Sonderfragen sind zu klären und zu überprüfen und manche Fehldeutungen und voreilig gezogene Schlüsse gilt es zu sondern, bevor an den Ausbau und die Ordnung der bereits vorliegenden Ergebnisse herangegangen werden kann.

Der Verf. verfügt über eine große Belesenheit und über eine eingehende Kenntnis von Einzelheiten, die, im Verein mit seiner Darstellungsgabe, die „Überschau“ recht gewinnbringend erscheinen lassen. Von theoretischen Erwägungen ausgehend schreibt er die Stufe der Sammlerwirtschaft und ihr Nachleben in späterer Zeit, befaßt sich dann mit der „Wiedererzeugenden Wirtschaft“, Viehzucht und Ackerbau, um dann den Anfängen von Handel und Industrie nachzugehen. Der Verf. versteht es, eine Reihe Parallelen im vorzeitlichen Wirtschaftsleben mit dem von heute herauszuarbeiten sowie auch in Einzelfragen neue Gesichtspunkte vorzubringen, die Beachtung verdienen. Dazu gehört vor allem die Beobachtung, daß die Viehzucht bei den nordischen Völkern eine größere Rolle gespielt hat als der Ackerbau.

Wenn man auch in manchen Dingen die Auffassung des Verf.s nicht teilen können wird, z. B. in der Zähmung von Bär und Ren in der Eiszeit, wenn man auch an der Form der Darstellung dieses und jenes auszusetzen hat, muß es doch dem Verf. als Verdienst angerechnet werden, mit vielen Irrtümern und veralteten Lehrmeinungen aufgeräumt und — was noch wertvoller erscheint — ein ziemlich abgerundetes Bild vom Wirtschaftsleben der Vorzeit geboten zu haben, das in seinen Grundzügen der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen dürfte.

**Hülle, Werner: Westausbreitung und Wehranlagen der Slawen in Mittelddeutschland.** Mannus-Bücherei, Bd. 68. Leipzig, J. A. Barth, 1940, 167 S., 63 Abb., 1 Karte.

Das Buch fußt auf jahrelangen Vorarbeiten, u. a. auch auf mehreren Untersuchungen im Gelände, die der Verf. bescheidener Weise Probegrabungen nennt, obwohl sie z. T. weit über derartige Unternehmen hinausführen. Überhaupt liegt die Hauptstärke des Buches in der Darbietung eines reichen Quellenstoffes, der durch den Beitrag von W. RADIG: Die sorbischen Burgen Westsachsens und Ostthüringens, sehr schön ergänzt und erweitert wird. Diese „Anhänge“ machen das Buch für den Frühgeschichtsforscher schlechthin unentbehrlich.

Der Textteil des Werkes dahingegen dürfte nicht überall die allgemeine Billigung finden. Nach einer klaren Bestimmung des Begriffes Mittelddeutschland, in der die natürlichen Ost- und auch Südostbeziehungen dieser Landschaft gut zum

Ausdruck kommen, gibt der Verf. einen Überblick über die germanische Besiedlung Mitteldeutschlands bis ins 7. Jh. Verf. stellt dann den slawischen Vorstoß bis zur Zeit KARLS D. GR. dar, zuerst bis zur Ostgrenze Mitteldeutschlands und dann besonders die slawische Landnahme. Der erste Teil dieser Erörterungen befriedigt nicht, weil der Verf. von einigen Voraussetzungen ausgeht, die einer Überprüfung nicht standhalten können, z. B. in der slawischen Besiedlung Böhmens, hinsichtlich des Urtyps der slawischen Irdenware, im ältesten slawischen Grabbrauch u. a. m. Anerkennung und Beachtung verdient dagegen der Versuch einer Chronologie der altslawischen Keramik, der über die bestehenden Systeme (GÖTZE, ALBRECHT) hinausführt und im wesentlichen recht ansprechend erscheint. Eingehend behandelt der Verf. die slawischen Wehrbauten in Mitteldeutschland bis zum Ausgang der Karolinger und die Eroberung des Landes östlich der Saale und der Elbe durch die ersten Sachsenkönige. Ein Überblick über die Quellen zur slawischen Besiedlung Mitteldeutschlands sowie eine Würdigung der slawischen Besiedlung beschließt den Textteil, der ungemein fesselnd geschrieben ist und in der klaren Diktion manche Fragen schärfer faßt, als es bisher geschehen ist.

**Gruenberg, L.: Die deutsche Südostgrenze.** Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1941, 199 S., 10 Karten und 9 Anlagen. (Veröffentlichungen des Deutschen Auslandswissenschaftlichen Institutes, 5).

Verf. gewährt uns in vorliegender Arbeit einen Überblick über die politische Entwicklung der deutschen Südostgrenze, deren Wert in ihrer Anschaulichkeit und gemeinverständlichen Darstellung liegt. Nach einem kurzen Überblick über die Entwicklung der germanischen Siedlung im Donaauraum, setzt die eigentliche Darstellung mit der Karolingerzeit ein, die bis zur unmittelbaren Gegenwart führt. Es liegt in der Natur der Sache, daß über manches anders geurteilt werden kann. Vereinzelt sachliche Fehler sind von untergeordneter Bedeutung. Es ist beispielsweise nicht richtig, daß der kroatische Fürst LJUDEWIT 819 „fast alle Alpen-slaven slowenischer Stammeszugehörigkeit unter seine Botmäßigkeit“ gezwungen hätte (S. 23). Von einem „Rückgang des deutschen Einflusses in Ungarn“ gegen Ende des 10. Jh.s (S. 28) kann nicht gesprochen werden. Die ersten Rückschläge in den politischen Beziehungen zu Deutschland ergaben sich erst im Laufe der weiteren Regierungszeit STEPHANS DES HEILIGEN. Zu beanstanden ist ferner, daß auf mehreren Karten (so S. 14 und S. 41) das Siedlungsgebiet des deutschen Volkstums im Südosten zu günstig dargestellt wird. Namentlich wird der Umfang des deutschen Siedlungsgebietes in Transdanubien erheblich überschätzt. Auf den Karten gilt beispielsweise das gesamte westliche transdanubische Gebiet bis zum Plattensee und teilweise noch darüber hinaus als stark deutsch durchsetzt (s. S. 41), was sich geschichtlich nicht belegen läßt. Während derartige Beanstandungen sich vor allem im frühmittelalterlichen Teil ergeben, wird die Darstellung der späteren Entwicklung im großen und ganzen einwandfrei.

**Lück, Kurt (Hrsg.): Deutsche Gestalter und Ordner im Osten.** Posen, Historische Gesellschaft im Wartheland. S. Hirzel, 1940, XII + 341 S. (Ostdeutsche Forschungen, 12. Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft am ostmitteleuropäischen Raum, III).

Die vorliegende Sammlung von Biographien, die sich an eine breite Leserschicht wenden, interessiert uns in diesem Zusammenhang vor allem durch eine Reihe von Bezugnahmen auf den südosteuropäischen Bereich. So ist für die Südostforschung von Interesse der Lebensabriß über den „Bergwerkpionier im Karpatenraum“, JOHANN THURZO (1437—1508) sowie den „größten Musiker im goldenen Zeitalter Polens“, VALENTIN GREFF BAKFARK (1507—1576) (S. 35 ff., S. 83 ff.). Beide Studien sind sehr anregend geschrieben und dürfen als eine willkommene Bereicherung unserer Literatur über die beiden Persönlichkeiten aufgefaßt werden. Es sei jedoch darauf hingewiesen, daß die Zugehörigkeit Johann Thurzos zum Deutschtum nicht ohne weiteres als gesichert angesehen ist. Es ist schade, daß der Verf. diesem Punkt nicht seine Aufmerksamkeit zuwendete. Zum Aufsatz über Bakfark wäre es notwendig gewesen, auch die ungarische Literatur heranzuziehen (vgl. S. 336).

**Stökl, Günther: Die deutsch-slavische Südostgrenze des Reiches im 16. Jahrhundert.** Ein Beitrag zu ihrer Geschichte, dargestellt an Hand des südslavischen Reformationsschrifttums. Breslau, Priebatschs Buchhandlung, 1940, 278 S. (Schriften des Osteuropa-Instituts zu Breslau, hsg. von Hans Koch. Neue Reihe, 12).

Die Arbeit ist ihrer Zielsetzung nach sehr zu begrüßen, da die geistesgeschichtlichen Fragen des Südostens immer noch viel zu sehr vernachlässigt werden, und gegenüber Themen etwa siedlungskundigen Inhaltes stark im Hintergrund stehen. Diese grundsätzliche Zustimmung zum Thema enthebt uns aber nicht der Notwendigkeit, darauf hinzuweisen, daß der Rahmen der Arbeit viel zu weit gefaßt ist. Der Hauptsache nach bietet uns der Verf. eine sachkundige und gründliche Untersuchung des südslavischen Reformationsschrifttums. Die eingehende Untersuchung des bisherigen Schrifttums (S. 9—36), die Erörterung der vorhandenen Urkunden und sonstigen Quellen (S. 37—67), sowie die knappe Geschichte südslavischen Reformationsschrifttums (S. 91—140) ist außerordentlich dankenswert. Auch die Beobachtungen über Ökumene und Mission (S. 230—243) und über „die geistig-geistliche Haltung der südslavischen Protestanten und einiges über ihre Theologie“ (S. 243—258) sind wichtig und dankenswert. Die Ausführungen des Verf.s über die Südostgrenze des Reiches im 16. Jh. (S. 67—91, 141—170) halte ich jedoch für unzureichend bzw. mißglückt. Die Hauptschwierigkeit sehe ich dabei darin, daß der Verf. mit den Ergebnissen der siedlungsgeschichtlichen Forschung zu wenig vertraut ist und über die völkischen Verhältnisse Krains, Kärntens und der Untersteiermark zu wenig Bescheid weiß. Nur so läßt es sich beispielsweise erklären, daß der Verf. S. 47 sagt: „Aber diese von zufälligen Besitzverhältnissen abhängigen deutschen bäuerlichen Siedlungen in Krain gingen später noch stärker im Bürgertum auf als in Untersteiermark, . . .“. Verf. sind anscheinend die Forschungen von GÜNTHER GLAUERT unbekannt geblieben, worin dieser vor allem für einige Teile des Krainer Gebietes einen erheblichen Hundertsatz deutscher bäuerlicher Besiedlung nachzuweisen imstande ist. Auch die Annahme, daß für das 16. Jh. „jedenfalls schon die Anfänge eines slovenischen gebildeten Bürgertums“ vorhanden gewesen wären (S. 74), bedarf dahingehend einer Einschränkung, daß die geistige Loslösung des Slowenentums vom deutschen Kulturboden, einen entscheidenden Anstoß erst mit der stärkeren Berücksichtigung der Muttersprache in religiösem Bereich, also durch die Reformation erfolgte, die ja auch hier zum ersten Male ein slowenisches Schrifttum schuf. Nebenbei bemerkt scheint übrigens auch in den Städten der Slowakei das slowakische Element in ursprünglich deutschen Städten durch die stärkere Berücksichtigung ihrer Muttersprache im religiösen Bereich auf Kosten des Deutschtums gefördert worden zu sein. Ein anderer grundsätzlicher Mangel der Arbeit ist darin zu sehen, daß der Verf. mit den ungarischen Verhältnissen, die ständig in sein Arbeitsgebiet hinein wirken, nicht genügend vertraut erscheint. Man kann gerade an diesem Beispiel wieder einmal sehen, daß die Darstellung beispielsweise südslavischer Kulturfragen ohne Vertrautheit mit den Gegebenheiten des benachbarten Ungarn nicht gut möglich ist. Unangenehm fällt bei der Arbeit auf, daß ungarische Ortsnamen oft nicht in deutscher, sondern in madjarischer Fassung gegeben werden und noch bedenklicher muß es stimmen, wenn gelegentlich von einem „magyarischen Kulturkreis“ (S. 146) gesprochen wird. Nachgerade unverständlich ist es, was der Verf. unter dem „magyarisch-slovakischen Teil der Militärgrenze im 16. Jh.“ versteht (S. 169). So sehr man die ertragreiche Untersuchung des südslavischen Reformationsschrifttums im 16. Jh. begrüßen darf, so sehr auch das Bestreben anzuerkennen ist, den Gegenstand der Untersuchung in einem breiteren historischen Rahmen einzuordnen, muß doch andererseits vermerkt werden, daß dieses engere Thema des Verf.s — das südslavische Reformationsschrifttum — mit der deutsch-slavischen Südostgrenze des Reiches nur in einem lockeren Zusammenhang gebracht worden ist. Vor allem wird man an der Tatsache nicht vorübergehen dürfen, daß eine deutsch-slavische Südostgrenze nicht nur gegenüber den Slowenen, sondern auch gegenüber den Slowaken gegeben war, deren Berücksichtigung erforderlich gewesen wäre, um zu einem umfassenden Bild zu gelangen.

München.

FRITZ VALJAVEC.

**Franz, G.:** Die bevölkerungsgeschichtlichen Folgen des Dreißigjährigen Krieges. Forsch. u. Fortschr. 16 (1940), S. 373—375.

Verf. korrigiert die meist übertriebenen Annahmen über den Bevölkerungsverlust durch den Dreißigjährigen Krieg. Nach vorsichtiger Wertung der verfügbaren Angaben gelangt er zu der Schätzung, daß etwa 40<sup>0</sup>/<sub>0</sub> der deutschen ländlichen Bevölkerung dem Krieg und den Seuchen zum Opfer gefallen sind. Die Hauptzerstörungsgebiete füllten sich auch durch Zuwanderung wieder auf. Hierbei sind es in Franken österreichische Emigranten und in Sachsen böhmische Exulanten, die die Hauptmenge der Zuwanderer stellen. Die Österreicher siedeln in breiter Front vom Mittellauf der Altmühl aus bis nach Rothenburg und Nürnberg. In der Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach waren in der 2. Hälfte des 17. Jh.s über die Hälfte aller Eheschließenden Österreicher, in der Grafschaft Öttingen (1909: 23 000 Einw.) sind etwa 2500 Emigranten (mit Angehörigen also etwa 10 000 Menschen) nachweisbar. Böhmisches Neusiedler sind in 382 Orten Sachsens nachweisbar. Mit Recht fordert F. anthropologische Untersuchungen zur Ergänzung seiner bevölkerungsgeschichtlichen Feststellungen. Bilden doch in Franken bis heute die protestantischen und katholischen Gebiete abgeschlossene Heiratsgemeinschaften, so daß das körperliche Erscheinungsbild innerhalb der Konfessionsgrenzen gewisse Unterschiede zeigt, z. B. sollen dinarische Rassenmerkmale unter den Protestanten häufiger sein.

Breslau.

HANS GRIMM.

**Lahr, Eugen:** Französische Kriegszielpropaganda am Ende des Weltkrieges. Essen, Essener Verlagsanstalt (1941), 278 S.

Die anregend geschriebene Studie geht uns hier nur in Hinsicht auf den Südosten an, der in der Studie im Abschnitt über das Verhältnis Österreichs zum Reich (S. 128 ff.) und der Errichtung der Tschecho-Slowakei (S. 141 ff.) berührt wird. Es ist bedauerlich, daß in der Arbeit die Probleme der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht näher behandelt worden sind. An sich wäre gerade durch die stärkere Berücksichtigung der Südostfragen, die ja bei den französischen Kriegszielen gleichfalls eine hervorragende Rolle spielten, die Zielsetzung Frankreichs noch deutlicher zum Ausdruck gekommen. Diese Ausstellung vermag jedoch nicht an Gesamtwert der äußerst wertvollen Studie zu ändern, die auf knappem Raum ein geschlossenes Bild der französischen Kriegsziele bietet.

F. V.

**Zeck, Hans F.:** Die deutsche Wirtschaft und Südosteuropa. Leipzig-Berlin, Verlag B. G. Teubner, 1939, 102 S., 4 Kartenskizzen.

Über die wirtschaftliche Struktur Südosteuropas sind in den letzten Jahren mehrere Studien erschienen, dennoch kann das vorliegende Werk nicht als überflüssig angesehen werden. Die wirtschaftlichen Gegebenheiten der Südoststaaten sind mit seltener Kenntnis und Gründlichkeit behandelt, wenn auch manche geschichtlich wichtige Einzelheiten nicht ihre richtige Darstellung gefunden haben.

Z. weist auf die natürliche wirtschaftspolitische Stellung Deutschlands hin, zeigt die Notwendigkeiten auf, die ein wirtschaftliches Zusammengehen der Südoststaaten mit Deutschland bedingen, das vor allem in einer organischen Ergänzung begründet ist. Der wirtschaftspolitische Kampf zwischen Deutschland und den Westmächten ist klar dargestellt. Die Slowakei findet hier zum ersten Male eine besondere Beachtung. Aufschlußreich sind vor allem die Abschnitte über die Verkehrslage Mittel- und Südosteuropas sowie über die Störungen und Spannungen, die durch die Westmächte und die Juden verursacht werden.

Zahlreiche Probleme und Fragen, die der Lösung harren, werden vom Verf. eindringlich dargestellt. Die Wichtigkeit der südosteuropäischen Wirtschaft tritt immer mehr zutage, ihre Bedeutung stieg durch die Machtentfaltung Deutschlands. Ihre Entwicklung ist aber keineswegs abgeschlossen, sondern erst im Anfangsstadium begriffen. Der Ausbau des Verkehrsnetzes, die Schaffung einer großen Donauhandelsflotte, der Bau von Kanälen und die Errichtung von Stauwerken werden einen raschen Aufstieg der deutschen und südosteuropäischen Wirtschaft bringen. Auch hier ist Deutschland führend und bahnbrechend, bietet diesen Staaten wirtschaftliche Entfaltung und ermöglicht den Ausbau ihrer Wirtschaft.

Das Buch gibt Aufschluß über alle gegenwärtigen und schwebenden Fragen, zeichnet sich durch seine Klarheit und gerade Linienführung besonders aus.

Berlin.

M. SCHWARTZ.

**Helbok, Adolf: Deutsche Geschichte auf rassischer Grundlage.** Halle a. S., Max Niemeyer, 1939, 81 S.

Die vorliegende Schrift führt z. T. Gedankengänge des Verf.s, die aus anderen Arbeiten bekannt sind, weiter, z. T. stellt sie eine „Programmschrift“ dar, deren Anregungen für die Geschichtswissenschaft allgemein von großer Bedeutung sind. Die lebensgesetzliche Ausrichtung aller Historie wird man uneingeschränkt bejahen können und müssen, fraglich ist im Grunde nur die Bewertung der großen Einzelpersönlichkeit staatenbildender Kraft, die sich oft der rassischen Beurteilung entzieht. Sehr gut ist die Bemerkung, daß es nicht genüge, das überlieferte Geschichtsbild „gleichsam rassisch zu analysieren“ (S. 18); macht man mit der lebensgesetzlich-rassischen Betrachtung Ernst, so entsteht auch ein neues Geschichtsbild. Sehr wichtig ist die Deutung der Ostsiedlung für den Gesamtverlauf der Geschichte. Die weiteren Arbeiten des Verf.s werden zeigen, inwieweit sich das entwickelte Programm verwirklichen läßt. Dabei wäre in der Frage Rasse und Umwelt (S. 31) größere Klarheit angebracht. Wenn wir recht sehen, handelt es sich um Folgendes: Rasse ist kein statischer, sondern ein dynamischer Begriff. Rasse ist ein Gleichgewichtszustand zwischen bluthafter Erbsubstanz und einem spezifischen Klima (das Wort „Klima“ im Sinne der geopsychischen Arbeiten HELLPACHS). Wird dieser Gleichgewichtszustand — z. B. durch Versetzung von nordischen Menschen in die Tropen — gestört, so sind Zersetzungserscheinungen die Folge. Auf die weiteren Arbeiten des Verf.s zur konkreten gesamtdeutschen Volksforschung darf man gespannt sein.

Z. Zt. im Felde.

H. J. BEYER.

**Zeiß, H.: Die Geomedizin des Ostraumes.** Grenzmärk. Forsch., 1, 1939, S. 42—57.

Verf. erläutert an den Karten KREHNKES (1937) von den Choleraepidemien und der Choleraverbreitung in Preußen einerseits und an OLZSCHAS Darstellungen (1938) von der Wanderung der Cholera in Rußland für die Jahre 1831 und 1847 andererseits den Unterschied zwischen medizinischer Geographie (die die tatsächlichen medizinischen Gegebenheiten in den Räumen untersucht) und der Geomedizin. Diese befaßt sich mit den medizinischen Vorgängen, innerhalb jener Räume, entsprechend haftet einer echten geomedizinischen Karte z. B. durch die Einzeichnung von „Isodaten“ (Linien, die die Ausbruchsorte gleichen Datums miteinander verbinden) ein mehr dynamischer Charakter an. Eher als die mehr statischen Karten der medizinischen Geographie erlaubt eine solche Darstellung Schlüsse zur biologischen Volkstumsgeschichte. Bei dem starken Einfluß, den die Choleraepidemien des vorigen Jahrhunderts auf die Entwicklung der deutschen Volksgruppen in Südrußland und an der unteren Donau genommen zu haben scheinen (vgl. hierzu die Arbeit des Ref.: „Rußlanddeutsche und Donaudeutsche als Volksgruppen unterschiedlicher Fruchtbarkeit“, Dtsch. Arch. f. Land- u. Volksforschung IV, 61—76, 1940) sind die dargebotenen Karten höchst wertvoll. Da sie im Südwesten bei Kischinew-Odessa abbrechen, wäre ihre Erweiterung auf das damalige ungarische, bulgarische und rumänische Gebiet sehr zu begrüßen. — Auch bei der weiteren geomedizinischen Kennzeichnung des Ostraums fällt manches Licht auf den Südosten (Arbeiten von JÄSCHOCK (1938) über Grippeepidemien in Schlesien; von STRAUB (1930) über Verbreitung des Kropfes in Ungarn; von SAHOVIĆ-CERNOZUBO über Verbreitung des Kropfes in Südslawien u. v. a. m.).

**Schwidetzky, I.: Beiträge zur Rassengeschichte Südosteuropas. I. Die Illyrer des Glasinac.** Z. Rassenk. XI, 1940, S. 153—165.

Erster Teil eines Berichtes über die Ergebnisse einer zweimonatlichen Studienreise durch anthropologische Sammlungen in Südosteuropa (Jugoslawien, Griechenland, Bulgarien, Rumänien). Es wurden die auf der karstartigen Hoch-

ebene des Glasinac im östlichen Bosnien geborgenen Illyrerschädel — schon einmal von WEISBACH (1907) bearbeitet — untersucht. Unter Berücksichtigung von 8 Meßzahlen (größte Schädelhöhe und -breite, Ohrhöhe, kleinste Stirnbreite, Längenbreiten-Index, Längenhöhen-Index, Breitenhöhen-Index, transversaler Frontoparietalindex) und deren Verarbeitung nach einem an ROUTHILS „Ähnlichkeitsmethode“ angelehnten Verfahren und von morphologischen Kennzeichen wie Relief, Massigkeit, Hinterhauptswölbung u. a. werden mehrere Typen aus dem rund 50 Schädel umfassenden Material ausgegliedert. Verf. möchte sie bestimmten Systemrassen zuordnen: der nordischen, mediterranen und dinarischen Rasse. Die Nordischen zerfallen dabei noch in einen hoch- und einen niedrigschädelligen Typus. Bezüglich der Dinarier wird die Rassendiagnose besonders ausführlich belegt, da LEBZELTER in seinen Veröffentlichungen den Anteil der Dinarier gering veranschlagt. Osteuropide und Alpine sind nicht nachweisbar. Da die südlichen und östlichen Grabfelder von den Prähistorikern als älter, die nordwestlichen als jünger bezeichnet werden, sucht Verf. nach Unterschieden zwischen der älteren Gruppe (bis 28 Schädel) und der jüngeren Gruppe (bis 22 Schädel). Wenn man den Schlüssen aus den zahlenmäßig sehr kleinen Serien trauen will, so herrschen bei den im Süden und Osten geborgenen Funden die Nordischen vor, während bei den nordwestlichen Fundstätten der mediterrane Anteil bedeutend gewachsen ist. Dinarier sind in beiden Gruppen an dritter Stelle vertreten. Wie dieses Bild völkergeschichtlich zu deuten ist, soll aber erst nach Behandlung der übrigen Illyrerfunde Jugoslawiens dargestellt werden.

**Cehak, G.: Sportliche Eignungsuntersuchungen an Rassen.** Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie, 34, 1940, S. 202—225.

Verf. benutzt zur Kennzeichnung der sportlichen Leistungen einer Nation die „Punktziffer“ (Mittelwert der Punktwerte, welche eine Nation in den einzelnen Übungen oder Übungsgruppen auf internationalen Wettkämpfen erreicht hat). Ungarn steht in einer Reihe von 10 Nationen, in der den Vereinigten Staaten (USA) die höchste Punktziffer, Frankreich die niedrigste Punktziffer zukommt, an 6. Stelle. Andere südosteuropäische Nationen treten in dieser Reihe noch nicht in Erscheinung. Berücksichtigt man die Verschiedenheit der Einwohnerzahl und errechnet man die Punktziffer auf je 1 Million Einwohner, so erhält man eine „Leichtathletische Rangordnung der Nationen“ mit Finnland an erster und Frankreich an letzter Stelle, in der Ungarn sogar an 3. Stelle steht. Die Leistungen ungarischer Wettkämpfer im Diskuswerfen werden hervorgehoben. — Die Schlüsse, die man aus der Reihenfolge der Nationen auf die sportliche Eignung der Rassen ziehen kann, gestatten nur oberflächliche Orientierung. Verf. meint, daß es meist eine Spitzengruppe von Nordischen ist, die unabhängig von der rassischen Zusammensetzung der Nation durch den Leistungssport ausgesiebt wird. Auf jeden Fall müssen Untersuchungen wie die vorstehend besprochene durch direkte anthropologische Feststellungen an Wettkämpfern und Wettkämpferinnen ergänzt werden. Während für jugoslawische Sportler Untersuchungen von ŠKERLJ vorliegen (die übrigens nicht für die Meinung von C. sprechen, daß auch den Dinarern eine gewisse Fähigkeit zu leichtathletischen Bestleistungen zukommt), scheinen für Ungarn solche Untersuchungen leider noch auszustehen.

**Espenschied, R.: Zur Erbgeschichte von Bevölkerungen.** Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie, 34, 1940, S. 173—201.

Verf. umreißt das Gebiet der Populationsgenetik (Erbbiologie von Fortpflanzungsgemeinschaften) als einer neuen Forschungsrichtung, deren bisherige Erkenntnisse und deren neue Problemstellungen jede bevölkerungswissenschaftliche Arbeit künftig zu berücksichtigen haben wird. Das Blickfeld der Südostforschung ist überreich an Beispielen für die vom Verf. erörterten Begriffe (Mutation und Selektion, „Flutungsverluste“, Standorteignung der Rassen u. v. a. m.), die Beachtung dieser Übersichtsarbeit ist umso notwendiger, als der Erbbiologe in vielen Fällen das Material vom Geschichtsforscher übernimmt und daher auch von der erbbiologischen Einsicht der Geschichtswissenschaft abhängig ist.

Breslau.

HANS GRIMM.

## II. Binnendeutsche Grenzgebiete

**Stroh, Franz: Bayern und Markomannen? Heimatgau.** Zeitschrift für Landschaftskunde, Volkskunde und Geschichte des Oberdonaulandes II, Linz a. D., 1940/41, S. 63—84.

Über die Herkunft der Bayern, die seit KASPAR ZEUSS von den böhmischen Markomannen hergeleitet zu werden pflegen, obwohl früher wie jetzt Bedenken vorgebracht wurden und werden, herrscht noch immer keine Klarheit. Daher bietet der Verf. zunächst eine Übersicht über den gegenwärtigen Forschungsstand und findet die Untersuchungen von ERNST KLEBEL (Langobarden, Bajuwaren, Slawen. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien LXIX, 1939), denen sich EDUARD BENINGER (Germanischer Grenzkampf in der Ostmark, Wien 1939) anschließt, als der Wahrheit am nächsten kommend. Wenn E. Klebel und E. Beninger auch beachtenswerte neue Gesichtspunkte zur Lösung der Bayernfrage vorgebracht haben, so sind doch noch einige Vorfragen eingehend zu erörtern, die, soweit der Berichterstatter den Fundstoff übersieht, mit hoher Wahrscheinlichkeit eine andere Lösung finden dürften, als es Klebel und Beninger voraussetzen. Der Schlußsatz der verdienstvollen Übersicht, die der Verf. bietet: „Die Bayernforschung geht weiter“, hat daher seine volle Berechtigung.

**Horak, Karl: Burgenländische Volksschauspiele.** Adolf Luser Verlag, Wien 1940, 524 S. mit Abb. und Tafeln.

Ein Band der zwanglos erscheinenden Buchreihe „Volkstum im Südosten“, deren Titel mit dem der im gleichen Verlag erscheinenden Zeitschrift übereinstimmt und damit wohl auch in der Zielsetzung. H. legt hier ausschließlich eine Sammlung vor, keine Darstellung; dies sei vorausgeschickt, aber nicht etwa als Wertung, sondern lediglich als Klarstellung. Die Art und Weise, in der der Verf. den reichen Stoff bringt, sichert ihm den Dank der gesamten volkskundlichen Forschung. In der Regel bringt H. seine eigenen Aufzeichnungen aus der mündlichen Überlieferung, knapp aber doch alles Wesentliche festhaltend, wird über die Aufführungsumstände berichtet, besonderes Augenmerk ist den Melodien gewidmet. Diese beiden Tatsachen deuten darauf hin, daß dem Verf. nicht etwa textvergleichende, also sozusagen am Rande der Schrifttumsgeschichte liegende Zielsetzungen bewegten, sondern tatsächlich volkskundliche Fragestellungen. Die gesammelten Spiele stammen aus dem nördlichen Burgenland, sie sind in Stubenspiele und Umzugsspiele zu gliedern, diese — oft zu Heischeliedern gewordenen — sind im Heideboden heimisch, jene im Wulkatal-Ödenburger Gebiet.

Oberufer und seine Spiele sind fast schon ein Begriff geworden, ERNYEY und KURZWEIL haben in ihren „Deutschen Volksschauspielen aus den oberungarischen Bergstädten“ zahlreiche Spiele aus dem Raum der Kremnitz-Deutsch-Probener Deutschtumsinsel gebracht und auch eingehend bearbeitet, wobei freilich an der kulturgeschichtlichen Unterbauung schärfste Kritik geübt werden muß. Aber die Forschung hat nun Vergleichsstoff über einen größeren Streifen an und vor der deutschen Volksgrenze, auch ein nur flüchtiger Vergleich der burgenländischen mit den Kremnitzer Spielen macht darauf aufmerksam, daß hier eine lohnende Aufgabe vorliegt.

Nicht unerwähnt darf die erstklassige und liebevolle Ausstattung des Werkes durch den Verlag bleiben.

Zur Zeit bei der Wehrmacht.

HERBERT WEINELT.

**Sauser, G.: Die Ötztaler. Anthropologie und Anatomie einer Tiroler Talschaft.** Innsbruck, Deutscher Alpen-Verlag G. m. b. H., 1938, 715 S.

Die Abgeschlossenheit des Ötztales (kein „talfremdes Blut“ genealogisch nachweisbar) und reichhaltige Ossuarien ließen den Verf. gerade diese Talschaft als Gegenstand einer Untersuchung wählen, die sich auf 259 Lebende (195 männl., 64 weibl.) und auf sehr große Serien von knöchernen Überresten (z. B. 1014 Schädel, 1050 Oberschenkelknochen, von anderen sehr viel seltener geborgenen Knochen

immer noch z. B. 113 Stück Kreuzbeine) bezieht. S. beschreibt das ganze knöcherne Stützgerüst der Öztaler mit Maßen, Indices, Verteilungskurven (608 graph. Darst.!) und Häufigkeitstabellen, sowie reichlichen Merkmalsbeschreibungen und Bildern (209 Bildseiten!), während die Untersuchungen an Lebenden leider auf Körperbaustudien (außer über Standhöhe und Handproportionen) verzichten mußten. Die Ahnenreihen der in Umhausen (Talmitte) gemessenen Probanden konnten bis zur 6. Generation dargestellt werden, so daß der Nachweis ihrer Bodenständigkeit mit seltener Gründlichkeit möglich ist (Toten-, Tauf- und Traubuch bis 1594/95!). Die Berücksichtigung moderner erbbiologischer Gesichtspunkte kennzeichnet überhaupt das reichhaltige Werk. Zum Vergleich mit den Lebenden verwendet der Verf. Arbeiten von BREIG, KEITER, B. K. SCHULTZ, SALLER u. a. über die verschiedensten deutschen Gruppen, von ŠKERLJ (nicht „Šklerj“!) über Südslawen, von WENINGER über Albaner. Für das Knochenmaterial wird vor allem SCHREINERS „Osteologie der Lappen“ zum Vergleich herangezogen, da wegen der Überbewertung des Schädels in der herkömmlichen anthropologischen Literatur relativ wenig Vergleichsgruppen zur Verfügung stehen. Auch werden Schädelmessungen von HOLL und TAPPEINER in Tiroler Ortschaften (Kartogramm!) aus den Jahren 1878/86 referiert und in Beziehungen zu den Öztalern gesetzt, sie erhalten dadurch eine ganz neue Bedeutung. S. gelangt zu dem Ergebnis, daß die geschilderte Tiroler Talschaft in einem vorwiegend dinarischen Grundstock deutliche alpine, aber auch nordische Einschläge zeigt, eine mediterrane Einmischung aber stark im Hintergrund bleibt (din. = 53%, alp. = 40,4%, nord. = 3,8%, medit. = 0,7%, Rest unbestimmbar). Der anthropologische Aufbau entspricht dabei der geographischen Gliederung nach Talstufen (Kurzkopfbereich in der Talmitte, Pigmentunterschiede in den Talstufen u. a.). Die Sauberkeit und Ausführlichkeit der Darstellung (es sind z. B. alle Individualwerte der Lebenden wiedergegeben und gestatten zusammen mit den Bildern eine Überprüfung der Rassendiagnosen, was z. B. in der Frage des umstrittenen Typus der „blonden Dinarier“ von großem Wert ist) und die Tatsache, daß die Befunde in einer abgeschlossenen Population erhoben wurden und deshalb selbst speziellste Beobachtungen nicht mehr beziehungslos dastehen (so lassen sich etwa die hervorstechendsten Varietäten der Ossuarienschädel des Ötztales unter einheitlichem Gesichtspunkt betrachten: den besonderen Schädelinnendruckverhältnissen einer extrem kurzköpfigen Bevölkerung), machen die Arbeit S.s zu einer der wertvollsten Materialmitteilungen der letzten Jahre!

Breslau.

HANS GRIMM.

### III. Sudetenland — Protektorat Böhmen-Mähren

**Památky archaeologické, skupina pravěka** (Archäologische Denkmäler, Urgeschichtliche Reihe). Jahrg. 6—8. Prag, Archaeologická komise české akademie a archaeologický sbor Národního Musea v Praze 1939, 164 S., 116 Abb., 10 Taf.

Das neue Heft der führenden tschechischen Fachzeitschrift für Vor- und Frühgeschichte bringt wieder eine Reihe wichtiger Aufsätze, deren Inhalt im Rahmen einer kurzen Anzeige natürlich nur flüchtig berührt werden kann. Eine Stellungnahme würde zu weit führen. M. CHLEBORAD gibt neue mährische Hügelgräber der Bronze- und Hallstattzeit bekannt, die für die Kenntnis jener Perioden beachtenswerte Beiträge liefern. J. FILIP, Dozent an der tschechischen Universität in Prag, beginnt mit der Veröffentlichung einer Studie über die Lausitzer Kultur im Bereiche der früheren Tschechoslowakei, die als Ergänzung seines Buches (Die Urnenfelder und die Anfänge der Eisenzeit in Böhmen, Prag 1937) gedacht ist. F. begrenzt zunächst den Begriff Lausitzer Kultur, der mit der deutschen Auffassung nicht gleichzustellen ist. Herkömmlicherweise versteht man in Böhmen und Mähren nur die älteren Stufen der Lausitzer Kultur, nicht aber auch die späteren Entwicklungen unter diesem Namen. Nach einer kurzen Darlegung der Geschichte der Erforschung der Lausitzer Kultur in Böhmen und Mähren legt F. einige neue Funde vor und entwickelt, gestützt auf diese Beispiele, was man als jüngste Stufe der Lausitzer Kultur in Ostböhmen und Mähren anzusehen hat. Gleichzeitig gibt er einige Bronzegegenstände an, die er als Charakterformen bezeichnet. Ein abschließendes Urteil über die Arbeit F. wird erst der zweite und letzte Teil seiner Studie ermöglichen, in der der Verf. die älteren und ältesten Ausprägungen der

Lausitzer Kultur Böhmens herausheben will. Mit den jungsteinzeitlichen Kalksteinbrüchen bei Sazawa am gleichnamigen Flusse befaßt sich K. ŽEBEROV, während FR. DVOŘÁK seine schon in den früheren Heften dieser Zeitschrift begonnene Veröffentlichung der wichtigen Bylaner Friedhöfe in der Koliner Gegend, die er im Laufe der letzten Jahre ausgraben konnte, fortsetzt. Besonderes Augenmerk verdient der Bericht über ein Bylaner Gräberfeld in Prag-Bubentsch von J. HÁJEK, das u. a. ein durch eine eiserne Mittellatènefibelf datiertes Grab umfaßte. Damit findet die Vermutung Filip's, daß die Bylaner Kultur bis tief in die Latènezeit hineinreicht, eine weitere Bestätigung. Mit einer besonderen Gefäßgattung, die er für die älteste slawische Keramik hält, befaßt sich I. BORKOVSKY. Die Ausführungen sollen in einem selbständigen Buche noch breiter unterbaut werden.

Den Abhandlungen und Aufsätzen folgen kleinere Beiträge, die zumeist nur kurze Verarbeitungen oder kleinere Fundberichte enthalten. B. DUBSKÝ weist auf eine neue altsteinzeitliche Station, die er dem entwickelten Aurignacien zuteilt, in der Gegend von Pisek hin, J. PETRBOK auf jungpaläolithische Höhlenfunde bei Tetin, Bez. Hořowitz. Eine Auswahl besonderer Altsachen aus verschiedenen Zeitstufen aus Mähren gibt J. SKUTIL bekannt. Über interessante Grab- und Siedlungsfunde berichtet J. Hájek, über einige neue germanische B. SVOBODA. Weitere kleine Beiträge stammen von F. Dvořák, F. C. FRIEDRICH, J. NEUSTUPNÍ, R. TUREK und I. Borkovsky. Den Beschluß des reichhaltigen Heftes bilden Buchbesprechungen und eine ausführliche Zusammenstellung des Fachschrifttums zur Vorgeschichte in Böhmen, Mähren und der Slowakei aus den Jahren 1936, 1937 und 1938.

**Protektoratsheft der Zeitschrift: Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit**, herausg. von M. JAHN, XVI, 1940, Heft 6—7. Leipzig, J. A. Barth, S. 124—167, 3 Abb., 8 Taf.

Mit der Errichtung des Protektorates Böhmen-Mähren und der Einbeziehung der Sudetenländer in das Großdeutsche Reich sind die Arbeitsmöglichkeiten und der Aufgabenkreis der deutschen Forscher sehr wesentlich erweitert worden. Um so mehr ist das Erscheinen dieses geschickt zusammengestellten Heftes zu begrüßen, das zum ersten Male den deutschen Forschern einen bequemen Überblick über die Arbeitsverhältnisse in Böhmen und Mähren darbietet.

Der Inhaber des Lehrstuhles für Ur-, Vor- und Frühgeschichte an der Deutschen Karls-Universität in Prag, L. ZOTZ, skizziert in seinem Beitrag: Forschung und Forscher im Protektorat Böhmen und Mähren, die neuen Aufgaben, die den deutschen und den tschechischen Forschern infolge der Neuordnung gesteckt sind. Der Direktor des Archäologischen Institutes in Prag, Dr. JAROSLAV BÖHM, berichtet sodann über die Einrichtungen seiner Anstalt und weist kurz auf die bereits geleistete und noch zu leistende Arbeit hin. In einem zweiten Beitrag gibt er einen Überblick über die vorgeschichtskundlichen Sammlungen in rund 150 Museen Böhmens und Mährens. B. nennt nur die wichtigsten dieser Sammlungen und deren Mitarbeiter, charakterisiert kurz die jeweiligen Bestände, erwähnt deren Zustandekommen und führt dann die einzelnen Zeitschriften an, die die größeren Heimat- und Stadtmuseen herausgeben. Jiří NEUSTUPNÍ, Kustos am Nationalmuseum in Prag, beschreibt die vorgeschichtliche Abteilung dieser Anstalt und gibt einen zusammenfassenden Tätigkeitsbericht, der erkennen läßt, einen wie umfangreichen Aufgabenkreis die wenigen Beamten dieser Abteilung zu betreuen haben. In gleicher Weise behandelt Doz. JOS. SKUTIL die von ihm geleistete Abteilung für mährische Vorzeit im Landesmuseum in Brünn. Auch diese Darstellung zeigt, welche Fülle von Arbeit von dieser Abteilung bewältigt wurde und welche neue Aufgaben ihr noch gestellt sind.

Über vorgeschichtliche Funde innerhalb des Karpatenbogens berichten W. VLK in Prag und L. Zotz, der einen vorläufigen Bericht über die z. T. mutwillig zerstörten germanischen Fürstengräber von Strasche bei Pystian liefert. Z. beschreibt die erhaltenen Funde und gibt die ihm zugekommenen Photos und Zeichnungen bekannt, um schon jetzt der Wissenschaft die Möglichkeit zu bieten, die wertvollen Gegenstände zu verarbeiten. Z. selbst begnügt sich mit einigen Hinweisen, die die Grundfragen betreffen. Ein Nachruf auf den kürzlich verstorbenen Ordinarius für Vorgeschichte an der Tschechischen Universität, Prof. Dr. Jos. Schráníl und ein ausführliches Verzeichnis des neuesten, meist tschechisch geschriebenen Schrifttums zur Vorgeschichte der Sudetenländer von M. ŠOLLE und ein

solches über das der Slowakei von J. EISNER beschließen das Heft, das L. Zotz zusammenstellte.

**Sborník Velehradský** (Welehrader Sammelschrift). N. F. XI. Welehrad, Archaeologický spolek Starý Velehrad (Archäol. Verein „Alt-Welehrad“), 1940, 120 S., 52 Abb., Karten und Pläne.

Der neue Band dieser vielseitigen Heimatschrift enthält eine Menge kleinerer Berichte und Zusammenstellungen, die namentlich für die böhmisch-mährische Frühgeschichte von Belang sind. ZELNITIUS gibt eine Beschreibung der in Staré Město, Bez. Ung.-Hradisch, gefundenen awarischen Beile und Messer. Er beschreibt auch einige im Welehrader Park vorhandene altslawische Grabhügel. V. HRUBÝ berichtet über weitere altslawische Gräber in St. Město und beschreibt an Hand von Planskizzen eine wenig bekannte vorgeschichtliche Fluchtburg auf dem Holý kopec bei Buchlau. Auch die Zusammenstellung der aus St. Město und Umgebung stammenden Töpfermarken auf altslawischen Gefäßen verdient Beachtung. Eine ausführliche Beschreibung der Ausgrabungen an der Friedhofsmauer in Döřfl, Bez. Ung.-Hradisch, die bedeutsame Einblicke in das mittelalterliche Brauchtum bieten, wäre herauszuheben. Den breitesten Raum nimmt ein vorläufiger Bericht über die paläolithischen Funde aus der Umgebung von Ung.-Hradisch, ein, den J. SKUTIL, gestützt auf zahlreiche Abbildungen, erstattet. Weitere Aufsätze behandeln verschiedene heimatgeschichtliche Themen, die den vielseitigen Sammelband auch weiteren Kreisen interessant und lesenswert erscheinen lassen.

**Numismatické zprávy. Časopis pro sběratele mincí a medailí** (Numismatische Nachrichten. Zeitschrift für Sammler von Münzen und Medaillen). Prag, IV.—VI., 1937—1939.

Die seit 1934 im Umfange von 16 bis 20 Seiten herausgegebene Vierteljahrsschrift, von der eben das 40. Heft erschienen ist, wird von dem Prager Numismatiker KAREL CHAURA herausgegeben. Die sehr wohlfeile Zeitschrift ist in erster Linie, wie schon der Untertitel besagt, für den Münzensammler bestimmt. Sie bietet ihm durch Hinweise auf Ausstellungen, Gelegenheitskäufe, Neuerscheinungen u. a. zuverlässige Informationen, verzeichnet jeweils die neueste Literatur in einer kurzen bibliographischen Übersicht, bringt aber auch eine Reihe kleinerer oder umfangreicherer Aufsätze, die z. T. in mehreren Fortsetzungen erscheinen. Diese Aufsätze behandeln Einzelfragen oder kleine Probleme, aber auch größere Fundberichte fehlen nicht, so daß die Zeitschrift auch dem Forscher unentbehrlich geworden ist.

Aus dem vorliegenden zweiten Bande, der die drei letzten Jahrgänge umfaßt, seien besonders hervorgehoben: F. CACH, Studie über die Krönungsdenare Wratislavs II. und die Denare Boleslavs von Olmütz, J. SKUTIL, Zwei Funde keltischer Münzen aus Ostmähren, und schließlich die Veröffentlichung des wichtigen Münzschatzes von Chaustník, Bez. Tabor, aus dem beginnenden 11. Jh. durch den Herausgeber der Zeitschrift.

**Český časopis historický** (Tschechische Historische Zeitschrift). Hrsg. unter Mitwirkung eines Redaktionskreises von J. ŠUSTA, FR. HRUBÝ, J. KLIK.

Es ist die Zeitschrift des Historický klub (Historischer Klub) und steht dem Pekař-Kreis nahe, ansonsten ist diese Halbjahrschrift zu bekannt, als daß sie einer näheren Einführung bedurfte. Hingewiesen seien hier neben den Aufsätzen an und für sich besonders auf die ausführlichen Besprechungen der geschichtlichen Neuerscheinungen und auf die wertvollen wissenschaftlichen „Mitteilungen“, einer Chronik, die jeweils ein Halbjahr im nachhinein eine vollständige und großangelegte Übersicht über die gesamteuropäische Entwicklung der Geschichtswissenschaften bietet.

Jg. 45 (1939). JOSEF PEKAŘ, Přehled dějin českých (Übersicht über die tschechische Geschichte), S. 1—8. Ein lange verschollener Aufsatz P.s, der in einer amerikanischen Zeitschrift erschienen war. M. E., der beste zusammenfassende Aufsatz über die geschichtliche Entwicklung des tschechischen Volkes; stilistisch und inhaltlich ein Meisterwerk.

FRANTIŠEK HRUBÝ, Luterství a novoutrakvismus v českých zemích v 16. a 17. století (Das Luthertum und der Neuutraquismus in den böhmischen Ländern), S. 31—44.

JOSEF PEKAŘ, Rukopisy se stanoviska historického (Die Handschriften vom geschichtlichen Standpunkt), S. 209—235. — Es handelt sich natürlich um HANKAS Fälschungen, denen der Verf. schon als 20jähriger Student im VIII. Jg. von MASARYKS Atheneum zu Leibe rückte. Der vorliegende Aufsatz ist ein gewaltiges Fragment einer unvollendeten Abhandlung (geschrieben 1935).

FRANTIŠEK HRUBÝ, Kněz Jan Sarkander, moravský mučedník doby bělohorské a jeho legenda (Der Priester Johann Sarkander, ein mährischer Märtyrer aus der Zeit des Weißen Berges und seine Legende), S. 236—271.

Jg. 46 (1940). A. FLOROVSKIJ, Českomoravské a slezské soukenictví a východoevropský trh (Die böhmisch-mährische und schlesische Tuchindustrie und der osteuropäische Markt), S. 1—49. — Ein groß angelegter Aufsatz über ein Stück bedeutungsvollster Wirtschaftsgeschichte mit erschöpfenden Literaturnachweisen.

München.

JOSEF HAHN.

**Reichsgau Sudetenland, Reichsprotectorat Böhmen-Mähren.** Eine Bibliographie mit besonderer Berücksichtigung von Politik und Wirtschaft. Bearbeitet von H. JILEK und FRITZ PRINZHORN, Band 1, Heft 1: Reichsgau Sudetenland. Leipzig, 1940, 35 S. Als Manuskript gedruckt.

Das vorliegende Heft, das 1238 Nummern umfaßt, bezieht sich in manchem auf das Deutschtum der Slowakei und geht daher die Südostforschung auch unmittelbar an. Aus dem kultur- und volkswissenschaftlichen Bereich fehlten einige Literaturangaben. Eine Auswertung der SODF. vermischen wir. Nr. 141 bezieht sich auf die ungarische Stadt Erlau (madj. Eger).

R.

**Prexl, Maria: Wortgeographie des mittleren Böhmerwaldes** (Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern, Heft 7), R. M. Rohrer, Brünn und Leipzig, 1940, XII und 63 S. + 78 Karten.

In der bekannten Buchreihe zur sprachlichen Volksforschung des Sudetenraumes erschien mit dem vorliegenden Heft die erste Arbeit, die sich wortgeographisch mit einem rein bairischen Gebiet beschäftigt, mit dem mittleren Böhmerwald von Neuern bis Prachatitz. Bereits 1938 hatte ich in größerem Zusammenhang („Untersuchungen zur landwirtschaftlichen Wortgeographie in den Sudetenländern“) darauf gewiesen, daß die wortgeographischen Grenzlinien in der Regel senkrecht zum Gebirgszug verlaufen und daß eine starke wortgeographische Dynamik sowie eigenwüchsige Wortbildungen hier zu finden sind. Die Verf.n hat den Stoff selbst zusammengetragen und im Hauptteil des Heftes in kurzen, den Bezeichnungen für je einen Begriff behandelnden Abschnitten bearbeitet, ohne sich meist weiter auf Etymologien und Beziehungen, die in den Rahmen „Wörter und Sachen“ gehören, einzulassen. Im historischen Teil wird zunächst knapp der Geschichte des Gebietes gedacht und dann sind die Daten zur kirchlichen Gliederung zusammengestellt. Hier wird besonders deutlich, daß der Verf.n die Gabe abgeht, räumlich zu sehen, wie denn auch der geschichtliche Teil viele Einzelangaben bringt, ohne daß aber die Territorienbildung und damit zusammenhängend die Besiedlung gut erkennbar würde. Deshalb steht auch der zusammenfassende Abschnitt („Ergebnisse“) nicht im rechten Verhältnis zur Fülle des aufbereiteten Stoffes und der zahlreichen Wortkarten. Die ausgezeichnete, weitgehend auf der Grundlage der Siedlungsformen aufbauende Prager Dissertation von WILDER über die Besiedlung des Böhmerwaldes ist von der Verf.n benützt worden, ohne daß freilich die Ergebnisse mit den Tatsachen der eigenen Arbeit zu einem volkstumsgeographischen Bild zusammengefaßt wurden.

Z. Zt. bei der Wehrmacht.

HERBERT WEINELT.

**Dinklage, Karl: Zur ältesten Besiedlungsgeschichte des Egerlandes.** Heimat und Volk. Amtliches Nachrichtenblatt der Wörterbuchkommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München, XVI (1938), S. 329—336.

Der Verf. versucht an Hand von Ortsnamen und einzelnen Bodenfunden zu zeigen, daß die bisherige, auf den Ortsnamenforschungen von ERNST SCHWARZ beruhende Ansicht, die Eindeutschung des Egerlandes sei erst von der Mitte des 12. Jh.s vor sich gegangen, entgegenzutreten. Diese Frage ist jedoch in Bausch und Bogen nicht einfach zu lösen, da außer den vom Verf. herangezogenen „slawischen“ Gräberfunden von Eger und Oberlohma noch weitere Funde aus Honnersdorf, Mühlgrün und Trebendorf auf Alter und Herkunft zu untersuchen wären, eine Beurteilung, die solange auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen wird, solange nicht der frühgeschichtliche Fundstoff des angrenzenden Bayerns vollständig veröffentlicht ist. Mit Spannung werden daher die vom Verf. angekündigten Schriften erwartet, die die Lücke ausfüllen sollen. Auch hinsichtlich der Ortsnamen selbst bestehen noch Unklarheiten, die einer Sonderbearbeitung wert wären.

**Svoboda, B. V.: Pardubický kraj v pravěku** (Die Pardubitzer Gegend in der Urzeit), Sborník města Pardubic (Sammelschrift der Stadt Pardubitz). Pardubitz, Selbstverlag, 1940, S. 14—25.

Der dem Andenken des Heimatforschers V. DIVIŠ gewidmete Aufsatz bringt eine kurze Forschungsgeschichte und bietet eine volkstümliche Zusammenfassung der bisher in der Umgebung von Pardubitz bekannten vorgeschichtlichen Funde.

**Vašica, Josef: Slovanská bohoslužba v českých zemích** (Slawischer Gottesdienst in den tschechischen Ländern). Prag, Verlag „Vyšehrad“, 1940, 32 S.

Die kleine Broschüre entstand aus den Rundfunkvorträgen des Verfassers. Trotz des populären Charakters wird die Darstellung Vašicas auch für einen fachwissenschaftlich interessierten Leser nicht ohne Bedeutung sein. Von den vier Vorträgen, die hier vereinigt sind, betrifft der erste die Tätigkeit ZYRILLS und METHODS im Mährischen Reich, der zweite — die Zeit des Hl. WENZEL, der dritte, das Sázava-Kloster und der vierte — das Emauskloster in Prag. Alle vier Vorträge werden die Leser der SOF. interessieren. Der Verf. konnte natürlich in dem engen Rahmen seiner Vorträge nicht auf die Streitfragen eingehen und seine Darstellung ist in manchem zu dogmatisch und wird nicht von allen anerkannt werden können. Doch sind die einzelnen Tatsachen ausgezeichnet zu einem Gesamtbild zusammengefügt. Neu ist in der Darstellung vor allem der auf den neuerlichen Entdeckungen des Verf.s selbst beruhende Hinweis auf die Liturgie Petri bei den Slawen (vgl. meine Besprechung der beiden diesbezüglichen Schriften V.s in der SOF.) und die damit verbundene Erklärung der sog. „Kiever Blätter“. Nicht teilen kann ich die Ansicht, daß das polnische Lied „Bogurodzica (oder „Bogarodzica“) dziewica“ in seiner ursprünglichen Gestalt kirchenslawisch war: der Verf. baut hier auf den Arbeiten Birkenmajers (vgl. besonders Birkenmajers Buch „Bogarodzica dziewica“. Lemberg 1938), die jedoch m. E. keinen zwingenden Beweis dieser These erbracht haben.

Halle a. d. S.

D. TSCHIŽEWSKIJ.

**Zatschek, Heinz (Hrsg.): Die Reichsuniversität in Prag.** Studien zu ihrer Geschichte bis 1409. Brünn, Leipzig, Wien, Rudolf M. Rohrer (1940), 48 S., 7 Taf.

Die vorliegende, von Schülern Z.s veranstaltete Untersuchung beschäftigt sich mit der Gründungsurkunde der Prager Universität, der nationalen Zusammensetzung ihrer Studenten im 14. Jh. sowie mit dem Anteil Prager Studenten an deutschen Universitäten am Ausgang des 14. und zu Beginn des 15. Jh.s. Von den Ergebnissen der Arbeit ist hervorzuheben der Nachweis, daß die Prager Universität von Karl IV. nicht in seiner Eigenschaft als König von Böhmen, sondern als römischer König für das gesamte Reichsgebiet gegründet worden ist. Der nationalen Zusammensetzung ihrer Studenten nach ist die Universität Prag als deutsch anzusprechen „deutsch weder nach dem Wunsch des Stifters noch nach der Vortragsprache, sondern weil Lehrer und Hörer in überwältigender Mehrzahl Deutsche gewesen sind. Reichsuniversität, weil sie von dem römischen König gestiftet und aus allen Teilen Deutschlands nördlich der Alpen besucht worden ist“ (S. 47).

F. V.

## IV. Slowakei

**Elán. Organ des Verbandes der slowakischen Schriftsteller.** Redigiert von JÁN SMREK.

Die Zeitschrift (monatl. Erscheinen) wurde 1929/30 gegründet, stand also 1939/40 im X. Jg. Als Fachorgan des slow. Dichterverbandes dient sie — und zwar in ausgezeichneter Weise — vor allem künstlerischen Fragen, doch finden sich daneben mehrere wertvolle kulturpolitische Abhandlungen, deren Kenntnis für jeden an der geistigen Gesamtentwicklung des slowakischen Volkes Interessierten, wichtig ist. Nicht vergessen sei auch der Bestrebungen des Elán, Kulturvermittler zu sein; sie äußern sich u. a. in zahlreichen Übertragungen, bes. aus unserem zeitgenössischen Schrifttum.

1. ANDREJ MRÁZ, Starost' o kultúru (Sorge um die Kultur). 1./2. H., S. 1—3.

2. EMIL BOLESLAV LUKÁČ, Výmena duchovných produktov (Der Austausch der geistigen Produkte). S. 27.

3. RUDO BRTÁŇ, Príspevok o počiatkoch spolupráce Slovákov s Horvatmi (Beitrag über die Anfänge der Zusammenarbeit der Slowaken mit den Kroaten). 3. H., S. 5.

4. JÁN STANISLAV, Mali Slováci účasť na staroslovienskej literatúre? (Hatten die Slowaken Anteil an der altslowenischen Literatur?) 4. H., S. 5 f. — Verf. bejaht die Frage in Anlehnung an den „De conversione Bagoariorum et Carantanorum ibellus“ (a. d. J. 871).

5. RUDO BRTÁŇ, Problémy pôvodnosti slovenských ľudových prísloví, piesní a poviestok (Probleme der Ursprünglichkeit der slowakischen Volkssprichwörter, -lieder und -sagen). 6. H., S. 7 f. — Im Gegensatz zur slowakischen Volkssprache, die trotz eifriger Säuberungsarbeit immer noch mit vielen Fremdkörpern vermischt gesprochen wird, stellt Verf. fest, daß dieses bei den oben aufgezählten Kategorien der eigentlichen Volkskultur nicht so sehr in Erscheinung tritt, wenigstens vom sprachlichen Standpunkt nicht. Der Herkunft nach sind aber auch hier viele fremde Einflüsse festzustellen. Eingehender werden die Sprichwörter behandelt (auch vom sprachlichen Stand); dazu auch viel ältere Literaturangaben, bes. Erst- und Frühdrucke.

München.

JOSEF HAHN.

**Varsik, Branislav: Die slowakisch-magyarische ethnische Grenze in den letzten zwei Jahrhunderten.** Preßburg 1940, 107 S.

Bereits vor längerer Zeit habe ich in der Besprechung einer Arbeit von ALOIS KOVÁTS bemerkt, daß hinsichtlich der slowakisch-madjarischen Volksgrenze auch der slowakische Standpunkt dargelegt werden möge (SODF. IV (1939). Vorliegende Arbeit V.s macht uns nunmehr mit der slowakischen Auffassung in jenem Fragenbereich vertraut. Ohne auf der ganzen Linie zu endgültigen Ergebnissen zu gelangen oder diese auch nur anzustreben, beruht der Wert von V.s Arbeit darin, daß sie unser Wissen in diesen Fragen erheblichst erweitert und zu einer eingehenderen Untersuchung die notwendigen Unterlagen und Anregungen bietet. Für grundsätzlich wichtig halte ich den Hinweis des Verf.s, daß eine Klarheit über den nationalen Charakter jener Gegenden nur dann erreicht werden kann, wenn man die gesamten älteren Volkszählungen (seit 1880) sowie die übrigen, mehr indirekten Zeugnisse über die nationale Zusammensetzung aus der Zeit vor 1880 heranzieht. Jedenfalls von großer Bedeutung ist schließlich der Hinweis des Verf.s, daß die Arbeit von IGNAZ ACSÁDY „Ungarns Bevölkerung im Zeitalter der pragmatischen Sanktion 1720/21“ (madjarisch), in ihren Angaben über die nationale Zusammensetzung der einzelnen Gemeinden unzuverlässig ist, da Acsády die Nationalitätenbestimmungen der einzelnen Namen mangelhaft bzw. oft völlig falsch durchführte. Damit ist diese an sich so wichtige Quelle für die Nationalitätenverhältnisse des Jahres 1715 und 1720 für den größten Teil des ungarischen Staatsgebietes entwertet worden. Eine berichtigte Ausgabe wäre von dringender Wichtigkeit. Ansätze dazu bietet auch der Verf. (S. 94 ff.). Überhaupt wird es notwendig sein, die Nationalitätenverhältnisse des alten Ungarn durch namensanalytische Untersuchungen im einzelnen genauer als bisher festzustellen.

F. V.

**Bakoš, Mikuláš: Vývin slovenského verša** (Entwicklung des slowakischen Verses). Verlag von „Matica Slovenská“ (in der Reihe „Spisy literarnohistorického odboru Matice Slovenskej“, Heft 1). Turč. sv. Martin, 1939, 141 + 3 unn. S.

Die vorliegende ausgezeichnete Arbeit behandelt die Geschichte des slowakischen Verses im Laufe der 100 Jahre, die seit der Entstehung der modernen slowakischen Literatursprache vergangen sind. Die theoretische Grundlage der Schrift ist nicht originell: der Verf. stützt sich im großen und ganzen auf die grundlegenden Arbeiten des tschechischen Theoretikers Prof. J. MUKAŘOVSKÝ, dessen Schüler er war. Das vermindert aber keinesfalls die Bedeutung der Arbeit B.'s. Denn das Slowakische hat wesentlich andere Quantitätsverhältnisse als das Tschechische; auch die Beziehung der slowakischen Kunstdichtung zur Volksdichtung war eine wesentlich andere als bei den Tschechen, worauf in den letzten Jahren S. KRČMÉRÝ und H. BARTEK hingewiesen haben. So mußte der umfangreiche Stoff, der dem Verf. zur Verfügung stand, wenn auch nach den theoretischen Grundsätzen Mukařovskýs, so doch durchaus selbständig verarbeitet werden.

Der Verf. zeigt sich hier als ein seiner Aufgabe durchaus gewachsener Forscher: er hat sich die Mühe genommen, die slowakische Versdichtung des 19. und 20. Jh.s nicht etwa in einzelnen Proben, sondern — mindestens bei den bedeutenden Dichtern — vollständig durchzuarbeiten; er vermag seine Ergebnisse klar und plastisch darzustellen, ohne sein Buch mit Kleinigkeiten zu belasten. So kann seine Arbeit als ein gutes Nebenstück zu den Arbeiten Mukařovskýs über den tschechischen, HRABÁKs über den altpolnischen Vers gestellt werden, und die Gemeinsamkeit der theoretischen Grundlagen dieser Arbeiten wird es besonders leicht machen, die Ergebnisse der Arbeit dieser Forscher auf verschiedenen Gebieten miteinander zu vergleichen.

Der Verf. beginnt mit der knappen, aber klaren Darstellung der „modernen Verstheorie“ (S. 7—13), unterzieht einer eingehenden Kritik die bisherigen Arbeiten und Urteile über den slowakischen Vers, die Arbeiten von A. TRUHLÝ-SITNIANSKÝ (1873), J. VLČEK (1890), T. MILKIN (1890), J. PODHRADSKÝ (1890), ST. KRČMÉRÝ (1931), H. BARTEK (1935) und P. REPTIŠ (1936), um ihre Unzugänglichkeit in einer wirklich souveränen Art nachzuweisen (14—33) und formuliert seine Ansichten über die „sprachlichen Grundlagen“ des slowakischen Verses (34—38). Die Entwicklung des slowakischen Verses teilt der Verf. in drei Perioden, die sich aus der Stoffanalyse ergeben haben, diese Perioden bezeichnet er mit den Namen der für sie charakteristischen Dichter: ŠTŮR, HVIEZDOSLAV und KRASKO. Die rhythmische Struktur des Verses der Zeit Štúrs und Hviezdoslavs behandelt er in demselben Kapitel (IV, 39—87), um die beiden Arten im nächsten Kapitel (88—96) einander gegenüberzustellen. Dieser Vergleich läßt ihn als „Konstanten“ des Verses der Schule Štúrs folgende Elemente feststellen: 1. gleiche Silbenzahl der Verse, 2. Diereze in der Mitte des Verses, 3. die unbetonte letzte Silbe, 4. Reime a/a/b/b usf. Dagegen tritt als Konstante des Verses der Hviezdoslavzeit die Nichtbetonung der „leichten Silben“ des Verses. Mit anderen Worten tritt als das konstitutive Element des Verses in der Schule Štúrs die Satzintonation, in der Schule Hviezdoslavs die Betonung hervor. Diese Charakteristik wird durchaus durch die Tendenzen, die die beiden Versarten aufweisen, unterstützt: in der Schule Štúrs sind folgende rhythmischen Tendenzen: 1. Betonung auf der 1. Silbe, 2. leichte Tendenz zu der Anordnung der Wortbetonungen, 3. Tendenz zu dem Zusammenfallen der Vers- und Satzgliederung, während die Schule Hviezdoslavs folgende rhythmische Tendenzen kennt: 1. die Betonung der „schweren Silben“, 2. Tendenz zu der Verwischung der Halbverse, 3. Tendenz zur Unterscheidung der Satz- und Versgliederung. Man darf wohl dem Verf. das Recht geben, wenn er den Vers der Štúr-Schule als „Gesangsvers“ und den der Hviezdoslav-Schule als „deklamatorischen Vers“ bezeichnet. Im großen und ganzen wird damit die alte Unterscheidung des „syllabischen“ und „syllabo-tonischen“ Vers getroffen, wenn diese alte Unterscheidung natürlich gegenüber der vom Verf. gegebenen Analyse als blaß und nichtssagend erscheint und wenn diese alten Bezeichnungen etwa für den russischen oder ukrainischen Vers einen ganz anderen Gehalt haben. Vielleicht ist in manchem Punkte nicht die letzte Klarheit erlangt (schon nachdem dieses geschrieben wurde, ist die Besprechung des Buches Bakoš's von J. Hrabák bekannt geworden, in der solche Zweifel bei aller Anerkennung der Leistung des Verf.s geltend gemacht werden, und auf die ich hier verweisen möchte — sie steht in „Slovo a slovesnost“, VI (1940),

3, 159 ff.), aber im ganzen muß man diese Charakteristik als eine erschöpfende und zutreffende bezeichnen. — Im weiteren Kapitel (VI) wendet sich der Verf. der Zeit Kraskos zu und gibt hier die Untersuchung, die bis in die heutige Zeit reicht. Hier treten die Hauptzüge nicht mit solcher Klarheit hervor wie in den beiden vorhergehenden Zeitabschnitten — es gelingt doch meist der Forschung nur schwer, die Erscheinungen der jeweiligen Gegenwart in Begriffe zu fassen. Jedenfalls bietet auch dieses Kapitel (97—117) viel interessanten Stoff und arbeitet mindestens die Entwicklungstendenzen sehr klar heraus: der Entwicklung vom „syllabo-tonischen“ Vers zum „freien Vers“, der Vers der Krasko-Zeit kehrt in gewissem Sinne zur Tradition der Štúr-Zeit zurück, indem wieder der Satzintonation größere Bedeutung zukommt; der konsequente „Syllabismus“ der Štúr-Schule wird jedoch nicht mitgemacht, vielmehr steht der Vers Kraskos und seiner Zeit mit seiner schwankenden Silbenanzahl im schroffen Gegensatz zu dem Vers der beiden vorhergehenden Epochen der slowakischen Versdichtung. Leider zu kurz sind das letzte Schlußkapitel „Zusammenfassung und Schluß“ (118—120) und die beiden — die deutsche und die französische — Zusammenfassungen (121 bis 126): gerade die wichtigsten konkreten Feststellungen des Verf.s sollten in diesen Zusammenfassungen nicht fehlen. Das Buch schließt ein eingehender Index ab.

Mit dem Buch B.s ist natürlich noch nicht das letzte Wort über die Entwicklung des slowakischen Verses gesagt. In manchem Punkt hätte man aber vom Verf., und zwar in diesem Buche, das nähere Eingehen auf die sich ihm bietenden Probleme erwartet. Vor allem da B. sich nicht nur auf die sozusagen „phänomenologische“ Beschreibung der verschiedenen slowakischen Versarten beschränkt, sondern auch die genetischen Zusammenhänge zwischen diesen Versarten behandelt und sonst auf die literaturgeschichtlichen Zusammenhänge eingeht, hätte man von ihm erwarten dürfen, daß er auch die Frage nach dem Vers der tschechischen Versuche der Schule Štúrs behandelt (die von diesem Standpunkte aus nur ungenügend in dem wertvollen Buch M. PIŠŮTS besprochen ist — vgl. die Besprechung in SOF. IV, 2, 421): die Frage, ob der Gebrauch des Slowakischen die rhythmischen Eigenschaften des Verses der Štúr-Schule bedingt hat, oder aber ob die zahlreichen Vertreter der Schule, die schon früher als tschechischschreibende Dichter aufgetreten sind, auch tschechisch in gleicher Art gedichtet haben, hat ein großes Gewicht. Nicht ohne Bedeutung wäre auch das Eingehen auf die Tradition der (biblisch-tschechischen) geistlichen Dichtung in der Slowakei. Doch auch in dieser Gestalt ist das Buch B.s (übrigens der erste größere wissenschaftliche Versuch des Verf.s) außerordentlich aufschlußreich, und wenn der Verf., wie gesagt, den Arbeiten seiner Vorgänger in sehr vielem folgt, vermochte er doch eine für den slowakischen Vers grundlegende Untersuchung zu schaffen.

Halle a. d. S.

D. TSCHIŽEWSKY.

**Osuský, S. Št.:** *Prvé slovenské dejiny filozofie* (Die erste slowakische Philosophiegeschichte). Lipt. sv. Mikuláš, Verlag „Tranoscius“, 1939, 426 S., 6 unnummerierte.

Das Erscheinen der ersten Philosophiegeschichte in der slowakischen Sprache verdient vermerkt zu werden. Der Verf., ein evangelischer Theologe und Bischof der lutherischen Kirche in der Slowakei, ist schon mit einer Reihe interessanter Arbeiten über die Geschichte der Philosophie in der Slowakei hervorgetreten, von denen besonders das dreibändige Werk über die philosophischen Ansichten L. ŠTŮRS und seiner Freunde besondere Beachtung verdient (vgl. meine eingehende Besprechung in der Zeitschrift für slav. Philologie, XII [1936], S. 423—435). Es ist natürlich, daß der Verf. auch in diesem Buche der Philosophie bei den Slowaken, ja auch bei den anderen slawischen Völkern, genügende Aufmerksamkeit schenkt, und daß seine Darstellung in diesen Kapiteln nicht nur als ein Lehr- und Lesebuch interessant ist, sondern auch als eine Zusammenfassung seiner eigenen wissenschaftlichen Studien besondere Aufmerksamkeit verdient.

Die Philosophie vor KANT ist auf den ersten 200 Seiten des Buches — also recht knapp — abgehandelt. Die S. 201—324 sind der Philosophie seit Kant bis zur Gegenwart gewidmet. Für eine so knappe Darstellung standen dem Verf. zwei Möglichkeiten offen, die beide ihre Vorteile und ihre Nachteile haben: der Verf. könnte sich auf einige wenige Namen der bedeutendsten Philosophen beschränken

und ihre Lehren dann etwas eingehender darstellen. Der Verf. wählte eine andere Möglichkeit, vor allem für die Schilderung der Philosophie unserer Zeit: er versucht von jeder Zeit ein möglichst vielseitiges Bild zu entwerfen und nach Möglichkeit alle irgendwie bemerkenswerten Denker in den Umkreis seiner Betrachtung hineinzuziehen. Das Lehrbuch wird dadurch auch als ein Nachschlagewerk benutzt werden können, dafür aber war der Verf. vielfach gezwungen, wortkarg zu bleiben, auch dort, wo es sich um die philosophischen Erscheinungen ersten Ranges handelte: vor allem die nachkantische Philosophie ist in manchem sehr flüchtig dargestellt. Hätte aber der Verf. den entgegengesetzten Weg gewählt, so hätte sein Lehrbuch natürlich auch manches verloren: der Studierende und der Leser müßten vielleicht ziemlich oft zu den fremdsprachigen Quellen greifen, um sich die Auskunft über die Philosophen zweiten Ranges zu holen.— Zu diesem Teil möchte ich nur bemerken, daß der Verf. vielfach etwas veraltete oder ungenaue Daten angibt, manche Jahresdaten sind falsch. Als einen direkten Fehler möchte ich nur vermerken, daß FRANZ BRENTANO natürlich keinesfalls als ein „Anhänger Husserls“ (S. 274) bezeichnet werden kann, Brentano war auch 20 Jahre älter als HUSSERL und wurde auch nach dem Auftreten Husserls kaum merklich von ihm beeinflusst. Unvorsichtig ist natürlich die Ableitung des ganzen modernen „Individualismus“ (NIETZSCHE inbegriffen) von der Hegelschen „Linken“ (S. 276): Nietzsche hat von der „Linken“ gewisse Anregungen empfangen, aber ein Hegelianer ist er nie gewesen (ich möchte das hier um so eher betonen, als ich selbst den Verbindungen Nietzsches mit Hegel eine Studie gewidmet habe: „Revue d'histoire de la Philosophie“, III, 1929). Man könnte auch manchen der wenig bedeutenden Denker der letzten Jahrzehnte hier entbehren, und mancher könnte in einem anderen Kapitel besser untergebracht werden. Doch beeinträchtigen solche kleinere Unebenheiten keinesfalls das Ganze des Buches, das durchaus dem Ziel entspricht, das sich der Verf. gestellt hat: einen Leitfaden für die Philosophiegeschichte zu bieten, der gleichzeitig auch als ein Nachschlagewerk dienen könnte.

Etwas eingehender möchte ich hier von den Kapiteln sprechen, die die Philosophie der slawischen Völker behandeln (325—413). Fast 100 Seiten sind diesem Thema gewidmet, und so ist das Buch O.s eines der wenigen Darstellungen dieses Gebietes in der Weltliteratur. Besonders hervorzuheben ist natürlich der Teil, der der slowakischen Philosophie gewidmet ist und der ausschließlich auf den eigenen Studien des Verf.s beruht (S. 377—413). Diese Seiten sind von grundlegender Bedeutung für die slowakische Geistesgeschichte. Der Verf. faßt hier nicht nur seine früheren Arbeiten zusammen, sondern bietet eine zusammenhängende Darstellung, die mit dem Mittelalter beginnt. Für das Mittelalter kann der Verf. eine Reihe Gelehrter aus der Slowakei (von ihrer völkischen Zugehörigkeit kann man meist nichts sagen, wie das im Mittelalter so oft der Fall ist) nennen, die an den Universitäten Wien und Krakau tätig waren. Die Humanisten aus der Slowakei waren auch fast ausschließlich außerhalb des Landes tätig. Recht mannigfaltig sind die Angaben über die philosophischen Vertreter des 17. Jh.s; der Verf. bezeichnet hier den Vertreter der Schule von Eperies, J. BAYER, als einen Anhänger von BACON, seinen Kollegen, ELIAS LADIVER, als einen Platoniker; ich weiß nicht, ob wir Grund haben, an den Zeugnissen der älteren Philosophiehistoriker zu zweifeln, die die beiden zu den Anhängern des COMENIUS zugezählt hatten (was die Einflüsse Bacons bzw. PLATOS nicht ausschließt); die (gedruckten) Werke beider gehören leider fast alle zu den seltensten in der Literatur des 17. Jh.s. Auch die Angaben über die katholische und aufklärerische Philosophie des 18. Jh.s sind sehr interessant, wenn auch, wie immer sehr kurz; hier darf man allerdings vielleicht manche Vertreter nicht ganz mit Recht als „Aufklärer“ bezeichnen (so etwa Augustin DOLEŽAL mit seinem von LEIBNIZ beeinflussten Theodicee-Drama). Über die Anhänger des früheren deutschen Idealismus (KOLLÁR, KUZMÁNY) führt uns der Verf. zu den Kapiteln über L'UDOVÍT ŠTÚR und seine Freunde und Anhänger — hier haben wir es zum Teil mit der Zusammenfassung der schon veröffentlichten Arbeiten des Verf.s zu tun. Selbst die philosophischen Schriftsteller der Gegenwart sind kurz geschildert.

Weniger eingehend sind die Kapitel über die philosophische Entwicklung der anderen slawischen Völker, aber auch hier haben wir offensichtlich vielfach Ergebnisse der eigenen Lektüre und des Nachdenkens des Verf.s. Ich möchte hier auf manche Fehler hinweisen, die alle nicht bedeutend sind, aber doch verbessert werden müssen. Am ausführlichsten ist die russische Philosophie (mit welcher auch

die ukrainische verbunden ist) behandelt, wobei den Löwenanteil die beiden großen Dichter, DOSTOJEWSKIJ und TOLSTOJ haben. Als einen allgemeinen Mangel empfindet man das Fehlen, wie hier so auch in den Kapiteln über die Südslawen, der wenn auch kurzen Angaben über die Anfänge der philosophischen Übersetzungsliteratur, die es doch schon im 11. Jh. gab. Der Verf. beginnt aber meist mit der philosophischen Literatur im engeren Sinne des Wortes. — Was die russische und ukrainische Philosophie betrifft, so ist es nicht ganz richtig, daß die theologischen Schulen des 17. Jh.s die Philosophie ausschließlich im Geiste der östlichen Kirchenväter pflegten (auch ARISTOTELES spielte eine beträchtliche Rolle, aber auch die moderne Philosophie war bekannt, was der Verf. aus meinem Buch, das er erwähnt, erfahren könnte). Die Daten der Gründung der beiden theologischen Schulen in Kyjiv und Moskau beruhen auf irgendeinem Mißverständnis, denn die beiden sind falsch (S. 325). Bei SKOVORODA hätte ich nicht von einer rationalistischen Seite gesprochen (326), was ich in meinen Arbeiten genügend begründet habe, — er ist ein reiner Vertreter der Mystik. N. NOVIKOV hat vor allem die mystische Literatur verbreitet (zu S. 326). Ganz gut sind die Darstellungen der Gedankengänge Dostojewskijs und Tolstojs. Der völlig unbedeutende I. DAVYDOV (337) dürfte fehlen, dagegen gab es in Rußland andere erwähnenswerte Schellingianer (vgl. die neue gute Arbeit von W. SETSCHKAREW: Schellings Einfluß auf die russische Literatur ... Lpz. 1939). JURKEVYČ hieß Pamfil (nicht Pavel!) und war keineswegs von Hegel beeinflusst (337). Aus irgendeiner Quelle stammt die neuerdings überall vorkommende Behauptung, daß der Fürst E. TRUBEKOJ der Neffe von S. TRUBEKOJ war (242), was aber nicht stimmt, denn die beiden waren Brüder. Ein Irrtum ist es, wenn der Verf. I. LAPŠIN als einen Phänomenologen bezeichnet (seltsamerweise in den Zeilen, die mir gewidmet sind! S. 345). Eingehend wird auch die politische Philosophie behandelt, und zwar die slawophile wie die radikale. — Im kurzen Kapitel über Polen (356—362) muß man auf einen zur Tradition gewordenen Fehler hinweisen: auf die Vereinigung der sog. „Messianisten“ zu einer Einheit; in Wirklichkeit ist HOENE-WROŃSKI (357) ein Kantianer und das Wort „Messianismus“ bei ihm hat nichts mit dem späteren Gebrauch dieses Wortes zu tun, die Elemente des nachkantischen deutschen Idealismus bei ihm sind übrigens sehr schwach; die zweite Gruppe bilden die Anhänger des deutschen Idealismus; eine ganz unabhängige Richtung wird von dem bis jetzt rätselhaften Mystiker A. TOWIAŃSKI und seinen Jüngern vertreten (359), — Einflüsse von SWEDENBORG und von den deutschen Eschatologen des 18. Jh.s (BENGEL, OETINGER) sind bei Towiański sehr möglich, aber schwer nachweisbar; bei dem Verf. sind diese drei Gruppen völlig durcheinander geworfen. — Zu kurz sind die Daten über die südlichen Slawen (362—366); hier möchte man mindestens BOŠKOVIČ eingehender behandelt sehen. — Ausführlicher ist die Darstellung der Philosophie bei den Tschechen (366—377), die allerdings für die neuere Zeit bloß die Aufzählung der Namen bietet; auf einen Fehler möchte ich jedenfalls hinweisen: COMENIUS war keinesfalls von BISTERFELD abhängig (367), vielmehr war Bisterfeld ein ziemlich unselbständiger Anhänger des Comenius; auch von der Abhängigkeit Comenius' von DESCARTES kann man nicht sprechen; die Titel der Werke des Comenius sind übrigens vielfach in einer mißverständlichen Form angegeben („Pansophia“ 1643 — die ganze Pansophie erschien doch bis heute noch nicht, die Ausgabe wird von mir an Hand der von mir 1935 entdeckten Handschrift erst vorbereitet; 1643 erschien aber nur ein kleines einleitendes Werk „Pansophiae diatyposis“; „Panaugia“ 1677 — das Erscheinungsjahr der „Panaugia“ ist unbekannt, sie erschien aber mit zwei anderen Teilen der Pansophie zusammen).

Man könnte vielleicht bei der nächsten Ausgabe auch einige andere Kleinigkeiten verbessern. In dieser Form wird das Buch dem slowakischen Leser durchaus nützlich sein, und einem nicht-slowakischen Leser kann man mindestens den letzten Teil, von dem wir hier vorwiegend gesprochen haben, empfehlen.

**Mráz, Andrej: Gavlovičova škola kresťanská** (Die „Christliche Schule“ von Gavlovič). Preßburg, Verlag „Slovenská učena spoločnosť“ („Historia litteraria slovacá“, Heft I), 1940, Groß-8°, 60 S.

Von den literarischen Werken des slowakischen Franziskaners HUGOLIN GAVLOVIČ war bis jetzt vor allem seine „Valaská škola“ bekannt, ein Hirten-Poëm mit

moralisierend-belehrendem Einschlag, das 1830/31, also 75 Jahre, nachdem es geschrieben wurde, in Tyrnau im Druck erschienen ist (vgl. die Arbeit J. HEIDENREICH'S „Valašská škola“ in „Sborník Matice Slovenskej“ 1935). Bis jetzt beinahe unbekannt blieb die zweite handschriftlich erhaltene umfangreiche Dichtung „Škola krestanská“ (im Archiv des slowakischen Nationalmuseums in Turč. sv. Martin), auf die, wie es scheint, zuerst der bekannte Comenius-Forscher und Kirchenhistoriker, J. KVAČALA, aufmerksam geworden ist.

Das Verdienst des Preßburger Literaturhistorikers Prof. Dr. A. MRÁZ, ist es, dieses interessante Werk der slowakischen Literatur erstmalig in der vorliegenden Arbeit behandelt zu haben. „Škola krestanská“ (wir kürzen weiter: SK.) gehört ihrem Inhalt nach zu den zur Barockzeit so verbreiteten Schriften über die „vier letzten Dinge“: in der deutschen Barockliteratur hat bekanntlich die schönste dichterische Bearbeitung dieses Themas ANGELUS SILESIIUS gegeben. SK. umfaßt 4 Teile mit insgesamt 1152 12zeiligen Strophen im 14silbigen Versmaß. Das Werk wurde 1758 vollendet und ist sogar von der Zensur genehmigt worden, doch kam es damals nicht zum Druck. Das Thema hat den slowakischen Franziskaner, wie es scheint, besonders interessiert, — denn von ihm ist auch eine lateinische Bearbeitung erhalten (handschriftlich) „Aeternitas et quatuor novissima“ und ein (erst 1777 abgeschlossenes) slowakisches Traktat (ebenfalls nur handschriftlich).

Prof. Mráz bietet in der vorliegenden Arbeit zunächst eine Übersicht des Inhalts der Handschrift, die außer dem Poëm selbst auch drei dichterische Einführungen enthält; dann versucht er, das Werk in die literarische Entwicklung einzuordnen, seinen dichterischen Stil zu kennzeichnen und seine Quellen festzustellen. Da das Werk erstmalig erschlossen ist, erfahren wir natürlich aus den Darlegungen des Verf.s über alle diese Fragen außerordentlich viel Neues; dieser neue Stoff wird eine neue Darstellung der slowakischen Barockliteratur sehr bereichern. Am besten gelang es dem Verf., den Ideengehalt und die formellen Elemente des Werkes herauszuarbeiten und darzustellen. Weniger überzeugend erscheint mir derjenige Teil seiner Arbeit, welcher den Quellen Gavlovičs gewidmet ist; vielleicht bietet hier der Verf. nur seine vorläufigen Ergebnisse. SK. gehört zu einer so beliebten und in der slawischen und nichtslawischen Literatur verbreiteten Art der Dichtungen, daß man nur nach langem Suchen vielleicht zu mehr oder weniger sicheren Ergebnissen kommen kann. Der Verf. mißt zu große Bedeutung den Anmerkungen Gavlovičs selbst bei: diese Anmerkungen weisen auf die Kirchenväter, auf die antiken Dichter und Denker, nur selten auf die neuere theologische Literatur hin; solche Anmerkungen zu den geistlichen Barockdichtungen sind aber vielfach bloß ein äußeres nachträglich angelegtes Beiwerk; die wirklichen Quellen des Barockdichters muß man anderswo suchen. In unserem Falle war das die beliebteste lateinische und neusprachliche Literatur über die vier letzten Dinge. Ich glaube nicht, daß Gavlovič das verwandte Werk des Angelus Silesius kannte (ein Vergleich mit diesem sehr typischen und dichterisch hochwertigen Werke könnte in jedem Falle von Interesse sein); Heidenreich kann allerdings (a. a. O.) Gavlovičs Bekanntschaft mit der „Trutz-Nachtigall“ SPEES zeigen, deren Einfluß Heidenreich aber meiner Meinung nach überschätzt, — doch Gavlovič kannte wohl nur die tschechische Nachdichtung von KADLINSKÝ. Viel wichtiger ist eine kleine Notiz, die M. nicht näher beachtet hat; das ist der Hinweis Gavlovičs auf „Stanihurstus“ — Stanyhurst ist der Verf. eines der beliebtesten Werke über die vier letzten Dinge: „Veteris hominis per expensa quatuor Novissima metamorphosis“ (Antwerpen 1661, 1670 und zahlreiche Ausgaben und Übersetzungen; vielleicht darf man besonders hervorheben, daß das Werk lateinisch in Prag 1710, 1742 und in Olmütz 1713 erschienen ist). Man weiß mindestens von drei verschiedenen russischen Übersetzungen dieser Schrift (unter dem Titel „Kolesnica ot četyrech duchovnych koles“, 1717; „Kniga o četyrech poslednich“, 1733 — beide handschriftlich; auf eine noch ältere handschriftliche Übersetzung mindestens eines Teiles des Werkes hat S. SOBOLEVSKIJ hingewiesen (Sbornik ORJa. i Sl. 74, S. 212); auch zwei polnische Übersetzungen („Wóz do neba . . .“ Wilna 1670 und „Wóz do neba o cztery kolach“. Warschau 1727, Lemberg 1740) sind bekannt. Sollte diese Schrift noch nicht auf die dritte slawische Literatur eingewirkt haben? Der Verf. hatte den Weg zu dieser Feststellung in der Hand!<sup>1)</sup> Auch weitere Bemerkungen über die Quellen

<sup>1)</sup> Vgl. noch über die kroatischen und ungarischen Bearbeitungen des Themas „Die vier letzten Dinge“ die Aufsätze von L. HADROVICs in „Arch. Europae Centro-

sind manchmal verfehlt: so übernimmt der Verf. von V. BITNAR die irrtümliche Behauptung, BONAVENTURA sei der erste gewesen, der die Geruchswahrnehmungen in Zusammenhang mit dem religiösen Erlebnis gebracht hat (bei Gavlovič finden wir gleichfalls diesen Zusammenhang) — das ist natürlich falsch: der „göttliche Wohlgeruch“ ist ein wichtiges alttestamentliches Motiv (vgl. die Arbeit von LOHMEYER in den Abhandlungen der Heidelberger Akademie) und ist auch in der kirchenväterlichen Literatur oft zu treffen (AUGUSTIN, Confessiones, X, 27, vgl. X, 6). — „Život nass gest Komedia“ schreibt Gavlovič und entwickelt diesen Gedanken in seinem Poëm: dieser Gedanke ist nicht erst barock (wie es scheint, glaubt das M.), sondern antik — wir finden ihn bei PLATO (Leges 644 D ff.), bei PLOTIN (III, 2, 16; VI, 9, 9), bei Augustin, und in anderer Wendung bei den Stoikern (vgl. E. BENZ: Das Todesproblem bei den Stoikern, Stgt. 1931). — Auch in manchem anderen Fall hätte der Verf. weiter vordringen können.

■ In der Darstellung der stilistischen Eigenart des Werkes Gavlovičs ist im Buche eines nicht ganz klar geworden: seine Beziehung zum Barock. Einerseits berührt sich Gavlovič in SK. (wie auch in seinem anderen bekannten Werk „Valašská škola“) aufs engste mit der Poëtik des Barock (wenn auch sein 14silbiges Versmaß in den slaw. Literaturen ziemlich vereinzelt dasteht). Manches scheint ihn mit dem Spätbarock zu verbinden (vgl. die — nach M. allerdings seltene — asyndetischen Anhäufungen der Wörter). Andererseits aber fehlt ihm fast jede — für die Barockdichtung sonst typische — Berührung mit der Problematik seiner Zeit und seines Landes. Kann man das nicht gerade daraus erklären, daß Gavlovič sich ziemlich nah an irgendwelches fremde Vorbild gehalten hat (event. an den obererwähnten Stanyhurstus). Diese Frage zu erklären, bleibt der weiteren Forschung vorbehalten.

Jedenfalls eröffnet uns die interessante Arbeit einen ganz neuen Einblick in die Dichtung des slowakischen Spätbarock.

Halle a. d. S.

D. TSCHIŽEWSKIJ.

**Neustupný, Jiří: Poklad bronzú na Dreveniku ve Spiši** (Der Bronzeschatz am Drewenik in der Zips). Sborník Národního musea v Praze I., 1938/39, S. 201—220 mit 6 Abb. und 2 Taf.

Im August 1932 untersuchte das Nationalmuseum in Prag mit Unterstützung des Staatlichen Archäologischen Institutes in Prag in einer Schlucht am Fuße des nordöstlichen Gipfels des Drewenik bei Kirchdrauf in der Zips eine Kulturschicht mit Badener Keramik. Bei dieser Gelegenheit stieß man auf einige kleine Bronzegegenstände. Diese Altsachen gehörten zu einem größeren Schatze, der in einer Nische in der Schluchtwand untergebracht war, nur von einer schwachen Rasendecke verborgen. Er umfaßte 221 Stücke, und zwar 190 Bronzesachen, 20 Bernsteinperlen und Reste von ihnen, 9 Steinperlen und Bruchstücke von solchen, ein Stück Blei und eine Perle aus einer glasartigen Masse.

Der Verf. beschreibt die einzelnen Gegenstände, die größtenteils in vorzüglichen Abbildungen wiedergegeben sind, befaßt sich dann mit einzelnen technischen Fragen und erörtert ziemlich breit das Alter der einzelnen Gegenstände, die der 2., 3. und 4. Bronzezeitstufe entstammen. Auf Grund einer sorgfältigen Analyse kommt er zu dem Ergebnis, daß der Schatz, der auch Roh- und Bruchbronze enthielt, gegen Ende der 3., spätestens aber zu Beginn der 4. Bronzezeitstufe niedergelegt worden ist.

Der Schatzfund gehört in den Kreis jener Kulturgruppe, die durch das Urnenfeld von Piliny, Kom. Neograd, am besten umschrieben ist. Der Fundort selbst liegt an dem Handelswege, der von Ungarn längs des Hernad in das Poppertal nach Galizien führt.

---

Orientalis“, III (1937), 317 ff. und V (1939), 303 ff. (der Verf. überschätzt die Bedeutung des Gedichts von ANG. SILESIUS). Auch diese Aufsätze konnten für M. von Interesse sein (eine kroatische Bearbeitung stammt vom Franziskaner F. GLAVINIĆ, 1628).

## V. Ungarn

**A felvidéki magyarság húsz éve** (20 Jahre des Madjarentums in der Slowakei), 1918—1938. Zusammengestellt vom Staatswissenschaftlichen Institut der Ungarischen wissenschaftlichen Gesellschaft. Budapest, Universitätsdruckerei, 1938, 196 S.

Die Arbeit ist unmittelbar nach November 1938 erschienen. Sie behandelt die politische, sprachliche, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung der madjarischen Volkskunde in der Slowakei und vermittelt ein umfassendes Bild von der gesamten Lage. Der Standpunkt der Schrift ist natürlich durchaus madjarisch, wie auch überhaupt dem Vorwort zufolge volkspolitische Notwendigkeiten für die Abfassung des Buches in den Vordergrund standen. Trotzdem ist die Arbeit auch für die Volksforschung des Auslandes vor allem nach der Richtung interessant, daß sie uns mit der ungarischen Auffassung in den einzelnen Fragen vertraut macht.

R.

**Emlékkönyv Domanovszky Sándor születése hatvanadik fordulójának ünnepére** (Gedenkbuch zum 60. Geburtstag von A. D.). Budapest 1937, 723 S., mit zahlreichen Bildern, Skizzen und Kartenbeilagen.

Das umfangreiche Werk, das dem madjarischen Historiker ALEXANDER DOMANOVSKY zum 60. Geburtstag von seinen Schülern gewidmet wurde, erhält eine Reihe von interessanten und aufschlußreichen Arbeiten. Zwei Arbeiten über die Petschenegen stammen von JOHANN BELITZKY und von STEFAN KNEZSA. Ersterer behandelt die westungarischen und oberländischen Petschenegensiedlungen, letzterer nimmt Stellung zur Frage der westungarischen Petschenegensiedlungen. Während Belitzky bemüht ist, zahlreiche Petschenegensiedlungen auf dem Gebiete Westungarns und des ungarischen Oberlandes nachzuweisen, verhält sich Knezsa kritischer. Wenn Belitzky (S. 71/72) behauptet, daß der Name Kuncil-Guncil-Göncöl türkischen Ursprungs ist, so hält diese These weder der philologischen noch der historischen Kritik stand. Am allerwenigsten kann man den Namen der Stadt Gönc im Abaujer Komitat (die von einem Deutschen namens Kunz oder Kuntze gegründet wurde, vgl. IVÁNYI „Göncz szabadalmas mezőváros története“, 1926) mit einer solchen Ableitung in Einklang bringen.

VALENTIN ILA bringt einen Beitrag über das Schulwesen des Komitates Gemer in den Jahren 1770—1776 (S. 266—281). Auch dieser Beitrag ist problematisch, denn er wird den tatsächlichen Verhältnissen nicht gerecht. Schitnich, das 1328 mit Karpfener Recht bewidmet wurde, ist keine madjarische Gründung. Die Stadtprotokolle sind bis 1625 deutsch abgefaßt, später slowakisch. Die deutsche Sprache war zwar in dieser Zeit in Gemer fast verdrängt, doch nicht allein auf Dobschau beschränkt. In Groß-Steffelsdorf, Rosenau und anderen Orten wurden in dieser Zeit noch deutsche Gottesdienste abgehalten. (Siehe MIKULIK.)

KOLOMAN EPERJESSY ist mit einem Beitrag über „Stadtgeschichte in Gassenamen“ (125—147) vertreten, der die örtliche Benennung der Straßennamen auch nach nationalen Gesichtspunkten berücksichtigt. IMRE SZENTPÉTERY gibt eine gute Darstellung über die Beziehungen der Preßburger Kammer zur Zipser im 16. Jh., die auf sorgfältigen Quellenstudien aufgebaut ist.

ELEMÉR VÁCZ' Arbeit über die Neograder Burg (590—606) ist historisch wertvoll, wenn auch die Voraussetzungen, von denen er ausgeht, nicht annehmbar sind. Wenn der Verf. auf S. 591 behauptet, daß über die slawische Burgwallkultur nichts Positives bekannt ist, so stellt dies eine historische Entgleisung dar. Nicht alle Schanzbefestigungen und Burgwälle sind sarmatischen oder quadischen Ursprungs. Schon die slawische Benennung der Burg (Neograd = Neue Burg) zeigt, daß irgendwelche Beziehungen zum Slawentum bestanden haben müssen. ANTON KAMPIS gibt eine kunstgeschichtliche Abhandlung über den Meister der St. Anna-Altäre (302 bis 323), die er Meister Paul von Leutschau zuschreibt. Die deutsche Forschung (SCHÜRER-WIESE) hat inzwischen manche Frage, die dem Verf. hypothetisch schien, geklärt oder wenigstens der Klärung nähergerückt. ELEMÉR MÁLYUSZ referiert über den Toleranzgedanken Joseph II. TIBOR BARÁTH analysiert den Begriff Ost-Europa in der modernen Geschichtsschreibung (22—43), dabei Quellen benützend, die der objektiven Forschung nicht gerecht werden. Es ist unverständlich, daß die

deutschen Historiker, die auf diesem Gebiete Hervorragendes, ja Bahnbrechendes geleistet haben, übergangen werden. Aber selbst der Titel der Arbeit ist irreführend, denn das, was der Verf. näher umreißen will, gehört nicht in den Bereich Ost-Europa, sondern zum Donauraum oder Südosteuropa. LUDWIG KOVÁCS gibt eine Darstellung der Ofner Finanzverhältnisse während des Rákóczi'schen Freiheitskampfes. Eine Arbeit, die auf Quellenstudien fußt und beachtenswert ist. OSKAR PAULINYI ist mit einem Beitrag über die Einkünfte des ungarischen Goldmonopols im Mittelalter vertreten, EMMA BARTONIEK über die sozialen Probleme der Arpadenzeit, LADISLAUS FARKAS über SZÉCHENYI und KOSSUTH in Fiume, LUDWIG VAYER über GEORG SZELEPCSÉNYI, den Künstler, STEFAN SINKOVICS über die Kameraleinkünfte Siebenbürgens unter der Habsburgerherrschaft, D. HUSZTI über die Frage des freien Besitzes in der Arpadenzeit, EDITH CSÁSZÁR über die Gründung des Ofner Volkstheaters. Eine Reihe weiterer Aufsätze erörtert spezielle Fragen der ungarischen Geschichte und Fragen allgemeiner Art. Das Gedenkbuch enthält weiterhin eine ausführliche Bibliographie der Werke des Historikers DOMANOVSKY, dessen „Geschichte Ungarns“ 1923 in München-Leipzig erschienen ist. Wichtig sind auch seine historischen Aufsätze, die sich mit dem Ofner Rechtsbuch beschäftigen. Nicht unerwähnt bleibe schließlich auch seine Tätigkeit als Herausgeber der historischen Zeitschrift „Századok“, die er seit 1913 leitet. Als Rezensent hat er allen Erscheinungen über ungarische Geschichte erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet.

**Emlékkönyv Pap Károly főiskolai (akadémiai és egyetemi) tanári működésének harmincadik évfordulójára** (Gedenkbuch zur 30jährigen Hochschullehrertätigkeit [als Akademie- und Universitätsprofessor] von KARL PAP). Debrecin 1939, 636 S.

Das vorliegende Gedenkbuch, das von Freunden und Schülern des Debreciner Universitätsprofessor KARL PAP zusammengestellt wurde, bringt eine Reihe von Aufsätzen verschiedenen Inhalts. Sie alle zu würdigen, ist unmöglich, da etliche von ihnen nur lokale oder persönliche Bedeutung haben.

Einen interessanten Beitrag über LENAU (\*„Lenaus Madjarentum — mit französischen Augen gesehen“) lieferte JOHANN HANKISS, der eine kritische, ja sogar sehr kritische Frage aufwarf, dabei sich auf französische Urteile stützend. DÜRER-LISZT-LENAU, dieses Dreigestirn des „Deutschungartums“ ist schon zu oft zu Zwecken mißbraucht worden, die mit der Wissenschaft nichts gemein haben. Eine Revision gewisser Urteile in der ungarischen Literatur und Wissenschaft, die vor allem deutsche Kulturleistungen betreffen, wird, nach den Erscheinungen der letzten Jahre zu schließen, erwünscht sein.

JOHANN MELICH referiert über einige deutsche Ortsbezeichnungen, revidiert dabei seinen im Werke „Ungarn zur Zeit der Landnahme“ dargelegten Standpunkt, gibt einige interessante Hinweise zur Ortsnamenforschung des ehemaligen Ungarns. B. SZENTPÉTERI KUN gibt eine geschichtliche Darstellung der Debreciner Philosophischen Akademie. Überhaupt wird in diesem Gedenkbuch Debrecin, dem „protestantischen Rom“ Ungarns, Zentrum des kalvinischen Geisteslebens in Ungarn, Sitz einer Universität, erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet. VALENTIN CSÜRY weist auf die Möglichkeiten und Schwierigkeiten der Debreciner Lokalforschung hin. ERNST EMBER berichtet in seinem Aufsatz über KAZINCZYS Aufenthalt in Debrecin. MARIA SZENTMIHÁLYI SZABÓ über Debrecins Vergangenheit, LUDWIG ZOLTAI über BALTHASAR BARTA, den Debreciner Chronisten des 17. Jh.s, JOSEF SZABÓ über die madjarische Sprache, ihre Pflege im Debreciner Kollegium, in einem längeren Bericht zeichnet PAUL MOLNÁR den Weg des literarischen Debrecin. Die Umgebung Debrecins, die ungarische Tiefebene (Alföld) bildet Gegenstand einer eingehenden Untersuchung von LUDWIG KÉKY.

Historische Arbeiten von ST. RUGONFALVI KISS (über die Spuren des Kanonisationsprotokolls LADISLAUS D. HEILIGEN), von ADALBERT LÁZÁR (über die Pariser Jahre JULIUS PEKÁRS), literarhistorische von ALBERT KARDOSS (über Csokonai und Vörösmarty), von MATTHIAS KOVÁCS (über MICHAEL FAZEKAS), von EMMERICH LENGYEL (über JULIUS TÖRÖK), von LADISLAUS PÉTERFFY und EUGEN PINTÉR (über JOHANN ARANY) sowie einige philologische von FRANZ ZSIGMOND und SIGISMUND BÁTKY weisen auf den umfangreichen Inhalt des Gedenkbuches hin.

Eine vollständige Bibliographie der wissenschaftlichen Werke des Jubilars bildet den Abschluß des Buches, das einen nicht zu unterschätzenden Ausdruck des wissenschaftlichen Schaffens dieser jungen madjarischen Universität darstellt.

**A Budapesti Királyi Magyar Pázmány Péter Tudományegyetem Német Intézetének, Irodalomtudományi Evkönyve** (Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Königl. Ung. Peter Pázmány Universität Budapest). Herausgegeben von THEODOR THIENEMANN und BÉLA von PUKÁNSZKY. Bd. V, 1939, Budapest, 1939, 756 S., o. Pr.

Der V. Band des Literaturwissenschaftlichen Jahrbuches gehört zu den besten der bis jetzt erschienenen, er übertrifft nicht nur an Inhalt die übrigen, sondern bringt vor allem einige sehr wichtige und beachtenswerte Arbeiten, die sich vor allem mit den literarischen Erscheinungen des ungarländischen Deutschtums beschäftigen. MARIA KEPP widmet einen Beitrag dem aus Zipser Neudorf stammenden Schriftsteller und Wissenschaftler Karl Georg Romy, einer sehr sympathischen Erscheinung des ungarländischen Deutschtums im 19. Jh. Die Arbeit behandelt die Universitätsjahre in Göttingen, die frühe literarische Tätigkeit, und bringt im Anhang den Göttinger Briefwechsel sowie das Verzeichnis seiner Göttinger Handschriften. Rumys Stellung zum Madjarentum und zur madjarischen Kultur, seine Anschauung über die deutsche Mission im Karpatenbecken werden am Rande gestreift. Romy als Vermittler der deutschen Wissenschaft und Kultur, als Propagator und Verherrlicher seiner ungarischen Heimat verdient heute mehr denn je erhöhte Aufmerksamkeit und Würdigung.

SARA NÉMETH bringt eine Studie über MORIZ KOLBENHEYER, den Großvater von Erwin Guido Kolbenheyer. Moriz Kolbenheyer, der als lutherischer Pfarrer in Eperies und Ödenburg wirkte, hat sich nicht nur durch literarische Werke einen Namen gemacht, sondern vor allem durch seine trefflichen Übersetzungen der Werke der madjarischen Dichter Petöfi und Arany große Verdienste um die Verbreitung der madjarischen Literatur unter den Deutschen erworben. Besondere Liebe zur ungarischen Heimat und dem Staatsvolk zeichnen ihn aus. Er gehört nicht zu jenen Assimilanten, die ihren Namen und ihr deutsches Volkstum preisgegeben haben. Manche Stellen in der Skizze bedürfen einer Ergänzung.

MARTHA ROBITSEK widmet Gottlieb Moriz Saphir ihre kurzgefaßte Biographie. Die Arbeit ist vom literarhistorischen Standpunkt und auch sonst sehr einseitig, die Wertung dieses deutschschreibenden ungarländischen Juden sehr oberflächlich und fast nichtssagend. Über Saphir kennen wir gründlichere Studien, die tiefschürfender sind, vor allem aber die unglückselige Rolle, die dieser in der deutschen literarischen Welt des 19. Jh.s spielte, richtig beurteilen.

STEPHAN KOLOS hat mit seiner Arbeit über Graf JOHANN NEPOMUK MAILÁTH (1786—1855), der deutsch und madjarisch seine Werke verfaßte, durch seine Übersetzungen aus dem Madjarischen bekannt wurde, einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der deutsch-madjarischen Kulturbeziehungen geliefert. Die Arbeit verdient besonders gewürdigt zu werden, denn sie ist nicht nur literarhistorisch wertvoll und aufschlußreich, sondern gewährt auch einen tiefen Einblick in die fast tragisch zu nennenden Auseinandersetzungen der ungarischen Kulturwelt in der ersten Hälfte des 19. Jh.s. Im Anhang werden 89 Briefe Mailáths veröffentlicht, die das Charakterbild dieses unruhigen Geistes näher umreißen.

BÉLA LENGYEL schildert „Nietzsches ungarische Nachwelt“. Der Titel der Arbeit ist zwar unglücklich gewählt, doch gibt sie näheren Aufschluß über den Einfluß des deutschen Philosophen auf das madjarische Geistesleben. Nietzsche gehört zu jenen deutschen Philosophen, der durch seine revolutionären Gedanken in Ungarn begeisterte Anhänger fand. Sein Einfluß ist auf das Schaffen ADY, BABITS, JUHÁSZ und KOSZTOLÁNYI besonders auffallend. Man kann mit Recht sagen, daß Nietzsche und seine Ideen durch sie zu einem Bestandteil des ungarischen Geisteslebens geworden sind.

„Múzeum“. Klausenburg 1936, XLI. Bd., 345 S.

Diese unter der Redaktion von LUDWIG GYÖRGY herausgegebene Zeitschrift des „Museumsvereines“ (Múzeum-egyesület) bringt eine Reihe von Aufsätzen und

Studien, die der madjarisch-rumänischen Wechselseitigkeit gewidmet sind, vor allem aber Arbeiten, die sich mit der madjarischen Geschichte, Literatur und Geistesgeschichte beschäftigen. Von den vielen Beiträgen kann hier keiner gesondert angeführt werden. Dagegen verdient die Haltung der Zeitschrift hervorgehoben zu werden, die die geistigen Zusammenhänge mit den romanischen Ländern stark herauszustreichen bemüht ist, die deutsch-siebenbürgischen Beziehungen dagegen vernachlässigt.

Es muß andererseits hervorgehoben werden, daß die Monatsschrift offen von den Problemen — auch von den unangenehmen — des Siebenbürger Madjarentums handelt. Vor allem die Frage der madjarischen Sprache in Siebenbürgen, die nicht unbeeinflusst vom Rumänischen blieb, ist ein sehr delikates Problem. Wenn man den einzelnen Beiträgen Glauben schenken kann, so ist dieser Prozeß der teilweisen Romanisierung der madjarischen Umgangssprache eine Tatsache, die den verantwortlichen Führern des Siebenbürger Madjarentums ernste Sorgen bereitet. Die am Schluß beigefügte Bibliographie beweist die reiche publizistische und wissenschaftliche Tätigkeit dieser madjarischen Volksgruppe.

**Vasi Szemle** (Eisenburger Rundschau). Szombathely-Steinamanger, IV, 1937, 392 S., Pr. 4 Pengö.

Die Zeitschrift, redigiert von Dr. AUGUSTIN PÁVEL, dient „der Förderung der Heimatkunde, der Pflege der transdanubischen Kulturinteressen“. Von den zahlreichen Beiträgen historischen Inhalts verdient besondere Erwähnung: EUGEN HÁZI „\* Einige geschichtliche Daten über die Kroaten Westungarns“ (8—14), Dr. HIADOR STRIPSKY, „\* Ein Günser Buchdrucker aus dem 17. Jh.“ (113—122), der die Buchdrucker- und Verlegertätigkeit ANDREAS WECHELIUS' behandelt. BÉLA VON DORNYA gibt eine historische Skizze über die beiden in der Schomodei gelegenen Burgen Szőcsény und Csákány (203—215). IMRE FARKAS eine Übersicht der Sprachkenntnis der katholischen Geistlichkeit im Steinamangerer Kirchenkreise für die Zeit von 1777—1934. Darnach soll es unter 1495 Geistlichen 68,82% Madjaren, 13,31% Deutsche und 17,26% Slawen (Kroaten, Windische, Slowaken u. a.) gegeben haben. Die deutsche Sprache beherrschten 977 Geistliche. Wieviel Geistliche die madjarische Sprache beherrschten, ist nicht mitgeteilt worden. Auffallend ist der niedrige Prozentsatz der deutschen Geistlichen, der bei Berücksichtigung der tatsächlichen Verhältnisse angezweifelt werden muß. Dr. JULIUS GÉFIN bringt eine Fortsetzung über „\* Die ältesten Stadtbilder von Steinamanger“ (281—294). STEPHAN POLÁNYI ist mit einer Arbeit über die deutschen Siedlungen in Westungarn vertreten, wobei die ersten deutschen Siedlungen in historischer Übersicht dargeboten werden.

Zahlreiche Aufsätze früh- und vorgeschichtlichen, geologischen und literaturgeschichtlichen Inhalts enthält der IV. Jhg. der Zeitschrift, die im einzelnen nicht berücksichtigt werden können. Die Buchbesprechungen sind zahlreich vertreten und zeichnen sich durch wissenschaftliche Sauberkeit aus. Auszüge in deutscher Sprache sind fast allen Beiträgen beigefügt. Nur die deutschen Ortsnamen werden meistens übergangen.

**Debreceni Szemle** (Debreciner Rundschau). Jhg. 1938, Debrecin.

Die Zeitschrift, die einen ausgesprochen wissenschaftlichen Charakter trägt, vertritt nicht ein Spezialgebiet, sondern widmet sich allen geistesgeschichtlichen und wissenschaftlichen Fragen besonders Ostungarns. In der Hauptsache finden sich theologisch-philosophische und literarhistorische Abhandlungen vor. In ihr kommt das reformierte Madjarentum zu Wort, vor allem die reformierte Theologie.

Die Berichte der Stefan Tisza-Gelehrtenengesellschaft, die in Debrecin ihren Sitz hat, werden hier angeführt. Auffallend ist die große Zahl der Buchbesprechungen, wobei den französischen Publikationen der Vorzug gegeben wird.

**Iványi, Béla: A római szentbirodalmi széki gróf Teleki család gyömrői levéltára** (Archivum Gyömröense gentis comitum Teleki de Szék.) Szeged 1937, 503 S.

Die vorliegende Arbeit, die das archivarische Material des Grafengeschlechtes TELEKI VON SZÉK in Gyömrő wiedergibt, verrät nicht nur eine langjährige wissen-

schaftliche Praxis, Fleiß und Ausdauer, sondern auch eine glückliche Hand bei der Auswahl von Dokumenten, Briefen und anderen archivarischen Quellen. Wichtige Urkunden zur ungarischen und siebenbürgischen Geschichte enthält dieses reiche Archiv, aber auch zahlreiche Dokumente der madjarischen Geistesgeschichte. Der Briefwechsel zwischen Graf JOSEF TELEKI und FRANZ KAZINCZY wird in diesem Werk im vollen Wortlaut wiedergegeben. Die Teilnahme des Grafengeschlechtes Teleki an der madjarischen Volkswerdung und sein Interesse an den Geistesströmungen des 19. Jh.s dokumentieren weitere Briefe von Graf STEFAN SZÉCHENYI, Graf JOSEF DESSEWFFY und MICHAEL VÖRÖSMARTHY.

Einleitend behandelt I. (S. 8—71) die Geschichte des Grafengeschlechtes. Besonders aufschlußreich sind jene Abschnitte, die von der Einstellung des Geschlechtes zu den Fragen des Deutschtums und der deutschen Kultur handeln. Ein ausführliches Personen- und Sachverzeichnis geben dem Werke die letzte wissenschaftliche Note. Sich streng an die historischen Tatsachen und urkundlichen Belege haltend, ist dieses Werk ein weiterer Beweis von der wissenschaftlichen Leistung des Verfassers, das durch seine Reife zweifellos zu den besten Arbeiten gehört, die er als Historiker bis jetzt geliefert hat.

Berlin.

M. SCHWARTZ.

**Hantos, Julius: Vázlatok Pécs földrajzához** (Skizzen zur Geographie Fünfkirchens). Budapest, Königlich Ungarische Universitätsdruckerei 1940, 74 S., 6 Abb.

Die Geographie wird heutzutage immer mehr zu einer Wissenschaft vom Menschen, zur Kulturgeographie, Geopolitik und Geopsychologie. In dieser Richtung liegt auch die Arbeit von H., der jüngst den anthropogeographischen Lehrstuhl der Universität Klausenburg erhielt. Die universale Einstellung des Verf.s, sein Weitblick und seine Vielseitigkeit macht die Arbeit zur interessanten und anregenden Lektüre auch für den Forscher der Kultur- und Geistesgeschichte.

Schon der immerfort auftauchende Grundgedanke der Arbeit ist wesentlich kulturgeographischer Artung. Dieser Gedanke ist die Betonung des mediterranen Charakters der Stadt Fünfkirchen. Die wissenschaftliche Bearbeitung der mediterranen Züge, jenseits eines bloß schöngeistigen Literatentums, mit den Methoden der exakten Forschung, ist das Hauptverdienst des Verfs. Leitmotivartig durchzieht dieser Grundton die ganze Studie. Er betont die bis zur Arpadenzeit lebendige romanische Grundlage dieser pannonischen Stadt (S. 10) und verwertet hiebei die Hypothesen von AMBROSIUS PLEIDELL und PAUL ZOLTÁN SZABÓ<sup>1)</sup>. Er erwähnt, daß Bischof Calanus im 13. Jh. Regent von Dalmatien war (S. 11) und spricht wiederholt von den Beziehungen zu den mediterran-südslawischen Gebieten. Die mediterranen Wesenszüge treten besonders scharf in den klimatischen und Vegetationsverhältnissen Fünfkirchens hervor (S. 18—25). In dieser Welt können daher auch die zwei mediterranen Weltreiche: das römische und das ottomanische, leicht Fuß fassen. Ihre geistigen Einflüsse überdauern vielfach die Zeit der politischen Macht. Und als dritte mediterrane Macht ist der römische Katholizismus bis heute in dieser Stadt lebendig (S. 25—7). Mit der geistigen Bedeutung der Kirche hängen Straßennamen und Kunstpflege, Festgestaltung und Wirtschaftsleben zusammen (S. 32—5). Aber auch die wirtschaftsgeographisch entscheidende Bedeutung des Weinbaues weist auf die mediterrane Welt. Der Weinbau durchzieht leitmotivartig die Geschichte Fünfkirchens (S. 27—32). Mediterrane Einflüsse zeigt die Kunstentwicklung der Stadt, von der Bronzezeit bis zum Mittelalter (S. 58—9), aber auch die Ausrichtung der Wirtschaft (S. 59). Und jenseits der vielen Blutmischung zeigt sich der mediterrane Grundcharakter noch heute, in der künstlerischen und geistfreundlichen Atmosphäre des Fünfkirchner Seelentums (S. 68—9).

Dieser kulturkundliche Rahmen wird von vielen, fleißig zusammengestellten Einzelheiten der wirtschaftlichen und topographischen Entwicklung ausgefüllt. Am Anfang gibt H. einen geologischen Überblick (S. 7—9), dann folgen wiederholt wirtschaftsgeschichtliche und allgemein-historische Ausblicke (bes. S. 9—14). Verschiedene Abschnitte betrachten die Wasserversorgung (S. 36—9), die Industrie (S. 39—42), die Kohlenbergwerke (S. 42—6), und den Ausbau der Stadt als

<sup>1)</sup> Die freilich sehr umstritten sind. F. V.

Siedlung (S. 46—58). Doch auch hier steht überall das Geistige im Vordergrund: „Die Landschaft besteht nicht bloß aus Steinen und Klima, Berg und Ebene, Wasser und Erde, Pflanze und Tier, Mensch und die Bedeutung des Menschen vervielfältigender Organisation. Die Landschaft hat eine Seele, eine leicht erfüllbare, schwer zerlegbare Gemeinschafts-Seele. Wenn die Geographie nicht dem Materialismus, sondern der Naturwahrheit zustrebt, muß sie die Erforschung der Landschaftsseele erstreben, muß sie ihre geographische Erklärung suchen, muß erweisen, welche Landschaftsfaktoren und im welchen Sinne die Ausbildung dieser Landschaftsseele beeinflussen.“ (S. 64.)

Von diesem geistigen Blickpunkt möchten wir noch einige Reflexionen dem trefflichen Werke zufügen: und zwar zum mediterranen Charakter Fünfkirchens und zu seiner Färbung durch deutsche und östliche Kultureinflüsse. H. vergleicht im letzten Abschnitt seiner Arbeit die Fünfkirchner Seele mit der französischen (S. 68—9). Wir möchten demgegenüber eher auf Italien hinweisen. Wer mittelitalienische Bergstädte, etwa Arezzo, kennt, wird schon in der Lage viel Ähnlichkeit finden. Mit Italien verbindet die Stadt auch die römische Überlieferung, ferner gewisse chthonische Wesenszüge. Wenn H. von dem treppenhaften Übereinander von Häusern und Gärten, oder von den kleinen Stiegengäßlein und Durchgängen spricht (S. 15), so müssen wir unbedingt an die bergansteigenden, chthonischen Städte des alten Italien denken. Die hohen Steinmauern der Weinberge (S. 28) gehören gleichfalls in diese Welt. Und auch die prächtige Flora, die Blumendecke (S. 23) ist ein naturhafter Ausdruck dieser chthonischen Sphäre. Auch Fünfkirchen ist eine „città dei fiori!“

Aber wenn auch das Mecsek-Gebirge einen Wall gegen den Norden bildet, so bedeutet sie doch keine absolute Trennung. Die neuere kunstgeschichtliche Forschung wies u. a. darauf hin, daß die berühmte viertürmige Anlage des Fünfkirchner Domes aus Bamberg stammt. Nach dem Ende der Türkenherrschaft spielte das Deutschtum eine bedeutende Rolle in der Stadt (S. 61—2). Nachwirkungen davon sind bis auf heute fühlbar: ist ja die Stadt vielfach Kulturmittelpunkt des Baranyaer Deutschtums! Der Philosoph JOSEF HALASY-NAGY sprach in seinem schönen Buch über den Romandichter NIKOLAUS SURÁNYI über „die in den krummen Gäßchen des alten Fünfkirchen noch heute in der Tiefe lebendigen bürgerlichen deutschen Seelenschicht“. Und die leider jüngst aufgehobene Philosophische Fakultät der Universität bildete hier im Süden Ungarns 16 Jahre hindurch eine Hochburg deutsch-ungarischer geistiger Beziehungen, besonders mit ihrem mustergültigen und reichhaltigen Deutschen Institut.

Und endlich müssen wir des Ostens eingedenk sein! Ist ja auch Fünfkirchen eine Stadt Südost-Europas! So ist es natürlich, daß das Südlich-Romanische auch durch östliche Einflüsse gefärbt wird. Der von SPENGLER arabische Kultur genannte Bildungskreis erreicht die Stadt sogar in zwei, zeitlich getrennten Wellen. Zunächst im Frühchristentum, in der Blütezeit dieser Kultur, mit den Kirchen und dem Mausoleum. Dann in der Form der mohammedanischen „Civilisation“, mit den Baudenkmalern der Türkenzeit. Aber auch das Madjarentum kommt aus dem Osten, aus der südrussischen Steppe. Darum hat das Stadtbild auch eine Verwandtschaft mit anderen Städten des europäischen Ostens und Süd-Ostens. Das alte Allerheiligen-Kirchlein hat in seinem Äußeren etwas fast schon Russisches! Auch das Fünfkirchner Barock, das besonders in der Franziskanerkirche beachtenswerte Schöpfungen aufweist, ist schon ein Ost-Barock!

Fünfkirchens besonderen Reiz macht ja gerade der Umstand aus, daß sich hier Romanisches, Germanisches und Östliches gegenseitig treffen, kreuzen und abfärben. Dies alles verdiente noch weitere Untersuchungen. Wir können daher H. dankbar sein, daß er mit seiner schönen Arbeit den Auftakt gegeben hat, und hoffen, daß er, laut seinem Versprechen, die eigenen Ansätze noch weiterbauen wird. Und wir können nicht umhin, seine edle, gepflegte, mitunter dichterisch beschwingte Sprache zu loben. Sie, und der geistige Weitblick machen das Werk für jeden, der diese schöne Stadt kennt und liebt, und für jeden Südost-Forscher zur anregenden und unentbehrlichen Lektüre.

ANDREAS ANGYAL.

**Dobos, Ferenc: A Gyimes-szoros földrajza** (Zur Geographie des Passes von Gyimes). In: Specimina Dissertationum Facultatis Philosophicae Regiae Hungaricae Universitatis Elisabethinae Quinqueecclesiensis 151, Geographia Pannonica XXXIII. Fünfkirchen 1939, 36 S.

Eine rein geographische Arbeit, die sich vorwiegend auf madjarische Quellenwerke stützt. Sie handelt vom Passe Gyimes in den siebenbürgischen Karpaten, einem sehr wichtigen natürlichen Übergange der Ostkarpaten, der in der Geschichte Ungarns, vor allem aber Siebenbürgens eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. Die geologischen Daten und geophysikalischen Verhältnisse werden anschaulich dargestellt. Auch die demographischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten werden berücksichtigt. Leider fehlt eine geographische Karte, die den Paß in Verbindung mit den anderen Höhen veranschaulichen würde, dagegen sind die übrigen Kartenskizzen, obwohl sie sehr verkleinert wiedergegeben werden, als gut gelungen zu bezeichnen.

Im Schlußkapitel wird auf die geographische und historische Bedeutung des Passes eingegangen, wobei der Revisionsgedanke unterstrichen wird. Auf eine strategische, handelspolitische und verkehrsgeographische Bedeutung des Passes verzichtet der Verf. Die strategische Bedeutung des Passes war nicht nur für die Vergangenheit, sondern ist auch für die Gegenwart und Zukunft wichtig. Die rumänische Einwanderung, die über diesen Paß ihren Weg nahm, wird nicht berührt.

**Szabó, István: Ugocea megye** (Das Ugotschaer Komitat). Bd. I der Reihe „Magyar-ság és Nemzetiség“ (Ungartum und Nationalität). Herausgegeben von der Ungar. Akademie der Wissenschaften, Budapest 1937, IX + 615 S. und 4 Kt.

Monographien über die ehemaligen und heutigen ungarischen Komitate sind nicht allzu zahlreich vorhanden. Von den bisher erschienenen, meist allgemein und populär gehaltenen Komitatsmonographien, ist die vorliegende Komitatsmonographie über das im nordöstlichen Ungarn gelegene Komitat Ugocea (Ugotscha) als die beste anzusprechen. Wenn auch nicht alle aufgestellten Thesen des Verf. restlos akzeptiert werden können, so verrät doch die Monographie eine sichere Durchführung und eine wissenschaftliche Sauberkeit. Das historische Material, das zusammengetragen wurde, stammt aus den Archiven und nicht aus Quellen zweiter und dritter Hand. Somit müssen die vom Verf. aufgestellten Behauptungen als wissenschaftliches Forschungsergebnis ernst genommen werden, wenn auch an manchen Stellen besonders von ukrainischer Seite nicht ohne Unrecht das eine oder das andere beanstandet werden wird.

Die Schwierigkeit, die die vorliegende Monographie überwinden mußte, lag auf historischem Gebiete. Das nordöstliche Ungarn ist für den Zeitraum vom Jahre 1000 bis zum Jahre 1400 kultur- und bevölkerungsgeschichtlich sehr schwer zu umreißen. Die wandernden Ukrainer und Walachen haben hier die Volkstumsgrenzen öfter verschoben. Diese Tatsache läßt bei der Festlegung der nationalen Grenz- und Siedlungsgebiete verschiedene Möglichkeiten und Hypothesen offen. Vor allem geht es um den ukrainischen Volksboden, auf den die Ukrainer heute ihren historischen Anspruch begründen. Die Urkunden dagegen stammen aus einer späteren Zeit. Für die madjarische und deutsche Besiedlung des Ugotschaer Komitates gibt es nicht nur siedlungsgeschichtliche Dokumente, sondern auch zahlreiche Kulturdenkmäler.

Über die sächsische Besiedlung des Theißtales gibt der Verf. eine übersichtliche Skizze. Nur steht die sächsische Besiedlung des Theißtales nicht allein da, sondern bildet nur einen Abschnitt der großen deutschen Kolonisation des Mittelalters. In den benachbarten Komitaten gibt es gleichfalls eine Reihe von deutschen Siedlungen, die ihren Ursprung den Deutschen verdanken. Die Städte und Dörfer, die die Ugotschaer Deutschen bewohnten, scheinen aber madjarische Gründungen gewesen zu sein. Die deutschen Ortsnamen sind uns nicht überliefert worden.

Einen breiteren Raum nimmt die Behandlung der ukrainischen Besiedlung ein, die zu den kritischen Fragen gehört. An der These der ukrainischen Einwanderung nach der ungarischen Landnahme wird festgehalten. Diese These wird zwar durch historische Unterlagen belegt, kann aber ebenso angezweifelt werden,

da ein lückenloser Beweis nicht zu erbringen ist<sup>1)</sup>. Jedenfalls hat Verf. diese Frage mit großer Vorsicht behandelt. Wichtiger als der erste Teil, der sich mit der Besiedlung und der Nationalitätenfrage beschäftigt, ist der zweite, der das Orts- und Flurnamenmaterial behandelt. Außer den Flurnamen werden bei jedem Ort die Namen der Adeligen, Bürger und Fronbauern in chronologischer Übersicht angeführt. Diese Arbeit stellt das wertvollste Ergebnis dieser Komitatsmonographie dar.

Durch ihre sachliche Darstellung ist die umfangreiche wissenschaftliche Arbeit des Verf. ein Quellenwerk, das eine diskutabile Grundlage darstellt. Das Kartenmaterial, das auch die Nationalität der Adeligen und Fronbauern enthält, ist zuverlässig und in technischer Hinsicht einwandfrei. Eine französische Zusammenfassung, die die Ukrainisierung des Ugocsaer Komitates besonders herausstellt, wird den Forschungsergebnissen des Verf.s nicht ganz gerecht.

Berlin.

M. SCHWARTZ.

**Opolezer, Julia: Szentendre település-földrajza** (Zur Siedlungsgeographie von Sankt Andrá). Budapest 1938, 43 S.

Die Arbeit beschäftigt sich in erster Linie mit den geographischen, geologischen, meteorologischen und geophysikalischen Verhältnissen von Sankt Andrá im Pest-Pilisch-Solter Komitat. Die demographischen Verhältnisse werden in der historischen Darstellung behandelt, doch fehlt eine übersichtliche Darstellung der Nationalitäten. Auch hier wird der Vorgang der Madjarisierung übergangen. Während es 1880 in St. Andrá nur 24,2% Madjaren gab, dagegen 75,8% Nichtmadjaren, gibt es im Jahre 1930 nur noch 11% Nichtmadjaren, davon allein 9,6% Deutsche. Die Serben und Slowaken sind ganz im Madjarentum aufgegangen.

Die historische Darstellung muß als gelungen bezeichnet werden, auch sonst zeichnet sich diese Arbeit durch eine wissenschaftlichere Behandlung der zu erörternden Probleme aus, was besonders bei der Behandlung der geographischen und geologischen Fragenkomplexe hervortritt. Die Literaturangaben im Textteil fehlen, so daß eine Überprüfung mancher Daten unmöglich ist. Die Gehöft- und Häuserformen werden teils durch Bilder wiedergegeben, doch fehlen Grundrißskizzen, die das Gesagte bestätigen würden. Eine deutsche Zusammenfassung fehlt, sehr zum Nachteile der Arbeit, die doch einen Ort behandelt, der noch 1880 über 30% Deutsche zählte. Eine Aufzählung der Flurnamen vermißt man.

**Barlay, Magda: Baja város gazdasági és település földrajza** (Zur Wirtschafts- und Siedlungsgeographie von Baja). In: Specimina Dissertationum Facultatis Philosophicae Regiae Hungaricae Universitatis Elisabethinae Quinqueecclesiensis 149, Geographia Pannonica XXXII. Fünfkirchen 1939, 39 S., 2 Karten.

Baja, im Komitate Bács-Bodrog gelegen, zählt heute über 20.000 Einwohner und bildet einen dankbaren Gegenstand für eine wirtschaftsgeographische und siedlungsgeschichtliche Untersuchung. Die Arbeit weist trotz ihrer guten Gliederung manche Mängel auf. Die geschichtlichen Daten sind selten belegt, das gleiche gilt von anderen Angaben, die mehr geographischer oder wirtschaftlicher Natur sind. Die Siedlungsgeschichte bedarf so mancher Ergänzung. Die deutsche Einwanderung wird ebenso wie die der Bunjewatzen nur gestreift. Über den deutschen Charakter der Stadt in den ersten Jahrzehnten des 19. Jh.s wird zwar Erwähnung getan, aber die Bedeutung des deutschen Zunftwesens übergangen. Die Nationalitätenverhältnisse, die auch in dieser Stadt interessant sind, werden seit dem Jahre 1880 näher angeführt, wodurch die Arbeit zweifellos gegenüber anderen gewinnt. Ein ausführliches Eingehen wird aber von der Verf.n gemieden. Aber Zahlen reden, so auch in diesem Falle. Die Ursache des Rückganges der Deutschen, Serben, Schokaten und Bunjewatzen wird nicht untersucht. Sie ist aber für den Volkstumsforscher

<sup>1)</sup> Gegen die ungarische Auffassung sprechen übrigens neue Ergebnisse von STEPHAN KNIEZSA, aus denen das Vorhandensein von slawischen Siedlungen im heutigen karpatenukrainischen Volksgebiet hervorgeht (Ungarns Völkerschaften im XI. Jh.: AECO IV (1938), 309 ff.). Für das Ugocsaer Komitat nimmt K. ausdrücklich slawische Priorität an. (Ebda., 312).

äußerst aufschlußreich. Der Rückgang der nichtmadjarischen Bevölkerung in der Zeit von 1880—1930 zeigt deutlich, daß wir es hier mit einem Assimilationsprozeß zugunsten der Madjaren zu tun haben. Der Rückgang der Serben von 18,6% auf 0,1%, der der Deutschen von 10,6% auf 6,3% und der der Bunjewatzen von 13,3% auf 5,8% (für die Zeit von 1920—1930) ist durch keinen biologischen Prozeß zu erklären. Eine Darstellung des Grundbesitzes mit Berücksichtigung der Nationalitäten fehlt.

Die Feststellung über die biologische Untersuchung des madjarischen Elements ist für die Madjaren katastrophal: Geburtenrückgang und Vergreisung.

Berlin.

M. SCHWARTZ.

**Ember, Ödön: A székelyek eredetének irodalma és annak hatása a nemzeti népi törekvésekre** (Die Literatur über den Ursprung der Szekler und deren Einfluß auf die nationalen Volksbestrebungen). (Mitteilungen aus dem geographischen Institut der Debreziner Stephan-Tisza-Universität). Debrecin 1940, 39 S.

Das sehr interessante Thema ist völlig unzulänglich bearbeitet. Die Literatur ist unzureichend herangezogen. Was soll man beispielsweise dazu sagen, wenn Verf. erklärt, daß ein einschlägiger Jahrgang der „Ungarischen Jahrbücher“ nicht zugänglich gewesen sei (S. 38<sup>177</sup>) und daß er die Werke von SABIN OPREANU, C. C. GIURESCU und JORGA grundsätzlich nur aus zweiter Hand kennt. Entweder aus Auszügen in Zeitungen (S. 38<sup>184</sup>), aus anderen Büchern (S. 38<sup>182</sup>) oder aus schriftlichen Auskünften Dritter (S. 37<sup>163</sup>). Die Titel der rumänischen Werke sind entweder überhaupt nicht angegeben (Istoria Românilor: Von C. C. GIURESCU wird nur so „zitiert“: Giurescu!) oder völlig verstümmelt. Auch die deutschen Werke sind dem Verf. zum Teil nicht „zugänglich“ gewesen. Der Text der Arbeit ist nicht besser. Verf. bietet eine dürre Aneinanderreihung der Ansichten der einzelnen einschlägigen Autoren, oft aber führt er nur den Namen von Verfassern an, deren Werke er nicht erreichen konnte. Die Arbeit ist höchstens methodisch insofern von Interesse, daß sie ein Schulbeispiel ist, wie eine Dissertation nicht sein darf, im übrigen ist sie wertlos.

F. V.

**Viski, Károly: Etnikai csoportok, vidékek** (Ethnische Gruppen und Gebiete). Bd. I, Heft 8 des „A Magyar nyelvtudomány kézikönyve“. Budapest 1938, 25. S.

Das achte Heft des ersten Bandes „A Magyar nyelvtudomány kézikönyve“ (Handbuch der ungarischen Sprachwissenschaft), das von JOHANN MELICH und JULIUS NÉMETH herausgegeben wird, bringt eine Arbeit von K. VISKI über ethnische Gruppen und Gebiete des gesamtungarischen Gebietes — in historischer Übersicht. Behandelt werden Transdanubien, das Ungarische Tiefland, das Oberland (Slowakei) und Siebenbürgen. Die Arbeit geht jeder philologischen Kontroverse aus dem Wege und bringt einwandfreies historisches Material.

**Bakó, Elemér: Hangtani tanulmányok. 1. Adalékok a magyar nyelv orrhangú magánhangzóinak kérdéséhez. 2. Adalékok a magyar vegyes zárhangzók kérdéséhez** (Phonetische Studien. 1. Beiträge zur Frage der Naso-oralen. 2. Beiträge zur Frage der madjarischen Affrikaten). Arbeiten der Stephan-Tisza-Universität zu Debrecin. Ungarisches Seminar. Debrecin 1937, 62 S. Deutsche Zusammenfassung: S. 59—62.

Beide Studien des Verf.s bringen Klärung zu sehr strittigen Fragen der madjarischen Lautforschung. Der erste Beitrag zur Frage der Naso-oralen beschäftigt sich mit der Nasalisierung von Vokalen und zählt die verschiedensten Fälle und Möglichkeiten der Nasalisierung auf. Wichtiger als der erste Beitrag ist der zweite über die Frage der madjarischen Affrikaten. Während bis jetzt allgemein angenommen wurde, daß die Affrikaten entweder Konsonantenverbindungen oder gemischte Laute mit eigenartiger Bildungsweise seien, kommt Verf. auf Grund seiner Untersuchungen zu folgendem Ergebnis: „Die Affrikaten im Ungarischen sind weder Konsonantenverbindungen, noch Verschlußlaute.“ „Sie sind Engenlaute, mit feiner Überenge gebildet, welche Überenge sehr oft in einen, durch das Zusammenziehen der vorderen Zungenrandmuskel zustande gebrachten Zungenverschluß überzugehen

vermag.“ Auf Grund der letzten These unterscheidet Verf. folgende Affrikaten: alveolate (ts, dz), postalveolare (tš, dž) und alveolo-palatale (t, đ).

**Nagy, Jenő:** *A népi kendermunka műszókinése Magyarvalkón* (Der Fachwortschatz für die Volkshanfarbeit in Magyarvalkó). Debrecen-Debrezin, Verlag der Debreziner Lehrerbildungsanstalt, 1938, 97 S.

Vorliegende Arbeit will in erster Linie eine philologische Untersuchung des Fachwortschatzes darstellen, der bei der Verarbeitung des Hanfes in Magyarvalkó (Kalotaszeg) noch heute gebräuchlich ist. Die volkskundliche Untersuchung ist zurückgestellt worden, da schon andere Verf. (JANKÓ, GYARMATHY, BÁTKY und MALONYAY) dieses Thema in volkskundlicher Hinsicht behandelt haben. Die philologische Untersuchung war ein dankbarer Untersuchungsgegenstand, das merkt man auch der Arbeit an, die wissenschaftlich wie technisch tadellos ausgeführt ist. Dabei muß eines im Gegensatz zu manchen Philologen festgehalten werden, nämlich die Tatsache, daß die Wort- und Namensbildung auch beim madjarischen Volke nicht zum Stillstand gekommen ist, daß vielmehr neue Wortbildungen auf dem Lande auch heute noch nachweisbar sind. Wenn in der Zeit der Landnahme und zum Teil auch später die Madjaren der slawischen Umwelt in diesem Punkte ausgeliefert waren, wenn ein beträchtlicher Teil der Ausdrücke, die das bäuerliche Leben und die Landwirtschaft betreffen, dem slawischen Wortschatze entnommen wurde, so kann mit gewisser Einschränkung der Gegenbeweis erbracht werden, daß die Madjaren fähig waren, auch auf diesem Gebiete eigenständige Sprachschöpfungen zu bilden. Verf. hat alle Ausdrücke, die mit der Verarbeitung des Hanfes (Anbau, Brechen, Einweichen, Spinnen usw.) zusammenhängen, einer sprachwissenschaftlichen Untersuchung unterzogen, dabei volkskundliche Erklärungen und Skizzen beigelegt. Zum besseren Verständnis sind auch die deutschen Fachausdrücke angeführt.

Die Arbeit, die als erste Folge der sprachkundlichen Forschungen der Debreziner Universität (unter Redaktion von Prof. Dr. VALENTIN CSÜRY) erschienen ist, stellt einen glücklichen Anfang dar.

**Zolnai, Béla:** *Mots d'origine hongrois en français*. SA aus der „Bibliothèque des Études Hongroises“, Bd. XXIII. Paris 1937, Librairie Ernest Leroux, S. 126 bis 135.

Verf., Leiter des Französischen Instituts der Universität Szegedin, Herausgeber der „Études Françaises“, gibt in der vorliegenden Skizze Berichtigungen zu der Edition von BARBARA LOVAS „Mots d'origine hongroise dans la langue et dans la littérature française“, Szegedin, Études Françaises, 1932. Diese Berichtigungen sind zum größten Teil Ergänzungen und geben manche Erklärung von Lovas, indem der Ausdruck „mots d'origine hongroise“ in weiterem Umfang gefaßt wurde, da auch die aus dem Slawischen und Deutschen stammenden Orts- und Personennamen mitberücksichtigt worden sind.

Berlin.

M. SCHWARTZ.

**Domokos, Pál Péter:** *Zemlény János kéziratos énekeskönyve (XVII. század)*. (Das handschriftliche Liederbuch von Johann Zemlény, 17. Jh.). Klausenburg: Erdélyi Múzeum — Egyesület 1939, 12 S. (Erdélyi Tudományos Füzetek, 113).

Beschreibung einer interessanten katholischen Liederhandschrift aus dem Szeklerland in madjarischer Sprache (aus dem Jahre 1668).

R.

**Büky, Irén:** *Degré Alajos mint elbeszélő* (Alois Degré als Erzähler). Budapest 1939, 75 S.

Verf.n unterzieht in ihrer Dissertation das epische Schaffen von DEGRÉ, dessen Werke in Ungarn heute kaum noch gelesen werden, einer eingehenden Würdigung und Wertung. Degré, der in der Bachzeit auf die madjarische Literatur einen beachtlichen Einfluß ausübte, hat durch seine Novellen, Reisebeschreibungen, Erinnerungen und Romane treffende zeitgenössische Schilderungen geboten, die nicht

frei von Spott und Zynismus sind. Seine Werke waren aber zu sehr zeitbedingt, wodurch sie alsbald in Vergessenheit gerieten. Als literar- und kulturgeschichtliche Erscheinung ist Degré interessant, lebte er doch in einer Zeit, in der das Madjarentum von einer völkischen Entscheidung zur anderen getrieben wurde.

**Koch, Katalin: Az angol irodalom a magyar sajtó tükrében** (Die englische Literatur im Spiegel der madjarischen Presse), (1850—1867). Budapest 1938, 36 S.

Die Arbeit beschäftigt sich mit dem Einfluß der englischen Literatur auf die madjarische Literatur und Presse während der Zeit des Absolutismus (1850—1867). Einleitend wird die Beschäftigung mit der englischen Literatur und Publizistik näher erörtert (5—16), dann wird eine Übersicht über die madjarische Journalistik in der Zeit des Absolutismus geboten (16—22). Den übrigen Raum nimmt die Bibliographie ein.

Inhaltlich wird in der Arbeit nicht viel Neues geboten, so daß sie den Leser unbefriedigt läßt, wenn man die Bibliographie, die als eine fleißige Zusammenstellung wertvoll ist, unberücksichtigt läßt. Die anglophile Periode in der madjarischen Literatur und Publizistik, deren Hauptvertreter der Dichter JOHANN ARANY war, zeigt nur, daß die madjarische Literatur und vor allem das madjarische Geistesleben seit der Revolution v. J. 1848/49 einen Weg gegangen war, der zu einer Zersplitterung der Kräfte, zu einer mosaikartigen geistigen Ausrichtung und einer Zerreißung der traditionellen kulturellen Bindungen geführt hat.

Berlin.

M. SCHWARTZ.

**Galamb, Sándor: A magyar dráma története 1867-től 1896-ig** (Geschichte des madjarischen Dramas von 1867—1896), Bd. 1. Budapest, Ung. Akademie, 1937, 384 S.

Schon der erste Band dieser Geschichte des madjarischen Dramas fällt durch seine streng wissenschaftliche — wenn auch etwas zu nüchtern geschriebene — Darstellung auf. Wenn der Verf. das Jahr 1867, das Jahr des Ausgleiches zwischen Österreich und Ungarn als Ausgangspunkt gewählt hat, so bedeutet dieses in der Tat den Beginn einer neuen dramatischen Periode. Pest-Ofen war bis dahin die einzige größere Theaterstadt des damaligen Ungarn, deren Theaterwesen in der Hauptsache unter deutscher Führung stand.

In den weiteren Kapiteln behandelt G. das historische Drama, die neuromanische Richtung, das Gesellschaftsstück, das Volksstück und die Entwicklung der madjarischen Operette. Aus seiner Darstellung gewinnt man einen eindrucksvollen Blick in die Geschichte des madjarischen Dramas, das nicht frei von Fehlgriffen und Fehlschlägen war, das, an französische Vorbilder sich anlehnd, eine Entwicklung gegangen war, die nicht zur Schaffung eines nationalen Dramas führte. Offen behandelt der Verf. auch die politisierenden Tendenzen, nicht zuletzt jene Stücke, die offen gegen das Deutschtum gerichtet waren. Auch den Anteil des Judentums am madjarischen dramatischen Schaffen streicht er heraus. Der 2. Band wird dann den Weg zeigen müssen, den das madjarische Drama gegangen ist, vor allem eine Bilanz ziehen, die charakteristisch für das madjarische Geistesleben des ausgehenden dualistischen Zeitalters gewesen ist.

**Falus, Lilla: A világháború a magyar regény-és mémoire-irodalomban** (Der Weltkrieg in der madjarischen Romanliteratur). Budapest 1938, 75 S.

Die madjarische Romanliteratur, die sich mit dem Weltkrieg beschäftigt, ist noch nicht zum Abschluß gelangt. Ihr Weg und ihre Zielsetzungen waren andere als z. B. die der deutschen. So ist auch die literarische Beurteilung des Weltkrieges bei den Madjaren eine andere, eine besondere. In der vorliegenden Arbeit ist diese Besonderheit zu wenig berücksichtigt und gewürdigt. Die ausländischen, also die fremden Einflüsse, werden nur gestreift. BARBUSSE und REMARQUE werden als maßgebend und entscheidend genannt. Es muß aber zur Ehre der madjarischen Romanschriftsteller festgestellt werden, daß sie außer einem Remarque auch andere, einwandfreiere und repräsentativere Vertreter der Weltkriegsliteratur, wie z. B. DWINGER, JÜNGER und BEUMELBURG, kennen. Mag manches in der madjarischen Kriegsliteratur, vor allem in den Memoiren, uns befremden, so steht doch fest, daß es viele

gemeinsame Berührungspunkte und Erlebnisse gibt, die nicht verschwiegen werden können. Die Verf.n hat das Gemeinsame und Verbindende, die Größe und die Tragik des Weltkrieges nicht so hervorgehoben, wie dies unbedingt nötig gewesen wäre, somit blieb die gestellte Aufgabe zum großen Teil ungelöst.

**Pécsi, Anna: Az erdélyi fejedelmi kancellária kialakulása és okleveles gyakorlata 1571-ig** (Die Entwicklung der siebenbürgischen fürstlichen Kanzlei und ihr Urkundenwesen bis 1571). Budapest 1938, 85 S., o. P.

Verf.n gibt in ihrer Arbeit eine Geschichte der siebenbürgischen fürstlichen Kanzlei bis zum Jahre 1571, weist auf die Unterschiede zwischen der königlichen und fürstlichen Kanzlei hin, wobei die besondere Lage Siebenbürgens, die es „durch seine geographische Lage von vornherein zu einer gewissen Selbständigkeit“ bestimmte, hingewiesen wird.

Das Urkundenwesen der fürstlichen Kanzlei unterscheidet sich in seiner Ausführung und Gründlichkeit von dem der anderen Kanzleien. Es ist besonders aufschlußreich, daß das Organ des fürstlichen Urkundenwesens, die woiwodische Kanzlei, „eine auf feudaler Grundlage beruhende Institution“ war, weit entfernt von den bürokratischen Ämtern der westlich gelegenen Staaten. Die Folge dieser Verhältnisse und Umstände war ein Rückgang und eine Vernachlässigung des Urkundenwesens, das erst in der zweiten Hälfte des 16. Jh.s, als Siebenbürgen ein selbständiges Fürstentum wurde, behoben werden konnte. Eine einheitliche Ausrichtung des Urkundenwesens wurde auch später nicht erreicht, welcher Umstand zu verschiedenen ungeordneten Formen führte. Erst später wurde das Urkundenwesen reorganisiert, doch litt es unter den unsicheren Verhältnissen jener Zeit, vor allem unter den Kriegen und Türkeneinfällen.

Die Einleitung zur Praxis des siebenbürgischen Urkundenwesens bedarf an einigen Stellen gewisser Ergänzungen, vor allem muß der Beginn des siebenbürgischen Urkundenwesens, so sehr dieses hinter dem Oberungarns zurücktritt, früher angesetzt werden.

Berlin.

M. SCHWARTZ.

**Svéda, Pál: Bethlen Farkas historiája (1526—1571)** (Das Geschichtswerk Farkas Bethlen). Fünfkirchen 1938, 62 S.

Die Dissertation hat sich zur Aufgabe gestellt, das Werk FARKAS BETHLEN „Historia de rebus Transsylvanicis“ auf seine Quellen und Urkundenmaterial hin zu untersuchen. Von den fünfzehn Büchern werden in der Dissertation nur fünf untersucht, da eine Gesamtdarstellung den Rahmen einer Dissertation sprengen würde. Bethlen hat seine historische Darstellung aus verschiedenen Quellen geschöpft, die im Laufe der Jahrhunderte teilweise verloren gegangen sind, so daß eine Überprüfung sich sehr schwierig gestaltet. Verf. hat sich den interessantesten Abschnitt, den Bethlen behandelt, also den Zeitraum von 1526—1571, näher untersucht. So konnte er feststellen, daß die Werke von ISTVÁNFFY, BRUTUS, SIMIGIANUS und ZERMEGH neben urkundlichem und unbekanntem Material als Vorlage gedient haben. Die „Historia de rebus Transsylvanicis“ enthält viel aufschlußreiches Material über Siebenbürgen und die Türkenherrschaft in Ungarn. Bethlen hat in seiner „Historia“ leider nur den Zeitraum bis 1609 behandelt, also keine Darstellung geboten, die seine Zeit miteinbegreift. Viele Fragen in seiner „Historia“ sind heute noch ungeklärt, so vor allem die Angaben, die sich auf die Türken, die Verhandlungen mit ihnen und ihre Herrschaft in Ungarn beziehen. Die Klärung dieser Fragen ist im Rahmen einer Dissertation unmöglich, denn sie setzt eine besondere Spezialisierung voraus. Somit bietet die Dissertation nur eine Teillösung der gestellten Aufgabe.

Berlin.

M. SCHWARTZ.

**Szabó, Géza: Geschichte des ungarischen Coetus<sup>1)</sup> an der Universität Wittenberg 1555—1613.** Bibliothek des Protestantismus im mittleren Donaauraum, hg.

<sup>1)</sup> Coetus = Bursa, Landsmannschaft, nationale Vereinigung der in Wittenberg studierenden „Stammesungarn“ (Madjaren) unter Ausschluß der Slowaken und Deutschen („staatsrechtliche Ungarn“).

von MICHAEL BUCSAY, Bd. 2, Halle (Saale), Akademischer Verlag, 1941, 8<sup>o</sup> 158 S.

Der vorliegenden Arbeit (zugleich auch Dissertation a. d. Theol. Fak. d. Univ. Halle) muß in mehr als einer Hinsicht Bedeutung zugesprochen werden: abgesehen von der Lücke, die sie einerseits in dem reichlich vorhandenen Schrifttum über die Herkunft und Entstehung des Calvinismus in Ungarn und andererseits über die ungarischen Studierenden an ausländischen Universitäten ausfüllt, also rein madjarischen kulturgeschichtlichen Belangen, ist sie auch als ein Beitrag für die akademischen und religiös-kirchlichen Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Ungarn im Zeitalter der Reformation zu werten, deren Erforschung kaum stofflich so weit geführt ist, daß mit einem Abschluß in den nächsten Jahrzehnten gerechnet werden könnte<sup>2)</sup>. Einleitend sei auch der reichhaltigen und vielseitigen Unterbauung der Arbeit an Hand des vorhandenen Quellen- und Literaturmaterials gedacht, die jedem Forscher auf dem Gebiete der Reformationsbewegung in Ungarn als bibliographische Orientierung dienen kann.

Die Literatur und das Thema bringen es auch mit sich, daß der Schwerpunkt dieser ruhigen und sicheren Arbeit nicht so sehr im Aufwerfen neuer Gesichtspunkte und Fragestellungen liegen kann als in der Herausarbeitung eines bisher wenn auch nicht übersehenen so doch zu flüchtig behandelten Bindegliedes in der Entwicklungskette des ungarischen Calvinismus, als welcher der nationale Coetus der madjarischen Studenten an der Pflegestätte des orthodoxen Protestantismus unbedingt zu betrachten ist. So darf auch Sz.s Arbeit nicht als Rekapitulation des Bisherigen betrachtet werden, wozu die auf ersten Blick mehrfach überschneidenden Quellen nachweise zu verführen suchen, sondern als notwendige Präzision eines zum Ganzen gehörigen Bausteines.

Die sachliche Bearbeitung des Gegenstandes ist durch ihn selbst (Entwicklungsgeschichte einer Vereinigung) gegeben: So würdigt Verf. S. 18—48 den Aufbau des Coetus 1555—1571 (Name, Gründung, Statuten, sein nationaler Charakter, die Auseinandersetzung mit dem Unitarismus, formula juramenti und regulae vitae der Mitglieder), S. 49—91 die Blüte des Coetus 1571—1592 (Beziehungen der Mitglieder zur Bevölkerung Wittenbergs: Bürgerschaft, andere ungarische Studenten, Jugend anderer Völker; brüderliche Gemeinschaft innerhalb des Coetus, der Senior, wissenschaftliches Leben: Vorträge, Disputationen, Bücherei; wirtschaftliche Verhältnisse), S. 92—131 Verfall und Auflösung des Coetus 1592—1613 (Konfessionelle Haltung der Mitglieder, Ursprung des ungarischen Calvinismus, Wittenberg und der ungarische Calvinismus, entscheidende Wirkung der Calvin-Bullingerschen Richtung, Ausweisung des Coetus aus der Universität, der erste Konflikt 1574, Vorspiel und Hauptverhör der Ausweisung 1592, Auszug, die Jahre des Verfalls, Neuorganisation, letzter Aufschwung 1598—1600, Ende). Angeschlossen ein Namensverzeichnis der Mitglieder nach der Original-Matrikel „Bursa Wittenbergensis“ bzw. „Mtricula Coetus Ungarici“ mit sehr sorgfältigen Notizen über das Leben und die (literarische) Tätigkeit) der einstigen Coetus-Mitglieder.

Wichtig — nicht nur für die deutschen Interessen an diesem Stoff — erscheinen besonders Teil II und III der Arbeit, die im Rahmen der Entwicklungsdarstellung des madjarischen Coetus eine entscheidende kirchengeschichtliche Bindung berühren: 1. die Abhängigkeit des ungarischen Calvinismus von Melanchthon, dem „Cryptokalvinisten“, der als Disputationsleiter in der Blütezeit des Coetus auf die theologische Mentalität der Mitglieder entscheidendsten Einfluß ausübte und den Coetus zur Keimzelle für den Calvinismus in Ungarn formte: „Die Wittenberger (ungarische) Burse scheint die Gesellschaft der ungarischen kalvinistischen Studenten zu sein“ (S. 144), „Fast alle . . . Ungarn, ob sie gleich zu Wittenberg studieret, sind Lehrer reformierter Gemeinden und Schulen in ihrem Vaterlande geworden . . .“ (J. S. KLEIN, II, 105)<sup>3)</sup>. Dieser innere Entwicklungsgang hat auch zur Auflösung des Coetus seitens des Landesherrn CHRISTIAN II. geführt. Dieser Fragenkomplex wird vom Verf. nur insoweit gestreift, als es für sein Thema unbedingt notwendig erscheint,

<sup>2)</sup> Vgl. hiezu die einschlägigen Beiträge von D. ČYŽEVSKYJ ZfslPh XVI (1939), S. 16—68, 153—157; SOF V (1940), S. 211—214 und die dort angeführten Literaturnachweise (B. v. PUKÁNSZKY, J. KVAČALA, B. SZENT-IVÁNYI, R. KOMMEL usw.).

<sup>3)</sup> Vgl. Literaturangaben S. 92 f. und die Ausführungen des Verf.s S. 97—101.

dürfte aber deutscherseits bei der Erforschung der einleitend berührten Wechselbeziehungen in Zukunft nicht mehr unberücksichtigt bleiben.

Von Interesse für spätere Arbeiten auf dem Gebiete „Ungarische Studenten auf ausländischen Universitäten“ würde wohl ein Vergleich sein, inwieweit sich die äußere und innere Organisation der ungarischen Bursen und Landsmannschaften in den verschiedenen deutschen Universitätsstädten voneinander unterscheiden, in welchem Maße sich der zeitgenössische deutsche und der nationalmadjarische Studentengeist dabei geltend auswirkt.

Daß die vorliegende Arbeit ihr Thema so allseitig abrunden und auswerten konnte ist meines Erachtens in erster Linie auf das sorgfältige Quellenstudium und die erschöpfenden Literaturnachweise des Verf.s zurückzuführen; so wird sie auch ihren Zweck — die Auswertung einer Chronik für die ungarische Kirchen- und Kulturgeschichte — ganz erfüllen können.

München.

JOSEF HAHN.

**Lovas, Rezső: Báthory Gábor és a Szászok** (Gabriel B. und die Sachsen). Debrecin 1940, 53 S. (Veröffentlichungen des historischen Seminars der Debreciner Stephan-Tisza-Universität, 8).

Die vorliegende Dissertation stellt einen keineswegs erfreulichen Rückfall in unhistorische Geisteshaltung dar. Verf. will das bisher keineswegs günstige Urteil über den siebenbürgischen Fürsten BATHORY revidieren, ohne daß dafür seine Kräfte ausreichen. Er hält Báthory für einen Vorkämpfer des madjarischen Volkstums, der sich daher u. a. die Vernichtung der Sachsen zum Ziele gesetzt hätte, was Verf. für ein sehr lobenswertes Beginnen hält. Báthory kämpfte für sein „Volk“, die Sachsen nur für „veraltete“ Privilegien — nach Ansicht des Verf.s! Die Sachsen fügten durch ihre Privilegien dem Madjarentum „unermesslichen Schaden“ zu (S. 38). Die Sachsen waren „Verräter“ (S. 31, 52, 53). „Den Sachsen lag das Verraten schon im Blut“ (S. 48); sie waren „impertinent“ (S. 53). Von einem Gegenfürsten Báthorys, dem Adeligen Géczy, schreibt der Verf.: „... aber Géczy, so sehr er auch Verräter war, war doch kein Sachse“ (S. 32) und bringt damit zum Ausdruck, daß für ihn die Siebenbürger Deutschen erst hinter Verrätern kommen. Verf. ist aber nicht nur hart in seinen Urteilen, sondern augenscheinlich auch Gemütsmensch. Die Vergewaltigung sächsischer Frauen nach der Eroberung Hermannstadts durch Báthory nennt er fürstliche „Unterhaltung“ (S. 22)! Die politische Leidenschaft macht seine Darstellung wertlos. Der völkische Gedanke, der Báthory rehabilitieren soll, war im 17. Jh. ja noch nicht vorhanden. Damit aber bricht die ganze Konstruktion des Verf.s zusammen. Der Wert der Arbeit besteht nur darin, ein psychologisches Dokument antideutscher Stimmung zu sein. Sein Anwurf gegen die „heutigen Vertreter umwertender Geschichtsschreibung“ (S. 3) — er meint damit die wertvollsten Vertreter der ungarischen Geschichtswissenschaft — wird somit zu einer lehrreichen Anmaßung eines Anfängers.

**Fallenbüchl, Ferenc: A rabváltó trinitárius szerzetesek Magyarországon** (Die Gefangenen-auslösenden Trinitarier-Mönche in Ungarn). Budapest: Stephaneum 1940, 179 S., 43 Abb. (A Szent István Akadémia történelem-, jog- és társadalomtudományi osztályának értekezései, II/9).

Verf. gibt eine vorzugsweise auf archivalischen bzw. handschriftlichen Quellen beruhende Darstellung des Wirkens der Trinitarier in Ungarn, die sich hier Ende des 17. Jh.s niederließen und unter Joseph II. (1783) aufgelöst wurden. Der Orden fand in Ungarn von Wien aus Eingang. Vor allem in den ersten Jahrzehnten überragte das deutsche Element entschieden (S. 172 ff.). Im übrigen verdient es hervorgehoben zu werden, daß die deutschen Beziehungen nicht verschwiegen, sondern sachlich dargestellt werden. Auch auf die religiöse Lage Ungarns im 18. Jh. entfallen manche Streiflichter.

F. V.

**Csóka, J. Lajos: Mária Terézia iskolareformja és Kollár Ádám** (Adam Kollár und die Schulreform Maria Theresias). (A Pannonhami Főiskola Könyvei 5.) Pannonhalma 1936, 328 S.

Die vorliegende Arbeit verdient eine besondere Würdigung, denn sie behandelt nicht nur eine wichtige Epoche der ungarischen Pädagogik, sondern auch einen wichtigen Abschnitt der ungarischen Geschichte, der Entstehung der „Ratio Eudationis“. An der Entstehung der „Ratio“ hat ADAM KOLLÁR einen hervorragenden Anteil. Diesen Anteil herauszustellen mit all seinen positiven und negativen Seiten, ist das Hauptverdienst des Verf.s. Er weist nach, daß Kollárs Pädagogik in der „Ratio“ enthalten ist, daß seine Reformen in die Ratio aufgenommen wurden, daß er an der Abfassung maßgebend beteiligt ist. Wenn auch die Handschriften der „Ratio“ von anderen stammen, so ist dies nach Verf.s Meinung kein Gegenbeweis. Es kommt hier auf den Inhalt an, der durch Kollár bestimmt wurde.

Die biographischen Angaben über Adam Kollár sind sehr unübersichtlich dargestellt, teilweise fehlen sie ganz. Das ist ein Nachteil dieser ausgezeichneten Arbeit. Erst auf S. 87 erwähnt Verf., daß Kollár slowakischer Abstammung gewesen ist, denn dieses Kapitel ist Kollárs Stellung zum Madjarentum gewidmet. Man müßte es „Kollár und der Hungarismus“ überschreiben, denn Kollár dachte nicht völkisch, also weder madjarisch noch slowakisch, sondern war als aufgeklärter Priester bestrebt, seinem Vaterlande das Beste zu bieten. In Ungarn lehnte man ihn ab, seine Bücher wurden dort verboten und verbrannt. In der slowakischen Literatur hat Kollár bis jetzt keine Würdigung erfahren, auch der „Grundriß der slowakischen Pädagogik“ von GEORG ČEČETKA (1940 in St. Martin am Turz erschienen) kennt ihn nicht. So bleibt Adam Kollár als ein Mann der Aufklärung am Rande der Geschichte. Verf. versucht seine Ehrenrettung, und man muß zugeben, daß ihm dieselbe ohne Anwendung bedenklicher Mittel gelungen ist.

Das pädagogische System Kollárs blieb nicht ohne Einfluß auf seine Zeit. Wenn es auch in vielen Punkten revolutionär war, so war er bestrebt, das Niveau zu heben, eine allgemeine Schulreform in Ungarn durchzuführen. Eine Zeitlang stand er an der Spitze des Mittelschulwesens der Monarchie. Wenn er auch seine Reformpläne infolge persönlicher Feindlichkeiten nicht durchführen konnte, so kann man seine Verdienste für Ungarn keineswegs schmälern.

Als Beilagen werden abgedruckt seine Handschriften, so der „Plan für die unteren lateinischen Schulen, oder sogenannten Humaniora“, das „Gutachten über die Errichtung der Tyrnauer-academie und die Universalfigurierung der academien, Schulen und Lehrer im Königreich Ungarn“, die „Instructio privata pro Humaniorum literarum professoribus publicis in regnis et Provinciis Austriacis“, die Vorreden zu seinen Werken „Anfangsgründe der lateinischen Sprache“, „Etymologicum linguae Latinae“ und „Tirocinium analyticum“ und sein Briefwechsel mit Gräfin GRASS, der deutlich zeigt, daß Kollár von der deutschen Kultur nicht nur angesprochen wurde, sondern auch einer ihrer treuesten Anhänger war, soweit dies die damalige Zeit zuließ. Kollár ist neben Bel einer der hervorragendsten Vertreter des Hungarismus, ein Anhänger und Verkünder der Aufklärung, ein Opfer des Mißverständnisses und des Hasses. Seine Beherrschung der deutschen Sprache zeigt, daß er sie nicht nur technisch zu handhaben verstand, sondern daß er auch bemüht war, deutsch zu denken und zu fühlen.

Verf. hat durch sein Werk Hervorragendes auf dem Gebiete des pädagogischen Schrifttums vollbracht, er hat einen verkannten Mann, der so wenig beachtet wurde, ein bleibendes Denkmal gesetzt, hat die großen menschlichen Eigenschaften dieses Mannes aufgezeigt, der erfüllt war von einer Liebe zur Wahrheit, stets bestrebt, das Beste seinem Kaiser und seinem Vaterlande zu geben, dabei ständig bemüht, das Erbe seiner Vorgänger zu erhalten und fortzusetzen. Das tritt am anschaulichsten in der Angelegenheit der Handschriften von MATTHIAS BEL hervor. Als Jesuit bemühte er sich um die Rettung der Manuskripte des Geographen und protestantischen Priesters Matthias Bel.

**Iványi, Béla: Báró Máriássy András, tábornaszernagy, a Mária Terézia-rend lovagja** (Baron Andreas Máriássy, Feldzeugmeister, Ritter des Maria-Theresia-Ordens). 1757—1846. Fünfkirchen 1937, 157 S., o. Pr.

Die Biographie vermittelt einen guten Einblick in das geschichtliche und politische Geschehen der Zeitperiode von 1790 bis 1846, also die Zeit der napoleonischen Kriege und der madjarischen Volkswendung umfassend. Das Leben des Zipser Adligen, Baron ANDREAS MÁRIÁSSY, ist nicht nur ein Teil der ungarischen, sondern auch

ein wesentlicher Teil der österreichischen Geschichte. Die Gegensätze zwischen dem Hause Habsburg und dem madjarischen Hochadel waren im Vergleich zum madjarischen Kleinadel niemals so spannend, daß es zum offenen Bruch gekommen wäre, so ist Baron Andreas Máriássy ein treuer Diener des Hauses Habsburg, ein Vertreter der Mission, die die Donaumonarchie gegen äußere Gefahren geschützt haben. Die Erziehung, die Máriássy genossen hat, war deutsch. Deutsches Blut floß in seinen Adern, und zur deutschen Kultur hat er sich bekannt.

Als geborener Offizier und Stratege setzt er sich im Kampf gegen Napoleon ein. Die Würde eines Feldzeugmeisters und eines Ritters des Maria-Theresia-Ordens bilden die äußeren Zeichen der Anerkennung, hervorstechend sind aber die charakterlichen Eigenschaften und militärischen Fähigkeiten dieses Mannes, der das Schicksal Österreich-Ungarns mitzubestimmen half.

Verf. hat durch seine Darstellung die österreich-ungarische Geschichte um ein Kapitel bereichert, vor allem aber die Zipser Geschichte gewürdigt, die so reich ist an militärischen, politischen und wissenschaftlichen Begabungen. Gründliches Quellenstudium, weite Perspektive der historischen Darstellung und volle Berücksichtigung der deutschen Quellen zeichnen diese Biographie besonders aus.

Berlin.

M. SCHWARTZ.

**Kristóf, György: Az erdélyi magyar vidéki hírlapirodalom története a kiegyezésig** (Geschichte der siebenbürgisch-madjarischen Provinzjournalistik bis zum Ausgleich). Klausenburg, Erdélyi Múzeum — Egyesület 1939, 29 S. (Erdélyi Tudományos Füzetek, 109).

Geschichte des madjarischen Zeitungswesens in Siebenbürgen, das 1790 beginnt und für die madjarische Volksgeschichte von großem Wert ist.

R.

**Gesmey, Borbála: Les débuts des études françaises en Hongrie (1789—1830).** Essai de bibliographie. Szeged-Szegedin 1938, 221 S. (Nr. 18 der „Études Françaises“ des L'Institut Français De L'Université De Szeged).

Die Arbeit zerfällt in zwei Teile, in einen historischen, der französisch (S. 7—56), und einen bibliographischen (S. 57—208), der madjarisch abgefaßt ist. Die Arbeit verrät viel Fleiß und volle Auswertung des zur Verfügung stehenden Materials. Von allen Arbeiten, die bis jetzt vom Französischen Institut der Universität Szegedin veröffentlicht wurden, ist die vorliegende eine der besten.

Der Zeitraum zwischen der ersten und zweiten französischen Revolution bildet den Gegenstand der Untersuchung. Diese Zeit, die so reich an äußeren und inneren politischen Ereignissen der österreichisch-ungarischen Monarchie war, spiegelt zugleich ein Dilemma wider, in dem sich die madjarische Nation von damals, vor allem ihre geistigen Vertreter befanden. Die Anfänge der französischen Studien, die Beschäftigung mit der französischen Geschichte, Literatur, Philosophie und vor allem mit der französischen Politik bedeuten eine Abschwächung der deutsch-madjarischen Beziehungen, die in vielen Fällen bewußt erstrebt wurde. Auf diese Tatsache wurde in der Arbeit nicht hingewiesen. In der Bibliographie werden alle Stimmen, sowohl die franzosenfreundlichen wie die franzosenfeindlichen verzeichnet, besonders in der Zeit der Napoleonischen Kriege.

Berlin.

M. SCHWARTZ.

**Jánossy, Dénes: A Kossuth-emigráció Angliában és Amerikában** (Die Kossuth-Emigration in England und Amerika), 1851—1852. I. Bd. Budapest, Ung.-histor. Gesellschaft, 1940, XIV + 895 S.

Der Verf., dem wir bereits eine Reihe wertvoller Untersuchungen über diesen Fragenbereich verdanken, bietet uns eine ausgezeichnete Darstellung der ungarischen Emigration in den Jahren 1851/52, wobei KOSSUTH mit Recht in den Mittelpunkt gerückt worden ist (S. 1—474). Der Wert vorliegender Arbeit besteht nicht nur darin, daß alle in Frage kommenden Archive herangezogen wurden, sondern gerade auch in der wohlabgewogenen Darstellung. Ich glaube, daß die Bestrebungen der ungarischen Emigration über ihre zeitgeschichtliche Bedeutung bemerkenswert sind durch die psychologischen Einblicke, die sie in das madjarische Wesen

gewähren. Auch der Urkundenteil (S. 475—838) ist äußerst reichhaltig, gut zusammengestellt und sorgfältig ediert. Der zweite Band der wichtigen Veröffentlichung darf mit Spannung erwartet werden.

F. V.

**Pálincás, László: Esztergom XVIII. századi művészeti emlékei** (Die Graner Kunst-  
denkmäler des 18. Jh.s). Budapest 1937, 95 S. und 30 Bilder.

Gran, Sitz eines Erzbischofs und zahlreicher Orden, gehört zu den kunstgeschichtlich bedeutendsten und reichsten Städten Ungarns. Bis zu den Türkenkriegen erfreute sich Gran einer kulturellen und wirtschaftlichen Blüte, die dann durch sie unterbunden wird.

Die kunstgeschichtliche Arbeit befaßt sich mit den Kirchenbauten, die nach der Vertreibung der Türken aufgeführt wurden, dabei zahlreiche neue Quellenergebnisse berücksichtigend. Einer eingehenden Würdigung und Betrachtung werden die alte Parochialkirche, die Kirche zum Heiligen Geist, die Kirche zu St. Annen, die Kirche zu St. Stephan und die Jesuitenkirche unterzogen. Vorherrschend ist der Jesuiten-, der Barockstil. Auch über die Graner Zünfte wird in der Arbeit berichtet. Urkundliche Belege bringen eine weitere Ergänzung. Über den Anteil der einzelnen Nationalitäten an der Schaffung dieser Bauten wird nicht berichtet, obwohl es interessant wäre, zu erfahren, wie groß der Anteil der einzelnen Nationalitäten war. Die Graner Kunstdenkmäler des 18. Jh.s sind keine madjarischen Kunstwerke. Die Architekten und Bildhauer stammen zumeist aus dem Ausland, sind Deutsche und Italiener. Die einheimischen Deutschen sind auch vertreten. Die österreichischen und süddeutschen Einflüsse sind unberücksichtigt geblieben. Eine Feststellung dieser Einflüsse ist möglich, wenn auch Verf. (S. 80) eine solche für undurchführbar hält.

Berlin.

M. SCHWARTZ.

**Lakatos, István: A muzsikus-Ruzitskák Erdélyben** (Die Musiker namens Ruzitska  
in Siebenbürgen). Klausenburg, Erdélyi Múzeum-Egyesület, 1939, 14 S. (Erdélyi Tudományos Füzetek, 111).

Behandelt das Leben von JOSEPH RUZITSKA (ca. 1775), der die Musik zur ersten Oper in madjarischer Sprache (1822) schrieb, ferner das Wirken von GEORG RUZITSKA (1789 oder 1790—1869), der aus Wien nach Klausenburg als Musiklehrer kam und dort das erste Musikkonservatorium Siebenbürgens leitete und aufbaute (von 1835—1869).

R.

**Harcos-Hesz, J.: Die Wichtigkeit der gesundheitlichen Untersuchungen.** Öff. Gesundheitsdienst 5 (1940), 743—747.

Hinter dem allgemeinen Titel verbirgt sich eine sorgfältige Darstellung der Ergebnisse von sehr gründlichen und ausführlichen Gesundheitsuntersuchungen an 3600 Hörern der Universität Budapest. Sie sind für die Studenten verpflichtend, für die Studentinnen freiwillig. Von den Befunden mag soviel wiedergegeben sein, daß 45% Brechungsfehler der Augen zeigten und 52% kariöse Zähne aufwiesen, viele andere fachärztliche Feststellungen müssen im Original nachgelesen werden. Da auch anthropologische Messungen und Beurteilungen der Konstitution vorgenommen werden, ergibt sich dabei ein Überblick über die rassische Zusammensetzung der Hörschaft. Verf. gibt an: osteuropid 26,4%; alpin 17,2%; turanisch 17,6%; nordisch 14,8%; dinarisch 9,2%; vorderasiatisch (sephardisch, askenasisch) 7,5%; mediterran 2,8%; mongoloid 2,4%; unbestimmbar 2,1%. Eine getrennte Darstellung der im ungarischen Staate vereinigten Volksgruppen ist leider unterblieben.

Breslau.

H. GRIMM.

## VI. Rumänien

**Academia Română. Memoriile Secțiunii istorice** (Denkschriften der Rumän. Akademie). Seria III, Tom. XXI, Bukarest, Rumän. Akademie 1939, 737 S.

Die Veröffentlichungen der Rum. Akademie erfolgen in jährlichen Zusammenstellungen, nachdem die einzelnen Arbeiten von den Verfassern selbst, die Mitglieder oder Korrespondenten der Akademie sind, in den Sitzungen vorgetragen wurden.

Der vorliegende Band bringt eine Zusammenstellung wichtiger Arbeiten, die wir, soweit sie neue wichtige Forschungsergebnisse bieten, berücksichtigen.

Der Präsident des Kassationshofes A. RĂDULESCU berichtet über den römischen Ursprung des rumänischen Rechtes, wobei er die slawischen Einflüsse möglichst in den Hintergrund schieben will, das ungeschriebene rumänische Recht aber vom römischen Recht her ableitet. Das geschriebene Recht des alten Königreiches jedoch wird als romanischen Ursprungs aufgefaßt.

General a. D. R. ROSETTI veröffentlicht das Tagebuch eines Moldauer Regiments, das an den Kämpfen gegen die Türken 1877 teilgenommen hatte.

Der bekannte rumänische Wappenkundler und Münzforscher CONST. MOISIL beschäftigt sich mit Wappen der ältesten rumänischen Münzen. In der Einleitung gibt er wertvolle Aufschlüsse über die Quellen der rumänischen Wappenkunde.

I. NISTOR untersucht die Auswanderungen der Rumänen nach Polen im 14. und 15. Jh. Sie erfreuten sich dort besonderer Freiheiten und bewahrten uralte rumänische Rechte und Organisationsformen. (Knezat u. a.). Mit ihren Freiheiten verloren sie auch ihre Eigenart und glichen sich den umwohnenden Polen an. Die Auswanderung bringt Verf. mit der schweren sozialen Lage und den daraus sich entwickelnden Bauernaufständen in Verbindung.

LĂPĂDATU bringt noch unveröffentlichtes Material zur Ermordung des ersten Ministerpräsidenten der Vereinigten Fürstentümer Barbu Catargiu im Jahr 1862. Daß diese rätselhafte Ermordung dieses konservativen Parteiführers liberal-revolutionären Elementen zuzuschreiben sei, steht wohl fest, ohne daß sich diese Frage endgültig klären ließe.

J. LUPAŞ klärt die Frage, welcher orthodoxe Bischof im Jahre 1638 vom Fürsten RAKÓCZY gepeitscht und seiner Güter beraubt wurde. Sie wirft ein Schlaglicht auf die Verfolgungen der orthodoxen Kirche von seiten des madjarischen Kalvinismus im 17. Jh.

CONST. KARADJA bringt eine Zusammenstellung der zeitgenössischen Zeitungsberichte über die zwischen Michael dem Tapferen und Sigismund Bathori stattgefundenen Schlacht bei Goroslau.

JON NISTOR beschäftigt sich, polemisierend gegen den Russen SERGIEVSKI, mit der Frage der östlich vom Dnjester wohnenden Rumänen und stellt das fast unaufhörliche Abfließen rumänischen Blutes in diese Gebiete seit dem 15. Jh. fest.

Derselbe berichtet auf Grund bereits veröffentlichten Quellenmaterials über die im 18. Jh. auftauchenden Pläne zur Gründung eines unabhängigen „Daciens“.

SABIN MANUIĂ, der Direktor des städtischen Institutes Rumäniens, macht wertvolle Feststellungen über die Bevölkerungsverhältnisse Rumäniens, wobei er die Volkszählung von 1930 als Grundlage benützt.

P. P. PANAITESCU bietet einen interessanten Lebensabriß der beiden Moldauer Fürsten CONSTANTIN ŞERBAN und STEFAN PETRICEICU, wobei namentlich das Leben nach dem Thronverlust behandelt wird. Die in ständiger Unruhe herrschenden Fürsten finden schließlich in Polen eine zweite Heimat. Im Anhang werden noch unveröffentlichte Dokumente dieser beiden Fürsten zur Darstellung gebracht.

E. GĂVĂNESCU bringt einen übersichtlichen Lebensabriß des siebb. Geschichtsschreibers JOH. MONORAI und veröffentlicht einige Kapitel seines im Jahre 1820 verfaßten Geschichtswerkes, in dem er sich als Kämpfer für die Rechte seines Volkes zu erkennen gibt.

SILVIU DRAGOMIR behandelt die Frage, wo der Leichnam MICHAEL DES TAPFERN begraben worden sei. Indem er sich für die Annahme entschließt, daß dieses in der von ihm gegründeten, aber inzwischen abgetragenen Metropole zu Karlsburg geschehen wäre, sucht er diesen Ort zu bestimmen, wobei er Quellen aus dem Archiv des Wiener Hofkriegsrates zu Rate zieht.

VICTOR SLĂVESCU veröffentlicht eine reichhaltige Biographie des Finanzministers PETRU MAVROGHENI, der in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts eine führende Persönlichkeit des rumänischen Wirtschaftslebens war, seine Lebens-

beschreibung daher einen Ausschnitt aus der rumänischen Wirtschaftsgeschichte darstellt. Ein sehr reichhaltiges Quellenmaterial, Dokumentenveröffentlichungen und Photokopien bilden die Grundlage dieser umfangreichen Arbeit.

Schließlich bringt J. LUPAŞ einen Lebensabriß des Klausenburger Universitätsprofessors JOAN PIUARIU-MOLNAR zur Darstellung, der um das Jahr 1800 als Augenspezialist in Klausenburg wirkte und dadurch Bedeutung hatte, daß es ihm gelang, die seinem Volk durch die Rechtlosigkeit gelegten Schranken zu sprengen, den Adelstitel zu erwerben und in Folge seiner vielseitigen Bildung für sein Volk entschlossen einzutreten.

Neppendorf.

H. KLIMA.

**Lupaş, J.: Documente istorice Transilvane** (Siebenbürgische Geschichtsdokumente). Bd. 1, 1599—1699. Klausenburg, Cartea Românească, 1940, XVI + 522 S.

Einer bereits im Jahre 1925 vorgelegten Dokumentensammlung aus dem 16. Jh. läßt L. heute diesen ersten Band einer Aktenreihe folgen, die, wie es im Vorwort heißt, als Unterbau der geplanten Herausgabe zeitgenössischer Zeugnisse über den siebenbürgischen Bauernaufstand von 1784 gedacht ist.

Die Veröffentlichung ist aus Seminarübungen an der früheren rumänischen Universität zu Klausenburg hervorgegangen. Sie will wenigstens „einen Teil der Früchte 19jährigen didaktischen Bemühens“ zur Einführung in die neuere siebenbürgische Geschichte nutzbar machen. Damit verfolgt sie einen zunächst lehrhaften Zweck, wodurch wohl die Aufnahme einer großen Zahl (85) von andern Orten schon veröffentlichten Dokumenten in diese im ganzen 206 Nummern zählende Sammlung gerechtfertigt sein mag. Die bisher ungedruckten Stücke — der eigentliche Ertrag für die Forschung — stammen in der Mehrzahl aus siebenbürgisch-deutschen Archiven: dem Sächsischen Nationalarchiv (35) und der Handschriftensammlung des Brukenthalischen Museums in Hermannstadt (32) u. a.

Bei der Zusammenstellung des Aktenbandes ist naturgemäß die Bezugnahme auf Fragen der rumänischen Geschichtsentwicklung in Siebenbürgen im Vordergrund gestanden. In dieser Richtung wird das bisherige Bild über die innern Zustände um manchen wertvollen Einzelzug erweitert. Die Beziehungen des siebenbürgischen Rumänentums — in der privaten, wie in der kirchlichen Sphäre — zu den Stammesgenossen südlich der Karpaten, das Verhältnis der orthodoxen Kirche zum siebenbürgischen Calvinismus, die Anfänge der Kirchenunion u. a. erhalten Streiflichter, die schon bisher Bekanntes neu beleuchten. Mehrere Akten betreffen rein ungarische und in stärkerem Ausmaß siebenbürgisch-sächsische Angelegenheiten: etwa der auch im Faksimile wiedergegebene treuherzige Brief, mit dem der Geschichtsschreiber MATHIAS MILES ein dem Schäßburger Stadtrat zugesandtes Exemplar seines „Siebenbürgischen Würgengels“ begleitet (Nr. 143), einige Geburtsbriefe usw. In mehrerer Hinsicht bemerkenswert ist das Testament des JOHANN HEINR. BISTERFELD, langjährigen (1629—1655) Lehrers an dem vom Fürsten GABRIEL BETHLEN begründeten Weißenburger Kollegium. Diesem Ausweis zufolge ist der in 2. Ehe mit einer Hermannstädterin verheiratete und mit dem Bürgerrecht dieser Stadt begabte reichsdeutsche Gelehrte in seiner zweiten Heimat zu ganz ansehnlichem Wohlstand gekommen (Nr. 112). Ein Gegenstück dazu das reiche Inventar des durch APAFFY in Hermannstadt beschlagnahmten Vermögens der Brüder Bischof SAVA und GEORG BRANCOVICI (Nr. 160). Aus diesem und zahlreichen andern Dokumenten erhellt die auch sonst genugsam erhärtete bedeutende Rolle, welche den deutschen Städten Siebenbürgens für die physische und materielle Sicherheit des Rumänentums von diesseits und jenseits der Karpaten in früheren Jahrhunderten zugefallen ist.

An sachlichen Irrtümern bzw. Versehen ist mir folgendes [aufgefallen: S. 33 und im Register ist das Begendorff der Urkunde mit Bendorf aufzulösen. Die Jahreszahl 1703 auf S. 78 wäre in 1793 richtigzustellen. Die Namensform Horobreaster für den Hermannstädter Königsrichter des Jahres 1684 in den Briefen des Rimniker Bischofs STEPHAN (Nr. 171 und 173) ist als Verballhornung von ARMBRUSTER, der in dem Werk auch mehrfach erwähnt wird, zu erkennen und muß auch im Register mit diesem Namen verbunden werden. In Nr. 203 sind die beiden Gegenzeichner des Gubernialschreibens vom 6. August 1699, STEPHAN HALLER und

MICHAEL OLASZ, fälschlicherweise als Briefempfänger, d. h. als Bürgermeister und Stuhlrichter von Hermannstadt, aufgefaßt.

Hermannstadt.

GUSTAV GÜNDISCH.

**Ungureanu, Gh.: Din viața lui Jon Creangă.** Documente inedite (Aus dem Leben von J. C. Unveröffentlichte Urkunden). Bukarest, Fundația pentru Literatură și Artă „Regele Carol II“, 1940, 193 S., 32 Taf.

U. bietet eine wertvolle Quellensammlung zur Lebensgeschichte des bekannten Moldauer Dichters, die überhaupt erst eine zusammenhängende Darstellung ermöglicht. U. bringt die gesamten auf C. bezüglichen Akten zur Veröffentlichung (S. 109—190) und verwertet sie zu einer Darstellung von einzelnen Lebensabschnitten C.s, seiner Vorfahren sowie seines letzten Wohnortes (S. 5—104). Die Akten und ihre von U. gebotene Auswertung ist über das rein biographische Moment hinaus von zeit- und vor allem kulturgeschichtlichem Wert.

F. V.

**Cartoian, N.: Istoria literaturii române vechi.** Vol. I. Dela origini până la epoca lui Matei Basarab și Vasile Lupu (Geschichte der altrumänischen Literatur, I. Bd. Von den Anfängen bis zu dem Zeitalter der Fürsten Matei Basarab. 1632—1654, und Vasile Lupu, 1634—1653). Bukarest; Fundația pentru Literatură și Artă „Regele Carol II“, 1940, 94 S., 59 Abb.

Was die Gesamtdarstellung anbelangt, so ist die altrumänische Literatur natürlicherweise viel besser daran als die neuere Literatur, für die die nötige Perspektive noch fehlt. Grundlegendes für die Geschichte und für die ästhetisch-künstlerische Bewertung der altrumänischen Literatur hat N. JORGA in seinem drei große Bände starken, auf breiter Grundlage aufgebautem Werke (\*Geschichte der religiösen Literatur der Rumänen, Bukarest 1904 und \*Geschichte der rumänischen Literatur im 18. Jh., Bukarest 1901, 2 Bde.) geleistet. 1925 erschien der I. Band und 1928 der II. in zweiter, umgearbeiteter Auflage, welche sich jedoch nur auf die ersten zwei Bände erstreckt. Eine sehr nützliche „\*Einleitung in das Studium der altrumänischen Literatur“ veröffentlichte ALEXE PROCOPOVICI 1922 zu Czernowitz. Nicht unerwähnt zu bleiben verdient auch die dreibändige, zwischen 1921 und 1926 erschienene wertvolle altrumänische Literaturgeschichte von G. PASCU. Einem tiefgefühlten Bedürfnisse sowohl der Fachleute als auch der breiteren gebildeten Volksschichten hat „\*Die Geschichte der rumänischen Literatur: Die alte Epoche“ von SEXTIL PUȘCARIU entsprochen; deshalb ist auch die erste Auflage ziemlich rasch vergriffen worden. Die zweite ergänzte und umgearbeitete Auflage ist 1930 im Verlage Kraft und Drotleff zu Hermannstadt in Siebenbürgen, reich illustriert, auch mit farbigen Reproduktionen und in einer tadellosen drucktechnischen Ausführung erschienen; und bereits 1936 war es nötig, sie wieder abzdrukken. Ihrer schönen und klaren Darstellung und literarischen Form wegen darf dieser Literaturgeschichte auch ein innerer künstlerischer Wert zugeschrieben werden. Der wissenschaftliche Wert des Buches, der schon an und für sich hoch angeschlagen werden muß, wird durch die ausgezeichnete bis zum Jahre 1930 vollständige systematische, kritisch beleuchtete Bibliographie, welche am Schlusse folgt, wesentlich erhöht. Ein Wort- und Sachregister erleichtert die Benutzung des Buches.

C.s Literaturgeschichte schließt sich ihrer Vorgängerin würdig an und bietet nichts Überflüssiges. Während in Pușcarius Literaturgeschichte das Schwergewicht sich mehr auf die ästhetischen, künstlerischen, literarischen Betrachtungen und Feststellungen erstreckt, liegt es bei C. vielmehr im literargeschichtlichen Teil, so daß die ausgezeichneten Werke sich glücklich ergänzen.

In einer auf sehr breiter Grundlage entworfenen Einleitung versucht C. die ersten rumänischen Literaturerscheinungen in die allgemeinen literarischen Strömungen des Morgen- und Abendlandes einzuordnen und die Gründe aufzudecken, warum es sich das rumänische Volk trotz seines lateinischen Ursprungs in den byzantinisch-slawischen Kulturkreis einreichte und warum es sich trotz seiner romanischen Sprache bei seinen ersten seelischen und gedanklichen Äußerungen in den Anfängen seiner Literatur nicht der lateinischen Sprache, sondern der alten kirchenslawischen Sprache bedienen mußte.

Sodann wird zuerst die religiöse Literatur und die moldauische Geschichtsschreibung eingehend behandelt. Was die in München entdeckte zeitgenössische deutsche Chronik über den moldauischen Fürsten Stefan den Großen (1457—1504) anbetrifft, so möchte ich der Ansicht sein, daß den mündlichen Nachrichten eine wichtigere Bedeutung beigemessen werden müßte. Die angeführten Namensverstümmelungen, glaube ich, lassen sich leichter und einleuchtender als Gehörsfehler und nicht als Abschreibfehler erklären. Auf dieselbe Weise, nämlich infolge der mündlichen Information, ließen sich natürlicherweise auch die Ungleichheiten erklären, welche zwischen der deutschen und der kirchenslawischen Redaktion der Stefanschronik bestehen.

Rühmenswert möchte ich hervorheben das zurückhaltende Urteil C.s über die berühmten Mahnreden des walachischen Fürsten NEAGOE BASARAB (1512—1521) an seinen Sohn THEODOSIOS, die ihm zufolge erst nach der Fertigstellung einer auf die ganze handschriftliche (in kirchenslawischer, griechischer und rumänischer Sprache vorkommende) Überlieferung fußenden kritischen Ausgabe endgültig bestimmt werden kann. Was doch den Ursprung der rumänisch-slawischen Geschichtsschreibung anbelangt, so möchte ich glauben, daß ein Hinweis und eine Stellungnahme zu meiner in „Omagiu lui J. Bianu“ (Bukarest 1927, S. 217—223) über den „\*Ursprung der rumänischen Chroniken“ erschienenen Studie, deren Schlußfolgerung PUŞCARIU in seiner Literaturgeschichte billigend aufgenommen hat, am Platze gewesen wäre.

In einem „Die Morgenröte der rumänischen Literatur“ betitelten Kapitel wird das Problem der ersten rumänischen Sprachdenkmäler, welche durch den sogenannten Rotazismus, d. h. Übergang des intervokalischen n in r, charakterisiert sind, und der ersten in der Walachei und in Siebenbürgen erschienenen rumänischen Drucke untersucht. In Siebenbürgen wurden zwischen den Jahren 1559 und 1581 vom Diakon CORESI rumänische Kirchenbücher auch mit hilfreicher Teilnahme des sächsischen Kronstädter Bürgermeisters und der Buchdruckerei- und Papierfabrikeigentümer HANS BENKNER und LUKAS HIRSCHER in den Druck gelegt. Der sächsische Anteil an den Anfängen der rumänischen Drucke wird allgemein durch den lutherischen Propagandatrieb erklärt. Ich möchte doch glauben, daß man hierin auch das kommerzielle Interesse der sächsischen Buchdruckerei- und Papierfabrikbesitzer ins Auge fassen muß. Ein durchschlagender Beweis hiefür ist es, daß diese für das rumänische Volk in ihren Buchdruckereien auch kirchenslawische orthodoxe Bücher erscheinen ließen, welche doch einer lutherischen Proselytenmacherei unter den rumänischen Volksangehörigen geradezu entgegenliefen.

Der reichhaltigste bestgelungene Teil von C.s Literaturgeschichte ist der über die rumänischen volkstümlichen Texte, deren bester Kenner zweifelsohne er geworden ist. Denn darüber hat er selbst tiefeschürfende Untersuchungen seit vielen Jahren angestellt und ist zu zahlreichen schönen, überaus wertvollen Ergebnissen gelangt. Dieser Teil seiner Literaturgeschichte ist unersetzbar und unentbehrlich, weil er eben anderswo in dem Ausmaße und in der Gründlichkeit nicht vorgefunden werden kann. Dabei ist die Feststellung sehr wichtig, daß „sprachliche Merkmale — und vor allem der Rotazismus — den Nachweis liefern, daß man die apokryphen religiösen Legenden (d. h. die ersten volkstümlichen Texte) so ziemlich in derselben Zeit und Gegend (d. h. im 15. Jh. und im nordwestlichen Teile Siebenbürgens) ins Rumänische zu übersetzen hat, wo auch die ersten Texte der Heiligen Schrift in rumänischer Fassung übertragen wurden“. Auf Grund dieser überaus interessanten Feststellung möchte ich die hochwichtige Vermutung aufstellen — die doch genug natürlich und einfach erscheint —, daß die ersten Übersetzungen der Heiligen Schrift nicht so sehr durch den hussitischen oder durch den lutherischen Einfluß und Propagandatrieb, wie man gewöhnlich annimmt, veranlaßt wurden, als vielmehr durch ein gewisses seelisches Bedürfnis und durch einen inneren Drang, auch in eigener Sprache das heilige Wort zu hören und zu lesen, durch einen Drang, welcher immer mehr erstarkte und sich endlich durchsetzte.

Mit dem Kapitel „Der Beginn der Geschichtsschreibung in der Walachei“ schließt dieser erste Band der rumänischen Literaturgeschichte von C. ab. Es ist eine nützliche, wertvolle und willkommene Gabe und man kann sich nur wünschen, daß der nächste Band so rasch als möglich darauf folgt. Besonders erwähnenswert ist es noch, daß jedes Kapitel mit einer darauf bezüglichen möglichst vollständigen sehr nützlichen, systematisch eingerichteten Bibliographie abgeschlossen wird. G.

**Jordan, Al.: Les relations culturelles entre les Roumains et les Slaves du sud.** Traces des voévodes roumains dans le folklore balcanique. Bukarest, o. J., 109 S.

Nachdem der Verf. kurz die politischen, kulturellen und religiösen Beziehungen zwischen den Südslawen und den rumänischen Fürstentümern aufzeigt, unterstreicht er die Bedeutung der Folklore für die geschichtlichen Ereignisse. Mit reichhaltigen und sehr interessanten Zitaten und Kommentaren wird dargestellt, was die balkanische Folkloristik über die Herren der rumänischen Fürstentümer enthält: VLADISLAV (VLAICU), RADU, DAN I., MIRCEA d. Alten (1364—1418), MIHAI d. Tapferen (1593—1601). Im Anhang Gedichte über die Fürsten: Dan I., Radu und Mihai d. Tapferen. Die Arbeit von J. beweist neben der gründlichen Kenntnis der südslawischen Sprachen und der griechischen auch reiche historische Kenntnisse. Die Beiträge, die sich in der Arbeit zu den oben genannten Regierungen finden, sind sehr wertvoll.

**Marinescu, C.: A propos d'une biographie de Jacques Basilicos l'Héraclide, récemment découverte** (S.-A. aus *Mélanges d'histoire générale* II, Klausenburg 1938). Bukarest 1938, 42 S.

In „*Diplomatarium Italicum*“ III (1934) hat CONSTANTIN RADU eine Biographie des Herrschers der Moldau, DESPOT VODĂ (1561—1563) veröffentlicht: „*Vita Despoti Principis Moldaviae*“, die er in der *Biblioteca e Antico Archivio del Comune di Perugia* aufgefunden hat. Da der lateinische Text fehlerhaft geschrieben und nicht sehr gut kommentiert war, hat C. MARINESCU, Professor der Universität Klausenburg, den lateinischen Text der Biographie neu herausgegeben, wobei er allen Erfordernissen der Wissenschaft gerecht wird und den Historikern auf diese Weise eine Quelle erster Ordnung für die Herrschaft Despot Vodäs übergibt. In dem Vorwort, das dem lateinischen Text vorausgeht, zeigt M. die groben Fehler des Herausgebers Radu auf; er beschreibt die Handschrift und zeigt, daß von einer Kopie die Rede ist, die er der Schrift nach, in das 16. oder 17. Jh. setzt; er beweist mit überzeugenden Argumenten, daß der Verf. der Biographie der Italiener ALESSANDRO GUAGNINI, der Verf. des lateinischen Werkes „*Sarmatiae Europaeae descriptio*“ gewesen ist. Die Biographie ist in Polen in den Jahren 1564—1568 erschienen. Außer dem lateinischen Text finden sich im Anhang noch: die Ansprache von ALBERT LASKI an die Soldaten, die im Jahre 1561 in der Moldau gekämpft haben, um Despot Vodă auf den Thron zu setzen, sowie auch die dem Despot Vodă und dem Palatin von Sieradz vom polnischen Poeten TRZECIESKI gewidmeten Gedichte.

**Marinescu, C.: Jacques Basilicos „Le Despote“, prince de Moldavie (1561—1563), écrivain militaire** (Extrait des *Mélanges d'histoire générale* II, Klausenburg 1938), Bukarest 1938, 61 S. und 8 Tafeln.

Es wird der Text von zwei Arbeiten des Herren der Moldau, Despot VODĂ über die Kriegskunst veröffentlicht und es werden auch die Zeichnungen des begabten Abenteurers wiedergegeben, die den Text erläutern sollen. Im Vorwort allgemeine Betrachtungen über diese beiden Arbeiten. Es wird auch eine Beschreibung der Handschriften gegeben.

Hermannstadt.

GH. DUZINCHEVICI.

**Giurescu, Constantin C. (Hrsg.): Cuvântările Regelui Carol I** (Reden König Carol I.). Bukarest: Fundația pentru Literatură și Artă „Regele Carol II“, 1939, I (1866 bis 1886), 467 S., 24 Taf.; II (1887—1914), 530 S., 21 Taf.

Wohl die wertvollste Veröffentlichung zum hundertsten Geburtstag des ersten rumänischen Herrschers ist die vorliegende, von G. besorgte Herausgabe seiner Ansprachen, die in zuverlässiger Textwiedergabe und mit knappen Erläuterungen geboten werden. Wenn auch die Reden nur die offizielle Seite des Zeitgeschehens widerspiegeln, so ist es doch sehr zu begrüßen, daß wir diese für wichtige Jahrzehnte rumänischer Geschichte in einer so umfassenden Weise kennen zu lernen Gelegenheit haben. Ein verlässliches Sach- und Personenverzeichnis (II, 493—517) erhöht die Benutzbarkeit der schönen Veröffentlichung.

**Bălcescu, N.: Opere (Werke).** Tomul I/1—2. **Serii istorice, politice și economice** (Historische, politische und wirtschaftliche Schriften). Kritische Ausgabe mit Anmerkungen, hrsg. von G. ZANE. Bukarest, Fundația pentru Literatură și Artă „Regele Carol II“, 1940, VIII + 333, 324.

Eine kritische Gesamtausgabe der Werke B.s ist mit Rücksicht auf seine Bedeutung für das nationale Erwachen der Rumänen entschieden zu begrüßen. Die beiden ersten Bände der von ZANE besorgten Ausgabe sind sehr gut gelungen. Der gebotene Text ist durchaus verlässlich. Von ausgebreitetem Wissen zeugende Anmerkungen erläutern unklare Stellen und verzeichnen die bisher erschienenen Ausgaben von B.s Arbeiten. Ein beigegebenes Personenverzeichnis (I/2, 299—320) erleichtert die Benutzung der beiden Bände. In diesem Zusammenhang sei übrigens darauf aufmerksam gemacht, daß die Ausgabe vor allem auch für das Studium des rumänischen Frühliberalismus von größtem Wert ist, der von B. ja besonders eindrucksvoll vertreten wird. Auch die Entstehung des modernen rumänischen Geschichtsbildes ist durch B.s temperamentvolle und zugleich geistreiche Betrachtungsweise entscheidend angeregt worden, so daß seine Schriften nicht nur für die Kunde der zeitgenössischen politischen Ideologie, sondern für die rumänische Geistesgeschichte im 19. Jh. von größtem Wert sind.

F. V.

## VII. Serbien

**Etnologija.** Časopis etnološkog društva u Skoplju (Zeitschrift der Ethnologischen Gesellschaft in Skoplje). Redigiert von MIL. S. FILIPOVIĆ, Jg. I (1940).

Das Organ der (1939) neugegründeten Ethnologischen Gesellschaft in Skoplje, erscheint als Vierteljahrschrift. Der neuen Zeitschrift wird ein großer Aufgabenkreis erwachsen, da sie das einzige Fachorgan dieser Art auf mazedonischem Boden ist. Von der Größe des Stoffgebietes zeugen die folgenden Aufsätze<sup>1)</sup>:

1. TIH. R. ĐORĐEVIĆ, Sedmokratna Žiča (Das siebentürige Žiča), S. 3—19. Mit dt. Zsfg. — Verf. führt die Sage von den sieben vermauerten Türen des Klosters Žiča, ebenso wie die von den zwölf vermauerten in der Kraljska Crkva (Königskirche auf dem Struga-Feld in der Nähe des Ohridasees) auf einen alten Volksglauben zurück; wer durch eine Tür geht, die hinter ihm wieder geschlossen (vermauert) wird, der bleibt von allem Bösen verschont.

2. MIL. S. FILIPOVIĆ, Moba za teške transporte (Gegenseitige Hilfe bei Transporten), S. 20—42. — Ein alter serbischer (auch bulgarischer) Gemeinschaftsbrauch, dessen letzte Gründe als eine Auswirkung des Großfamiliengedankens betrachtet werden müssen.

3. DANICA S. JANKOVIĆ, Debarske narodne igre (Volkstänze in Debar), S. 43—51.

4. MIODRAG AL. PURKOVIĆ, Određivanje međa (Festlegung der „međa“), S. 65—84. Grenzziehung und Grenzregelung zwischen Haus- und Dorfnachbarn im alten Serbien.

5. ĐORĐE SP. RADOJIČIĆ, Žensko lično ime Draginja (Der weibliche Vorname Draginja), S. 97—108.

6. LJUBICA S. JANKOVIĆ, Narodne igre u Chomolju (Volkstänze in Chomolje), S. 109—115.

7. MIL. S. FILIPOVIĆ, Srbi golobrdani u Italiji (Die Serben von Golo Brdo in Italien), S. 129—134. Mit dt. Zsfg. — Auswanderungen aus Golo Brdo (bei Debar) nach Italien nach der Niederwerfung Skenderbergs (1443—1468) durch die Türken, für die aus dem 16. Jh. urkundliche Belege vorhanden sind.

8. SVETOZAR RAJČEVIĆ, Vodenice i oblici vodenične svojine u Gornjem Polimlju (Die Wassermühlen und die Rechte der Wassermüller im Gornje Polimlje), S. 135—159.

<sup>1)</sup> Bei dieser Gelegenheit sei nicht ein Hinweis auf die deutschen Zusammenfassungen vergessen, die der Herausgeber manchem (nur manchem!) Aufsatz beigibt, gedacht. Jedenfalls fällt dieses Entgegenkommen bei einer serbischen Zeitschrift auf und bleibt erwähnenswert.

9. St. TANOVIĆ, Javne mađije u okolini Devđelije (Die öffentlichen Magien in der Umgebung von Devđelija), S. 160—170. — 1. Um materielle Vorteile. 2. Als Sicherung gegen den Tod. 3. Als Schutz vor bösen Geistern. 4. Als symbolischer Anfang des Frühjahrs und eines neuen Brotjahrs. 5. Gegen Schmerzen. 6. Um die Gewinnung der Hellsichtigkeit. 7. Gegen den bösen Blick und das Verschauen.

10. MIRKO KUS-NIKOLAJEV, Neolitski motivi i bezvremeni karakter seljačke umjetnosti (Neolithische Motive und der zeitlose Charakter der bäuerlichen Kunst), S. 193—203. Mit dt. Zsfg.

11. DANICA S. JANKOVIĆ, Narodne igre i pesne u životu Bačvona (Volkstänze und -lieder im Leben der Bevölkerung der Batschva), S. 204—228.

München.

JOSEF HAHN.

**Glasnik skopskog naučnog društva**, Organ der wissenschaftlichen Gesellschaft in Skoplje, Bd. 19 (1938), enthält eine Reihe interessanter Beiträge. NIKOLA VULIĆ schreibt über die „\*Geographie Südserbiens zur Zeit der Antike“, wobei er die griechischen und lateinischen Schriftsteller, die antiken Reisebeschreibungen, Namensverzeichnisse und die sonstigen Quellen anführt, aus denen wir unser Wissen schöpfen. NIKOLA GRBIĆ behandelt eingehend drei spätrömische Porträts aus Südserbien, die im Besitz der Museen in Belgrad, Bitolj und Skoplje sind, und ordnet sie zeitlich ein.

Ein sehr aufschlußreicher kulturgeschichtlicher Beitrag ist der Aufsatz „\*Einige serbische Staatsangehörige als Notare auf der Insel Lastovo (Lagosta) im Mittelalter“ von GREGOR ČREMOŠNIK. Die fünf nachweisbaren serbischen Priesternotare zwischen 1317 und 1360 gehören zwei verschiedenen Generationen an, die sich durch ihren Bildungsgrad deutlich unterscheiden. Während die Bildungszeit der ersten zwei Geistlichen in das letzte Viertel des 13. Jh.s fällt, sind die letzten drei, deren Bildungszeit in das erste Viertel des 14. Jh.s fallen dürfte, „Zeitgenossen der größten Machtentfaltung Serbiens im Mittelalter“ (S. 35). Der Vergleich zwischen beiden Generationen zeigt, daß Serbien, und zwar nicht nur die offenen Küstenstriche, sondern auch das Binnenland, zu dieser Zeit in raschem Tempo sein Bildungsniveau dem des Westens angeglichen hat (S. 34). Bemerkenswert ist außerdem die Erwähnung eines Deutschen als Priesternotar auf Lastovo (Petrus, filius quondam Nicolai Theotonici, S. 35). Die deutsche Inhaltsübersicht ist leider unvollständig. FRANCE MESESNEL bringt eine Arbeit über die „Nikolauskirche in Markova Varoš bei Prilep, VLADIMIR ČOROVIĆ einen Aufsatz über die „\*Schenkung des hl. Nikita bei Banjani an das Kloster Hilendar“. Beide haben als Anhang eine deutsche Inhaltsangabe. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung von ALEKSANDAR SOLOVJEV gibt mit Hilfe der vergleichenden Forschung, wobei merowingische, tschechische, litauische und russische Rechtsgeschichte herangezogen wird, die Deutung der Ausdrücke „Sokalnik“ und „otrok“ an. S. ist der Meinung, daß beide eine besondere Klasse der Landbevölkerung ausmachten: sie waren, als Sklaven oder Freie, im Küchen- oder Hofdienst beschäftigt (S. 132). Eine Übersicht der Literatur über die Druckerei der Crnojevići, der ersten serbischen Druckerei, die Ende des 15. Jh.s in Montenegro gegründet wurde, nebst einer kritischen Untersuchung des gesamten Quellenmaterials bietet ein Aufsatz von DJORDJE SP. RADOJIČIĆ. Der Verf. weist außer den vier bekannten Drucken einen fünften nach. Ein eingehender Aufsatz von MITA KOSTIĆ schildert Herkunft, Leben und Wirken des St. MARKOVIĆ, des Oberkapitäns der serbischen Nationalmiliz von Kragujevac während der österreichischen Okkupation Serbiens (1718—1739). Dem Aufsatz folgt eine deutsche Zusammenfassung. Ein interessanter Versuch einer kurzen Untersuchung der Entwicklungsgeschichte und Struktur einer altserbischen Stadt ist der Aufsatz von A. UROŠEVIĆ über die Stadt Vučitrn am nördlichen Amsfeld.

**Mošin, Vladimir: Akti iz svetogorskih arhiva** (Akten aus den Archiven des Heiligen Berges). Spomenik Srpske Kraljevske Akademije, XCI. Belgrad 1939, zweite Reihe, 70, S. 153 ff.

Von den drei griechischen Akten aus dem Kloster Vatopedi, die M. eingangs veröffentlicht, ist der erste ein Prozeß zwischen serbischen Untertanen auf der einen Seite und byzantinischen auf der anderen, der in die Zeit zwischen 1355 bis

1366 fällt, von Bedeutung, weil er in das Kapitel „zwischenstaatlicher Beziehungen“ fällt. Besonders wertvoll sind auch die folgenden 7 Akte aus dem Kloster Zographos. Fünf von ihnen sind serbische Übersetzungen griechischer Gerichtsakte aus dem 14. Jh. Es ergibt sich daraus die Frage, wie es zu diesem serbischen Einfluß in dem bulgarischen Kloster kommt. Interessant ist auch die folgende serbische Übersetzung eines griechischen Inventarbuches über den Besitz und die Einnahmen des Klosters Hilendar aus dem 14. Jh., da dieses Aufschlüsse über das Wirtschaftsleben dieser Epoche und die nationale Zusammensetzung des Struma-Gebietes gibt. Den Abschluß dieser Publikation bilden Kaiserurkunden aus einem russischen Kloster.

**Jovanović, Slobodan: Karadjordje i njegove vojvode** (Karadjordje und seine Wojwoden): Glas Srpske Kraljevske Akademije CLXXIX, Zweite Reihe, 91, Belgrad 1939, S. 1 ff.

Über die Spannungen zwischen Karadjordje und seinen Wojwoden wurde bereits bei VUK, BATALAKA, NOVAKOVIĆ, RANKE und KÁLLAY alles Wesentliche gesagt. Verf. stellt zunächst fest, worin die genannten Autoren in diesem Punkt voneinander abweichen, und geht dann auf folgende Fragestellungen ein: 1. Wer waren diese Wojwoden und wie sind sie an die politische Oberfläche gelangt? 2. Wie sah die Zentralgewalt aus, gegen die sie sich widersetzten? Karadjordje hat sich im Kampf um die autoritäre Zentralgewalt zwar durchgesetzt, indem er die Macht der Wojwoden vernichtete. Schon Vuk war aber der Ansicht, daß durch diesen Schlag die Kampfkraft des organisch gewachsenen Volksheeres geschwächt wurde. Dieser Meinung schließt sich auch Verf. an und sieht in den Maßnahmen Karadjordjes vom Jahre 1811 eine der Ursachen der Katastrophe von 1813.

**Ivić, A.: Leopold Ranke i srpsko-austriski odnosi za vreme prvog srpskog ustanka** (Leopold Ranke und das serbisch-österreichische Verhältnis während des ersten Serbischen Aufstandes): Glas Srpske Kraljevske Akademije, CLXXIX, Zweite Reihe, 91, Belgrad 1939, S. 119 ff.

I. verweist auf die Tatsache, daß RANKE in seiner „Serbischen Revolution“ das österreichisch-serbische Verhältnis zur Zeit des ersten serbischen Aufstandes noch nicht berührt, daß aber in der dritten Auflage, die unter dem Titel „Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert“ (1879) erschienen ist, auf S. 125 sich eine Stelle auf dieses Verhältnis beziehe. Mittlerweile war nämlich die serbische Geschichte von KÁLLAY erschienen, die über diesen Punkt Material aus den Wiener Archiven enthielt. Verf. versucht nun nachzuweisen, daß Rankes diesbezüglicher Passus „keine genaue Charakteristik der österreichisch-serbischen Beziehungen“ jener Zeit darstelle, und zwar an Hand der Geschichte der vergeblichen Verhandlungsversuche Österreichs, die, nach dem Plane Erzherzog KARLS, die Besetzung der Festung Belgrad durch Österreich erzielen sollten.

Belgrad.

FRANZ HILLE.

## VIII. Kroatien

**Hrvatski Geografski Glasnik** (Kroatische Geographische Zeitschrift). Bd. 8.—10. Agram 1939. — Festschrift zu Ehren des Prof. Dr. ARTUR GAVAZZI<sup>1)</sup> anlässlich seines 75. Geburtstages. Hrsg. v. O. OPPITZ u. I. RUBIĆ.

<sup>1)</sup> Artur Gavazzi, geb. 14. 11. 1861 in Split, der Begründer der Physischen Geographie in Kroatien, erhielt seine wissenschaftliche Schulung bei A. PENCK (Physiogeographie), I. HANN (Meteorologie), ED. SUESS (Geologie) und W. TOMASCHKE (Historische Geographie) in Wien, wo er 1891 mit einer Dissertation über „Der Flächeninhalt der Flußgebiete in Kroatien“ promovierte. Dann wirkt er bis 1911 in seiner Heimat als Mittelschulprofessor; in diesem Jahr wird er Hilfslehrer für Geographie an der Universität Agram und kurze Zeit darauf Privatdozent im gleichen Fach an der Universität Belgrad. 1914 wird er zum a. o. Professor an der Universität Agram ernannt und 1920 zum o. ö. Professor in Laibach, wo er bis 1927

1. IV. BATAKLIEV, Novitě nasoki v zemedělskoto stoponstvo na Bălgarija v vřazka s geografskitě i ůslovija (Die neuen Bestrebungen der landwirtschaftlichen Produktion in Bulgarien unter Berücksichtigung der geographischen Bedingungen), S. 18—31. Résumé. — Die weltwirtschaftliche Verlagerung, die der Krieg geschaffen hatte und die sich in Bulgarien in und nach den Jahren der wirtschaftlichen Krisis besonders dahin auswirkte, daß die Preise für Getreide um ein mehrfaches gegenüber den Preisen für Garten- und Industriepflanzen (Tabak, Baumwolle, Hanf, Wein, Obst, Gemüse) sanken, machte eine Umstellung zugunsten der letzteren Kategorie notwendig, zumal sie auch in der Ausfuhr einen stark erhöhten Hundertsatz (1914: 7,3 — 1936: 49,8) erzielten. Verf. gibt nun an Hand bodenkultureller Untersuchungen ausführliche Schilderungen der Anbaubedingungen für jede in Bulgarien gebaute Pflanze.

2. ALBERT BAZALA, Napomene uz problem rase (Bemerkungen zum Problem der Rasse). S. 35—47. Mit dt. Zsfg. — Der Aufsatz ist trotz seiner durchaus wissenschaftlichen Einstellung zum Problem, die wir zu schätzen wissen, vom deutschen Standpunkt entschieden abzulehnen.

3. STEVAN P. BOŠKOVIĆ, Značaj aerofotogrametrije za naučna geografska proučavanja i za kartografiju (Die Bedeutung der Aerophotogrammetrie für die geographischen Wissenschaften und für die Kartographie), S. 50—53. Résumé.

4. J. GOLDBERG, Zur Theorie des thermischen Zustandes des Erdinnern. S. 55—58.

5. MIHOVIL GRAČANIN, Prilog geografiji podzolastih tala Hrvatske (Ein Beitrag zur Geographie der Podsolböden Kroatiens), S. 59—61. Mit dt. Zsfg.

6. LJUDMIL HAUPTMANN, Geografska podloga nacionalnog problema u Austro-Ugarskoj monarhiji (Die geographischen Grundlagen des nationalen Problems in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie), S. 63—67. Mit dt. Zsfg. — Verf. sieht die Ursachen für den Zerfall der Monarchie in der Inkongruenz zwischen der geographischen und ethnographischen Karte; sie hätte dadurch beseitigt werden können, daß man den natürlichen Festungsgürtel, bestehend aus den Sudeten, Siebenbürgen, Alpen und Dinarischem Hochland samt dem geschichtlich dazugehörigen Hinterland in einen Staatenbund der geschichtlichen Nationen: Deutsche, Tschechen, Polen, Madjaren und Kroaten aufgelöst, also durch Umsiedlung die zahlreichen inneren Völkergrenzen beseitigt hätte. Dieser Vernunftlösung aber widersetzten sich die zwei stärksten Völker, die Deutschen und Madjaren, indem sie zur Festigung ihrer ethnischen Grenzen den Ausgleich vom Jahre 1867 vornahmen; durch ihn wurden die slawischen Völker zur Selbsthilfe gezwungen.

7. IVO HORVAT, Prilog poznavanju cretova u Hrvatskom Zagorju (Ein Beitrag zur Kenntnis der Moore in Hrvatsko Zagorje), S. 69—78. Mit dt. Zsfg. und Literaturverzeichnis.

8. S. HORVATIĆ, Donos k poznavanju flore Slovenije (Beitrag zur Kenntnis der Flora Sloweniens), S. 80—83. Mit dt. Zsfg.

9. SVETOZAR ILEŠIĆ, Prirast stanovništva na području Savske banovine od 1880. do 1931. god. (Der Bevölkerungszuwachs auf dem Gebiete des Sawa-Banats von 1880 bis 1931), S. 85—93. Résumé. — Vgl. den Aufsatz des Verf.s i. Geografski Vestnik, S. 3.

bleibt, um wieder nach Agram zurückzukehren, wo er bis zu seiner Pensionierung (im gleichen Jahre) verbleibt. Seinem Wirken verdankt die kroatische Wissenschaft die Errichtung des Instituts für Geographie, Meteorologie und Geodynamik an der Universität Laibach und des Instituts für Physische Geographie an der Universität Agram, dessen Vorstand Prof. Gavazzi noch heute ist. Ein Jahr später gründet er auch unter äußerst schwierigen Verhältnissen den Hrvatski Geografski Glasnik, der von ihm geleitet wird. Bekannt wurde (über die Grenzen seines Vaterlandes) A. Gavazzi besonders durch „Die Seen des Karstes I.“ (Wien 1904) und die zahlreichen hydrologischen Arbeiten — vgl. dazu die beigeschlossene Bibliographie S. 15 ff. —, die sich auf alle Gebiete der Balkanhalbinsel erstrecken. Seine all-gemeingültige Bedeutung für die Geographie Europas beweisen auch die zahlreichen Arbeits- und Ehrenstellen, die Prof. Gavazzi im Laufe seines Lebens bei in- und ausländischen wissenschaftlichen Unternehmungen wie Gesellschaften zuteil wurden.

10. DIMITRI JARANOFF, L'Indice d'aridité dans la region méditerranéenne en rapport avec la morphologie, S. 95—100.

11. K. T. KIROV, Granicata na planinskija klimat v Bălgarija (Die Grenze des Bergklimas in Bulgarien), S. 101—128. Mit dt. Zsfg.

12. MILAN KOVAČEVIĆ, Klima Klenovnika (Das Klima von Klenovnik), S. 130—137. Mit dt. Zsfg. — Klenovnik (nordwestlich kroat. Hügelland) ist Tuberkulosenstation.

13. FRAN KUŠAN, Razvoj i sastav lišajske vegetacije u vezi sa karakterom anorganske podloge (Die Entwicklung und der Stand der Flechtenvegetation im Zusammenhang mit dem Charakter ihrer anorganischen Unterlage), S. 138—142. Mit dt. Zsfg.

14. ANTUN MAYER, O starijim mjesnim imenima obale srednje Dalmacije (Über die alten Ortsnamen an der Küste des mittleren Dalmatien), S. 143—146. Mit dt. Inhaltsangabe. — Verf. unterscheidet vorkroatische (vorindogermanische: Issa, griechische: Tragurion — Trogir, lateinische: Sikuli, illyrische: Salon, Naron, Massaron — Mosor, Solenta — Šolta, Brattia — Brač) und altkroatische, deren große Fülle zeigt, daß den Kroaten der Ausbau des Landes zu verdanken ist.

15. ANTON MELIK, O kesnodiluvijalnih jezerih v Bohinju (Über die eiszeitlichen Seen in Bohinje), S. 148—152. Résumé.

16. BORIVOJE Ž. MILOJEVIĆ, Geomorfološka promatranja u mostarskoj okolini (Geomorphologische Beobachtungen in der Umgebung Mostars), S. 153—155. Résumé.

17. SIMA M. MILOJEVIĆ, L'abaissement et le déplacement des soucres karstiques, S. 156—159.

18. GRGA NOVAK, Utorde na otoku Visu iz vremena mletačkog gospodstva (Befestigungen auf der Insel Lissa aus der Zeit der venezianischen Herrschaft), S. 160 bis 166. Résumé. — Komiža; Aufschrift auf dem Portal: Opus cura Ioanis Grimani comitis et provisoris sub anno Domini MDLXXXV.

19. OTO OPPITZ, Verteilung der Niederschlagsintensität auf der Balkanhalbinsel nach den Jahreszeiten, S. 167—174.

20. IVAN RAKOVEC, K geologiji in morfologiji Tuhinjske doline (Zur Geologie und Morphologie des Tucheinertales [in Krain]), S. 175—185. Mit dt. Zsfg.

21. OSKAR REYA, Neobičajno močna toča v Dravski banovini (Ein ungewöhnlicher Hagelschlag in der Banskraft Drau), S. 188—192. — 26. 7. 1937.

22. JOSIP ROGLIĆ, Beitrag zur Kenntnis der Karstformen in den dinarischen Dolomiten, S. 194—201.

23. IVO RUBIĆ, Gravitacijske zone važnijih luka na istočnoj obali Jadrana (Die Gravitationszonen der wichtigsten Häfen der östlichen Adriaküste), S. 202 bis 227. Mit dt. Zsfg. — Beziehungen der wichtigsten Häfen a. d. istrischen, kroatischen und dalmatinischen Küste zum südslawischen Hinterland; sie waren von jeher von mehreren Faktoren abhängig: 1. bestehende Verbindungswege, 2. Bau neuer Bahnen, 3. politische Grenzen, 4. Frachttarife, 5. Handelskonjunktur, 6. wirtschaftliche Stärke des Hinterlandes, 7. Nachfrage nach wirtschaftlichen Gütern des Hinterlandes. Verf. hebt 16 größere Häfen (von den 363 der Adria-Küste) heraus und gliedert sie nach den wirtschaftlichen Zonen ihres Hinterlandes: I. Der Bereich der Inselhäfen (Krk, Pag, Preko, Korčula). II. Der Hafenbereich Istriens und des kroatischen Küstenlandes (Sušak). III. Der Hafenbereich des Velebiter Küstenlandes und Norddalmatiens (Senj, Obrovac). IV. Die Zone der mitteldalmatinischen Häfen (Šibenik, Split). V. Der Bereich jener Häfen, in denen die Schmalspurbahnen enden (Metković, Dubrovnik, Hercegnovi, Zelenika). VI. Der Bereich der Häfen Kotor, Risan, Bar. Größter Warenumsatz: Sušak und Split.

24. STJEPAN ŠKREB, Genauigkeit, Sicherheit und Veränderlichkeit des meteorologischen Mittelwertes, S. 233—236.

25. FRAN TUČAN, Nekoliko pogleda na postanak i starost serpentinskih stijena u Jugoslaviji (Einige Aufblicke auf die Entstehung und das Alter der Serpentin-gesteine in Jugoslawien), S. 237—244.

26. MIROSLAV VANINO, O postanku zemljovida Hrvatske od Stjepana Glavača (1673) (Über die Entstehung der Landkarte von Kroatien durch STEFAN GLAVAČ), S. 247—252. — Gl. wurde am 13. 12. 1627 in Warasdin geboren, trat 1648 in den Jesuitenorden in Wien ein, war 1661/62, 1668/69 und 1669/70 logicus an der Universität Graz, wo er Mathematik vortrug, 1670/71 in der gleichen Eigenschaft in Linz; 1662—1665 erster Philosophieprofessor am Agramer Akademischen Kolleg, 1671—75 doziert er in Klagenfurt kanonisches Recht, die letzten Jahre seines Lebens, 1677—1680, Lehrer des gleichen Gegenstandes in Tyrnau, wo er am 4. 8. 1680 stirbt. Genaue biogr. Daten in VRELA I PRINOSI VI (1936) und NAPREDAK 1937 (hrsg. Sarajevo 1936, Kalender), S. 75—78. — Erste Reproduktion seiner Landkarte, hrsg. 1937 in Sarajevo (90×90 cm). — Entstanden ist dieses wichtige geographische Dokument in der Zeit seines Aufenthaltes in Klagenfurt.

27. PAVLE VUJEVIĆ, Podela atmosferskog pritiska u Grčkoj (Die Verteilungen des atmosphärischen Druckes über Griechenland), S. 253—259. Mit dt. Zsfg. und 2 Skizzen.

München.

JOSEF HAHN.

## IX. Slowenien

**Geografski Vestnik**<sup>1)</sup> (Geographische Rundschau). Zeitschrift für Geographie und verwandte Wissenschaften. Hrsg. von ANTON MELIK. Jg. XVI. (1940), Laibach.

I. SVETOZAR ILEŠIČ, Prirastek prebivalstva na ozemlju Jugoslavije v dobi 1880—1931 (Der Bevölkerungszuwachs auf dem Gebiete Südslawiens in der Zeit von 1880—1931), S. 3—23. — Gesamtzuwachs auf dem bisherigen staatlichen Territorium — leider mußte Südserbien und Montenegro ausgelassen werden, da für diese Gebiete vor dem Jahre keine Bevölkerungszahlen vorhanden sind — beläuft sich auf 55,7 v. H., ein Satz, der um so erstaunlicher ist, als die behandelten 50 Jahre zu den außen- und innenpolitisch bewegtesten der jugoslawischen Völker gehören. Der Aufsatz ist zeitlich gegliedert: der erste Teil umfaßt den Bevölkerungszuwachs von 1880—1910, der zweite den von 1911—1931, deren Hundertsatz infolge der Kriegsjahre im Verhältnis zum vorangehenden Zeitabschnitt (allerdings nicht auf dem ganzen ehemaligen Staatsgebiet) vielfach abgenommen hat. Zur deutlicheren Veranschaulichung dieser ethnischen Verschiebungen sind zwei Kartenskizzen beigegeben. Übersichtlich dargestellt ergeben sich (fallend nach Anteilen v. H. geordnet) folgende Durchschnittssätze:

Bosnien-Herzegowina 85 v. H.,  
 Altserbien 70,8 v. H.,  
 Kroatien-Slawonien 52,8 v. H.<sup>2)</sup>,  
 Dalmatien 47,9 v. H.,  
 Wojwodina 33,9 v. H.,  
 Slowenien 19,7 v. H.

Der Aufsatz, der allzu viel Zahlenmaterial birgt, als daß er hier des genaueren wiedergegeben werden könnte, ist von grundlegender Bedeutung und verdient eine eingehende Beachtung, weil er für zahlreiche geopolitische wie nationalökonomische Erscheinungen der letzten Jahre die beste Erklärung bietet.

<sup>1)</sup> Vgl. auch SODF. Jg. IV, S. 215—216.

<sup>2)</sup> Viele einzelne Ortschaften dieser fünf Landschaften weisen einen Zuwachs von weit über Hundert v. H. auf, z. B. 1. Bosnien (u. zw. bes. im N. und SO.): Banja Luka 102,4, Bos. Gradiška 108, Bos. Dubica 122,2, Bos. Novi 100,8, Derventa 123,4, Prnjavor 184,2 (!), Sanski Most 101,5, Bilješina 103,2, Gradačac 106,4, Bugojno 105,1, Glamoč 107,6, Bos. Grahovo, 155,2, Sarajevo 124,3. 2. Herzegowina: Bez. Mostar 112,1. 3. Altserbien: Belgrad Umgb. 108,8, Kruševac 121,8, Prokuplje u. Dobrič 134,3. 4. Kroatien-Slawonien: Našice 118,9, Kutina 110, Zagreb 122,6. — Vgl. dazu auch Verf.: Prirast stanovništva na području Savske banovine od 1880. do 1931. god. (Der Bevölkerungszuwachs im Gebiet der Banschaft Sawa). Hrv. Geogr. Gl. 8—10, 85 ff., s. Bespr. S. 706.

2. OSKAR REYA, Padavine na Slovenskem v dobi 1919—1939 (Die Niederschlagsmengen in Slowenien von 1919—1939), S. 25—39.

3. ZVONIMIR DUGAČKI, Naselja i naseljenost Hrvatskog Zagorja (Besiedlung und Besiedlungswesen im kroatischen Zagora), S. 41—66. Mit dt. Zsfg. — Gebietsumgrenzung: das hügelige Gebiet im NW. von Medvednica und dem Kulniker Gebirge bis zur Grenze Kroatiens. Siedlungen in den verschiedenen Lagen zwischen 133 (niedrigster Punkt) und 435 (höchster Punkt), die sich in den Ortsnamen widerspiegeln. Verschiedenste Siedlungstypen: Weiler und Streudörfer (geländeentsprechende Typen), Straßen-, Haufendörfer, im Weingebiet Ketten-siedlungen. Einziges Städtchen (Krapina 1300 Einw.). Bautypen: Holzhäuser mit Stroh- oder Ziegeldach. Zufluchtstätte des kroatischen Adels zur Zeit der Türkenkriege. Heute übervölkert (Dichte 280—300), der Großteil der Bevölkerung Industriearbeiter in Agram.

4. SVETA ŠUKLJE, Vinogradna posest v Beli Krajini (Die Weinbergbesitzer in Bela Krajina), S. 67—76. — Die Bela Krajina ist ein armes Weinbauland in SO-Slowenien.

5. SLAVA LIPOGLAVŠEK, Obdelana zemlja v Jugoslaviji (Das bebaute Land in Südslawien), S. 76—87. Mit graphischer Skizze.

Bis 5 v. H. nördl. Montenegro u. slowenischer Nord-Westen (gebirgigste dinarische und alpine Gebiete), 5—20 v. H. im südl. Montenegro und Karst unter Aus-schluß des Küstenlandes (tertiäre Zonen), 25—40 v. H. ostslowenisches Hügel-land, NW-Kroatien (Hrvatska Zagorje s. u. 3), Slawonien, Bosnien und nördl. Serbien (tertiäre Hügel mit Weinbau, 40—75 v. H. Drau-Becken, Wojwodina, nördl. Serbien südl. der Save, Morava- u. Nišava-Täler bis Leskovac u. Caribrod, südl. Serbien: Kumanova, Ovče polje, Prešovo, Kratovo (Ebene), 75—90 v. H. nördl. u. östl. Wojwodina, Srem-Ebene u. unt. Morava-Tal (Pannonische Ebene).

6. ANTON MELIK, Obljudenost Jugoslavije (Die Bevölkerungsdichte Süd-slawiens), S. 88—103. Mit zwei graphischen Skizzen.

7. PAVEL KUNSTLER, Kmetijske kulturne kategorije v Jugoslaviji (Die Kategorien der bebauten Fläche in Südslawien). Mit graphischer Skizze, S. 105—110. Drei Hauptzonen des Kulturlandes v. NW nach SO. 1. über 50 v. H. bebaut (Panno-nische Ebene, Maximum: Bačka Topola 97,1 v. H.). 2. 50 v. H. (Slowenien, Hoch-kroatien, Bosnien). 3. Unter 50 v. H. (Karstgebiete a. Mittelmeer: Herzegowina, Montenegro, südl. Serbien, Minimum: Kolašin in Montenegro 3,3 v. H., dafür aber 92,8 Weideland in Galičnik, Südserbien). Die Kartenskizze zeigt noch die Ausdeh-nung des Wein- und Obstbaues, bes. gepflegt an den Rändern des pannonischen Beckens u. Mittelmeergebiet. (Bosnien u. Serbien Pflaumen, Dalmatien Öl, Slo-wenien Äpfel u. Birnen). Nicht berücksichtigt wurden vom Verf. Weideland, Wald u. unproduktives Gebiet.

8. IVAN RAKOVEC, H geologiji Kranjsko-sorškega polja (Zur Geologie der Krainburger Ebene), S. 111—119. Mit dt. Zsfg.

Erwähnt sei noch die Abteilung Šolska geografija (Schulgeographie) des Geografski Vestnik, die von S. KRANJC geleitet wird und die Verbindung von wissenschaftlicher Forschung und dem Unterricht an höheren Schulen herzu-stellen bestrebt ist.

**Časopis za zgodovino in narodopisje** (Zeitschrift für Geschichte und Ethnographie). Hrsg. von FRANJO BAŠ u. JANKO GLASER, 35. Jg. Laibach 1940.

Die vorliegende Zeitschrift ist zu bekannt, als daß sie erst eingeführt werden müßte; sie hat in den 35 Jahren ihres Bestehens eine gewaltige Arbeitsleistung vollbracht und für die slowenische Geschichte, bes. für die Vor- und Frühgeschichte und Volkskunde feste Grundlagen geschaffen, die beide Disziplinen zu einer so hohen Entwicklung führten wie wir sie kaum bei einem anderen südslawischen Volke finden.

ANTON SMODIČ, Nove laténske najdbe na Dravskem polju (Neue Latènefunde auf dem Draufelde), S. 1—25. Mit dt. Zsfg. — Es handelt sich um Grabbeigaben aus Urnen- und Skelettgräbern, die 1935—1939 in Formin (Bez. Ptuj) in einer Tiefe von 50—70 cm freigelegt wurden. Verf. schließt aus diesen Latènefunden

einerseits auf die Wahrscheinlichkeit eines Verkehrsweges, der alle Latènestationen auf dem Draufelde miteinander verband und andererseits auf keltische Besiedlung in diesem Gebiet als unmittelbare Vorgänger der römischen.

Dann folgen zwei methodologische Skizzen; die erste v. MILKO KOS, \*Stand und Aufgaben der slowenischen Kolonisationsgeschichte (S. 26—32), die zweite von PAVLE BLAZNIK, \*Über die Methoden der Forschung in der Kolonisationsgeschichte (S. 33—39).

FR. MIŠIČ, Ledinska in hišna imena okoli Luč (Die Flur- und Hausnamen in der Umgebung von Leutsch), S. 40—49. Mit dt. Zsfg. — Entnommen dem Urbare des Benediktinerstiftes Oberburg a. d. J. 1426. Verf. findet, daß sich die bestehenden Hausnamen aus den Flurnamen entwickelt haben und daß die deutschen Namen als Übersetzungen aus dem Slowenischen anzusehen sind (?).

STANKO KOCIPER, Pravne starine iz ormoškega okraja (Rechtsaltertümer aus dem Gerichtsbezirke Ormož), S. 50—59. Mit dt. Zsfg. — Rekonstruktion alter Rechtsinstitutionen aus Volksbräuchen und Redewendungen, bes. solcher aus dem Personen- und Familienrecht.

Zu diesen großen Aufsätzen stoßen noch mehrere kleine Beiträge von mehr lokalgeschichtlicher Bedeutung, die hier weggelassen wurden.

**Ljubljana.** Zusammengestellt und herausgegeben von FRANCE STELÈ. Aufnahmen von B. KOBÈ. Lex-8°. Laibach 1940, 47 S. u. 64 T.

Durch die Zurückdrängung des Begleittextes in den Bereich des historisch Informativen und die Herausarbeitung des photographisch-optischen Moments zum Träger des inhaltlichen Gesamts dient das vorliegende Bildwerk über die slowenische Hauptstadt dem eingebürgertsten Darstellungsgrundsatz unserer zeitgenössischen Kunstwissenschaft: den inneren (regionalen und kulturellen) Kerngehalt einer räumlichen Einheit, Stadt oder Landschaft, rein bildmäßig, durch die Summe der lokalen Architektonik widerzuspiegeln; ein Versuch, der nur in den Fällen zum Gelingen führen kann, wo dem gewählten Bild- und Bilderkreis jene Spannweite zukommt, die für das angestrebte Ziel erforderlich ist. Er darf sich also nicht auf ein oder einige Gesichtspunkte in getrennter Darstellung beschränken, etwa das kultur-historische oder lokalmorphologische: nur die Synopsis, im schlechtesten Falle der beiden genannten Faktoren in Verbindung und Verschmelzung mit dem architektonischen kann die erforderliche Synthese erreichen wie verwirklichen. So wäre es denn auch für ein gutes Spiegelbild Laibachs nötig gewesen, alle jene Elemente einzufangen, die für das Stadtbild typische und symbolische Geltung aufzuweisen haben. Dieser gesamtbildhafte Rahmen fehlt dem vorliegenden Werk. Schon auf den ersten Blick fällt die ungleiche Proportionierung der interieuren und exterieuren Details auf, das äußere Stadtbild geht bis auf etliche glückliche Aufnahmen (bes. Abb. 3 und 41) so gut wie verloren, während das rein Kunstgeschichtliche, vor allem Detailhaftes allzu breit in den Vordergrund gedrängt wird, so daß man das Buch zwar als technisch einwandfrei wiedergegebene Sammelschau größtenteils kirchlich-religiöser Einzelheiten aus Baukunst und Bildhauerei bezeichnen kann, die zufällig aus Laibach stammt, aber Laibach selbst ist das Werk nicht. Dazu muß allerdings erwähnt werden, daß dieser Mangel an sachlicher Ausgeglichenheit den Verfasser, den bekanntesten Fachmann auf dem Gebiete der slowenischen Kunstgeschichte, nur zum geringsten Teil treffen kann: die Stadt selbst scheint des einheitlichen und arteigenen Gesamtbildes zu entbehren, zumindest aber — m. E. das Wahrscheinlichere — entbehrt sie der plastischen Reproduktionsfähigkeit, die sich dem Nichtlaibacher einprägen und ihm einen Gesamteindruck vom Wesen der Stadt gewähren könnte.

Auffällig wirkt das Fehlen jeder Gotik und die fast ausschließliche Beherrschung durch den Barock. Dieser Umstand ist für den kulturgeschichtlichen Entwicklungsgang der heutigen slowenischen Hauptstadt ebenso bezeichnend wie die gesamte Anlage des Stadtplanes, der Straßenzüge und Haustypen, die eindeutig ihre Zugehörigkeit zum mitteleuropäischen Kulturkreis beweisen.

München.

JOSEF HAHN.

## X. Bulgarien

**Sbornik Tränski kraj.** (Sammelwerk des Gebiets von Trän). Ein Beitrag zur Erforschung der westlichen bulgarischen Gebiete. Der Herausgeber ist DR. RADOSLAV TODOROV. Sofia 1940, 4, 608 + (28) S.

In der bulgarischen Literatur ist für jedes Gebiet und jede Gegend schon mehr als ein typischer Versuch zur geschichtlichen Erforschung seiner engeren Heimat erschienen. Wir haben es hier mit einem besonderen, sehr sympathischen, zu gleicher Zeit auch für die Wissenschaft nützlichen Lokalpatriotismus zu tun. Die in solchen Fällen herausgegebenen Sammelwerke oder Broschüren zeichnen sich vor allem durch ihre Historiographie aus. Sie umfassen die Zeit von der vorgeschichtlichen Epoche bis zu den neuesten Geschehnissen aus dem Leben der Autoren. In letzter Zeit beginnt man derartige Monographien vielseitigen Inhalts zu bringen. Es scheint eine sorgfältigere geographische Beschreibung der Umgebung auf, mit geologischen, pflanzlichen und tierischen Untersuchungen, andererseits widmet man etliche Seiten der Volkskultur. Diese Seite wird aber weiterhin schlecht und sehr unmethodisch vertreten. Dessen ungeachtet ist der Anfang vielversprechend.

Die neueste Erscheinung stellt die Ausgabe der Kultur-, Bildungs- und Wohltätigkeitsgesellschaft von Trän und Znepolje „Ruj“ in Sofia dar. Das Werk wurde zum Gedenken aller Kämpfer — der Feder wie des Schwertes — von Trän für die Freiheit des Vaterlandes herausgegeben. Das Sammelwerk bringt einen Abschnitt „Die geographisch-geologische Form“ (= Geografsko geološki oblik) mit einer diesbezüglich gegenständlichen Abhandlung über den physikographischen und administrativen Charakter des Gebietes, verfaßt von Gymnasiallehrer R. TODOROV und mit einer Reihe hauptsächlich impressionistischer Notizen über die eine oder andere Örtlichkeit der Gegend von Trän, von ST. ČILINGIROV, A. TARNOVSKI, L. CONEV, K. IREČEK, P. BAJKUŠEV u. a. Wissenschaftlicheren Charakter tragen die Arbeiten geologischer und mineralogischer Natur der Professoren G. H. ZLATARSKI, G. BONČEV und P. BAKALOV. Diese sind Auszüge aus schon veröffentlichten Arbeiten. In diesen Bruchstücken finden wir interessante Beweise für den alten Bergbau im Gebiete von Trän, vorwiegend zum Zwecke der Goldgewinnung. Bei dem typischen Abschnitt „Beschreibung der Siedlungen“ (S. 55—90) fällt eine detaillierte Kenntnis der Siedlungen auf. Von großem Wert sind diesbezüglich die Aufnahmen eines jeden Dorfes, die zur Charakteristik der Siedlungstypen in Westbulgarien dienen können.

Ein zweiter umfassender Teil ist der Geschichte dieses Gebietes (91—193) gewidmet. Einen allgemeinen Überblick der historischen Vergangenheit gibt I. DENKOV, und einen speziellen über die historischen Denkmäler in Zelenigrad der Geistliche EVSTATI BOGDANOV. Diese zwei Abhandlungen tragen den Stempel eines charakteristischen Dilletantismus und einer großen Naivität, besonders was die frühe Vergangenheit betrifft. Verhältnismäßig inhaltsreicher sind folgende Abhandlungen: die Kärdschali betreffend (SV. JORDANOV, Geistlicher), über die Stadt Trän (D. ILKOV), über den Anteil der Bewohner von Trän an den Befreiungskriegen Bulgariens (EV. STEFANOV und H. SOKOLOVA), über den Aufstand von Znepolje im Jahre 1830 und alle revolutionären Geschehnisse im Trän-Gebiet bis 1885 (L. T. PETRIČEV). Diese letzteren tragen meistens den Charakter archivischer Zusammenstellung und bringen eine beträchtliche Menge von Tatsachen aus der Erinnerung derer verzeichnet, die an diesen Kämpfen teilgenommen haben.

Einer der wertvollsten Teile ist der über die Kirchengeschichte des Gebietes von Trän (S. 194—228), in welchem sich außer einer kurzen Charakteristik des „Bistums von Znepolje“ von Professor IV. SNEGAROV und den Kämpfen der Bewohner von Trän um die Kirchenfreiheit (D. P. DRAKEVA), auch eine historisch-beschreibende Abhandlung über Kirchen und Klöster befindet, und zwar von dem Geistlichen SV. JORDANOV.

Einen besonderen Wert verleiht diesem Sammelwerk die ausführliche Behandlung der Volksart und der Volkskultur (S. 229—354). An erster Stelle wurden außerordentlich wertvolle Materialien über die Feiertagsgebräuche und über Volksglauben im Gebiete von Trän gegeben (229—241), in der Hauptsache vom Geistlichen SV. JORDANOV. Ein Teil stammt auch von EVSTATI MILOŠEV. In diesen Materialien scheinen tatsächlich für diese Gebiete charakteristische Besonderheiten in volkstümlicher Hinsicht auf. Eine kurze vollständige Charakteristik der Tracht aus

dem Gebiete von Trän wird auf S. 242—247 gegeben. Prof. ST. VATEV bringt eine Statistik über die anthropologischen Messungen an Kindern und Soldaten im Gebiet von Trän (249—250). — Eine Charakterologie der Bewohner von Trän verfaßten EVSTATI MILOŠEV und G. T. MIHAJLOV. Der erste bringt ausschließlich Beispiele, derenthalben man seine Arbeit als in dieser Hinsicht mustergültig bezeichnen kann. Einen im größten Teil wertvollen Beitrag dieser Art stellt die Abhandlung über das Gerechtigkeitsempfinden des Bewohners von Trän dar, und zwar von DR. RAD. TODOROV (261—267).

Unter „Folklor“ werden Volkslieder gebracht, aufgeschrieben von P. ŽIVKOV und 7 Volkserzählungen aufgeschrieben von D. GOSPODINKIN (Volkslieder S. 269 bis 287, Volkserzählungen S. 349—354). Vom phonetischen Standpunkte aus sind diese Materialien sehr gut gebracht, doch muß man dabei bemerken, daß sie aus anderen Ausgaben genommen und hier gedruckt wurden(!). — Mit besonderer Befriedigung können wir den sachkundigen Beitrag zu unserer musikalischen Folklore von B. TRIČKOV vermerken, der mit 16 aufgeschriebenen Melodien eine Charakteristik der Volksmusik im Gebiete von Trän darstellt (S. 288—307). — Eine bekannte Ergänzung dazu stellt der kleine Aufsatz von AL. PEŠEV (308—310) dar. Die Mundart der Gegend von Trän behandelt D. GOSPODINKIN (311—322), der dies leider ebenfalls längst an anderer Stelle veröffentlicht hat. Eine Besonderheit dieses Sammelwerkes stellen auch einige Volkslegenden dar, welche mit historischen Persönlichkeiten oder bekannten Örtlichkeiten von Trän und seinem Gebiet verbunden werden. Doch wurden diese Legenden von verschiedenen Personen in künstlerischer Bearbeitung wiedergegeben. Diese Bearbeitung ist nicht zum Besten der Legenden selbst, weder in künstlerischer, noch wissenschaftlicher Hinsicht.

Von Bedeutung sind ferner die Abschnitte „Kultur und Unterricht“, in welchen die Geschichte und der Stand der Lehrtätigkeit in der Gegend von Trän geschildert werden, wie auch alle anderen wichtigeren ökonomischen und kulturellen Lebensformen. Unter den vielen Abhandlungen müssen wir auf die von DR. T. TODOROV über Tuberkulose und Langlebigkeit in Verbindung mit dem Klima von Trän (406 bis 413) gleichsam als Quelle in ihrer Bedeutung für die Wissenschaft hinweisen. Hier werden interessante Charakteristiken und Bilder des 19. Jh.s gegeben, ebenso eine Abhandlung von RAD. TODOROV: „Der Bewohner von Trän als Maurer“ (462—463).

Mit besonderer Sorgfalt und Anteilnahme wurde der letzte Abschnitt verfaßt: „Seiten der Unsterblichen“ (472—598), wo alle diejenigen, die sich Verdienste erworben haben, entsprechend der Widmung am Beginn des Buches, mit einer kurzen Biographie, dem Porträt und durch die Aufzeigung ihrer Tätigkeit würdig geehrt werden.

Im allgemeinen ist das „Sammelwerk des Gebiets von Trän“ eines der größten Ausgaben dieses Jahres. In vielen Dingen, hauptsächlich durch den Schwung der Darstellung und durch seine Bildhaftigkeit überragt es viele andere, bis jetzt erschienene ähnliche Veröffentlichungen. Dieser Schwung bildete in vielen Fällen kein Hindernis, auch wertvolle gegenständliche Studien der Geschichte, der Geographie und Kultur von Trän und seinem Gebiet zu bringen. Doch auch hier muß man im Interesse künftiger ähnlicher Publikationen betonen, daß Beiträge aus zweiter Hand, wie dies alle schon an anderer Stelle veröffentlichten sind, der Ausgabe nur zum Schaden gereichen.

Sofia.

HR. VAKARELSKI.

**Slavjanski vesti** (Slawische Mitteilungen). Monatsschrift der Slawischen Gesellschaft in Bulgarien, geleitet von N. STANEV.

Die Zeitschrift, die 1940 im 5. Jg. stand, dient vor allem den Belangen ihrer Gesellschaft, d. i. der Festigung der kulturellen Beziehungen zwischen den slawischen Völkern, wobei die Nachbarstaaten Bulgariens, Jugoslawien und Rußland, besondere Würdigung erfahren, aber auch der Slowakei wird viel liebevolle Aufmerksamkeit geschenkt, indem man regelmäßig über die kulturellen und pädagogischen Einrichtungen und Leistungen des neuen Staates berichtet.

Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auf zwei längere Aufsätze von Prof. S. S. BOBČEV, dem langjährigen Vorsitzenden der Slawischen Gesellschaft (gest. 8. 9. 1940), dessen Name auch in deutschen Fachkreisen gut bekannt ist, über das Thema

Slavistika — nauka za slavjanstvo (Die Slawistik — eine Wissenschaft über das Slawentum), enthalten in Heft Nr. 52, 53 und in Heft 54;

Slavistika v Jugoslavija (Die Slawistik in Jugoslawien). Wahrscheinlich wollte Verf. einen kurzen Überblick über den heutigen Stand der Slawistik in allen slawischen Ländern geben, doch der Tod kam ihm zuvor.

Die Zeitschrift bringt durch ihre monatlichen Kulturberichte aus den slawischen Ländern viel gegenwartsnahes Material und wird somit auch für den deutschen Slawisten zu einem sehr brauchbaren Nachschlagebehelf.

München.

JOSEF HAHN.

**Popescu-Spini, Marin—Noe, Constantin:** Die Rumänen in Bulgarien. Craiova, Ramuri 1939, 97 S.

Zusammenfassender Überblick über Geschichte und gegenwärtige Verteilung des Rumänentums innerhalb des bulgarischen Staatsgebietes. Die Arbeit verfolgt den Zweck, über den rumänischen Standpunkt zu informieren. R.

**Goschew, Iv.:** Svetitě brata Kiril i Metodij. Materiali iz räkopisitě na Sinodalnija Čärkoven Muzej v Sofia (Die heiligen Brüder Kyrillos und Methodios. Materialien aus der Handschriftensammlung des Kirchlichen Synodalmuseums in Sofia). Jahrbuch der Universität in Sofia, Theologische Fakultät, Bd. XV, 3, 1937/38. Sofia 1938, 160 S., 10 Taf.

Die in diesem Buche herausgegebenen Texte sind: die Vita Constantini nach der Hs. VLADISLAVS vom Jahre 1479, — die Lobrede auf KYRILL und METHOD nach derselben Hs., — ein Dienst zu Ehren Kyrills, — ein Troparion, ein Kondak und eine Slava für Kyrill. Der zuletzt genannte Text wird hier zum ersten Male gedruckt. Auch die andern Textabdrucke haben, weil sie sehr sorgfältig gemacht sind, einen großen Wert, ebenso die ausführlichen Bemerkungen. Besonders weise ich auf die gründliche Erörterung der Frage hin, welche Texte wir auf Grund der pannonischen Legenden als Übersetzungen Kyrills und Methods betrachten müssen (S. 57 ff.), und auf die für die Quellenfrage wichtige Vergleichung der Lobrede zu Ehren Kyrills mit der Vita Methodii und der Vita Constantini (S. 125 ff.). G. glaubt, daß der Verf. der V. M. und derjenige der Lobrede gemeinsame Quellen benutzt haben. Unrichtig ist m. E. die S. 67 ausgesprochene Ansicht, daß die von Method übersetzten Otčěbьskija knigy beim Gottesdienst verwendete Schriften heiliger Kirchenväter seien (s. meine Studien zu den aksl. Paterika, Amsterdam 1931, S. 21 ff.). Auch die ebenfalls von G. ILJINSKIJ geäußerte Vermutung, daß der Titel des Traktates O pismenechъ črěnorizca Chrabra heißen soll: Von den Buchstaben des tapferen (d. h. heiligen) Mönches, und daß dieser Mönch Kyrill sei, hat mich nicht überzeugt.

Leiden.

N. VAN WIJK †.

**Dujčev, Ivan:** Sofijskata katoliška archiepiskopija prez XVII vėk. Izugavane i Dokumenti (Das Katholische Erzbistum Sofia im 17. Jahrh.). Forschungen und Dokumente (Materialien zur Geschichte der Stadt Sofia, 10. Bd.), Sofia 1939, 208 S., 5 Bilder.

Wie das Bistum von Tschiprovez der Kern des Katholizismus in Bulgarien im 17. Jh. war, so nahm auch das Bistum Sofia in diesem Jahrhundert eine zentrale Stellung innerhalb des bulgarischen Katholizismus ein. Das letztere war das einzige organisierte Bistum mit anerkanntem Vorstand und mit Klerus, verhältnismäßig gut organisierten Kirchen, mit Schulen und Klöstern. Die anderen Bistümer mit Ausnahme des Bistums Nikopol waren nur Episoden in der Geschichte der katholischen Propaganda in Bulgarien. Das ist aus den allgemein veröffentlichten Dokumenten und aus der Tatsache, daß diese Bistümer keine Spuren im Leben der bulgarischen Katholiken hinterlassen haben, zu entnehmen. Die Entwicklung und die große Bedeutung des Bistums Sofia für die katholische Propaganda in Bulgarien ist zum Gegenstand des vorliegenden Buches geworden. Als Grundlage zu seiner „Untersuchung“ hat der Verf. verschiedene bereits veröffentlichte als auch im Archiv des Vatikans gefundene Dokumente benützt, von denen er 47 im Anhang

seines Werkes veröffentlicht hat. Aus diesen schöpfte der Verf. viele wesentliche Tatsachen für die Geschichte des katholischen Bistums Sofia. Besonders berücksichtigte er die neuen, wenig bekannten und ungenügend verwerteten Quellen. Dementsprechend ließ er alles von Prof. MILETITSCH und Prof. N. MILEFF gut Erforschte außer Betracht. D. schildert die Geschichte der katholischen Kirchen in Sofia, Tschiprovez und der benachbarten Siedlungen als die wichtigsten katholischen Mittelpunkte jener Zeit. Viele Seiten widmet er der Kolonisation der Ragusaner in bulgarischen Gebieten, denn diese Auswanderer, zum größten Teil Kaufleute, sind im 17. Jh. die eifrigsten Träger und Vertreter des Katholizismus dort gewesen. Verf. weist darauf hin, daß seine Schilderung über die Ragusaner in Bulgarien im 17. Jh. ein kleiner Beitrag zur Erforschung des Ragusaner Handels in Bulgarien — eine wichtige und interessante, aber leider ziemlich wenig erörterte Frage — sein kann. Nach seiner Äußerung ist die Ausführung keine eigentliche Untersuchung, vielmehr eine Stoffsammlung über einzelne Probleme. Er rechtfertigt das damit, daß es noch zu früh ist, eine vollständige Geschichte der bulgarischen katholischen Bewegung zu schreiben, da die westlichen Bibliotheken und Archive noch zahlreiche Dokumente bergen, die weder wissenschaftlich untersucht noch veröffentlicht sind. Dem Thema des Werkes entsprechend sind Veröffentlichungen von Dokumenten, die sich auf das Leben und die Tätigkeit des katholischen Bistums Sofia beziehen, erfolgt, während diejenigen, die sich auf PHILIPP STANISLAVOFF beziehen, unterbleiben. Sie könnten, der Meinung des Verf.s nach, zum Gegenstand einer anderen Untersuchung werden.

Die katholische Bewegung in Bulgarien im 17. Jh. wurde bisher vom Standpunkt des Glaubensbekenntnisses aus betrachtet und deshalb ihre Ideen von der orthodoxen Kirche als ketzerisch hingestellt. Im Gegensatz dazu stellt sich der Verf. die Aufgabe, die Ursache der Erscheinung und Entwicklung dieser Bewegung in Bulgarien in jener Zeit sachlich zu behandeln, da diese bulgarisch-katholische Bewegung nicht nur von der konfessionellen, sondern auch von einer kulturellen und politischen Bedeutung ist. Diese religiöse Strömung schloß im 17. Jh. den westlichen kulturellen Einflüssen in Bulgarien das Tor auf. Ein Beweis dafür ist die aufklärerische Tätigkeit der dortigen Katholiken, die dadurch zum Ausdruck kommt, daß sie Schulen gründeten und zugleich unterhielten. Einen großen Platz räumt D. der Schule in Tschiprovez ein, wobei er die politische Tätigkeit des P. BOGDAN und des P. PARTSCHEWITSCH wie auch den dortigen Aufstand 1688 nicht berücksichtigt. Wunsch des Verf.s ist, daß sein Werk ein Beitrag und eine Anregung für weitere Forschung der kulturellen Bedeutung der katholischen Bewegung in Bulgarien im 17. Jh. werde.

Der Katholizismus drang schon im Ausgang des Mittelalters in Bulgarien ein. Einer der Gründe für die rege katholische Propaganda nach dem Konzil in Trient in bulgarischen Gebieten ist die schnelle Verbreitung des Protestantismus im Balkan und unter den nördlich der Donau liegenden Ländern (S. 1). Sofia war u. a. ein Herd der bulgarischen katholischen Bewegung im 16. und 17. Jh. Der Gedanke, im bulgarischen Volke eine Mission einzusetzen, keimte scheinbar ziemlich früh bei den Hauptvertretern der katholischen Geistlichkeit. Nach dem Konzil in Trient 1536 wurde als Visitator apostolicus Bulgariae et Serviae der Erzbischof AMBROSIUS ernannt, der diese Länder besucht und viele Reformen durchgeführt hat. 1571 sandte Papst PIUS V. den Ragusaner BONIFACIUS STEPHANUS STIVANIĆ nach Bosnja Argentina. Auch Papst GREGOR XIII. zeigte ein lebendiges Interesse für die Balkanvölker. 1573 sandte STIVANIĆ einen Brief an Papst Gregor XIII., in dem er ihm mitteilte, daß er Thrazien besucht hat und in Sofia gelandet, von vielen Katholiken gebeten wurde, bei ihnen als Bischof zu bleiben, denn sie fürchteten um ihre Religion unter dem Einfluß der Ungläubigen und der Orthodoxen (S. 3). Daraufhin bat er Papst PIUS V. dort ein Bistum errichten zu dürfen. Da die Frage von der Ernennung eines Bischofs in bulgarischen Gebieten auf Schwierigkeiten stieß, wurde sie aufgeschoben.

1580 ist als Visitator apostolicus nach Konstantinopel und den nächstliegenden Balkanländern der Bischof aus Nin (Dalmatien), PETER ZEDULIN, gesandt worden. Der Papst hat seinem Visitator verschiedene Empfehlungsbriefe ausgehändigt. Der 1. Brief vom 10. März 1580 ist an die Republik Ragusa gerichtet, worin der Papst hervorhebt, daß sein Gesandter die slawische Sprache beherrsche und dadurch für sie passend sei und bittet die Katholiken, dem Visitator und seinen Leuten ent-

gegenzukommen. Andere Briefe folgten an den französischen Gesandten in Konstantinopel und an den Abt des Franziskanerklosters in Pera (S. 5 f.). Über das ursprüngliche Ziel dieses Bischofs zu berichten ist sehr schwierig, man weiß jedoch, daß er für die bulgarischen Katholiken großes Interesse zeigte. Sein Ziel war, die Pavlikjaner dem Katholizismus vollständig anzuschließen. Nach dem Besuch von Adrianopel und Philippopel kam der Bischof im Mai 1581 nach Sofia, blieb dort zwei Tage und hielt den Gottesdienst in der kleinen Kirche der 150 Ragusaner Kaufleute ab. In den letzten Jahren seines Lebens sandte Papst Gregor XIII. noch zwei Gesandte nach den bulgarischen Gebieten: Den Kroaten ALEXANDER KOMULOWITSCH und den Jesuiten THOMA RADIUS. Sie besuchten Mazedonien, Serbien und Bulgarien (1584). In Sofia fanden sie 300 Katholiken. Auch Papst KLEMENS VIII. sorgte für die bulgarischen Katholiken. Mit dem Ankommen des Franziskaners PETER SOLINAT in Bulgarien (1595) beginnt eine neue Periode in der Entwicklung der bulgarischen katholischen Bewegung (S. 9).

Solinat trug wesentlich zur Bekehrung der Pavlikjaner bei. Aus seinem Bericht an den Papst ersieht man, daß die Katholiken in Tschiprovez die Bitte an den Papst richteten, Solinat als Bischof der bulgarischen Katholiken zu ernennen, wozu er im Jahre 1601 erhoben wurde. Nach dem Tode des Bischofs Solinat wurde nach einem Streit unter der Obrigkeit der Kongregation einem Franziskaner aus Tschiprovez, ILJA MARINOFF, die Würde des Bischofs verliehen. In dem Informationsprozeß für die Ernennung des Marinoff sind manche Vorkenntnisse für den Zustand des katholischen Bistums Sofia gegeben. Nach MASAREKI, dem Bischof von Antivar, seien insgesamt im Bistum Sofia 8000 Katholiken. Der ständige Aufenthalt des Bischofs Marinoff war Tschiprovez. Die Ragusaner hatten in Sofia eine kleine Kirche und unterhielten nur einen Pfarrer. Die Kirche war sehr arm und hieß „Sancta Maria“. Ende Dezember 1628 berichtet Marinoff u. a., daß er Provardia, Schumen und Tirново besucht habe und von dort aus nach Sofia gegangen sei und dabei 30 Personen zu Geistlichen weihte. Der Verf. berichtet von der Tätigkeit des Marinoff nicht, weist aber auf zwei Bücher über seine Tätigkeit hin und hebt seine Verdienste zur Entstehung und Ausbaue der Schule in Tschiprovez und zur Erhebung der bulgarischen katholischen Bewegung schlechthin sowie seine Verfolgung von den Türken und Orthodoxen hervor.

Der Nachfolger Marinoffs ist der Franziskaner PETER BOGDAN BAKSCHEFF aus Tschiprovez, der als die hervorragendste Persönlichkeit der bulgarisch-katholischen Bewegung im 17. Jh. anzusprechen ist (S. 15). In den folgenden Seiten spricht der Verf. von den guten Eigenschaften P. Bogdans und seiner bisherigen Tätigkeit als *quardiano nel conventulo di Chiprovaz*, als *Vicarius* des Bischofs P. Solinat und als *Custos* der bulgarischen Franziskaner. Bogdan wohnte ebenfalls in Tschiprovez, sein einziges Einkommen war die Hilfe der Kongregation. Im Jahre 1637, zur Zeit des Informationsprozesses, wurde ihm der Titel des Bischofs von Galipoli verliehen. 1639 wurde P. Bogdan zum *Vicarius* in der Walachei und Moldau ernannt, weil die Katholiken in diesen zwei Gebieten zu dieser Zeit keinen geistlichen Vorstand hatten. Bei seinem Besuch in Tirново 1640 fand Bogdan eine gut eingerichtete katholische Kirche „Himmelfahrt der Muttergottes“ und daneben ein Haus für den Pfarrer. Von den dort lebenden 24 Katholiken wurde Tirново als Erzbistum vorgeschlagen. Sie begründeten ihre Forderung damit, daß Tirново ein orthodoxes Erzbistum war. Nachdem aber dort zahlreiche Griechen und Bulgaren wohnten, schien das dem Bischof aus Antivar nicht genügend schwerwiegend und zweckmäßig. So behauptete sich das Bistum Sofia als Zentrum aller bulgarischen Katholiken. Die Stadt Sofia zeigte dafür verschiedene Vorteile im Gegensatz zu anderen bulgarischen Städten: 1. Sie hatte eine erheblich größere Zahl Katholiken, 2. die katholischen Siedlungen lagen nicht weit entfernt, 3. sie lag am Wege von Westen nach Osten und war Mittelpunkt der orthodoxen Kirche und war bedeutendes Zentrum des türkischen Reiches. Nach mehrmaliger Aufforderung, Sofia zum Erzbistum zu erheben, wurde dann der Wunsch bei P. Bogdan verwirklicht, der großes Vertrauen des Papstes Urban VIII. genoß. Wie Marinoff kämpfte auch Bogdan für die Lösung des Bistums Sofia von Ragusa, was er schließlich bei der Konferenz der bulgarischen katholischen Geistlichkeit in Tschiprovez 1641 erreichte. In einem Bericht vom 20. 5. 1640 schildert P. Bogdan von dem bunten Treiben der Handelsstadt Sofia und beschreibt die überaus kleine, von den Ragusanern unterstützte Kirche der Katholiken (29 f.). In seinem Bericht von 1653 an Rom beschreibt der

Bischof P. Bogdan die Geschichte der Stadt Sofia. Dieses Schreiben ist sehr wertvoll, weil es als der erste Versuch einer Darstellung der Geschichte Sofias angesehen wird, obwohl seine „wissenschaftliche“ Methode nicht in jeder Hinsicht vollständig befriedigend ist. Er zeigt aber darin eine große Belesenheit. Die geographische Lage Sofias behandelt er, indem er sich mit dem antiken Schriftsteller PTOLOMÄUS auseinandersetzt und für seine Behauptungen die Werke THEODORITS heranzieht (S. 33). Ferner befaßte er sich mit dem Namen „Triadizza“ (S. 33 f.) und bringt Beweise für die Identität des antiken Namens Sardika mit dem neuen Sofia, wobei er das Werk des italienischen Historikers ANTONIO BONFINI benützt (S. 34 f.). Zur Ergänzung seiner Erläuterungen hat er einen Abschnitt aus der Geschichte des polnischen Historikers MARTIN CROMER übersetzt. D. weist darauf hin, daß P. Bogdan der erste in der bulgarischen Historikographie ist, der die alten Reisebeschreibungen über bulgarische Gebiete als Baumaterial seiner Schriften herangezogen hat (S. 35 f.). — In seinem Bericht erzählt P. Bogdan weiter von der einstmaligen Größe der Sardikischen Kirche (S. 36), befaßt sich mit dem Eindringen des Christentums in die Stadt Sofia und mit dem Leben der christlichen Bischöfe und versucht zu beweisen, daß Papst Clemens d. Hl. der Begründer der christlichen Kirche in Sofia sei (S. 37 ff.).

Von der Lage der katholischen Kirche in der 2. Hälfte des 17. Jh.s weiß man verhältnismäßig wenig und nur Fragmentarisches. Man weiß z. B. von dem Streit der Ragusaner in Sofia 1663 nur so viel, daß die Witwe eines Ragusaners einem Türken das Haus, das als katholische Kirche diente, verkauft hat. — Der Pfarrer P. TAFERNER besuchte als Begleiter des Grafen WALTER VON LESLIE Sofia und erzählte von einer kleinen dortigen katholischen Kirche, die wegen eines Marienbildes hoch geschätzt wurde. Von einem der Zeugen bei dem Informationsprozeß für die Ernennung des ST. KNJAŽEFF zum Bischof von Sofia (1677) erfahren wir folgendes: Sofia habe viele Einwohner, größtenteils Türken. Der Katholiken seien wenige, im allgemeinen zählten sie in Bulgarien 8000 Personen. Im Erzbistum Sofia befänden sich 4 Klöster. Der Erzbischof erhalte von der Kongregation 200 Skudi jährlich und auch manche Unterstützungen von den bulgarischen Katholiken.

Die katholische Kirche benötigte 1677 eine Renovierung, man stieß aber auf Schwierigkeiten von der Seite der Türken. Besonders nach dem Tode des Bischofs P. Bogdan 1674 werden die Katholiken von dem türkischen Statthalter in Sofia und dem dortigen griechischen Erzbischof verfolgt. Das Jahr 1688 bedeutet die Zertrümmerung der bulgarischen katholischen Bewegung in Tschiprovez, so auch dieses Städtchens und der umherliegenden Dörfer selbst. Der Bischof in Sofia floh mit 3000 Katholiken nach der Walachei, wo sie aber keine Ruhe, besonders vor den Tataren, finden konnten. Wegen der Bedrängnisse in der Walachei siedelte der Bischof Knjažeff nach Kronstadt (Siebb.) über. Die Armut zwang ihn später, nach Hermannstadt zu gehen. Von dort aus schrieb er in seinen Briefen von den Widerwärtigkeiten und der Not im Leben der bulgarischen Katholiken in Siebenbürgen und der Walachei. Nach dem Tode des Knjažeff wurde die Bischofswürde nach langem Suchen und Streiten PAVEL JOSCHITSCH übertragen, der aber nicht imstande war, für alle Angehörigen des Bistums zu sorgen, was aus einem Klagebrief des Provinzials der bulgarischen Franziskaner, ANTON GUNITSCH, an Papst CLEMENS XI. vom 10. März 1714 zu entnehmen ist (S. 35).

Das eigentliche Zentrum der bulgarischen katholischen Bewegung im 17. Jh. war das Städtchen Tschiprovez mit den Dörfern Kopilovzi, Želesna und Klisura (S. 57). Im Gegensatz zu den Katholiken in Sofia waren sie in diesen Siedlungen einheimisch. Der Keim des Katholizismus in Tschiprovez waren die sächsischen Bergleute, die dort scheinbar schon zu Ausgang des Mittelalters angesiedelt wurden. Im Gebirge war ein orthodoxes Kloster, in welchem der Vertreter des orthodoxen Bischofs in Sofia wohnte. Trotz des Widerstandes der Orthodoxen vermehrten sich die Katholiken, die die ersteren aber zum katholischen Glauben zu bekehren suchten. 1643 waren in Tschiprovez 2140 Katholiken. 1647 wurde diese Zahl aber auf 1600 herabgesetzt. Seitdem spürte man jedes Jahr einen gewissen Verfall im Leben des Städtchens, infolge des kretischen Krieges, den die Türkei gegen die venezianische Republik führte und wegen der Verminderung der Erzfunde im Tschiprovez-Gebirge, die die Einwohner zu Handel und Handwerk antrieb. Tschiprovez und die nächstliegenden Dörfer waren Besitz der Mutter des Sultans, und deshalb genoß die dortige Bevölkerung manche Vorrechte. So hatten dort die Katholiken eine gewisse Freiheit bei der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten.

Nach mündlicher Überlieferung ist die katholische Kirche in Tschiprovez von einem Franziskanermönch erbaut worden, der später zwangsweise zum Islam übertreten ist. P. Bogdan nach, sind die ersten katholischen Klöster in Tschiprovez und in Želesna erbaut worden. 1625 stellte P. Marinoff wieder die Tatsache von den oben erwähnten Klöstern fest und fügte hinzu, in den bulgarischen Gebieten seien noch 2 Franziskaner-Klöster: In Kopilovzi und Klisura. P. Solinat wählte Tschiprovez zu seiner Hauptstadt wegen der zahlreichen dortigen Katholiken, und das Kloster dieses Städtchens diente als Hauptresidenz der Bischöfe in Sofia überhaupt (S. 64).

Die katholische Geistlichkeit sorgte für die Bildung ihrer Laien und gründete in Tschiprovez und in einigen Dörfern Schulen. Die von I. Marinoff nach seiner Rückkehr aus Italien 1624 in dem Städtchen gegründete Schule besuchten bald 60 Kinder. I. Marinoff sah diese Schule an als einen Faktor zur Behauptung und Verbreitung des Katholizismus unter den Einwohnern von Tschiprovez. Er verpflichtete sie, ihre Söhne in die Schule zu schicken, um sie mit der christlichen Lehre vertraut zu machen. P. Bogdan forderte von dem Hauptvertreter des Franziskanerordens einen Lektor an, der die Mönche in Logik, Philosophie und Theologie lehren sollte. Es war scheinbar neben der Schule für Kinder ein Seminar für höhere geistliche Bildung der Mönche eingerichtet (S. 69). An der Tschiprovez-Schule betätigte sich seit 1635 der Priester LILOFF. Die meisten Schulbücher waren für den Kirchengebrauch bestimmt und wurden hauptsächlich aus Rom angeschafft (S. 75 f.). Das Kloster in Tschiprovez besaß eine eigene Bibliothek (S. 78). Das katholische Bistum in Sofia hatte ein Archiv und die einzelnen Kirchen waren verpflichtet, Kirchenbücher zu führen. In diesem Archiv waren auch Register für das Kircheninventar aufgehoben. Auch die Bücher des Archivs wurden pflichtgemäß sorgfältig verzeichnet. Das unglückliche Ende des Aufstandes in Tschiprovez vernichtete fast alles. Die Türken haben alles verbrannt. Kaum ein Drittel der Bevölkerung konnte sein Leben durch die Flucht retten. Nur ein kleiner Teil von der Bibliothek und dem Archiv der Katholiken ist gerettet und über die Donau gebracht worden.

Nach dem Verfall der katholischen Propaganda in Bulgarien am Ende des 17. Jh.s versuchten die Ragusaner, sie wieder herzustellen, wurden aber dafür von den Türken und Griechen darin bekämpft. Der große Widerstand der „Hohen Pforte“ den Katholiken gegenüber ist begreiflich, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß schon früh gewisse politische Bestrebungen in die bulgarische katholische Bewegung einzudringen begannen. Ein Beweis dafür ist der Aufstand in Tschiprovez.

Der Anhang des vorliegenden Buches gibt weiteres historisches Material über die Mission der Katholiken unter den Pavlikjanern und über die Religionstätigkeit und den Handel der Ragusaner im 17. Jh.

Sofia.

V. DENEWA.

**Swrakoff, G.: Wirtschaftsstruktur und Außenhandel Bulgariens.** (Heft 62 der Kieler Vorträge, gehalten im Institut für Weltwirtschaft an der Universität Kiel, herausg. v. Dr. ANDREAS PREDÖHL) Jena, Gustav Fischer 1940, 24 S.

Mit vorl. Schrift will Verf. in kurzen Zügen einen Hinweis auf die grundsätzlichen Probleme der bulgarischen Wirtschaftspolitik geben. Unter Berücksichtigung der hierfür wesentlichen Gesichtspunkte werden vor allem die Schwierigkeiten des bulgarischen Außenhandels und die Möglichkeiten ihrer Überwindung dargestellt. Die Rückgewinnung der Süddobrudscha ist noch nicht berücksichtigt (S. 11), was jedoch den Wert der Darstellung als Beitrag zum Verständnis der südosteuropäischen Länder und ihrer wirtschaftlichen Kräfte keineswegs beeinträchtigt.

Innsbruck.

F. AUBELE.

## XI. Albanien

**Busch-Zantner, Richard: Albanien. Neues Land im Imperium.** Leipzig, Goldmann 1939, 217 S., 2 Landkarten, 16 Bilder.

Dieses neueste Werk über Albanien, das sich von den bisherigen Darstellungen wesentlich unterscheidet, bringt eine zusammenfassende Darstellung über Albanien, sein Volk, seine Geschichte und seine Wirtschaft. In der Einleitung wird auf das „vergessene Land“ Europas hingewiesen, dann kurz die Geschichte des albanischen Volkes behandelt, die allerdings nicht ganz erschöpfend ist. Weiter behandelt der Verf. die gestaltenden Kräfte in der albanischen Gesellschaft und die vier Religionen des Landes. Das zweite Kapitel, das den „Weg ins Imperium“ behandelt und nahezu 100 Seiten ausfüllt, ist das interessanteste und spannendste; obwohl es in seiner Breite den meisten Platz im Buche einnimmt, wirkt es nicht störend. Die italienischen Ansprüche sind klar herausgestellt, vor allem die Rolle des Exkönigs ZOGU. Das dritte Kapitel ist schon dem italienischen Albanien gewidmet.

Im Anhang werden statistische Daten über die Bevölkerung, Wirtschaft und den Handel sowie vor allem Dokumente gebracht. Ein ausführliches Personen- und Sachverzeichnis rundet dieses Nachschlagewerk ab, das eine wesentliche Lücke in der Fachliteratur ausfüllt. Der Verf. hat seine Aufgabe, ein Buch über das „neue Land im Imperium“ zu schreiben, voll erfüllt. Es ist zu erwarten, daß der Verf., der zu den besten Kennern des albanischen Landes, seines Volkes und seiner Geschichte zählt, sich in weiteren Arbeiten mit diesem „unbekannten Land“ Europas beschäftigen wird.

Berlin.

M. SCHWARTZ.

**Bernatzik, H. A.: Albanien.** Das Land der Schkipetaren. Wien, Anton Schroll u. Co. 1939, 96 S., 3. Aufl. Geh. RM 5,40, geb. RM 6,50.

Wenn der Verf. über Sinn und Absicht dieses Buches sagt, daß es nicht eine systematische Darstellung zum Ziele habe, sondern eher ein buntes Mosaik („Atmende Züge aber ergänzen erst Material, schaffen Leben und damit Wahrheit“), so teilt er doch in mehreren Abschnitten über Geographie, Urgeschichte und Geschichte, Volkskunde, Hygiene („das dunkelste Kapitel im albanischen Volksleben“) usw. das Notwendige mit und weiß insbesondere die volkskundlichen Abschnitte mit eigenen Beobachtungen höchst lebendig zu gestalten. Was aber dem Buch sozusagen unabsichtlich einen wissenschaftlichen Charakter verleiht, das ist das ausgezeichnete Bildmaterial. Die 93 ganzseitigen Abbildungen erlauben eingehende Betrachtung über Landschaftsbild, Tierwelt, Hausbau, Kultstätten, Handwerk, Tänze, Tracht und Schmuck und nicht zuletzt die rassistischen Züge der albanischen Stämme, z. B. der halbnomadischen nordalbanischen Malissoren, dazu der aromunischen Zinzaren, der Zigeuner usw. und machen auch die 3. Auflage zu einer wichtigen Quelle für Südoststudien.

**Hruska, A.: Parodontose in Albanien.** Öff. Gesundheitsdienst 5 (1939), 626.

Im Anschluß an Ausführungen über „Parodontose als Vererbungsfaktor“ (Öff. Gesundheitsdienst 5 [1939], 601—609), macht Verf. darauf aufmerksam, daß in Albanien die Parodontose als Folge einer Rassenmischung auftritt (Kreuzung der vorwiegend dinarischen Albaner mit nordischen und alpinen Typen, wobei den alpinen besonders „die Dominanz zu frühzeitigem Zahnausfall eigen ist“). Hruska grenzt sein spezielles Arbeitsgebiet als „Odonto-Anthropologie“ ab und meint: „es wäre interessant, an Ort und Stelle durch kranio-metrische und allgemein anthropologische Untersuchungen den Prozentsatz der Korrelation zwischen frühzeitiger Zahnlockerung und Somatik bei diesem Volke zu studieren“.

**Ferrari, R. P.: Italienischer Brief.** Deutsche med. Wochenschr. 67 (1941), 1099/1101.

Der Bericht enthält ein ausführliches Referat über die ärztliche Betreuung der albanischen Bevölkerung nach einem Aufsatz von LAMPIS im Giorn. Med. Mil. 8, 1940. Drei Übel fügen dem albanischen Volkskörper schweren Schaden zu: Malaria, Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten. Nach anfänglichem Einsatz eines Auto-sanitätszuges (Untersuchungen an 40.000 Personen, über 2000 Röntgenuntersuchungen, 700 chirurgische Eingriffe) und einer Expedition von 40 Ärzten, darunter 23 Zahnärzten, sind jetzt insgesamt 160 Ärzte in Albanien tätig. Für die Malaria-

bekämpfung — Vergiftung der Larven der Malaria-Mücke (*Anopheles*) in ihren Brutgewässern — konnte ein Spezialflugzeug bereitgestellt werden. 9 Krankenhäuser und 70 „ländliche Sanitätszentren“ bieten die Stützpunkte für eine ständige Gesundheitskontrolle der albanischen Bevölkerung.

HANS GRIMM.

## XII. Übriger Südosten

**Z mynuloho. Zbirnyk.** (Aus der Vergangenheit. Sammelschrift). Band II (als Arbeiten des Ukrainischen Wissenschaftlichen Instituts in Warschau 1939, 207 und 5 un. S. Mit mehreren Abbildungen.)

Man muß jeden Versuch sehr begrüßen, die Tatsachen der ukrainischen politischen Geschichte der zweiten Hälfte des 19. und des Anfangs des 20. Jh.s, wenn es noch möglich, der Vergessenheit zu entreißen und durch die Veröffentlichung aller diesbezüglichen Schriftstücke und der Erinnerungen der historischen Forschung zugänglich zu machen. Denn die nationale Bewegung, die sich zum Teil nur „unter Ausschluß der Öffentlichkeit“ entwickeln konnte, fand nur zu einem unbedeutenden Teil ihren Ausdruck in der Presse und in den Buchveröffentlichungen jener Zeit. Fast das ganze Leben der ukrainischen nationalen und politischen Organisationen im Vorkriegs-Rußland verlief jahrzehntelang „illegal“. Fast alle Organisationen wurden gezwungen, sich möglichst sorgsam von der schriftlichen Festlegung ihrer Tätigkeit zu enthalten. So sind vielfach die Erinnerungen die einzige mögliche Quelle unserer Information über das ukrainische politische Leben jener Zeit. Es ist ein großes Verdienst der Herausgeber des vorliegenden Bandes, solche Erinnerungen nicht nur gesammelt und veröffentlicht, sondern ihre Niederschrift vielfach auch angeregt zu haben.

Der vorliegende Band umfaßt 15 kleinere Beiträge, die alle die ukrainische Studentenbewegung am Anfang des 20. Jh.s betreffen. Die Bedeutung der ukrainischen Studentenbewegung, die vielfach die Wege der weiteren Nationalbewegung vorgezeichnet hat, kann man nicht unterschätzen. Und wenn die hier zugänglich gemachten Erinnerungen nicht alle gleich wertvoll sind, so schildern sie das Leben der ukrainischen Studentenorganisationen in mehreren Universitätsstädten der Ukraine und Rußlands in der Zeitspanne 1890—1917. Kyjiv 1904—1909 (V. SADOVŠKYJ, S. 5—18 und D. DOROŠENKO, 19—22), Charkiv in den 90er Jahren (M. B., 23—26, O. KOVALENKO, 27—54) und Anfang des 20. Jh.s (KOVALENKO, oben zit., J. KOLLARD, 55—69, D. ANTONOVYČ, 70—73), Odessa 1903/04 (H. ČYKALENKOVA, 74—88), Petersburg 1902—1905 (D. DOROŠENKO, 89—109) und 1912—1917 (L. STRUTYNŠKA-SADOVŠKA, 110—122), Warschau 1901—1903 (D. DOROŠENKO, 123—127, V. LAŠČENKO, 128—134), Moskau 1898—1905 (V. DOROŠENKO, 135—161), Dorpat 1898—1904 (A. JAKOVLIV, 162—174), die ukrainische Studentenkonferenz 1908 (A. ŽUK, 175—192), Teilnahme der Ukrainer an der Prager slawischen Studentenkonferenz 1908 (O. BOČKOVŠKYJ, 193—207) — das ist der Umkreis, der hier in den Erinnerungen fast ausschließlich sehr aktiver Teilnehmer der ukrainischen Studentenbewegung vor dem Leser erscheint. Nur selten können die Verfasser auf dem schriftlichen oder gar gedruckten Stoff fußen (so vor allem Žuk und Bočkovškyj). Mehrere Fälle, in welchen wir Zeugnisse über dieselben Tatsachen von zwei oder mehreren Verfassern haben, zeigen, daß es doch gelingen kann, die Tatsachen nach Jahrzehnten mehr oder weniger genau wiederzugeben, — die Unterschiede beginnen dort, wo die Verfasser die Tatsachen zu interpretieren versuchen oder die Berichte über das Gesehene und Erlebte durch Vermutungen und quantitative Schätzungen ergänzen wollen (vgl. besonders die Verbesserungen D. Antonovyčs zu den Erinnerungen Kovalenkos und Kollards: die beiden Verfasser sind zu weit in den Versuchen gegangen, aus den einzelnen Tatsachen, die in ihrer Erinnerung noch leben, das einheitliche Bild aufzubauen). Viel Wichtiges fehlt: so etwa das Leben der größten ukrainischen Studentenorganisationen in Kyjiv und Petersburg 1910—1917, wie auch die wichtigen Jahre 1910—1917 in Odessa und Charkiv. Aber auch aus dem Dargebotenen ergibt sich ein interessantes Teilbild der Entwicklung der ukrainischen Nationalbewegung — vor allem 1900—1908; wenn auch die wichtigste Frage nach der Entwicklung der nationalen Ideologie leider zu selten besprochen wird, als ob die Verfasser die äußeren Tatsachen besser behalten haben oder für wichtiger halten. . . . Bei der Darstellung der Entwicklung der

politischen und nationalen Ideologie der ukrainischen Studentenschaft finden wir meist zu wenig Tatsachen und zu viel Interpretationen. Die Erinnerungen sind aber vielfach auch nur als Ergänzungen zu dem schon lange zugänglichen Stoff geschrieben, in anderen Fällen werden sie Ergänzungen und Berichtigungen hervorrufen. Jedenfalls ist der reiche Stoff, den wir auf den 200 Seiten finden, außerordentlich wertvoll. Es wäre vielleicht zu viel verlangt, wenn man hier gerne kommentierende Anmerkungen der Herausgeber gesehen hätte; aber ein Namensverzeichnis hätte in einer Veröffentlichung dieser Art nicht fehlen dürfen.

**Antonovyč, M.: Istorija Ukrajiny (Geschichte der Ukraine). I. Lieferung: Knjažadoba (Die Fürstenzeit). Prag 1940, Klein-8<sup>o</sup>, 80 S.**

Die erste Lieferung dieser dem Umfang nach kleinen Geschichte der Ukraine verdient besondere Aufmerksamkeit. Dem Verf. gelang es, trotz des geringen Umfangs seiner Arbeit, eine Schilderung zu geben, in welcher einige neue Gesichtspunkte geltend gemacht werden. Man sieht, daß der Verf. mit der Literatur aller Fragen in weitem Umfange vertraut ist und daß er bei aller Knappheit der Darstellung seinen Stoff sehr gut darzustellen vermag. Man darf von manchem schwerfälligen Satz absehen und die Fähigkeit des Verf. durchaus anerkennen, seinen Stoff klar darzustellen und den Grundgedanken seiner Skizze eine deutliche begriffliche Formulierung zu geben.

Die kleine Einleitung (5—12) betont das Neue in dem Standpunkt des Verf.: der Verf. lehnt es ab, die nationale Entwicklung (wie das die meisten ukrainischen Historiker getan haben) ins Zentrum seiner Betrachtung zu stellen und will vor allem die Entwicklung des Staatsgebildes „Ukraine“ darstellen. Mit Recht lehnt er es ab, den modernen nationalpolitischen Standpunkt in die geschichtliche Darstellung der früheren Jahrhunderte hineinzutragen. — Die vorliegende Lieferung bietet dem Leser die Geschichte der Ukraine vor dem Einbruch der Tataren Mitte des 13. Jh.s. Der Verf. behandelt seinen Stoff durchaus vorsichtig, gibt nur das Wichtige und versucht die historische Legende aus seiner Darstellung völlig zu entfernen. Hier geht er manchmal vielleicht schon zu weit, indem er selbst die Anfänge des Warägischen Eindringens im Dunkeln läßt und keinen Namen vor OLEG in seine Darstellung aufnimmt (ASKOLD und DIR z. B. lassen sich schlecht auf eine lokale Legende zurückführen). Seine Darstellung der Kyjiver und der Galizisch-Volynischen Zeit beachtet hauptsächlich die Tatsachen des politischen und des sozialen Lebens des Landes. Das letzte Kapitel (64—74) ist speziell der Kultur der Fürstenzeit gewidmet.

Man möchte doch einiges vermerken, was in der gut durchgedachten und ausgebauten Darstellung fraglich zu sein scheint. In diesem Falle darf man auch Kleinigkeiten nicht unbeachtet lassen, denn diese neue Darstellung ist als eine durchaus ernste wissenschaftliche Leistung zu betrachten. — So scheinen mir in der knappen Darstellung der Stämme des 9.—10. Jh.s die rätselhaften „Dulëben“ (20) nicht unbedingt notwendig: die mit diesem Namen verbundene Anekdote über die Herrschaft der Awaren läßt vermuten, daß die Nestor-Chronik den Namen aus einer westslawischen Quelle hat und daß es sich hier um die tschechischen „dudlëbi“ handelt (vgl. Cosmas von Prag, I, 26 am Ende; diese Auffassung wurde auch von PRESNJAKOV ausgesprochen, dagegen neuerdings eine Äußerung in dem nachgelassenen Werk A. A. ŠACHMATOVŠ — „Povešt vremennyh let i eje istočniki“, „Trudy otdela drevne-russkoj literatury“, IV, 1940, S. 91). Nicht ohne weiteres darf man „družina“ der Oleg-Zeit als „gemietet“ bezeichnen (23). Ungenau ist die Formulierung: „die neuesten Forschungen weisen auf Bulgarien... hin, als auf die Quelle, aus welcher Volodymyr das Christentum annehmen könnte“ (27), — es handelt sich bei den „neuesten“ Arbeiten (wohl PRISELKOV gemeint) nur um die Aufnahme der Hierarchie aus Bulgarien, die Quelle des Christentums aber war sicherlich Byzanz (vgl. die gute Übersicht der Frage von H. KOCH „Kyrios“ III [1938], 4, S. 253 ff. und das Referat meines Schülers Dr. J. LANGSCH im „Christlichen Orient“, V [1940], 4, 58 ff. VI [1941], 1, 11 ff.). Kaum kann man die Ansicht des Verf. annehmen, daß SVJATOPOLK „Okajannyj“ einem (uns unbekanntem) Konflikt mit der Kirche seine negative Beurteilung in der Chronik verdankt (28, vgl. 32): die Kirche hat zu jener Zeit die Familienzwickigkeiten der Fürsten sehr scharf beurteilt (vgl. die Legende des hl. FEODOSIJS, Ausgabe von Šachmatov

und LAVROV, Moskau 1899, S. 75 und and.), die Geschichte der Merowinger, an die der Verf. in den nächsten Zeilen anspielt, kann keinesfalls als ein überzeugender Analogiefall herangezogen werden! Unter den Ursachen des wirtschaftlichen Niedergangs des Kyjiver Reiches im 12. Jh. (32) darf keinesfalls die Rolle der Kreuzzüge vergessen werden, die zu einer Verbindung des Westens mit dem Osten auf einem anderen Wege geführt haben. S. 47 muß man „Solomeja“ zu „Salomeja“ verbessern. Wir wissen nichts von einer Hinrichtung des „Sängers“ (Dichters?) MITUSA, die Ipatjevskaja-Chronik teilt über ihn nur mit: „svjazannogo privedošā“ (unter dem J. 1241, am Ende, Ausgabe der Archeographischen Kommission 1871, S. 528); die Vermutungen über die „polemische Literatur“ jener Zeit in Verbindung mit dem Schicksal Mitasas haben nicht genügend Grundlage in unserer einzigen Quelle. Der Verf. unterschätzt die Nachrichten von den Greueln der Tataren: man ist in den letzten Jahren geneigt, den Charakter der tatarischen Unterdrückung in etwas milderem Farben als früher zu sehen, aber an der Verwüstung und Vernichtung ganzer Städte durch die Tataren (mindestens bei dem ersten Einbruch) kann kein Zweifel sein. Im ganzen ist aber die Darstellung des Verf.s, wie schon hervorgehoben, sehr gut; vor allem begnügt er sich nicht mit der Verfolgung der Grundlinien der Entwicklung, sondern verwertet für seine Darstellung vielfach auch kleine Tatsachen und wenig beachteten Stoff.

Einige grundsätzliche Einwände möchte ich gegen das letzte Kapitel machen. Der Verf., offensichtlich von seiner Absicht verleitet, die Tatsachen der Vergangenheit nicht zu „modernisieren“, geht manchmal zu weit in der Ablehnung der „modernen“ Beurteilung des altukrainischen Kulturlebens. So bezweifle ich auch schon seine Ansicht über „Russkaja pravda“, die er für eine „Gesetzsammlung (!) für Privatzwecke“ bezeichnet (66); für Privatzwecke kann man Präzedenzfälle sammeln, eine Sammlung der „Gesetze“ auch für Privatzwecke nimmt den Normen den Charakter der Gesetze nicht weg! — Besonders fraglich scheint mir die Wiederholung der veralteten Ansicht über den Ackerbau in der alten Ukraine als über eine gänzlich extensive Rodung-Wirtschaft. In derselben Gegend gab es Ackerbau schon zu der Skythen-Zeit. Die Volkskunde bietet uns auch genug Stoff für Beurteilung der damaligen Zustände (vgl. nur das Kapitel Ackerbau in der „Ostslavischen Volkskunde“ D. ZELENINS, Lpz.—B. 1927, vor allem S. 7—25), solche Worte, wie „ralo“ und „plug“ weisen auf das Vorhandensein des Steppenackerbaus. Die halbnomadische Rodung des Waldes gehörte in der alten Ukraine sicherlich zu der überwundenen Vorzeit und war nur in den Grenzgebieten möglich. Die ältesten Urkunden kennen ganz genau Grenzen der Landbezirke, was bei der ständigen Rodung der neuen Bezirke unmöglich wäre (vgl. auch „Russkaja pravda“). Ein ähnliches Bild bieten alle Literaturdenkmäler (Kirill von Turov, das Igorlied, Serapion von Vladimir, Nestor-Chronik 1103, am Anfang). Die Auffassung des Verf. steht eigentlich auch mit der neueren vorgeschichtlichen Forschung im Widerspruch (vgl. V. RAVDANIKAS: Nekotoryje momenty processa razvitija feodalizma . . . usf. M.—L. 1931; der Überblick der Frage bei S. JUŠKOV: Očerki po istorii feodalizma v Kijevskoj Rusi. M.—L. 1939, 7 f. und besonders bei B. GREKOV: Kijevskaja Ruš. M.—L. 1939, 34—50). — Am zweifelhaftesten ist die Darstellung der Rolle des Christentums im alten Kyjiver Reich (S. 71 ff.): auf die Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen, auch die einfachsten Tatsachen werden vom Verf. schon mit zweifelhafter Interpretation mitgeteilt (sind die slawischen und warägischen Namen in der christlichen Zeit ohne weiteres als „heidnisch“ zu bezeichnen? — auch die christliche Literatur — vgl. die Legende des hl. Issakij von Pečersk — teilt sie als „weltliche“ Namen der Christen mit, ohne daran Anstoß zu nehmen). Vor allem irrt sich der Verf., wenn er die altukrainischen Klöster der einseitigen Pflege der Asketik bezieht: die Literatur zeigt uns, daß für die altukrainischen Klöster die produktive Arbeit zum Ideal des mönchischen Lebens gehörte (vgl. darüber z. B. G. FEDOTOV: Svjatyje drevnej Rusi. Paris. 1931, S. 34 ff. und and., oder sogar einen Sowjetrussischen Verf., M. PRISELKOV: Istorija russkogo letopisanija . . . L. 1940, S. 41). Aber noch ungerechter ist die völlige Vernachlässigung der politischen Ideologie des Mönchtums; in den altukrainischen „Klöstern“ könnte keine Theorie geboren werden, die den Zerfall des Kyjiver Reiches verhindert hätte“ (74): wir wissen eigentlich viel mehr über die politische Ideologie der altukrainischen Geistlichkeit als über die der Fürsten (manche von den Zeugnissen der Ideologie der Fürsten sind uns nur dank der Anerkennung der geistlichen nichtorganisierten Zensur zugänglich

geworden — so die „Belehrung“ von Vladimir Monomach, die von einem Mönch in die Chronik aufgenommen wurde); und diese Ideologie zeigt genug Züge, die der Verf. positiv zu beurteilen hätte, sie war ohne Zweifel auch eine Ideologie der Staatseinheit; von großer Bedeutung war auch der kirchenpolitische Widerstand, die die altukrainische Geistlichkeit Byzanz in manchem Falle entgegengestellt hat (vgl. darüber die älteren Arbeiten Priselkova und die erwähnten Aufsätze H. Kochs und J. Langschs). Auch der Umfang der Christianisierung ist falsch beurteilt: christlich seien nur die Fürsten und die Fürstenmänner geworden (71), alles, was wir über die Zusammensetzung des alten Mönchtums wissen, spricht dafür, daß mindestens auch die städtische Bevölkerung vom Christentum stark mitgerissen wurde. („Kievopečerskij paterik“ gibt uns manchen interessanten Beweis dafür; vgl. schon die ältesten Heiligen von Kyjiv, von denen wir Genaueres wissen: Feodosij und Issakij.)

Die Arbeit begleiten eingehende Literaturhinweise, die ebenfalls vielseitig und gut sind. Ich hätte vielleicht noch manchen Hinweis weggelassen, um die wichtigen Arbeiten in den fremden Sprachen aufzunehmen (z. B. die erwähnte synthetische Darstellung H. Kochs und die genealogischen Arbeiten N. Baumgartens). Jedenfalls ist die Arbeit, die sich zunächst popularisierende Aufgaben stellt, in vielem recht interessant und wird sicherlich auch von belesenen Gebildeten gelesen werden. Man ist auf die weiteren Lieferungen gespannt, in welchen die Epochen dargestellt werden, mit denen sich der Verf. speziell beschäftigt hat.

Halle a. d. S.

D. TSCHIŽEWSKIJ.

**Sommer, Erich Franz: Die Einigungsbestrebungen der Deutschen im Vorkriegsrußland 1905—1914** (Deutsche Schriften zur Landes- und Volksforschung, Band 6). Leipzig, S. Hirzel, 85 S.

In Band 162 der „Historischen Zeitschrift“ habe ich versucht, „Hauptlinien einer Geschichte der ostdeutschen Volksgruppen im 19. Jahrhundert“ zu skizzieren, als entscheidendes Jahr für die politische Geschichte wurde dabei S. 537 ff. das Jahr 1905 bezeichnet. Es freut mich, heute diese gute Arbeit anzeigen zu können, die jene Feststellungen für den rußlanddeutschen Sektor ergänzt und bestätigt, zugleich aber eine Fülle oft unbekannter Tatsachen vor uns ausbreitet. Die in der H. Z. angedeuteten „Hauptlinien“ ermöglichen einen Vergleich mit dem Südostdeutschum. Charakteristisch ist vor allem die politische Aufspaltung in Stadtdeutschum, Großgrundbesitz und Bauertum. Stadtdeutschum und Grundbesitz werden wie im Südosten vielfach — abgesehen vom Baltikum — weitgehend entwickelt, der Liste deutschstämmiger madjarischer, kroatischer usw. Politiker läßt sich eine Liste deutschblütiger russischer Abgeordneter an die Seite stellen (die Angaben bei S. 62 ff. ließen sich z. B. durch Obzor dejatel'nosti Gosudar. Dumy tretjago sozyva 1907—1912 gg., Petersburg 1912, č. I, Anhang 1 noch etwas ergänzen).

Abgesehen von den allgemeinen Parallelen hat die gründliche Arbeit für die Südostforschung deswegen noch Bedeutung, weil sie Bessarabien berücksichtigt. Da neben den Balten die Schwarzmeerdeutschen eine führende Rolle spielten, bedeutet das, daß wichtige volkspolitische Vorgänge nach dem Weltkriege nur dann voll verstanden werden können, wenn die Vorkriegsentwicklung im zaristischen Rußland bekannt ist. Mittelpunkt der völkischen Bewegung im Süden war Odessa mit seinem „Südrussischen Deutschen Bildungsverein“ und der „Odessaer Zeitung“. An der Gründung des Bildungsvereines waren auch bessarabiendeutsche Vertreter beteiligt, dem ersten Vorstand gehörte der aus Bessarabien gebürtige lutherische Pastor STEINWAND an, 1909 waren gut ein Viertel aller Zweigvereine in bessarabischen Kolonien tätig. Neben Odessa lag das Schwergewicht des Vereines in Taurien und Bessarabien. In der Dorpater Studentenkorporation „Teutonia“, die 1908 gestiftet wurde, waren Bessarabiendeutsche von Anfang an stark vertreten, 1913 stellten sie 10 von 29 Mitgliedern. K. WILHELM, der neben STACH führende Volkspolitiker, seit 1901 Leiter der „Odessaer Zeitung“, ist in Lichtenthal geboren. Vertreter des Gouvernements in der ersten Duma war der Landwirt und langjährige Gemeindegemeinschafter von Tarutino A. WIDMER, ein vor allem an Schulfragen interessierter Deutscher, der bereits etwas „verrußt“ war, gleichwohl aber öffentlich erklärte, er sei gut deutsch (S. 61). In der zweiten Duma saß JOHANN

GERSTENBERGER; der dritten und vierten Duma gehörten keine deutschstämmigen Vertreter Bessarabiens an, doch wurde der aus Sarata gebürtige ehemalige Lehrer, spätere Schulze und Landwirt Joseph Zimmer im Dongebiet im September 1912 gewählt. Damals hatte der Nationalitätenkampf gerade in Bessarabien schärfere Formen angenommen, hatte doch Sabotkin, ein Mitglied des Akkermaner Landamts, eine Verunglimpfung der Kolonisten seines Gebiets drucken lassen (S. 73.).

Etwas überraschend ist, daß das „Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums“ nicht im Schrifttumsverzeichnis angeführt wird.

Z. Zt. im Felde.

H. J. BEYER.

**Rempel, Hans: Deutsche Bauernleistung am Schwarzen Meer.** Bevölkerung und Wirtschaft 1825. Leipzig, S. Hirzel 1940, XX + 108 S., 1 Karte. (Sammlung Georg Leibbrandt, 3. Quellen zur Erforschung des Deutschtums in Osteuropa.) Preis kart. RM 12,50.

Vorliegendes Heft bietet uns statistische Zusammenstellungen über die deutschen Ansiedlungen an der Küste des Schwarzen Meeres im Jahre 1825, zusammengestellt aus den Akten des Fürsorgekomitees für die Kolonisten in Südrußland<sup>1)</sup>. Eine Einleitung des Bearbeiters R. erleichtert die Benutzung der zusammengestellten Statistiken, die auch für die Südostforschung wichtig sind, vor allem in den Teilen, die das Deutschtum in Bessarabien betreffen.

R.

**Körner I.: Bericht über rassenkundliche Untersuchungen in Lakonien als Beitrag zu einer Rassenkunde Griechenlands.** Zur Morph. Anthrop. XXXIX (1940), 90—116.

Neben Kreta hält der Verf. den Kreis Lakonien für das anthropologisch interessanteste Gebiet Griechenlands (die Fels- und Steppenlandschaft Lakoniens als Rückzugsgebiet des Altgriechentums?). Die bereits besprochenen anthropologischen Erhebungen des Verf.s (vgl. SODF. V, 742/43) werden hier in eine Rassengeschichte des Peloponnes hineingestellt. Als rassische Grundelemente sieht der Verf. an: 1. eine alte nordische Grundsicht, Reste des indogermanischen Erbanteils der Hellenen der Antike; 2. romanische Elemente (Byzantiner), späterhin verstärkt durch Franken, Italiener und Spanier, also Mediterrane; 3. Slawen, mit den Griechen meist innig vermischt, vorwiegend „ostische“ (alpine, osteuropide?) Elemente; 4. Albaner, wenige Türken und Teile der kleinasiatischen Flüchtlinge aus jüngster Zeit, also dinarische und vorderasiatische Rasse; 5. Wlachen, Italiener, Deutsche, Zigeuner und wenige Juden, sowie Mischlinge dieser kleinen Volkssplitter mit Griechen. Bildbeispiele hierzu werden ausführlich besprochen. Das Griechentum in dem Bereich von Lakonien muß danach als Ergebnis einer sehr starken und intensiven Mischung verschiedener Rassen betrachtet werden, das heutige Rassenbild ist von dem des antiken Lakedämon weit entfernt. Immerhin ergibt ein Vergleich mit einer vorwiegend nordischen (schwedischen) und einer vorwiegend mediterranen (italienischen) Bevölkerung, daß z. B. in bezug auf Farbmerkmale die Lakonier mit 42% helleren Augen den Schweden näher als den Italienern stehen. Die Mediterranen wohnen mehr an der Küste, ihre Kinder wachsen schneller und sind geschlechtlich früher reif als die Kinder der nordisch-dinarischen Inlandsbewohner.

Breslau.

HANS GRIMM.

<sup>1)</sup> Die Tabellen sind aus dem Russischen übersetzt.

## Nachrichten

### D. Dr. Oskar Netoliczka † (1865—1940).

Am 13. Juli 1940 schied in Kronstadt Lyzealdirektor i. R. D. Dr. OSKAR NETOLICZKA aus dem Leben, mit ihm wurde ein verdienstvoller Führer des auslanddeutschen Schulwesens und zugleich ein hervorragender Gelehrter zu Grabe getragen. Seine fachliche Ausbildung erwarb er sich in Jena, Berlin und Budapest. An der erstgenannten Universität wurde er zum Dr. phil. promoviert, in Budapest errang er die Lehrbefähigung für das höhere Schulwesen. Bereits im Jahre 1890 fand er eine Anstellung an dem Kronstädter deutschen Obergymnasium, an dem er bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand zuerst als ungemein geschätzte Lehrkraft, später als Leiter dreieinhalb Jahrzehnte segensreich wirkte. Ganze Schülergenerationen wurden durch ihn, der innerer Neigung folgend den Unterricht aus philosophischer Propädeutik, Religion und Deutsch in den oberen Klassen übernommen hatte, in die Welt des deutschen Geistes eingeführt. Aber Netoliczkas Wirksamkeit als Pädagoge griff weit über die Grenzen Kronstadts hinaus. Als Verfasser von Lehrbüchern, die Jahrzehnte hindurch im Gebrauche standen, hat er dem Schulwesen treffliche Dienste geleistet. Weite Verbreitung fand seine „Kirchengeschichte“, die im Verlag „Vandenhoek und Ruprecht“ in Göttingen erschien und die hohe Verlagszahl des 70. Tausends überschritt. Bei der Umgestaltung des Schulwesens der sächsischen Volksgruppe, die durch die Eingliederung Siebenbürgens in den rumänischen Staatsverband 1919 notwendig geworden war, wirkte er unermüdlich durch Abfassung von Eingaben an die Behörden und durch Ausarbeitung neuer Lehrpläne mit. Im Ringen um die deutsche Schule Siebenbürgens, die zufolge der frankophilen Einstellung der Bukarester Regierung in den abgelaufenen zwei Jahrzehnten in schwerer Gefahr sich befand, half der Verstorbene nach Kräften mit, damit dem Bildungswesen seiner Volksgruppe der deutsche Charakter gewahrt bleibe. Über die Hauptgedanken, die seiner Schulleitung zugrunde lagen, legte er in einer Auslese seiner Schulreden Rechenschaft ab, die unter dem Titel „Per aspera ad astra“ im Druck erschien (Markusdruckerei, Kronstadt 1935). Aus ihnen geht hervor, daß er seine Lebensarbeit als Lehrer unter die Leitsterne stellte: Beseelung, Durchgeistigung und Vertiefung (S. 41). Sie war ausgerichtet auf das Doppelziel: „Es gilt dem Vaterlande Bürger, dem Volkstum Söhne und Töchter zu erziehen, die von dieses Vaterlandes Bedeutung und von den dieses Volkstum begründenden Eigenwerten geistig durchdrungen sind“ (S. 12). „Mit unserer Treue gegen den Staat ist unabtrennbar verbunden die Treue gegen uns selbst, gegen den Geist einer Jahrhunderte alten Kultur (S. 75).“

Neben seinem beruflichen Wirken entfaltete Netoliczka als Gelehrter eine höchst fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit, die vor allen Dingen durch die Tiefe und Vielseitigkeit seines Wissens und die Gründlichkeit seiner Arbeitsmethode gekennzeichnet wurde. Bleibende Verdienste erwarb er sich durch die Erforschung des Lebens und der Werke des Reformators der Sachsen JOHANNES HONTERUS, dessen ausgewählte Schriften er 1896 herausgab. Ferner trug eine Fülle von Einzeluntersuchungen, die seiner nie rastenden Feder entstammten, dazu bei, daß das geistige Honterusbild seine endgültige Formung erhalte. Auch die Spalten maßgebender Fachorgane, z. B. die der „Zeitschrift für Kirchengeschichte“ und anderer, standen ihm oft zur Verfügung, um seine gehaltvollen Aufsätze zu veröffentlichen. Außerdem war er Mitarbeiter des bekannten Sammelwerkes „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“, in dessen Bänden er mit einer ganzen Anzahl von Bei-

trägen vertreten ist, die sich in erster Reihe auf Gestalten und Probleme der siebenbürgischen Kirchengeschichte beziehen. Netoliczkas Forschertätigkeit fand in Fachkreisen verdiente Anerkennung, die Züricher theologische Fakultät nahm ihn unter die Zahl ihrer *doctores honoris causa* auf. Unvergessen bleibe schließlich seine Mitherausgeberschaft der bedeutsamen „Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt“ und seine gediegene Redigierung des Kronstädter Kalenders „Sächsischer Hausfreund“, die ihm Jahre hindurch anvertraut war.

Die gesamte Lebensarbeit des Dahingeshiedenen war mit in erster Reihe darauf eingestellt, die geistigen Beziehungen zwischen dem Deutschtum in Rumänien und dem Mutterland zu vertiefen. Er hat sich als Vorkämpfer deutscher Bildung im Karpatenland ein halbes Jahrhundert hindurch bewährt. Dies bezeugte ihm auf ehrenvollste Weise das Goldene Doktordiplom, das ihm die Jenaer Schiller-Universität im Vorjahr zusandte. Dies brachte ferner die Münchener Deutsche Akademie zum Ausdruck, indem sie ihn zu ihrem Mitglied ernannte. Schließlich zeichnete ihn die Leitung des „Volksbundes für das Deutschtum im Ausland“ durch Verleihung der bronzenen Ehrenplakette aus. Sie wurde ihm „für verdienstvolle Arbeit am Deutschtum“ zuerkannt.

Kronstadt.

OSKAR WITTSTOCK.

Im Jahre 1940 verstarb zu Budapest der Historiker Prof. Dr. HEINRICH MARCZALI (geb. 1856), der sich durch eine große Anzahl teilweise umfangreicher Arbeiten zur mittelalterlichen, vor allem aber neuzeitlichen Geschichte Ungarns einen Namen gemacht hat. Seine beste Arbeit ist die dreibändige Monographie über die ungarische Geschichte im Zeitalter Josefs II. Marczali hatte in Berlin noch bei Georg Waitz gehört und Leopold Ranke kennen gelernt.

Januar 1940 starb zu Agram der emeritierte Professor für kroatische Geschichte FERDINAND ŠIŠIĆ (geb. 9. März 1869). Š. hatte in Wien und Agram studiert, war dann längere Zeit (1892—1906) Mittelschullehrer an verschiedenen Orten Kroatiens, wurde 1906 Universitätssupplent, 1908 außerordentlicher und 1910 ordentlicher Professor für kroatische Geschichte an der Universität Agram, wo er als Nachfolger seines Lehrers SMIČIKLAS eine fruchtbare Tätigkeit entfaltete. Den deutschen Historikern sind von seinen zahlreichen Werken, die der mittelalterlichen und neuzeitlichen Geschichte der Kroaten gewidmet waren, am meisten bekannt seine Arbeiten in deutscher Sprache: „Die Schlacht bei Nikopolis“ (1898), „Die Wahl Ferdinand I. von Österreich zum König von Kroatien“ (1917), besonders jedoch seine großangelegte „Geschichte der Kroaten“ (Bd. 1, Agram 1917), die leider nur den frühmittelalterlichen Teil umfaßt.

Die deutsche Geschichtsforschung trauert um den großen Gelehrten, in dem unsere Zeitschrift einen Mitarbeiter verloren hat.

F. V.

Am 17. Mai 1940 starb der o. Professor der klassischen (seit 1933 der griechischen) Philologie an der Budapester Universität, RUDOLF VÁRI (geb. 5. Dezember 1867). Vgl. die Nekrologe in BZ XL (1940), 351—352 und EPhK LXV (1941), 159—161.

Mit CYRILL HORVÁT (1865—1941) ist einer der gründlichsten und besten Kenner der mittelalterlichen ungarischen Literatur verschieden. Besonders seine Arbeiten über die mittelalterliche ungarische Kodexliteratur sind für die weitere Forschung von grundlegender Bedeutung (vgl. den Nekrolog in *Irodalomtörténeti Közlemények* LI [1941], 217—220).

Am 18. Februar 1941 starb zu Agram der Domherr JANKO BARLE (geb. 12. März 1869). Der Abstammung und dem Bewußtsein nach Slowene, hat er sich u. a. der slowenischen und kroatischen Kirchengeschichte in zahlreichen Arbeiten gewidmet.

Anfang April 1941 verschied der ungarische Ministerpräsident Univ.-Prof. PAUL TELEKI. Teleki war Leiter des geographischen Instituts und Professor für Geographie an der Universität Budapest.

Am 15. Juli 1941 starb in Laibach Dr. AUGUST ŽIGON (geb. 8. Januar 1877). Žigon, der an der Wiener und Grazer Universität studiert hatte, machte seinen Namen bekannt durch Studien vor allem über slowenische Literaturgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jh.s. Das Schaffen des slowenischen Dichters PREŠEREN hat in ihm einen besonders eifrigen Forscher gefunden. In zahlreichen Studien befaßte er sich mit der Persönlichkeit und dem Werk dieses Dichters.

Dr. GOTTFRIED FITTBOGEN, namentlich bekannt durch eine Reihe von wertvollen Studien über das Deutschtum in Südosteuropa, ist am 22. September 1941 gestorben. Wir bringen im nächsten Heft der Zeitschrift eine ausführliche Würdigung des Verstorbenen.

Mit Dr. Dr. h. c. METHOD DOLENC (19. Dezember 1875 bis 10. Oktober 1941) ist der bedeutendste slowenische Rechtshistoriker verschieden. Dolenc hatte in Wien studiert. Nach der Errichtung der Universität Laibach bzw. der Rechtswissenschaftlichen Fakultät wurde Dolenc zum ordentlichen Professor für Strafrecht und Strafprozeß berufen.

Die Herausgabe eines umfassenden Südosteuropa-Handbuchs enzyklopädischen Charakters wurde vom Deutschen Auslandswissenschaftlichen Institut Berlin in Angriff genommen. Es wird herausgegeben von Dr. FRITZ VALJAVEC, dem Leiter der Abteilung Südosteuropa.

Dr. phil. FRANZ HILLE wurde zu Beginn des Sommersemesters 1941 von der Philosophischen Fakultät der Universität Laibach zum Honorarprofessor für deutsche Sprache und Literatur ernannt.

Mit Beginn des Herbstsemesters wurde an der Budapester Universität ein Bulgarisches Institut eröffnet. Zum Leiter des Instituts wurde der Leiter der Ostabteilung des Nationalmuseums in Sofia Dr. PETER MIJATEV bestellt.

Ein „Deutsches Institut“ wurde im Februar 1941 zu Szegedin eröffnet (vgl. auch SOF. V [1940], 1037).

Am 22. März 1941 wurde an der Universität Fünfkirchen die Zweigstelle des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts in Ungarn eröffnet.

Die im Mai 1941 errichtete Karpathenländische Wissenschaftliche Gesellschaft befaßt sich mit Fragen der ruthenischen Hochkultur, der Literatur, der Philologie, der Volkskunsthochkultur und den Problemen der wichtigen nationalen ideologischen Fragen, während der neugegründete Kurtyák-Verein die Verbreitung der ruthenischen Kultur unter dem Volk besorgt.

Ein Deutsch-Bulgarisches Agrarinstitut ist Frühjahr 1941 in Sofia eröffnet worden.

Ein rumänisches wissenschaftliches Institut für Transnistrien wurde am 15. Januar 1942 in Tiraspol durch den Gouverneur für Transnistrien, ALEXEANU, eröffnet.

Für das vom Grafen PAUL TELEKI 1926 an der Volkswirtschaftlichen Fakultät der Universität Budapest gegründete Orientalische Institut ist eine Umbildung und Erweiterung vorgesehen. Die Tätigkeit des neu gegründeten Instituts gliedert sich in vier Fachgruppen: 1. Balkan. 2. Naher Osten. 3. Rußland. 4. Ferner Osten. Zur ersten Fachgruppe gehören Albanien, Bulgarien, Griechenland, Rumänien, Serbien.

Die Leiter des Instituts sind Ministerialsektionschef a. D. Dr. IWAN EDGAR NAGY und Prof. Dr. JULIUS GERMANUS.

Zum Präsidenten der Rumänischen Akademie wurde Professor SIMIONESCU gewählt.

Zum Direktor des Instituts für Weltgeschichte in Bukarest wurde Univ.-Prof. Dr. GEORG BRĂTIANU ernannt.

Prof. Dr. KARL KURT KLEIN wurde an die phil. Fakultät der Universität Klausenburg zum ordentlichen Professor für deutsche Sprache und Literatur mit besonderer Berücksichtigung der siebenbürgisch-sächsischen Sprache und Literatur berufen.

Zum stellvertretenden Direktor des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts in Sofia sowie zum Leiter der wissenschaftlichen Abteilung dieses von Prof. Dr. HANS KOCH geleiteten Instituts wurde der bekannte Islamkundler und Turkologe Prof. HERBERT DUDA, Breslau, ernannt.